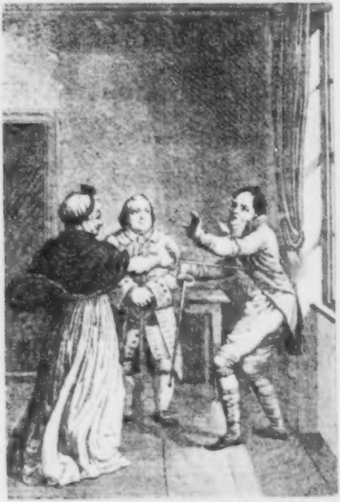
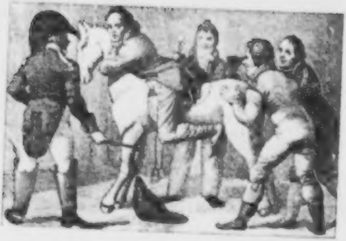


[illegible] [illegible]



Neue Schriften

von

A. F. E. Langbein.

Erſter Band.

Berlin,
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Dieſes Buch ſollte den Titel: Vermiſchte Schriften erhalten; es war aber zu beſorgen, daß man es unter dieſer Benennung, zum Nachtheil des Herrn Verlegers, bloß für eine Sammlung ſchon gedruckter, und in Zeitſchriften zerſtreuter Aufſätze anſehen möchte. Aus dieſem Grunde bekam es die gegenwärtige Aufſchrift.

Dieſe Vorſicht war um ſo nöthiger, da ſeit einigen Jahren mehrere Schriftſteller aufgetreten ſind, die nicht nur — ihrem Vorgeben nach — meinen ziemlich ſeltenen Familiennahmen führen, ſondern auch zum Theil ſo ſtark mit mir ſympathiſiren, daß ſie mir in der Wahl des Stoffes und der Behandlungsart deſſelben folgen, und ſich auch ſogar des Titels meiner Schriften bey den ihrigen bedienen. — Viele verſtändige Leute, mit denen ich über dieſen Unfug ſprach, hielten dieß alles für blauen Dunſt, und drückten ſich mitunter eben ſo derb darüber aus wie Madam Schwalbe Seite 17. Ich für meine Perſon ſtelle dahin, ob meine ſchreibſeligen Nahmensgenoſſen wirklich leiben und leben, oder ob ſie bloß erdichtete Geſchöpfe des Eigennutzes und der Gewinnſucht ſind. — Damit mir jedoch das Publikum, durch ſie irre geleitet, nicht fremde Sünden aufbürde, ſo will ich hier alles genau verzeichnen, was ich geſchrieben habe:

1) Gedichte; 2 Theile. (Leipzig, bey Dyk.)

2) Liebhaber wie ſie ſind, und wie ſie ſeyn ſollten. Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

3) Die Todtenerſcheinung. Poſ-

ſe in Einem Akt. (Beyde in vorbenannter Buchhandlung.)

4) Schwänke; 2 Bändchen. (Dresden, bey Richter. Zweyte verbeſſerte Auflage in der Schäferſchen Buchhandlung zu Leipzig.)

5) Feyerabende. 3 Theile. (Die beyden erſtern Theile bey Voß und Compagnie in Leipzig; der dritte Theil — und jetzt das ganze Werk — bey Breitkopf und Härtel daſelbſt.)

6) Talismane gegen die lange Weile. 3 Sammlungen. (Berlin, bey Sander.)

7) Der graue König, ein novantiker Roman. (Berlin, bey Frölich.)

Hierzu kommt noch in einigen Wochen ein Bändchen Novellen, und damit iſt vor der Hand mein Schriftenverzeichniß geſchloſſen. Jedes andere Buch, das ſonſt noch unter meinem Nahmen erſchienen iſt, geht mich nichts an. —

Die Darſtellung der in dieſem Bande enthaltenen dramatiſchen Poſſe (wozu der Grundſtoff einiger Charaktere und Scenen aus einem engliſchen Luſtſpiele des bekannten Samuel Foote entlehnt iſt) wird, dem erſten Anſehen nach, dadurch erſchwert, daß darin zwey komiſche alte Matronen auftreten, die nicht bey allen Bühnen vorhanden ſind. Dieſe Schwierigkeit iſt aber leicht gehoben, wenn ein geſchickter Schauſpieler die Rolle der Frau von Schmelz übernimmt. So hat ſie ſelbſt Foote ausgetheilt. — Ein ehrenwerther Mann, der das Theaterfach ganz verſteht, und jetzt unſtreitig der erſte deutſche Schauſpieler iſt, machte mir zwar dagegen den Einwand, daß dieß in Deutſchland zu viel gewagt ſeyn würde: ich meines wenigen Orts ſehe aber nicht den geringſten Anſtoß dabey. Es treten ja täglich Frauenzimmer in Mannsrollen auf; warum ſollte das Gegentheil nicht Statt finden können? — Der Sittlichkeit thut es, wahrlich! keinen Eintrag; denn die Erſcheinung eines Mannes in einer Enveloppe oder einem faltenreichen Schleppkleide iſt ganz unläugbar weniger unanſtändig, als das muthwillige Herumgaukeln einer jungen Schauſpielerin in der engen Tracht eines Pagen oder Fähnrichs. —

Im übrigen gewinnt eine Rolle, wie die der Frau von Schmelz, ohne Zweifel an komiſcher Wirkung, wenn ſie ein launiger Mann mit beſonnener Poſſierlichkeit darſtellt. Ich bin daher überzeugt, daß ſich die Kaſſe jeder

Bühne, die dieſen Verſuch macht, nicht übel dabey befinden wird.

Mehr habe ich über dieſen Band nicht zu ſagen. Der Inhalt des zweyten wird ein komiſcher Roman ſeyn.

Inhalt.

I. Die Schule der Eleganz. Eine Poſſe in drey Aufzügen. . . . Seite 1.
II. Das Blumenmädchen. Eine Erzählung. . . . . — 215.
III. Die Zeugen. Eine Anekdote. — 319.

Die

Schule der Eleganz.

Eine Poſſe in drey Aufzügen.

Perſonen.

Herr von Buff.
Meiſter Buff, ſein Bruder.
Madam Schwalbe.
Julie, ihre Nichte.
Frau von Schmelz.
Moritz, ihr Sohn.
Gauch, Hofmeiſter des Herrn von Buff.
Wieſel, ein Agent.
Hannchen, Stubenmädchen der Madam Schwalbe.
Ein Tanzmeiſter.
Ein Bereiter.
Ein Miethkutſcher.
Bediente des Herrn von Buff.

Die Handlung geht im Hauſe der Madam Schwalbe vor.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Zimmer der Madam Schwalbe.

Hannchen. (ſtrickend.)

Ob ich denn eine Nadel werde ruhig abſtricken können? — Es wäre ein Wunder! — Ich bin das Leben in dieſem Taubenſchlage recht ſatt. Das iſt den ganzen Tag ein Aus- und Einfliegen ohne Ende! Und wenn's nur noch fromme Tauben wären, ſo möcht' es ſeyn; aber da kommen lauter Raben, Geyer und Habichte. Pfuy über das häßliche Geſchmeiß! Seitdem vollends der hochwohlgeborne Eulenſpiegel, Herr Peter von Puff, hier im Hauſe wohnt, ſind die Raub- und Stoßvögel unausſtehlich rege geworden. (Es wird ſtark an der Thür geklopft.) Dacht' ich's doch! Das iſt gewiß wieder ſo ein Vogel Greif; man hört's gleich an der Haſt, mit der er ſich anmeldet. (Stärkere Schläge an die Thür.) Nu, nu, nur Geduld! (Sie geht und öffnet.)

Zweyter Auftritt.

Agent Wieſel. Hannchen.

Wieſel. (ſchnell eintretend.) Guten Tag, ſchönes Mädchen.

Hannchen. Sind Sie's denn nur? — Ich dachte, es wäre wenigſtens ein Graf; ſo gebietheriſch klopften Sie an.

Wieſel. Ja, wer ſo viel Geſchäfte hat, wie ich, kann nicht lange vor den Thüren ſchildern. Iſt Madam zu Hauſe?

Hannchen. Dieß Mahl nicht.

Wieſel. Sapperment! das iſt ärgerlich. Sie hat mich ausdrücklich auf dieſe Stunde her beſtellt, und nun ſchachert ſie in der weiten Welt herum. — Was giebt's denn? Was will ſie von mir?

Hannchen. Ich weiß davon kein Wort.

Wieſel. Sie machte die Sache ſehr wichtig, und ein Mann wie ich giebt ſich auch mit Kleinigkeiten nicht ab. Wenn ſie nur da wäre! Es iſt, wahrlich! recht unartig von der werthen Madam. (Er läuft ungeduldig im Zimmer auf und ab.) Einen Müßiggänger mag ſie ſo in den April ſchicken; aber mich nicht. Ich weiß gar nicht, was ſie denkt. Es iſt ihr doch bekannt, daß ich immer alle Hände voll zu thun habe, und daß bey mir jede Viertelſtunde ihren baren Louisd'or werth iſt.

Hannchen. Ey bewahre! So viel gebe ich Ihnen nicht dafür, und Madam vermuthlich auch nicht. Halten Sie ſich alſo ja keinen Augenblick länger hier auf! Sie könnten uns ſonſt eine fürchterliche Rechnung machen. (Sie drängt ihn ſcherzhaft nach der Thür.)

Wieſel. (ſträubt ſich poſſierlich und ungelenk.) Nicht doch! nicht doch! Bey einem ſo netten Mädchen bleib' ich umſonſt, oder mache mich auf andre Weiſe bezahlt. (Er haſcht nach einem Kuß.)

Hannchen. (weicht ihm verächtlich aus.) Ruhig, Herr Agent! Das paßt nicht zu den grauen Haaren unter Ihrer Perücke.

Wieſel. Aha! wenn ich alſo einen ſchwarzen Krauskopf hätte, wie ſie jetzt Mode ſind — da — da —

Hannchen. Schwatzen Sie nicht ſo albern! Ich verbitte mir das ernſtlich

Wieſel. Hoho! dieſe ſtolze Tugendſprache macht mich ganz irre. (Er blickt, wie befremdet, im Zimmer umher.) Ich bin gewiß fehl gegangen. — Wohnt hier Madam Schwalbe?

Hannchen. Wer ſonſt?

Wieſel. Die gefällige, dienſtfertige Madam Schwalbe?

Hannchen. Hm!

Wieſel. Die wandernde Trödelbude?

Hannchen. Ich erſtaune.

Wieſel. Die Heirathsſchmiedin?

Hannchen. Schweigen Sie!

Wieſel. Die geheime Liebesſtafette?

Hannchen. Herr! ich rathe Ihnen —

Wieſel. Die Gelegenheitsmacherin?

Hannchen. Welche Läſterungen! (Sie wendet ſich weg, und hält mit beyden Händen die Ohren zu.)

Wieſel. Die ehrbare, fromme Matrone, die keine Predigt und keine Gelegenheit — zum Prellen verſäumt? — Die gefühlvolle Dame, die oft ſo rührend und weinerlich ſpricht, und dabey ihre Kunden ſo zwackt, daß ihnen die Augen übergehn? — Die alte Kreuzſpinne, die in ihrem Netze auf junge, leichtſinnige Fliegen lauert? — Mit Einem Worte: die Funfzig-Prozent-Chriſtin — die Raubbiene — das immer flotte Kaperſchiff — ?

(Er wird durch ein lautes Klopfen an der Thür unterbrochen.)

Hannchen. Ha! da kommt Madam. Nun, mein Herr, blüht Ihr Glück. Ich will Sie ſogleich als einen geſchickten Portraitmahler empfehlen. (Sie will nach der Thüre gehn.)

Wieſel. (hält ſie zurück.) Ums Himmels willen nicht!

Hannchen. Laſſen Sie mich los!

Wieſel. Habe Mitleiden, verrathe mich nicht!

Hannchen. Kein Pardon! Madam ſoll alles erfahren.

(Wiederholtes Klopfen.)

Wieſel. (mit ſteigender Angſt.) Hannchen, goldenes Hannchen, erbarme dich! Madam Schwalbe iſt meine einzige Stütze — ich bin zeitlebens ein ruinirter Mann. (Er wirft ſich ihr zu Füßen.) Mache mich nicht unglücklich! Ich habe eine Frau und ſieben lebendige Kinder.

Hannchen. Jämmerlicher Menſch! (Sie ringt ſich los, und öffnet die Thür.)

Dritter Auftritt.

Madam Schwalbe. Ein Miethkutſcher. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. (in der Thür.) Na, Jungfer, Sie läßt mich gewaltig lange klopfen. (Sie tritt krächzend herein. Ihre ſchwarze Enveloppe iſt, wie die Plane eines Frachtwagens, über große Bündel ausgebreitet, die ſie unter beyden Armen trägt. Ihr folgt ein Miethkutſcher mit ähnlichem Gepäck.)

Wieſel. (geht ihr mit tiefen Bücklingen entgegen.) Unterthäniger Diener, werthgeſchätzte Madam. Erlauben Sie. (Er nimmt ihr die Bündel geſchäftig ab.)

Mad. Schwalbe. Bon jour, Herr Wieſel! Was hatten Sie denn da für einen zärtlichen Auftritt mit meiner Hanne? Ich ſah durchs Schlüſſelloch, daß Sie vor ihr auf den Knien lagen.

Wieſel. (ängſtlich ſtammelnd.) Ich? — ich kann mich nicht erinnern. — Doch ja — (Er zwingt ſich zum Lächeln.) ich will's nur geſtehen — ich bin Mitglied eines Privat-Theaters geworden, hab' eine Liebhaberrolle übernommen, und probierte ſie eben jetzt ein Bißchen.

Mad. Schwalbe. (ſchlägt die Hände zuſammen.) Was das für Streiche ſind, ſich in Ihren hohen Jahren mit dem ſündlichen Komödienſpiel abzugeben! Fürchten Sie denn nicht die Strafe des Himmels? —

(Zu Hannchen.) Nu, was ſiehſt du da, und haſt Maulaſſen feil? Kannſt du nicht dem Kutſcher die Waaren abnehmen, und mir einen Stuhl reichen? Du ſiehſt doch, daß ich mich kaum mehr auf den Beinen erhalten kann.

Hannchen. (eilt zum Kutſcher.)

Wieſel. (bringt einen Stuhl.) Madam verzeihen, daß ich meine Schuldigkeit nicht eher beobachtet habe.

Mad. Schwalbe. (ſetzt ſich ächzend.) Uf! was habe ich heute für einen Marſch gemacht! Matt wie eine Fliege, mußte ich mich endlich fahren laſſen; ſonſt wär' ich mitten auf der Gaſſe liegen geblieben. Nee, unſre liebe Stadt iſt eine gar zu große Babel. Man muß alle Tage ſeinen Biſſen Brod viele Meilen weit ſuchen.

Wieſel. Arme Madam! Sie greifen ſich allzu ſtark an.

Mad. Schwalbe. Ja, das iſt wahr;

ich placke mich ehrlich, und habe wenig oder nichts davon. Es iſt gar kein Geld mehr unter den Leuten. (Zum Kutſcher.) Was bin ich Ihm ſchuldig?

Kutſcher. Madam, ein harter Thaler iſt nicht zu viel.

Mad. Schwalbe. Er iſt nicht klug! Für den Katzenſprung von der Brücke bis hierher, einen Thaler?

Wieſel. Schäm' Er ſich, mein Freund. Er muß die brave Madam nicht ſo unchriſtlich übertheuern.

Kutſcher. Ja, die brave Madam und ihre Packete ſind auch brav ſchwer. Es war ſo gut, als ob ich eine ganze Gevatterſchaft geladen hätte.

Mad. Schwalbe. Ein ſpaßhafter Mann! Da hat Er einen Gulden, und geh' Er mit Gott. (Sie giebt ihm Geld.)

Kutſcher. Madam ſind ſehr genau. Doch ich will zufrieden ſeyn, um ein ander Wahl wieder die Ehre zu haben. Aber noch ein Trinkgeldchen!

Mad. Schwalbe. Man kann euch Leuten nicht genug geben. — Trinkgeld! — Er riecht ja ſchon von weiten wie eine Branntweinsblaſe. — Hier ſind noch ein paar Groſchen. (Sie giebt ihm.) Leg Er ſie gut an!

Kutſcher. Zu einem Schnäppschen auf Dero Geſundheit.

Mad. Schwalbe. Er thäte beſſer, wenn Er Seine ausgehungerten Schimmel mit einer Metze Haſer traktirte.

Kutſcher. Wie? Für das Trinkgeld, das Sie mir gegeben haben, ſollte ich Haſer kaufen? — Nein, Madam! Das läßt mein Gewiſſen nicht zu.

Wieſel. Sein Gewiſſen?

Mad. Schwalbe. Was kann denn das dagegen haben?

Kutſcher. Laſſen Sie ſich dienen. Es iſt meine Schuldigkeit, den Herrſchaften gehorſam zu ſeyn. Wenn nun eine ſo ſtattliche Madam, wie Sie, zu mir ſagt: Da, Kutſcher, hat Er ein Trinkgeld —

Mad. Schwalbe. Nun?

Kutſcher. So wär's ja Widerſpenſtigkeit und Ungehorſam, wenn ich das erhaltene Geſchenk zu ſonſt etwas anlegte. Es wäre ja nicht anders, als ob ich mich an anvertrautem Gute vergriffe.

Mad. Schwalbe. Drolliger Kauz! Er muß in Seinem Leben viel Advokaten gefahren haben, weil Er eine ſchlimme Sache ſo gut zu vertheidigen weiß. Nun thu Er nach Seinem Belieben.

Kutſcher. Alſo bleibt's bey dem Gläschen auf Dero werthe Geſundheit. Adieu, Madam. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Kutſcher.

Wieſel. Ein durchtriebener Schalk!

Mad. Schwalbe. (zu Hannchen.) Hat jemand nach mir gefragt?

Hannchen. O, erſtaunend viel Leute! Es war nicht möglich, ſie alle im Kopf zu behalten. Hier habe ich ſie aufgeſchrieben. (Sie überreicht einen großen Bogen Papier.)

Mad. Schwalbe. Lies mir vor.

Hannchen. (lieſ't langſam und laut.) Verzeichniß der Perſonen, die heute, den —

Mad. Schwalbe. Ohne Senf, zur Sache!

Hannchen. (lieſ't.) Nummer Eins: Herr Kandidat Bläh, wegen der Pfarre in Lammsdorf.

Mad. Schwalbe. Will er die ihm angetragene Kammerjungfer aus hoher Hand heirathen?

Hannchen. Mit großem Vergnügen.

Mad. Schwalbe. Gut. So bekommt er die Pfarre, und wird mich wahrſcheinlich aus Dankbarkeit bald zu Gevatter bitten.

Wieſel. (reibt ſich luſtig die Hände.) Hä! hä! ein ſcharmanter Einfall!

Mad Schwalbe. Weiter!

Hannchen. (lieſt.) Nummer Zwey: Herr von Boreas. Er ſucht ein Kapital von ſechstauſend Thalern.

Mad. Schwalbe. Das mag er ſuchen bis an den jüngſten Tag. Weiter!

Hannchen. (lieſt.) Nummer Drey: Der Pfandleiher Baruch, der mit der Obrigkeit in Unfrieden gerathen iſt, und ſich deshalb einen guten Rath ausbitten wollte.

Mad. Schwalbe. Er wird geprellt und gewuchert haben. Was geht das mich an? Ich bin eine chriſtliche Frau, und nehme

nehme nicht mehr als landüblich iſt. Man muß leben und leben laſſen. – Fahr fort!

Hannchen. (lieſt.) Nummer Vier: Ein blutjunger, unbärtiger Menſch, der ſich einen Schriftſteller nannte, und eine große Laſt Papier unter dem Arme trug, die Madam an einen Buchhändler verhandeln ſollten.

Wieſel. Ein neuer Geſchäftszweig!

Mad. Schwalbe. Der aber wohl ſchlechte Früchte tragen möchte.

Hannchen. Er meinte, der junge Menſch: er wollte den Nahmen irgend eines ſchon bekannten Schriftſtellers auf den Titel ſeines Buchs ſetzen; dann würden die Buchhändler wohl zugreifen, und die Leſer auch.

Mad. Schwalbe. Je, der Spitzbube! Er will Nahmen ſtehlen, und ich ſoll ſie verkaufen! — Du kommſt mir recht! — Wir wollen uns bey dem Schuft nicht aufhalten.

Hannchen. (lieſt.) Nummer Fünf bis Neune: Ein Secretär, eine Amme, ein Informator, ein Reitknecht und ein Mohr — alles dienſtloſe Leute, die um Empfehlung und Verſorgung bitten.

Mad. Schwalbe. Haben ſie Atteſtate von ihren vorigen Herrſchaften?

Hannchen. Zum Theil. Dort liegen ſie.

Mad. Schwalbe. Schon gut. Fort!

Hannchen. (lieſt.) Nummer Zehn: Ein junges, bildſchönes Frauenzimmer, das ſein Anliegen nicht entdecken wollte.

Wieſel. (bey Seite.) Ich errath' es.

Mad. Schwalbe. Wird doch wiederkommen?

Hannchen. Gegen Abend. (Sie lieſt weiter.) Nummer Elf bis Vierzehn: Ein Taſchenſpieler, ein Maultrommelſchläger, eine Harfeniſtin, und ein Seiltänzer.

Mad. Schwalbe. Mein Himmel! was wollte das Volk?

Hannchen. Dem Herrn von Puff Unterricht geben.

Wieſel. (neugierig.) Wer iſt der Herr von Puff?

Mad. Schwalbe. (ſchnell einfallend.) War das Harfenmädchen jung und hübſch?

Hannchen. O nein. Alt und grau, und häßlich wie eine Zigeunerin.

Mad. Schwalbe. (unwillig.) Der Balg ſoll mir nicht wieder über die Schwelle kommen. (Zu Wieſel.) Sie fragten nach dem Herrn von Puff?

Wieſel. Ja, ich war ſo frey, weil mir ſein Nahme ganz fremd iſt.

Mad. Schwalbe. Er wär's Ihnen nicht, wenn Sie ſeit acht Tagen einen Gang zu mir gethan hätten.

Wieſel. Pardonniren Sie.

Mad. Schwalbe. Der Herr von

Puff, will ich Ihnen ſagen, wohnt hier im Hauſe — Doch wir wollen alsdann von ihm ſprechen. Jetzt mag Hannchen ihr buntes Regiſter vollends ableſen. Allons! wer war noch da?

Hannchen. (lieſt.) Nummer Funfzehn: Ein gekrönter Po —

Mad. Schwalbe. (mit der größten Heftigkeit aufſpringend und einfallend.) Po — Potentat? Gekröntes Haupt?

Hannchen. Ich, meines Theils, habe keine Krone auf ſeinem ſtruppigen Kopfe geſehn. Es war ein Brauſewind in einem abgetragenen Fähnchen.

Mad. Schwalbe. (polternd.) Und der gab ſich für einen Potentaten, für ein gekröntes Haupt, aus?

Hannchen. Nicht doch, Madam! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden. Er ſagte, er wär' ein gekrönter Poet.

Mad. Schwalbe. (matt und kleinlaut die

Hände faltend.) Ach, du lieber Gott! — ein Poet! — (Zu Wieſel.) Wie kommen denn ſolche Menſchen dazu, ſich einer Krone zu rühmen?

Wieſel. Es iſt nur ein armſeliges Kränzchen von Lorberzweigen.

Mad. Schwalbe. Da geht mir ein Licht auf. Es muß jetzt eine ſchmäliche Menge Poeten geben; denn die Lorberblätter ſind ſeit einiger Zeit ganz ungewöhnlich im Preiſe geſtiegen.

Wieſel. (ſchmeichelnd.) Wie witzig!

Mad. Schwalbe. Was wollte denn der Lorberprinz?

Hannchen. Sie ſollten ihn dem Herrn von Puff zum Lehrer der Versmacherkunſt empfehlen.

Mad. Schwalbe. Das fehlte noch!

Hannchen. Er hat ein kleines Probeſtück ſeiner Kunſt hier zurück gelaſſen: ein Lobgedicht auf Madam. (Sie holt ein Blatt von ihrem Arbeitstiſche.)

Mad. Schwalbe. Ein Lobgedicht auf mich? — Dieſe Ehre iſt mir in meinem Leben noch nicht widerfahren. Laß doch hören!

Hannchen. (lieſ't.)

Die halbe Stadt, o theure Madam Schwalbe,
Verehret dich —

Mad. Schwalbe. (befremdet.) Dich! — dich! — Sehr cordat! ſehr familiär! Als ob wir mit einander Gänſe gehütet hätten.

Wieſel. Das machen die Poeten nicht anders. Sie dutzen Könige und Kaiſer.

Mad. Schwalbe. So muß ich mir's wohl auch gefallen laſſen. Da Capo!

Hannchen. (lieſ't langſam m. pathetiſcher Stimme, und legt beſonders einen nachdrücklichen Ton auf die Reime.)

Die halbe Stadt, o theure Madam Schwalbe,
Verehret Dich als eine edle Dame!
Nein, durch die ganze Stadt, nicht bloß die halbe,
Erſchallt von dir die Ruhmtrompet' der Fame.

Wer Raths bedarf, pflügt gern mit deinem Kalbe,
Und hat davon nicht die geringſte Blame.
Für Blind' am Geiſte kochſt du Augenſalbe,
Und Krücken ſchnitzeſt du für Seelenlahme.

O, wenn doch auch die Götter mir vergönnten,
Mich einzumiſchen in den Ameishaufen
Der zahllos um dich wimmelnden Klienten! —

Mad. Schwalbe. (Die während der Vorleſung ihr Erſtaunen und Mißfallen mit ſtummen Geberden bezeigt hat, kann jetzt nicht länger an ſich halten, und ſtampft mit den Füßen.) Das wird zu toll! Kein Wort weiter von dieſer vermaledeiten Salbaderey!

Hannchen. Es ſind nur noch drey Zeilen übrig.

Mad. Schwalbe. Ich mag ſie nicht hören, wenn du mir auch auf jede einen Dukaten legteſt.

Wieſel. Viel geſagt!

Mad. Schwalbe. Anfangs gefiel mir das Ding — wenn ich das vertrauliche Du ausnehme — nicht ſo ganz übel; aber mit Einem Mahle ſchlug der Brey um, und ward ungenießbar. — Und dieſer poetiſche Sudelkoch will recommandirt ſeyn? — Ja, ins Irrenhaus will ich ihn recommandiren.

Wieſel. (mitleidig.) Er wäre wohl verſorgt.

Mad. Schwalbe. (zu Hannchen.) Biſt du mit deiner Liſte bald zu Ende?

Hannchen. Nein, lange noch nicht.

Mad. Schwalbe. Der Tauſend! ſo iſt ja ein ganzes Regiment hier einmarſchirt.

Hannchen. Das zweyte Bataillon — eben ſo ſtark wie das erſte — iſt noch zurück.

Mad. Schwalbe. Das wollen wir ein andres Mahl muſtern.

Wieſel. Der Poet hat Ihnen alle Luſt verderben.

Mad. Schwalbe. Wahrhaftig! (Zu

Hannchen.) War das zweyte Bataillon vielleicht ein beſſerer Schlag von Leuten?

Hannchen. Ich kann's eben nicht rühmen.

Mad. Schwalbe. Nun baſta! Trag die Sachen, die ich mitgebracht habe, hinauf in die Pfänder-Kammer.

Hannchen. Sehr wohl. (Sie geht mit einigen Bündeln ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Hannchen.

Wieſel. Ich bewundere Sie, Madam. Was Sie für einen Schwall von Geſchäften haben, und mit welcher Pünktlichkeit und muſterhaften Ordnung Sie alle verrichten!

Mad. Schwalbe. Bagatellen, Herr Wieſel, wobey man kaum das Salz in die Suppe verdient. Aber, hören Sie —

(Sie zieht ihn vertraulich weiter vor, und ſieht ſich beſorgt um.) jetzt habe ich ein Plänchen, das aus andern Augen ſieht — ein ſehr wichtiges Plänchen. Gelingt's, wie ich nicht anders hoffe, ſo habe ich meine Schäfchen ins Trockne gebracht.

Wieſel. Es ſollte mich aufrichtig freuen, wenn Ihre Verdienſte endlich ein Mahl auf eine würdige Weiſe belohnt würden. Kann ich Ihnen vielleicht bey Ihrem Vorhaben an die Hand gehen?

Mad. Schwalbe. Allerdings. Deswegen beſtellte ich Sie her. — Nun, horchen Sie! Der Herr von Puff, von dem vorhin die Rede war, iſt der beſte Fiſch, den ich gefangen habe, ſeit ich möblirte Zimmer vermiethe, und das ſind nun volle dreyßig Jahre. Hören Sie, er hat drey oder vier große, große Koffer voll Geld. Die ſtärkſten Laſtträger, die man finden konnte, trugen und hoben ſich daran beynahe zu Krüppeln, als er hier einzog. Das Glück iſt der Dummen Vormund; dabey bleibt's. Hören Sie, noch vor einem halben Jahre hat er in einem kleinen Städtchen, zwölf oder funfzehn Meilen von hier – ich weiß nicht gleich, wie das Neſt heißt — ein miſerables Würzkrämchen gehabt, und iſt ein ſehr armer Schlucker geweſen. Da hat ſich's nun gefügt, verſtehen Sie mich, daß —

(Klopfen an der Thür.)

Potz Henker! was giebt's denn ſchon wieder? Bin ich nicht ein geplagtes Weib! Nicht einen Mund voll Worte kann ich mit einem Freunde ruhig ſprechen. Ich muß nur ſehen, wer da iſt. Bemühen Sie ſich indeſſen in die Küche. Ich rufe Sie, ſobald ich wieder frey bin. Gehen Sie mir aber ja nicht fort!

Wieſel. Nein, nein, wertheſte Madam (Er trippelt auf den Zehen durch eine Seitenthür ab.)

Sechſter Auftritt.

Frau von Schmelz. Madam Schwalbe.

Mad. Schwalbe. (öffnet die Mittelthür, und tritt mit der affektirten Geberde einer freudigen Ueberraſchung einen Schritt zurück.) O, meine gnädige Frau, ich freue mich unendlich, Sie unter meinem Dache zu ſehn.

Fr. v. Schmelz. (bewegt ſich in Trauerkleidern hüſtend und ſchwerfällig herein.) Votre servante, Madame. (Sie ruft hinter ſich.) Johann, der Kutſcher ſoll am Hauſe halten. — Ach, ma chère amie, ich bin ſehr echauffirt — ganz außer Athem — die Treppen, die Treppen! — Erlauben Sie, daß ich mich ſogleich placire. (Sie pflanzt ſich auf den nächſten Stuhl.)

Mad. Schwalbe. Behüte der Himmel! Sie werden ſich doch nicht hier an der Thürſchwelle niederlaſſen. Ihnen gebührt der beſte Ehrenplatz in meinem Hauſe. Kommen Sie, kommen Sie! (Sie hilft ihr vom Stuhl auf.)

Fr. v. Schmelz. (vorwärts ſchwankend.) Allzu höflich, allzu gütig! Mir iſt jeder Ort gleich, wenn ich nur das Vergnügen habe, mit Ihnen freundſchaftlich zu converſiren. — Nun, weiter wollen wir nicht vorrücken. Ich bin ſehr marode. (Sie ſinkt ächzend auf einen Stuhl.) Geprieſen ſey der Ehrenmann, der das Sitzen erfand! — Wie geht's Ihnen denn, meine Beſte?

Mad. Schwalbe. Danke für gnädige Nachfrage. Ich ſchleiche nun ſo immer ſchlecht und gerecht, aber mit zufriedenem Herzen, auf der Mittelſtraße fort. Mit der glücklichen Frau von Schmelz kann ich mich freilich nicht meſſen. Bey Ihnen heißt's: Mit Vielem hält man Haus; und bey mir: Mit Wenigem kommt man auch aus.

Fr. v. Schmelz. Ihre Philoſophie ſcharmirt mich. Zufriedenheit iſt ein edles

Kleinod. Aber der Himmel macht es Ihnen auch, wie mich dünkt, eben nicht ſehr ſauer, dieſe Juwele in Ihrem Herzen zu conſerviren. Sie haben eine ſchöne, lebendige Nahrung —

Mad. Schwalbe. (ſtutzend.) Eine lebendige?

Fr. v. Schmelz. C'est à dire, eine gute, lebhafte Nahrung. Sie ſind die beliebte und belobte Geſchäftsträgerin des größten Theils der hieſigen Nobleſſe, und Aemtchen bringen Käppchen; das iſt bekannt.

Mad. Schwalbe. Ach! meine beſte gnädige Frau, es iſt nicht alles Gold, was glänzt, und das Geld, das verzweifelte Geld, iſt jetzt gar zu klemm. Es hängt auch in vielen großen Häuſern wie an Ketten. Ja, freche Betrieger, windige Gauner, Spürhunde der Wolluſt, Handlanger und Werkzeuge der Neuigkeit, und ſo weiter — die maſten ſich, und werden reich. Solches Geſindel findet allenthalben offne Kaſſe. (Trömmelnd.) Wenn aber die beſcheidene Ehrlichkeit ein paar Thälerchen blutſauer verdient hat, und nun mit ſtummer Geduld an der Thüre ſteht, und ihren billigen Lohn erwartet: da giebt's überall finſtre, ungnädige Geſichter, und alle Kaſten ſind leer. — Ich ſage und bleibe dabey: Je, ärger der Schalk, je beſſer ſein Glück.

Fr. v. Schmelz. So iſt, leider! der Weltlauf. Aber, goldenes Frauchen, alle Ihre Kunden bezahlen doch wohl nicht mit ſo abominablem Undank, wie Sie eben zu referiren beliebten. Ich, par exemple, werde dieſes ſchwarze Regiſter gewiß nicht vermehren. — Doch, Sie haben wohl, unter dem großen Trubel Ihrer andern Affairen, mich und mein Herzensgeſchäftchen ganz vergeſſen.

Mad. Schwalbe. Ich Sie vergeſſen? — Sie thun mir bittres Unrecht durch dieſen Verdacht. Ich habe für Sie geſorgt, als ob es mich ſelbſt beträfe.

Fr. v. Schmelz. Sérieusement? — Ich brenne vor Neugier und Verlangen.

Mad. Schwalbe. Wollen Sie ſich nach Frankreich, England, Italien, oder gar nach Amerika, vermählen?

Fr. v. Schmelz. Ey, ey! warum ſollte ich ſo weit emigriren? — Die Waare, die ich ſuche, iſt ja im lieben Vaterlande überflüßig vorhanden.

Mad. Schwalbe. O ja! Ich kann Ihnen mit einer großen Ladung deutſcher Eheſtandskandidaten von allen Sorten aufwarten. Befehlen Sie einen Blonden oder einen Braunen? Einen Huſaren-Major oder einen Kirchenpropſt? Einen Rieſen oder einen Zwerg?

Fr. v. Schmelz. Gehn Sie mir, Sie ſpaßhafte Frau, mit Ihren drolligen Hyperbeln! Da hätten Sie ja ein vollſtändi-

ges

ges Männer-Magazin! — Sogar Rieſen und Zwerglein! — Hä! hä! hä! die letzte Sorte muß ich mir aus beweglichen Urſachen in jedem Falle gehorſamſt verbitten. Denn dieſer ſchwache Calibre — hi! hi! hi! —

Mad. Schwalbe. Taugt nichts — iſt nicht der Copulationskoſten werth. Sie haben Recht. — Die gnädige Frau ſind eine Kennerin; das merkt man.

Fr. v. Schmelz. (mit dem Finger drohend.) Frauchen, Frauchen! Sie detourniren mir auf eine ſchalkhafte Weiſe die Wörtchen im Munde, und ſcheinen auf einen gewiſſen Artikel zu zielen, für den ich niemals paſſionirt geweſen bin. — Ich arme, verlaſſene Witwe ſuche einen Ehegenoſſen, der dem Hausweſen mit Kraft und Energie vorſtehen kann. Bey dieſer Intention läßt ſich aber von einem verbutteten Figürchen, an dem die Natur gleichſam nur halbe Arbeit gethan hat, kein erſprießlicher Gebrauch machen. — Ein ſolcher kleiner Zachäus — hä! hä! hä! — (Sie fällt plötzlich in einen weinerlichen Ton.) Doch, ach! wie kann ich ſo badiniren? — Es iſt für mich traurig genug, daß ich von mancherley Umſtänden preſſirt werde, in der trieglichen Ehelotterie ein neues Loos zu nehmen. Einen ſolchen Treffer, wie mein ſeliger Gemahl war, zieh' ich gewiß nicht wieder. (Sie fängt an zu ſchluchzen.)

Mad. Schwalbe. Faſſen Sie ſich. Setzen Sie Ihrer Betrübniß endlich Maß und Ziel. Man muß in der Welt nur immer vorwärts ſehen, nicht hinter ſich. Was vorbey iſt, das iſt vorbey.

Fr. v. Schmelz. Das führe ich mir freilich auch täglich und ſtündlich zu Gemüthe, um meine Seufzer und Thränen zu moderiren. Aber nicht alle Menſchen denken ſo philoſophiſch wie Sie, meine gute

Madam. Ich befürchte beſonders von den pedantiſchen Verwandten meines ſeligen Mannes das Gegentheil. Sie würden mich gewiß für ein frivoles Sujet halten und ausſchreien, wenn ſie erfahren ſollten, daß ich bereits wieder proviſoriſche Anſtalten zu einer neuen Mariage treffe.

Mad. Schwalbe. Je, das iſt ja ſo gut, als ob Sie dem wohlſeligen Herrn eine Ehrenſäule ſetzten. Sie legen dadurch an den Tag, daß er Ihnen den Eheſtand ſehr angenehm gemacht hat, und daß Sie nun außer demſelben ſo wenig leben können, wie ein Fiſch auf trockenem Lande.

Fr. v. Schmelz. So iſt's auch in der That.

Mad. Schwalbe. Und überdieß kann man Ihnen wirklich nicht vorwerfen, daß Sie zu ſehr eilten. Der Selige ruht doch ſchon ein feines Weilchen im Grabe. Wie lange iſt's wohl her? Ich denke drey Wochen —

Fr. v. Schmelz. Und drey Tage.

Mad. Schwalbe. Nun, bedenken Sie die Zeit!

Fr. v. Schmelz. (weinend.) Aber ich kann ihn doch immer noch nicht vergeſſen. Sogar in meinen Träumen ſchwebt er — nein, daß ich nicht löge — ſitzt er vor mir. Sitzen war ſeine Freude, ſein Leben. Er ſaß — der gute, ſanfte Mann! — ſaß den ganzen Tag auf ſeinem großen Lehnſtuhle — Sie werden ihn geſehen haben, er iſt mit ſtarkem grünen Damaſt überzogen, und ſo hoch wie ein Thron — nun, darin ſaß er und ruhte vom Morgen bis in die Nacht. Er pflegte dabey immer die Hände über dem Unterleibe fromm und chriſtlich zu falten, und begnügte ſich, ſtatt der tumultuariſchen Vergnügungen anderer Weltmenſchen, mit dem ſtillen Divertiſſement, ſeine beyden Daumen unaufhörlich um einander herum zu wirbeln. Sagen

Sie ſelbſt, liebe Madam, war das nicht ein unſchuldiges Spielchen?

Mad. Schwalbe. Ach! ſo unſchuldig, daß man's in der Kirche treiben kann.

Fr. v. Schmelz. Er hatte ſich darin durch lange Uebung eine admirable Fertigkeit erworben. Sehen Sie, ſo ſaß er — gerade ſo — und ſo macht' er's. (Sie legt ſich phlegmatiſch im Stuhle zurück, und ſpielt mit den Daumen.)

Mad. Schwalbe. Sie haben's ihm gut abgelernt.

Fr. v. Schmelz. O, Sie flattiren! Seine Zierlichkeit und Adreſſe kann ich bey weiten nicht erreichen. — Nun bedenken Sie, was ich verloren habe!

Mad. Schwalbe. Freilich viel. Doch ſcheint mir Ihr Verluſt noch erſetzlich.

Fr. v. Schmelz. Sagen Sie das nicht! Es war ein Mann wie ein Heimchen; man ward ihn gar nicht gewahr: den einzigen Fall ausgenommen, wenn das Eſſen nicht zu rechter Zeit fertig war. Das mußte präciſe Schlag zwölf Uhr vor ſeinem Lehnſtuhle aufgetragen werden; ſonſt brummte er, sans comparaison, wie ein hungriger Bär, und war wohl gar baſtant, mit den Füßen zu ſtampfen. Hatte aber die Köchin zur beſtimmten Minute angerichtet, und er fand alles nach ſeinem Gout appretirt, ſo war er auch ſo mild und freundlich wie ein Maylüſtchen. — Ach! ich könnte mein Leben lang von ihm ſprechen, und würde doch nicht fertig, ſeine Meriten zu rühmen.

Mad. Schwalbe. Das iſt alles recht gut und ſchön. Wenn aber die gnädige Frau noch bis dieſe Stunde in den Wohlſeligen ſo zärtlich verliebt ſind, ſo wollte ich Ihnen kaum rathen, ihm ſchon jetzt einen Nachfolger zu geben.

Fr. v. Schmelz. Liebe Madam! muß

ich denn nicht? — Eine ſchutzloſe Witwe gleicht einem ſchwachen Nelkenſtöckchen, dem man Stab und Stütze geraubt hat. Es liegt zu Boden, und jedermann tritt darauf.

Mad. Schwalbe. Das wäre ſchlimm! Ich bin ſelbſt ſeit zwanzig Jahren Witwe; aber Trotz ſey dem gebothen, der mir den Fuß auf den Nacken ſetzen wollte.

Fr. v. Schmelz. Ey, Sie! — Sie ſind eine determinirte Frau, eine muthige Amazone. Ich hingegen bin ein zartes, furchtſames Täubchen, ohne Galle und Kralle — jeder Geyer rupft mich. Die Domeſtiken rebelliren gegen meine Befehle, die Verwalter auf meinen Gütern ſtehlen wie die Raben, mein Sohn, der Wildfang, macht auf der Univerſität lockere Streiche, und wäre lieber heute als morgen hier, um das väterliche Erbtheil in Empfang zu nehmen und zu diſſipiren — kurz, ich bin eine Kreuzträgerin, und es muß anders werden.

Mad. Schwalbe. Sie ſprechen von Zentnern Kummer und Noth, und man ſollte glauben, Sie wüßten von keinem Quentchen. Sie haben alles in Hülle und Fülle —

Fr. v. Schmelz. Ja, liebe Freundin, das muß ich geſtehen: eine Frau von Habenichts bin ich nicht. Meine zwey conſiderablen Landgütchen ſind bis auf den letzten Heller bezahlt, und überdieß habe ich ganz artige Kapitälchen. Aber dieſer Gottesſegen verwickelt mich denn auch in einen Wirrwarr von Geſchäften, die mich bey meiner körperlichen Conſtitution ſehr incommodiren. Da giebt's ewige Conferenzen mit Advokaten, Mäklern, Agenten et cätera, und alle machen mir ein X für ein U. Enfin, ich kann ſo nicht beſtehen;

ich muß einen männlichen Beyſtand, einen Beſchützer haben.

Mad. Schwalbe. Alſo einen braven, verſtändigen Mann, der Ihr Hausweſen regiert?

Fr. v. Schmelz. Richtig.

Mad. Schwalbe. Nun, wenn Sie ſich denn — wie es auch ſehr wohlgethan iſt — bloß in dieſer Abſicht wieder vermählen wollen, ſo ſehn Sie natürlicher Weiſe nicht auf's Alter. Das heißt: Sie ſuchen keinen Springinsfeld, keinen Gelbſchnabel —

Fr. v. Schmelz. Ey, bewahre! Kein junges Fäntchen. — Ich kenne freilich manche alte Dame, die füglich die Großmutter ihres Gemahls ſeyn könnte; aber das iſt Ueppigkeit und Thorheit. Ich bin darüber hinaus.

Mad. Schwalbe. Recht gut. Aber

ein Greis paßt doch auch nicht für Sie. Ich dächte, ein angehender Sechziger —

Fr. v. Schmelz. (mit Erſtaunen.) Ein Sechziger? — Soll ich mich mit einem Graukopf alliiren, um ſeine Wärterin zu ſeyn?

Mad. Schwalbe. So wählen Sie einen Fünfundfunfziger.

Fr. v. Schmelz. (überhebt ſich der Antwort durch Huſten.)

Mad. Schwalbe. Oder einen Funfziger.

Fr. v. Schmelz. Ein gefährliches Alter! Männer von dieſen Jahren ſind ſchlaue Füchſe, und mit allen Hunden gehetzt.

Mad. Schwalbe. Oder einen Fünfundvierziger.

Fr. v. Schmelz. (huſtet.)

Mad. Schwalbe. Oder einen Vierziger.

Fr. v. Schmelz. Liebe Madam, ſoll ich mich über dieſen Punkt ganz aufrichtig expectoriren?

Mad. Schwalbe. Das wird wohl das Beſte ſeyn.

Fr. v. Schmelz. Sehn Sie, mein Sohn, der Student, iſt ein toller Geiſt. Ich muß alſo, wenn ich ihn in guter Zucht halten will, einen vigourösen Mann haben, der mir nicht ſo geſchwind, wie man eine Hand umkehrt, alt und malade wird.

Mad. Schwalbe. Das widerſpricht aber Ihren vorigen Aeußerungen. Sie beliebten zu ſagen, Sie wollten keinen jungen Gemahl.

Fr. v. Schmelz. Ja, das ſagt' ich, und dabey bleibt's auch. Nicht jünger als ungefähr ſechs oder ſieben und zwanzig Jahre. — Das iſt doch, wahrhaftig! nicht allzu jung.

Mad. Schwalbe. Nein, nein; da haben Sie Recht. Das iſt ein treffliches, kernhaftes Alter. So ein Mann iſt muthig und raſch —

Fr. v. Schmelz. Das ſag' ich eben.

Mad. Schwalbe. Iſt in allen Fächern zu brauchen.

Fr. v. Schmelz. Ja wohl.

Mad. Schwalbe. Bleiben Sie bey dieſem Entſchluß. Ich hoffe, Sie nach Wunſch zu bedienen.

Fr. v. Schmelz. Sie werden mich ungemein obligiren.

Mad. Schwalbe. Rechnen Sie auf mich. Ich habe ſchon halb und halb ein ſolches Subject auf dem Rohre.

Fr. v. Schmelz. Kann ich's wohl dieſen Nachmittag hier in Augenſchein nehmen?

Mad. Schwalbe. Schon heute? — Das wird kaum möglich ſeyn. Die gnädige Frau haben viel Eile.

Fr. v. Schmelz. Bloß meines Sohnes wegen.

Mad. Schwalbe. Ich glaub' es wohl. Sie werden ſich aber dennoch einige Tage gedulden müſſen. Heute kann ich wirklich nichts verſprechen.

Fr. v. Schmelz. O, wenn's doch möglich wäre! Ich habe nach Tiſch in dieſer Gegend Geſchäfte, und könnte ſo zwey Würfchen mit Einem Steinchen thun. Sehen Sie zu. Ich frage, mit Ihrer Permiſſion, gegen drey Uhr wieder nach. Vielleicht —

Mad. Schwalbe. Ich zweifle ſehr. Ihr Beſuch iſt aber zu jeder Zeit eine Ehre für mich und mein Haus.

Fr. v. Schmelz. Point de complimens! Thun Sie was in Ihren Kräften ſteht. Ich will Sie jetzt nicht länger incommodiren und abhalten, für mich Anſtalten zu treffen. (Sie erhebt ſich ächzend vom Stuhle.) Ach! aller dieſer ſauern Gänge wäre ich überhoben, wenn der Himmel nicht meinen theuern Gemahl von dieſer Welt abgefordert hätte. (Schluchzend.) Sehn Sie, ſo bald ich an ihn denke, thun ſich meine Thränenquellen auf. — (Sie ſchweigt einige Secunden, trocknet ſich die Augen, und fährt dann raſch und vergnügt fort.) Alſo, wie ich Ihnen geſagt habe, trautes Madamchen, ſechs oder ſieben und zwanzig Jahre — nicht älter! — Uebrigens wohl conditionirt, und nota bene! von Adel. — Au plaisir de vous revoir, Madame. (Sie wackelt fort.)

Mad. Schwalbe. Ich empfehle mich zu Gnaden. (Sie begleitet die Abgehende bis an die Hauptthür, kommt dann zurück, und ruft zur Nebenthür hinaus.) Hannchen! Herr Wieſel ſoll kommen. — Ueber das komiſche alte Mamachen! — Völlig manntoll! — Ich weiß noch Keinen für ſie. Doch verlaſſe ich mich auf ihre Landgütchen und Kapitälchen; denn an ſolchen Angelchen beißen die Männchen gar zu gern an.

Siebenter Auftritt.

Wieſel. Madam Schwalbe.

Wieſel. Frau von Schmelz war hier?

Mad. Schwalbe. Lange genug. Sie hat immer Pech am Kleide. — Setzen Sie ſich. Wir haben nicht viel Zeit. (Sie ſetzen ſich.) Der Herr von Puff war alſo, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ein Dütchenkrämer. Nun hören Sie, wie ſonderbar ihn das Glück reich gemacht hat. Vor ungefähr drey Vierteljahren, verſtehen Sie mich, kommt im Gaſthofe ſeines Städchens ein fremder Reiſender an, wird krank, und liegt ſechs Wochen auf Einer Stelle. Als er wieder geſund iſt und abreiſen will, kann er den Wirth nicht bezahlen. Dieſer läßt ihn nicht fort. Der arme Fremdling verſilbert alles, was er von ſeinen wenigen Habſeligkeiten entbehren kann; es reicht aber nicht. Er biethet nun ein Loos der holländiſchen Lotterie um ein Spottgeld in der Stadt aus. Niemand mag's; doch endlich wird er mit dem gegenwärtigen Herrn von Puff um ein paar Thaler Handels eins, und vier Wochen darauf — bedenken Sie das tolle Glück! — hat das Loos Einhundert und zwanzig Tauſend holländiſche Gulden gewonnen.

Wieſel. Alle Wetter! Ueber den Glückspilz! Das macht nach unſerm Gelde — den Gulden holländiſch Courant zu dreyzehn Groſchen gerechnet —

Mad. Schwalbe. Netto fünf und ſechzig tauſend Thaler.

Wieſel. Ein ungeheures Glück für einen Pfennigkrämer!

Mad. Schwalbe. Drum fuhr auch der Hochmuthsteufel ihm ſtracks in den Kopf. Er ſchloß ſein Lädchen, kaufte ein Rittergut, ließ ſich adeln, und kam hieher, um

Fechten,

Fechten, Reiten und Tanzen zu lernen, und ſich überhaupt zu einem Hofmann zu bilden.

Wieſel. Ha! ha! ha! was ſich ſo ein Menſch für unnöthige Plage macht! Wenn ich das ſchöne Geld hätte, ich wollte ruhig auf meinem Stuhle ſitzen, und das Geld müßte arbeiten.

Mad. Schwalbe. Das thäte ich auch.

Wieſel. Er ſchickt ſich wohl nicht einmahl zu den galanten Künſten, die er treiben will?

Mad. Schwalbe. Gerade ſo, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Das können Sie ſich vorſtellen. Was Hänschen nicht gelernt hat, das lernt ein Hans zwiſchen Funfzig und Sechzig nimmermehr.

Wieſel. Schon ſo alt? Der Menſch iſt toll!

Mad. Schwalbe. Ich bin deſto klüger, und befinde mich bey ſeiner Tollheit recht wohl. Alle ſeine Lehrer, die ich ihm empfohlen habe, ſind meine Kreaturen. Der windige Abenteurer Gauch —

Wieſel. Ich kenne den Zeiſig.

Mad. Schwalbe. Iſt ſein Hofmeiſter und Profeſſor der Galanterie. Außerdem giebt ihm auch der Fechtmeiſter Sarraß Lectionen.

Wieſel. Nicht auch der zierliche Tanzmeiſter Strohfiedel, und der gewaltige Pferdebändiger Rammskopf?

Mad. Schwalbe. Die fangen heute an.

Wieſel. Nun, da ſind die rechten Burſche beyſammen.

Mad. Schwalbe. Sehn Sie, ſo habe ich ihn ganz in meiner Gewalt, und er ſollte dem Himmel auf den Knien dafür danken. Hätte er nicht bey ſeiner Einfalt in ſchlimme Hände gerathen können? Sie wiſſen, was es für Gaunerbanden hier giebt. — Ich will ihn nicht plündern — ey bewahre! — ich will bloß den holländiſchen Geldſtrom, der ihm in den Kopf geſtiegen iſt, auf eine feine und anſtändige Art in meine Familie leiten.

Wieſel. Aber durch welchen Kanal?

Mad. Schwalbe. Durch meine Nichte, die ich dem leichtgläubigen Schächer, unter dem Nahmen einer Baroneſſe von Adlersburg, zur Gemahlin empfohlen habe.

Wieſel. Nicht möglich!

Mad. Schwalbe. Sie glauben nicht, wie ſtolz er auf die Ehre iſt, in eine ſo hohe Familie zu heirathen.

Wieſel. Ha! ha! ha! Wie entwickelte ſich denn bey Ihnen dieſer große Gedanke?

Mad. Schwalbe. Durch den Herrn von Puff ſelbſt. Er war kaum in meinem Hauſe warm geworden, ſo vertraute er mir ſeinen Entſchluß, ſich zu vermählen. Ha! dachte ich, das iſt für Julien eine vortreffliche Gelegenheit, unter die Haube zu kommen; und ich war ſchon im Begriff, mit ihrem Nahmen heraus zu platzen, als er ſich erklärte: daß ſeine künftige Gemahlin ein Fräulein ſeyn müſſe. Ich will durchaus, ſprach er, was Gnädiges haben.

Wieſel. So zierlich drückte er ſich aus?

Mad. Schwalbe. Mit denſelben Worten. — Wie war ich froh, daß ich Julien noch nicht genannt hatte! Ich adelte ſie nun auf der Stelle, und gab ihr einen mächtig reichen Vater, der außerhalb Landes, dreyßig Meilen von hier, eine große Herrſchaft beſitzt.

Wieſel. Welche kühne, meiſterhafte Wendung!

Mad. Schwalbe. Der Baron, ſagte ich, hat zwar viel Familienſtolz, iſt aber mein alter, intimer Freund, und ich vermag alles über ihn. Er vertraut mir, ſagte ich, ſeine einzige, geliebte Tochter — ich habdie Sorge übernommen, ihre Erziehung und Ausbildung zu vollenden — ſie iſt ſchon auf der Reiſe — kommt in einigen Tagen an — wird in meinem Hauſe wohnen, und ſo weiter.

Wieſel. Ihr erfinderiſcher Kopf iſt unbezahlbar.

Mad. Schwalbe. Dieß Mährchen erſann und* erzählte ich in Einem Athem. Der Pinſel war entzückt, und beſtürmte mich mit Bitten, ſeine Freywerberin zu ſeyn. Ich verſprach, an den Baron zu ſchreiben, und ſchrieb auch wirklich durch einen reitenden Bothen — an meine Nichte. — Sie wiſſen, Herr Wieſel, ich brachte ſie vor anderthalb Jahren in die berühmte Erziehungsanſtalt nach —

Wieſel. Ich weiß, ich weiß.

Mad. Schwalbe. Nun gut. Ich befahl ihr in meinem Briefe, ſich ſogleich reiſefertig zu machen, und an einem beſtimmten Tage — nähmlich geſtern — hier einzutreffen. Um ihr nun gleich bey ihrem Einzuge ein vornehmes Anſehen zu geben, ſchickte ich ihr auf die letzte Station eine vierſpännige Karoſſe entgegen, und darin kam ſie denn geſtern in der Abenddämmerung angeraſſelt, und der Poſtillion klatſchte, befohlner Maßen, das die Fenſterſcheiben klirrten. Mein Herr von Puſt war ſogleich bey der Hand, um ſie zu bekomplimentiren; ich ließ es aber nicht zu. Bewahre der Himmel! rief ich, was würde der alte Baron ſagen! Das Fräulein darf, ohne ſeine Erlaubniß, mit keiner Mannsperſon ſprechen. Gedulden Sie ſich, ſagte ich, bis ſeine Antwort auf meinen Brief ankommt. Ich erwarte morgen einen Courier.

Wieſel. Madam, ich bewundere Sie immer mehr. Sie ſind eine Tauſendkünſtlerin.

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, ich

habe die Sache klug eingefädelt? Und thue ich nicht dabey ein recht gutes Werk? — Julie hat keine Aeltern mehr, ich vertrete Mutterſtelle bey ihr, und es iſt alſo Chriſtenpflicht, für die arme Waiſe zu ſorgen.

Wieſel. Sehr löblich!

Mad. Schwalbe. Apropos! wie geht's Ihnen jetzt?

Wieſel. (Die Achſeln zuckend.) Miſerabel. Ich bin ganz auf die Hefen gekommen.

Mad. Schwalbe. Haben nichts zu thun?

Wieſel. So wenig als um Weihnachten die Bratenwender im Karlsbade.

Mad. Schwalbe. Nun, ſo fehlt es Ihnen wohl nicht an Zeit und Luſt, den freyherrlichen Courier vorzuſtellen? Dieſe Rolle, die ein gutes Gratial abwerfen wird, habe ich Ihnen zugetheilt.

Wieſel. Sehr dankbar verbunden. Ich kann aber nicht reiten.

Mad. Schwalbe. Seltſamer Menſch! Sie ſollen nur thun, als ob Sie geritten wären.

Wieſel. Ich ſehe gar nicht aus wie ein Courier. Meine Perücke —

Mad. Schwalbe. Was thut die? Vor alten Zeiten ritten die Kavallerie-Officiere mit großen Allongenperücken.

Wieſel. Das iſt wohl wahr —

Mad. Schwalbe. Alſo keine Umſtände weiter! Entlehnen Sie ſo bald als möglich bey einem Kleiderhändler — oder allenfalls auf meinen Nahmen in der Theater-Garderobe — ein Reitcollett mit Gold oder Silber, ein paar ungeheure Stiefeln, einen Treſſenhut — kurz, kleiden Sie ſich ganz couriermäßig, und überbringen Sie mir längſtens in einer Stunde dieſes hochfreyherrliche Handſchreiben. (Sie giebt ihm einen Brief mit einem großen Siegel.)

Wieſel. Verlaſſen Sie ſich darauf.

Ich will gewiß nichts verſehen. Wird aber nicht vielleicht Ihr Vorhaben durch andere Umſtände ſcheitern?

Mad. Schwalbe. Seyn Sie darüber außer Sorgen. Juliens beſtimmter Bräutigam ſieht nicht weiter als ſeine Naſe reicht, und iſt von lauter Menſchen umringt, die mir treu und ergeben ſind. Sein Bruder, ein hieſiger Bäckermeiſter, könnte mir allenfalls gefährlich werden; der erfährt aber nichts eher von der Heirath, bis ſie vorbey iſt. Ich habe, verſtehen Sie mich, dem Herrn von Puff ausdrücklich verbothen, mit ſeinem Bruder darüber zu ſprechen. Dergleichen Spießbürger, ſagte ich, haben entweder keinen Sinn für Verbindungen mit vornehmen Häuſern, oder ſie prahlen zu laut damit. Der letztere Fall, ſagte ich, wäre für uns der ſchlimmſte; denn ſo käme gewiß, ſagte ich, dem alten Baron zu Ohren, daß ihr Bruder ein Semmelbäcker iſt, und

und dann ginge, ſagte ich, die hohe Vermählung ohne Barmherzigkeit in die Pilze.

Wieſel. Ha! ha! ha! wie Sie das alles ſo ausklügeln! Es iſt zum Erſtaunen! Ja, was Sie angreifen —

Mad. Schwalbe. Marſch, Herr Courier! Wir haben nicht länger Zeit zum Plaudern.

Wieſel. (gehend.) Ich empfehle mich zu Dero Wohlwollen.

Mad. Schwalbe. Machen Sie Ihre Sachen gut, und kommen Sie bald.

Wieſel. Längſtens in einer Stunde zittert Ihre Treppe unter meinen Rieſenſtiefeln. (Er geht mit vielen Bücklingen ab.)

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. (allein.)

So weit ging alles erwünſcht. Nur das einfältige Mädchen ſträubt ſich noch, und will nicht nach meiner Pfeife tanzen. — Ja, ja, es heißt wohl: Ehrlich währt am längſten; aber du gutes, altes Sprichwort, biſt wahrſcheinlich in beſſern Zeiten, als wir ſie jetzt haben, Mode geworden. Die heutige Welt dreht und wendet dich ganz beſonders. Sie behandelt die Ehrlichkeit wie ein Kleid, das freilich am längſten dauert, wenn man es wenig oder gar nicht braucht. — Schlimm genug, daß die Menſchen ſo im Grund und Boden verdorben ſind! — Aber was will man machen? Man kann nicht gegen den Strom ſchwimmen. — (Sie horcht.) Wer ſchleicht denn draußen? (Laut gegen die Thür.) Julie! biſt du's?

Neunter Auftritt.

Julie. Madam Schwalbe.

Julie. (mit leichten Schritten und frohem Geſicht.) Riefen Sie mich, Tantchen?

Mad. Schwalbe. Ich hörte dich ſchleichen.

Julie. (ſich im Zimmer umſehend.) Sind Sie denn allein? Sie ſprachen doch.

Mad. Schwalbe. Ich ſpreche gern allein. Es widerſpricht einem da niemand; man ärgert ſich nicht.

Julie. (ſcherzend.) Aha! ich weiß, auf wen das geht. Sie verſtellten ſich aber auch ſo natürlich —

Mad. Schwalbe. Verſtellt? — Ich? — Wenn? wo?

Julie. Je, vorhin. Es war recht kindiſch von mir, daß ich nicht Scherz verſtand.

Mad. Schwalbe. Was denn für Scherz?

Julie. Mit dem alten Herrn hier im Hauſe. — Sie haben wohl den Spaß ſchon wieder vergeſſen? Und ich Grillenfängerin ſetzte mich hin, und weinte darüber.

Mad. Schwalbe. Das war in jedem Falle ſehr abgeſchmackt.

Julie. Sie haben Recht. Ich begriff endlich, daß Sie mich bloß geneckt haben müßten, und ſo ward ich wieder luſtig.

Mad. Schwalbe. Du irrſt dich ganz. Mein Vorſchlag war eben ſo ernſtlich als wohlgemeint. Ich dächte, du ſollteſt mich kennen, daß ein Larifari aus langer Weile meine Sache nicht iſt.

Julie. Sagen Sie, was Sie wollen, Sie verleiten mich nicht zum zweyten Mahle, Ihnen zu widerſprechen.

Mad. Schwalbe. (freudig.) Alſo willigſt du ein? — Das iſt brav, Julchen! Das iſt vernünftig!

Julie. (bekümmert.) Tante! — iſt's möglich? — Wollen Sie mir wirklich zumuthen, die Rolle einer Betriegerin zu ſpielen?

Mad. Schwalbe. Wie plump du dich ausdrückſt! — Wer ſich glücklich machen kann, muß nicht grübeln.

Julie. Ach! dieſer Weg würde nicht zum Glück, ſondern ins Spinnhaus führen.

Mad. Schwalbe. Ha! ha! ha! iſt dir davor bange?

Julie. Nein; denn ich werde mich in Acht nehmen, es zu verdienen.

Mad. Schwalbe. Närrin!

Julie. Schelten Sie mich, ſchlagen Sie mich; nur ein ehrliches Mädchen laſſen Sie mich bleiben.

Mad. Schwalbe. Nun, das bleib denn, bis du verhungerſt! Du biſt nicht werth, daß man treu und mütterlich für dich ſorgt. Ich ziehe meine Hand von dir ab, und bereue jeden Heller, den ich auf dich gewandt habe.

Julie. Tante! — liebe Tante!

Mad. Schwalbe. Ich habe meine Wohlthaten auf einen ſteinigen Acker geſäet; das merke ich nun wohl. — Wärſt du ein gutes Kind, und hätteſt ein dankbares Gemüth, ſo würdeſt du den dir angebothenen Reichthum ſchon deshalb mit Freuden ergreifen, damit du gegen mich erkenntlich ſeyn könnteſt.

Julie. O, ich bin ſehr unglücklich!

Mad. Schwalbe. Wer iſt daran Schuld, als du ſelbſt? — Es hängt nur von dir ab, wie eine Prinzeſſin zu leben.

Julie. (ringt ſeufzend die Hände.)

Mad. Schwalbe. Julie, ich bitte dich, gebrauche deine Vernunft! Es iſt noch nichts verſäumt. Ich habe jetzt nothwendige Geſchäfte außer dem Hauſe, und gebe dir eine Stunde Bedenkzeit. — Biſt du aber dann nicht gehorſamer und klüger, ſo haſt du den letzten Biſſen Brod aus meiner Hand gegeſſen — darauf verlaß dich! (Sie geht haſtig ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie. (allein.)

Ich bin in Verzweifelung. — Was fang' ich an? Wer ſteht mir bey? — Nirgends Rath, nirgends Troſt! — O, wüßte ich doch nur Eine redliche Seele, der ich vertrauen könnte!

Eilfter Auftritt.

Hannchen. Julie.

Hannchen. (die bey Juliens letzten Worten ſchon in der Thür ſtand.) Vertrauen Sie mir, Mademoiſelle! Ich bin ein armes Dienſtmädchen,

mädchen, aber in der Redlichkeit ſeh' ichs mit den größten Herrſchaften an.

Julie. Gutes Hannchen, ich kenne dein Herz.

Hannchen. Sagen Sie, kann ich Ihnen nützlich ſeyn?

Julie. Ach! meine ſchreckliche Lage —

Hannchen. Sie iſt mir bekannt.

Julie. Du kennſt ſie nur halb.

Hannchen. Ich weiß freilich nichts, als daß Sie den Herrn von Puff heirathen ſollen.

Julie. Das geſchieht in Ewigkeit nicht.

Hannchen. So einen häßlichen alten Gecken!

Julie. Und wär' er der ſchönſte Jüngling im Lande, ich würde ihn nicht lieben; denn —

Hannchen. Sie ſtocken und ſeufzen? — Darf ich ausſprechen, was Sie unterdrückten?

Julie. Wie könnteſt du wiſſen — ?

Hannchen. Wetten wir? — Sie wollten ſagen: denn — ich liebe ſchon.

Julie. Mädchen! was redeſt du? — Nein, du haſt Unrecht. — Wer hat dir das entdeckt?

Hannchen. Hm! ich ſchlug bloß auf den Strauch.

Julie. Und — was ſoll ich dir's läugnen? — du trafſt mein Herzensgeheimniß.

Hannchen. Sehen Sie!

Julie. Es iſt mir lieb, daß es heraus iſt. Du mußt es doch wiſſen, wenn du —

Hannchen. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun ſoll.

Julie. Einen Gang.

Hannchen. Zehn für Einen.

Julie. (raſch und dringend.) Nun, ſo geh geſchwind zu meinem Moritz — ſag' ihm, in welcher Angſt ich bin — er ſoll kommen — ich will — ich muß mit ihm ſprechen.

Hannchen. (ſtehen bleibend.) Gut, gut.

Julie. So lauf doch! Worauf warteſt du noch?

Hannchen. (lächelnd.) Auf die Adreſſe des jungen Herrn; denn unter dem Nahmen Moritz —

Julie. Ach! du haſt Recht — ich war in Gedanken — ich ſpreche dieſen Nahmen ſo gern aus —

Hannchen. Ein andres Mahl ſo oft Sie wollen; nur jetzt muß ich mehr wiſſen.

Julie. Geh in den nächſten Gaſthof auf dieſer Straße, und frage nach dem Herrn von Schmelz — nein, um Himmels willen nicht! — frage nach dem Herrn von Roſendorn — ſo nennt er ſich dort.

Hannchen. Herr von Schmelz? — Doch nicht der Sohn der hieſigen Frau von Schmelz, die mit Madam Schwalbe viel Verkehr hat, und nur vor einer halben Stunde bey ihr war?

Julie. Eben der. Sie weiß aber nicht, und ſoll nicht wiſſen, daß er hier iſt. Der plötzliche Befehl meiner Tante, hierher zu kommen, machte ihn unruhig, und er reiſ'te mir nach, weil es ihm ahnte, daß ich zu einer Heirath gezwungen werden ſollte.

Hannchen. Es mag ein braver junger Mann ſeyn; ich wünſchte ihm nur eine beſſere Mutter.

Julie. Davon zu andrer Zeit. Jetzt eile zu ihm! Ich zähle die Secunden, bis du zurück kommſt. (Sie gehen ab.)

Zweyter Aufzug.

Der Schauplatz ein Saal.

Erſter Auftritt.

Herr von Puff. Meiſter Puff.

(Sie treten mit einander herein.)

Herr v. Puff. (in einem ſehr kurzen ſchwarzen Frack, mit Kamaſchen von Nankin — überhaupt modiſch, aber carricaturmäßig, gekleidet.) Sieh, Bruder Paul, dieſer Saal iſt, ſo zu ſagen, mein Exercierplatz, wo ich ritterliche Uebungen, als Fechten, Tanzen und ſo weiter, vornehmen thue.

Mſtr. Puff. So, ſo! — Wie alt biſt du denn eigentlich, Bruder Peter?

Hr. v. Puff. Ich bin lange noch nicht fünf und funfzig Jahre.

Mſtr. Puff. Lange noch nicht? — Wie viel fehlt denn noch?

Hr. v. Puff. Ein ganzes Vierteljahr.

Mſtr. Puff. Eine rechte Zeit!

Hr. v. Puff. Das bleibt aber unter uns, lieber Paul! — Bey andern Leuten gebe ich mich für einen angehenden Vierziger aus, und da ich mich ſo jung trage —

Mſtr. Puff. Lüge, wie du willſt, putze dich, wie du willſt: der Tod weiß doch wie alt du biſt, und er wird dich, trotz deiner Fechtkunſt, beym Kragen nehmen, ehe du walzen lernſt.

Hr. v. Puff. Herr Bruder, dieſe Sprache —

Mſtr. Puff. Klingt freilich nicht ſo lieblich, wie du ſie ſeit einigen Monaten zu hören gewohnt biſt. Es wäre aber dein Glück, wenn deine Ohren nicht ſo gekitzelt würden; denn glaube mir — alle die Burſche, die dir ſchmeicheln, ſind Gauner, die dich prellen oder prellen wollen.

Hr. v. Puff. Pah! wer ſagt das?

Mſtr. Puff. Ein ehrlicher Mann, der überdieß dein leiblicher Bruder iſt, und alſo doppelte Pflicht hat, dir reinen Wein einzuſchenken.

Hr. v. Puff. Er ſcheint mir ſehr ſauer, dein Wein.

Mſtr. Puff. Gieb mir Anlaß, dich mit ſüßerm zu bedienen; ich will nicht karg damit ſeyn. Aber jetzt muß ich dir ins Angeſicht ſagen, daß du Thorheiten über Thorheiten begehſt.

Hr. v. Puff. Du fällſt heute grauſam gegen mich aus.

Mſtr. Puff. Denke nur ein Bißchen über dich ſelbſt nach. Du hatteſt von Jugend auf und immerdar einen langſamen, bleyernen Kopf. In deinem zwölften Jahre lernteſt du erſt leſen. Als deine Haare ſchon grau wurden, hatteſt du endlich ſo viel begriffen, daß du ein Würzkrämchen anfangen konnteſt. Du wußteſt deinen Pfeffer und Ingber zu finden, wenn ein Kunde kam, und warſt in deiner Art glücklich. Jetzt war dein Ziel erreicht. In dieſem engen Kreiſe ſollteſt du bleiben.

Hr. v. Puff. Ey, gehorſamer Diener!

Mſtr. Puff. Aber dich ergriff der Schwindel, ein zierlicher Hof- und Weltmann zu werden, und du haſt doch ſo wenig Geſchick dazu, als der ſchwerfällige Strauß zum Fliegen. — Ach, Peter, ich bitte dich, geh in dein Städtchen zurück! — Dort warſt du ein angeſehener Mann. Wenn du in deinem Caftan von buntgeſtreiftem Calamank, wie ein leuchtender Regenbogen, an deiner Ladenthüre ſtandſt, zog jedermann ehrerbiethig vor dir den Hut, und du rückteſt vornehm dein Sammtmützchen. — Aber hier achtet dich niemand, und du wirſt es mit allen deinen Stadtkünſten, die über deinen Horizont erhaben ſind, am Ende ſo weit bringen, daß die Straßenbuben dich ausziſchen.

Hr. v. Puff. Das wollen wir erwarten. Ich komme jetzt erſt dahinter, daß ich klüger bin, als ich zeitlebens geglaubt habe. Drum will ich noch in meinen alten Tagen — (Er hält mit ſichtbarer Beſtürzung plötzlich inne, und ſieht ſich ängſtlich um.)

Mſtr. Puff. Was ſtört dich?

Hr. v. Puff. Es war mir bange, behorcht zu werden, weil mir ein Wort von meinem Alter entfuhr.

Mſtr. Puff. Welche Eitelkeit! — Sprich doch ruhig fort! Was willſt du noch in deinen alten Tagen?

Hr. v. Puff. St! nicht ſo laut! — Willſt du mich mit Gewalt verrathen und beſchimpfen? — Ich wollte vorhin ſagen, daß ich noch jetzt — in meinem reifen, männlichen Alter — anfangen will, die Welt auf eine feine und elegante Art zu genießen. — Ja, Paul, das iſt beſchloſſen, und deine Strafpredigten ſollen mich davon nicht abſchrecken thun. Es iſt überhaupt kurios, daß dir's beliebt, mir den Kopf zu waſchen. Du haſt doch ſelbſt mir oft geſagt und eingeſchärft: der Menſch müſſe ſich immer rühren und immer lernen.

Mſtr. Puff. Nur nicht tanzen, wenn er kaum die Beine mehr heben kann.

Hr. v. Puff. Was? — Ich könnte die Beine nicht mehr heben? — Welche Verläumdung! Sieh doch her! (Er macht Capriolen.)

Mſtr. Puff. Gerade ſo ſah ich geſtern ein graues Müllerthier auf der Weide ſpringen.

Hr. v. Puff. Meiſter Paul! back' Er Seine Semmeln und Milchbrödchen ja nicht von ſo grobem Mehl, wie Seine Reden ſind; ſonſt kauft Ihm kein Menſch mehr ab!

Mſtr. Puff. Nun, es iſt Wahrheit und bleibt Wahrheit: du biſt zu einem Tanzſchüler zu alt.

Hr. v. Puff. Schrey doch nicht ſo! — Warum denn zu alt? — Der Tanzmeiſter **Strohfiedel**, der mir heute die erſte Lection geben wird, hat ein Paar Scholaren, die zehn Jahre älter ſind, als ich, und er freute ſich recht —

Mſtr. Puff. Auf dein Geld.

Hr. v. Puff. Nicht doch! Er freute ſich über meine geſchickte Geſtalt, meine Gewandtheit, Leichtigkeit und natürliche Anmuth. (Er wendet und dreht ſich mit eitlem Selbſtgefallen.)

Mſtr. Puff. Mosjeh Strohfiedel iſt ein Heuchler.

Hr. v. Puff. Er ſagt, er wolle mich

in vier Wochen ſo weit bringen, daß ich allenfalls ein Solo auf dem Theater tanzen könnte.

Mſtr. Puff. Das möcht' ich ſehn!

Hr. v. Puff. Auch mein Hofmeiſter ſagt —

Mſtr. Puff. Wer? — Dein Hofmeiſter? —

Hr. v. Puff. Nu ja, mein Hofmeiſter! Was machſt du darüber Augen, wie Scheunthore? — Du haſt wohl hinter deinem Backofen nie erfahren, was ein Hofmeiſter für ein Ding iſt?

Mſtr. Puff. Das weiß ich doch; aber einen Schulknaben von fünf und funfzig Jahren ſeh' ich heute zum erſten Mahl. — Was lernſt du denn von deinem Hofmeiſter?

Hr. v. Puff. Galanteriewesen, modiſche Gebräuche und Redensarten — kurz, den ganzen zierlichen und manierlichen Eleganzkram der vornehmen Leute.

Mſtr. Puff. Giebt dir dein Schulmeiſter auch mitunter die Ruthe?

Hr. v. Puff. Pah! ein ſolcher Grobian iſt Herr Gauch nicht.

Mſtr. Puff. Herr Gauch? — Ein trefflicher Hofmeiſter! — Bruder, ich warne dich vor dieſem Menſchen. Es iſt ein nichtswürdiger, ſchmarotzender Tagedieb. Er weint und lacht, und predigt und flucht, für ein Trinkgeld.

Hr. v. Puff. Was das für unreſpektirliche Reden über einen Mann ſind, der in vielen großen Häuſern —

Mſtr. Puff. Den Harlekin ſpielt.

Hr. v. Puff. Ha! ha! ha! Er ſpeiſt faſt täglich bey dem Grafen Milani.

Mſtr. Puff. Wohl bekomm's ihm! Da ſpeiſt er wirklich oft, und ich wundere mich darüber nicht. Der Graf findet, bekannter Maßen, an Poſſenreißern einen großen Gefallen, und füttert manchen Hauswurſt. Daher ſitzt auch dein ehrwürdiger Präceptor fleißig tief unten an der gräflichen Tafel, und kräht wie ein Hahn, bellt wie ein Hund, maut wie eine Katze, ſpricht wie ein gemeiner Jude, und ſo weiter. Die Gäſte des Grafen thun ſich Zwang an, und lächeln darüber; aber die Bedienten ſchämen ſich, dem Pickelhering aufzuwarten, und ſchieben ihm ſeinen Teller verächtlich hin.

Hr. v. Puff. Paperlapapp! Das ſagt ihm der Neid nach. Und laß es auch wahr ſeyn; was hat's zu bedeuten? — Ich finde die Späßchen recht hübſch, und bin geſonnen, den Herrn Gauch zu meinem luſtigen Rath zu machen, wenn ich bey ihm ausgelernt habe.

Mſtr. Puff. Ach! Bruder, du wirſt wohl eher arm werden als auslernen, und dann hat alle Luſt ein Ende.

Hr. v. Puff. Paul, es iſt dein Glück, daß du mein Bruder, und kein Kavallier biſt: ich müßte dich ſonſt vor die Klinge fordern, bey meiner Ehre! das müßt' ich. (Er ergreift ein Rappier.) Sieh, mit dem Dinge da hab' ich ſchon halb und halb gelernt, wie ich jemanden, der mir ein ſchiefes Geſicht macht, das Lebenslicht ausblaſen kann. Das müſſen wir Vornehmen verſtehen thun.

Mſtr. Puff. Lernt doch lieber Menſchen glücklich machen, als umbringen!

Hr. v. Puff. Glücklich machen! — Du redeſt wie ein wahrer Spießbürger! — Glücklich machen iſt ja gar nichts Apartes. Das darf auch der Pöbel, wenn er ſonſt Luſt und Belieben dazu hat. Aber Duelliren darf er nicht; das iſt ein Vorzug des Adels. Mancher bürgerliche Großprahler würde Geld, viel Geld drum geben, wenn wir ihm die Ehre erzeigten, und ihm in einem Zweykampfe den Degen in den Leib ſtießen; aber nein, das geſchieht nicht — er mag ſich auf den Kopf ſtellen, mag auf den Knien darum bitten, mag machen was er will — es geſchieht durchaus nicht.

Mſtr. Puff. Ach, Peter! wenn dich mancher verſtändige Edelmann ſo ſinnlos reden hörte! Er würde ſich deiner ſchämen.

Hr. v. Puff. Beleidige mich, immer beleidige mich; ich thue dir doch nicht die Ehre an, dich zu erſtechen. Aber zeigen will ich dir, daß ich's könnte, daß ich fechten gelernt habe.

Mſtr. Puff. Gieb dir keine Mühe.

Hr. v. Puff. Laß mich doch! Es iſt mir ein Plaiſir, dich in ſolchen vornehmen Dingen ein Bißchen geſcheidt zu machen. Die Fechtkunſt iſt nicht ſo ſchwer und halsbrechend, wie du denkſt. Das ganze Geheimniß beſteht in zwey Stücken: erſtens,

muß

muß man Stöße austheilen, und zweytens, keine bekommen.

Mſtr. Puff. Ja, ja, wer's ſo weit gebracht hat, der kann fechten.

Hr. v. Puff. Wenn ich alſo nur die Degenſpitze meines Gegners von mir abwehre, ſo ſticht er und ſticht er immer in die Luft, und trifft mich nicht.

Mſtr. Puff. Was du ſagſt!

Hr. v. Puff. Das iſt der ganze Plunder, und dazu gehören nur ein paar leichte Wendungen der Hand — ſo — oder ſo — die heißen Paraden. Klingt das Wort nicht recht hübſch? — Nun giebt's aber auch Finten und mehr ſolche Blitzdinger, die ich dir alle jetzt zeigen will. Nimm nur dort das andre Rappier.

Mſtr. Puff. Ich mag nicht.

Hr. v. Puff. (bey Seite lachend.) Was ſo ein Spießbürger furchtſam iſt!

Zweyter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. Bon jour, Herr Hof- und Mundbäcker.

Mſtr. Puff. Diener, Madam.

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr! (Sie winkt dem Herrn von Puff, und zieht ihn bey Seite.) Sie vergeſſen doch nicht, was ich Ihnen wegen Ihrer Vermählung geſagt habe. Verſchnappen Sie ſich ja nicht gegen Ihren Bruder!

Hr. v. Puff. Nein, nein; auf Kavalliers-Parole! — (Sie geben an den vorigen Platz zurück.) Apropos, Madam Schwalbe! Sie kommen mir, wie gerufen. Ich wollte da eben meinem Bruder ein Pröbchen meiner Fechtkunſt zeigen; er hat aber nicht das Herz, ein Rappier anzugreifen. Nehmen Sie einmahl jenes dort, und ſtoßen Sie ein Bißchen nach mir.

Mad. Schwalbe. Ich danke unterthänig. Sie würden mich ſchön koranzen. Ihr Fechtmeiſter kann Ihre Geſchicklichkeit nicht genug rühmen.

Hr. v. Puff. Na, na, ſtoßen Sie nur! Es iſt ja bloß für die lange Weile. Paß auf, Bruder!

Mad. Schwalbe. (nimmt ein Rappier.) Verfahren Sie ſäuberlich mit mir!

Hr. v. Puff. Allons! (Er fällt raſch aus.)

Mad. Schwalbe. Gemach, gnädiger Herr! (Sie vertheidiget ſich mit mäßigen Gegenſtößen.)

Hr. v. Puff. (fechtend.) Guck her, Bruder, das war der Terzſtoß — das die Quartparade — die Seconde oben — die Seconde unten — da kommt ſie mir mit einer Finte — gehorſamer Diener! der begegnet man ſo — jetzt pack' ich ihre Klinge — nun bin ich Meiſter davon. (Er hört auf zu fechten.) Sieh, Bruder, ſo geht's immer wie am Schnürchen, und man iſt ſicher, daß man bey heiler Haut bleibt.

Mad. Schwalbe. Ich bin froh, daß ich's geblieben bin. (Sie will das Rappier aus der Hand legen.)

Hr. v. Puff. Behalten Sie die Fuchtel noch ein Bißchen. Ich will meinem Bruder jetzt zeigen, wie's bey einem ernſthaften Pelzwaſchen hergeht. — Stell dir einmahl vor, es wäre mir hinterbracht worden, daß ſich ein gewiſſer Edelmann — wir wollen annehmen, ein Kapitän — in einer Geſellſchaft erdreiſtet hätte, mich einen Dummkopf zu nennen.

Mſtr. Puff. Je, das könnte ſich wohl ereignen.

Hr. v. Puff. Allerdings. Nun will ich dir aber weiſen, wie ſich ein Mann von Stande bey dergleichen Ehrenfällen benehmen thut. Der Kapitän hat alſo geſagt:

der Herr von Puff iſt ein Dummkopf. Er begegnet mir den folgenden Tag auf einer Promenade; ich trete ihm barſch in den Weg, ziehe nachläſſig den Hut, und ſage mit rauher Stimme: „Ihr Diener, „Herr Kapitän! Wir haben ein Hühnchen „mit einander zu pflücken." — (Er ſpricht dieſe Anrede im tiefen Baß eines Renommiſten, wendet ſich dann zur Madam Schwalbe, und ſagt in ſeinem gewöhnlichen Tone:) Nun, Madam, ſtellen Sie den Kapitän vor, und antworten Sie mir.

Mad. Schwalbe. (zieht ſich ein martialiſches Anſehen, und ſpricht mit grober Stimme:) „Was beliebt Ihnen, Herr von Puff?" —

Hr. v. Puff. (ſpielt bey den folgenden Worten — und überhaupt bey allen, die mit Anführungsſtrichen bezeichnet ſind — den Renommiſten fort.) „Kommen Sie doch ein wenig bey Seite, Herr Kapitän!" — Nun kommen Sie, Madam. (Sie gehen mit einander auf und ab.)

Paß auf, Bruder! Ich ſpreche jetzt wieder mit dem Kapitän. — „Ich habe mit Verdruß gehört, Herr Kapitän, daß Sie „ſich die Freiheit genommen haben, auf „mich zu ſticheln.“ —

Mad. Schwalbe. (bleibt ſtehen, und ſtämmt den rechten Arm in die Seite.) „Wer? — „Ich? — Wenn? wo? auf welche Weiſe?“ —

Hr. v. Puff. „Geſtern Abends, in „Ihrem Klubb.“ —

Mad. Schwalbe. „Da war ich. „Was weiter?“ —

Hr. v. Puff. „Sie thaten mich einen „Dummkopf nennen.“ —

Mad. Schwalbe. „Ich kann mich „nicht erinnern; denn ich vergeſſe immer „ſehr bald, was ich über Leute von Ihrem „Schlage geſprochen habe.“ —

Hr. v. Puff. „O, läugnen Sie

„nicht! Das iſt die gewöhnliche Ausflucht „feiger Memmen.“ —

Mad. Schwalbe. „Blitz und Donner! mir das? — Sie dreyfacher Dummkopf!“ —

Hr. v. Puff. „Alle Teufel! das heißt „meine Ehre antaſten! Ziehen Sie, Herr! „Dieſer Schimpf läßt ſich nur mit Ihrem „Blute abwaſchen.“ — Gieb Acht, Bruder! Nun folgt ein Duell auf Leben und Tod. (Sie fechten.) Das war ein Attaquirſtoß — das die Terzparade — das ein Contreſtoß — das ein —

Mad. Schwalbe. (fängt jetzt plötzlich an, ihm ſcharf zu Leibe zu gehn.)

Hr. v. Puff. (ängſtlich.) Ho! ho! Halt, halt! Herr Kapitän! Madam Schwalbe! — Zum Henker, nicht ſo wild! — Sie ſtoßen ja — wie der lebendige — Satan! (Er nimmt, von raſchen Stößen verfolgt und gedrängt, mit komiſchen Angſtgeberden ſeine Retirade bis in den Hintergrund der Bühne.)

Mſtr. Puff. (in die Hände klatſchend.) Bravo, Madam, das machen Sie gut!

Hr. v. Puff. Ey, das war keine Manier! Sie ſticht und ſtößt ins Zeug hinein, wider alle Ordnung und Regeln der Kunſt. Man hat keine Ehre davon, mit ſolchen Pfuſchern und Naturaliſten zu fechten. (Er wirft zornig das Rappier auf die Erde.)

Mad. Schwalbe. (mit einer tiefen Verneigung.) Nichts für ungut, gnädiger Herr! Der Kapitän war ein wilder Bramarbas; ich aber ſtrecke das Gewehr, und bin Dero unterthänige Dienerin. (Sie legt ihm das Rappier zu Füßen, und geht mit Verneigungen ab.)

Mſtr. Puff. Ein Sadrach von einem Weibe!

Hr. v. Puff. Aber bey dem allen kreuzbrav und gut.

Mſtr. Puff. Dafür hältſt du die

ganze Welt. — Leb wohl. Ich muß nun heim.

Hr. v. Puff. (nach der Uhr ſehend.) O, warte noch! Jetzt wird mein Hofmeiſter kommen, und mir ein elegantes Collegium leſen. Sieh, da iſt er ſchon.

Dritter Auftritt.

Gauch. Die Vorigen.

Gauch. (faſelt, geckenhaft gekleidet, herein.) Unterthäniger Diener, Herr von Puff.

Hr. v. Puff. Serviteur, Herr Profeſſor.

Gauch. (betrachtet den Bäckermeiſter von oben bis unten mit höhniſchen Blicken, und zieht dann den Herrn von Puff vorwärts bey Seite.) Wer iſt der Philiſter?

Hr. v. Puff. (mit einem Scharrfuß.) Mein Bruder, Ihnen zu dienen.

Gauch. Ah! ſo? — Der Biedermann

ſieht ihm aus den Augen. — Wird er bald gehn?

Hr. v. Puff. Laſſen Sie ſich durch ſeine Gegenwart nicht ſtören. (Sie nähern ſich wieder dem Bäckermeiſter, und Gauch macht ihm eine flüchtige Verbeugung, die mit Kopfnicken erwiedert wird.)

Gauch. Mein Herr von Puff, ich hatte beym Schluß meiner geſtrigen Vorleſung die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ein Herr nach der Mode mit einer Doppel-Lorgnette verſehen ſeyn müſſe.

Hr. v. Puff. Iſt ſchon angeſchafft. (Er zieht eine Brille von unmäßiger Größe aus der Taſche.)

Gauch. Morbleu! eine horrible Maſchine!

Hr. v. Puff. Ich denke, viel hilft viel.

Gauch. Zur Uebung mag ſie paſſiren. Machen Sie einen Verſuch damit.

Hr. v. Puff. (faßt den Grif der Lorgnette mit beyden Händen, und hält ſie vor die Augen.) Iſt's ſo recht?

Gauch. Zu ſteif, zu ſchwerfällig, zu ängſtlich! — Freilich iſt dieſe Brille ſo ungeheuer, daß man ſie wie eine Regimentsfahne herum tragen möchte; das gäbe aber einen lächerlichen Anblick, und überdieß braucht ein Elegant heutigen Tages ſeine linke Hand weiter. — Sehen Sie, in dieſer Geſtalt, mit dieſem zierlichen Anſtand, zeigt er ſich auf der Gaſſe und auf den Promenaden. (Er ſchiebt die linke Hand unter die Hoſenklappe,*) hält mit der Rechten die Lorgnette vor die Augen, und ſchweift ſo mit kecken Schritten ein paar Secunden lang herum.)

---

*) Sollte dieß Luſtſpiel noch auf der Bühne leben, wenn die hier bezeichnete unanſtändige Sitte wieder vergeſſen iſt: ſo wird es nicht an einer neuen gangbaren Modethorheit fehlen, die ſich, ſtatt jener, darſtellen läßt.

Mſtr. Puff. (ſchüttelt den Kopf, ſtampft mit dem Stock auf den Boden, und murmelt halblaut.) Ein trefflicher, ſittlicher Anſtand!

Hr v. Puff. Schweig, Bruder! Das ſind keine Brezeln; das verſtehſt du nicht. (Er ahmt ſeinem Lehrer mit komiſcher Ungelenkheit nach.)

Gauch. (ihn richtend.) So — ſo — in dieſer Stellung durchſtreifen Sie mit edler Frechheit die Promenaden, ſehn Sie aller Welt, beſonders den Damen, mit der Lorgnette keck ins Geſicht, und denken Sie an mich, Sie werden bald —

Mſtr. Puff. (ſchnell und heftig.) Ins Narrenhaus kommen. (Er geht zornig ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Bäckermeiſter.

Gauch. Der Herr Bruder ſchien ſehr üble Laune zu haben.

Hr. v. Puff. Bürgergrillen! Fahren Sie getroſt in Ihrem Unterricht fort. Wir wollen uns aber ſetzen thun; denn ich bin ſehr müde, und erwarte jeden Augenblick den Tanzmeiſter. (Sie ſetzen ſich.) Nun, ſagen Sie an, was habe ich noch weiter zu thun, wenn ich einen galanten Herrn vorſtellen will.

Gauch. Erſtens, müſſen Sie durchaus mit eleganten Damen in zärtlicher Vertraulichkeit ſtehen, oder ſich wenigſtens ſolcher angenehmen Verhältniſſe rühmen. Prahlen Sie keck damit, ſchreiben Sie Liebesbriefe an ſich ſelbſt, und laſſen Sie hier und da einen, wie von ungefähr, aus der Taſche fallen.

Hr. v. Puff. Scharmant! Ich bin nur, leider! ein ſchlechter Buchſtabenmahler, und mit verliebten, herzbrechenden Ausdrücken weiß ich mich vollends gar nicht zu behelfen. Kann man nicht ſolche Briefchen fertig zu kaufen bekommen? Ich wollte kein Geld anſehn —

Gauch. Gut. Ich bringe Ihnen morgen einige Dutzend auf roſenfarbenem, chineſiſchen Papier, mit goldenen Kanten.

Hr. v. Puff. O, das iſt herrlich! Nun, weiter, weiter! Das war Nummer Eins.

Gauch. Zweytens, muß ſich ein Elegant täglich im Schauſpielhauſe zeigen. Ich ſage — merken Sie wohl auf! — der Elegant muß ſich zeigen. Denn ging' er bloß hin, um zu ſehn, was dort auf der Bühne gezeigt wird, ſo wär' er kein Elegant, ſondern ein Alltagsmenſch. Der echte Elegant wählt ſeinen Platz in einer ſo hell als möglich beleuchteten Loge — kommt erſt im zweyten oder dritten Akt — macht, um die Augen der Verſammlung auf ſich zu ziehn, mit der Logenthür und ſeinem Stuhle viel Geräuſch — muſtert ringsum mit dem Perſpectiv alle Logen durch — wirft ſich dann, mit dem Rücken gegen das Theater, auf den Stuhl — ſpricht laut mit ſeinen Nachbarn — ſpielt mit ſeiner goldnen Doſe, betrachtet ſeine Ringe, und wenn alle andere Zuſchauer lachen oder weinen — da gähnt er.

Hr. v. Puff. Kurios! Warum ſieht er denn nicht hin auf die Breter, wo Komödie geſpielt wird?

Gauch. Darum nicht, weil es ein Hauptgeſetz der Eleganz iſt, gegen Alles, was gemeine Naturen bewundern und ſchätzen, eine vornehme Gleichgültigkeit zu zeigen. Man muß immer thun, als ob man ſolche Lappalien tauſend Mahl beſſer geſehen und gehört hätte — man muß überall, wo ſich die ganze Welt beluſtigt, über lange Weile klagen.

Hr. v. Puff. Darf denn ſo ein armer eleganter Menſch niemahls mitlachen?

Gauch. Bey Leib und Leben nicht! Der ganze Ruhm ſeiner Eleganz würde dadurch in Einem Momente vernichtet. Der deutſche Elegant — denn der muthwillige Franzmann ſündigt in dieſem Punkte gegen die feinen Sitten — der deutſche Elegant muß, im Kampfe mit ſeinen zum Lachen gereitzten Muskeln, lieber auf der Stelle mitten entzwey berſten, als lachen. — Allenfalls darf er, wenn er ſich gar nicht weiter zu helfen weiß, mit abgewandtem Geſicht ins Taſchentuch lächeln. Das iſt die äußerſte Gränzlinie des Anſtandes. — Im Theater hält es freilich bisweilen ſchwer, der allgemeinen Lachluſt zu widerſtehen; aber der ernſte deutſche Elegant beſiegt ſie dennoch

noch mit Heldenmuth, und ſteht mitten unter tauſend fröhlichen Geſichtern, wie die kalte, marmorne Bildſäule eines alten Weltweiſen.

Hr. v. Puff. Hu! mich friert.

Gauch. Das Lachen und Lächeln des Hohns iſt ihm hingegen ohne Einſchränkung erlaubt, und er macht davon — beſonders im Schauſpielhauſe — einen glänzenden Gebrauch. Da belächelt er den Witz des Dichters und die Kunſt des Schauſpielers mit einer ſtolzen Miene, als ob er dieſe ſchwachen Köpfe und Stümper verachte, und ihr verunglücktes Streben nach ſeinem Beyfall bemitleide.

Hr. v. Puff. Was hat er aber von ſolchen Grimaſſen und Alfanzereyen?

Gauch. Daß man ihn für einen großen Mann hält — für einen mächtig hohen Geiſt, den kein andres ſubalternes Genie befriedigen kann.

Hr. v. Puff. Alles böhmiſche Dörfer für mich! Ich freue mich ſo gern, habe manchmahl über Puppenſpiele ſo herzlich gelacht — und nun, da ich ein vornehmer Eleganzmann geworden bin, ſoll und darf ichs nicht mehr! — Das iſt betrübt.

Gauch. Ich kann Ihnen nicht helfen. Entweder — oder —

Hr. v. Puff. Vogel, friß oder ſtirb! heißt's bey Ihnen. Sie ſind ein unbarmherziger Mann, und geben mir harte Nüſſe zu knacken. Nu, fahren Sie nur fort, ziehen Sie aber, wo möglich, gelindere Saiten auf.

Gauch. Mein dritter Lehrpunkt iſt kinderleicht.

Hr. v. Puff. Das wolle der Himmel! Wie lautet er denn?

Gauch. Ein Elegant muß den Kunſtkenner und Kunſtrichter ſpielen, muß über Poeſie, Mahlerey und andere ſchöne Kün ſte, laut, kühn und entſcheidend urtheilen und abſprechen; muß, mit Einem Worte, alles wiſſen, alles beſſer wiſſen, alles am beſten wiſſen.

Hr. v. Puff. Gott ſey mir gnädig und barmherzig! Das nennen Sie leicht? — Ich armer, geſchlagener Mann! Nun iſt alles mit mir aus. — Leb wohl, du ſchöne elegante Welt! Ich ſah dich nur, wie Moſes das Land Canaan, von fern, und muß mit Schimpf und Schande an deiner Gränze wieder umkehren.

Gauch. Warum?

Hr. v. Puff. Je nun, weil ich dort, im gelobten Lande der Eleganz, alles wiſſen, alles beſſer wiſſen, alles am beſten wiſſen ſoll — und ich nichts weiß, gar nichts weiß, durchaus nichts weiß. Ich verſtehe von Poeterey und Mahlerey kaum ſo viel als ein Windelkind.

Gauch. Was thut das? Glauben Sie

denn, daß hundert andere Eleganten, die ſich als Kunſtkenner breit machen, etwas mehr von den ſchönen Künſten verſtehen?

Hr. v. Puff. Das müſſen Hexenmeiſter ſeyn!

Gauch. O ganz und gar nicht! Die ſchlauen Herren ſetzen ſich bloß hin, lernen ein Schock Kunſtwörter, wie ein Schulknabe ſeine Vocabeln, auswendig, und werfen damit ins Kreuz und in die Quere um ſich herum.

Hr. v. Puff. Und das mag nun klappen oder nicht? Mag weder gehauen noch geſtochen ſeyn?

Gauch. Das iſt gleich viel.

Hr. v. Puff. Ha! nun fällt mir ein Stein vom Herzen. Ja, da haben Sie Recht; das iſt nicht ſchwer, das kann ich auch. Ich habe ein eiſernes Gedächtniß. Aber halt! — wieder eine verdammte Schwierigkeit! — Wie kommt man zu ſolchen gelehrten Vocabeln?

Gauch. Wenn Sie fünf Louisd'or daran wenden, ſo verſchaffe ich Ihnen morgen ein vollſtändiges, und mit großem Fleiß von mir ſelbſt ausgearbeitetes Wörterbuch der neumodiſchten Kunſtſprache.

Hr. v. Puff. Ein ganzes Buch ſoll ich in meinen Kopf hinein pfropfen?

Gauch. Ein Buch von zwey oder drey kleinen Oktavſeiten.

Hr. v. Puff. Das laſſe ich gelten. Dafür gebe ich mit Vergnügen fünf Louisd'or. Nun will ich den Kunſtkenner und Kunſtrichter ſpielen, daß es eine Art haben ſoll.

Fünfter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. Guten Tag, Herr Profeſſor. Strengen Sie den gnädigen Herrn nicht zu ſehr an; es möchte ſeiner Geſundheit ſchaden. Sie werden überhaupt Ihr Collegium jetzt abbrechen müſſen; denn der Tanzmeiſter iſt eben gekommen.

Gauch. Er mag warten.

Mad. Schwalbe. Warum denn warten? Er iſt gerade jetzt der nothwendigſte Lehrer des gnädigen Herrn. Wer ſich vermählen will, muß tanzen können, um nicht auf ſeiner eigenen Hochzeit wie eine hölzerne Figur da zu ſtehen.

Hr. v. Puff. Ey wohl, Madam. Ich muß tanzen lernen.

Mad. Schwalbe. Ja, und es geſchieht nicht ohne Grund, daß ich eben jetzt von der Hochzeit ſpreche. Es haben ſich, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe, gnädiger Herr, ſehr gute Aſpecten für Sie gezeigt.

Hr. v. Puff. Wirklich? Sie erfreuen mich.

Mad. Schwalbe. Ja, das gnädige Freyfräulein hat Sie vorhin durch eine Spalte in der Thür belauſcht, und kam — wenn ich mich, ohne Verletzung des ſchuldigen Reſpekts, ſo ausdrücken darf — wie ein Böckchen in mein Zimmer geſprungen. O, beſte Madam! rief ſie aus, und fiel mir um den Hals: ich habe ihn geſehn! Was für ein herrlicher Mann! Ich bin von ſeiner Anmuth ganz bezaubert. — In dieſem Tone ſprach der kleine Engel wohl eine Viertelſtunde lang von Ihnen.

Hr. v. Puff. Was Sie ſagen! In ſo gnädigen Ausdrücken? Das macht mich glücklich.

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, dieſe

Nachricht iſt ſo angenehm, daß ſie wohl ein Stück Atlaß werth wäre? — Ich arme Witwe kann mir ſo was Koſtbares nicht erzeugen, und möchte doch gern bey der hohen Vermählung in einem hochzeitlichen Kleide erſcheinen.

Hr. v. Puff. Kaufen Sie nach Ihrem Belieben, ſo ſchön und ſo theuer Sie wollen, und bringen Sie die Lapperey mit auf meine Rechnung.

Mad. Schwalbe. O, Sie ſind freygebig wie ein Prinz! Dieſen neuen Beweis Ihres edlen Charakters will ich augenblicklich dem Fräulein erzählen.

Hr. v. Puff. Thun Sie das, Frauchen, thu[illegible] das, und ſchicken Sie mir den T[illegible]er her!

Mad. Schwalbe. (im Abgehen.) Sogleich, gnädiger Herr.

Hr. v. Puff. Eine grundehrliche Frau! Ich wohne hier wie im Himmel.

Sechſter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch. Der Tanzmeiſter, und ein Bedienter.

(Der Letztere trägt ein Fußbret.)

Tanzmeiſter. (mit kunſtmäßigen Komplimenten.) Gnädiger Herr —

Hr. v. Puff. Bonsdies, Herr Strohfiedel. — (Zum Bedienten.) Was Henker, Johann! bringſt du da?

Bedienter. (das Fußbret auf den Boden ſetzend.) Fragen Sie den Herrn Tanzmeiſter, dem das Ding gehört. Es ſieht aus wie eine Foltermaſchine. (Er geht ab.)

Hr. v. Puff. Nun, Herr Strohfiedel, erklären Sie mir doch Ihr Inſtrument.

Tanzm. Es iſt, ſo zu ſagen, ein wohlthätiger Zuchtmeiſter der Füße, der ſie mit einigem Ernſt und Zwang nöthigt, ſich an die Linie der Schönheit und des Anſtandes zu gewöhnen. Die Zierlichkeit des Auswärtsgehens iſt allen Standesperſonen eigen, und unterſcheidet ſie beym erſten Anblick von ungebildeten Menſchen, die gänſemäßig einher ſchreiten.

Hr. v. Puff. (ſeine Füße betrachtend.) Hm! — ja — ich ſtehe ſelbſt wie ein Gänſerich da.

Tanzm. Ich erfreche mich nicht, Eure Gnaden zu widerſprechen. Es iſt aber auch bey Denenſelben kein Wunder, und mehr zu loben als zu tadeln. Der gnädige Herr reſidirten bisher in einer kleinen Stadt, wo jedermann ſo geht. Wenn man unter Gänſen lebt, muß man mitwackeln; ſonſt ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und ſchnattern, man wolle klüger und beſſer ſeyn als ſie.

Hr. v. Puff. Was Sie für ein richtiges Einſehen haben! Das iſt wirklich die Urſache, warum ich ſo mit den Füßen ſäble.

Tanzm. Dieſe kleine Unziemlichkeit wollen wir bald aus dem Wege räumen. Mit hoher Erlaubniß. (Er ſetzt ſich.) Haben Sie die Gnade, ſtellen Sie ſich gerade vor mich her — reichen Sie mir die Hände — ſetzen Sie Ihre Füße feſt an die meinigen. (Der Scholar befolgt dieſe Anordnungen, und der Tanzmeiſter dreht ihm die Füße nach und nach auswärts in eine gerade Linie.)

Hr. v. Puff. (mit krummen Knien, in einer halb ſitzenden Poſitur.) Au! ich falle.

Tanzm. Nein, nein. Ich habe die Ehre, Sie zu halten. Richten Sie ſich muthig empor! Drängen Sie Schenkel und Waden zuſammen!

Hr. v. Puff. (ſtrengt ſich an.) Potz Velten! das thut nicht wohl.

Tanzm. Wiegen Sie nun Ihren Körper vorwärts und rückwärts, um den Muskeln die nöthige Gelenkſamkeit zu geben.

(Er zieht ihn an ſich, und läßt ihn allmählich zurück ſinken.)

Hr. v. Puff. O weh! ich falle.

Tanzm. Nur getroſt! (Er ſetzt das Manöver mit ſtärkern Bewegungen fort.)

Hr. v. Puff. Freund, ich bitte Sie, das Ding wird halsbrechend! — Herr Jemine! halten Sie feſt!

Tanzm. Nur gnädiges Gleichgewicht!

Hr. v. Puff. Ja, auf dem Stuhle läßt ſich's gut von Gleichgewicht reden.

Tanzm. (ängſtlich.) Mon Dieu! Sie geruhn auf Ein Mahl, ſehr ſchwer zu werden — potz tauſend! vorwärts! vorwärts! — ich gerathe außer Stand —

Hr. v. Puff. Sapperment! halten Sie mich —

Tanzm. Ich kann nicht mehr —

Hr. v. Puff. Die Reiſe geht fort — ich breche den Hals — Hülfe! (Er fällt allmählich rücklings zu Boden, und reißt den Tanzmeiſter, der fruchtlos dagegen kämpft, über ſich hin.)

Gauch. Ha! ha! ha! eine komiſche Gruppe!

Tanzm. (ſchnell aufſpringend.) Ich bitte tauſend Mahl um Vergebung, daß ich ſo unhöflich war, auf Eure Gnaden zu fallen. Aber Dero Schwerkraft —

Hr. v. Puff. Und Ihr Flederwiſchkörper — Komplimentiren Sie nur nicht lange, ſondern helfen Sie mir wieder auf die Beine! (Der Tanzmeiſter und Gauch ſtehn ihm bey.) Ich dacht's gleich, daß die Geſchichte ſo ein trauriges Ende nehmen würde. (Er reibt ſich den Rücken.) Nee, Herr Strohfiedel, mit dieſer gefährlichen Gaukeley bleiben Sie mir künftig vom Halſe!

Tanzm. So müſſen wir unſre Zuflucht zum Fußbrete nehmen.

Hr. v. Puff. Das Zeterding ſieht mich auch verdammt tückiſch an.

Tanzm. Hier iſt keine Gefahr. Treten Sie unbeſorgt in die Fußſchrauben.

Hr. v. Puff. (hinein tretend.) Nun wird's zur Abwechſelung einen Burzelbaum vorwärts geben; das ſchwant mir ſchon. Aber, Herr! das ſag' ich Ihnen: dann ſind wir auf der Stelle geſchiedene Leute. Was hilft's mir, daß ich tanzen kann, wenn ich den Hals gebrochen habe?

Tanzm. Haben Sie die Gnade, ſich an dieſen Stuhl zu halten. (Er ſetzt einen vor ihn hin.)

Hr. v. Puff. Gut. Das iſt ein Troſt.

Tanzm. (ſchraubt ihm die Füße rückwärts in eine gerade Linie.)

Hr. v. Puff. Blitz! das iſt der alte Schmerz.

Gauch. Muth! Geduld! — Hoffart muß Zwang leiden.

Tanzm. Nun gnädig den Kopf in die

Höh! — die Schultern zurück! — den Unterleib hinein! — die Bruſt hervor! — (Er ſtellt ſich hinter ihn, und zieht ihm die Arme rückwärts.)

Hr. v. Puff. Was ſind das nun wieder für tolle Streiche! So kann ich mich doch nicht an den Stuhl halten.

Tanzm. Ich halte Sie.

Hr. v. Puff. Ja, wie vorhin. Wer ſich auf Sie verläßt, der iſt verlaſſen. (Er verzerrt das Geſicht, indem ihm der Tanzmeiſter die Arme ſtärker auf dem Rücken zuſammen preßt.) Schwere Angſt! Sie brechen mir die Schulterblätter — ich halt's nicht aus — laſſen Sie los — Sie bringen mich um! (Er entreißt ſich den Händen des Tanzmeiſters, und ſpringt vom Brete.)

Tanzm. Ihro Gnaden ſind äußerſt zart.

Hr. v. Puff. Ey, Sackerloth! Sie greifen mich an, als ob ich einen Mord geſtehn ſollte. Mein Johann hat Recht: das iſt eine Foltermaſchine. Der Himmel ſoll mich davor bewahren. Hier haben Sie einen Dukaten für Ihren Weg, und kommen Sie mir nicht wieder über die Schwelle! (Er giebt ihm Geld.)

Tanzm. (mit tiefen Verbeugungen abgehend.) Ich empfehle mich in der höchſten Beſtürzung zu Gnaden.

Hr. v. Puff. Gnade hin, Gnade her! (Er wirft zornig das Fußbret hinter dem Tanzmeiſter zur Thür hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch.

Gauch. An dieſe Lection wird Herr Strohſiedel denken.

Hr. v. Puff. Ich gewiß auch. Der tolle Kerl bat immer und ewig um Gnade, und verfuhr ſelbſt höchſt ungnädig mit mir. —

mir. — Aber ich war doch wohl für einen Eleganzmann zu hitzig und zu grob?

Gauch. Warum? Ein ſo raſches Weſen kleidet einen Herrn von Stande recht gut, und iſt ſtark Mode. Man flucht den Handwerksleuten, die für uns arbeiten, die ganze Hölle auf den Hals, wirft ſie ſogar bisweilen die Treppe hinunter, prügelt ſeine Bedienten und ſo weiter — und dennoch iſt und bleibt man ein Elegant. Es werden auch von Zeit zu Zeit neue Flüche Mode, die man durchaus bey Gelegenheit anbringen muß, wenn man mit ſeinem Zeitalter fortſchreiten will.

Hr. v. Puff. Scharmant! Ich bitte mir davon ein kleines Verzeichniß aus.

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. (eilig.) Ach, beſter, gnädiger Herr! was iſt denn mit dem armen Tanzmeiſter vorgefallen? Er weint beynahe. Sie haben ihn zu hart behandelt.

Hr. v. Puff. Zu hart? — Sie reden, wie Sie's verſtehen. Ich hätt' ihn ſtandesmäßig die Treppe hinunter werfen ſollen. Nicht wahr, Herr Hofmeiſter?

Gauch. Dergleichen Treppenreiſen ſind allerdings in manchem vornehmen Hauſe gewöhnlich.

Mad. Schwalbe. (bitter.) In meinem nicht, Herr Gauch! Merken Sie ſich das! Ich nehme den Tanzmeiſter in Schutz. Verſtehen Sie mich? In meinem Hauſe muß kein Brodneid herrſchen; das ſag' ich Ihnen.

Gauch. Was eifern Sie denn? Ich bin ganz unſchuldig.

Hr. v. Puff. Das iſt wahr, Madamchen. Er hat mich gegen den Tanzmeiſter nicht aufgehetzt. Das Männchen hudelte mich, trotz ſeiner unterthänigen Höflichkeit, gar zu ſehr, und ſo kam ich in den Harniſch.

Mad. Schwalbe. Ein edler, deutſcher Ritter — und ſo verzärtelt!

Hr. v. Puff. Ich will gar nicht tanzen lernen.

Mad. Schwalbe. Nun, da kämen Sie bey der Baronneſſe ſchön an! Die liebt das Tanzen über alles, und klatſchte vor Freude mit den kleinen alabaſternen Händchen, als ſie hörte, daß Sie Tanzſtunden nähmen. Wir wollen lieber den Bereiter wieder fortſchicken.

Hr. v. Puff. Bey Leibe nicht! Iſt er da?

Mad. Schwalbe. Zu Befehl.

Hr. v. Puff. Rufen Sie ihn geſchwind!

Mad. Schwalbe. Wenn Sie mir verſprechen —

Hr. v. Puff. Ja, ja, dem ſchönen Fräulein zu Lieb' und Ehren will ich auch tanzen lernen. Aber das Reiten iſt noch nöthiger für einen Edelmann. Ein Ritter muß reiten können; nicht wahr, Herr Profeſſor?

Gauch. Allerdings. Aber auch tanzen.

Mad. Schwalbe. Das war Ihr Glück, daß Sie das hinzuſetzten, Herr Gauch! Der Bereiter ſoll gleich da ſeyn. (Sie geht ab.)

Hr. v. Puff. Was habt ihr denn mit einander?

Gauch. Kleine, freundſchaftliche Neckereyen.

Neunter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch. Der Bereiter. Hernach zwey Bedienten.

Hr. v. Puff. Schön willkommen, lieber Herr Rammskopf. Haben Sie mir ein Pferd beſorgt?

Bereiter. Ihre Bedienten werden's gleich vorführen. Hören Sie es nicht ſchon traben?

(Zwey Bedienten ſchieben ein hölzernes, geſatteltes und gezäumtes Pferd auf Rädern herein.)

Hr. v. Puff. Tauſend Element! das iſt ein tüchtiger Gaul.

Bereiter. Ich ſchäme mich faſt, Ihnen auf dieſem Kinderklepper Lectionen zu geben. Da Sie aber nun einmahl noch nicht den Muth haben, ein lebendiges Roß zu beſteigen, ſo iſt kein anderer Rath. Dieſer breterne Hengſt bäumt und bockt freylich nicht.

Hr. v. Puff. Das iſt mir eben ſehr lieb.

Bereiter. Sitzen Sie auf!

Hr. v. Puff. Gleich, gleich. (Er ſezt den rechten Fuß in den linken Steigbügel.)

Bereiter. Nicht doch! So bekämen Sie den Schweif, ſtatt des Zügels, in die Hand. Nehmen Sie den linken Fuß, und ſchwingen Sie ſich in die Höhe.

Hr. v. Puff. (ſezt einige Mahl vergebens an.) Das Beeſt iſt ſo hoch wie ein Berg.

Bereiter. Hoho! kaum Mittelſchlag.

Hr. v. Puff. Johann! — Chriſtoph! — ſchiebt doch hinten!

(Die Bedienten helfen ihm.)

Bereiter. Bleiben Sie ſo einen Augenblick ſenkrecht im Bügel ſtehn, und ſchwingen Sie dann das rechte Bein über die Croupe.

Hr. v. Puff. Ueber was für ein Ding?

Bereiter. Ueber des Pferdes Kreuz.

Hr. v. Puff. Aha! Deutſch verſteh' ich. (Er martert ſich umſonſt, das Bein ſo hoch zu heben.) Helft mir doch, ihr faulen Schlaraffen! Wofür geb' ich euch Lohn und Brod?

(Die Bedienten heben ihm das Bein hinüber, und er fällt in den Sattel.)

Bereiter. Sanft nieder gelaſſen! Man muß ſich nicht wie ein Klumpen Bley auf den Sattel werfen; ſonſt erſchrickt das Pferd, und geht auf der Stelle durch.

Hr. v. Puff. Wohl mir, daß ich auf einem geduldigen Thiere ſitze! (Er klopft und ſtreichelt den Hals des Pferdes.)

Bereiter. Sie werden ſich jetzt als Anfänger gefallen laſſen, ohne Bügel zu reiten. (Er hängt ſie hinauf an den Sattel.)

Hr. v. Puff. O weh! Ich armer Anfänger brauche dieſe Stützen gerade am nöthigſten.

Bereiter. Man muß ſie entbehren lernen.

Gauch. Recht, Herr Rammskopf. Das erinnert mich an eine luſtige Anekdote aus dem letztern franzöſiſchen Kriege. Da ging ein Kavallerie-Officier, — ich weiß nicht von welchem reichsſtändiſchen Kontingente — der zufällig einen Steigbügel eingebüßt hatte, mitten in der Bataille zu Fuß heim, weil er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ohne Bügel nicht reiten konnte.

Bereiter. Der jämmerliche Schächer! Gleichgewicht iſt die Seele des Reiters. — Allons, Herr von Puff! Im Schritt vorwärts!

(Die Bedienten ſchieben oder ziehen das Pferd langſam fort.)

Hr. v. Puff. (ängſtlich.) Bleibt ja im Schritt! Hört ihr? — So — ſo — fein gemach und behutſam!

Bereiter. Trab!

Hr. v. Puff. O Donnerwort! —

(Die Bedienten bewegen das Pferd etwas ſchneller.)

Ihr Menſchen, ſeyd ihr toll? — Halt! — ich werde ſchwindlig — brr! (Er ſinkt vorwärts, und umarmt den Hals des Pferdes.)

Bereiter. (richtet ihn wieder.) Halten Sie nur Balance, ſo iſt gar keine Gefahr dabey! — Galopp!

(Möglichſte Geſchwindigkeit des Rollpferdes.)

Hr. v. Puff. Oh! oh! ich ſtürze — der Athem bleibt mir aus — mein Ende iſt da! (Er fällt mit einem mörderlichen Geſchrey von der Seite herunter. Die Bedienten heben ihn auf.)

Zehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Madam Schwalbe. (kommt eilend.) Ums Himmels willen, was geht hier vor?

Bereiter. Etwas ſehr gewöhnliches — ein kleiner Hoppas vom Pferde. Das kann dem beſten Reiter begegnen.

Mad. Schwalbe. Armer Herr von Puff! Sie haben doch keinen Schaden genommen?

Hr. v. Puff. Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Der verfluchte Galopp!

Gauch. Ein Elegant muß aber Galopp reiten können, um vor den Fenſtern ſchöner Damen zu paradiren.

Bereiter. Deshalb eben nicht. Kein vernünftiger Reiter ſprengt ohne Noth auf dem Steinpflaſter. Das thut nur etwa ein junger Herr, der alle Quartale ein Mahl ein ſteifes Miethpferd beſteigt, und dann trifft ihn jenes bekannte Sinngedicht:

Man ſieht ihn im Galopp durch alle Straßen reiten,
Nur vor dem Thor hält er mit Jagen ein:

Das iſt doch ſonderbar, ein Narr vor allen Leuten,
Und klug, wenn's niemand ſieht, zu ſeyn! *)

Hr. v. Puff. Hübſche Reimverſchen!

Mad. Schwalbe. Schreiben Sie mir ſie doch auf, Herr Rammskopf. Ich kenne einige dergleichen Quartal-Couriere, die ich damit von ihrer Narrheit kuriren will.

Gauch. Sie wollen die Couriere kuriren? — Das iſt ja ein köſtliches Wortſpiel im neueſten Geſchmack!

(Man hört hinter der Scene ein Poſthorn und Peitſchenknall.)

Bereiter. Was Teufel! Da kommt wohl ſo ein Quartal-Courier.

(Alle ſtutzen und blicken nach der Thür.)

---

*) Aus des Herrn von Göckingk Gedichten.

Eilfter Auftritt.

Hannchen. Die Vorigen.

Hannchen. (ſchnell.) Madam! ein Courier —

Mad. Schwalbe. Mit Depeſchen an mich?

Hannchen. Ja.

Mad. Schwalbe. Aha! Herr von Puff! wie wird Ihnen? — (Zu Gauch und Rammelsort.) Seyd ſo gut, ihr Herren, und führt euch geſchwind durch die Hinterthür ab! Auch das Schulpferd muß fort. (Gauch und der Bereiter eilen durch eine Seitenthür hinweg, und die Bedienten rollen das Pferd hinten nach.)

Mad. Schwalbe. (Zu Hannchen.) Ruf den Courier!

(Das Mädchen geht ab.)

Hr. v. Puff. Ach, Madam! ich zittere und zage.

Mad. Schwalbe. Ganz ohne Noth.

Ich habe Sie dem Baron gut empfohlen, und ich weiß, wie ich mit ihm ſtehe. Was ich will, das will er auch.

Zwölfter Auftritt.

Wieſel, als Courier. Herr von Puff.
Madam Schwalbe.

Wieſel. (in einer kurzen, verbrämten Jacke und weiten Courierſtiefeln.) Habe ich die Ehre, mit Madam Schwalbe zu ſprechen?

Mad. Schwalbe. Zu dienen, mein Herr. Wer ſind Sie?

Wieſel. Der erſte Kammerdiener und Kabinets-Courier des Freyherrn von Adlersburg, der mich geſtern mitten in der Nacht abgefertigt hat, Ihnen dieſes Handſchreiben zu überreichen.

Mad. Schwalbe. (den Brief empfangend.) Ich bin ſehr erfreut. Wie befindet ſich Ihr gnädiger Herr?

Wieſel. Wie ein Fiſch im Waſſer. Kein Finger thut ihm weh. Wenn ſeine Geſundheit ſo fortdauert, ſtirbt er in ſeinem Leben nicht.

Mad. Schwalbe. Er verdiente, unſterblich zu ſeyn. (Sie erbricht den Brief, und thut als ob ſie leſe.)

Hr. v. Puff. (beobachtet ſie mit ſtarren Blicken.)

Wieſel. (nähert ſich ihm.) Habe ich vielleicht das Glück, Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn von Puff, meine unterthänigſte Devotion zu bezeigen?

Hr. v. Puff. (tritt verlegen zurück.) Ja, ich denke — ja, ich heiße ſo.

Wieſel. So ſind Sie wirklich der edle Kavallier, der dem hohen Hauſe Adlersburg bald näher angehören wird? — Erlauben Sie mir, Dero Rockzipfel zu küſſen.

Hr. v. Puff. (ausweichend.) Sie ſchei

nen ſehr höflich — ich verſtehe aber von dem allen kein Wort.

Mad. Schwalbe. Herr von Puff, ich gratulire. Der Herr Baron hat ſich nach Ihren Wünſchen erklärt. Ich will Ihnen ſeinen **Brief** vorleſen. Der Herr Kabinetts-Courier iſt doch wahrſcheinlich vom Inhalte ſeiner Depeſche unterrichtet?

Wieſel. Ich darf mich rühmen, des Herrn Barons Vertrauter zu ſeyn.

Mad. Schwalbe. Das konnte ich denken. Nun, ſo hören Sie, Herr von Puff. (Sie lieſt.) „Madame et chère amie. „Die Freyherren von Adlersburg ſind die „älteſten Kavalliere in Deutſchland, und „der Herr von Puff iſt einer der jüngſten; „ſeine Idee, die Hand meiner Tochter zu „ambitionniren, iſt alſo ein Attentat einer „Mésaillance, in die ich als ein Glied des „hohen Reichsadels nimmer willigen würde, „wenn mich nicht Ihre angelegentliche Ver-

„mittelung, ma chère amie, zu mildern „Sentimens perſuadirte. Alſo bloß Ihnen „iſt der Herr von Puff Dank und ſolide „Erkenntlichkeit für die Auszeichnung ſchuldig, daß ich ihm hiermit permittire, in „Ihrer Gegenwart dem Fräulein aufzuwarten. Iſt er ſo glücklich, das Herz meiner „geliebten Tochter zu touſchiren, ſo ſoll ihm „mein väterlicher Conſens nicht entſtehen. „Adieu, ma bonne amie.“ — (Sie legt den Brief zuſammen.) Nun, Herr von Puff, was ſagen Sie dazu?

Hr. v. Puff. Ich bin vor Freude ganz ſtumm.

Mad. Schwalbe. (zieht ihn bey Seite.) Es wird Ihrem künftigen Herrn Schwiegervater ſehr gefallen, wenn Sie dem Courier ein anſehnliches Geſchenk machen. Haben Sie eine gutgeſpickte Börſe bey ſich?

Hr. v. Puff. Ich denke.

Mad. Schwalbe. Fort damit!

Hr. v. Puff. (zu Wieſeln.) Darf ich mir wohl die Freyheit nehmen, Ihnen dieſe Kleinigkeit aus gutem Herzen zu offeriren und anzubiethen? (Er drückt ihm einen Beutel in die Hand.)

Wieſel. (küßt ihm den Rockzipfel.) Gnädiger Herr, ich danke unterthänig.

Mad. Schwalbe. Sie ruhn doch wohl bis morgen hier aus, Herr Courier?

Wieſel. Wie Sie befehlen.

Mad. Schwalbe. Machen Sie ſichs bequem. Mein Hausmädchen wird Ihnen ein Zimmer anweiſen, und Erfriſchungen reichen.

Wieſel. Sehr verbunden. Ich werde vorher der jungen Baronneſſe meinen Reſpekt bezeigen. (Er geht mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Courier.

Madam Schwalbe. Triumph! Ihr Glück iſt gemacht. Nicht wahr, ich gelte was bey dem alten ahnenſtolzen Herrn?

Hr. v. Puff. Er folgt Ihnen wie ein Kind. Das habe ich ſo halb und halb aus ſeinem Briefe errathen. Er ſchreibt ſehr hochtrabend und unverſtändlich, und miſchmaſcht eine Menge Sprachen durch einander, als ob er beym Thurmbau zu Babel geweſen wäre.

Mad. Schwalbe. Das iſt vornehm, und Sie müſſen's auch lernen. Jetzt aber iſt das Nöthigſte, daß Sie ſich in Galla werfen, um dem Fräulein Ihre Aufwartung zu machen. Ich will indeſſen ein paar unverſchiebliche Gänge thun.

Hr. v. Puff. Und ich will, indem

ich mich friſiren und ankleiden laſſe, meine Liebeserklärung vollends zu Stande bringen, worüber ich mir ſchon ſeit vier und zwanzig Stunden den Kopf zerbreche. Sie wird aber auch ein Meiſterſtück von Witz; das will ich Ihnen voraus ſagen.

(Sie gehen mit einander ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Hannchen

(öffnet leiſe die Seitenthür, und ſieht ſich um.)

Iſt ſie denn endlich fort? — (Sie tritt in den Saal.) Hier iſt der Weg rein; ob ſie aber ausgeht, das iſt die Frage. (Sie läuft an die Mittelthür und horcht.) Jetzt ſchlarſt ſie die Treppe hinunter — jetzt ſchlägt ſie die Hausthür zu. Nun ſind wir ſicher. (Sie fliegt an die Seitenthür zurück, und ruft:) Herr von Schmelz! Geſchwind aus dem

Kleiderſchranke heraus! Ich rufe — Sie wiſſen ſchon, wen. (Durch die Mittelthür ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Moritz. (allein.)

Das war eine enge Gefangenſchaft! — Wenn ich doch die ſaubre Tante zeitlebens ſo einſperren könnte! — Arme Julie! Aus dieſen Händen muß ich dich retten; es gehe wie es wolle.

Sechzehnter Auftritt.

Moritz. Julie. Hannchen.

(Die Liebenden fliegen einander entgegen.)

Julie. Lieber Moritz!

Moritz. Theuerſte Julie! — Hab' ich nicht wahr prophezeyt?

Julie. Leider! Hannchen hat Ihnen geſagt —

Moritz. Alles, alles. Sie haben ſich doch ſtandhaft geweigert?

Julie. Bis jetzt. Aber wie ſoll's werden, wenn ſie mich heftiger beſtürmt? wenn ſie mich mißhandelt?

Moritz. Das mag ſie nur wagen! Dann ſoll die Gaunerin noch heute zwiſchen vier Mauern ſitzen.

Julie. Nein, Moritz! Das wäre zu hart.

Moritz. Wiſſen Sie den Drachen anders zu bändigen? — Eine Klage bey dem Kriminalgerichte wäre freilich kein romantiſcher Ausweg; aber wir leben nun einmahl nicht in Arkadien. — Ein poetiſcher Schwärmer würde von Entführung und dergleichen Dingen ſchwatzen; ich proſaiſcher Menſch denke aber nicht daran. Die Intrikenmacherin wär' es wohl werth, daß wir uns ihretwegen ohne Dach und Fach in der Welt herum trieben! — Nein, nein!

Nicht wir wollen ihr weichen; ſie muß uns weichen.

Julie. Wie wird das enden! — Moritz, ich bitte Sie dringend, thun Sie gegen meine Tante keinen übereilten, feindlichen Schritt.

Moritz. Nicht ohne die höchſte Noth. Sie wiſſen, ich bin kein Strudelkopf, ich lavire gern im Sturme, wenn's möglich iſt. Könnten wir nur auf eine friedliche Art einige Monate Zeit gewinnen; das wäre mein Wunſch. Dann bin ich Herr meines väterlichen Erbtheils, und kann mit Ihrer Tante offen und freymüthig über unſer Verhältniß ſprechen. Doch jetzt darf ich's nicht. Ich bin noch in vielen Rückſichten von meiner Mutter abhängig, und ſie ſucht ein beſonderes Vergnügen darin, alle meine Wünſche zu vereiteln. Sie würde mir alſo auch hier entgegen arbeiten, und um ſo leichteres Spiel haben, da ſie eine vertraute Freundin der theuern Madam Schwalbe iſt.

Julie. Das iſt ein ſchlimmer Umſtand. Wir dürfen uns jetzt nicht entdecken.

Hannchen. (die bisher in einiger Entfernung ſtand, nähert ſich.) Iſt es mir erlaubt, mich mit einem guten Rath in Ihr Geſpräch zu miſchen?

Moritz. Guter Rath iſt immer willkommen.

Julie. Rede, Hannchen.

Hannchen. Wär' ich an der Stelle des Herrn von Schmelz, ich ginge doch zur Tante, gäbe mir aber — wenn ſie mich nähmlich nicht von Perſon kennte—

Moritz. Sie kennt mich nicht.

Hannchen. Nun, da gäbe ich mir einen andern Nahmen, und ſagte kurz und rund: Madam, ich bin reich, und habe

Luſt zu heirathen. Können Sie mir nicht ein hübſches Weibchen vorſchlagen?

Moritz. (lächelnd.) Das wäre wohl ein wenig mit der Thür ins Haus gefallen.

Hannchen. Ey, freilich müſſen Sie Ihre Worte zierlicher anbringen.

Moritz. Und dann?

Hannchen. Nun, dann ſtelle ich mir vor, Sie werden der Madam Schwalbe gefallen, und ſie wird den klugen Einfall haben, daß Sie ſich für Mamſell Julien beſſer ſchickten, als der alte Herr von Puff.

Moritz. Würde ſie ſich deswegen auf der Stelle entſchließen, ihn im Stiche zu laſſen?

Julie. Das iſt nicht wahrſcheinlich.

Hannchen. Sie werden bald merken, wie ſie geſinnt iſt. Wenn ſie Ihnen ſehr höflich und freundlich begegnet, Ihnen verſpricht, Sie mit einer Frau zu verſorgen, und Sie einladet, bald wieder zu kommen: ſo iſt die Sache richtig.

Moritz. Was halten Sie von Hannchens Vorſchlage, liebe Julie?

Julie. Er kommt mir vor wie eine unſchuldige Arzeney, die wenigſtens nicht ſchadet, wenn ſie auch nicht hilft.

Moritz. Gut. Ich gehe zur Tante.

Julie. Wenn ſie mich aber dennoch zwingen will, einen Beſuch vom Herrn von Puff anzunehmen?

Moritz. So laſſen Sie ſich von dem alten Thoren die Hand küſſen, und damit gut. Es iſt rathſamer, in ſolchen unverfänglichen Punkten nachzugeben, als ſich Mißhandlungen auszuſetzen. Was die erzwungene Baroneſſe von Adlersburg thut, hat Julie nicht zu verantworten.

Julie. Ich will Ihnen folgen.

Hannchen. Nun wird es aber auch

hohe Zeit, daß ſich der Herr von Schmelz wieder entfernen; ſonſt überraſcht uns Madam.

Moritz. Davor wollen wir uns in Acht nehmen. Adieu, liebe Julie. Ich will im Gaſthof am Fenſter lauſchen, bis Ihre Tante zurück kommt. Dann gehe ich ihr auf dem Fuße nach, und ſobald meine Audienz vorbey iſt, erhalten Sie durch Hannchen Nachricht davon. (Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Zimmer der Madam Schwalbe.

Erſter Auftritt.

Madam Schwalbe. Hannchen.

Madam Schwalbe. (die Enveloppe ablegend.) Ich komme gar nicht mehr zu Athem. Kaum trete ich ins Haus, ſo iſt mir einer auf den Ferſen, der mich ſprechen will. Hätteſt du ihn nur auf der Stelle abgewieſen.

Hannchen. Ich wußte ja nicht, ob ich recht that.

Mad. Schwalbe. Wie nennt er ſich?

Hannchen. Herr von Roſendorn.

Mad. Schwalbe. Roſendorn! — Ich habe dieſen Nahmen in meinem Leben nicht gehört. Was iſt's denn für eine Figur?

Hannchen. Ein wohlgekleideter und wohlgebildeter junger Mann.

Mad. Schwalbe. Laß ihn kommen. Sag' ihm aber voraus, ich hätte nur zwey Minuten Zeit.

Hannchen. Sehr wohl. (Geht ab.)

Mad. Schwalbe. (allein.) Was wird's seyn? — Geldnoth oder eine Liebesgeſchichte. Das ſind immer die beyden Hauptgeſchäfte der jungen Herren.

Zweyter Auftritt.

Moritz. Madam Schwalbe.

Moritz. Gehorſamer Diener, Madam.

Mad. Schwalbe. (ſich verbeugend.) Mit wem habe ich die Ehre — ?

Moritz. Mein Nahme iſt von Roſendorn.

Mad. Schwalbe. Sehr erfreut — Nehmen Sie Platz. (Sie ſetzen ſich.) Was verſchafft mir denn die Ehre Ihres Beſuchs?

Moritz. Ihr ausgebreiteter Ruf. Sie haben, wie ich höre, Zutritt und Einfluß bey den vornehmſten Familien der Stadt, und machen davon zum Beſten vieler Menſchen Gebrauch.

Mad. Schwalbe. Ich diene meinem Nächſten gern — (lächelnd.) wenn ich Zeit habe. Heute bin ich aber gerade ganz außerordentlich beſchäftiget. Jede Minute hat ihre Beſtimmung.

Moritz. Ich will mein Anliegen in Ein Wort zuſammendrängen.

Mad. Schwalbe. Haben Sie die Güte.

Moritz. Ich ſuche eine Frau.

Mad. Schwalbe. Ey! ſchon ſo zeitig? — Doch — jung gefreyt hat niemand gereut, ſagt das Sprichwort.

Moritz. Ich bin kein Flattergeiſt, kein Libertin. Andere junge Leute genießen mit zügelloſer Ungebundenheit die Welt, verſtreuen die Blüthen ihres Frühlings da und dort, und verſchenken endlich am Altar die welken Herbſtblumen ihrer Geſundheit und Kräfte.

Mad. Schwalbe. So unbillig wollen Sie gegen Ihre künftige Gemahlin nicht denken. Das iſt lobenswerth, und nimmt mich ſehr für Sie ein.

Moritz. (ſich verbeugend.) Dürfte ich alſo hoffen —?

Mad. Schwalbe. Ich will mich mit Vergnügen für Sie verwenden.

Moritz. Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. Ich werde mich bald im unbeſchränkten Beſitz eines anſehnlichen Vermögens befinden.

Mad. Schwalbe. So ſind Sie um ſo mehr im Stande, eine Frau glücklich zu machen. Sie ſoll doch wohl von adeliger Herkunft ſeyn?

Moritz. Das mache ich gerade nicht zur Bedingung. Ich ſuche keine Ahnen, nur häusliches Glück.

Mad. Schwalbe. Nun, verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr von Roſendorn. Ich weiß ſchon halb und halb eine Partie für Sie; es fehlt mir nur jetzt durchaus an Zeit, mich mit Ihnen länger zu unterhalten. Bemühen Sie ſich wieder zu mir.

Moritz. (aufſtehend.) Wenn iſt es Ihnen gefällig?

Mad. Schwalbe. Sobald Sie wollen, ſobald Sie können.

Moritz. Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken, Madam. (Er geht nach der Thür.)

Mad. Schwalbe. Adieu, Herr von

Roſendorn. — (Ihm nachrufend.) O, warten Sie doch! Es fliegt mir eben ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Können Sie mich in einer halben Stunde wieder beſuchen?

Moritz. Ich werde mit Vergnügen die Ehre haben. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madam Schwalbe. (allein.)

Das paßt ja vortrefflich! Frau von Schmelz ſucht einen jungen Mann, und ein hübſcher junger Mann ſucht eine Frau — da fang' ich zwey Goldfiſche mit Einem Zuge! — Freilich ein ungleiches Paar — Frühling und Winter! — Doch was geht das mich an? Ich führe ſie ohne lange Vorrede zuſammen, und ſie mögen ſehn, wie ſie einander gefallen. — Wenn ſie nur gewiß kommt! Ich muß hin zu ihr, damit

ſie

ſie mir ja nicht ausbleibt. (Sie geht an die Thür, und ruft hinaus.) Hannchen! Geſchwind einen Miethwagen! (Zurück kommend.) Was wird der zärtlichen Witwe der Mund wäſſern! Was wird ſie ihn ſpitzen! Und was wird ſie ſich ärgern, wenn ſie ihn vergebens geſpitzt hat! — Das geſchieht ohne Zweifel; aber was kann ich dafür? Ich thue das Meinige, und ſie muß ſich abfinden.

Vierter Auftritt.

Hannchen. Die Vorigen.

Hannchen. Der Wagen iſt da.

Mad. Schwalbe. So ſchnell?

Hannchen. Es fuhr eben ein unbeſchäftigter Miethkutſcher vorbey.

Mad. Schwalbe. Gut. Meine Enveloppe! (Hannchen legt ſie ihr um.) Hat ſich Julchen ſo gekleidet, wie ich ihr ſagen ließ?

Hannchen. Wir ſteckten eben die letzte Nadel an.

Mad. Schwalbe. Wie ſteht ihr der Anzug?

Hannchen. Allerliebſt.

Mad. Schwalbe. Sag' ihr, ſie ſoll ſich bereit halten, einen Beſuch anzunehmen, wenn ich zurück komme. Ich bin bald wieder hier. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hannchen. Julie.

Hannchen. (allein.) Wohin mag ſie ſo eilfertig kutſchiren? Sie war bey ſehr guter Laune. Herr von Schmelz hat wahrſcheinlich Gnade vor ihren Augen gefunden. Das will ich bald hören. (Sie eilt nach der Thür.)

Julie. (kommt ihr entgegen.) Wo fuhr die Tante hin?

Hannchen. Das iſt mir ein Räthſel. Sie ſollen ſich zur Annehmung eines Beſuchs bereit halten, wenn ſie zurück kommt. Dieſen Befehl hinterließ ſie, und ſchien übrigens außerordentlich vergnügt.

Julie. Moritz auch. Ich belauſchte ihn hinter dem Vorhang. Er tanzte beynahe auf der Gaſſe.

Hannchen. Ich fliege zu ihm.

Sechſter Auftritt.

Moritz. Die Vorigen.

Moritz. (ihr begegnend.) Da bin ich ſchon ſelbſt.

Julie. Sie Wagehals!

Moritz. Ich ſah die ſcharmante Frau ausfahren —

Julie. Die ſcharmante Frau?

Moritz. Ja, ja, nicht anders. Wir ſind die beſten Freunde. Sie nahm mich wohl auf, verſprach mir ein Weibchen, und beſtellte mich in einer halben Stunde wieder her.

Hannchen. Iſt's möglich? — Und Mamſell Julie ſoll einen Beſuch annehmen, wenn ſie zurück kommt.

Moritz. Wirklich?

Julie. Ja. Sie befahl aber, ehe ſie noch mit Ihnen ſprach, mich feſtlich zu kleiden.

Moritz. So? — Das iſt alſo kein gutes Zeichen für **mich.**

Hannchen. Ich denke doch. Vor einer halben Stunde war freilich noch der Herr von Puff am Brete; aber nun bekommt er den Laufzettel.

Moritz. Den ſoll er am Ende gewiß bekommen. Es geſchehe nun früh oder ſpät, auf eine ſanfte oder eine harte Manier.

Julie. Wir wollen das Beſte hoffen.

Moritz. Es bleibt in allen Fällen bey der Abrede: Nachgeben in gleichgültigen Dingen und muthiger Widerſtand in der Hauptſache! — Ich verlaſſe die Stadt nicht eher, als bis wir wiſſen, woran wir ſind, und bey dem erſten Nothſignal, das ich durch Hannchen erhalte, komme ich Ihnen zu Hülfe. — Jetzt will ich mich hier nicht ertappen laſſen. Adieu. (Er eilt hinweg.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Moritz.

Julie. Wenn doch dieſer Tag vorbey wäre! Mir iſt in meinem Leben noch nicht ſo bange geweſen.

Hannchen. Sie dauern mich. Ich bin ein armes, verlaſſenes Mädchen, aber für eine ſolche Pflegemutter — wenn ſie auch noch zehn Mahl reicher wäre — dankte ich gehorſamſt. Sie iſt ja eine wahre Tyrannin!

Julie. (mit einem ſanften, verweiſenden Tone.) Hannchen!

Hannchen. Ich mußte meinem Herzen Luft machen, ſo wenig ich ſonſt in die Klaſſe der unartigen Dienſtbothen gehöre, die bey jeder Gelegenheit von ihrer Herrſchaft übel ſprechen. Das kann mir niemand nachſagen.

Julie. Bleib bey dieſer guten Sitte! Es iſt ein unnützes Ding, Schnippchen in der Taſche zu ſchlagen.

Hannchen. Aber über den Herrn von Puff darf ich mich doch ein Bißchen aufhalten? Wir haben ja jetzt nichts weiter zu thun.

Julie. Den Herrn von Puff gebe ich dir Preis.

Hannchen. Er macht, ſeit der Ankunft der Courier-Maske, ganz außerordentliche Verſchönerungsanſtalten ſeiner häßlichen Perſon. Der Friſeur künſtelt ſchon eine Stunde lang an ſeinen Silberhaaren, und Schneider und Galanteriehändler jagen einander in ſeinem Zimmer aus und ein.

Julie. Laß ihn doch ſein Weſen treiben.

Hannchen. Unten in der Remiſe pinſelt ein Mahler am neuen Staatswagen. Das Wapen beſteht in einem Glücksrade, wie bey den Lotterien gebraucht wird. Es iſt ein Gemälde von ungeheuerm Umfang; denn der gnädige Herr hat ausdrücklich befohlen, daß es, um ein rechtes Aufſehen zu machen, die ganze Seite des Wagens einnehmen ſoll. Die großen, grimmigen Löwen, die den Schild halten, fletſchen einen an, als ob man ſich vor ihnen fürchten ſollte: Man wird aber wohl über ſie lachen, wenn ſie ſich öffentlich zeigen.

Julie. Immerhin! Ich werde in dieſem Wagen nie fahren.

Hannchen. Reitzen Sie denn die vier

prächtigen Porzellan-Schecken nicht, die ihn ziehen ſollen? Das werden Wunderthiere.

Julie. Sie werden's?

Hannchen. Ich kann mich nicht anders ausdrücken; denn ſie ſind noch in der Arbeit.

Julie. Was ſchwatzeſt du durch einander! Wir ſprachen von Pferden.

Hannchen. Ja doch! — Herr von Puff wollte durchaus Porzellan-Schecken haben: es ließen ſich aber keine auftreiben, die ihm bunt genug waren.

Julie. Nun?

Hannchen. Da kam ein Roßkamm, und ſagte: er verſtehe die Kunſt, Pferde zu mahlen, und zwar ſo dauerhaft zu mahlen, daß weder die Striegel ſeine Farben abkratzen, noch der Regen ſie wegſchwemmen könne. Das gefiel dem Herrn von Puff. Er kaufte vier ſchneeweiße Schimmel, und läßt ſie jetzt mahlen.

Julie. Sollte man's glauben!

Hannchen. Sie werden heute oder morgen das Probepferd hier vorbey führen ſehen. Wie eins iſt, ſo werden ſie alle. Herr von Puff iſt nicht mit den unregelmäßigen Figuren zufrieden, wie ſie die Natur hinzuwerfen pflegt — bewahre der Himmel! Er läßt ſeine Roſſe, wie ein Porzellan-Service, mit zierlichen Blumen ſchmücken, und iſt Anfangs ſogar Willens geweſen, ihnen ſein Wapen auf die Bruſt mahlen zu laſſen. Das hat ihm aber noch ein mitleidiger Menſch aus dem Sinne geredet.

Julie. Was für Eulenſpiegelſtreiche!

Hannchen. Dergleichen kann ich Ihnen mehr erzählen. Da hat er unter andern —

Julie. Still! es fuhr ein Wagen am Hauſe vor.

Hannchen. (läuft an die Thür, horcht und kommt ſchnell zurück.) Die Tante!

Julie. Wie wird mir's gehn!

Hannchen. Halten Sie ſich nur tapfer! (Sie hüpft an die Thür, und öffnet ſie.)

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. Vorige.

Mad. Schwalbe. Nun, was wird denn hier für eine Conferenz gehalten? Was ſteckt ihr beyſammen? Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe.

Hannchen. Ach! wir und tanzen —

Julie. Wir thaten nichts Böſes, liebe Tante.

Mad. Schwalbe. Geklatſcht werdet ihr haben, mich durch die Hechel gezogen —

Hannchen. (mit naiver Gutmüthigkeit.) Wir haben nicht an Sie gedacht.

Mad. Schwalbe. Da haſt du dich

gut verantwortet, du Bachſtelze! Du ſollſt an mich denken, ſollſt arbeiten, ſollſt die Stuben fegen, ſollſt nähen und ſtricken, ſtopfen und flicken. Eine faule Dirne hat Hummeln im Gehirne, und der ſchnöde Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank.

Hannchen. (lächelnd.) Bey mir hat er noch kein weiches Sopha gefunden.

Mad. Schwalbe. Schweig!

Hannchen. (ſpielt mit der Schürze, ohne Madam Schwalbe anzuſehn.) Und am Ende iſt's immer beſſer, er ruht, als daß er Geſchäfte treibt.

Mad. Schwalbe. Naſeweis! ich rathe dir, ſchweig! — War jemand hier, der mich ſprechen wollte?

Hannchen. (ſchnell.) Nein.

Mad. Schwalbe. Ueber die kurze, ſchnippiſche Antwort! — Jüngferchen, wir tanzen jetzt nicht zuſammen. Hebe Sie ſich hinweg, und geh Sie in Ihr Kämmerlein; es möchte ſonſt noch was ſetzen. (Sie vagiert ihr mit der Hand vor dem Geſichte.)

Hannchen. (bleibt entſchloſſen ſtehn.) Was beliebt?

Mad. Schwalbe. (muthlos und nachgebend.) Du ſollſt gehen.

. Hannchen. Dieſem Tone leiſte ich Gehorſam. (Sie geht mit gelaſſenen Schritten ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige, ohne Hannchen.

Mad. Schwalbe. (ſieht ein paar Secunden lang der Abgehenden ſchweigend nach.) Was ſich die freche Dirne gegen mich herausnahm! Ich wollte mich nur nicht ärgern; wir haben nöthigere Dinge zu thun. — Sieh doch, mein liebes Julchen, wie ſchön du dich geputzt haſt! (Sie betrachtet ſie von allen Seiten.) Ganz herrlich! ganz bezaubernd! Du wirſt wohl den armen Herrn von Puff um ſein Stäubchen Verſtand bringen.

Julie. (erſchrickt.) Wie? Ich glaubte —

Mad. Schwalbe. Was, mein Kind?

Julie. Es würde von dieſem Herrn nicht weiter die Rede ſeyn.

Mad. Schwalbe. Du Närrchen! von wem denn ſonſt?

Julie. Ach, Tante! beſte Tante! laſſen Sie mich aus dieſem gefahrvollen Spiele.

Mad. Schwalbe. Ich weiß gar nicht, was du von Gefahr träumſt. Mein Plan iſt ſo vorſichtig entworfen, daß uns niemand ein Haar krümmen kann. Dein Bräutigam ſoll längſtens eine Stunde vor der Trauung aus meinem Munde redlich erfahren, wer du eigentlich biſt, und dann kann er noch thun, was er will.

Julie. Gott! nein — mein Herz wiverſteht. Ich kann den Herrn von Puff nicht lieben, nicht heirathen.

Mad. Schwalbe. Nu, nu, damit hat's noch Zeit. Ich verlange jetzt nichts von dir, als daß du einen kurzen Ceremonienbeſuch annimmſt. Du mußt dir doch deinen reichen Freyer wenigſtens beſchauen; das Anſehen hat man umſonſt. — Findeſt du den ehrlichen Mann ganz unleidlich, ſo will ich ihn dir nicht aufzwingen, ſondern die Heirathsunterhandlungen mit einer guten Manier abbrechen. Ich dächte doch, das wäre ein billiger Vorſchlag.

Julie. Sie muthen mir immer noch ſehr viel zu.

Mad. Schwalbe. Das nennſt du viel? — Mir ſcheint es ſehr wenig; und dieß Wenige halte ich für eine ganz mäßige Vergeltung der dir erwieſenen Wohlthaten.

Julie. O ich Arme! Das preßt mir Ergebung ab. — Laſſen Sie ihn kommen; erlauben Sie mir aber, ſtumm zu ſeyn.

Mad. Schwalbe. Ein paar kalte Wörtchen mit einer hohen Miene — das iſt genug. Setz dich in dieſen Armſtuhl, und benimm dich recht vornehm. In fünf Minuten iſt der Spaß vorbey. (Sie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie. (allein.)

Wie glücklich iſt der Menſch, dem niemand eine genoſſene Wohlthat vorrücken darf! — Das iſt die eherne Kette, die mich an dieſen Marterſtuhl feſſelt. (Sie ſetzt ſich.) Aber ich will nicht länger ſolche Ketten tragen. Ich will lieber als Magd dienen, bis Moritz einen Biſſen Brod mit mir theilen kann.

Eilfter Auftritt.

Julie. Herr von Puff. Madam Schwalbe.

(Die beyden Letztern komplimentiren ſich vor der offenen Thüre.)

Madam Schwalbe. Spazieren Sie voraus, gnädiger Herr!

Hr. v. Puff. (mit komiſchen Höflichkeitsgrimaſſen.) Geſchieht nicht, auf Ehre! nicht.

Mad. Schwalbe. Machen Sie keine Umſtände.

Hr. v. Puff. Ich weiß, was den Damen gebühren thut.

Mad. Schwalbe. So muß ich unſern Streit wohl ſchlichten. (Sie tritt herein.)

Hr. v. Puff. (in einem Prachtkleide, mit Degen und Armhut, hüpft ihr ſtutzerhaft nach, macht Julien, die vom Stuhl aufſteht, eine ſehr tiefe, ungeſchickte Verbeugung, nähert ſich ihr mit mehrern

Reverenzen, und küßt ihr die Hand. Sie ſetzt ſich wieder. Er ſtellt ſich dann vor ſie hin, und perorirt mit dem Tone und der Geſtikulation eines Schulknaben.) Gnädige, ehr- und tugendreiche Baronneſſe! Hochdieſelben geruhen, Sich in Gnaden von mir avertiren und aviſiren zu laſſen, wasmaßen ich mich ganz unwürdig fühle, mit Hochdero reichsfreyherrlichem Hauſe in Compagnie zu treten; ſintemahl und alldieweilen des Herrn Papa's gnädige Excellenz mit uralten Ritterahnen gleichſam en gros handeln thun, mein ſeliger Vater hingegen, der gewiß noch lebte, wenn er nicht bereits vor dreyßig Jahren geſtorben wäre, nur — (mit einem tiefen Seufzer) ein Bourgeois war. Nun habe ich zwar, mit Gottes Hülfe, vor einem halben Jahre angefangen, ein kleines Waarenlager von adeligen Ahnen in meiner geringen Perſon zu etabliren; da aber, wer etwas anfängt, ſo zu ſagen, nur ein Anfänger iſt, und ich die unternommene Entreprise nicht allein fortſetzen kann, ſondern mich ſchlechterdings mit einer Associée aus dem ſchönen Geſchlechte aſſociiren muß: ſo habe ich, mit Rath und Beyſtand einer frommen und ehrſamen Wittib, der gegenwärtigen Madam Schwalbe, meine wenigen Augen auf Ihro hochfreyherrliche Schönheit geworfen, und laſſe das Kauffardeyſchiff meiner Seufzer, unter Führung und Leitung des Steuermanns Cupido, vom Stapelplatze meines Herzens auslaufen, um an der Küſte Ihres Herzens —

Mad. Schwalbe. (die bis jetzt in einiger Entfernung geſtanden, und oft mit dem Kopfe geſchüttelt hat, tritt hinter den Redner, und zupft ihn am Kleide.)

Hr. v. Puff. (wehrt ſie, ohne ſich umzuſehen, mit der Hand ab, und fährt eifrig fort.) Um an der Küſte Ihres Herzens den Tauſchhandel der Zärtlichkeit zu treiben, und Hochdieſelben zu erſuchen und einzuladen —

Mad. Schwalbe. (zupft ihn wieder.)

Hr. v. Puff. (ſie abwehrend.) Zu erſuchen und einzuladen — (Er fängt an zu ſtottern.) die Firma — mit meiner Wenigkeit — die Firma — zu erſuchen und einzuladen — einzuladen —

Mad. Schwalbe. (zupft ihn ſtärker.)

Hr. v. Puff. (fährt zornig herum.) Zum Teufel! was wollen Sie denn?

Mad. Schwalbe. (ihm halblaut ins Ohr.) Es iſt genug.

Julie. (aufſtehend.) Mir wird nicht wohl.

Mad. Schwalbe. (eilt zu ihr.) Mein gnädiges Fräulein! was ſtößt Ihnen zu?

Julie. Ich muß mich entfernen.

Hr. v. Puff. Jammerſchade! Da iſt nun die böſe Madam Schwalbe daran Schuld, daß ich in meiner prächtigen Rede ſtecken blieb. Ich hatte noch ſo viel Schönes auf dem Herzen — ich wollte das gnädige Freyfräulein mit der Sonne und mich mit einer Pechfackel vergleichen thun — ich wollte ſagen —

Julie. (mit ſchwacher, gebrochener Stimme.) Herr von Puff, Sie glauben — ich bin aber nicht — merken Sie ſich dieſe Worte! — ich bin nicht, was ich ſcheine. (Sie verneigt ſich, und geht ab. Madam Schwalbe folgt ihr mit ehrerbiethigen Ceremonien, und Herr von Puff begleitet ſie mit tiefen Reverenzen bis an die Thür.)

Zwölfter Auftritt.

Herr von Puff. (allein.)

Eine holdſelige junge Dame! Man ſage mir was man will: ein Fräulein bleibt doch ein Fräulein! Es iſt ein ganz anderes Weſen als die bürgerlichen Zierpuppen, die ihr Näschen himmelhoch tragen, weil ihnen etwa ein Mahl ein zärtlicher Ladendiener ins Ohr ſagte: Sie ſind ein Engel! — (Er wendet ſich gegen die Thür, und wirft Küſſe dahin.) Dort hinaus ging ein Engel — ein veritabler adeliger Engel! Ach, ſo bildſchön, und doch ſo ſanft und beſcheiden! Da ſtand ſie, die Hochgeborne, demüthig wie ein Muttergottesbildchen, und ſagte: (Er ahmt mit einer weiblichen Verneigung und feiner Stimme Julien nach.) „Herr von Puff, ich bin nicht, was ich ſcheine.“ — O du Taube! ich verſtehe dich! — — (Nach einer kleinen gedankenvollen Pauſe.) Aber, mein gnädiger Herr von Puff, es iſt bey dem allen kurios, daß Er da her tritt und jubilirt! Hat Er denn ſchon Brief und Siegel darüber, daß Ihn die Baronneſſe heirathen will? — Davon ließ ſie ſich kein Wörtchen verlauten. — Wenn ich nur eine große Gänſeblume bey der Hand hätte, da könnte ich dieß Geheimniß aus den Blättern heraus zupfen! — Ich will mich doch, da mir die prophetiſche Blume fehlt, bey meinen Weſtenknöpfen

Raths erholen. Was der letzte Knopf ſagt, das iſt wahr. (Er befragt jetzt das bekannte alte Volksorakel, indem er bey jedem der folgenden kurzen Sätze einen Knopf von oben herab berührt.) Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — ganz heimlich — klein wenig — gar nicht. — Sie liebt mich — von Herzen — (Er thut einen Freudenſprung, und klatſcht in die Hände.) Ha! ſie liebt mich von Herzen! Das iſt eine troſtreiche Nachricht. Dafür will ich dich, du ehrlicher Knopf, in Gold einfaſſen laſſen.

Dreyzehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Der Vorige.

Madam Schwalbe. (kommt haſtig gelaufen.) Aber ſagen Sie mir, Herr von Puff —

Hr. v. Puff. (hitzig.) Aber ſagen Sie mir, Madam Schwalbe —

Mad. Schwalbe. Wie konnten Sie der Baronneſſe ſolchen Ladenwitz vorſchwatzen?

Hr. v. Puff. Wie konnten Sie mich unterbrechen?

Mad. Schwalbe. Sie machten ſich lächerlich.

Hr. v. Puff. Madam! wenn Sie das ſagen —

Mad. Schwalbe. Das ſag' ich.

Hr. v. Puff. So wiſſen Sie nicht, was Witz iſt.

Mad. Schwalbe. Sie führen eine ſeltſame Sorte.

Hr. v. Puff. Echt, aufrichtig, und extrafein. Darauf können Sie ſich verlaſſen.

Mad. Schwalbe. Nein, Herr von Puff, Ihre Anrede war kauderwälſch. Nehmen Sie mir's nicht übel!

Hr. v. Puff. Was wollen Sie denn?

Das Kauderwälſch meines Herrn Schwiegerpapa's nannten Sie vornehm. Nun ich mir aber die größte Mühe gebe, ihm nachzuzwitſchern, wie er ſingt —

Mad. Schwalbe. Wir wollen nicht über Worte zanken. Die Baronneſſe, deren Unpäßlichkeit ſchon wieder vorbey iſt, hat übrigens viel Wohlgefallen an Ihrer Perſon gefunden, und mir aufgetragen, Ihnen dieß zu erklären.

Hr. v. Puff. (ſchmollend.) Das hat mir mein letzter Weſtenknopf ſchon geſagt.

Mad. Schwalbe. Dieſen Scherz verſtehe ich ſo wenig, als Sie die letzten dunkeln Worte des Fräuleins mögen verſtanden haben.

Hr. v. Puff. Warum denn nicht?

Mad. Schwalbe. Nun? Was dachten Sie ſich dabey?

Hr. v. Puff. Hm! ſie wollte ſagen: ich ſcheine vielleicht ſtolz, aber ich bin's nicht.

Mad. Schwalbe. Richtig! Das war ihre Meinung.

Hr. v. Puff. Sehen Sie, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin.

Mad. Schwalbe. Ey! wer ſagt das?

Hr. v. Puff. Das wollte ich mir auch gehorſamſt ausbitten.

Mad. Schwalbe. (horchend.) Es fährt ein Wagen vor's Haus. (Sie geht ans Fenſter.) Ha! die Frau von Schmelz beſucht mich. Ich muß alſo unterthänig bitten —

Hr. v. Puff. Mich zu trollen. — O ich verſtehe jeden Wink — ich bin nicht auf den Kopf gefallen — ha! ha! ha! (Er geht lachend durch die Seitenthür ab.)

Mad. Schwalbe. (allein.) Kein Affe iſt ſo poſſierlich als ein einfältiger Tropf, der ſich klug dünkt. (Sie geht und öffnet die Mittelthür.)

Vierzehnter Auftritt.

Frau von Schmelz. Madam Schwalbe.

Fr. v. Schmelz. (kommt haſtig und ſtöhnend, in bunter, jugendlicher Kleidung, und ſtark geſchminkt.) Da bin ich — Madamchen! — Komm' ich — noch zeitig — genug?

Mad. Schwalbe. O ja, meine gnädige Frau.

Fr. v. Schmelz. Bon, bon. (Sie fällt auf einen Stuhl, und fächert ſich heftig.) Uf! — uf! — ich bedarf Ruhe — und Erholung. Ich bin — mehr geflogen — als gefahren, um nicht — zu manquiren.

Mad. Schwalbe. Sie ſind ganz außer Athem.

Fr. v. Schmelz. Ja, ſehn Sie — ſo haben Sie mich gehetzt. — Ich mußte doch denken, daß die Sache ſehr — preſſant ſey. Da fliegt die loſe Frau, wie ein

Pfeil — an meine Toilette, fragt mich, ob ich gewiß arrivire — und kaum habe ich Ja geſagt, ſo iſt ſie ſchon wieder eſchappirt.

Mad. Schwalbe. Verzeihen Sie. Ich konnte mich nicht aufhalten, und wollte bloß Ihrer Ankunft gewiß ſeyn.

Fr. v. Schmelz. Nun, Goldweibchen, da bin ich. Haben Sie ein Männchen für mich?

Mad. Schwalbe. Ja wohl, und was für eins!

Fr. v. Schmelz. (ſpringt auf, und umarmt ſie.) Herzensfreundin! iſt's möglich?

Mad. Schwalbe. Sie erſticken mich!

Fr. v. Schmelz. Wie ſieht er aus? wie alt iſt er, der ſüße Junge? Wo haben Sie ihn verſteckt? (Sie ſucht im Zimmer herum.)

Mad. Schwalbe. Bemühen Sie ſich

nicht. Er iſt noch nicht da. Ich erwarte ihn aber jeden Augenblick.

Fr. v. Schmelz. (ſetzt ſich wieder, und nimmt einen gleichgültigen Ton an.) So, ſo. Nun, die Sache hat ja keine Eile. Entwerfen Sie mir indeſſen ſein Portrait.

Mad. Schwalbe. Keinen Zug davon! Ich will Ihnen eine angenehme Ueberraſchung nicht verderben.

Fr. v. Schmelz. Wird es wirklich eine delicate Surprise ſeyn?

Mad. Schwalbe. Das hoffe ich.

Fr. v. Schmelz. Aber wie heißt denn der junge Herr? Und von welchem Rang und Stand iſt er?

Mad. Schwalbe. Er iſt ein Edelmann, und ſein Nahme klingt ſehr romantiſch. Mehr erfahren Sie nicht. Er mag ſich Ihnen ſelbſt entdecken, und wird es in der erſten Minute thun, denn er iſt gar nicht blöde.

Fr. v. Schmelz. Sie ſind heute ſehr myſteriös.

Mad. Schwalbe. Auf einen einzigen Umſtand, der mir Sorge macht, muß ich Sie vorbereiten. Mein Eheſtandsrekrut hat einen Fehler —

Fr. v. Schmelz. Und der iſt?

Mad. Schwalbe. Sein Alter.

Fr. v. Schmelz. (kleinlaut.) Iſt er zu alt?

Mad. Schwalbe. Ganz das Gegentheil. Zu jung! zu jung! Er ſieht aus, als ob er kaum ſeinen zwanzigſten Geburtstag gefeiert hätte.

Fr. v. Schmelz. (freudig aufſchreiend.) Je, das Aeffchen! (Sie faßt ſich wieder zu einem kältern Tone.) Nu, nu, liebe Madam, machen Sie ſich über dieſes Steinchen des Anſtoßes keinen Scrupel. Das Herrchen könnte freilich älter ſeyn; aber was findet man unterm Monde vollkommen? Iſt's nur übrigens ein acceptabler Mann, ſo müſſen wir ihm über den Punkt ſeiner Jugend durch die Finger ſehen. Dieß iſt ein pardonnables Fehlerchen, das er ſchon nach und nach ablegen wird.

Mad. Schwalbe. Wohl geſprochen, gnädige Frau! Sie beruhigen mich wieder.

Fr. v. Schmelz. (ſich zierend.) Wie finden Sie mich heute? Sagen Sie mir aufrichtig und auf Ihr Gewiſſen: paſſier' ich noch?

Mad. Schwalbe. Welche Frage! Sie blühn wie eine Roſe.

Fr. v. Schmelz. Ohne Flatterie!

Mad. Schwalbe. Da Sie beſonders die Farbe der Nacht abgelegt haben —

Fr. v. Schmelz. (tief ſeufzend.) Ach! nur für heute. Morgen trage ich ſie wieder. (Lebhaft und eitel.) Macht dieſes griechiſche Gewand einen guten Effekt?

Mad. Schwalbe. Es ſteht Ihnen

trefflich. Sie ſehn gerade darin aus wie die weltberühmte ſchöne Jungfer Lais aus Griechenland, von der ich neulich ein Bildniß in der Auction erſtanden habe.

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi! Sie heben ſcherzend und ſchmeichelnd meinen geſunkenen Muth. Aber, Frauchen, wir wollen dennoch, der Sicherheit halber, ein kleines Stratagemchen appliciren. Verſtehen Sie mich? — So eine kleine Kriegsliſt. Merken Sie wohl auf! Wenn der junge Herr kommt, ſo ſprechen Sie nur vorher, ehe ſie uns einander präſentiren, allein mit ihm, und ſchelten Sie wacker auf mich. Sagen Sie franchement: ſie iſt heute nicht vortheilhaft gekleidet — hat nicht ihren ſchönen Tag — nimmt ſich zu andern Zeiten viel jünger und reitzender aus —

Mad. Schwalbe. Gut, gut.

Fr. v. Schmelz. Der Chagrin um ihren ſeligen Gemahl hat ſie ganz entſtellt, und ſo weiter. (Weinerlich.) Dieſer letzte Punkt iſt auch in der That keine Fiction. Mein zärtlicher Gram hat mich vehement angegriffen, und die Sonne meiner Jugend und Schönheit iſt in einem Meere von Thränen untergegangen. Ach! es iſt ein Unglück, wenn man ein gar zu gefühlvolles und empfindſames Herz hat.

(Es wird an der Thüre geklopft.)

Mad. Schwalbe. (halblaut.) Da wird er kommen.

Fr. v. Schmelz. (eben ſo.) O wie ſchlägt mein Buſen! Wo ſoll ich hin?

Mad. Schwalbe. Hier ins Nebenzimmer.

Fr. v. Schmelz. Tout à l' heure. (Sie wackelt nach der Thüre.) Aber, Herzensmadamchen, ich bitte und beſchwöre Sie bey unſerer alten, zärtlichen Freundſchaft, ſagen Sie dem jungen Manne treulich, was ich Ihnen vorhin in den Mund legte. Rühren

Sie

Sie Ihre ganze Klugheit und Gnade auf. Ich werde dankbar, ſehr dankbar ſeyn.

Mad. Schwalbe. O denken Sie daran nicht! Ich diene Ihnen mit dem beſten Willen, ohne alles Intereſſe.

(Wiederholtes Klopfen.)

Fr. v. Schmelz. Ach Himmel! das ſcheint mir ein hitziger Burſch! Ich verkrieche mich vor Bangigkeit ins hinterſte Zimmer. (Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Moritz. Madam Schwalbe.

Mad. Schwalbe. (öffnet die Mittelthür.) Ha! ſind Sie da!

Moritz. Befohlner Maßen.

Mad. Schwalbe. Sprechen Sie nicht ſo laut! (Sie führt ihn bis an den Rand der Bühne, und ſo weit als möglich von der Thür hinweg, durch welche ſeine Mutter abging.)

Moritz. Sie thun ja ſo geheimnißvoll.

Mad. Schwalbe. Die Wände haben bisweilen Ohren, und es gilt eine Ueberraſchung.

Moritz. Ha! ſo was lieb' ich.

Mad. Schwalbe. Freuen Sie ſich nur nicht zu ſehr. Ich habe zwar ein Frauenzimmer für Sie im Hauſe —

Moritz. Im Hauſe? — Das iſt ja allerliebſt!

Mad. Schwalbe. Ich weiß aber freilich nicht, ob es ein Gegenſtand nach Ihrem Herzen ſeyn wird.

Moritz. Zweifeln Sie nicht!

Mad. Schwalbe. Was man ſo gleich bey der Hand hat, iſt nicht immer das Beſte.

Moritz. O, Madam, ich bin damit zufrieden, zeitlebens zufrieden!

Mad. Schwalbe. Das wiſſen Sie ſo gewiß?

Moritz. Halb und halb; und es koſtet Ihnen nur drey Sylben, ſo weiß ich's ganz.

Mad. Schwalbe. Drey Sylben? — Nun, wahrlich! das haben Sie errathen. Mit drey Sylben könnte ich Ihnen das Frauenzimmer nennen; aber ich lege mir ein Schloß vor den Mund.

Moritz. Sie ſpannen meine Neugier auf's höchſte.

Mad. Schwalbe. Bleiben Sie auf dieſem Platze. Ich gehe und hole die Dame. Die erſte weibliche Geſtalt, die dort aus jenem Zimmer tritt, die iſt es. Ich ſchicke ſie Ihnen, und laſſe Sie mit ihr allein. Sehn Sie ſelbſt zu, wie ſie Ihnen behagt. Ich will ſie Ihnen nicht aufſchwatzen, nicht anpreiſen — bewahre der Himmel! Sie möchten ſonſt glauben, ich thät' es aus Eigennutz. (Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Moritz. (allein.)

Wie das Räthſel ſich löſen wird! — Ich bin ſo neugierig — das Herz klopft mir wie ein Hammer. — Aber wie kann ich noch zweifeln? — Es iſt Julie — Julie kommt — niemand anders! Madam Schwalbe drückte ſich ja platt und deutlich genug aus. Sie hat das Frauenzimmer im Hauſe, hat's gleich bey der Hand, und der Nahme beſteht aus drey Sylben. Was kann verſtändlicher ſeyn? — Ha! jetzt regt ſich was dort! (Er blickt ſtarr nach der Thür.) Ich höre Fußtritte — ſie kommen näher — aber wie ſchwerfällig! — die Dielen zittern und ſchüttern bis hierher. — O die Loſe! Sie verſtellt ihren Gang. — Ha! jetzt — (Er fliegt mit auſgebreiteten Armen nach der Thür.)

Siebzehnter Auftritt.

Frau von Schmelz. Der Vorige.

Frau von Schmelz. (rennt, haſtig eintretend, ihrem Sohn in die Arme, und ſtößt einen gräßlichen Schrey aus.)

Moritz. (prallt beſtürzt zurück. Beyde ſtehen einen Augenblick wie verſteinert.)

Fr. v. Schmelz. Quelle horreur! Wen erblick' ich vor mir! Biſt du's wirklich? du Range!

Moritz. Still, ſtill, Mama! Wir wollen keinen Lärm machen.

Fr. v. Schmelz. Was? du heilloſer Bube! du willſt mir Schweigen gebiethen?

Moritz. Mama, ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ehre willen —

Fr. v. Schmelz. Ey! du haſt großes Recht, von Ehre zu reden, du! du! — Iſt dieß der Hörſaal deiner Herren Profeſſoren? Da ſollteſt du ſitzen und Weisheit lernen, deren du ſehr nöthig bedarfſt.

Moritz. (bittend.) Mäßigen Sie ſich.

Fr. v. Schmelz. (immer heftiger.) Willſt du mir Geſetze vorſchreiben? du Milchbart! du Wüſtling! du Taugenichts! — He! warum deſertirteſt du von der Univerſität, und treibſt dich hier herum in verdächtigen Häuſern?

Achtzehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Madam Schwalbe. (herein ſtürzend.) Wer ſpricht hier von verdächtigen Häuſern?

Fr. v. Schmelz. (auf ſie zufahrend.) Schöne Streiche, Madam!

Moritz. (heftig.) Das heißt foppen, Madam!

Fr. v. Schmelz. Iſt das der Herr?

Moritz. Iſt das die Dame?

Mad. Schwalbe. Was wollen Sie denn Beyde? Was raſen Sie denn? Es iſt ja kein Unglück, wenn Sie einander nicht gefallen. Wer zwingt Sie denn dazu, ſich zu heirathen?

Fr. v. Schmelz. Ich? — meinen Sohn heirathen?

Moritz. Ich? — meine Mutter?

Mad. Schwalbe. Mutter? — Sohn? — Welcher Wirrwarr! Sie träumen wohl Beyde?

Fr. v. Schmelz. O, Madam, ſtellen Sie ſich nur nicht ſo ſimpel, als ob Sie nicht wüßten, daß dieſes ungerathene Früchtchen mein Sohn iſt.

Mad. Schwalbe. Der Herr von Roſendorn?

Fr. v. Schmelz. Was Roſendorn! — Ein Dorn iſt er freilich, ein Dorn in meinen Augen.

Mad. Schwalbe. (zu Moritz.) So reden Sie doch! Vertheidigen Sie ſich!

Moritz. Ich ſchweige, um meine Mutter zu ſchonen.

Mad. Schwalbe. Alſo wirklich Ihre Mutter?

Fr. v. Schmelz. Da hören Sie!

Mad. Schwalbe. Nun, das iſt ein luſtiger Auftritt! Ich aber bin unſchuldig daran. Sie, Frau von Schmelz, befahlen mir, Ihnen einen jungen Mann zu ſchaffen —

Moritz. O Mutter!

Mad. Schwalbe. Und Sie, junger Herr, nannten ſich Roſendorn, und ſuchten eine Frau —

Fr. v. Schmelz. O Gelbſchnabel!

Mad. Schwalbe. Da brachte ich Sie denn hier in aller Unſchuld zuſammen. Ich bin honnett und ehrlich bey der Sache zu Werke gegangen; aber gewiſſe andere Leute nicht.

Fr. v. Schmelz. Auf wen ſticheln Sie?

Mad. Schwalbe. Nicht auf Sie, gnädige Frau.

Moritz. Alſo auf mich?

Mad. Schwalbe. Ich kann und will's nicht läugnen.

Moritz. (drohend.) Madam Schwalbe!

Mad. Schwalbe. Sie wollen ſich wohl noch mauſig machen, junger Herr? — Iſt denn das etwa ein feines Stückchen, ſich einen falſchen Nahmen zu geben, und dadurch ein ſtilles, ehrbares Haus in Lärm und Aufruhr zu ſetzen?

Moritz. Schweigen Sie über den Punkt der falſchen Nahmen, das räthe ich Ihnen!

Mad Schwalbe. (ſtämmt die Arme in die Seiten.) Wie? was? — Sie wollen mir in meinen eigenen vier Pfählen den Mund ſtopfen? — Schweigen Sie doch ums Himmels willen ſelbſt! Wer ein gläſern Dach hat, muß nicht mit Steinen werfen. Verſtehen Sie mich?

Moritz. Reitzen Sie mich nicht weiter, Madam! Sonſt —

Mad. Schwalbe (heftig aufkreiſchend.) Junkerchen! wenn Sie nicht aufhören zu drohen, ſo nehme ich Sie beym Fittich, und führe Sie zur Thür hinaus.

Moritz. Drache, rühre mich an!

(Sie machen Miene, ſich thätlich an einander zu vergreifen.)

Neunzehnter Auftritt.

Julie. Die Vorigen.

Julie. (fliegt auf die Bühne, und drängt ſich zwiſchen die Streitenden.) Liebe Tante, beſänftigen Sie ſich!

Moritz. Es iſt Ihr Glück, Madam, daß das Fräulein von Adlersburg ſo gnädig iſt, Ihnen zu Hülfe zu kommen.

Julie. (beſtürzt.) Moritz — mein Herr —!

Mad. Schwalbe. Was heißt das? Welche Sprache!

Fr. v. Schmelz. (die bisher mit ſchadenfrohen Geberden am Zanke Theil nahm.) Ey! das iſt ja die Demoiſelle Nichte. Was faſelt denn der Narr von einem Fräulein? Und wie kommt das Frauenzimmerchen zur Kenntniß und zum vertraulichen Gebrauch ſeines Taufnahmens?

Mad. Schwalbe. Ja, das möcht' ich auch wiſſen!

Fr. v. Schmelz. Hier ſcheinen ſeltſame Dinge unter der Hülle des Geheimniſſes zu latitiren.

Moritz. Ich will ſie wegziehn, dieſe Hülle; denn die Wahrheit muß nun doch an den Tag.

Julie. (ſchlägt die Augen zur Erde, und will abgehn.)

Moritz. (hält ſie ſanft.) Bleiben Sie!

Mad. Schwalbe. Ich ſtaune.

Fr. v Schmelz. Welche Familiarität!

Julie. (ſtützt ſich auf die Lehne eines Stuhls, und verbirgt ihr Geſicht.)

Moritz. Ich liebe dieſes edle Mädchen.

Mad. Schwalbe. Was hör' ich!

Fr. v. Schmelz. Eine neue Studenten-Sottiſe!

Moritz. Ich erfuhr, daß die arme, hülfloſe Waiſe, unter dem Titel einer Baronneſſe, an einen gewiſſen Herrn von Puff mit Gewalt verkuppelt werden ſollte —

Mad. Schwalbe. Lügen und Injurien, mein Herr!

Fr. v. Schmelz. Mon Dieu! was für Avantüren und graſſe Worte!

Moritz. Ich flog her, um die Verlaſſene zu retten, meldete mich bey Ihnen, Madam, als ein Eheſtandskandidat, und that dieß unter einem angenommenen Nahmen, weil ich voraus ſah, daß ich unter dem meinigen nichts ausrichten würde. — Eine Reihe von Mißverſtändniſſen gab mir Hoffnung, dem Herrn von Puff vorgezogen zu werden. Ich breitete meine Arme nach Julien aus, und umfing — meine Mutter. So iſt die Geſchichte.

Mad. Schwalbe. Ein Gewebe von Unwahrheiten und —

Fr. v. Schmelz. Laſſen Sie **mich** reden. Greifen Sie meiner mütterlichen Autorität nicht ins Amt. (Zu ihrem Sohne.) Haſt du nun ausdeklamirt?

Moritz. Ich habe für jetzt nichts weiter zu ſagen.

Fr. v. Schmelz. Ich aber deſto mehr! — Wie kannſt du, bartloſer Schulfuchs, die verwegene Idee haben, ſchon jetzt an eine Mariage zu denken?

Moritz. Schon jetzt iſt verzeihlicher als noch jetzt.

Fr. v. Schmelz. Ich verſtehe deine enigmatiſchen Worte nicht. Es kommt aber auch nichts darauf an. Das Gezwitſcher eines Gelbſchnabels verdient keine Attention. Ich will der Pauke deiner Frechheit ſogleich ein Loch machen. Du erhältſt hiermit die gemeſſenſte Ordre, dich augenblicklich auf die Univerſität zurück zu begeben, und der Rechtsgelahrheit mit gehörigem Fleiß obzuliegen.

Moritz. Ich weiche nicht von dieſer Stelle, bis Juliens Schickſal entſchieden iſt.

Fr. v. Schmelz. Seht doch den ridikülen Jupiter, der über Schickſale gebiethen will!

Mad. Schwalbe. Sie nehmen ſich zu viel Gurken heraus, junger Herr! — Julie! fort auf dein Zimmer!

Julie. (will gehn.)

Moritz. (hält ſie zurück.) Bleiben Sie!

Mad. Schwalbe. Herr! was haben Sie hier für Gewalt?

Moritz. Die Gewalt eines ehrlichen Mannes über Kabalenmacher.

Mad. Schwalbe. Impertinent!

Fr. v. Schmelz. Du heilloſe Brut! — Courage, Madam Schwalbe! Greifen Sie an! Wir wollen dieſen großſprecheriſchen Fanfaron mit vereinten Kräften exmittiren.

(Beyde Damen gehen mit erhobenen Armen und ausgeſpreitzten Fingern auf ihn los.)

Moritz. (mit ſtarker Stimme gegen Madam Schwalbe.) Zurück! oder —

Mad. Schwalbe. (weicht einige Schritte.)

Moritz. (ſanft und rührend.) Mutter! — Wenn mein Vater dieſen Auftritt ſähe! — Wenn er ſähe, wie Sie — ehe noch ein Hälmchen Gras auf ſeinem Grabe ſprießt — ſchon wieder wie eine Braut geſchmückt da ſtehen —

Fr. v. Schmelz. (mit lautem Geheul.) Schweig, Unglücklicher, ſchweig! Beunruhige nicht die Aſche des theuern Mannes! Sein Andenken iſt mir heilig, und ich hoffe bald, durch dem Kummer über deine Gottloſigkeit, mit ihm vereinigt zu werden.

Zwanzigſter Auftritt.

Herr von Puff. Die Vorigen.

Hr. v. Puff. (Stürzt in lächerlicher Unordnung auf die Bühne. Das halbangezogene Kleid hängt ihm auf der rechten Schulter, und im Laufen knöpft er die Weſte zu.) Herr Jerum! was giebt's denn hier für ein Unglück? — Ich bin mit Schrecken aus einem Schläſchen ererwacht. (Er verbeugt ſich, indem er das Kleid anzieht, ſehr tief gegen Julien, und dann auch gegen die Andern.)

Mad. Schwalbe. (verdrießlich.) Wären Sie doch ruhig auf Ihrem Sopha geblieben!

Hr. v. Puff. Da müßte ich ein Herz von Stein gehabt haben. Es war ja hier ein Jammern und Wehklagen, wie bey der Zerſtörung Jeruſalems. Um ſo mehr freut es mich ganz ausnehmend, Sie allerſeits noch lebendig und geſund anzutreffen. Ich habe recht ſehr gezittert; beſonders für die gnädige Baroneſſe. (Er nähert ſich Julien mit galanten Grimaſſen.)

Julie. Verzeihen Sie, ich muß dieſen Titel für immer von mir ablehnen.

Hr. v. Puff. Sie ſind gar zu herablaſſend.

Moritz. Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen unbekannter Weiſe einen Irrthum zu benehmen. Mademoiſelle Julie iſt bürgerlicher Herkunft, und hat nicht länger Luſt, ſich wider Willen und Dank baroniſiren zu laſſen.

Hr. v. Puff. (reibt ſich die Augen.) Ich ſchlafe wohl noch. (Er wendet ſich zur Madam

Schwalbe.) Sagen Sie mir, iſt das, was um mich herum vorgeht, ein Traum?

Mad. Schwalbe. (bricht in ein lautes Gelächter aus.)

Hr. v. Puff. Sie lachen?

Mad. Schwalbe. Ja wohl. Wie man immer bey luſtigen Poſſen zu thun pflegt.

Hr. v. Puff. (ſieht ſich bedenklich um.) Ich weiß nicht, ob ich hier verrathen oder verkauft bin.

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr, ich will Ihnen mit zwey Worten aus dem Traume helfen. Ihre Liebesgeſchichte mit der ſogenannten Baronneſſe von Adlersburg war nichts als ein höflicher, gutgemeinter Scherz.

Hr. v. Puff. Ey! da kämen Sie mir gelegen.

Mad. Schwalbe. Es iſt nicht anders.

Hr. v. Puff. Aber, mein Gott! der

erlauchte Papa — der älteſte Kavallier in Deutſchland —

Mad. Schwalbe. Lebt im Monde.

Hr. v. Puff. Und ſein Kabinetts-Courier —

Mad. Schwalbe. Kam aus dem Monde.

Hr. v. Puff. Und dieſe Baroneſſe —

Mad. Schwalbe. Iſt ein Mondgänschen, das Eure Gnaden den Korb giebt.

Hr. v. Puff. (ſieht Julien beweglich an.) Dieſe Schmach will ich nicht hoffen.

Julie. Herr von Puff, täuſchen Sie ſich nicht länger. Ich bin ein bürgerliches Mädchen.

Hr. v. Puff. (zu Madam Schwalbe, in einem gedehnten Tone.) Alſo wirklich bürgerlich?

Mad. Schwalbe. Meine Nichte.

Hr. v. Puff. (reibt und windet verlegen die Hände.) So, ſo; das geſteh' ich. Nun, da muß ich denn wohl — (Zu Julien.) Ich freue mich übrigens, die angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. — Aber bedenken Sie, Madam Schwalbe, die Nothwendigkeit einer ſtandesmäßigen Verbindung — Sie verſtehen mich allerſeits — kurz, ich empfange, bewandten Umſtänden nach, den mir zugetheilten Korb mit Vergnügen und gehorſamſtem Dank.

Moritz. (laut lachend, bey Seite zu Julien.) Den ſind wir los.

Hr. v. Puff. Man lacht mich aus?

Fr. v. Schmelz. Sehr unartig, mon fils!

Hr. v. Puff. Ich würde mir Satisfaction ausbitten, wenn man meines Standes wäre.

Moritz. Sind Sie mehr als ein Edelmann?

Hr. v. Puff. Iſt das etwa nicht genug?

Moritz. Ich bin auch einer.

Hr. v. Puff. (bückt ſich beſtürzt.) Da — da thun Sie ſehr wohl daran. (Er wendet ſich ſchnell zur Madam Schwalbe.) Apropos! Sie haben mir noch nicht erklärt, wie ich zu der Ehre gekommen bin, von Ihnen genarrt und gehänſelt zu werden.

Mad. Schwalbe. Ey bewahre, gnädiger Herr! Sie betrachten die Sache in einem ganz falſchen Lichte. Ich hatte dabey bloß die gute Abſicht, mich um Sie verdient zu machen.

Hr. v. Puff. Wie denn verdient?

Mad Schwalbe. Nicht wahr, Sie haben den rühmlichen Vorſatz, ein galanter Weltmann zu werden?

Hr. v. Puff. Den hab' ich.

Mad. Schwalbe. Alſo wollte ich denn auch ein Scherflein zu Ihrer Bildung beytragen, und Ihnen eine Gelegenheit verſchaffen, ſich im Umgange mit Damen von Stande zu üben.

Hr. v. Puff. So, ſo! — Nun, ich will mich bey Ihnen abfinden, und Ihren Sprichwörterſchatz mit folgendem Beytrag vermehren: Wer ungedungen zur Arbeit geht, geht ungelohnt davon. — Hiermit kündige ich Ihnen meine Wohnung auf, und werde ſogleich Anſtalt zum Ausziehen machen. (Er will abgehen.)

Mad. Schwalbe. (vertritt ihm den Weg.) O, gnädiger Herr, thun Sie meinem Hauſe dieſe Schande nicht an! Wie habe ich Ihren Zorn verdient?

Hr. v. Puff. Durch Ihr freyherrliches Gaukelſpiel, über welchem wir meinen ernſthaften Zweck, mich zu vermählen, aus den Augen verloren haben.

Mad. Schwalbe. Dieſe Verſäumniß läßt ſich vielleicht bald wieder einholen. Wir ſprechen noch heute ein kluges Wörtchen darüber. — Aber potz tauſend! bin ich nicht ein ungeſchicktes Weib! Ich will mich zur Lehrmeiſterin der feinen Lebensart aufwerfen, und verſtoße ſelbſt dagegen. Da habe ich ſchon eine Viertelſtunde lang einen höchſt angenehmen Beſuch von Herrſchaften, die ſich fremd ſind, und ich denke nicht an die Schuldigkeit einer Wirthin, ſie mit einander bekannt zu machen. — Meine gnädige Frau von Schmelz, ich habe hiermit die Ehre, Ihnen eine Zierde des Adels in der Perſon des Herrn von Puff vorzuſtellen.

Fr. v. Schmelz. (mit Feuer.) Monsieur, je m'estime infiniment heureuse —

Hr. v. Puff. (macht eine Menge ungeſchickter Verbeugungen, und murmelt unverſtändliche Worte.)

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr! — die Frau von Schmelz, eine junge Witwe, die erſt kürzlich durch den Tod eines geliebten Gemahls in tiefes Leidweſen verſetzt worden iſt.

Hr. v. Puff. (mit Scharrfüßen und Handkuß.) Iſt mir viel Plaiſir —

Mad. Schwalbe. (zum Herrn von Puff, auf Moritz zeigend.) Der hoffnungsvolle Herr Sohn dieſer Dame.

(Wechſelſeitige ſtumme Komplimente.)

Moritz. (höflich.) Madam Schwalbe!

Mad. Schwalbe. Was beliebt?

Moritz. (ſtotternd.) Wollen Sie nicht die Güte haben, Ihre liebe Nichte der Geſellſchaft als meine Braut vorzuſtellen?

Mad. Schwalbe. Warum nicht? Wenn es Ihre gnädige Mama erlaubt.

Fr. v. Schmelz. (pathetiſch.) Nein. Ich proteſtire ſolemnellement dagegen.

Moritz. (bittend.) Liebe Mutter!

Fr. v. Schmelz. Schweig, du Vaurien! — Mademoiſelle Julie iſt auch gewiß zu vernünftig, als daß ſie nach dein

Titel einer **Frau Studentin** begierig ſeyn ſollte.

Julie. Ihr Lob beſchämt und demüthiget mich.

Mad. Schwalbe. (in einem lachenden Tone.) Das heißt ſo viel: ſie hat Luſt, eine Frau Studentin zu werden.

Moritz. (ernſt.) Das ſoll ſie nicht. Ich bin von dieſem Augenblick an nicht mehr Student. Das Erbtheil meines Vaters ſetzt mich in den Stand —

Fr. v. Schmelz. (wehklagend.) Ach, du gottloſer Wicht! Jetzt decouvrirt ſich dein ſchwarzes Herz! Jetzt bekennſt du ohne Scheu, daß du dich über den frühen Hintritt des Seligen freuſt! — Nun willſt du ſeinen ganzen Nachlaß an dich reißen, und mich wie eine Fremde auf die Gaſſe hinaus ſtoßen.

Moritz. Mutter! — wie ungerecht macht ſie der Zorn! Kein ſolcher Gedanke kam in mein Herz. — Und überdieß ſind Sie ja reicher als ich.

Mad. Schwalbe. Auf ein Wort, gnädige Frau! (Sie führt die Frau von Schmelz weiter vorwärts bey Seite.)

Hr. v. Puff, Moritz und Julie treten einige Schritte zurück, und ſprechen leiſe mit einander.

Mad. Schwalbe. Ich will Ihnen eine treffliche Partie vorſchlagen.

Fr. v. Schmelz. (mit erheitertem Geſicht.) Im Ernſt?

Mad. Schwalbe. Eine Partie, durch welche Sie den heutigen fatalen Vorfall auf Ein Mahl in Vergeſſenheit bringen, und alles erſetzen können, was Sie Ihrem Sohne ausliefern müſſen.

Fr. v. Schmelz. Das wäre doppelt ſchön! Wer iſt denn das liebe Männchen, das Sie im Sinn haben?

Mad. Schwalbe. Herr von Puff.

Fr. v. Schmelz. Der Alte dort?

Mad. Schwalbe. Sie nennen ihn alt? — Er iſt kaum vierzig Jahr, und kommandirt bare ſechzig tauſend Thaler.

Fr. v. Schmelz. Reich genug. Wenn er nur ärmer an Jahren wäre.

Mad. Schwalbe. Laſſen Sie ſich doch dadurch nicht abſchrecken! Ihr Vermögen gewinnt durch das ſeinige einen beträchtlichen Zuwachs — Sie machen nun ein großes Haus — geben glänzende Aſſembleen — alle junge Kavalliere ſtrömen herbey —

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi!

Mad. Schwalbe. Und der gute alte Herr von Puff ſchätzt ſich's zur größten Ehre, wenn er ſeine ſchöne Gemahlin von galanten Hofherren verehrt und bewundert ſieht.

Fr. v Schmelz. (mit einem Fächerſchlage.) Schweigen Sie doch!

Mad. Schwalbe. Iſt das nun nicht beſſer, als wenn Sie einen Laſſen heirathen, der kein anderes Verdienſt hat als Jugend, und Ihr Vermögen vielleicht mit Buhlerinnen verſchwendet?

Fr. v. Schmelz. O ciel! Das wäre mein Tod.

Mad. Schwalbe. Solche Streiche haben Sie von dem Herrn von Puff nicht zu befürchten.

Fr. v. Schmelz. Frau! Ihre Beredſamkeit könnte Berge bewegen.

Mad. Schwalbe. Ich darf alſo die Traktaten einleiten?

Fr. v. Schmelz. Oui. Nur menagiren Sie dabey den Anſtand und meine Ehre.

Mad. Schwalbe. Das verſteht ſich. (Sie eilt zum Herrn von Puff, und führt ihn auf die andere Seite.)

Fr. v. Schmelz nähert ſich ihrem Sohne, der ihr ehrerbietig entgegen geht. Julie zieht ſich in den Hintergrund zurück. Mutter und Sohn ſprechen leiſe. Sie macht ihm Anfangs Vorwürfe, ſöhnt ſich aber bald mit ihm aus, und ihre Geberden zeigen, daß ſie ihm erlaubt, Julien zu heirathen. Er fliegt fröhlich zu ſeiner Geliebten, und ſtellt ſie ſeiner Mutter vor. Julie küßt der Frau von Schmelz die Hand. Alle Drey unterreden ſich freundlich. Während dieſer Pantomime ſpricht Madam Schwalbe mit dem Herrn von Puff.

Mad. Schwalbe. Wie gefällt Ihnen Frau von Schmelz?

Hr. v. Puff. Es iſt eine majeſtätiſche Dame.

Mad. Schwalbe. Das wäre eine Gemahlin für Sie.

Hr. v. Puff. Wie ſo?

Mad. Schwalbe. Sie beſitzt Landgüter und bares Vermögen.

Hr. v. Puff. Das iſt Nebenſache. Wie ſteht's um ihren Adel?

Mad. Schwalbe. Der iſt echt, aufrichtig und extrafein, wie Sie immer zu ſagen pflegen.

Hr. v. Puff. Wirklich?

Mad. Schwalbe. Sie hat einen Stammbaum, der von den Dielen bis an die Decke reicht. Man muß ſich einer Leiter bedienen, wenn man ihn leſen will. Ueberdieß ſteht ſie noch in den beſten Jahren —

Hr. v. Puff. Je, wenn ihr Stammbaum nur alt iſt, ſo mache ich mir nichts daraus, daß ſie ſelbſt nicht mehr jung iſt.

Mad. Schwalbe. Das iſt groß und edelmänniſch gedacht! Kommen Sie, wir wollen dem prächtigen Stammbaum auf der Stelle Ihre Liebe erklären. (Sie faßt ihn am Arm, um ihn zur Frau von Schmelz zu führen.)

Hr. v. Puff. (ſträubt ſich.) Nein, nein, jetzt nicht. Ich bin korbſcheu geworden.

Mad. Schwalbe. (ohne ihn los zu laſſen.) Frau von Schmelz!

Hr. v. Puff. (halblaut.) Sind Sie toll?

Fr. v. Schmelz. Was ſoll ich, Madam?

Mad. Schwalbe. Einen blöden, zärtlichen Schäfer erhören, der nach Ihnen ſeufzt.

Fr. v. Schmelz. Vous vous moquez!

Mad. Schwalbe. Hier bringe ich ihn. (Sie ſchiebt den Herrn von Puff, troz ſeines Widerſtandes, bis hin zur Frau von Schmelz, flüſtert ihm hinter ſeinem Rücken ins Ohr, was er ſagen ſoll, und bewegt zugleich von hinten hervor ſeine Arme zum Geſticuliren.)

Hr. v. Puff. (ſtammelt ihr nach.) Gnädige Frau — ich erkläre mich — zu Ihrem Sklaven — ich biethe Ihnen — mein Herz und meine Hand an — und verſichere unterthänig — daß ich — ein grundguter Ehemann — ſeyn werde.

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi! eine komiſche Declaration d'amour! Ich acceptire ſie vor der Hand nur als einen Scherz.

Hr. v. Puff. (wendet ſich traurig zur Madam Schwalbe.) Sehen Sie, da habe ich richtig wieder einen Korb.

Mad. Schwalbe. Je, mein gnädiger Herr! wie können Sie denn verlangen, daß eine Dame ſogleich Ja ſagen ſoll? Der Anſtand erfordert Bedenkzeit und —

Fr. v. Schmelz. So iſt es, mein wertheſter Herr von Puff. Ich declarire für jetzt, daß ich in meinem Gemüthe keine Antipathie gegen Sie empfinde. (Sie erhebt mit Affektation ihre rechte Hand, und reicht ſie ihm zum Kuß.)

Hr. v. Puff. (ergreift ſie haſtig mit beyden Händen, und küßt ſie.)

Mad. Schwalbe. Ich ſtatte Ihnen beyderſeits meinen unterthänigen Glückwunſch ab; denn Ihre Verbindung iſt doch ſo gut als geſchloſſen.

Fr. v. Schmelz. Sie loſe, loſe Frau!

Mad. Schwalbe. Aber was machen

wir

wir nun mit jenen zärtlichen Seelen? (Sie zeigt auf Moritz und Julien, die in der Ferne ſtehen.)

Fr. v. Schmelz. Das dependirt nur noch von Ihnen, Madam. Ich habe den guten Leutchen bereits zu ihrer künftigen ehelichen Alliance meine mütterliche Ratification ertheilt.

Mad. Schwalbe. So? — Nun, da will ich denn auch nicht länger den Popanz ſpielen. — Laſſen Sie uns Friede machen, Herr von Schmelz. Ich übergebe Ihnen meine Nichte zum Pfande unſerer Verſöhnung.

Moritz. (naht ſich ihr.) Ich danke Ihnen herzlich. Sie beglücken mich.

Julie. (küßt ihr die Hand.)

Mad. Schwalbe. (ſtellt ſich zwiſchen beyde Paare.) Ja, nun lächeln mir rechts und links alle Geſichter, und vorhin wollte mir Alt und Jung in die Haare. Ich war in einer verzweifelten Klemme; aber ich und der Herr von Puff — wir ſind nicht auf den Kopf gefallen. Wir richten unſere Sachen immer ſo ein, daß es zuletzt heißt: Ende gut, alles gut.

(Der Vorhang fällt.)

Erzählungen.

Das Blumenmädchen.

Eine Geſchichte aus Heinrich Waldings Leben.

Erſtes Kapitel.

Sittſamkeit auf der Flucht und Frechheit auf der Lauer.

Ich war ein raſcher Jüngling von zwey und zwanzig Jahren, und hatte kurz zuvor einen reichen Oheim beerbt, als mir ein niedliches Mädchen begegnete, das Blumen auf der Gaſſe feil trug. Das Kind ſchien ungefähr funfzehn Jahre alt, war ſchlank und zart gewachſen, hatte die anziehendſte

Geſichtsbildung, und reine Unſchuld ſprach ihm aus den Augen. Mich dauerte das arme Geſchöpf, das bey jedem Schritte ſeines dürftigen Gewerbes den Schlingen der Verführung ausgeſetzt war, und ich beſchloß auf der Stelle, mich ſeiner anzunehmen.

Mit dieſem Gedanken, an dem die Sinnlichkeit keinen Theil hatte, ging ich ins nächſte Haus, und winkte der Kleinen. Sie blieb mitten auf der Gaſſe ſtehen, ſchlug erröthend die Augen nieder, und war in Verlegenheit, was ſie thun ſollte. Ich fühlte, daß ich meinen guten Vorſatz durch einen böſen Schein entſtellt hatte, und trat ſchnell wieder aus dem Hauſe. Jetzt kam ſie mir ſchüchtern entgegen, und reichte mir das Körbchen voll Roſen. Ich fragte, ob ſie noch Aeltern habe.

„Sie ſind bey Gott!“ ſeufzte ſie leiſe, und hob die Augen gen Himmel. „Mein Vater war Lieutenant bey einem Freybataillon, ward nach dem letztern Kriege verabſchiedet, und ſtarb in der äußerſten Armuth. Meiner Mutter, die ſchon viele Jahre todt iſt, kann ich mich kaum noch erinnern.“

Ich fragte weiter, wo ſie ſich aufhalte. „Bey einer Tante,“ antwortete ſie.

Unſer Geſpräch fing jetzt an, die Aufmerkſamkeit einiger müßigen Pflaſtertreter zu erregen. Sie ſtellten ſich in einer kleinen Entfernung auf die Lauer, und richteten frech ihre Lorgnetten auf uns. Dieſes unhöfliche Aufpaſſen war mir unleidlich. Ich wählte und bezahlte geſchwind eine Hand voll Blumen, und entfernte mich, ohne das Mädchen aus den Augen zu verlieren. Raſch faſelten nun die jungen Laffen herbey, und umringten ſie mit lüſternen Blikken und Scherzen. Aber ſie floh, wie ein ſchüchternes Reh, in den nächſten Kaufladen, und verließ dieſe Freyſtätte nicht eher, bis die Lauerer vor der Thüre, des fruchtloſen Wartens müde, ihres Weges gingen.

Das kluge und ſittſame Benehmen der kleinen Blumenhändlerin gefiel mir, und befeſtigte meinen Entſchluß, ihr Schickſal zu verbeſſern. Ich redete ſie jetzt wieder an, ließ mir ihre Wohnung bezeichnen, und bat ſie, nach Hauſe zu gehen, weil ich mit ihr und ihrer Tante etwas zu ſprechen hätte.

Sie ſah mich mit großen blauen Augen an, und entſchuldigte ſich, daß ſie nicht heim kommen dürfe, bevor ſie nicht alle ihre Blumen verkauft habe. „Meine Tante iſt bisweilen unfreundlich;“ ſetzte ſie hinzu: „Wenn ſie nur nicht etwa auch Ihnen übel begegnet.“

Ich verſicherte lächelnd, daß ich ein Zaubermittel beſitze, womit man ſolche mürriſche Tanten, wie die ihrige wohl ſeyn möchte, beſänftigen könne. Hiermit griff ich nach meinem Geldbeutel, um den ganzen Blumenkram in Bauſch und Bogen zu bezahlen. Aber ſie ging dieſen Handel durchaus nicht ein. Sie wollte lieber Schläge wagen, ſprach ſie, und eilte mit leichten Schritten hinweg. Ich folgte ihr von weiten. Wir wanderten faſt eine halbe Meile, ehe wir in die Vorſtadt kamen, wo die furchtbare Tante wohnte.

Zweytes Kapitel.

Gute Nahrungslehren einer alten, erfahrenen Tante.

Ihr Haus war nicht zu verfehlen. Eine häßliche Geſtalt, die einer gelben Zigeunerin glich, und ihr Geſicht wie eine Furie verzerrte, ſchimpfte ſchon von fern aus einer Dachnaſe herab, und ballte drohend eine dürre, ſchwarze Fauſt. Ich verdoppelte meine Schritte, um mit dem armen Mädchen, als Vertheidiger und Beſchützer, zugleich ins Haus zu treten.

Die alte Megäre hatte mich nicht bemerkt; denn ſie war, ehe ich die Hausthür erreichte, vom Fenſter an die Treppe gelaufen Da ſtand ſie, und kreiſchte in der gemeinſten niederſächſiſchen Mundart: „Heh! was will Sie ſchon wieder? — Hat Sie Luſt, ſich ein paar Tachteln zu hohlen? — Die Blumen ſind ja noch nicht verkauft!“ —

Ey wohl verkauft, völlig verkauft! rief ich, indem mich noch die Windung der ſteilen Schneckentreppe, die ich mühſam erkletterte, ihren Augen verbarg.

Der Zuruf eines Unſichtbaren machte ſie irre. „Was ſchnattert's?“ ſchrie ſie: „Willſt du mir foppen? — Komm man ruffer! Ich will dir Mores lehren.“ —

Ich drängte mich bey dem Mädchen

vorbey, und ſtand plötzlich vor der Tante. Sie ſtieß einen Schrey der Verwunderung aus. Ihre ſchöne Nichte, ſprach ich, hat heute im Großen gehandelt. Hier iſt der Kaufmann, der das ganze Waarenlager auf Einem Brete bezahlen wird.

Anfangs machte ſie meinem ſchlichten Ueberrocke, der keinen wohlhabenden Beſitzer ankündigte, ein finſteres Geſicht. Doch das Zählbret brachte mich mit Einem Mahle hoch bey ihr ans Bret. Sie verneigte ſich tief, und ſagte mit der widrigſten Freundlichkeit: „Spazieren ſie herein, junger Herr!“

Hiermit öffnete ſie ihr Stübchen, das einer Bettlerherberge vollkommen ähnlich ſah. Es war mit einem dreybeinigen Sopha, einem Spiegelrahmen ohne Glas, und mehrern Geräthſchaften von ähnlichem Werthe verziert. Auch ihr ſeidener Mantel glich einer alten, zerſchoſſenen Fahne.

„Na, kleine Bübin!“ — ſagte ſie, und gab dem Kinde, das ſich furchtſam in einen Winkel ſtellte, einen ſcherzhaften Schlag — „biſt du endlich ein Mahl klug und folgſam geweſen?“ — Das Mädchen ward roth. „Sie glauben nicht,“ fuhr die Alte in einem vertraulichen Tone fort, „was ich mit der frommen Einfalt für Noth gehabt habe. Ich ſagte hundert Mahl: Linchen, vertrödle deine Blumen nicht auf den Gaſſen! Du wirſt ſie beſſer und anſtändiger los, wenn du ſie vornehmen und reichen Herren in ihren Zimmern anbietheſt. Aber ich predigte tauben Ohren. Es half weder Singen noch Sagen.“

Und das hat denn, fiel ich ihr ernſthaft ins Wort, auch heute noch nicht geholfen. Darüber muß ich den kleinen Starrkopf ins Angeſicht verklagen. Ich winkte der Mamſell in ein Haus; doch wer nicht kam, das war ſie.

„O du nichtswürdige Kreatur!“ ſchrie die Tante, und ging auf das Mädchen los. Ich bemächtigte mich aber ihres ſchlagfertigen Armes, und bat ſie, ſich nicht zu ereifern. Man ſieht nun wohl, ſetzte ich hinzu, daß die Kleine nicht das geringſte Talent hat, ihren Blumenhandel vortheilhaft zu betreiben.

„Sie muß es lernen;“ unterbrach mich die Tante grimmig: „ſonſt ziehe ich meine Hand von ihr ab.“

Das wäre Ihnen freilich, ſagte ich mit Achſelzucken, bey beharrlichem Ungehorſam, nicht zu verdenken. Wenn Sie mir aber erlauben, Sie mit einem Frühſtück zu bewirthen, ſo wollen wir bey einem Glaſe Wein verſuchen, ob wir vielleicht den kleinen eigenſinnigen Trotzkopf auf einen beſſern Weg leiten können.

Sie nahm mein Erbiethen mit den

holdſeligſten Mienen an. Ich reichte ihr einen Dukaten, und ſie verließ uns.

Meine zweydeutige Sprache hatte mich der armen Karoline zu einem Räthſel gemacht. Sie wußte nicht, ob ſie mich für ihren Freund oder Feind anſehen ſollte. Aus Angſt, mit mir allein zu ſeyn, eilte ſie der Tante nach, ward aber mit dem Befehl, mich zu unterhalten, unſanft zurückgeſtoßen.

Gutes Mädchen, ſprach ich leiſe, verkennen Sie mich nicht! Ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie ſich in der Gewalt eines ſo harten und gefährlichen Weibes befinden. Vertrauen Sie mir! Ich will Sie retten, und in das Haus einer wackern Frau führen, die Ihnen mit Achtung und mütterlicher Liebe begegnen wird.

Karoline hob die Augen empor, ſah mir feſt ins Geſicht, und fragte in einem rührenden Tone, ob ich es redlich mit ihr meine. Ich betheuerte das, und ſie verſprach, ſich meiner Vorſorge zu überlaſſen.

Drittes Kapitel.

Das luſtige Frühſtück.

Die Tante kam zurück, beſetzte den Tiſch mit Backwerk und zwey Flaſchen Wein, ſtürzte haſtig einige Gläſer aus, und ward äußerſt luſtig. Ich zwang mich, ihre gemeinen Einfälle zu belächeln. Sie beſitzen, ſprach ich, einen beneidenswürdigen Frohſinn, Madam!

„Madam! — Madam!“ — ſpottete ſie mir nach, und ſchlug ein unmäßiges Gelächter auf.

Ich wußte nicht, was ſie damit ſagen wollte, und bat um Erklärung. „Laſſen

Sie's man gut ſeyn!" verſetzte ſie. „Wir wollen's mit meinem Titel nicht ſo genau nehmen."

Verzeihen Sie, entgegnete ich, wenn ich aus Unkunde Ihres Standes gefehlt habe. Sie dürfen aber nur ſo gefällig ſeyn, mich zu belehren —

„Nee, nee!" fiel ſie mir ins Wort: „Ob Sie mich Madam nennen oder gnädige Frau, das iſt all eins."

Ich wußte nun, woran ich war. Ehe ich aber meinen Reſpektsfehler verbeſſern konnte, ſprang ſie vom Stuhl auf, und bedeckte mit einem großen Stammbaume ſo plötzlich den Tiſch, daß unſere Weingläſer vor den Geiſtern ihrer Ahnen ſcheu wurden, und klirrend auf den Boden ſtürzten. Ich überblickte das vermoderte Pergament, bewunderte das ehrwürdige Alterthum ihrer Familie, und miſchte den ihr gebührenden Titel ſo oft als möglich in meine Rede.

Rede. Das ſchien ihren Ohren ſehr wohl zu thun.

Sie legte mir nun auch das Geſchlechtsregiſter ihres verſtorbenen Gemahls vor. Doch verſchwieg ſie, was ich nachher von dem Mädchen erfuhr, daß der ſelige Herr von Ralf — ein Bruder von Karolinens Vater, und weiland hochbeſtallter Fähnrich bey der Reichsarmee — einſt mitten im Kriege, wegen bewieſener Feigheit, den Abſchied bekommen hatte, und als Thorſchreiber geſtorben war.

Die einzigen zwey Gläſer, die wir gehabt hatten, waren zerbrochen, und keine andern bey der Hand; dennoch aber litt die gnädige Frau keinen Durſt, ſondern machte ſich nun unmittelbar mit der Flaſche bekannt, that mächtige Züge daraus, und fing an wie eine Bacchantin zu lärmen. Ich mußte eilen, wegen des Mädchens mit ihr zu unterhandeln; denn alle ihre Sinne ſtanden auf dem Sprunge, ſie zu verlaſſen.

Darf ich mir eine Gnade von Ihnen erbitten? ſagte ich, und zog dabey, wie von ungefähr, meinen Geldbeutel aus der Taſche.

„Eine Gnade — von mir?“ — ſtammelte ſie, und heftete ihre gläſernen Augen auf meine Hand. „Womit kann ich aufwarten?“

Ich bitte um Karolinen.

„Das dacht' ich! Was wollen Sie denn mit ihr anfangen?“

Ich will ihr Freund, ihr Vater ſeyn.

„Ein luſtiges Papachen, das kaum einen Bart hat! — Nee, nee, daraus wird nicks.“

Was haben Sie für Bedenklichkeiten?

„Die wichtigſten von der Welt. Ich ſitze hier wie der Prophet Elia am Bache Crith, und das Mädeken iſt mein Rabe, der mich täglich Brod bringt.“

Nehmen Sie mich dafür zu Ihrem Raben an.

„Wollen Sie mit Blumenſträußchen hauſiren gehn?“

Statt der Antwort führte ich ſie ans Fenſter, und drückte ihr meine Börſe in die Hand.

„Was ſoll das ſeyn?“ ſagte ſie, und wog lächelnd das Geſchenk.

Entſchädigung für den eingehenden Blumenhandel.

Sie beſchielte den Beutel, der eine etwas magere Geſtalt hatte, mit bedenklichen Mienen. Kaum aber ſah ſie Gold durchſchimmern, ſo warf ſie mir das Kind in die Arme. Ich nahm geſchwind Abſchied. Sie fragte nicht nach meinem Nahmen, nicht nach meiner Wohnung, und hob, indem ihr das Mädchen die rechte Hand küßte, mit der linken die Flaſche zum Munde. Wir eilten die Treppe hinab. Sie begleitete uns bis dahin, rief uns unſittliche Scherze nach, und taumelte dann in ihre Höhle zurück.

Viertes Kapitel.

Die ſtrenge Mutter Sabine.

Ich wußte in der Eile für Karolinen kein beſſeres Unterkommen, als das Haus einer alten, ehrlichen Witwe, die meine Wärterin geweſen war. Allein Mutter Sabine (wie ich ſie noch von meiner Kindheit her nannte) machte bey meinem Antrage große Augen, und hatte keine Luſt, ſich damit zu befaſſen. Sie war, ungeachtet ihrer Armuth, eine rechtliche Frau von ſtrengen Sitten, und mein Vorhaben ſchien ihr verdächtig. Als ich ihr aber betheuerte, daß ich da Mädchen nicht verführen, ſondern im Ge gentheil der Verführung entziehen wolle, ſo entſchloß ſie ſich, mein Pflegekind aufzunehmen. Nach dieſer Verhandlung ſtellte ich ihr Karolinen vor, die indeſſen an der Hausthür geblieben war. Sabine empfing ſie freundlich, und ſagte mir ins Ohr: „Das Kind iſt ſehr hübſch. Ich will es wie meinen Augapfel bewahren, und ſelbſt gegen Sie, mein junger Herr, ſchützen und ſchirmen. Verſtehen Sie mich?“ —

Am folgenden Tage kam mir Linchen mit zierlich gelockten Haaren und in einem netten weißen Hauskleide entgegen. Ich kannte ſie kaum, ſo ſchön war ſie. Mutter Sabine hatte mir dieſe angenehme Ueberraſchung bereitet, und einem Schneider deshalb eine ſchlafloſe Nacht gemacht. Sie ſtand bey Seite, und weidete ſich an meinem Entzücken. Ich war deſſen nicht Meiſter, und drückte das erröthende Mädchen an meine Bruſt. Dafür ward ich aber auch, als ich aufblickte, von Frau Sabinen mit einem ernſthaften Kopfſchütteln beſtraft.

Fünftes Kapitel.

Des Blumenmädchens Geiſt und Herz.

Karoline war wie eine kleine Wilde aufgewachſen. Ich mußte ſie ſogar erſt leſen und ſchreiben lehren. Sie begriff beydes ſehr leicht, und alle ihre Lehrer, die ihr nachher in Sprachen und Muſik Unterricht gaben, erſtaunten über die ſchnellen Fortſchritte, die ſie in kurzer Zeit machte.

Aber noch vorzüglicher als ihr Verſtand, war ihr ſanftes Herz ohne Falſch, das gewiß wenig ſeines Gleichen hatte. Alle ihre Worte und Handlungen zeugten von Gutmüthigkeit. Sie nahm an dem

Kummer jedes Unglücklichen Theil, und ſandte, zum Beyſpiel, ihrer Tante, von der ſie doch gemißhandelt worden war, ihr ganzes weniges Taſchengeld, ohne dafür einen Dank zu erwarten: denn ſie that es in nahmenloſen Briefen, weil ich ihr unterſagt hatte, der Frau von Ralf ihren Aufenthalt wiſſen zu laſſen. — Ihr weiches Gefühl konnte keinen Wurm leiden oder in Gefahr ſehen. Wie oft fiel ſie mir bittend in den Arm, wenn ich nach läſtigen Inſekten ſchlug! Wie oft trug ſie, wenn der Winter begann, eine ermattete Fliege vom kalten Fenſter nach der wärmern Gegend des Ofens! — Und ſolche barmherzige Samariter-Handlungen übte ſie nicht, wie manches andere Frauenzimmer, mit gezierter und geſchwätziger Empfindſamkeit aus, ſondern verbarg ſie ſorgfältig vor mir, weil ich über dergleichen Lebensrettungen zuweilen geſpottet hatte. — Ihre Lieblingsblume, die

Roſe, bewunderte ſie nur am Stocke, denn es that ihr weh, ſie zu brechen; und mit der pünktlichſten Sorgfalt tränkte ſie täglich den kleinen Garten vor ihrem Fenſter. Sie hätte lieber ſelbſt gedurſtet, als dieß unterlaſſen.

Die Erinnerung der frohen Stunden, die ich mit dieſem guten Kinde verlebte, umſchwebt mich noch jetzt wie ein paradieſiſcher Traum. Alle Beluſtigungen, die mich vorher bezaubert hatten, ſchienen mir dagegen kalt und herzlos, und verloren für mich ihre anziehende Kraft. Ein Blick in Karolinens blaue Augen, wenn ſie mit kindlicher Zärtlichkeit vor mir kniete, und meine Hand dankbar ans Herz drückte, galt mir mehr als aller Pomp des Schauſpiels und der Oper. Der ſanfte Klang ihrer Harfe ſchien mir der höchſte Triumph der Tonkunſt; ihr einfacher, natürlicher Geſang das Lied eines Engels. Ich liebte ſie über alles; doch rein und ſchuldlos, ohne rohe Begierden. Sabinens Wachſamkeit und Vorſicht, uns nie allein zu laſſen, war ganz unnöthig.

Sechſtes Kapitel.

Erſcheinung eines Geſpenſtes, das ſich durch Gold bannen läßt.

Als ich mein ſtilles Glück ungefähr ein halbes Jahr genoſſen hatte, überraſchte mich eines Tages ein unangenehmer Beſuch. Ich war ausgegangen, und befand mich kaum wieder zu Hauſe, da klopfte es an meine Thür. Mir ahnte nicht, daß ein ſo böſer Geiſt erſcheinen würde, und ich rief muthig: Herein! Siehe, da ſtand ſie vor mir, die gnädige Frau, wie ein Geſpenſt der Vorzeit, mit altmodiſchen Lumpen behangen.

„Na, bon jour, Herr Walding!“

begann ſie mit einem hämiſchen Grinſen: „Endlich hab ich Ihnen doch ein Mahl auf der Gaſſe ſpitz gekriegt. Das hat Mühe gekoſtet, Sie auszugattern! Ich habe Ihnen in der ganzen großen Stadt, wie eine Stecknadel in einem Heuſchober, geſucht.“

Das thut mir leid, antwortete ich. Was beliebt Ihnen?

„Mein!“ entgegnete ſie höhniſch: „Ich dächte, das könnten Sie errathen. Sind Sie etwa nicht der junge Menſch, der meine Nichte entführt hat?“

Entführt? — verſetzte ich. Sie ſind in der Wahl Ihrer Ausdrücke nicht glücklich.

„Ey! was frag' ich darnach?“ rief ſie hitzig. „Von Ausdrücken — ſie mögen ſo glücklich ſeyn als ſie wollen — wird man nicht ſatt. — Sie, mein Herr, waren freilich glücklich genug, ein ſo ſchmuckes Mäken zu erhaſchen; aberſt ich denke, Sie haben ſich für die ſiebzig oder achtzig Thälerchen, die ich in Ihrem Beutel fand, genug divertirt, und ich bitte mich nun das Kindken wieder aus.“

Es zuckte mir in den Armen, gegen das ſchamloſe Weib mein Hausrecht zu gebrauchen. Ich unterdrückte aber dieſe Anwandlung, und antwortete gelaſſen: Das Fräulein iſt in guten Händen.

„In guten Händen bey Ihnen?“ kreiſchte ſie mit einem Hohngelächter. „Ey, ſeht doch, wer ſind Sie denn? — Ein kahler Moſjeh, wie ich eben erſt unten im Hauſe erfuhr. Wenn ich das vor ſechs Monaten wußte, ſo hätten Sie meine Nichte gewiß mit keinem Finger anrühren ſollen. Aberſt ich glaubte, Sie wären ein Kavallier.“

Ich ging lachend an die Thür, machte ſie angelweit auf, und ſagte: Frau Thorſchreiberin, hier iſt Ihr Weg!

Ich erwartete jetzt, daß ſie mir wie eine Katze nach den Augen ſpringen würde; aber mein entſchloſſener Ton brachte eine ganz entgegen geſetzte Wirkung hervor. „Verſtehen Sie doch Spaß!“ ſagte ſie mit gemäßigter Stimme: „Die Frölen wäre bey Sie in guten Händen; aberſt meine Hände — ſind leer. Sie wiſſen doch, daß ich eine arme, verlaſſene Witfrau bin, und daß mich Linchens Blumenhandel . . . .“

Faſſen Sie ſich! fiel ich dem weinenden Krokodill ins Wort. An Erneuerung dieſes Handels iſt nicht zu denken. Ich will Sie aber noch Ein Mahl mit einer kleinen Summe unterſtützen; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie nach dem Fräulein nicht weiter fragen.

„Topp!“ ſagte ſie, und ihre Thränen verſiegten. Ich zählte ihr zehn Louisd'or auf den Tiſch; denn eine feinere Art zu geben, war bey ihr nicht angewandt. Ihre

Augen blitzten vor Freude. Sie ſtrich das Gold begierig ein, und hielt mir eine übertriebene Lob- und Dankrede. Dann klagte ſie mit Einem Mahle über Magenſchwäche, und ſagte traulich: „Haben Sie nicht etwa ein Schnäppschen bey Wege?“

Ich entſchuldigte mich, daß ich dergleichen Herzſtärkungen nicht im Vorrath zu halten pflege.

„Das iſt mich nicht lieb;“ ſagte ſie. „Da muß ich nun, meinem fatalen Magen zu Gefallen, das ſchöne runde Sümmchen flugs anreißen.“

Ich verſtand die Bettlerin, drückte ihr noch ein Stück Geld in die Hand, und ſo ward ich ſie los.

Siebentes Kapitel.

Das Geſpenſt kommt wieder, und bezeigt Luſt, ſich nochmahls bannen zu laſſen.

Der geſchloſſene Friede war aber von kurzer Dauer. Die Gnädige mochte ungefähr drey oder vier Wochen mit meiner Gabe gewirthſchaftet haben, als ſie ſchon wieder erſchien, und mich mit vieler Höflichkeit aufs neue in Kontribution ſetzen wollte.

Verſchonen Sie mich! ſprach ich unwillig. Halten Sie mich denn für einen Schwamm, der ſich geduldig auspreſſen läßt?

„Nee, liebes Goldkind!“ verſetzte ſie. „Das wäre ja ausverſchämt, wenn mich das in den Sinn käme. Horchen Sie man, was ich ſage! Sehn Sie, wenn Sie mich heute noch ein Mahl aus der Noth helfen, ſo will ich meine Finger auf das heilige Bibelbuch legen und ſchwören, Ihnen in meinem Leben nicht wieder zu inkommodiren.“

Poſſen! rief ich. Verlieren Sie weiter kein Wort!

„Na, junger Menſch,“ ſagte ſie mit Betteltrotz, „ſo geben Sie meine Nichte wieder heraus!“

Ich. Sie wollen vermuthlich Karolinens Unſchuld in bares Geld umſetzen?

Sie. Ha! ha! ha! ihre Unſchuld! — Haben Sie denn noch eines Hellers Werth davon übrig gelaſſen?

Ich. Unverſchämte! Denken Sie, was Sie wollen. Das Mädchen iſt rein wie die Sonne. — Doch was rede ich in den Wind? Einer Seele von Ihrem Schlage iſt Unſchuld ein Mährchen.

Sie. Nee, nee, ich will daran glauben. Sagen Sie nur, wo ich die Sonnenjungfrau finde.

Ich. Für Sie iſt ſie todt.

Sie. Die Obrigkeit ſoll und wird ſie wieder aufwecken.

Ich. Unterſtehen Sie ſich, deshalb einen Schritt zu thun!

Sie. Das geſchieht ſtracks; denn ich vertrete Mutterſtelle.

Ich. Eine treffliche Mutter, der ihr Kind — ſogar die Frage nach ihrem Kinde — um einige Goldſtücke feil iſt! — Gehn Sie, gehn Sie zur Obrigkeit! Ich begleite Sie.

Mit dieſen Worten griff ich ſchnell nach meinem Hute. Es war jedoch nicht mein Ernſt, über mein ſtilles Verhältniß mit Karolinen ein gerichtliches Protokoll aufnehmen zu laſſen. Die Frau Thorſchreiberin hätte mich in die größte Verlegenheit geſetzt, wenn ſie raſch nach dem Rathhauſe gegangen wäre. Allein ſie hatte dazu eben ſo wenig Luſt, und weil ſie mich für entſchloſſener hielt als ich war, ſo zog ſie geſchwind andere Saiten auf. Sie nahm mir den Hut aus der Hand, und ſagte lächelnd:

„Wir

„Wir wären wohl rechte Thoren, wenn wir in der Gerichtsſtube gegen einander zu Felde zögen. Nee, nee, ich ſpaßte man. Ich will lieber am Hungertuche nagen, als um Linen prozeſſiren. Sie bleib' in Gottes Nahmen, wo ſie iſt, und es ſoll mir recht freuen, wenn das Mäken durch Ihnen glücklich wird. Leben Sie wohl!“

Das machte ſie liſtig. Sie entwaffnete mich durch Nachgeben, und ich rief ſie auf der Treppe zurück. Frau von Ralf, ſprach ich, merken Sie ſich Ein Mahl für immer, daß ich mir keinen Pfennig abtrotzen und abdrohen laſſe. Wollen Sie ſich aber beſcheiden betragen, ſo bin ich zu einem Vergleiche bereit. Nennen Sie mir mit Einem Worte die Summe, wofür ich Ihnen auf meine ganze Lebenszeit Ihre Klagen über das eingegangene Blumengewerbe, ſammt Ihren Beſuchen, abkaufen ſoll.

Sie ſann ein wenig, und meinte dann,

fünfhundert Thaler würden wohl nicht zu viel ſeyn.

Ich both ihr darauf den fünften Theil. Sie begnügte ſich damit, erhielt das Geld, und unterſchrieb einen Empfangsſchein, worin ſie allen weitern Anſprüchen entſagte, und meine Schwelle nie wieder zu betreten verſprach.

Achtes Kapitel.

Abenteuerlicher Urſprung einer gefährlichen Bekanntſchaft.

Hier muß ich eine luſtige Nebenbegebenheit einſchalten, weil ſie für mich ſehr wichtige Folgen hatte.

Wenn man jung iſt, ſchließt man geſchwinder Freundſchaften, als ein bedächtiger

Alter eine Priſe Taback nimmt. Schnell und zahlreich, wie Pilze, ſchießen ſie um uns her auf, und oft ſind die, welche uns am meiſten vergnügen und gleichſam bezaubern, eben ſo giftig als der Fliegenſchwamm, der mit ſeinem rothen Hute angenehm ins Auge fällt. —

Ungefähr ein Jahr vorher, ehe ich Karolinens Bekanntſchaft machte, ward zur Karnavalszeit eine große, glänzende Oper gegeben, die ich zu ſehen wünſchte. Die Einlaßbillets waren aber nicht kaufbar, ſondern wurden von einem Hofbeamten vertheilt, und es machte viel Schwierigkeit, eins zu erhalten. Ich hatte nicht Luſt, mir eine abſchlägige Antwort zu hohlen, und gerieth auf den ſeltſamen Einfall, mich am Tage vor der Hauptvorſtellung, als das Opernhaus, wegen der Probe, geöffnet ward, darin verſchließen zu laſſen.

Durch einige kleine Geſchenke bahnte

ich mir den Weg ins Parterre, und kroch nach geendigter Probe, hinter dem Rücken der übrigen fortgehenden Zuſchauer, unter eine Bank. Hier ſchwebte ich länger als eine Stunde in der Angſt, entdeckt zu werden; denn der Aufſeher des Opernhauſes und ſeine Gehülfen durchſpähten alle Winkel, ob ſich ein Feuerfunke irgend wohin verirrt hätte. Ich dankte dem Himmel, daß der Menſch nicht wie ein Johanniswurm leuchtet; ſonſt wäre ich verrathen geweſen. Aber, wie verblindet, ging ein Feuerwächter nach dem andern bey meinem Verſteck vorbey, und ſah mich nicht. Jetzt dröhnte der letzte Fußtritt durch das große öde Gebäude, und verhallte immer mehr in der Ferne; die letzte Thür ward zugeſchlagen — Nacht und Todtenſtille umgaben mich.

Ich kroch unter meiner Bank hervor, und ſetzte mich darauf. Nach einigen Minuten regte ſich etwas an der andern Seite des Parterrs, und ich erblickte dort einen düſtern Lichtſchimmer, der mir eine menſchliche Geſtalt ſichtbar machte, die in einem Buche zu leſen ſchien. Ich rührte mich nicht; aber plötzlich wandelte mich ein unwiderſtehliches Nieſen an. Der Leſer dehnte den Hals hoch empor, und erhob ſich von ſeinem Sitze. Es war ein junger, wohlgewachſener Mann. Er kam raſch auf mich zu, leuchtete mir mit einer Blendlaterne ins Geſicht, und fragte: „Wer da? Gehören Sie in dieß Haus?“

Ich gab ihm, ſtatt der Antwort, dieſe Frage zurück.

„So lernen wir uns in Ewigkeit nicht kennen,“ erwiederte er. „Sie ſpielen vermuthlich, wie ich, nur eine Gaſtrolle hier?“

Ich bejahte das.

„Willkommen!“ ſprach er, und reichte

mir die Hand. „Laſſen Sie uns einen Bund gegen die lange Weile machen!“

Wir hatten uns beyde mit einem reichlichen Vorrath von Wein verſehen, und begoſſen den aufſchießenden Pilz unſerer Freundſchaft ſo fleißig damit, daß er bald zur vollen Reife gedieh. Ehe ich noch wußte, wer mein Geſellſchafter war, hatte uns ſchon Bacchus zu Brüdern gemacht. Nach dieſer Studenten-Feierlichkeit erbat ſich mein neuer Jonathan meinen Nahmen, und verehrte mir dagegen den ſeinigen. Er nannte ſich Baron Bolda, und hatte, wie er ſelbſt ſagte, kein anderes Geſchäft, als müßig zu gehen.

Seine poſſierlichen Einfälle, an denen er unerſchöpflich war, vergnügten mich ungemein. Die Nacht und der halbe folgende Tag verſchwanden mir unerwartet ſchnell, und Thaliens Tempelpforten knarrten, ehe ich mich deſſen verſah. Wir trennten uns etlig, und nahmen im Fluge des Scheidens die Abrede, daß wir in dem Moment, da die Zuſchauer eingelaſſen würden, die beſten Plätze in Beſitz nehmen wollten.

Es ward einige Stunden lang auf der Bühne und in den Logen viel gewirthſchaftet. Ich ſaß indeſſen unter meiner Bank, und wagte nur halbe Athemzüge. Plötzlich flogen die Thüren des Parterrs auf; eine Menge Menſchen rauſchten herein; die Dielen ſeufzten unter ihren gewaltigen Tritten. Da ich in meinem Schlupfwinkel die Ankömmlinge nicht ſehen konnte, ſo glaubte ich, der Strom der Zuſchauer bräche herein, und in dieſer Meinung ſprang ich, als mir die lärmende Schaar näher kam, unter der Bank hervor.

„Heh! was iſt das?“ rief eine donnernde Baßſtimme. „Hier wachſen die Zuſchauer aus der Erde!“

Ich ſah mich um, und erblickte mit

Schrecken einen Trupp der reitenden Garde, der hier aufmarſchirte, um über Zucht und Ordnung zu wachen. Der Beſitzer des mächtigen Sprachorgans, ein korpulenter Unterofficier, hatte meine voreilige Auferſtehung wahrgenommen, und ſtiefelte mit Doppelſchritten auf mich zu. Ihm folgte der Sammler der Parterrbillets. Beyde begannen eine ſcharfe Unterſuchung gegen mich.

Da noch kein einziger Zuſchauer, wie ich jetzt erſt bemerkte, zugegen war, ſo konnte ich nicht vorgeben, eine Einlaßkarte gehabt zu haben; ich ſagte alſo keck: ich wäre geſtern in der Probe geweſen, und hätte das Heimgehen verſchlafen. „Ey, ey!“ rief der Billeteinnehmer, „Sie machen dem Herrn Kapellmeiſter und den Operiſten ein übles Kompliment! Wir werden dafür ſorgen, daß Sie heute nicht wieder ſo lange Weile haben.“ —

Ich ward hinter der Bank hervor genöthigt, und zwey bärtige Reiter nahmen mich in ihre Mitte.

„Nun laſſen Sie uns ſehen,“ ſprach der ſcherzhafte Billeteinnehmer zum Unterofficier, „ob vielleicht die geſtrige Probe auf mehrere Zuſchauer ſo einſchläfernd gewirkt hat.“

Sie zogen fort, und es währte nicht lange, ſo war auch der Baron entdeckt, und ward mit einem lauten Gelächter herbey geführt. Er verbat ſich aber mit einer ſo muthigen Entſchloſſenheit allen Spott, daß die Lacher plötzlich verſtummten. Drey geſtiefelte Engel mit flammenden Schwertern trieben und geleiteten uns nun aus dem theatraliſchen Paradieſe, und übergaben uns, nachdem wir durch lange Reihen neugieriger Menſchen, die in der Vorhalle auf Eröffnung der Thüren harrten, gleichſam Spießruthen gelaufen waren, der nächſten

Hauptwache. Doch nach einigen Stunden, als eben die Oper vorbey war, wurden wir wieder in Freyheit geſetzt.

Neuntes Kapitel.

Was mein Duzbruder für ein Mann war.

Seit jenem Vorfall hatte ich mit dem Baron, ungeachtet er zehen Jahre älter war als ich, vielen Umgang. Doch ſein Charakter gefiel mir nicht ganz. Er war ein Witzling von Handwerk, der über alles ſpöttelte, alles lächerlich machte, und ſelbſt das Heiligſte nicht verſchonte. Immer führte er in Geſellſchaften das große Wort, und behandelte Jeden, der ihm nicht gefiel, und ihm an Mundwerk nicht gewachſen war, mit empörendem Uebermuth. Er ward deswegen allgemein gehaßt; denn die arroganten Schwätzer ſeines Gelichters waren damahls ſeltener als heutiges Tages, da man es ganz gewohnt worden iſt, dergleichen freche Hummeln ſchwärmen zu ſehen und zu hören. Zu jener Zeit ärgerte man ſich noch über ſie, und jetzt — lacht man.

Ich fand, wie geſagt, an dem Gemüthe meines neuen Freundes manchen Flekken; aber ſeine Gabe der Unterhaltung beſtach meinen jugendlichen Leichtſinn, und feſſelte mich an ihn. Wir beſuchten einander oft, und trafen jeden Abend im Schauſpielhauſe oder an andern Beluſtigungsorten zuſammen.

Dieß änderte ſich, ſeitdem ich Karolinen kannte. Ich war nun Abends bey ihr, und unſichtbar für die ganze übrige Welt. Bolda machte mir darüber Vorwürfe, und drang auf Rechenſchaft, wie und wo ich meine Zeit zubringe. Ich hüthete mich, ihm die Wahrheit zu geſtehen, und ſann immer auf neue Ausflüchte. Das gab denn täglich einen verdrießlichen Streit. Jeden Morgen peinigte er mich mit Vorſchlägen, wie wir uns am Abend vergnügen wollten. So ward er mir nach und nach ſehr läſtig, und ich knirrſchte vor Verdruß mit den Zähnen, wenn ich ihn kommen ſah. In einer ſo mißlaunigen Stimmung erklärte ich ihm eines Tages, daß er entweder ſeine Inquiſitor-Rolle aufgeben, oder dem Anſpruch auf meine Freundſchaft entſagen müſſe. Er ward nun beſcheidener, und wir blieben Freunde.

Zehntes Kapitel.

Beſuche am Krankenbette, und unweiſe Offenherzigkeit.

Eine geraume Zeit nach jenem kleinem Zwiſte fiel ich in eine Krankheit, die mich zwey Monate lang in meiner Wohnung gefangen hielt. Mein Fieber griff mich hart an; doch am meiſten ſchmerzte mich die Trennung von Karolinen. Seit anderthalb Jahren hatte ich keinen Abend ohne ſie verlebt; ſie war mir unentbehrlich geworden.

Außer dem Baron, kamen während meiner Krankheit täglich mehrere Bekannte zu mir, um ſich von ihrer eigenen Krankheit, der langen Weile, an meinem Bette zu heilen. Mein Zimmer war von Morgen bis in die Nacht ein Sammelplatz junger Müßiggänger, die ich oft meilenweit hinweg wünſchte, weil ſie Karolinen hinderten, mich zu beſuchen. Sie war meinetwegen in der bängſten Unruhe, und ſchickte fleißig ihre Pflegemutter zu mir, um von meinem Befinden Nachricht zu bekommen.

Endlich ſtieg meine Krankheit zu einer gefährlichen Höhe. Kaum erfuhr es Karoline, ſo ließ ſie ſich durch keine Bedenklichkeit länger abhalten, in ihrer männlichen Kleidung (die ſie gewöhnlich trug, wenn wir bey Mond- oder Laternenſchein mit einander ſpazieren gingen) zu mir zu fliegen. Glücklicher Weiſe war ich eben allein. Sie erſchrak vor meiner bleichen, abgezehrten Geſtalt, brach in Thränen aus, warf ſich vor meinem Bett auf die Knie, und betete ſtill. Ich ſtörte ſie nicht. Nach einigen Minuten erhob ſie ſich wieder, und ſagte mit einem feſten, ruhigen, faſt prophetiſchen Tone: „Walding, Sie ſterben nicht!“ —

In dieſem Augenblicke ſtürmte der Baron, der ſonſt um dieſe Zeit nicht zu kommen pflegte, in mein Zimmer. Es war zu ſpät, Karolinen ungeſehen zu entfernen oder zu verbergen. Sie zog ſich aber ſehr geſchickt aus ihrer Verlegenheit, indem ſie, mit dem natürlichſten Anſtand eines jungen gebildeten Mannes, ſogleich Abſchied nahm.

Dennoch gelang es ihr nicht, das Luchsauge des Barons zu täuſchen. Er betrachtete ſie mit geſpannter Neugierde, und kaum war ſie aus dem Zimmer, ſo rief er: „Das war ein Mädchen!“

Wer? — fragte ich mit gezwungener Gleichgültigkeit. Doch nicht mein Vetter, der geſtern von der Univerſität gekommen iſt?

„O mache mich nicht blind!“ erwiederte er, und trieb mich mit Kreuz- und Querfragen ſo lange in die Enge, bis ich am Ende ſo gutherzig, oder vielmehr ſo unklug war, ihm die Wahrheit zu beichten.

Er triumphirte, daß er hinter meine Schliche, wie er ſich ausdrückte, gekommen wäre, und drang in mich, ihn mit Karolinen bekannt zu machen. Eine leiſe Stimme ſchien mich davon abzumahnen; allein ich achtete nicht der Warnung meines guten Engels, und gab dem Baron mein Wort, ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Ich that es, als ich wieder geneſen war, und raubte dadurch meinen ſonſt ſo glücklichen Abenden ihren ganzen Reitz. An die Stelle der innigen Vertraulichkeit, die vorher meinen Umgang mit Karolinen beſeelt hatte, trat des Barons herzloſer Witz, und ſein ſüßer, geſchraubter Hoſton, womit er das natürliche, mit der Sprache der großen Welt unbekannte Mädchen ängſtete und plagte. Ueberdieß war er ein zudringlicher Gaſt, der uns einen Abend wie den andern verdarb. Ich ward nach und nach kalt und einſylbig; aber dieß wirkte nicht auf ihn.

Es gefiel ihm dennoch bey uns, und ich bemerkte bald, daß Karolinens blühende Schönheit der Zauber war, der ihn gegen ſeine vorigen rauſchenden Abendluſtbarkeiten gleichgültig machte, und in unſer ſtilles Zimmerchen bannte. Doch, von der Tugend und Sittſamkeit des Mädchens überzeugt, ſetzte mich die Entdeckung ſeiner Leidenſchaft in keine große Unruhe.

Eilftes Kapitel.

Es ſpukt wieder, und zwey ſchlimme Geiſter ſchließen Freundſchaft mit einander.

Frau von Ralf hatte mich, nach Ausſtellung ihrer Entſagungsſchrift, beynahe ein Jahr lang mit ihren Beſuchen verſchont; aber jetzt fand ich ſie eines Abends mit Schrecken bey

Karolinen. Man kann denken, daß ich ihre ſcheue, kriechende Höflichkeit mit keinem freundlichen Willkommen erwiederte. Ich winkte dem Mädchen uns allein zu laſſen, und fragte dann die Tante in einem nachdrücklichen Tone, was ſie hier wolle.

„Laſſen Sie ſich nicht bange ſeyn!“ antwortete ſie: „Ich will nichts, gar nichts von Ihnen.“

Verſprachen Sie mir nicht ſchriftlich, ſich um Ihre Nichte nicht weiter zu bekümmern? fuhr ich fort.

„Wohl wahr;“ verſetzte ſie: „ich habe aber die Line ſo lieb wie meine Augen im Kopfe, und konnte nicht länger leben, ohne ſie ein Mahl wieder zu ſehen. Nu, das muß ich Sie ſagen, ich war bey dem erſten Anblick ganz verblüfft. Statt des kleinen, ſchüchternen Mäkens, das mit Blumenſträußern herumzog, finde ich eine große, majeſtätiſche Dame, die wie eine Prinzeſſin ausſtaffirt iſt, und wie ein Buch ſpricht. Auf einen ſo grünen Zweig wäre ſie freilich bey mir in ihrem Leben nicht gekommen.“ —

Ich unterbrach dieſe Schmeicheleien mit der Bitte, ſich ſogleich wieder zu entfernen.

„Seyn Sie kein ſolcher Tyrann!“ ſagte ſie: „Ich verpeſte ja hier nicht die Luft. Gönnen Sie mich doch die Freude, meine Nichte manchmahl zu ſehen, und mir darüber zu freuen, daß ſie ſo hübſch geworden iſt.“ —

Indem ich antworten wollte, kam Bolda. Ich konnte nun meinen Vorſatz, die Unholdin mit Gewalt zu bannen, nicht ausführen, und mußte ſie dulden. Sie ſtellte ſich ihm ſogleich ſelbſt als Karolinens Tante vor.

Er verweilte dieß Mahl nicht lange, und ich wies ihr nun ernſtlich die Thür; allein die gutmüthige Karoline trat als ihr Schutzengel auf, und vertheidigte ſie mit Bitten und Thränen, bis ich endlich nachgab, und der Tante erlaubte, das Mädchen bisweilen zu beſuchen. Sie ſtellte ſich ſeitdem faſt täglich ein, um an unſern Abendmahlzeiten Theil zu nehmen. Dieſer Umſtand verſchloß mir den Mund; denn ich befürchtete, wenn ich mich jetzt über ihre allzu häufigen Erſcheinungen unwillig bezeigte, für geitzig gehalten zu werden.

Belda kam nicht weniger fleißig als zuvor, traf alſo mit der Frau von Ralf oft zuſammen, und ſie ſtanden bald mit einander auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße, daß ich darüber unruhig ward, und ein geheimes Bündniß gegen Karolinens Unſchuld beſorgte. Ich äußerte meinen Verdacht zwar nicht; aber die Liſtigen mochten ihn ahnen. Sie fingen allmählich an, ſich weniger vertraulich zu begegnen, ließen ſogar ein ſtarke Abneigung gegen einander blicken, verunglimpften ſich wechſelsweiſe bey mir, und ſchränkten ihre Abendbeſuche ein, weil ſie ſich, wie ſie ſagten, ausweichen wollten. So verminderte ſich meine Beſorgniß, und verſchwand endlich ganz, wie man einen ängſtlichen Traum vergißt. Ich ward ſo ſicher, daß ich ohne Bedenken zu einer Reiſe Anſtalt machte, die ich in häuslichen Angelegenheiten unternehmen mußte. Frau von Ralf und der Baron heuchelten beyde, daß es ihnen höchſt unangenehm ſey, mich einige Wochen zu entbehren; aber ein mehr erfahrner Menſchenkenner und Phyſiognomiſt, als ich damahls war, würde in ihren Augen Freude geleſen haben.

Am Tage vor meiner Abreiſe kam Bolda ſehr früh zu mir. Er war weniger lebhaft und geſprächig als ſonſt, warf ſich ächzend auf einen Stuhl, ſaß in tiefen Gedanken, und gab mir auf meine Anreden entweder gar keine Antwort, oder ſie klang ſo widerſinnig, als ob er träumte. Ich fragte, was ihm fehle. Er ſeufzte, und ſchwieg. Nachdem ich ihn aber lange dringend um Vertrauen gebeten hatte, geſtand er mir, daß ihn der Mangel einer Summe von tauſend Thalern drücke. Sein Glück, ſeine Ehre, ſein Leben, ſagte er, ſtehe auf dem Spiele. — Ich ſchalt ihn, daß er mir dieß nicht eher entdeckt hätte; denn jetzt, da ich innerhalb vier und zwanzig Stunden verreiſen müßte, würde ich keinen Rath ſchaffen können. Dennoch erboth ich mich, das Möglichſte zu verſuchen. Ich ging ſofort aus, entlehnte bey einigen Freunden tauſend Thaler zuſammen, und übergab ſie ihm. Er ſchien ſehr gerührt, und überhäufte mich mit den heiligſten Betheuerungen ſeiner ewigen Dankbarkeit.

Karoline war über meine bevorſtehende Abweſenheit ſehr traurig, und brach in Thränen aus, wenn ich davon ſprach. Sie ward immer ſchwermüthiger, je näher die

Scheideſtunde kam, und quälte ſich mit Ahnungen, daß wir uns nicht wiederſehen würden. Ich bemühte mich vergebens, ſie zu tröſten, und dieſe düſtern Gedanken hinweg zu ſcherzen. Sie umſchlang mich beym Abſchiede mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, und ſank, als ich mich mit ſanfter Gewalt loswinden wollte, in eine Ohnmacht. Sobald ſie die Augen wieder öffnete, eilte ich ohne Aufenthalt fort.

Zwölftes Kapitel.

Abweſenheit, Rückkunft und Schrecken.

Ich ſchrieb ſowohl auf der Reiſe, als auch in Hamburg, wo ich Geſchäfte hatte, mehrmahls an meine Freundin, ohne darauf eine Antwort zu erhalten. Dieß befremdete mich;

aber ich befürchtete kein ſchlimmes Ereigniß, ſondern beruhigte mich durch die Vermuthung, daß ihre Briefe verloren gegangen wären, oder mich durch einen andern natürlichen Zufall verfehlt hätten. Nach einer Abweſenheit von vier Wochen, kam ich frohen Muthes zurück. Ich hatte meine Geſchäfte glücklich beendiget, und mich dadurch in den Stand geſetzt, daß ich eine bequeme Haushaltung einrichten, und mich mit Karolinen feierlich verbinden konnte. Dieſer angenehme Gedanke war für mich ein unterhaltender Reiſegefährte, und mit ihm ſtieg ich vom Wagen.

Es war Abend und ſchon beynahe zehn Uhr. Deſſen ungeachtet, eilte ich noch nach Karolinens Wohnung. Es fiel mir auf, daß ich kein Licht an ihren Fenſtern ſah; denn ſie war nicht gewohnt, ſo zeitig ſchlafen zu gehen. Mich überfiel eine plötzliche Bangigkeit. Ich flog die Treppe hinauf, ſtand mit beklemmter Bruſt vor der Thür, durch die ich ſo oft mit fröhlichem Herzen gegangen war, und hatte nicht den Muth, die Klingel zu bewegen. Fünf Minuten kämpfte ich mit der Furcht, ein Unglück zu erfahren, und ſchalt mich zugleich einen Thoren, daß ich, wie ein Kind, vor einem Schatten bebe. Jetzt zog ich raſch am Drathe, und fuhr über den wohlbekannten Ton der Schelle ſo erſchrocken zuſammen, als ob ein unerwarteter Donnerſchlag krachte.

Ich mußte lange klingeln, ehe ich inwendig eine Bewegung vernahm. Endlich hörte ich Sabinen kommen. Ich rief meinen Nahmen — die Thür flog auf — ich fragte haſtig nach Karolinen.

„Iſt Sie denn nicht bey Ihnen?“ fragte die Alte, und trat beſtürzt zurück.

Bey mir? — rief ich ſchaudernd.

„Allmächtiger Gott!“ ſchrie Sabine: „So haben Sie einander in Hamburg nicht getroffen? — Das Fräulein iſt Ihnen ja ſchon vor drey Wochen mit der Tante nachgereiſt.“ —

Ich vermag nicht, mein Entſetzen zu ſchildern. Meine Zunge war gelähmt — ich konnte nur in einzelnen Tönen eine nähere Erklärung fordern.

Dreyzehntes Kapitel.

Lug und Trug der Tante, und Dankbarkeit des Barons.

„Nach Ihrer Abreiſe“ — ſo erzählte mir jetzt Sabine — „quartierte ſich Frau von Ralf faſt ganz bey uns ein, und fiel uns von früh an bis in die Nacht zur Laſt. So trieb ſie es acht Tage. Am neunten kam ſie ganz athemlos, mit Briefen in der

Hand. Linchen, rief ſie, dein Freund hat geſchrieben. Wir ſollen ihm unverzüglich nach Hamburg folgen. Er hat dort bey ſeiner Ankunft ſo viele Geſchäfte vorgefunden, daß er ſich, wie er mir meldet, wenigſtens ein halbes Jahr dabey aufhalten muß. Das alles wirſt du hier ausführlicher leſen. — Mit dieſen Worten übergab ſie Karolinen einen an ſie gerichteten Brief, der mit dem Nahmen Walding unterzeichnet war, und die Bitte enthielt, ſobald als möglich mit der Tante nach Hamburg zu kommen. Das Haus, wo ſie abſteigen ſollten, war genannt, und überhaupt alles ſo natürlich geſchrieben, daß uns kein Zweifel gegen die Echtheit dieſes Briefes einfallen konnte. Daher machte ſich auch das Fräulein ſogleich reiſefertig, und fuhr zwey Stunden darauf mit der Tante fort. Seitdem habe ich von Beyden nichts wieder geſehen oder gehört.“ —

Welch ſchändlicher Betrug! rief ich aus. Ich habe jenen Brief nicht geſchrieben.

„Iſt's möglich!“ ſprach Sabine. „Wäre dieß nicht Ihre Hand?“ —

Sie zeigte mir den Brief, welchen Karoline, in der Eile des Abreiſens, unverwahrt zurück gelaſſen hatte. Ich erſchrak davor; denn die Handſchrift war der meinigen täuſchend ähnlich. Doch, bey ſchärferer Unterſuchung der Federzüge, entdeckte ich bald ihre nahe Verwandtſchaft mit Bolda's Hand. Der Brief war mit einem Petſchaft verſiegelt geweſen, das ich am Tage vor meiner Abreiſe auf meinem Schreibtiſch vermißte. Bolda hatte es mir wahrſcheinlich entwandt, indem ich ausging, um für ihn Geld zu entlehnen, und er unterdeſſen in meinem Zimmer allein blieb.

Ich ſtürzte, wie ein Raſender, nach ſeiner Wohnung. Sie war verſchloſſen. Mein langes, ſtürmiſches Anklopfen weckte den Hauswirth. Er ſagte mir, der Baron ſey vor drey Wochen verreiſt. Wohin, wußte er nicht. Es war nun ſonnenklar, daß der Treuloſe mit der ſchändlichen Frau von Ralf im Bunde ſtand, und daß beyde gemeinſchaftlich Karolinen entführt hatten. Ich ſelbſt mußte ihm dazu Reiſegeld ſchaffen, und alſo gleichſam den Dolch, den er mir ins Herz ſtoßen wollte, mit tauſend Thalern bezahlen.

Vierzehntes Kapitel.

Fruchtloſe Verfolgung der Räuber.

Ich würde wie ein einfältiger Tropf gehandelt haben, wenn ich, gleich einem irrenden Ritter, in die weite Welt hinein geritten wäre, ohne vorher ſo genau als möglich die Spur der Räuber aufzuſuchen. Der Weg des Barons war nicht zu entdecken; aber den Miethkutſcher, der die beyden Frauenzimmer gefahren hatte, erforſchte ich durch Sabinen. Seiner Ausſage nach, war er wirklich von der Tante gemiethet worden, ſie nach Hamburg zu bringen; allein in dem nächſten Städtchen hatte ſie ſich vorſätzlich mit ihm entzweyt, ihn abgelohnt und nach Hauſe geſchickt. Er war zurück gefahren, ohne ſich um die Reiſenden weiter zu bekümmern.

Im Poſthauſe, wo ich, wegen meiner an Karolinen geſchriebenen Briefe, Nachfrage hielt, ſagte man mir: Frau von Ralf habe die erſtern zwey, ſogleich nach Ankunft der Poſt, in Empfang genommen, und dann angeordnet, alle folgende ſo lange liegen zu laſſen, bis ſie abgehohlt würden.

Nach dieſen eingezogenen Erkundigungen, ritt ich an den Ort, wo ſich die alte Seelenverkäuferin vom Miethkutſcher losgemacht hatte. Der dortige Poſtmeiſter ſchien beſtochen zu ſeyn. Er behauptete Anfangs, ſeit undenklicher Zeit keine weiblichen Paſſagiere weiter befördert zu haben; aber im Gaſthofe, wo die Frauenzimmer abgetreten waren, verſicherte man mir, daß ſie ihre Reiſe mit Extrapoſt fortgeſetzt hätten. Als ich dem Läugner dieß Zeugniß vorhielt, beſann er ſich allmählich, und ich erfuhr jetzt, daß ſie die Straße nach Hamburg verlaſſen, und den Weg nach Oberſachſen eingeſchlagen hatten.

Ich folgte ihnen von Station zu Station bis nach Dresden. Hier aber verlor ich ihre Spur, weil ſie, wie ich nachher hörte, unter veränderten Nahmen angekommen waren. Vergebens bemühte ſich die Polizey, ſie zu entdecken. Ich ſetzte nun meine Reiſe nach Wien fort; denn ich vermuthete, Karolinens Entführer würden ſich im Getümmel der großen Kaiſerſtadt am ſicherſten dünken. Ueberdieß erinnerte ich mich, daß Bolda ſchon zuweilen den Vorſatz gehabt hatte, ſeine Wohnung dort aufzuſchlagen.

Ich kam in Wien an; aber meine Nachforſchungen waren drey Wochen lang fruchtlos. Jetzt gab man mir den Rath: die Entführungsgeſchichte öffentlich bekannt zu machen, die darin verwickelten Perſonen in den Zeitungen genau zu beſchreiben, und auf ihre Entdeckung einen Preis zu ſetzen. Dieß that ich.

Funfzehntes Kapitel.

Das Mittel ſchlägt an, und ich bekomme Licht.

Als mein Aufruf in mehreren Zeitungen erſchienen war, kam nach einigen Tagen eine alte Frau, die das verdächtige Anſehen einer Gelegenheitsmacherin hatte, in meine Wohnung. „Sie ſuchen, wie ich höre,“ ſagte ſie, „eine junge Perſon, die entführt worden iſt. Ich kann ſie Ihnen vielleicht nachweiſen.“

Wo iſt ſie? rief ich freudenvoll aus. Sagen Sie nur's geſchwind!

„Das geht nicht ſo auf den Plotz, mein Herr!“ verſetzte ſie. „Belieben Sie nur erſt das Sümmchen aufzuzählen, das Sie dafür in den Zeitungen verſprochen haben.“

Ich machte ſogleich Anſtalt dazu. Aber ſchnell fiel mir ein, daß ich eine Betriegerin vor mir haben könnte, die mich vielleicht, wenn ſie das Geld empfangen hätte, zu einem ganz unbekannten Frauenzimmer führte. Daher antwortete ich ihr: ſie möchte ſich gefallen laſſen, mir den ausgeſetzten Preis ſo lange zu kreditiren, bis ich überzeugt wäre, ob die junge Dame, die ſie mir nachweiſen wolle, die rechte ſey oder nicht.

Sie nahm dieſe Vorſicht ſehr übel, und weigerte ſich hartnäckig, mir den Aufenthalt der Entführten zu entdecken, wenn ich ihr nicht vorher die beſtimmte Belohnung auszahlte.

Nun, ſo muß ich die Obrigkeit zu Hülfe nehmen! rief ich aufgebracht. Wollen Sie es darauf ankommen laſſen, Madam, ſo verſchließe ich Sie hier in meinem Zimmer, hohle einen Beamten der Polizey, und übergebe ihm das Geld, um es Ihnen auszuhändigen, ſobald Sie mich zu dem Frauenzimmer, das ich ſuche, gebracht haben.

Die Drohung mit der Polizey ſchien ihr nicht zu gefallen. Sie entfärbte ſich darüber, und begab ſich ſogleich der geforderten Vorausbezahlung. „Ey!“ ſagte ſie, „was werden wir ſo viel Weitläuftigkeiten machen! Ich will weniger mißtrauiſch ſeyn als Sie. Nehmen Sie das Geld mit, und folgen Sie mir! Wenn wir hier lange ſtehen und ſtreiten, ſo ſtirbt indeſſen wohl gar die arme Perſon; denn krank genug iſt ſie dazu.“ —

Gott! warum ſagten Sie das nicht eher! rief ich voll Beſtürzung, und drängte ſie fort.

Sechzehntes Kapitel.

Das Wiederſehen.

Wir durchkreuzten viele Gaſſen. Sie ſchienen mir ein endloſes Labyrinth. Ich trieb meine Wegweiſerin unaufhörlich zur Eile, und folgte ihr hart auf dem Fuße nach; denn ich hatte ſie im Verdacht, daß ſie mich bloß in der Irre herum führe, um mir gelegentlich zu entwiſchen. Endlich kamen wir aber an das Haus, wo ich die Verlorene finden ſollte. Das Herz klopfte mir ſtürmiſch vor Freude und Angſt. Meine Führerin brachte mich in ein enges Zimmer, deſſen größten Raum ein Bett mit Vorhängen einnahm. Ich ſchlug ſie zurück, und ſtand ſchaudernd vor einer bleichen Todtengeſtalt, die mit geſenktem Haupte und gefalteten Händen auf einer ſchlechten Matratze lag. Es war Karoline. Ich rief mit einem Schrey der Verzweiflung ihren Nahmen. Sie öffnete matt die Augen, erblickte mich, und ein plötzlicher Freudenſchauer erſchütterte ſie wie ein elektriſcher Schlag. Lächelnd ſtreckte ſie die Arme nach mir aus, und wollte ſprechen; aber ſie konnte nur unverſtändliche Töne lallen. Sie ergriff meine Hände, zog ſie haſtig an ihren Mund, und küßte ſie weinend und wimmernd. Mir ſelbſt benahm die Wehmuth einige Minuten lang die Sprache.

Nach wieder erlangter Faſſung, fragte ich die Frau, die mich hergeführt hatte, und deren Wohnung das Stübchen war: ob die Kranke von einem Arzte beſucht werde. Nein, ſagte ſie. Wer hätte ihn bezahlen ſollen? Sie iſt nackt und bloß, und ich ſelbſt bin arm. Ich wollte ſie noch heute, wenn ich nicht noch zufälliger Weiſe Ihre Anzeige in den Zeitungen erfahren hätte, ins öffentliche Krankenhauß bringen laſſen.

Aber ſie hatte einen heftigen Abſcheu dagegen, und wollte lieber ſterben.“ —

Karoline im Lazarethe! — Mich überlief ein Schauer bey dieſer Vorſtellung, und ich ſchickte das Weib fort, um ſo geſchwind als möglich einen Arzt zu rufen. Indeſſen hatte ſich die Kranke etwas erhohlt. Ich fragte ſogleich nach der Tante und ihrem Spießgeſellen, und hörte zu meinem Vergnügen, daß ſich beyde aus dem Staube gemacht hatten. — Doch ich will Karolinen den ganzen Hergang ihrer Begegniſſe nach der Zeitordnung erzählen laſſen, und nur das übergehen, was ich ſchon vorher von Sabinen erfahren hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Karolinens Erzählung ihrer Reiſegeſchichte.

Sobald wir im Wagen ſaßen, beklagte ſich die Tante über den Kutſcher. Er war ihr nicht gut genug gekleidet, und ſein Fuhrwerk nannte ſie eine Schneckenpoſt. Als wir vor's Thor kamen, befahl ſie ihm, die Pferde mehr anzutreiben. Er gehorchte, und wir fuhren ſehr raſch; ſie blieb aber dennoch unzufrieden, fing in der nächſten Stadt, wo wir Mittags anhielten, einen heftigen Zank mit ihm an, und ſchickte ihn nach Hauſe. Sie beſtellte dann Poſtpferde, und wir ſetzten die Reiſe fort.

Gegen Abend kamen wir in ein Städtchen. Hier wollen wir übernachten, ſagte ſie. Wir hielten vor dem Gaſthofe, und ich erſtaunte, als Baron Bolda an der Thüre ſtand, und uns aus dem Wagen hob. —

Was befremdet Sie? ſprach er. Wiſſen Sie denn nicht, daß ich Sie nach Hamburg begleite? — Ja, ja, fiel die Tante ein, der Herr Baron iſt unſer Reiſegefährte. Hab' ich dir das noch nicht geſagt? — Sie entſchuldigte ſich mit der Vergeßlichkeit des Alters, und ich machte mir Anfangs über alle dieſe Umſtände keine ſchlimmen Gedanken.

Aber noch denſelben Abend ſchöpfte ich Verdacht, daß man nicht redlich mit mir umgehe; denn Bolda, der ſich ſonſt immer ſehr geſittet und anſtändig gegen mich aufgeführt hatte, nahm auf Ein Mahl, ſobald wir in einem Zimmer unter ſechs Augen waren, einen freyern Ton an, und trieb mich ſogar beym Abendeſſen durch Liebkoſungen vom Tiſche. Ich bezeigte meinen Abſcheu vor dieſer Behandlung auf die lebhafteſte Weiſe. Der freche Heuchler bat um Verzeihung, zog ſich in die Schranken der Beſcheidenheit zurück, begab ſich in ein anderes Zimmer, und reiſte am folgenden Tage mit uns weiter.

Unter Weges hatten meine Gefährten viel Heimlichkeiten zuſammen, und vermieden ſorgfältig, die Städte zu nennen, durch welche wir fuhren. Ich fragte zuweilen nach ihren Nahmen, erhielt aber entweder gar keine Antwort, oder man fertigte mich mit Erdichtungen ab. Ich ward wie eine Gefangene bewacht, und auf allen Schritten begleitet. So konnte ich mit niemand ſprechen und nicht erfahren, daß wir uns nicht mehr auf der rechten Straße befanden.

Am Abend der dritten Tagereiſe erblickte ich die Thürme einer anſehnlichen Stadt. Das iſt wohl Hamburg! rief ich freudig. Nein, mein ſchönes Kind, ſagte der Baron, ſo weit ſind wir noch nicht. Es iſt Dresden. Wir machen einen kleinen Umweg; denn ich habe hier verſchiedene Geſchäfte für unſern Freund Walding zu beſorgen. — Die Tante bejahte das, und brachte in Vorſchlag: der Baron ſollte ſich, um die gewöhnlichen Thorfragen kurz zu beantworten, für einen Kaufmann, mich für ſeine Gattin, und ſie, die Tante, für ſeine Mutter ausgeben. Ich widerſprach, um ihm kein Recht einzuräumen, ſich im Gaſthofe gegen mich Vertraulichkeiten zu erlauben; allein man lachte mich aus, und er paſſirte als Kaufmann Werner, mit Frau und Mutter, durchs Thor. Es ſchnitt mir wie ein Dolch ins Herz, als er mich ſeine Frau nannte, und mit der Hand auf mich zeigte. Ich wollte laut rufen, daß es nicht wahr ſey; aber ich ſchonte den Böſewicht, weil ich mir ſeine Abſichten noch nicht ſo ſchlimm vorſtellte, als er ſie wenige Stunden darauf ſchamlos enthüllte.

Wir ſind Eine Familie, ſprach er beym Abſteigen am Gaſthofe, und bedürfen nur Eines Zimmers. — Ich erſchrak, zog die

Tante bey Seite, und bat ſie dringend, ſich mit mir ein beſonderes Gemach anweiſen zu laſſen. — Wozu das? antwortete ſie. Der Baron ſchläft nicht im Gaſthofe, ſondern auswärts bey einem Freunde. — Ich mußte mich für den Augenblick bey dieſem Vorgeben beruhigen. Dennoch wurden in unſerm Zimmer drey Betten aufgeſtellt, und Bolda warf ſich ganz zwanglos in ſeine Nachtkleider. Die Tante ſtellte ſich darüber befremdet. — Sie machen ſich's ſo bequem? ſagte ſie. Ich glaubte, Sie wollten Ihr Nachtquartier anderwärts nehmen. — Es iſt heute zu ſpät, meinen Freund aufzuſuchen; antwortete er. Bis morgen, Mamachen, müſſen Sie mich ſchon hier dulden. Die Erlaubniß meiner ſchönen Gemahlin verſteht ſich von ſelbſt. — Er nahte ſich mir, und wollte mich umarmen. Ich ſtieß ihn mit Unwillen und Verachtung zurück. Das Abendeſſen ward aufgetragen. Ich ſetzte mich nicht mit zu Tiſche. Das hielt aber meine Gefährten nicht ab, unter Scherzen und Lachen zu ſpeiſen.

Nach der Tafel ſtellte ſich die Tante ſchläfrig, warf ſich auf ein Bett, und ſchloß die Augen. Jetzt ward der Baron ſo unverſchämt, daß er mir anmuthete, mich zu entkleiden, und ſeine Dienſte dabey anzunehmen. Er legte wirklich ſchon Hand an; ich ſprang aber, darauf gefaßt, zur Thür hinaus, ſtürzte mich in eine anſtoßende offene Kammer, und riegelte hinter mir zu. Der Nichtswürdige verfolgte mich vergebens; ich war ſchon in Sicherheit. Er ſtand, bittend und drohend, vor der Thür. Laſſen Sie mich ungequält! rief ich ihm zu: Ich will mich lieber aus dem Fenſter hinab ſtürzen, als in Ihre Geſellſchaft zurück kehren. — Er hohlte die Tante. Beyde belagerten mich nun, und verſuchten gemeinſchaftlich, die Thür zu erbrechen. Sie wagten aber nicht, viel Lärm zu machen, und zogen endlich, nachdem ſie mich eine Stunde lang zur Rückkehr aufgefordert, und durchs Schlüſſelloch abwechſelnd gelobt und geſchimpft hatten, in ihr Zimmer zurück.

Hier begann ein heftiger Wortwechſel. Der Baron ſagte: ich ſey eine ſpröde Närrin, und der Mühe nicht werth, die er ſich meinetwegen gegeben habe; er möge mich nicht mehr ſehen, und reiſe noch in dieſer Nacht zurück. — Das können Sie thun, antwortete die Tante. Sie werden aber belieben, die Hälfte des Reiſegeldes heraus zu geben, das Sie von Walding erhalten haben. — Er lachte laut, und ſchwor entſetzlich, ſie habe keinen Anſpruch daran. — Jetzt mochte den böſen Leuten einfallen, daß ich ſie behorchen könnte: ſie fingen an, leiſer zu zanken. Endlich ward Friede; ich hörte Geld zählen; der Baron trat, als der Morgen graute, an meine Kammer, rief mir ein ſpöttiſches Lebewohl zu, und ging mit Hohngelächter die Treppe hinab.

Die Tante lockte mich nun mit ſchmeichelnden Worten aus meinem Schlupfwinkel. Sie nannte den Baron einen Böſewicht, lobte meine Flucht, betheuerte mit den ſchrecklichſten Eidſchwüren: ſie ſey an allen dieſen Vorfällen nicht Schuld; er habe ſie ſelbſt durch falſche Briefe betrogen, und ihr dieß erſt jetzt beym Abſchiede geſtanden. Kurz, ſie erzählte mir mit geläufiger Zunge ein langes, verwickeltes Mährchen, das mich ganz irre machte; ich wußte nicht, was ich davon glauben, oder nicht glauben ſollte. Tante! — rief ich in der höchſten Verzweiflung, und warf mich vor ihr nieder — ich beſchwöre ſie bey dem Allwiſſenden, ſagen Sie mir die Wahrheit: wo iſt Walding? —

In Wien; antwortete ſie. — Ich erſtaunte, ich widerſprach, ich ſagte ihr ins Angeſicht: ſie hintergehe mich; aber ſie blieb dabey, und täuſchte mich durch neue Fabeln von aufgefangenen und unterſchlagenen Briefen, wodurch ihr Vorgeben einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhielt. Mir Armen blieb am Ende nichts übrig als blinder Glaube, und ich bequemte mich um ſo leichter zur Reiſe nach Wien, da ich mich auf dieſem Wege vor dem Baron ſicher hielt, weil ich aus ſeinem Munde gehört hatte, daß er zurück reiſe.

Achtzehntes Kapitel.

Auftritt eines Afterarztes, dem ein Strich durch ſeine Rechnung gemacht wird.

Karolinens Erzählung ward durch die Ankunft eines Arztes unterbrochen, der wie ein Marktſchreyer ausſah, und ſich wie ein

Marktſchreyer betrug. Er war eine baumlange, groteske Figur, und donnerte uns gleich bey Oeffnung der Thür ſo an, daß wir über den betäubenden Schall ſeines Grußes erſchraken. Dann trat er mit Rieſenſchritten ans Bett, unterſuchte kopfſchüttelnd den Puls der Kranken, und erklärte mit einem Schwall von griechiſchen und lateiniſchen Worten ihren Zuſtand für tödtlich.

„Ich war ſehr krank;“ ſagte Karoline mit ruhigem Lächeln: „Doch jetzt bin ich's nicht mehr. Hier ſteht der Arzt, der mich heilte.“ — Sie reichte und drückte mir bey dieſen Worten die Hand. Der Charlatan glotzte mich an, und begann ein gelehrtes Examen: wie ich die Krankheit benenne, und welche Mittel ich dagegen verordnet habe. Ich geſtand meine Unwiſſenheit in ſeiner Kunſt. Laſſen Sie uns aber, ſagte ich, der Kranken glauben, daß ſie ſich beſſer befindet. Wir könn-

ten

ten uns ohnedem zu einer weitausſehenden Kur keine Zeit nehmen, weil wir ſchon morgen von Wien wieder abreiſen. —

Als der Ehrenmann ſah, daß hier kein langer Goldfaden zu ſpinnen war, fand er ſelbſt, nach wiederhohlter Unterſuchung des Pulſes, die Krankheit nicht mehr wichtig. Er verſchrieb eine ſtärkende Arzeney, und zog eben ſo lärmend ab, als er gekommen war. Ich hatte zu ſeiner Wiſſenſchaft ſo wenig Vertrauen, daß ich von ſeinem Rezepte keinen Gebrauch machen wollte. Doch bediente ich mich deſſen zur Abführung der alten Frau, die uns den Quackſalber gebracht hatte. Ich ſchickte ſie — weil wir in ihrer Gegenwart kein vertrautes Wort ſprechen konnten — in die Apotheke.

Neunzehntes Kapitel.

Was Karolinen in Wien begegnete.

Das mediciniſche Intermezzo hatte uns aufgeheitert, und Karoline fuhr lebhafter als vorher in ihrer Erzählung fort.

Als wir in Wien angekommen, und in einem Gaſthofe abgetreten waren, ging die Tante kurz nachher aus. Ich will nun doch ſehen, ſagte ſie, wo ich unſern Herrn Walding finde. — Wiſſen Sie denn ſeine Wohnung nicht? fragte ich beſtürzt. — Nein, antwortete ſie, die hat mir Volda nicht geſagt. Laß dir aber nicht bange ſeyn; ich werde unſern Freund gewiß auskundſchaften. — Mit dieſem Troſtſpruch hielt ſie mich acht Tage lang hin, und durchlief indeſſen täglich die Stadt. Was ſie geſucht hatte, das lehrte die Folge.

Eines Abends kam ſie mit einer äuſſerſt verdießlichen Miene — die aber bloß eine Maske war — von ihrer gewöhnlichen Wanderung zurück. Da bin ich nun eine Woche lang, ſagte ſie, wie der ewige Jude herumgezogen, hab' in allen Wirthshäuſern nach Walding gefragt, und ihn nirgends gefunden. Er wird wahrſcheinlich an andern Orten durch Geſchäfte aufgehalten, und kommt vielleicht erſt in einigen Wochen. Indeſſen verzehren wir unſer Hab' und Gut in dieſem theuern Gaſthofe. Wir hätten uns längſt nach einer wohlfeilern Wohnung in einem Privathauſe umſehen ſollen. Doch — ſpät klug iſt beſſer als nie. Ich habe, zufälliger Weiſe, mit einer guten, ehrlichen Frau Bekanntſchaft gemacht, die uns ein kleines, niedliches Zimmerchen für eine billige Miethe überlaſſen will. Das, dächte ich, bezögen wir morgen. Wir ſind Waldingen, der am Ende doch für uns bezahlen muß, dieſes Erſparniß ſchuldig; denn das

Geld regnet ihm doch auch nicht vom Himmel —

So ſprach die argliſtige Frau, und ich war es ſehr gern zufrieden, das geräuſchvolle Hotel, wo wir wohnten, zu verlaſſen. Wir zogen hier ein; aber Frau Immergrün — ſo heißt meine Wirthin — mißfiel mir, ſobald ich ſie ſah. Sie ſtarrte mich gleich bey unſerer Ankunft ſo unbeſcheiden an, und überlief meine ganze Geſtalt mit ſo gierigen und forſchenden Blicken, daß ich die Augen niederſchlagen mußte. Wir fanden zwey junge Frauenzimmer bey ihr, die ſie für ihre Nichten ausgab. Sie waren unſittlich gekleidet, führten freche Geſpräche, und brachen alle Augenblicke in ein ſchmetterndes Gelächter aus, als ob ſie betrunken wären. Ich konnte mich, ſo vertraut ſie ſich auch an mich drängten, nicht mit ihnen unterhalten, und vermochte kaum meiner Abneigung, die ich gegen ſie empfand, ein trocknes Ja oder Nein abzuzwingen. Aus Rache fingen ſie nun an, ſich über mich luſtig zu machen. Sie flüſterten einander, mit Seitenblicken auf mich, ins Ohr, und lachten dazu aus voller Kehle. Ich ſaß wie auf Kohlen.

Bald darauf kamen zwey junge Männer, die uns als Freunde vom Hauſe vorgeſtellt wurden. Man ſah es an ihrem freyen und ungezwungenen Betragen, daß ſie nicht zum erſten Mahl da waren. Es fehlte nicht viel, ſo hätten ſie die Hüte auf den Köpfen behalten. Aber einige Augenwinke, die ihnen Frau Immergrün, mit verſtohlener Deutung auf mich, zuwarf, machten ſie höflicher. Sie ſagten mir in einem unerträglich windigen und faden Tone viel Süßigkeiten, und die ſogenannten Nichten lachten ganz ausgelaſſen dazwiſchen.

Mein Herz war in dieſer ſittenloſen Geſellſchaft ſo gepreßt, daß ich auf meinem

Stuhle nicht länger aushalten konnte. Ich führte die Tante bey Seite, und ſagte leiſe: Laſſen Sie uns Abſchied nehmen, und in unſer Zimmer gehen. — Da ſind wir ja ſchon; antwortete ſie: das iſt unſer Zimmer. — Wie? — fragte ich — mit dieſen Leuten wollen wir zuſammen wohnen? — Sie erwiederte mit Achſelzucken: wir müßten uns einſchränken. — Das wollen wir, ſprach ich; aber hier bleib' ich nicht. Ich möchte lieber todt ſeyn, als unter dieſen Menſchen leben. — Sie verſprach Abänderung, und raunte der Wirthin einige Worte ins Ohr. Dieſe wisperte dann ihren Nichten etwas Heimliches zu, und bald darauf empfahlen ſich die kecken Dirnen, ſammt den Freunden des Hauſes. Frau Immergrün beklagte nun in einem heuchleriſchen Tone, daß wir gerade ein ſo wildes Völkchen bey ihr gefunden hätten. Sie werde dafür ſorgen, ſetzte ſie hinzu, daß wir durch dieſe Lärmgeiſter künftig nicht wieder in unſerer Bequemlichkeit geſtört würden. Hierauf ging ſie in ihre Kammer, und überließ uns die Stube zum freyen Gebrauch.

Am folgenden Morgen wanderte die Tante, unter ihrem gewöhnlichen Vorwand, wieder aus, und Madam Immergrün begleitete ſie. Indeſſen hatte ich einen wunderlichen Beſuch, der mir damahls eben ſo ärgerlich war, als er mir jetzt lächerlich iſt.

Ich hörte Jemanden die Treppe herauf keuchen und huſten. Bald darauf klopfte es an. Ich öffnete die Thür, und fand draußen einen kleinen, alten Herrn, der mit freundlich blinzelnden Augen nach Madam Immergrün fragte. Ich ſagte ihm, ſie ſey nicht zu Hauſe. Er bat um Erlaubniß, ſie hier erwarten zu dürfen. Das war mir unangenehm; ich mußte ihn aber aus Höflichkeit herein nöthigen.

Seine Geſtalt war mir im dunkeln

Vorſaal eben nicht aufgefallen; als ich ſie aber jetzt bey hellem Tageslicht ſah, konnte ich mich kaum des Lachens enthalten. Er war ſo hager, ſo ſpindelbeinig und eingeſchrumpft, daß er einer verhungerten Heuſchrecke glich. Uebrigens ſchien er, nach ſeiner ſteifen Hofkleidung und den Diamanten an ſeinen Fingern zu urtheilen, ein vornehmer und reicher Mann. Ich both ihm einen Stuhl, und ſetzte mich ſo weit als möglich von ihm. Er mochte ſehr kurzſichtig ſeyn; denn er beäugelte mich, ſo oft ich auf mein Strickzeug nieder ſah, durch ein Fernglas.

Sein ſchlimmer Kirchhofshuſten hinderte ihn lange am Sprechen; doch nach und nach bröckelte er einige Schmeicheleyen und Muthwilligkeiten heraus, die mit ſeiner ſkelettförmigen Jammergeſtalt einen widrigen Contraſt machten. Ich antwortete ihm wenig und kalt; er ward aber immer ſchalkhaſter, und huſtete endlich ſogar eine Liebeserklärung hervor. Schweigend ſtand ich auf, und wollte ihn allein laſſen; doch, indem ich nach der Thüre ging, lagerte er ſich mir mit einem Fußfall in den Weg. Jetzt war es mir unmöglich, dem alten Gecken nicht ins Geſicht zu lachen. Er nahm dieſen Ausbruch der herzlichen Verachtung, die ich gegen ihn empfand, für gute, gefällige Laune, war äußerſt entzückt darüber, und drückte mir eine Geldbörſe in die Hand. Ich warf ſie ihm vor die Füße. Er hob ſie, ohne dieſe ſchimpfliche Zurückgabe übel zu nehmen, von der Erde wieder auf, verfolgte mich damit aus einem Winkel in den andern, und am Ende verſuchte der matte Schwächling ſogar, mich feſtzuhalten, und Liebkoſungen zu erzwingen.

Da bey dem alten Thoren keine vernünftige Vorſtellung Eingang fand, mußte ich Gewalt mit Gewalt vertreiben. Ich ſtieß ihn mit mäßiger Kraft von mir hinweg; er taumelte, wie ein fallender Kegel, rücklings an die Thür; ſie ſprang auf, und er ſetzte ſich draußen ſo nachdrücklich auf die Dielen, daß er die Beine empor ſtreckte. Ich zog geſchwind die Thür zu, und verſchloß ſie.

Er brauchte, jämmerlich ſtöhnend, viel Zeit, ſich auf die Beine zu helfen. Sobald er es aber ſo weit gebracht hatte, klopfte er beſcheiden an, erſuchte mich in den höflichſten Ausdrücken, ihn wieder herein zu laſſen, und verſprach, ſich frömmer aufzuführen. Ich antwortete nicht. Er flehte wohl eine Stunde lang, und bat endlich um ſeinen in der Stube zurückgelaſſenen Hut. — Ihren Hut ſollen Sie haben; rief ich: entfernen Sie ſich aber erſt zwanzig Schritte weit! — Er gehorchte, und ſchlich fort. Als ich ihn an der Treppe huſten hörte, öffnete ich ein wenig die Thür, und legte den Hut ſäuberlich hinaus. Jetzt kam der Verwieſene aus Leibeskräften gelaufen, um ins Zimmer zu dringen; aber meine Feſtung war ſchon wieder geſchloſſen. Er hob endlich, nach vielen neuen Kapitulationsanträgen, die Belagerung auf, und ging murrend von dannen.

Als ich der Wirthin dieſen Vorfall erzählte, verläugnete ſie den alten Buhler, und behauptete mit einer natürlich ſcheinenden Befremdung: ſie kenne keine ſolche Figur, wie ich ihr beſchrieben habe. Aber die Tante, welche ſich bey meiner Erzählung gegenwärtig befand, war weniger Meiſter ihrer Mienen, und verrieth durch deren Wechſel ſehr deutlich, daß der graue Sünder nicht ohne ihr Vorwiſſen gekommen war. Die verſchmähte Börſe jagte ihr eine zornige Röthe ins Geſicht, und ſie gab mir über mein Verfahren einen heftigen Verweis. Das heiße, ſagte ſie, den Beyſtand des Himmels verachten, der uns, aus Erbarmen über unſere gegenwärtige Verlaſſenheit und Armuth, einen Retter geſandt habe. —

Dieſe ruchloſe Rede wandte vollends mein Gemüth von der Tante ganz ab. Ich fühlte eine unbeſchreibliche Scheu gegen ſie, und konnte mich in der Folge kaum überwinden, die nöthigſten Worte mit ihr zu wechſeln. Sie ſetzte ihr vorgebliches Forſchen nach Ihnen, mein theurer Freund, täglich fort; ich gab ihr aber, wenn ſie davon ſprach, keine Antwort mehr. Ich war feſt überzeugt, daß ſie mit lauter Unwahrheiten umging, und mich bloß deswegen in ein fernes Land gelockt hatte, um mit meiner Jugend und Geſtalt einen ſchändlichen und ungeſtörten Wucher zu treiben.

Mich beſchäftigten nun bey Tag und Nacht mancherley Entwürfe, wie ich ihren Feſſeln entfliehen wollte. Aber die beyden

Bundesfreundinnen hielten mich von der Stunde an, da ich der Tante mit unverſchleiertem Kaltſinn begegnete, unter ſtrenger Aufſicht, und ließen mich keinen Augenblick allein. Sie gingen nicht mehr, wie zuvor, mit einander aus, ſondern eine von beyden blieb immer als meine Wächterin zu Hauſe.

Als einſt Frau Immergrün an der Reihe war, mich zu beobachten, erſchien ein Läufer, und meldete bey ihr einen Grafen, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe. Sie ſtellte ſich überraſcht; mir ward aber auf Ein Mahl deutlich und klar, warum ſie den ganzen Tag, unter verſchiedenen ſcherzhaften und liſtigen Vorwänden, in mich gedrungen hatte, mich beſſer als gewöhnlich zu kleiden. Ich wollte dem vornehmen Beſuch aus dem Wege gehen; allein ſie ließ mich nicht fort, und indem ich noch darüber mit ihr ſtritt, hörte ich draußen ein Getöſe, als ob keuchende Laſtträger ein ſchweres Frachtſtück mühſam herbey ſchleppten, und vor der Thür niederſetzten. Sie ward plötzlich geöffnet, und ich ſah mit Verwunderung, daß mich mein Ohr wenig getäuſcht hatte. Zwey rieſenmäßige Heiducken brachten auf einem Tragſeſſel den angemeldeten Grafen, der ein Mann von ungefähr ſechzig Jahren ſchien, und ſo ungeheuer dick war, daß er ſich aus eigener Kraft ſo wenig von einer Stelle zur andern bewegen konnte, als ob er gar keine Beine gehabt hätte. Er ward in die Stube hinein transportirt, und ſchon während dieſer Reiſe lächelte mir ſein purpurnes Vollmondsgeſicht.

Als die Heiducken abgetreten waren, und Frau Immergrün nach Seiner Excellenz hohem Befinden ſattſam gefragt hatte, machte er ihr mit einer trägen, ſeltſamen Stimme, die wie Fett über dem Feuer kreiſchte, das Kompliment: ihre Wohnung gleiche dem Himmel; man finde immer Engel darin. Er ſtreckte dabey ſeine bleyernen Arme mühſelig aus, und angelte nach mir; ich trat aber ſo weit zurück, als der Raum des Zimmers erlaubte. Ey ſieh doch, du Engelchen! rief er, haſt du auch Flügel? — O, ziere dich doch nicht! Komm her, und ſetz dich auf meinen Schooß! — Ich ſtand, mit abgewandtem Geſichte, wie eine taube Bildſäule. Er befahl jetzt der Wirthin, mich zu ihm zu bringen. Sie war ſogleich bereit; doch wollte ſie der Sache das Anſehen eines Scherzes geben, und lief mit dem Geberdenſpiel der Kinder, die ſich haſchen, auf mich zu. Ich war mit zwey Sprüngen an der Thür, konnte aber nicht hinaus, weil ſich wahrſcheinlich die dazu abgerichteten Heiducken dagegen geſtämmt hatten. Nun entſtand eine Jagd um den Seſſel des Grafen herum. Er wollte dabey kein müßiger Zuſchauer ſeyn, und griff hochſelbſt nach mir, wenn ich bey ihm vorbey flog. Ich wich ihm einige Mahl aus, bis er ſich endlich mit der größten Anſtrengung, halb ſitzend halb ſtehend, in ſeiner Sänfte ſo weit vorbeugte, daß es ihm gelang, mich am Rocke zu faſſen. Doch dieſem kleinen Siege folgte eine große Niederlage: denn ich nahm fliehend alle meine Kräfte zuſammen, und riß ſo die unbehülfliche Excellenz, die ihre Beute nicht fahren laſſen wollte, von ihrem Throne herunter. Sie fiel die Länge lang, wie ein voller Sack, auf den Fußboden; die Heiducken traten herein; ich ſprang hinaus, eilte die Treppe hinunter, und wartete in der Nähe, bis ich den Grafen wieder in ſeinen vor der Thür ſtehenden Wagen heben und abführen ſah.

In den erſten Augenblicken, da ich mich in Freyheit befand, war ich entſchloſſen, aus der Stadt zu fliehen; aber meine leichte, häusliche Kleidung, die der Graf ganz in Unordnung gebracht hatte, machte mir dieß unmöglich. Ich ging alſo ins Haus zurück, und überwarf mich heftig mit der Wirthin, die es gar nicht begreifen konnte, daß ich ſo wenig Spaß verſtehe. Der Graf, ſagte ſie, ſey ein großmüthiger Herr, deſſen Bekanntſchaft von andern vernünftigen Frauenzimmern eifrig geſucht werde. In dieſem Tone ſchwatzte ſie lange fort, und gab ſich die größte Mühe, mich zu bekehren.

Gegen die Tante verlor ich über dieſen Vorfall kein Wort. Ich wußte voraus, daß ich mir keine Hülfe von ihr zu verſprechen hatte. Sie ſtellte ſich, als ob ihr von dem gräflichen Beſuche nichts bekannt ſey. Doch hatte ſie gewiß den alten Lüſtling für mich geworben; denn ihr ungewöhnliches Schmollen verrieth, daß durch meinen Widerſtand ein Finanzplan geſcheitert war.

An einem der nächſten Abende, da

Madam Immergrün wieder bey mir die Wache hatte, kam eine Weibsgeſtalt, die eine ſehr tiefe Haube und lange Enveloppe trug, bey ihr zum Beſuch. Sie umarmten und küßten ſich wie vertraute Freundinnen. Die fremde Dame nahte ſich dann auch mir, und wollte mich ebenfalls mit einem Kuſſe beehren. Ich ſtutzte, blickte ſie ſcharf an, und ſieh, da guckte das Affengeſicht des kleinen alten Knochenmännchens, das ein paar Tage zuvor die Thür mit ſeinem Rükken aufmachte, aus Neſſeltuch und Spitzen hervor.

Ich ſchrie bey dieſer Entdeckung laut auf, und wies den angebothenen bärtigen Kuß zurück. Das häßliche Mannweib drang ſich immer von neuen auf, und Madam Immergrün nannte es einfältige Ziererey, daß ich mich von einer frommen, ehrlichen Witwe nicht küſſen laſſe. — So wollte ſie mich mit aller Gewalt blind machen. Wäre es aber auch dem Vermummten gelungen, mein Auge zu hintergehen, ſo hätte ihn doch ſein ausgezeichneter Katharr, der ſich jetzt äußerſt heftig einſtellte, dem Ohre verrathen. Ich glaubte, der ſchwindſüchtige Greis würde ſeine Seele aushuſten, und das tragikomiſche Schickſal erfahren, in Frauenkleidern zu verſcheiden.

Selbſt der Wirthin ward bange, eine Leiche in ihre Stube zu bekommen. Sie klopfte ihm, wie man Kinderhuſten zu ſtillen pflegt, in den Rücken, und in demſelben Augenblicke klopfte auch eine unbeſcheidene Hand mit Macht an die Thür.

Ich öffnete ſie furchtſam. Zwey ſehr junge Männer — die, wie ich nachher erfuhr, reiche Edelleute waren — ſauſten herein, und machten ſich ſogleich mit lautem Gelächter das Geſchäft, dem huſtenden Patienten aus Leibeskräften auf dem Rücken zu trommeln. Madam Immergrün hatte Mühe, ſie abzuwehren. — Wer iſt denn die alte Katze, die hier verenden will? rief einer von ihnen, und riß das Tuch, welches ſich der Huſter vors Geſicht hielt, hinweg. Im Nu brachen beyde in ein betäubendes Gelächter und Verwunderungsflüche aus. Kurz, ſie kannten das verkleidete Männlein, und nahmen es mit jugendlichem Uebermuth auf die ungezogenſte Weiſe in die Klopfe. Der kraftloſe Alte konnte ſich nicht vertheidigen, und ſie ſpielten ſo förmlich Fangeball mit ihm, daß er mich dauerte.

Nach einigen Minuten waren ſie dieſes rohen Vergnügens überdrüßig, und nun kam ich an die Reihe, von ihnen geneckt zu werden. Sie behandelten mich mit den frechſten Worten und Geberden wie eine öffentliche Buhldirne. Ich entfloh aber ihren Händen, und lief die Treppe hinab. Sie eilten mir nach, und hohlten mich auf der Hausflur ein. Ich ſchrie um Hülfe.

Schnell ging eine Thür auf, und es trat ein ſtarker, rüſtiger Mann, mit einem Lichte in der Hand, heraus. Was giebt's hier für Unfug? fragte er mit einer gewaltigen Stimme Die Gecken erſchraken, und ließen mich los. Ich eilte hin zu ihm, und ſagte: Mein Herr, ich bitte um Ihren Schutz! Ich werde von ungeſitteten Menſchen gemißhandelt. —

Euch ſoll der Donner auf den Kopf ſchlagen! rief er, indem er mich haſtig in ſeine Stube führte, und nach einem Stocke griff. Damit bewaffnet, rannte er wieder hinaus; aber meine Verfolger hielten ihm nicht Stand, ſondern ſtolperten über Hals und Kopf die Treppe hinauf.

Er kam lachend zurück. Das ſind rechte Helden! ſprach er. Ich kenne dergleichen Windbeutel ſchon! Gegen wehrloſe Weiber haben ſie Löwenmuth; wenn ihnen aber nur ein halber Mann einen Stock zeigt, ſo laufen ſie davor, wie ihre Brüder, die Haſen, vor einer Trommel. — Er wandte ſich hierauf zu mir: Sie ſind gewiß das Frauenzimmerchen, das oben bey Madam Immergrün wohnt. Ey, ey! wenn Sie eine ordentliche Perſon ſind, ſo haben Sie ſich übel gebettet. Die alte Sybille iſt für junge unſchuldige Seelen eine gefährliche Frau. Aber in dieſem Hauſe darf ſie mir von Stund' an ihre heilloſe Wirthſchaft nicht länger treiben. Ich will noch heute darüber ein Wort mit ihr ſprechen, das Hand und Fuß haben ſoll. — So eiferte der ehrliche Mann noch ein Weilchen fort, und ſagte zuletzt mit einer gewiſſen Würde: Ich bin der Hausmeiſter, und es iſt meine Pflicht und Schuldigkeit, auf Zucht und Ordnung zu ſehen. —

Bald darauf hörten wir die wilden Geſellen von oben herab kommen. Sie polterten und lärmten ganz ausgelaſſen auf der Treppe. Mir ward bange, daß ſie in des

Hausmeiſters Wohnſtube eindringen möchten, und ich äußerte dieſe Beſorgniß gegen ihn. Sie ſollen's nur wagen! rief er, und hob drohend ſeinen Stock: Ich will ſie mit meiner ſpaniſchen Laterne wacker nach Hauſe leuchten! — Wer Seiner Majeſtät, dem Kaiſer, als Küraſſier gedient, und ſich mit Preußen, Türken und Franzoſen herum geſchlagen hat, der fürchtet ſich, wahrlich! vor ſolchen Milchbärten nicht! —

Indem er ſo ſprach, und dabey ſein dickes ſpaniſches Rohr wie einen Säbel ſchwenkte, thaten die muthigen Herren einige donnernde Fußſtöße gegen die Thür. Der Hausmeiſter ſtürzte hinaus. Die Helden flohen. Er verfolgte ſie auf die Gaſſe, und arbeitete ſo tapfer auf ihren Rücken, daß ich die Klappſe, die er austheilte, in der Stube hörte. Als er nach einigen Minuten mit funkelnden Augen zurück kam, erzählte er: es wären auf die Enveloppe einer alten Dame, welche die Flüchtlinge in ihrer Mitte gehabt, und mit ſich fortgeſchleppt hätten, auch verſchiedene Hiebe gefallen. Ich erklärte ihm, daß dieſe weibliche Maske ein Mann geweſen ſey. Nun deſto beſſer! ſagte er: So waren meine Schläge um ſo weniger verloren! —

Er begleitete mich jetzt hinauf in meine Wohnung, und las der Wirthin, in ſeiner ſoldatiſchen Kraftſprache, ein langes moraliſches Kapitel, wobey er ihr ſeine ſpaniſche Laterne zuweilen ſehr nahe vor's Geſicht hielt, um ſeinen Vortrag einleuchtend zu machen. Madam Immergrün ſuchte ſich Anfangs ſo gut als möglich weiß zu brennen, kroch aber nach und nach demüthig zu Kreuze, und verſprach mit Mund und Hand, daß ich keine weitern Unannehmlichkeiten erfahren ſollte.

Dieß verboth ohne dieß meine Krankheit, die am folgenden Tage ausbrach, und mir als Schutzmittel gegen buhleriſche Anfechtungen willkommen war. Deſto ungerner mochte die Tante das Roth meiner Wangen verbleichen, und alle die goldenen Berge, die ſie ſich davon verſprochen hatte, vor ihren Augen verſinken ſehen. Dieß bewirkte vermuthlich ihre Entſchließung, mich zu verlaſſen. Seit acht Tagen iſt ſie fort, und mit ihr alles, was ich beſaß. Ich nahm, von ihr überredet, zwey ſchwere Koffer auf die Reiſe mit; dieſe hatte ſie, indem ich ſchlief, völlig ausgeräumt, und als ich erwachte, war ſie verſchwunden. —

Meine täglichen Kleider, die ſie mir aus Großmuth, oder weil ſie ihr des Fortſchaffens nicht werth ſchienen, gelaſſen hatte, nahm Madam Immergrün ſogleich, für die Zimmermiethe, in Beſchlag, und drohte mir, mich ins öffentliche Krankenhaus bringen zu laſſen. Ich bat Gott um meinen Tod, und enthielt mich die letztern Tage jeder

Nahrung, um deſto ſchneller zu ſterben. Die Wirthin ließ ſich mein Faſten gern gefallen, und both mir keinen Biſſen Brod an.

Zwanzigſtes Kapitel.

Rückkehr zur Heimath und Hochzeit.

Karoline war eben am Schluß ihrer Erzählung, als Madam Immergrün, mit der Schüchternheit eines böſen Gewiſſens, aus der Apotheke zurück kam. Sie mochte ſich wohl vorſtellen, daß wir indeſſen von ihren löblichen Thaten geſprochen hatten. Ich verhehlte ihr das auch nicht, und erklärte ihr, daß ſie ſich dadurch der von mir in den Zeitungen ausgeſetzten Belohnung verluſtig gemacht habe. Sie verſtummte vor

Schrecken, und enthielt ſich aller loſen Worte, die ich erwartete. Dieß bewog mich, freygebiger gegen ſie zu ſeyn, als ich vorher Willens war, und wir ſchieden friedlich von einander.

Nach wenig Tagen blühten wieder Roſen auf Karolinens Wangen; wir flogen unſerer Heimath zu, und ſchloſſen bald darauf am Traualtare den Bund unſerer Herzen.

So glücklich endigte ſich noch dieſe Entführungsgeſchichte, zu der ich ſelbſt, durch einen übereilten Freundſchaftsverein und fortgeſetzten Umgang mit einem bösartigen Menſchen, den Grund gelegt hatte. Sie kann in dieſer Rückſicht der lieben, leichtgläubigen Jugend, die ihr Herz dem erſten dem beſten Schwätzer Preis giebt, und ihn zum Vertrauten ihrer Geheimniſſe macht, zur Warnung dienen. Doch will ich dem jungen Leſer eben nicht rathen, aus meiner

Erzählung die Lehre zu folgern: daß es wohl gethan ſey, ſich ein Blumenmädchen, oder ſonſt ein aufgefundenes Kind, zur Gattin zu erziehen. Dieſer Verſuch möchte wohl unter tauſend Fällen nicht Ein Mahl ſo gut als der meinige ausſchlagen.

Als wir ungefähr ein Jahr verheirathet waren, ſchrieb uns Frau von Ralf aus einem Dorfe bey Wien einen kläglichen Brief, und bat um Pardon. Wir antworteten ihr aber nicht. Seitdem haben wir gehört, daß ſie ſich wieder in die Stadt gewendet, und eine luſtige Wirthſchaft, die man nicht gern beym rechten Nahmen nennt, angelegt hat. Sie ſoll ſich ungemein wohl dabey befinden, und das iſt bey den

Talenten, die ſie zu dergleichen Geſchäften beſitzt, ſehr glaublich.

Belda treibt in einem dunkeln Winkel von Deutſchland ſchriftſtelleriſche Kaperey. Er ſtümpert nähmlich Romane, Schwänke und ſo weiter, zuſammen, und ſchickt ſie unter dem Nahmen anderer Schriftſteller, die ſchon einen gewiſſen Ruf haben, in die Welt. Der ſchamloſe Nahmendieb will aber nicht gern heißen, was er iſt, und braucht deshalb den ſchlauen Kunſtgriff, die Taufnahmen der von ihm verunehrten Schriftſteller ein wenig zu verändern. Dieß thut jedoch, weil die meiſten Bücherkäufer dieſen Umſtand überſehen, ſeiner Schofelfabrik keinen Abbruch. Es iſt ihm ſchon gelungen, daß ſeine elenden Machwerke eine zweyte Auflage erlebten, weil man ſie für echte Produkte derjenigen Schriftſteller hielt, deren Nahmen er geraubt und geſchändet hatte. Man hüte ſich alſo vor dieſem literariſchen Winkelmünzer, der bis dieſe Stunde noch fortfährt, ſeine Kupferſchlakken für Gold auszuprägen, und mit falſchen Ueberſchriften unter die Leute zu bringen.

Die Zeugen.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts machte der Tod die liebenswürdige Gräfin Ludomilla von Bogen (die damahls für die Venus des Landes Baiern galt) im achtzehnten Sommer ihres Lebens zur Witwe. Er that ihr damit keinen ſo angenehmen Dienſt, als er vielleicht manchen andern Damen erweiſen mag, die mit ihrem Gatten einen ewigen Krieg führen, doch dabey ſo gutherzig ſind, ihm den Frieden des Grabes zu wünſchen. Ludomilla hatte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenige Monate verbunden geweſen war, treu und herzlich geliebt, und ſchien über ſeinen frühen Verluſt untröſtlich. Dennoch ſchmeichelten ſich viele Ritter, die dem Grafen den Beſitz ſeines reitzenden Weibes beneidet hatten, mit der Hoffnung, an ſeine Stelle zu treten.

Allein die junge Witwe ließ alle Seufzer um Gegenliebe vergebens in den Wind verhauchen, und fertigte die ſämmtlichen Freyer mit der höflichen Antwort ab, daß ſie ihrem unvergeßlichen Gemahl noch im Tode treu bleiben wolle. Dieß war im Laufe des Trauerjahres ihr aufrichtiger Ernſt. Doch die Zeit, die dergleichen heroiſche Entſchlüſſe gewöhnlich abändert, that es auch bey ihr. Sie verlor nach und nach die Luſt, ihre Jugend in ungeſelliger Einſamkeit zu vertrauern, und wünſchte ſich wieder einen wackern Gatten, um der Welt und ihrer Freuden mit Anſtand genießen zu können. Denn die Sitte jener Zeit geboth den Witwen die ſtrengſte Eingezogenheit, und ſchränkte ſie, wenn ihnen böſer Leumund

nicht

nicht gleichgültig war, faſt ganz auf den Umgang mit ehrbaren Matronen ein.

Die Sinnesänderung der ſchönen Ludomilla ward bald bekannt, und ihre Verehrer wagten ſich wieder mit neuen Bewerbungen heran; es blieb aber bey dem vorigen Beſcheide, weil alle dieſe Herren zum niedern Adel gehörten, und die Gräfin geſonnen war, auf der Rangleiter nicht abwärts, ſondern höher zu ſteigen.

Hierzu öffnete ſich ihr eine glänzende Ausſicht. Der Herzog von Baiern ward von ihrer Schönheit gefeſſelt, und huldigte ihr durch eine förmliche Liebeserklärung. Dieſer Sieg freute ſie mehr, als ſie es geſtand. Sie übereilte ſich nicht mit einer günſtigen Antwort. Zu ſtolz, einen gewöhnlichen Roman zu ſpielen, faßte ſie ſogleich den Vorſatz, die Saiten ſo hoch als möglich zu ſpannen, und dem Herzog keinen Kuß zu erlauben, wenn er ihn nicht durch ihre

Erhebung zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erkaufte. Wie haben ſich Sitten und Zeiten geändert! Alles in der Welt iſt jetzt theurer als damahls; nur die Küſſe ſind wohlfeiler geworden.

Ludewig mochte wohl nicht Willens ſeyn, eine flüchtige Schäferſtunde um einen ſo hohen Preis zu kaufen. Er ließ ſich wenigſtens kein Wort davon verlauten, ſondern drang nur immer mit verliebter Heftigkeit darauf, ihm einen Beſuch unter vier Augen zu geſtatten. Ludomilla weigerte ſich lange; doch endlich gab ſie nach, und beſtimmte ihm Tag und Stunde.

Ludewig kam, und erſchöpfte den ganzen Sprachſchatz der Zärtlichkeit, ohne dadurch die kleinſte Gunſt zu gewinnen. Die Gräfin ſetzte ſtandhaft der Gluth ſeiner Liebe die Kälte der Tugend entgegen. Da er nun ſah, daß mit leeren Schmeicheleien nichts auszurichten war, ſo griff er nach der alten Schlinge, die von wollüſtigen Verführern nur zu oft mit Erfolg gebraucht wird: er trug ſich nähmlich mit künſtlichen, auf Schrauben geſtellten Worten der Gräfin zum Gemahl an.

„Ihr erzeigt mir viel Ehre;“ antwortete ſie. „Doch iſt es in der That die einzige Bedingung, unter der ich Liebe mit Liebe vergelten kann und will. — Werdet Ihr aber auch halten, was Ihr mir eben jetzt vor Zeugen verſprochen habt?“ —

„Vor Zeugen?“ — entgegnete der Herzog mit Befremdung. „Wo ſind die Zeugen?“ —

„Dort ſtehen ſie!“ ſagte die Gräfin lächelnd, und wies auf eine ſpaniſche Wand, worauf drey Ritter in Lebensgröße gemahlt waren.

Ludewigs Herz ward leichter. Er belachte den Scherz, und hielt es für gefahrlos, ihn fortzuſetzen. „Edle Ritter,“ ſprach er, und wandte ſich mit komiſchem Ernſt zu den Gemählden — „ich nehme euch hiermit feierlich zu Zeugen, daß ich die ſchöne Gräfin von Bogen zur Herzogin von Baiern erkläre.“ —

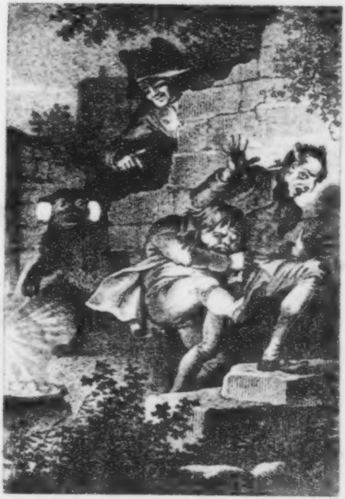
Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, da ward es hinter dem Schirme lebendig, und die leibhaften Originale der darauf abgebildeten geharniſchten Männer traten ernſt und ſchweigend hervor. — Es waren nahe Verwandte der Gräfin. Sie ſelbſt hatte — der Lockung durch ein Eheverſprechen im voraus gewärtig — die Ritter in dieſen Hinterhalt verborgen, um mit ihrer Hülfe den Herzog in ſeinem eigenen Netze zu fangen.

Er ſtand einige Augenblicke beſtürzt, ſtarrte die ſtummen Zeugen an, und jeder Zug ſeines Geſichts ward an ihm zum Verräther, daß er ſich in den ihm gelegten

Fallſtrick höchſt ungern verwickelt ſah. Aber drey mannhaften und ehrenwerthen Rittern gegenüber, war kein Ausweg für ihn. Er las es auf ihrer Stirn, daß ſie nicht, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, auf den Ohren geſeſſen hatten, und hielt es daher für rathſam, eine gute Miene zum böſen Spiele zu machen. „Ich hätte wohl Urſach,“ ſprach er mit ſteifer Freundlichkeit, über die unerwartete Erſcheinung dieſer Herren einen gerechten Unwillen zu empfinden; aber ich will dieſen Auftritt nicht weiter rügen. Doch bitte ich, daß die Herzogin von Baiern in Zukunft weniger mißtrauiſch als die Gräfin von Bogen ſey.“ —

Ein zärtlicher Blick der Geliebten zerſtreute ſeinen Unmuth, und nach kurzer Zeit erfolgte die verſprochene Vermählung.

Dieſe Anekdote iſt lehrreich. Es wäre nicht übel gethan, wenn junge Damen, die geheime Liebhaberbeſuche annehmen, eine ſpaniſche Wand in ihrem Zimmer aufſtellten. Die Herren würden dann, aus Furcht vor horchenden Zeugen, nicht mehr verſprechen, als ſie redlich halten wollen; und ſo bliebe wohl manche leichtgläubige Schöne vor zärtlich-dankbaren Uebereilungen bewahrt.



Neue Schriften

von

A. F. E. Langbein.

Zweyter Band.

Berlin
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erzählungen

von

Aug. Fr. Ernſt Langbein.

Mit Kupfern.

Berlin,
in der Schüppelſchen Buchhandlung
1804.

Vorwort.

Verſchiedene Hinderungen änderten meinen Vorſatz, den in der Vorrede des erſten Theils meiner neuen Schriften angekündigten komiſchen Roman hier zu liefern, und ich muß deshalb um Entſchuldigung bitten. Man kann und wird mir um ſo eher verzeihen, da dieſer zweyte Theil, unter dem Titel Erzählungen, auch einzeln zu haben iſt.

Inhalt.

I. Der Emporkömmling. Seite 5.
II. Herr von Karg und ſeine Gemahlin. . . . . — 119.
III. Der Hut. . . . — 140.
IV. Der Schatz. . . . — 237.
V. Das Vorzeichen. . . — 308.

Erzählungen

und

Anekdoten.

I.

Der Emporkömmling;

oder:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Erſtes Kapitel.

„Man iſt und bleibt doch ein unnützer Schächer!" fuhr der alte, finſtre Prokurator Sebald ſeinen Kopiſten an: „Lernt man denn nimmer nach Brod ſchreiben? — Was man aber auch für Federn hat! Die engliſchen Nähnadeln meiner Tochter ſind kaum zärter und feiner geſpitzt!" — So ſchmälend, ſchnitt er ein Paar Kiele zur Probe, und ſchnäbelte ſie ſo breit, daß die damit gezogenen Buchſtaben nicht anders ausſahen, als wären ſie mit einem Zaunpfählchen geſchrieben. „Das ſind Federn," rief er jetzt aus, „die einen redlichen Juriſten mit Ehre und Reputation durch die Welt bringen!" —

Die Vergleichung der brodloſen Federn mit den Nähnadeln ſeiner Tochter war unglücklich gewählt; denn ſie machte dem jungen Schreiber ſeine zartgeſchnäbelten Kiele noch lieber. Er kannte die ſcharfen Spitzen jener Nadeln recht gut, und war oft im Scherz damit verwundet worden.

Pauline (ſo hieß die Tochter des Prokurators) hatte zwar in der väterlichen Expeditionsſtube weder Sitz noch Stimme; aber beydes hatte Eduard in ihrem Nähzimmer, wenn der Papa nicht zu Hauſe war. Indem ſich der alte Streithahn in den Gerichtsſälen kampelte, ſaßen die Liebenden ſehr einig beyſammen. Eduards Verſuche, einen Kuß zu erbeuten, veranlaßten zwar oft einen blutigen Nadelnkrieg; doch ward immer bald wieder Friede geſchloſſen, und der geliebte Ruheſtörer erhielt dann aus freyem Willen, was ihm zuvor mit gewaffneter Hand verſagt worden war.

Pauline hätte zwar keinem Mahler zum Modell einer Venus dienen können; aber ihre blühende Jugend, ihre ſchlanke Nymfengeſtalt, und ihre angenehme Geſichtsbildung, die durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit veredelt war, machten ſie ſehr anziehend, und ſie galt mit Fug und Recht für eins der liebenswürdigſten Mädchen der Stadt. Ueberdieß hatte ſie eine anſehnliche Ausſteuer zu erwarten; denn ihr Vater draſch ſeit dreyßig bis vierzig Jahren mit ſeiner Junge kein leeres Stroh. Ein enges Herz und ein weites Gewiſſen — die er eins ſo gut als das andere beſaß — ſind gemeiniglich in ſeinem Fache ſehr ergiebige Fruchtfelder.

Sein aufgeſtapelter Mammon machte ihn höchſt übermüthig, und er ließ ſich bey jeder Gelegenheit prahlend vernehmen: er werde ſeine Tochter keinem armen Schlukker an den Hals werfen; ſein künftiger Eidam müſſe tüchtige Batzen haben, und entweder ein fürſtlicher Rath ſeyn, oder doch wenigſtens den juriſtiſchen Doktorhut tragen. Dem armen Schreiber, der keine Möglichkeit ſah, dieſe Ehrenſtufen jemahls zu erklimmen, ward bey ſolchen Aeußerungen, die er oft anhören mußte, übel zu Muthe, und die Feder zitterte in ſeiner Hand. Aber Pauline ſprach ihm immer wieder Troſt zu, und ſtärkte ſein zagendes Herz durch Verſicherungen ewiger Treue.

Dieſer unſchuldige Liebesbund war niemanden als Eduards Mutter bekannt. Pauline bewies ihr ſchon kindliche Achtung, beſuchte ſie oft heimlich, und wachte oft, wenn ihr Vater verreiſt war, ganze Nächte am Bette der Armen, die an einer auszehrenden Krankheit danieder lag.

Zweytes Kapitel.

Eines Tages ward Eduard zu ſeiner Mutter gerufen, deren Krankheit ſich plötzlich verſchlimmert hatte. Mein Sohn, ſagte ſie, ich fühle in allen meinen Gliedern die Annäherung des Todes. Laß mich die letzten Augenblicke, da ich noch der Sprache mächtig bin, zu Geſtändniſſen und Herzenserleichterungen anwenden.

Ich bin nicht, wie Du bisher geglaubt haſt, in dieſem Lande geboren. Mein Vater war ein Forſtbedienter jenſeit der Gränze. Er beſaß viel Geſchicklichkeit und Erfahrung in ſeinem Fache, und hatte immer junge Edelleute im Hauſe, die er in der Forſtwiſſenſchaft unterwies. Sie gingen bey uns in die Koſt, und waren mitunter beſchwerliche Gäſte. Doch ſie bezahlten gut, und die geringe Beſoldung meines Vaters machte dieſen Zuſchuß nothwendig.

Ich wuchs heran; man fand mich ſchön; unſere Hausgenoſſen ſagten mir Schmeicheleyen über meine Geſtalt, und bewarben ſich wetteifernd um meine Gunſt. Ich ging ihnen, wo es möglich war, aus dem Wege. Meine Mutter beſorgte das Hausweſen allein, und ich erſchien nur bey

Tiſche, wo die Gegenwart und der Ernſt meines Vaters die muthwillige Jugend im Zaume hielt.

Als ich aber kaum das ſiebzehnte Jahr erreicht hatte, nöthigte mich der Tod meiner guten Mutter aus meiner ſtillen Eingezogenheit hervor. Ich mußte ihre Geſchäfte übernehmen, und konnte mich nicht mehr, wie ſonſt, in meinem einſamen Stübchen verſchließen. Die jungen Herren umſchwärmten mich nun überall, wo ſie von meinem Vater nicht beobachtet wurden.

Anfangs waren ſie mir insgeſammt ſehr gleichgültig, und ich achtete nicht auf ihr ſüßes Geſchwätz; allein bald zeichnete mein Herz einen von ihnen aus. Er betrug ſich bey jeder Gelegenheit feiner und geſitteter als ſeine Kameraden, und diente mir zum Ableiter ihrer Zudringlichkeit; denn er wandte ſein Anſehen, in das er ſich bey ihnen geſetzt hatte, zu meiner Beſchützung an. So entſtand zwiſchen uns eine gegenſeitige Freundſchaft, die mit jedem Tage wärmer ward, und unmerklich bis zur Gluth der Liebe ſtieg.

Ferdinand — ich will ſeinen Familiennahmen jetzt noch verſchweigen — drang mir, ungeachtet ich ihm die Ungleichheit unſerer Herkunft vorſtellte, ein feyerliches Eheverſprechen auf. Ich gab der Ueberredung ſeiner Leidenſchaft nach, und wir wechſelten heimlich Verlobungsringe. Es geſchah in einer einſamen nächtlichen Stunde. Unſere Sinne waren von Liebe berauſcht, und die Folge — ſoll ich ſie glücklich oder unglücklich nennen? — war Dein Daſeyn.

Einige Monate nach jener Nacht verließ Ferdinand unſer Haus, um von den Gütern, die ihm durch den Tod ſeines Vaters zugefallen waren, Beſitz zu nehmen. Er verſprach mit den ſchrecklichſten Eidſchwüren, nach wenig Wochen zurück zu kommen, und mich von meinem Vater zur Ehe zu begehren; aber ſie verſtrich doppelt, die beſtimmte Zeit, und er kam nicht, und ſchrieb nicht. Mit Entſetzen fühlte ich indeſſen die Wirkung der Verlobungsnacht. Ich meldete ihm dieß in einem Briefe, den ich nur mit Mühe zu Stande brachte, weil ein Strom von Thränen meine Federzüge oft wieder auslöſchte.

Ich erhielt Antwort; aber ſie kam ſehr ſpät, und war ſo kalt und unbefriedigend, daß ich ſie mit Verzweiflung las. Ferdinand ſchrieb: er werde mir Wort halten, doch jetzt erlaubten es ſeine Verhältniſſe nicht. Er habe bey dem hieſigen Hofe als Kammerjunker Dienſte genommen, dürfe nun ohne Erlaubniß des Fürſten nicht heirathen, und müſſe Schwierigkeiten und Ungnade befürchten, weil ich nicht von Familie ſey Es wäre daher rathſam, dieſen Schritt nicht eher zu wagen, bis er in der Gnade des Fürſten feſtern Fuß gefaßt habe. Ich ſolle indeſſen meinen Zuſtand ſorgfältig verbergen, und an einem entfernten Orte, wo mich niemand kenne, mein Wochenbett aufſchlagen. Er werde alle Koſten tragen; doch bedinge er ſich Verſchwiegenheit, damit niemand erfahre, daß er der Vater des Kindes unter meinem Herzen ſey. Dieß dürfe beſonders mein Vater nicht wiſſen; denn ſo bald ihn dieſer heftige Mann darüber zur Rede ſtellte, oder ihm ſonſt die geringſte Verdrießlichkeit verurſachte, nehme er ſein Eheverſprechen zurück, und keine Macht auf Erden ſolle vermögend ſeyn, mich ihm zur Gattin aufzuzwingen.

Was konnte ich Unglückliche thun? — Ich härmte mich ab; das Vorgefühl meiner Schande machte mich menſchenſcheu; ich erſchrak oft vor meinem eigenen Schatten. An eine ſtille Veränderung meines Aufenthalts war nicht zu denken. Ich hatte in der ganzen Welt keine vertraute Seele, bey der ich mir eine freundliche Aufnahme und ſchonende Behandlung verſprechen konnte; und wäre mir auch irgendwo ein Zufluchtsort offen geweſen, ſo ließ ſich doch gegen meinen Vater kein unverdächtiger Vorwand zu einer Entfernung von mehrern Monaten erfinden. Stumm und unthätig mußte ich meinem Schickſal, wie ein Schaf der Schlachtbank, entgegen gehen.

Mein Vater ſchöpfte bald Argwohn meines Zuſtandes, und beſtürmte mich mit dringenden Fragen. Ich geſtand, ihm zu Füßen, mein Vergehen. Er gerieth außer ſich, und mißhandelte mich grauſam. Ich ſollte ihm meinen Verführer nennen; aber ich liebte den Ungetreuen noch, und ſchwieg ſtandhaft, um ihn nicht zu verlieren, wie er gedroht hatte. Schäumend vor Wuth, riß mein Vater eine geladene Flinte von der Wand. In Todesangſt ſtürzte ich zur

Thür hinaus. Die mir nachgeſchickte Kugel pfiff neben mir vorbey.

Es war Abend. Ich floh dem nächſten Felde zu, und wühlte mich tief in das hohe Korn. Hier empfahl ich meine Seele dem Himmel, und erwartete das Ende meines unglücklichen Lebens. Ich befürchtete jeden Augenblick, mein Vater würde mich mit Spürhunden aufſuchen, und auf der Stelle tödten. Aber er war noch grauſamer, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte: er hielt mich keines Schrittes mehr werth, ſondern faßte ſogleich, wie ich nachher erfuhr, den eiſernen Entſchluß, mich auf ewig zu verſtoßen und zu vergeſſen.

Nach Mitternacht ging der Mond auf, und ſtrahlte mir wieder einigen Muth ins Herz. Ich ſchlich mit der Hoffnung, daß mein Vater nicht unverſöhnlich ſeyn werde, an die Thür des Forſthauſes, und klopfte leiſe. Aber die Hunde behandelten mich ſchon wie eine Fremde, ſchlugen laut an, und ließen ſich durch meine Stimme, der ſie ſonſt willig folgten, nicht beſänftigen. Indem ich ihnen noch zurief, ward über mir ein Fenſter geöffnet. Wer da? ſchallte die Donnerſtimme meines Vaters herab. Bebend warf ich mich an der Thürſchwelle auf die Knie, und ſtöhnte mit bittend empor geſtreckten Händen meinen Nahmen. Ich kenne dich nicht! rief er: Hinweg, du Landläuferin! oder ich ſchieße dich wie ein Raubthier nieder! — Mit dieſen ſchrecklichen Worten ſchlug er das Fenſter zu, und ich fiel in Ohnmacht. Schon graute der Tag, als ich mein Bewußtſeyn wieder erlangte. Ich ſchleppte mich fort, um mich dem Stifter meines Unglücks in die Arme zu werfen.

Nach einer äußerſt mühſeligen Wanderung kam ich in die Nähe dieſer Stadt. Aber unfern des Thores überwältigten mich

Hunger und Ermüdung; ich mußte mich auf einen Stein am Wege ſetzen. Manche Vorübergehende warfen mir ein kleines Almoſen zu; andere kränkten mich durch Spott und liebloſe Urtheile, die ſie laut über mich ausſprachen. Endlich fragte mich eine alte, ärmlich gekleidete Frau mit einer theilnehmenden Miene, was mir fehle. Ich antwortete, daß ich hülflos und verlaſſen ſey, und in der Stadt, wo ich einen Freund aufſuchen wolle, kein Unterkommen wiſſe. Sie both mir einen Platz in ihrer Wohnung an. Ich folgte ihr, und ſie pflegte mich mit der freundlichſten Sorgfalt, ohne mich durch neugierige Fragen in Verlegenheit zu ſetzen.

Am folgenden Tage ſchrieb ich an Ferdinanden, und ſandte ihm, weil ich ſeinen Nahmen meiner Wirthin nicht entdecken wollte, durch einen fremden Knaben den Brief zu. Ich harrte bis zum Einbruch der Nacht vergebens auf Antwort. Jetzt erſchien, nach einem kurzen und ſtürmiſchen Anklopfen, eine Mannsperſon, die ſich bis über den Mund in einen Mantel gehüllt, und den Hut ſo tief niedergekrämpt hatte, daß ſie ſo gut als maskirt war. Sie gab ein Zeichen mit der Hand, daß ſich meine Wirthin entfernen ſollte. Dieß geſchah; der Mantel öffnete ſich, und Ferdinand ſtand mit einem zornigen Geſichte vor mir.

Ich wollte ihn umarmen; aber er trat zurück, und überſchüttete mich mit Vorwürfen, daß ich mich unterſtanden habe, ihm nachzureiſen. Erſtarrt über dieſe grauſame Behandlung, ließ ich ihn austoben, und ſchilderte ihm dann mit den beweglichſten Worten mein gränzenloſes Elend. Er ſchien ein wenig gerührt, legte zwanzig Louisd'or auf den Tiſch, und erlaubte mir, hier zu bleiben; ich mußte ihm aber mit einem Eide verſprechen, nie ſeinen Nahmen über meine Lippen gehen zu laſſen. Damit nicht zufrieden, drohte er mir, mein unverſöhnlichſter Feind zu werden, wenn ich mein Verhältniß mit ihm irgend einem Menſchen entdeckte. Nach dieſer Erklärung nahm er eilend Abſchied, und warf nur noch, als er ſchon vor der Thür ſtand, das Verſprechen flüchtig hin, daß er mich bald wieder beſuchen werde.

Allein er kam nicht. Die Zeit meiner Niederkunft rückte unerwartet ſchnell heran; Du erblickteſt die Welt, und ich hatte für Dich keinen andern Nahmen als den meinigen; denn ich durfte es nicht wagen, Dich bey der Taufe nach Deinem Vater zu nennen. So bald ich wieder Kraft hatte, die Feder zu führen, meldete ich ihm Dein Daſeyn; er that aber keinen Schritt, um Dich zu ſehen, ſondern ſandte bloß zu Deiner Unterhaltung einige Goldſtücke, von zwey flüchtigen Zeilen begleitet, worin er mir aufs neue Verſchwiegenheit einſchärfte. Ich gab ihn nun ganz verloren, hielt ihm aber dennoch Wort, und ſchwieg. Von ſeinem Golde nahm ich nur ſo viel, als in den erſten Tagen Deines Lebens nöthig war. Der Reſt liegt noch in dieſem Augenblicke verſiegelt in meinem Schranke. Ich rührte ihn nicht an, ſo bald ich wieder Kräfte hatte, uns durch Arbeiten zu ernähren.

Als Du ungefähr ein Jahr alt warſt, hörte ich zufälliger Weiſe bey einer Nachbarin von dem Treuloſen ſprechen. Es ward erzählt: er ſey der Liebling des Fürſten, habe vor wenig Tagen den Kammerherrnſchlüſſel bekommen, und werde nächſtens einen neugebauten Pallaſt in der Nähe des Schloſſes beziehen. Man wollte noch mehr von ihm ſagen; ich brach aber das Geſpräch plötzlich ab, und entfernte mich, weil ich fühlte, daß mein Geſicht glühte.

Einige Monate nachher ergriff mich eines Abends eine unüberwindliche Sehnſucht, wenigſtens die Mauern zu ſehen, die der Ungetreue bewohnte. Ich nahm Dich auf den Arm, ging ans Schloß, und wollte eben nach ſeinem Hauſe fragen, als mich eine [illegible]ſchende Muſik, die aus einem Pallaſte herab ſchallte, aufmerkſam machte. Eine Menge neugieriger Menſchen ſtand vor der Thür. Ich miſchte mich unter ſie, um die Urſache dieſes Zuſammenlaufs zu erfahren; aber indem ich mich nach einem freundlichen Geſichte umſah, an das ich meine Frage richten wollte, wurden die Pfortenflügel des Pallaſtes geöffnet, und der eindringende Menſchenſtrom riß mich mit ſich hinein. Der Zug ging raſch eine breite Treppe hinauf, und nach der offenen Thür eines prachtvoll erleuchteten Saales hin, der mit Herren und Damen angefüllt war. Ich warf einen Blick in den glänzenden Kreis, ſah Ferdinanden — ſah ihn eine junge Dame, die mit Edelſteinen bedeckt war, zum Tanz aufführen, und um mich her riefen zwanzig Stimmen: Bräutigam und Braut! — Da war mir als wankte und ſtürzte der Boden unter meinen Füßen. Ich that einen Schrey, und die Sinne vergingen mir. —

Als ich die Augen wieder aufſchlug, fand ich mich in einem unbekannten Hauſe, von fremden Leuten umgeben. Ich lag auf einem Bette; Du ſchlieſſt ruhig an meiner Seite. Eine freundliche Frau war um mich beſchäftiget, und freute ſich herzlich, mich wieder aufleben zu ſehen. Sie war bey meiner Ohnmacht gegenwärtig geweſen. Ich falle — ſo erzählte ſie mir jetzt — wie von einem Blitz getroffen, rücklings zu Boden. Alle umher ſtehende Perſonen erſchrecken; ein großer Theil der Hochzeitgäſte ſtrömt herbey; der Bräutigam drängt ſich vor allen hervor, beugt ſich zu mir herab, und eilt ſchweigend wieder in den Saal. Sein plötzliches Zurücktreten, die Todtenblaſſe ſeines Geſichts und ſein ſchwankender Gang, verrathen eine Beſtürzung, die ſich niemand erklären kann. Kurz darauf ſendet er für mich eine Flaſche Wein, und läßt befehlen, mich in eins der nächſten Häuſer zu bringen, und dort für meine Geneſung, auf ſeine Koſten, zu ſorgen

Dieß erzählend, reichte mir die gute Frau ein Glas des Hochzeitsweines, den mir der menſchenfreundliche Kammerherr, wie ſie ihn nannte, geſpendet hatte; allein ich trank keinen Tropfen, und verließ ſo ſchnell als möglich die Gegend, wo ich meinen Verführer das Feſt ſeiner Treuloſigkeit mit Trompeten und Pauken feyern hörte.

Als ich in meiner Wohnung wieder ankam, fühlte ich, wie durch ein Wunder, eine erquickende Gemüthsruhe, die ſeit langer Zeit von mir gewichen war. Das ungewiſſe Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung machte mir Höllenqual. Mein Herz ward leichter, ſo bald ich mein Schickſal entſchieden ſah.

Am folgenden Tage erhielt ich von Deinem Vater ein Handbriefchen; ich ſandte es ihm aber uneröffnet zurück. Seitdem hat er ſich um mich und Dich nicht weiter bekümmert. Er ward nach der Zeit der erſte Günſtling des Fürſten, ſtieg von Stufe zu Stufe, und hat nun die höchſte erreicht. Mit Einem Worte: Dein Vater iſt — der Miniſter Sonnenſtein.

Drittes Kapitel.

Hier wäre ein ſchicklicher Ort, Sonnenſteins Charaktergemählde aufzuſtellen, wenn ein Unding ſich mahlen ließe. Der von Natur nicht böſe, aber flache und unbeſtändige Menſch hatte keinen Charakter.

Als er Marien Feldheim — dieß war der Nahme der Unglücklichen — ewige Treue ſchwor, geſchah es ohne Nachdenken und Ueberlegung, doch mit dem redlichen Vorſatz, ſein Wort zu halten. Er liebte ſie wirklich, und war, nach erfolgter Uebernahme der väterlichen Güter, ſchon im Begriff, bey dem alten Feldheim um ſeine Tochter zu werben, als ihn mit Einem Mahle der Windſtoß eines zufälligen Ereigniſſes vom Pfade der Rechtſchaffenheit hinweg blies.

Der Fürſt, ein leidenſchaftlicher Jäger, hielt in der Nähe der Sonnenſteiniſchen Güter eine Parforcejagd. Alle benachbarte Edelleute nahmen an der empfindſamen Fürſtenluſt Theil. Auch Sonnenſtein folgte auf einem engliſchen Renner der wilden Jagd. Der Fürſt bemerkte mit Wohlgefallen, daß er ſo trefflich beritten war, fragte nach ſeinem Nahmen, und lobte ſein edles Roß. Als die Hetze einige Stunden gedauert hatte, waren alle Jagdpferde müde, und blieben weit hinter dem flüchtigen Wilde zurück. Nur der Fürſt und Sonnenſtein ſetzten noch einem hauenden Schweine nach.

Kaum bemerkte der Eber die ſchwache Zahl ſeiner Verfolger, ſo both er ihnen die Stirn, ſchlug die Hunde auf die Seite, ging auf den Fürſten los, und hieb deſſen Pferd, daß es ſtürzte. In dieſem gefährlichen Augenblicke ſtieß Sonnenſtein dem grimmigen Thiere, das ſeine Hauer ſchon gegen den Fürſten kehrte, ſeinen Hirſchfänger in den Rachen. „Das war brav, Herr Kammerjunker!“ — ſtammelte der gerettete Fürſt, und drückte ihm dankbar die Hand. Sonnenſtein hielt den Titel, den er ſich beylegen hörte, für einen Irrthum der fürſtlichen Angſt, und nahm keine weitere Kenntniß davon; aber am folgenden Tage überbrachte ihm ein Feldjäger das Kammerjunkers-Patent, nebſt einer mit dem Bildniß des Fürſten gezierten goldnen Doſe, und einem gnädigen Handſchreiben, worin er eingeladen ward, die Reſidenz für immer zu ſeinem Wohnort zu wählen.

Er eilte nach Hofe, um ſich für dieſe Gnadenbezeigungen zu bedanken. Der Fürſt und deſſen Gemahlin empfingen ihn mit der ſchmeichelhafteſten Freundlichkeit. Sonnenſtein war von der Ehre, die ihm widerfuhr, ganz bezaubert. Er vergaß Marien und ſein heiliges Gelübde, und verſprach dem Fürſten, ſich ſeinem Dienſte zu widmen.

Als ſein Rauſch ein wenig verflogen war, dachte er erſt wieder an Marien. Wie oft hatte er mit ihr von ſtiller, ländlicher Zufriedenheit geträumt! Und nun entſagte er auf Ein Mahl der beneidenswerthen Macht, freyer und unabhängiger als ein König auf ſeinen Gütern zu leben; nun ſchien es ihm plötzlich ein größeres Glück, der Fürſtin die Enveloppe nachzutragen, oder ihrem Gemahl einen Teller zu reichen. Bey dem allen war er noch entſchloſſen, Marien zu heirathen. Er glaubte, ihre Neigung zum Landleben würde ſich von den Annehmlichkeiten der Stadt und des Hofes leicht verdrängen laſſen.

Der unerfahrne Mann! Er kannte ſeinen Hof noch nicht! Dort war es keinem Kammerjunker erlaubt, ein bürgerliches Mädchen zur Gattin zu wählen. Eine ſolche Mißheirath hielt zwar vormahls ein ruſſiſcher Kaiſer für keine Schande, und er fuhr auch nicht übel dabey; aber den Kammerjunkern, und überhaupt dem ganzen Hofadel in **, war dieſe Erniedrigung, bey Vermeidung fürſtlicher Ungnade, unterſagt.

Als Sonnenſtein dieſes Geſetz erfuhr, war er unſchlüſſig, ob er Marien und der Redlichkeit, oder ſeiner Hofſtelle, entſagen wollte. Er wog und wog; und man hätte glauben ſollen, ein liebenswürdiges Mädchen und einige tauſend Eide müßten ſchwerer wiegen als ein Kammerjunkers-Patent; aber nein! die Schale des letztern ſank, und jene ſtieg. Sein Gewiſſen, das noch nicht ganz in einen Todtenſchlaf gefallen war, täuſchte er durch den flüchtigen Einfall, daß er dem Fürſten nur eine kurze Zeit dienen, und dann ſeinen Abſchied nehmen wolle, um die Verlobte zum Altar zu führen.

Allein es gefiel ihm bald ſo ſehr am Hofe, daß er ſich zu ſchwach fühlte, ihn wieder zu verlaſſen. Die Damen der großen Welt bezauberten ihn durch ihren geſchmeidigen Geſellſchaftston und die feine Kunſt zu gefallen, die er an ſeinem natürlichen Landmädchen vermißte. Verſchiedene Grazien des Hofes bemühten ſich, den angehenden Günſtling des Fürſten zu erobern, und einer jungen ſchlauen Witwe gelang es, ihm das Netz ihrer Reitze über den Kopf zu werfen. Er ſträubte ſich zwar Anfangs gegen ihre Feſſeln; dieß geſchah aber nicht aus Liebe gegen Marien, ſondern aus Furcht vor ihr. Es war ihm ſehr angenehm, als er ſah, daß ſie ſich durch ſeine Drohungen Schweigen gebiethen ließ, und mit ruhiger Beſcheidenheit die Erfüllung ſeines Verſprechens erwartete. Dieſe Sanftmuth, die jeden Mann von Gefühl gerührt, und ſein verirrtes Herz zu der ſtillen Dulderin zurück geführt hätte, that auf ihn eine entgegen geſetzte Wirkung. Er entwiſchte, wie ein Gefangener, der ſeine Wächter ſchlafen ſieht, den Banden ſeiner Liebeseide, und vermählte ſich ſtandesmäßig mit der adeligen Witwe. Von nun an galt er bey ſeinem Herrn, der aus mancherley Gründen mit dieſer Wahl ſehr zufrieden war, alles in allem, und beherrſchte ihn ganz. Er war, mit Luthern zu reden, der Hausfürſt des Fürſten.

Viertes Kapitel.

Marie übergab ihrem Sohne die wenigen Briefe, die ſie von ihrem Verführer in Händen hatte. „Sieh,“ ſagte ſie, „dieß ſind die einzigen Beweiſe, die Du darüber aufzeigen kannſt, daß Sonnenſtein Dein Vater iſt. Bediene Dich aber ihrer nur im höchſten Nothfalle, und enthalte Dich ſo lange als möglich, den grauſamen Mann, der Dich ſeit der Stunde Deiner Geburt verläugnet hat, um Gnadenbrod zu bitten.“ —

So bald der Jüngling die Briefe erhielt, ging eine plötzliche Verwandlung in ihm vor. Er hatte bisher zufrieden mit ſeinem Schickſal gelebt, der Zukunft ruhig entgegen geſehen, und ſeinen Wünſchen und Hoffnungen die engſten Schranken gezogen: nun aber wallte mit Einem Mahle ſein Blut ſtürmiſch auf; es ergriff ihn eine heiße Begierde, ſich in eine höhere Sphäre zu ſchwingen. Er betrachtete ſich jetzt mit andern Augen als ſonſt im Spiegel, und fand in ſeinem Geſichte ein Zug von Hoheit, den er noch niemahls bemerkt hatte. Kurz, die

Eitelkeit fing an, ihr Spiel mit ihm zu treiben.

Seine unglückliche Mutter ſtarb einige Stunden nach der Uebergabe der Briefe. Er eilte jetzt zu Paulinen, entdeckte ihr ſeine Herkunft, und meldete ihr zugleich ſeinen Entſchluß, ohne Verzug zum Miniſter zu gehen, und ihn zur Erfüllung ſeiner väterlichen Pflichten aufzufordern.

Die verſtändige Pauline empfand über dieſe Nachrichten mehr Schrecken als Freude, und warnte ihn vor den unangenehmen Folgen, die er ſich durch den vorhabenden bedenklichen Schritt zuziehen könnte. Es ſey mehr als wahrſcheinlich, ſagte ſie, daß er von dem ſtolzen und hartherzigen Miniſter übel empfangen, bitter gekränkt und verfolgt, allenfalls gar, als ein frecher Betrieger, in einem entfernten Feſtungskerker lebendig begraben, oder ſonſt durch ein

ge-

gewaltſames Mittel auf die Seite geſchafft werde.

Eduard blieb gegen dieſe Vorſtellungen — die freilich ein wenig zu ängſtlich, doch nicht ganz ohne Grund waren — lange taub; denn es wollte ihm durchaus nicht mehr behagen, ſich einen magern Biſſen Brod durch den Schreiberkiel zu erwerben. Er wäre für ſein Leben gern ſo bald als möglich ein großer Herr geworden, und es ſchien ihm (weil unſere Wünſche gewöhnlich mit der Hoffnung nahe verwandt ſind) eine ſehr leichte Sache, durch ſeinen mächtigen Vater ein ſchnelles und glänzendes Glück zu machen.

„Gut!“ ſagte Pauline: „Laß uns den kaum denkbaren Fall annehmen, daß Dich Sonnenſtein väterlich behandelt, Dich aus dem Staube empor hebt, und als ſeinen Sohn öffentlich anerkennt! Dann wird Dir freilich ſehr wohl ſeyn; aber ich — werde weinen. — Denn da es Dein Vater ſelbſt nicht für anſtändig hielt, ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes zu heirathen, ſo wird er es Dir eben ſo wenig erlauben.“ —

Dieß wirkte. Doch gab es noch vorher zwiſchen der Liebe und dem Stolze einen kleinen innerlichen Kampf, wovon ſich aber Eduard gegen Paulinen nichts merken ließ. Es glückte ihr, dem Schein nach, vollkommen, ſeine Gedanken von den hohen Luftſchlöſſern abzulenken, und zur Zufriedenheit mit ſeiner gegenwärtigen Lage zurück zu führen. Er ſetzte ſich ruhig an den Schreibtiſch, und begnügte ſich vor der Hand wieder mit der Ausſicht, nach Verlauf einiger Jahre irgend ein kleines Accis- oder Steuerämtchen zu erhalten. Dann wollte er ſich um Paulinen in gehöriger Form bewerben, und den Hochmuth ihres Vaters durch den Ankauf eines höhern Titels beſänftigen. Mit dieſen Spielklappern für große Kinder trieb die fürſtliche Kanzelley einen ſehr ſtarken Handel, und machte billige Preiſe. Die wenigen Goldſtücke, die ſeine Mutter vor alten Zeiten zu ſeiner Verpflegung empfangen, und ihm treulich aufgeſpart hatte, waren völlig hinreichend, ihm einen anſehnlichen Rang zu verſchaffen.

Bevor er aber dieſen Plan ausführen konnte, meldeten ſich bey Paulinen verſchiedene andere Freyer, die theils ſchon auf den Ehrenplätzen ſtanden, wo er ſich erſt einkaufen wollte, theils ſehr begütert waren, und deshalb von dem Prokurator mit offnen Armen empfangen wurden. Aber Pauline theilte rechts und links Körbe aus, und machte ſich dadurch bey ihrem Vater, der ein tyranniſches Zwangsrecht über ihr Herz ausüben wollte, manche böſe Stunde. Er drohte ihr mit Verſtoßung und Enterbung; ſie blieb aber ſtandhaft, hielt Eduarden die verſprochene Treue, und wies ihm zu Liebe mehrere brave Männer zurück, gegen die ſie übrigens nicht die geringſte Abneigung empfand.

Fünftes Kapitel.

Ungefähr um dieſe Zeit beſchloß der Fürſt, (der es gern in allen Dingen Kaiſern und Königen nachthat) eine Leibgarde zu errichten, die aus lauter Kernleuten von ausgezeichneter Länge beſtehen ſollte. Er ließ zu dieſem Soldatenſpiel die Rieſen ſeines ganzen Zwergſtaates aufſuchen, und ſie mit der Grenadiermütze ſchmücken. Kein geſchickter Handwerker, kein Künſtler, kein Hausvater, ward verſchont. Wer andern Menſchen über den Kopf gewachſen war, mußte dafür büßen, und zur Fahne ſchwören. Oberbefehlshaber der neuen Leibwache und Generalfeldmarſchall der ganzen Armee (deren Stärke wenigſtens zweyhundert Mann betrug) war der Miniſter Sonnenſtein, der überhaupt die ſämmtlichen höchſten Staatsämter in ſeiner unwürdigen Perſon vereinte. Er übernahm ohne Bedenken die ungleichartigſten Poſten, wenn nur etwas dabey zu gewinnen war. Es fehlte ihm zwar bey allen — die Oberjägermeiſterſtelle allein ausgenommen — an Fähigkeit zu ihrer Verwaltung; doch das kümmerte ihn nicht. Wem Gott ein Amt gibt, dachte er, dem gibt er auch Verſtand.

Die Errichtung der Garde koſtete übrigens viel Mühe. Alle Goliathe des Ländchens ſtanden ſchon in Reihe und Glied, und ſie war noch lange nicht vollzählich.

Man mußte nun den Maßſtab der Rekruten etwas verjüngen, und ſich mit kleinern Leuten begnügen. Was dieſen, im Verhältniß gegen ihre Nebenmänner, an der Länge abging, das ſollte ihnen — nach des Herrn Feldmarſchalls weiſer Erfindung — an der Bärmütze zugeſetzt werden Er befahl ſehr ernſtlich, das neue Corps ſo bald als möglich auf die Beine zu bringen, und die noch benöthigte Mannſchaft mit ſchonungsloſer Gewalt anzuwerben. Der dazu beauftragte Officier drang nun bey Nacht in die Häuſer ein, und hohlte die jungen Burſche, die ihm von ſeinen Spionen als dienſtfähig angezeigt worden waren, aus ihren Betten.

Auch unſern Eduard, der ſo ſchlank wie eine Tanne gewachſen war, hatten die Menſchenjäger aufs Korn genommen. Er wußte davon nichts, und ſchlief eben ſehr ſanft, als er plötzlich auf die angezeigte

Weiſe überfallen, nach der Hauptwache geſchleppt, und dort mit dem Antrage beehrt ward, ſeine Freyheit für zehn Gulden Handgeld zu verkaufen. Er lehnte, natürlicher Weiſe, dieſes Anſinnen von ſich ab; allein der Werbeofficier verlachte ſeine Weigerung, und drohte ihm mit allerley harten Maßregeln, wenn er ſich nicht zum Fahneneide bequemen wollte.

Eduard war in der peinlichſten Verlegenheit; doch rechnete er darauf, ſein Prinzipal werde ſich nachdrücklich für ihn verwenden. Die Erlaubniß, ihn rufen zu laſſen, ward nach einigen Schwierigkeiten bewilliget. Der Prokurator kam, bedauerte höchlich, ſeinen getreuen Amanuenſis in ſothaner Calamität zu ſehen, erklärte aber zugleich mit Achſelzucken, daß er gerechtes und erhebliches Bedenken trage, ſich in dieſe Affaire zu meliren. „Allermaßen und dieweil Ihro Hochfürſtliche Durchlaucht (fuhr er in ſeiner ſteifen Aktenſprache fort) nun einmahl die gnädigſte Reſolution gefaßt hätten, Höchſtderoſelben geheiligte Perſon mit einer Leibwache zu umgeben: folglich und alſo ſey es eines jeglichen hierzu qualificirten Unterthanen Pflicht, mit Freudigkeit die Waffen zu ergreifen. Er wenigſtens wolle ſich keiner Oppoſition theilhaftig machen, und ſich dadurch die höchſte Ungnade Sr. Durchlaucht und des Herrn Generalfeldmarſchalls Excellenz auf den Hals laden.“

Der alte Gleißner ſprach mit gutem Bedacht aus dieſem unterwürfigen Tone, damit der gegenwärtige Werbeofficier ſeine treudeutſchen Geſinnungen dem Fürſten und dem Miniſter rühmen ſollte. Im Herzen aber war es ihm ſehr ungelegen, einen fleißigen Gehülfen zu verlieren, der ihm (wie Jacob dem Laban, aus Liebe zur ſchönen Rahel,) faſt ganz ohne Lohn diente.

Pauline erfuhr aus dem Munde ihres Vaters das erſte Wort von dem Unfall, der ihren Geliebten betroffen hatte. Sie erſchrak heftig; doch faßte ſie ſich ſchnell, um den nahen Antheil, den ſie an Eduarden nahm, nicht zu verrathen. Der Prokurator war in allen Dingen, die nicht in ſein Prozeßfach einſchlugen, ein gar einfältiger, kurzſichtiger Mann, und nichts weniger als ein feiner Beobachter. Das Herz ſeiner Tochter war ihm daher immer ein unentdecktes Land, und blieb es ihm auch jetzt noch.

Es verdroß ihn bey dem gegenwärtigen Vorfalle nichts, als daß er der fruchtbringenden Feder ſeines Schreibers, den er nach und nach zu einer erſprießlichern Ausdehnung ſeiner Handſchrift abgerichtet hatte, künftig entbehren ſollte. Außer dem machte ihm das Schickſal des Jünglings keinen Kummer. Er ging ruhig ſeinen

Geſchäften nach, und dachte nicht weiter an ihn.

Deſto mehr Pauline. Sie ſchwebte in der größten Angſt; doch vergoß ſie keine unnützen Thränen, ſondern ſann hin und her, was zu thun ſey. Es ſchien ihr am Ende der beſte und einzige Rath, daß ſich Eduard ſeinem Vater entdecke. Sie überſandte ihm deshalb durch ein vertrautes Dienſtmädchen Sonnenſteins Briefe, die ſie bisher in Verwahrung gehabt hatte. Einige beygelegte Zeilen enthielten die Bitte, von dieſen Papieren ohne Verzug Gebrauch zu machen.

Sechſtes Kapitel.

Eduard verlangte jetzt, dem Feldmarſchall vorgeſtellt zu werden, und eine gewaffnete Begleitung führte ihn in deſſen Pallaſt. Se. Excellenz war mit der funkelneuen Garde-Uniform angethan, und brüſtete ſich wie ein Pfau. Der Unterofficier, der die Wache anführte, meldete ihm des Arreſtanten Nahmen, Stand und Abneigung, der Trommel zu folgen. Sonnenſtein ſtutzte bey dem Nahmen Feldheim, entfärbte ſich ein wenig, und biß unruhig die Lippen zuſammen; doch weit von dem Gedanken entfernt, daß wirklich ſein längſt vergeſſener Sohn vor ihm ſtehe, gab er ſich ſchnell wieder ein martialiſches Anſehen, und fuhr auf: „Tauſend Element! Der Tintenklecker will nicht Soldat werden?"

Nein, ſagte **Eduard** in einem feſten und kalten Tone.

Sonnenſtein ward aufs neue verblüfft, nahm ſich aber raſch zuſammen, und ſuchte, nach mancher Feiglinge Art, die Furchtſamkeit ſeines böſen Gewiſſens durch ſtärkeres Toben zu verlarven. „Alle Teufel!" rief er hohnlachend aus: „der Burſch ſpricht ja wie ein Reichsfreyherr! Wart Er, man wird Ihn Mores lehren! Wir wollen Ihn, bey Waſſer und Brod, ſo lange krumm ſchließen laſſen, bis ſich der Ehrtrieb bey Ihm einſtellt, Sr. Durchlaucht zu dienen."

Mich — antwortete Eduard gelaſſen — werden Ew. Excellenz nicht krumm ſchließen laſſen; davor bin ich ſicher.

„Kecker Bube! was ſollte mich abhalten?"

Das kann ich Ihnen nur ohne Zeugen ſagen. —

„Oho! gar Geheimniſſe! — Was Er mir anzuvertrauen hat, wird wohl die ganze Welt hören können. Heraus mit der Sprache!“

Wie Sie befehlen. Ich verliere nichts dabey. Aber Ew. Excellenz werden es zuverläſſig bereuen, daß Sie die Entdeckung, die ich Ihnen zu machen habe, nicht unter vier Augen anhörten. —

Der Feldmarſchall trat einen Schritt zurück, maß Eduarden vom Kopfe bis zum Fuße mit wilden Blicken, und öffnete den Mund, einen Fluch auszuſtoßen; aber die Furcht, daß irgend ein böſes Geſchichtchen zur Sprache kommen möchte, demüthigte ihn. Er ließ den Unterofficier abtreten, und fragte dann mürriſch: „Was hat Er mir zu ſagen?“

Ich heiße Feldheim, ſprach Eduard, und ſah ihm ſtarr in die Augen.

„Nun, das hab' ich ſchon vorhin gehört. Was weiter?“ —

Dieſer Nahme gehört mir nicht, ſondern iſt nur ein Nothnahme, den mir meine Mutter geliehen hat. Ich ſollte von Rechts wegen Sonnenſtein heißen. —

„Wie? was?“ — rief der Feldmarſchall erröthend, und ſah ſich (ungeachtet er wußte, daß außer ihm und Eduarden niemand im Zimmer war) ängſtlich um. — „Welchen Anſpruch hat Er an meinen Nahmen?“ —

Ich bin Ihr Sohn. —

„Heh! Wache!“ — ſchrie Sonnenſtein mit einer Löwenſtimme.

Die Wache ſtürzte ins Zimmer.

„Nehmt dieſen Menſchen in feſte Verwahrung! Er iſt wahnſinnig!“

Die Soldaten umzingelten **Eduarden**, und wollten ihn fortführen.

Herr Feldmarſchall! — rief der Jüngling in einem entſchloſſenen, drohenden Tone: Verfahren Sie nicht auf dieſe Weiſe mit mir! Ich kann Ihnen die Geſundheit meines Verſtandes durch gewiſſe Briefe beweiſen. —

„Ha! wieder was Neues! — Nun wird man ſich durch freche Erdichtungen und falſche Handſchriften vom Kriegsdienſte los lügen wollen. Doch — ich will den Fantaſten noch Ein Mahl anhören. — Soldaten, tretet ab!“

Sonnenſtein ging, indem Eduard ſeine Briefe aus der Taſche zog, mit großen Schritten auf und nieder, öffnete raſch die Thür eines Nebenzimmers, und ſagte protzig: „Hier herein!“

Er ging voran. Eduard folgte ihm.

Ew. Excellenz — begann Dieſer jetzt —

erinnern ſich kaum wohl noch einer gewiſſen Marie Feldheim, einer Förſterstochter, die Sie vor einigen zwanzig Jahren geliebt, durch ein Eheverſprechen getäuſcht, zur Mutter eines Sohnes gemacht, und dann treulos verlaſſen haben? — Sie iſt todt; aber ich — ihr Sohn — kann dieß alles durch gegenwärtige Briefe darthun. —

Sonnenſtein riß ſie ihm aus der Hand, ließ einen flüchtigen Blick darauf fallen, und fragte zugleich, ohne Eduarden anzuſehen, in einem nachläſſigen, ſchleppenden Tone: „Die Mutter iſt alſo geſtorben?“

Schon vor anderthalb Jahren, antwortete der Jüngling.

„Deſto beſſer!“ rief Sonnenſtein triumphirend, und warf die Briefe ins Kaminfeuer.

Eduard ſprang hin, um ſie zu retten; aber ſein Vater ſtieß ihn zurück. „Sieh, junger Menſch,“ ſprach er mit einem boßhaften

haften

haſten Lächeln, „hier brennen Deine Beweiſe! Du biſt entwaffnet und in meiner Gewalt! Ich kann Dich an einen Ort bringen laſſen, wo Dich weder Sonne noch Mond beſcheint; kein Hahn krähet darüber.“

Aber ich, verſetzte der Jüngling, ich werde ſchreyen, daß man meine Stimme am Throne des Fürſten hören ſoll. —

„Armſeliger Trotzer! Das ließe ſich Dir wohl verbiethen! Es koſtet mir ein Wort, einen Wink, ſo biſt Du lebendig todt, wirſt als ein Wahnſinniger behandelt, und wenn Du Dich meinen Sohn nennſt, ſo zuckt man lächelnd über Dich die Achſeln, wie über andere Verrückte, die ſich für Kaiſer und Könige halten.“ —

Allmächtiger Gott! rief Eduard: ich hätte nimmer geglaubt, daß ein ſolcher Unmenſch auf Erden lebe, wie ich ihn hier in meinem eigenen Vater entdecke! —

„Schweig, und bringe mich nicht durch ſolche theatraliſche Tiraden noch mehr auf! Es war jetzt nur davon die Rede, was ich thun könnte, und was vielleicht mancher andere beleidigte Machthaber an meiner Stelle thun würde; aber fern ſey es von mir! Es hängt im Gegentheil bloß von Dir ab, alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden, und mich durch Gehorſam gegen meine Befehle zu väterlichen Geſinnungen und Handlungen zu bewegen.“ —

Was fordern Sie von mir? Ich werde gehorchen, wenn's möglich iſt. —

„Nicht nur möglich, ſondern ſehr leicht. Du mußt für's Erſte Soldat werden.“ —

Soldat? — Gemeiner Soldat? —

„Ja, durchaus; wenn auch nur auf acht Tage. Dieß iſt ſchlechterdings zur Rettung meiner Ehre nöthig, weil Du ſo unvorſichtig warſt, in Gegenwart des Unterofficiers mit Entdeckungen zu drohen, die mir unangenehm ſeyn könnten“ —

Wer zwang mich dazu, als Sie ſelbſt? —

„Das iſt vorbey. Kurz, es darf niemand wiſſen, niemand muthmaßen, daß die Geheimniſſe, mit denen Du Dich breit machteſt, mich ſelbſt betrafen. Dieß würde man aber errathen, wenn ich Dich auf der Stelle vom Kriegsdienſte frey ſpräche. Man würde ſagen: Du müßteſt mir den Daumen tüchtig aufs Auge geſetzt haben, und ſo weiter. Solches Geſchwätz kann ich über mich nicht dulden, und es gibt dagegen keinen andern Rath, als daß Du auf eine kurze Zeit Soldat wirſt.“

Eine harte Forderung! Doch erklären Sie ſich weiter. —

„Die zweyte Bedingung meiner Gnade iſt — Schweigen; ewiges, unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß Deiner Geburt. — So bald Du Dich unterſtehſt, davon zu ſprechen, geht die Reiſe mit Dir ins Tollhaus! — Hältſt Du aber reinen Mund, ſo verlaß Dich darauf, daß ich Dein Glück mache. Ich mag nicht Dein Vater heißen, aber ich will es ſeyn.“ —

Wohl mir, wenn es geſchieht! Den Titel Ihres Sohnes will ich gern entbehren, erfüllen Sie nur die Pflichten eines Vaters gegen mich! Doch ich rechne für jetzt noch auf nichts. Mit ähnlichen Verſprechen und ähnlichen Drohungen, als Sie jetzt gegen mich anwenden, lockten und ſchreckten Sie wechſelsweiſe meine unglückliche Mutter, und fragten dann nicht weiter nach ihr. So wollen Sie wahrſcheinlich auch mit mir verfahren; aber ich bin kein furchtſames Weib, das ſchweigend leidet und duldet. Ich bleibe — das ſage ich Ihnen voraus — unter der Muskete nicht lange ruhig. So bald ich ſehe, daß Sie mich vergeſſen und im Stiche laſſen, werde ich mich thätig rühren, und alle meine Kraft aufbiethen, mir Hülfe und Gerechtigkeit zu verſchaffen. —

Dieſe muthige Sprache that Wirkung. Sonnenſtein war Anfangs bloß Willens, ſeinem Sohne Furcht einzuſchrecken, und ihm dadurch ein Schloß vor den Mund zu legen; als er aber ſah, daß er keinen feigen Menſchen vor ſich hatte, ward ihm ſelbſt bange, und er bequemte ſich zu beſtimmtern Vergleichsvorſchlägen, die ſehr annehmlich waren. „Beruhige Dich, mein Sohn!“ ſprach er ſanft: „Du trägſt, wie geſagt, nur einige Tage lang, zum Schein, die Montur eines gemeinen Gardiſten, wirſt dann Unterofficier, ein Jahr nachher Lieutenant, erhältſt Zutritt in meinem Hauſe, ich gewinne Dich mit jedem Tage lieber, nehme Dich an Kindes Statt an, laſſe

Dich unter dem Nahmen Feldheim, genannt Sonnenſtein, in den Adelſtand erheben, und ſetze Dich zum Erben ein.“ —

Dieſer Plan klang nicht übel, und ließ ſich ohne Schwierigkeit ausführen; denn Sonnenſtein hatte keine ehelichen Kinder, war Witwer, und unabhängiger Beſitzer eines großen Vermögens. Eduard ſchwor nun — entzückt über die goldenen Berge, die ihm in der Ferne entgegen glänzten — ohne weiteres Bedenken zur Fahne.

Siebentes Kapitel.

Pauline that einen lauten Schrey, und war einer Ohnmacht nahe, als ſie ihren Geliebten in einem engen Rocke von rothem Flockentuche, mit blauen Aufſchlägen, ins Haus treten ſah. Er brach über ihr Schrecken in ein Gelächter aus, und verkündigte ihr mit einer triumphirenden Miene, daß er bald ein Edelmann ſeyn werde. Nach dieſer Meldung, die ſeiner wieder erwachten Eitelkeit am wichtigſten war, erzählte er in einem luſtigen Tone, was ſich im Pallaſte des Feldmarſchalls begeben hatte, und war am Ende etwas verdrießlich, daß ſich Pauline ſo wenig darüber freute.

Sie hatte, in der That, wenig Urſache

dazu; denn ihr Geliebter befand ſich offenbar zwiſchen zwey Klippen. Es war ohne prophetiſchen Geiſt, bloß durch den hellen Blick der geſunden Vernunft, voraus zu ſehen, daß er entweder von ſeinem Vater hintergangen, in den Staub getreten und vernichtet werden würde, oder mit Verluſt ſeiner Beſcheidenheit, und anderer guten Eigenſchaften ſeines Herzens, empor ſteigen werde. Er bewies ſchon jetzt viel Anlage, ſich zu verſchlimmern. Jedes Wort, das aus ſeinem Munde ging, war kecker und muthwilliger, als er ſich ſonſt auszudrücken pflegte. Er ließ ſeinem Leichtſinn, der ſich bisher unter dem Druck der Armuth wenig geregt hatte, mit Einem Mahle den Zügel ſchießen, zerſtampfte lachend ſeine Federn, und ſchalt ſich ſelbſt einen Dummkopf, daß er der elenden, gemeinen Beſchäftigung des Abſchreibens ſo viele Jahre geopfert habe.

Indem er den letzten Kiel auf dem

Tiſche zerſtieß, kam Paulinens Vater nach Hauſe, und ſchlug die Hände über der Perrücke zuſammen, als er den Rothrock erblickte. „Ach, mein armes Goldſöhnchen!“ rief er aus: „Ich beklage von Grund meines Herzens . . .“

Was denn? — fiel ihm Eduard mit einem naſeweiſen Accent ins Wort, der gegen die ſchüchterne Demuth, die er nur noch zwey Stunden zuvor ſeinem Gebiether bewieſen hatte, ſehr abſtach.

„Nun, ich beklage,“ fuhr Sebald fort, „daß man gezwungen worden iſt, dem Kalbſell zu folgen.“

Ey, ey! verſetzte Jener: der Herr Prokurator ſind ſehr geſchickt, auf beyden Achſeln zu tragen. Sprachen Sie nicht vorhin auf der Hauptwache ganz anders? — Doch, es iſt mir nun recht lieb, daß Sie ſich meiner nicht annahmen; denn das Kalbſell — wie Sie zu ſagen beliebten — wird mich hoffentlich weiter bringen, als dieſe leidigen Gänſekiele, von denen ich eben auf ewig Abſchied genommen habe. —

Mit Entſetzen betrachtete jetzt der Prokurator die Verwüſtung auf dem Schreibtiſche. „Was iſt das?“ fragte er haſtig: „Wer hat dieſen Frevel verübt?“

Ich! — antwortete der neugebackene Held, und warf ſich ſtolz in die Bruſt.

„Welcher kindiſche Muthwille!“ kollerte der alte Sebald, wie ein aufgebrachter Truthahn, heraus: „Welche Verſündigung an dem edelſten Werkzeuge, das der Himmel dem Menſchen verlieh! Die Welt ginge zu Grunde, wenn keine Schreibfedern exiſtirten! Und man iſt ſo frech, ſo gottlos . . .“

Ereifern Sie ſich doch nicht ſo ſehr! unterbrach ihn Eduard mit einem höhniſchen

Lächeln. Es gibt ja noch Gänſe genug in der Welt! —

„Und auch Gänſeköpfe, wie Er, exempli gratia, einer iſt!“ — rief der Prokurator, und zitterte vor Erbitterung.

Schon ſchwebte eine unartige Antwort auf Eduards Zunge; aber Pauline gab ihm, durch einen zürnenden Augenwink, ihr Mißfallen an der ſchnöden Behandlung ihres Vaters zu erkennen, und bewirkte dadurch, daß der Gelbſchnabel die Segel ſeines Uebermuths plötzlich einzog. — Warum zanken wir uns? ſprach er in einem höflichern Tone: Das ſind dieſe paar Kiele doch wahrlich nicht werth! Ich gebe Ihnen zu, Herr Prokurator, daß die Schreibfedern im Ganzen den ſtärkſten Anſpruch auf Werthſchätzung haben; aber dieſe, denen ich hier das Garaus ſpielte, hatten völlig ausgedient, und waren ganz unbrauchbar geworden. Die eine hatte Zähne, die andre einen Bart . . . .

„Der gewiſſen Leuten noch abgeht!“ — fiel der Prokurator hämiſch ein: „Man würde ſich ſonſt gegen Männer, die ſchon faſt ein halbes Säculum Haare auf den Zähnen haben, und denen man die Schuhriemen aufzulöſen nicht werth iſt, manierlicher bezeigen.“ —

Es bedurfte jetzt wieder eines ernſten Winks geliebter Augen, um den äußerſt beleidigten Milchbart in den Schranken der Mäßigung zu halten. Dieſer ausdrucksvolle Wink legte ihm aber die Gefahr, auf immer aus dem Hauſe verwieſen zu werden, ſo rührend ans Herz, daß er nicht nur die letztern unverſilberten Pillen ruhig verſchluckte, ſondern ſogar wegen ſeiner Naſeweisheit um Verzeihung bat, und ſich willig erklärte, dann und wann in dienſtfreyen

Stunden das bisherige Geſchäft des Abſchreibens unentgeldlich fortzuſetzen.

Dieſes Söhnopfer nahm der Prokurator, der nicht den kleinſten Gewinn zu verſchmähen pflegte, huldreich auf, und es ward, mit Feſtſetzung verſchiedener Punkte, Friede geſchloſſen. Unter andern machte ſich der junge Uebermüthler die Bedingung, ihn nicht mehr mit Man oder Er, ſondern mit Sie anzureden. Hierzu wollte ſich aber der alte Pendant, der ſeiner Würde dadurch etwas zu vergeben glaubte, nicht ſogleich verſtehen, und brauchte den Vorwand, daß es ihm unmöglich ſeyn werde, ſich dieſer bey ihm eingewurzelten Gewohnheit zu enthalten.

Verſuchen Sie es nur! erwiederte Eduard: Ich will's im Anfange nicht ſo genau nehmen, wenn Sie mich auch bisweilen noch erzen. —

„Nun, unter dieſem Vorbehalt,“ ſagte der Prokurator, „und beſonders aus ſchuldigem Reſpekt gegen den hochfürſtlichen Rock, den Er — den Sie tragen, will ich mein Möglichſtes thun.“ —

Mit dieſer Erklärung zufrieden, empfahl ſich Eduard, weil er auf den Exercierplatz beſtellt war, wo ihn ein Unterofficier in dem A b c des Kriegsdienſtes unterweiſen ſollte.

Achtes Kapitel.

Unſer Grenadier brachte es nach einigen Tagen in ſeiner Schule ſo weit, daß er die Ehre haben konnte, vor der Thüre ſeines Vaters Schildwache zu ſtehen. Hiermit ſchloß ſich ſeine Rolle als Gemeiner. Er erhielt das Kurzgewehr, und ſpielte nun ſelbſt mit vieler Aufgeblaſenheit den Exercitienmeiſter. Einige graubärtige Kriegsknechte, die ſich aus dem preußiſchen Dienſte in die fürſtliche Garde verirrt hatten, konnten ſich aber kaum des Lachens enthalten, wenn der hochgebiethende Herr Corporal ſie richten, und über Dinge belehren wollte, die ſie ſchon dreyßig Jahre zuvor beſſer verſtanden als er.

Sonnenſtein hielt, wie wir ſehen, ſeinem Sohne redlicher Wort, als ſich, nach der rauhen Gemüthsſtimmung bey der erſten Bekanntſchaft, von ihm erwarten ließ. Der junge Menſch war ihm damahls ein ſtechender Dorn im Auge, und nur die Furcht vor ihm und ſeiner frechen Zunge erpreßte die glänzenden Verſprechen, deren Haltung dem Feldmarſchall wenig Ernſt war. Doch nach und nach gewann er Eduarden wirklich ſo lieb, als ein kaltes Weſen ſeiner Art jemanden außer ſich lieben kann. Er wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, ihn zum Officier zu erheben. Indeſſen zeichnete er ihn, um dieſen Schritt vorzubereiten, immer mehr vor ſeines Gleichen aus, und nannte ihn faſt bey jeder Wachparade die Krone des Regiments.

Die Gilde der Schneider, die manchen kleinen Wicht zu einem angeſehenen Manne macht,

macht, leiſtete endlich auch Eduarden dieſen Dienſt; doch nicht, wie gewöhnlich, mit Schere und Nadel, ſondern im Gegentheil dadurch, daß die Geſellen dieſer Zunft jene ſchöpferiſchen Werkzeuge wegwarfen, ihren Meiſtern und der Obrigkeit trotzten, ſich tumultuariſch zuſammenrotteten, und auf dieſe Art eine für ſie vortheilhafte Umwälzung des Schneiderſtaates bewerkſtelligen wollten. An einem andern Orte würde man dieſen matten Aufruhr wenig geachtet haben, weil der Hunger die armen Schächer doch wahrſcheinlich bald in ihre Werkſtätten zurück getrieben hätte; allein in unſerer fürſtlichen Reſidenz war man gewohnt, aus jeder Mücke einen Elephanten zu machen, und behandelte daher auch die armſelige Empörung einer Hand voll Schneider ſehr wichtig. Es wurden alle Kanonen, die im Zeughauſe vorhanden waren, auf dem Marktplatze aufgepflanzt, und die Lärmtrommel rief das ganze Kriegsheer unter die Waſſen.

Den Revolutionsmännern verging ſchon bey dieſen Anſtalten der Muth, auf den Gaſſen herum zu toben. Sie zogen allgemach die Hörner ein, verkrochen ſich ins Schneckenhaus ihrer Herberge, und verſchanzten ſich mit Tiſchen und Bänken, die ſie hinter der Thür ihrer Schlupfhöhle aufthürmten. Der Feldmarſchall, davon benachrichtiget, hielt Kriegsrath, und es ward einſtimmig beſchloſſen, die feindliche Feſtung zu umzingeln, mit Sturm zu erobern, und die Beſatzung zu Gefangenen zu machen.

Sonnenſtein wußte voraus, daß dieſer Sieg ein gefahrloſes und leichtes Stück Arbeit ſeyn werde, und faßte deshalb auf der Stelle den väterlichen Entſchluß, ſeinem Sohne dieſen Lorber zuzuwenden. So erfolgte die Ordre: „der Corporal Feldheim ſoll mit fünf und zwanzig Mann gegen die

Schneiderherberge anrücken, die Rebellen zur Ergebung auffordern, und, wenn Güte nichts fruchtet, Gewalt brauchen.“ —

Dieſer hohe Befehl erregte ein allgemeines Staunen unter dem Kriegsvolke und ſeinen Hauptleuten. Man fand es höchſt wunderbar, daß einem Unterofficier, und noch dazu einem der jüngſten, eine ſo wichtige Unternehmung übertragen, und mehr Mannſchaft untergeben ward, als ſonſt Männer ſeines Schlages zu befehligen bekommen. Es war allerdings der achte Theil der ganzen Armee! — Dennoch - wagte man gegen den Feldmarſchall keinen offenbaren, ſondern bloß den verlarvten Widerſpruch, daß ihm einer der vornehmſten Officiers mit Beſcheidenheit zu bedenken gab, ob wohl fünf und zwanzig Mann hinreichend ſeyn möchten, eine ſechsfach ſtärkere Rotte zu Paaren zu treiben.

„Warum nicht?“ entgegnete die Ercellenz: „Der brave Feldheim, den ich mit Bedacht, wegen ſeines bisher gezeigten Dienſteifers, durch dieſes Commando ehrenvoll auszeichnen will, gilt allein für zehn Mann; und ſollte er ja gegen das Geſindel nichts ausrichten, ſo ſchicken wir ihm einen Officier mit einem ſtärkern Corps zum Succurs.“ —

Eduard ſetzte ſich alſo mit ſeiner Schaar in Marſch, und hörte ſchon von weiten das Jubel- und Freyheitsgeſchrey der Feinde, die der Fuſelflaſche tüchtig zugeſprochen, und neuen Muth und Begeiſterung daraus geſchöpft hatten. Mit erdfahlen, verzerrten Geſichtern und zottigen Haaren, lagen ſie, zehn Mann hoch über einander, in den offenen Fenſtern ihrer ſchwarzen Höhle, und beluſtigten den gaffenden Pöbel durch Rodomontaden. Als ſie aber die Grenadiers mit Doppelſchritten anrücken ſahen, ſtarb ihnen das wilde Geſchrey im Munde; ein

Bramarbas nach dem andern ſchlich vom Fenſter hinweg, und ſchlug Schnippchen in der Taſche. Nur die Rädelsführer kämpften gegen ihre Zagheit, und ſuchten ihre Renommiſtenehre vor den hohen Zuſchauern dadurch zu behaupten, daß ſie Stand hielten und ſichtbar blieben.

Unſer Held ſtellte ſein Häuflein auf der Gaſſe in Schlachtordnung, und griff ſeine Stimme dabey ſo gewaltig an, als ob er ein Regiment von dreytauſend Mann commandire. Dann forderte er die Tumultuanten durch eine pathetiſche Rede (die vorher einſtudirt, und in dem ſchwerfälligſten Advokatenſtyl abgefaßt war) zur Ergebung auf. Sie weigerten ſich aber mit verzagtem Trotz, und er befahl nun ſeinen Truppen, gegen die Schneiderfeſtung Sturm zu laufen.

Das war, was die Grenadiers wünſchten. Sie machten wenig Federleſens. Mit drey oder vier kräftigen Kolbenſtößen war die Thür geſprengt, die inwendige hölzerne Verſchanzung ſtürzte nieder, die Sturmläufer ſchritten darüber hinweg, und ſtanden mit angeſchlagenem Gewehr vor den zitternden Rebellen, die ſich im Hintergrunde ihres Verſammlungsſaales, wie eine Heerde furchtſamer Schafe, in einen Klumpen zuſammendrängten.

„Ergebt euch, oder ich commandire Feuer!“ rief Feldheim, und im Nu fielen mehr als zwanzig arme Sünder in Todesangſt auf die Knie, hoben flehend die Hände empor, und ſtöhnten: „Pardon!“ — Sie ergaben ſich ſammt und ſonders auf Gnade oder Ungnade, und ließen ſich gefangen hinweg führen.

Der Feldmarſchall ſtand, von den Officieren der ganzen Armee umringt, auf dem Markte, und weidete lächelnd die Augen an dem Triumphzuge ſeines Sohnes. Dieſer kam bald darauf, als er die gefangenen Vögel in die Käfiche des Stockhauſes abgeliefert hatte, und erſtattete ſeinen Rapport.

„Sie haben ſich brav gehalten, lieber Feldheim!“ ſprachen Ihro Excellenz, und klopften ihn auf die Backen. Alle Umſtehende trauten kaum ihren Ohren; denn der ſtolze Mann redete gewöhnlich die Unterofficiers mit Ihr an. „Sie haben ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht,“ fuhr er fort, „und ich werde nicht unterlaſſen, Sie der Gnade des Fürſten zu einer vorzüglichen Belohnung zu empfehlen.“ —

Am folgenden Tage erhielt der Rebellenbeſieger das Lieutenants-Patent, nebſt fünfhundert Thalern zur Equipage, und der Feldmarſchall zog ihn, ſo bald die Officiers-Uniform fertig war, zur Tafel.

Neuntes Kapitel.

Zwiſchen der bangen Nacht, da Eduard angeworben ward, und dem frohen Ehrentage, da er an der Seite ſeines geheimen Vaters zur Tafel ſaß, liegt ein Raum von achtzehn Monaten. Während dieſer Zeit ging er in dem Hauſe des Prokurators täglich aus und ein, und erhielt den alten Murrkopf durch fleißiges Aktenſchreiben in der beſten Laune gegen ſich. Er begehrte, ſeitdem er Soldat war, und von dem Feldmarſchall unter der Hand einen anſehnlichen

Zuſchuß erhielt, nicht den geringſten Lohn für die Arbeiten ſeiner Feder, und Paulinens Vater both ihm auch keinen an, ſondern führte es ihm ſogar im Gegentheil oft als ein beſonderes Glück zu Gemüthe, daß er bey ihm ſo ſchöne Gelegenheit habe, ſich im Schreiben zu üben. Damit hielt er die freywilligen Frohndienſte, die ihm geleiſtet wurden, für überflüßig bezahlt, und grübelte nicht weiter darüber, ob der junge Menſch vielleicht andere Bewegungsgründe haben möchte, um nichts und wieder nichts für ihn zu arbeiten. Paulinens Korbſpende — die ſie auch gegen ihre neuern Anwerber ſo lange fortſetzte, bis ſich keiner mehr an ſie wagte — hätte jeden andern Vater aufmerkſam gemacht und ihn veranlaſſet, die jungen Leute zu beobachten; aber Sebald war, wie ſchon geſagt, in allen Fällen, wo es darauf ankam, die Augen der Seele zu brauchen, ein blinder Maulwurf. Deſto ſchärfer ſah er mit ſeinen leiblichen Augen. Der pfiffigſte Falſchmünzer hätte ihn nicht mit einem unechten Pfennig hintergehen können. Darum fand man auch auf ſeinem Zähltiſche eine Menge Spitzbubengeld, das ſich unter ehrliche Münzen gemiſcht hatte, und von ſeinen Falkenblicken entdeckt worden war, an den Pranger genagelt

Pauline liebte ihren Freund mit alter Herzlichkeit und Treue; aber ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß ſein neuer Stand ſein Gemüth verändert, und ſeine Sitten roher gemacht hatte. Er war nicht mehr der liebetrunkene Schwärmer, der ſich vormahls, wenn von Ausſichten der Zukunft die Rede war, hoch und theuer vermaß, daß er in den Armen ſeiner Pauline, bey Brod und Waſſer, glücklich ſeyn, und keinen König beneiden wolle. Es bedurfte jetzt lange keines königlichen Ueberfluſſes, um ſeine Unzufriedenheit zum Ausbruch zu reitzen. Jede armſelige Karoſſe, die er unter dem Fenſter vorbey rollen ſah, verfolgte er mit Augen der Sehnſucht, und mit dem lauten Wunſche, ſie zu beſitzen. Er fügte dann noch immer die Betheurung hinzu, daß er nicht eher ruhen werde, bis er ſich eine Equipage und Bedienten halten könne. Von der Gefangenkoſt der genügſamen Liebe wollte er nun vollends gar nichts mehr wiſſen, ſondern ſprach von Kellern voll ausländiſcher Weine, die er ſich zulegen, und von geſchickten Kunſtköchen, die er mit der Zeit von der Erbſchaft ſeines Vaters beſolden wollte. Dergleichen windiges Geſchwätz, das Pauline täglich zu vernehmen bekam, that ihr weh; denn ſie ſah, daß ſie in ſeinen Augen nicht mehr die mächtige Fee war, deren Zauberſtab wüſte Einöden in blühende Paradieſe umſchaffen konnte. Darüber beklagte ſie ſich aber nie gegen ihn, weil ſie wußte, daß ein Herz, deſſen Wärme allmählich zu ſinken beginnt, durch Vorwürfe nur noch ſchneller auf den Gefrierpunkt gebracht wird.

Doch über die widrigen Blumen, die Eduard in der Wachſtube auflas, und in ſeine Geſpräche verflocht, hatte ſie manchen kleinen Streit mit ihm. Es war dem frommen und geſitteten Mädchen unerträglich, ihn fluchen zu hören. Dieſe Untugend, die er in frühern Jahren nicht an ſich hatte, gewöhnte er ſich jetzt erſt im Umgange mit ſeiner Kameradſchaft an, und prunkte mit den ſinnloſeſten Flüchen, als ob ſie die köſtlichſten Perlen der Beredſamkeit wären. Der Ton ſeines Umgangs war überhaupt nicht mehr ſo fein und beſcheiden, wie vormahls. Er drang Paulinens Ohren manchen gemeinen Scherz auf, der ſie zum Erröthen zwang. Kurz, er hatte viel von ſeinem vorigen Zartgefühle verloren.

Zehntes Kapitel.

Der Feldmarſchall ernannte ſeinen Sohn, ſo bald er ihm das Portepee zugeſchanzt hatte, zu ſeinem Adjudanten, ließ ihn täglich an ſeiner Tafel ſpeiſen, räumte ihm in ſeinem Pallaſte einige Zimmer ein, und behandelte ihn überhaupt als ſeinen Schooßjünger. Eduard fing nun an, die glänzende Rolle zu ſpielen, die ſich ſein eitler Sinn längſt gewünſcht hatte. Er genoß, als der erklärte Liebling des Premierminiſters und Univerſalchefs in Kriegs- und Friedensſachen, der ſchmeichelhafteſten Aufnahme in allen vornehmen Häuſern der Reſidenz. Kein Wunder, daß ihn dieß aufblähte, und daß ihm ſein tägliches Leben und Weben in den Geſellſchaften des Adels wenig Zeit übrig ließ, das Haus des Prokurators zu beſuchen.

Dennoch fand er ſich noch bisweilen im Fluge dort ein, und geberdete ſich als der abgeſchmackteſte Geck. Er ſauſte wie eine wilde Hummel im Zimmer herum, und machte einen heilloſen Lärm mit ſeinen klirrenden Spornen, die er mit einer gewiſſen Kunſtfertigkeit (welche eine fleißige Uebung vorausſetzte) ſo heftig an einander ſtieß, daß ſie einen hellen, melodiſchen Ton von ſich gaben, und ihm auf dieſe Art zu einem muſikaliſchen Inſtrumente dienten, womit er den Text ſeiner faden Witzeleyen begleitete.

Daß er ſich als Officier nicht mehr damit abgab, das juriſtiſche Kauderwälſch des Prokurators ins Reine zu ſchreiben, verſteht ſich von ſelbſt. Deſſen ungeachtet nahm ihn Herr Sebaldus — der ſonſt mit Leuten, die ihm kein baares Geld einbrachten, wenig Umſtände machte — immer ſehr wohl auf, und bezeigte ſeinem vormahligen Diener, den er nun als einen Abglanz der großen Landesſonne betrachtete, eine faſt ſklaviſche Ehrerbiethung. Der Prokurator war eine der niedrigen Seelen, die vor allen Gewaltigen der Erde wurmartig kriechen, und ſich dadurch ſelbſt bey edeldenkenden Großen äußerſt verächtlich machen. Vorzüglich hegte er gegen den Miniſter Sonnenſtein einen ſo komiſchen Reſpekt, daß er nie deſſen Nahmen ausſprach, ohne den Hut oder die Mütze abzunehmen. Dieſe heuchleriſche Ceremonie beobachtete er wenigſtens immer in Gegenwart des Adjudanten, dem er die Gefälligkeit zutraute, daß er dieß Opfer der Demuth hohen Orts rühmen und preiſen werde. Das geſchah aber nie; denn der junge Herr bildete ſich auf ſein Degenband und ſeine künftige Adelswürde ſchon ſo viel ein, daß er ſich des Umgangs mit einer bürgerlichen Familie halb und halb ſchämte, und ihn nur incognito fortſetzte. Beſonders aber machte er ſich gegen ſeinen ſtolzen Vater um ſo weniger damit breit, da er von demſelben die Weiſung erhalten hatte, dergleichen alte Bekanntſchaften völlig abzubrechen.

Dieſes Geboth würde ihn, wenn er Paulinen noch redlich geliebt hätte, ſehr erſchreckt haben; er vernahm es aber mit außerordentlicher Gemüthsruhe, weil er ohne dieß ſchon entſchloſſen war, in die Fußſtapfen ſeines hohen Erzeugers zu treten, und dem Bunde der Liebe eben ſo wenig treu zu bleiben, als jener. Er hatte den ſeinen Grundſatz: was der arme Schreiber verſprochen habe, brauche der reiche Edelmann nicht zu halten. „Mit meinem Vater“ — ſprach er zu ſich ſelbſt — „war es ein anderes Ding. Der handelte unrecht, daß er meine Mutter im Stiche ließ; denn, als er ſich mit ihr verlobte, war er ſchon ein gemachter Mann, der ſeine Umſtände und Verhältniſſe genau kannte, und ſich, nach dem Tode ſeines Vaters, frank und frey auf ſein Rittergut ſetzen, und ein Weib nehmen konnte. Ich hingegen verplämperte mich mit Paulinen, als ich mir noch ſelbſt ein Fremdling war, und nicht im Traume daran dachte, das zu werden, was ich bin. Wie kann ſie alſo noch jetzt von mir verlangen, daß ich die Verbindlichkeiten des armen Schreibers, der gleichſam todt und begraben iſt, erfüllen ſoll?“ —

Man ſieht aus dieſem Geſpräche mit ſeinem tauben Gewiſſen, daß er die Chikanenſchule des Prokurators nicht ohne Nutzen beſucht hatte. Er wäre bey dem allen noch ein halbehrlicher Mann geweſen, wenn er ſich gegen Paulinen freymüthig erklärt, und ihr offenherzig entdeckt hätte, daß ihn die Abhängigkeit von ſeinem Vater in die Unmöglichkeit verſetze, ſich mit ihr zu verbinden. Allein ſo redlich ging er nicht mit ihr um. Er bemühte ſich im Gegentheil, ihre Hoffnungen noch länger durch zweydeutige, auf Schrauben geſtellte Worte zu unterhalten. Hierzu bewog ihn aber nicht etwa — wie man zu ſeiner Entſchuldigung glauben könnte — ſchonende Beſorgniß, das Mädchen durch eine gerade, beſtimmte Erklärung zu erſchrecken, ſondern bloß die egoiſtiſche Furcht, daß er dann von Paulinen auf immer aus ihren Augen verwieſen werden möchte. Er liebte ſie noch mit der heißeſten ſinnlichen Begierde, und wollte ſich den ſüßen Genuß, mit einem ſchönen Mädchen vertraulich zu tändeln, ſo lange als möglich erhalten.

Pauline durchblickte ſein Herz, und that im Stillen auf ihn Verzicht. Dieſe Entſagung koſtete ihr freylich viel trübe

Stunden und Thränen; denn ſie liebte ihn immer noch mehr, als er es verdiente. So bald ſie aber die Kämpfe mit ihrem Herzen beſtanden, und durch Vernunft geſiegt hatte, dann war er ihr auch mit Einem Mahle, Trotz ſeiner glänzenden Uniform, die ihm nicht übel ſtand, ein gleichgültiges Weſen. Sie hörte ſeine gewöhnliche Unterhaltung von Bällen und Schauſpielen mit ſo kaltem Lächeln an, als ob ihr ein Papagey etwas vorplaudere. Am liebſten wäre ſie ſeiner Beſuche ganz überhoben geweſen; ihr ſanftes Gemüth konnte ſich aber theils zu der gerechten Strenge eines Hausverbothes nicht entſchließen, theils durfte ſie es auch wegen ihres Vaters nicht wagen, der dem Sauſewind mächtig die Brücke trat, und lieber ein Auge eingebüßt, als ihm die geringſte Beleidigung zugefügt hätte.

Der Unwürdige blieb daher als Hausfreund geduldet, und verurſachte Paulinen noch den Nachtheil, daß er ſie in einen übeln Ruf brachte. Die alten Jungfern, und andre züchtige Matronen der Stadt, hielten an ihren Kaffeetiſchen ein ſchweres Fehmgericht über ſie, und thaten einſtimmig den Ausſpruch, daß der Umgang mit einem jungen Officier im höchſten Grade verdächtig ſey. Sie ermangelten nicht, dieſes Urtheil von Haus zu Haus zu publiciren, und ſo ſtand die Schuldloſe am Schandpfahle der Verläumdung, ohne daß ſie es wußte. Die natürliche Folge davon war, daß kein ehrenhafter Mann weiter um ſie warb, und daß alle, deren Anträge ſie vormahls abgewieſen hatte, ſchadenfroh darüber triumphirten, daß ſie nun, zur Strafe ihres Stolzes, ehelos bleiben werde.

Eilftes Kapitel.

Eduard verſuchte oft, ſeinen Vater zu überreden, daß er ihn als ſeinen leiblichen Sohn öffentlich anerkennen und legitimiren laſſen ſollte; allein hierzu war der alte Sünder durchaus nicht zu bewegen. „Es iſt mir unbequem,“ ſprach er, „daß ich in meinem Alter noch über einen Jugendſtreich roth werden ſoll, und das wäre überall, wo ich Dich als mein Kind zum erſten Mahle vorſtellte, unvermeidlich. Ich würde die Frage: warum ich Dich ſo lange verläugnet, und nicht eher als in Deinem zwey und zwanzigſten Jahre aus dem Staube gehoben habe? auf jedem Geſichte zu leſen glauben. Dieſem ſtummen Tadel kann ich ja ausweichen, und ihn ſogar, ohne daß Du etwas dabey verlierſt, in ein Lob verwandeln, wenn ich Dich in den Adelſtand erheben laſſe, und adoptire. Das wird man mir allgemein als eine großmüthige That anrechnen, und Du ſelbſt gewinnſt dadurch an Ruhm und Achtung; denn dieſe freywillige Vaterſchaft iſt in der That ein öffentliches Ehrendenkmahl, das ich Dir errichte. Der leibliche Sohn eines Mannes von Stande zu ſeyn, iſt kein weſentliches Verdienſt, ſondern bloß ein zufälliges Glück, und die Bürgerwelt hat daher nicht Unrecht, ſich darüber aufzuhalten, daß hier und da ein unnützer Menſch auf ſeine hohe Geburt übermüthig pocht und trotzt. — Wenn aber einem armen Jünglinge von niedriger Herkunft die Auszeichnung widerfährt, von einem Großen bemerkt, geliebt und ſogar an Kindes Statt angenommen zu werden, ſo ſetzt dieß voraus, daß er durch vortreffliche Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens dieſes Vorzugs würdig ſeyn müſſe.“ —

Dieſe ſchmeichelhaften Gründe ſchloſſen Eduarden den Mund, und er ließ ſich ohne weitern Einwand gefallen, durch einen Umweg über Wien zur Sohnſchaft ſeines Vaters zu gelangen. Der verſchriebene Adelsbrief kam aus der Kaiſerſtadt an, und ward zugleich mit der förmlichen Adoption in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Herr von Feldheim, genannt Sonnenſtein, war acht Tage lang das Geſpräch der ganzen Stadt.

Aber der Prokurator Sebald erlebte die Freude nicht, ſeinen ehemahligen Brödling als gnädigen Herrn zu begrüßen. Er verfuhr — in ſeiner Kanzelleyſprache zu reden — eines plötzlichen Todes, als er ſich eben über die enge Handſchrift ſeines neuen Schreibers (der ſich noch viel ungeſchickter als Eduard anſtellte) recht tüchtig geärgert hatte.

Sein Nachlaß war, gegen alles Erwarten, ſehr unbedeutend. Es lag zwar genug Geld in Kaſten und Schränken herum; doch dieß gehörte größten Theils ſeinen Klienten, und Pauline wurde noch überdieß von Witwen und Waiſen, deren Vermögen er durch allerley Liſten an ſich gezogen und in ſeinen Nutzen verwendet hatte, mit Prozeſſen bedroht. Sie beſprach ſich hierüber mit ihrem Vormunde, der ihr, nach Unterſuchung der Sachen, erklärte: die Anforderer möchten freylich wohl Recht haben, würden aber dennoch nichts ausrichten, weil es ihnen an gültigen Beweiſen fehlte; daher ſollte ſie nur die gerichtlichen Angriffe ruhig erwarten. Hierzu ließ ſie es aber nicht kommen, ſondern beſtand darauf, daß alle Anſprüche, deren Rechtmäßigkeit augenſcheinlich war, ohne Verzug aus der Erbſchaft befriediget werden mußten. Als dieß geſchehen war, blieb ihr nur ein Reſt von einigen hundert Thalern übrig.

Man begriff Anfangs nicht, wie die beträchtlichen Summen, die der Verſtorbene Jahr aus Jahr ein erworben hatte, ſo geſchmolzen ſeyn konnten; doch dieſes Räthſel enthüllte ſich bey genauer Durchſuchung ſeiner Papiere. Da fand ſich, daß er in der letzten Epoche ſeines Lebens mit Gewalt hatte reich werden wollen, und darüber, wie die Bibel ſagt, in Verſuchung und Stricke gefallen war. Er hatte nähmlich nicht nur ſein eigenes baares Vermögen, ſondern auch Witwen- und Waiſen-Gelder, auf unmäßig hohe Wucherzinſen ausgeliehen, und bey dieſem Wageſtücke gewaltige Schlappen bekommen. Andere verunglückte Speculationen, die nicht minder unrühmlich waren, zu geſchweigen.

Pauline, die man vorher für eine

reiche Erbin hielt, war nun ſo arm, daß ſie ſich durch die Nadel ernähren mußte. Wie glücklich wäre ſie geweſen, wenn ſie Eduarden nie gekannt, und nicht ſeinetwegen manchen braven und wohlhabenden Mann, deſſen zufriedene Gattin ſie jetzt ſeyn konnte, verworfen hätte!

Ihre Arbeiten fanden theils wenig Abſatz, theils wurden ſie ihr von geitzigen Kunden um den halben Lohn abgedrungen; daher war ihr Fleiß nicht einmahl wirkſam genug, ſie in einer zwangloſen Unabhängigkeit zu erhalten. Sie ſah ſich genöthiget, die Unterſtützung einer alten Tante anzunehmen, die ihr zwar freye Wohnung und Koſt gab, dagegen aber auch die Freyheit ihrer kleinſten Handlungen beſchränkte, und ihr durch böſe Launen das Leben ſehr ſauer machte.

Herr von Feldheim hatte jetzt die dringendſte Veranlaſſung und ſchönſte Gelegenheit, ſich als ein rechtſchaffener Mann zu zeigen. Er mußte, wenn er das ſeyn wollte, die verbindlichen Verhältniſſe, in denen er mit Paulinen ſtand, ſeinem Vater entdecken, und nicht eher ablaſſen, bis er die Erlaubniß, ſie vor dem Altar glücklich zu machen, von ihm errungen hatte. Das würde freylich Mühe gekoſtet haben; es gebrach ihm aber nicht an Mitteln, die Sache durchzuſetzen, wenn er ſie mit Ernſt angreifen wollte. In ſolchen Fällen darf die Redlichkeit gegen den Eigenſinn eine ſtarke Sprache führen, und ſogar trotzen und drohen. Dieſe letztere Waffe ſtand Eduarden auf mancherley Art zu Geboth. Das Geheimniß ſeiner Herkunft war ein mächtiger Talisman gegen den Alten, der es nun nicht mehr wagen durfte, vom Tollhauſe zu ſprechen; und überdieß hatte ihm Eduard ſchon ſo tief in die Karte ſeiner eigennützigen Staatsverwaltung geſehen, daß ſich der ungetreue Haushalter in Acht nehmen mußte, mit dem Vertrauten ſeiner geheimen, lichtſcheuen Händel in Unfrieden zu gerathen. Man konnte alſo Tauſend gegen Eins wetten, daß Sonnenſtein nachgegeben hätte.

Allein Herr von Feldheim, wie er war, handelte nicht als Herr von Feldheim, wie er ſeyn ſollte. Er pries ſich vielmehr glücklich, daß er noch dem Unglück entgangen war, ſich mit einer armen Frau zu belaſten. Im übrigen war ihm Pauline noch reich genug an Schönheit, und er beſuchte ſie ſo oft, als es ihre mürriſche Tante erlaubte, die ſich nicht ſelten die Freyheit nahm, ihn vor der Thür abweiſen zu laſſen. Der luſtige Patron war ihr von Haus aus zuwider, und machte ſich in der Folge durch einen höhniſchen Einfall, den er ſich über ihren zärtlich geliebten Kater entwiſchen ließ, noch ſtärker bey ihr verhaßt.

Zwölftes Kapitel.

Die Schlangenwindungen eines elenden Wichtes, der nicht den Muth hat, Ja oder Nein zu ſagen, ſondern nur immer von einem Tage zum andern einer beſtimmten Erklärung zu entſchlüpfen ſucht, ſind ein widriger Anblick. Wir wollen daher in der Geſchichte des Herrn von Feldheim ein halbes Jahr, das uns keinen andern Erzählungsſtoff als ſolche Winkelzüge darbiethet, überſpringen, und ſogleich von dem Hauptſtreiche reden, durch den er endlich den Knoten zerhieb.

Er war ungefähr ſeit ſechs Monaten in den Adelſtand erhoben, als er das zufällige Glück hatte, dem Erbprinzen, der ein junger raſcher Herr von zwanzig Jahren war, einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Der Prinz lernte ihn bey dieſer Gelegenheit kennen, beſprach ſich in der Folge mehrmahls mit ihm, fand an ſeiner Unterhaltung Geſchmack, und beehrte ihn nach und nach mit dem freundſchaftlichſten Vertrauen. Doch darf man nicht denken, daß ſie ſich von Staatsſachen unterredeten. Sie ſchwatzten, wie tauſend andere junge Herren, von nichts als Hunden, Pferden und — Mädchen.

Einſt gingen ſie auf einer Promenade Arm in Arm Pauline und ihre Tante begegneten ihnen. Feldheim war auf ſeinen

Begleiter ſo ſtolz, daß er ſich ſchämte, ſie zu grüßen, weil ſie ſehr einfach gekleidet waren. Er ſtrotzte mit abgewandtem Geſichte bey ihnen vorbey, und nahm, mit ſeinem Gefährten ſprechend, die Miene der größten Vertraulichkeit an, um ſich den beyden Frauenzimmern als Buſenfreund des Fürſtenſohnes zu zeigen.

Der Prinz (der keine weibliche Geſtalt ſeiner Aufmerkſamkeit entwiſchen ließ) heftete die Augen auf Paulinen, die ihm vorher noch nie zu Geſicht gekommen war, und ihm ſehr gefiel. Er bemerkte, daß ſie im Vorbeygehen die Augen niederſchlug und erröthete. „Kennen Sie das Mädchen?“ fragte er haſtig. Nein, ſagte Feldheim, aber das Blut ſtieg ihm in die Wangen. Der Prinz lobte Paulinens Schönheit, und betheuerte mit einem galanten Fluch, daß er ſich auf der Stelle in ſie verliebt habe. Nun hielt der eitle Feldheim mit dem Geſtändniſſe, daß er ſie kenne, nicht länger hinter dem Berge, und erboth ſich ſogar auf die gefälligſte Weiſe zum Gelegenheitsmacher. Der Prinz, der in Liebeshändeln kein Freund von vielen Umſchweifen war, gab ihm mit Freuden den Auftrag, eine geheime Zuſammenkunft — bey der ihm aber nichts, was er wünſchte, abgeſchlagen werden dürfte — zu veranſtalten. Die Summe, die er zu dieſem Vergnügen ausſetzte, war in der That fürſtlich, und Feldheim zweifelte keinen Augenblick, daß die arme Nähterin dieſen lockenden Gewinn annehmen, und er, der Unterhändler, dadurch auf Ein Mahl der alten Verbindlichkeiten, die ihm noch bisweilen wider ſeinen Willen einfielen, quitt und ledig werden würde.

Aber die tugendhafte Pauline verwarf, wie man ſich vorſtellen kann, ſeinen ſchändlichen und plumpen Antrag, und entrüſtete ſich darüber ſo ſehr, daß ſie ihm ihre

Freund-

Freundſchaft aufkündigte, und in ſeiner Gegenwart die Tante erſuchte, ihm das Haus zu verbiethen. Hierzu ließ ſich die alte Dame nicht zwey Mahl auffordern. Sie ſchalt ihn wie einen Schulknaben aus, und wies ihm die Thür. Er blieb trotzig ſtehen, und ſchlug ein Hohngelächter auf. Die Alte war aber ſo muthig, raſch gegen ihn anzurücken, und mit allen ihren zehn Fingern ſeiner zierlichen Friſur eine jämmerliche Verwüſtung zu drohen. Jetzt zog er ſich nach der Thür zurück, und fuhr aus, wie ein böſer Geiſt, mit Schimpfen und Toben.

Dreyzehntes Kapitel.

Leute ſeines Schlages laſſen ſich nicht beleidigen, ohne auf Rache zu ſinnen; und je mehr ſie ſelbſt Unrecht haben, deſto giftiger iſt ihre Boßheit. Sie haſſen und verfolgen niemand grimmiger als den, welchen ſie, wegen zugefügter Kränkungen, um Verzeihung bitten ſollten.

Indem Herr von Feldheim die Treppe hinab ging, war er ſchon entſchloſſen, gegen Paulinen (die ihm überdieß ſeit einiger Zeit gleichgültig geworden war) irgend einen hämiſchen Streich auszuführen. Hierzu trieb ihn noch ein anderer Sporn. Der Prinz, der ſie ſeit jenem Spaziergange einige Mahl wieder von weiten geſehn hatte, war heftig in ſie verliebt, und beſtand mit Hitze darauf, ihre Bekanntſchaft zu machen. Feldheim blickte mit den Augen des Eigennutzes und der Ehrſucht weit in die Ferne, und hielt es für räthlich, dem Thronerben auf jede mögliche Art zu Dienſten zu ſeyn. In Güte war hier nichts auszurichten. Er mußte Liſt und Gewalt brauchen. Ein nächtlicher Ueberfall ſchien das einzige Mittel, die Wünſche ſeines erhabenen Freundes zu befriedigen.

Der Ehrenmann kannte jeden Winkel und jede Gewohnheit im Hauſe der Tante, und wußte ſogar, daß Pauline meiſtens ſo unvorſichtig war, den Schlüſſel ihres Schlafzimmers, das nach dem Hofe hinaus ging, den Tag über im Schloſſe ſtecken zu laſſen. Dieß erfuhr er durch das Schelten der Tante, die ſich bisweilen in ſeiner Gegenwart darüber ereiferte. Jetzt war ihm die

Erinnerung dieſes kleinen Umſtandes ſo lieb wie Gold. Er fand ihn ſehr bequem zu ſeinem Vorhaben, Paulinen dem Prinzen in die Arme zu liefern. In dieſer Abſicht ſchlich er eines Abends ins Haus, traf den Schlüſſel im Schloſſe, zog ihn leiſe ab, und machte ſich mit ſeiner Beute wieder im Stillen davon.

Der Schlüſſel ward bald vermiſt. Die Tante ſchmälte tapfer; doch weder ſie noch Pauline fielen auf den Gedanken, daß er geſtohlen ſeyn könnte. Man hielt ihn für verlegt, und ließ am folgenden Tage einen andern fertigen, ohne mit dem Schloſſe ſelbſt eine Aenderung vorzunehmen.

Feldheim — der, mit der Sparſamkeit der Tante bekannt, richtig darauf gerechnet hatte, daß ſie dieſe gewöhnliche Vorſicht unterlaſſen werde — führte nun in der dritten oder vierten Nacht nach der Entwendung des Schlüſſels den Prinzen heimlich ins Haus. Sie verbargen ſich im Hofe, bis alles ſtill ward, und alle Lichter verloſchen. Auch in dem Schlafzimmer, deſſen Fenſter ſie vorzüglich beobachteten, erſtarb der letzte Schimmer eines Nachtlämpchens. Jetzt krochen ſie aus ihrem Lauerwinkel hervor, und ſchlichen die Treppe hinauf. Feldheim verſuchte mit der Behutſamkeit eines ausgelernten Diebes ſeinen Schlüſſel. Er ſchloß richtig.

„Allons, Prinz!“ flüſterte der Kuppler: „Sie können nicht fehlen. Drey Schritte von hier, linker Hand, ſteht das Bett. Sie wird ſchreyen; aber nur friſch geküßt, und ihr den Mund ſo geſtopft! Es ſchläft niemand in der Nähe, und ich ſtehe Wache vor der Thür.“ —

Der Prinz ſchlich auf den Zehen ins Zimmer, tappte mit den Händen herum, fand das Bett, und beugte ſich darüber hin, um die Schläferin mit einem Kuſſe zu wekken. Er traf glücklich den Mund, und fing eben begierig an, ihn zu verſiegeln, als ihm plötzlich ein ſprühendes Unthier ins Geſicht ſprang, ihm die Backen zerkratzte, und eine rauhe, widrige Stimme: „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie. Kurz, Ihro Durchlaucht waren an die Tante gerathen, die ſich ſeit einigen Tagen mit ihrem Kater in die Hinterſtube gebettet hatte, weil ſie im Vorderhauſe durch den nächtlichen Gaſſenlärm im Schlaſe geſtört worden war.

Der Kuppler kannte ihre Stimme, und eilte, das Geſicht mit dem Mantel verhüllt, ins Zimmer, um ſeinen Freund vor ihren Nägeln zu retten. Sie ſprang indeſſen aus dem Bette, riß das Fenſter auf, und ſchrie in den Hof hinab: „Diebe! Mörder!“ Feldheim drückte den Prinzen zur Thür hinaus. Dieſer Rückzug machte der alten Dame Muth. Sie warf den Fliehenden ihre Pantoffeln und eine gewiſſe andere häßliche Bombe nach, die gewöhnlich in Schlafzimmern bey der Hand iſt. Zum Glück zerplatzte ſie, weil der Wurf zu kurz war, mit entſetzlichem Krachen an der Treppe, ohne die Ausreißer zu treffen.

Das Zetergeſchrey der Tante hatte den Hausknecht geweckt. Er ſtand mit einer Ofengabel an der Thür, um den Dieben, die er oben im erſten Stock vermuthete, den Rückzug abzuſchneiden. Feldheim both ihm lachend einen guten Abend, und drückte ihm ein Stück Geld in die Hand. „Ihr ſeht wohl,“ ſprach er, „daß wir weder Diebe noch Mörder ſind. Die ganze Sache iſt ein Spaß.“ — Der Hausknecht der ihn kannte, glaubte das, und ließ ſie entwiſchen.

Nach dieſem Vorfall hielt ſich Pauline nicht mehr für ſicher in der Stadt. Sie verbarg ſich weit davon bey einem Landprediger, mit dem ſie verwandt war. Vorher aber ſchrieb ſie Feldheimen einen Brief, der Hand und Fuß hatte. Sie ſagte unter andern darin: „Ihr Vater, den Sie vormahls einen Unmenſchen nannten, iſt ein Engel gegen Sie. Er verführte ihre Mutter aus Leidenſchaft; Sie hingegen brüteten mit kalter Boßheit den Entwurf aus, eine Unglückliche, der Sie Liebe und Treue geſchworen hatten, einem fremden Verführer zu verrathen und zu verkaufen. — Auf dieſen Gipfel der Niederträchtigkeit, den Sie mit ſchnellen Rieſenſchritten erreicht haben, wird Ihnen wohl nicht leicht ein anderer Menſch nachfolgen.“.

Vierzehntes Kapitel.

Feldheim lachte mit knirſchenden Zähnen über dieſen Brief, und Pauline war dann vergeſſen. Er blieb, des verunglückten Abenteuers ungeachtet, der Herzensfreund des Prinzen, den ein Jahr nachher der Tod ſeines Vaters zum regierenden Herrn machte.

Wer war vergnügter als Feldheim! Er konnte nun darauf rechnen, alle ſeine ehrgeitzigen Wünſche befriedigt zu ſehen. Der junge Fürſt machte auch ſchon in der erſten Stunde ſeiner Regierung einen trefflichen Anfang dazu, indem er ſeinen Freund (der nur erſt einige Wochen zuvor Stabs-Kapitain geworden war) auf der Stelle zum Oberſt-Lieutenant und Präſidenten des Kriegscollegiums ernannte. Wer an den langſamen, regelmäßigen Gang der Beförderungen in großen, wohlgeordneten Staaten gewöhnt iſt, wird freylich dieſen Luftſprung nicht wahrſcheinlich finden; dergleichen jähe Standeserhöhungen ſind aber in Ländchen, die man von einem Ende zum andern in einem halben Tage durchreiſen kann, nicht eben ſelten. Da geben oft die Favoriten dem ſtaunenden Volke das Schauſpiel einer Rakete: ſie ſteigen plötzlich empor, machen oben ein Weilchen ein glänzendes Geräuſch, und fallen ſchnell wieder herab.

Einen ſolchen Sturz befürchtete Sonnenſtein. Der neue Regent war ihm als Erbprinz nicht gewogen, und überdieß ſah der Miniſter offenbar, daß er ſich an ſeinem eigenen Sohne eine Schlange im Buſen erzogen hatte. Der Kriegspräſident nahm einen barſchen Ton gegen ihn an, widerſprach ihm bey jeder Gelegenheit, leiſtete ſeinen Anordnungen in Geſchäftsſachen keinen Gehorſam, machte alles nach ſeinem eigenen Kopfe, und berief ſich auf mündliche Befehle des Fürſten. Dieſer behandelte vollends den Miniſter mit drückendem Stolz, und ließ es ihn empfindlich fühlen, daß er ſeiner los ſeyn wollte. Sogar die Herren im Vorzimmer (die gewöhnlich, wie die hölzernen Männchen in einem Barometer, jede Veränderung der Hofluſt richtig anzeigen) bückten ſich minder tief als ſonſt vor ihm. So folgte eine Kränkung der andern. Dieß ertrug Sonnenſtein nicht länger als drey Tage. Dann kam er durch ein freywilliges Entlaſſungsgeſuch ſeiner Verabſchiedung zuvor, die zwiſchen ſeinem Sohne und dem Fürſten ſchon abgekartet war, und des nächſten Tages erfolgen ſollte.

Feldheim ſtellte ſich, als ob ihn die Abdankung ſeines Vaters ſehr ſchmerze. „Heuchle nicht, mein Sohn!“ ſprach der Exminiſter: „Ich ſah Dir's ſeit dem letzten Athemzuge des verſtorbenen Fürſten an den Augen an, daß ich Dir im Wege ſtand. Wohlan, ich mache Dir Platz! Sey kein ſchlimmerer Miniſter als ich's war, und handle wenigſtens gegen jedermann ſo ehrlich, wie ich in den letztern Jahren gegen Dich gehandelt habe! Vielleicht glückt es Dir beſſer als mir, ein dankbares Gemüth zu finden.“ —

Nach dieſer Herzensentladung verließ Sonnenſtein ſogleich die Reſidenzſtadt, und begab ſich aufs Land.

Funfzehntes Kapitel.

Seine Aemter blieben einige Wochen unbeſetzt; dann erhielt ſie Feldheim ohne Ausnahme. Der deutſche Schreiber, der durchaus nichts als ein Bißchen Buchſtabenmahlerey verſtand, würde als Miniſter die kläglichſte Figur geſpielt haben, wenn ihm nicht ſein Vorfahr einen geſchickten Secretair hinterlaſſen hätte, der ſeine rechte Hand geweſen war, und nun auch in öffentlichen Geſchäften das Factotum ſeines Nachfolgers ward.

Sonnenſtein trat weder mit Beyfall noch mit Bedauern von der Bühne; aber der neue Staatsacteur begann ſeine Rolle ſo ſchlimm, daß man bald jenen zurück wünſchte, der zwar niemand glücklich, aber auch niemand unglücklich gemacht hatte. Feldheim hingegen brachte gleich in den erſten Tagen ſeiner Miniſterſchaft einige wakkere Männer bloß deßhalb vom Brode, weil er einen alten Privatgroll gegen ſie hegte.

Andere Geſchäftsmänner, die ihm nicht knechtiſche Ehrerbiethung erwieſen, ſuchte er dadurch zu demüthigen, daß er ihnen unerträgliche Bürden zweckloſer Arbeiten aufſlud, die des dabey verſchwendeten Papiers nicht werth waren. Ueberhaupt begegnete er jedem, der ſich in Dienſtverhältniſſen vor ihm beugen mußte, mit empörendem Uebermuth, und ſchimpfte beſonders die Subalternen in ſeiner Kanzelley oft ohne Grund wie ein betrunkener Bootsknecht. Wegen eines mißrathenen Federzugs – denn darüber krittelte der geweſene Advokatenſchreiber unaufhörlich — ſtürzten ihm ganze Heerden von Ochſen und Eſeln aus dem Munde.

In ſeinem Hauſe herrſchte die ausſchweifendſte Ueppigkeit und Pracht, und er ſuchte ſie durch raſtloſe Erfindungen neuer Auflagen, wodurch er die Unterthanen ganz ausſaugte, immer höher zu treiben. Das ward ihm nicht ſchwer, da ihn der Fürſt, den alle ernſte Geſchäfte anekelten, nach Willkühr ſchalten ließ, und ohne Bedenken jedes Papier unterſchrieb, das ihm der Miniſter vorlegte. Dieſer konnte alſo mit der größten Gemächlichkeit rauben und tyranniſiren, und er that beydes. Wer Geld hatte, ward geſchröpft, wer ihm verhaßt war, verfolgt und gedrückt. Sein Herz blieb beym Anblick des höchſten Elends ſo hart und kalt wie ein Amboß. Armuth und Niedrigkeit trat er mit Hohn unter die Füße. Nur Rang und Reichthum fanden Schutz und Hülfe bey ihm, und Gewalt ging immer vor Recht.

Es ließen ſich hundert ſchändliche Geſchichten von ihm erzählen; doch was nützte dieſe Umſtändlichkeit? Man hört im täglichen Leben von Menſchenplackerey ſo viel, daß man dieſes Kapitel in Büchern gern überſchlägt. Wir wollen daher unſern Winkeldespoten ſo ſchnell als möglich bey Seite ſchaffen. Er bewahrte durchaus das derbe Sprichwort, das einen geadelten Bauer — und überhaupt jeden mächtig gewordenen Glückspilz — mit einem Schermeſſer vergleicht; wie er denn auch überhaupt in ſeiner ganzen Laufbahn vom Unterofficier bis zum Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall die alte Erfahrung beſtätigte: daß ſich dergleichen Emporkömmlinge gewöhnlich in eben demſelben Grade verſchlimmern, in welchem ſich ihre Lage verbeſſert. — Als er die höchſte Stufe erreicht hatte, war er eine vollendete Geißel aller von ihm abhängigen Menſchen, denen er nicht wohl wollte.

Sechzehntes Kapitel.

Acht oder zehn Jahre trieb er ſein Unweſen ganz ſtraflos. Dann aber bereitete die Göttin der Rache und Vergeltung auch ihm eine Geißel.

Der Fürſt unterhielt ſeit geraumer Zeit eine feurige Italiänerin. Er ward ihrer nach und nach überdrüßig, und wollte ſich von ihr trennen. Die Wälſche war aber ein ſchöner Teufel, der ſich nicht ſogleich bannen ließ. Anfangs, als der Fürſt mit ihr bekannt ward, betrug ſie ſich wie eine veſtaliſche Jungfrau. Er both vergebens alle Schätze, die er beſaß, für ihre Gunſt. Sie ergab ſich nicht eher, als bis er ihr ſchriftlich verſprach, ſie mit der Zeit zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben.

Dieſe Uebereilung bereute er nun, und hätte ſeine Braut gern mit den höchſten Aufopferungen abgefunden; aber ſie, eine geborne Gräfin aus einem verarmten Hauſe, beſtand darauf, den Thron mit ihm zu theilen. Nach langwierigen Unterhandlungen ließ ſie ſich endlich gefallen, eine Stufe niedriger zu ſtehen, und mit der Hand des Miniſters Feldheim zufrieden zu ſeyn, der ſich aus Eigennutz und Eitelkeit ſeinem gnädigſten Herrn zum Stellvertreter angetragen hatte. Er liebte die Gräfin nicht, und ſie verachtete ihn. Doch — ſie wurden ein Paar.

Anfangs ſtanden ſie mit einander in einem erträglichen Vernehmen, und Feldheim war einfältig genug, ſeiner ränkvollen Gemahlin alle ſeine Heimlichkeiten und Veruntreuungen zu entdecken, und ſich dabey über die Blindheit des Fürſten ſehr luſtig zu machen. Die Schlaue ſagte wenig dazu, merkte ſich aber jedes Wort, um ſich dieſer unbeſonnenen Geſtändniſſe, bey vorfallender Gelegenheit, als Schutz- und Trutzwaffen zu bedienen.

Als das Herz des Fürſten einige Monate brach gelegen hatte, blühte darin die Blume der Liebe gegen die Italiänerin wieder auf, und er erneuerte den zärtlichen Umgang mit ihr. Das war ihm, laut des geſchloſſenen Ehevertrages, erlaubt. Der Miniſter durfte darüber nicht muckſen, und er war auch ſo ſtumm wie ein Fiſch.

Aber ſeine Gemahlin begnügte ſich nicht an dieſer Nebenliebſchaft, ſondern muthete ihm zu, ſein Ehebett, das nur für drey Perſonen eingerichtet war, noch mit einigen andern Herren zu theilen. Dieſe Mitgenoſſen wollte er nicht dulden. Darüber entſtand ein häuslicher Krieg, der von Tag zu Tage mit ſteigender Erbitterung geführt ward. Sie warf ihm mit den ſchnödeſten Worten ſeine Herkunft vor, und ſetzte gegen ihn ſogar in Geſellſchaften alle Achtung ſo ganz aus den Augen, daß ſie ihn oft, indem er dabey war, in ihrer Mutterſprache, wovon er kein Wort verſtand, einen Dummkopf und Bankart ſchimpfte.

Einſt überraſchte er ſie in den Armen eines Nebenbuhlers. Darüber gerieth er in Harniſch, verfolgte den fliehenden Liebhaber mit blankem Degen, und verſetzte ihr, als ſie ihn davon abhalten wollte, einen Schlag ins Geſicht. Ein Dolchſtoß, der ihn zum Glück verfehlte, war ihre Antwort. Sie jagte ihn wie eine Furie, mit dem Mordſtahl in der Hand, aus einem Zimmer ins andre. Er flüchtete, ſeines Lebens nicht ſicher, aus dem Hauſe.

Jetzt erbrach ſie ſeinen Schreibeſchrank, und bemächtigte ſich ſeiner geheimſten Papiere, die ihn als einen treuloſen Staatsdiener und Hochverräther ins Licht ſtellten. Mit dieſen Urkunden flog ſie nach Hofe, und ſetzte durch Vorzeigung derſelben den Fürſten in Erſtaunen und Wuth. Er beſchloß auf der Stelle, den Miniſter in Verhaft nehmen zu laſſen.

Das geſchah. Er ward auf eine Feſtung gebracht, und es entſtand gegen ihn ein weitläuftiger Kriminalprozeß, der ſich mit der Confiscation ſeines ſämmtlichen Vermögens und der Verurtheilung zu zehnjähriger Gefangenſchaft endigte.

Als er wieder in Freyheit kam, war er (weil auch die Güter ſeines, während der Unterſuchung verſtorbenen Vaters eingezogen wurden) ſo bettelarm, daß er ſich jetzt in einer der größten Städte Deutſchlands vom Lohnſchreiben ernähren muß. Dennoch hat ihn ſein Stolz nicht verlaſſen. Er geht noch oft, wie man ſagt, in einem mit Gold geſtickten und einem Ordensſterne gezierten Kleide, das er aus dem Schiffbruch ſeiner Hoheit und Herrlichkeit gerettet hat, in Gegenden der Stadt, wo man ihn nicht als Lohnſchreiber kennt, ſpazieren, und dankt außerordentlich gnädig, wenn ihm eine gutwillige Schildwache die Freude macht, das Gewehr vor ihm zu präſentiren.

Pauline hat ihre reiche Tante beerbt, und lebt, als Gattin eines redlichen Landpredigers, in einem glücklichen und zufriedenen Wohlſtande.

II.

Herr von Karg und ſeine Gemahlin.

Ein Gemählde nach dem Leben.

Wie thöricht iſt das Beginnen der Alten,
Die jeden Heller an Ketten halten!
Sie ſtehen am Ziel ihres Wegs durch die Welt,
Und ſorgen noch ängſtlich für Reiſegeld.

Man beſchuldiget manchen Romanendichter, daß er die Schilderung ſeiner Charaktere übertreibe, und man hat oft Recht;

doch auf der andern Seite iſt es auch wahr, daß in der wirklichen Welt eine Menge Sonderlinge hauſen, die mit den Geſchöpfen der Fantaſie, denen man Ueberſpannung und Unnatürlichkeit vorwirſt, in wunderlichen Streichen wetteifern, und ſie ſogar oft übertreffen.

Zum Beweiſe dieſes Satzes mag hier ein altes adeliges Paar dienen, das durch lange Uebung in der Knauſerey zu einem hohen Grade von Meiſterſchaft gelangt war. Dieſe ſeltſamen Menſchen in einem Roman aufgeſtellt, wären zuverläſſig von Rezenſenten und Leſern für ungeſchickte Hirngeſpinnſte gehalten worden; aber ſie lebten und handelten, wie es der Aufzeichner folgender Anekdoten (der hier keinesweges als Hirnſpinner arbeitet) theils mit eigenen Augen ſah, theils von bewährten Zeugen hörte.

Herr von Karg *) und ſeine Gemahlin beſaßen, nach der mäßigſten Schätzung, ein Vermögen von achtzig tauſend Thalern, hatten weder Kind noch Kegel, und waren beyde über ſiebzig Jahre alt. Von ihrer Lebensart in frühern Zeiten hat ihr gegenwärtiger Geſchichtsſchreiber keine Kunde. Er fand bloß Gelegenheit, ſie zu beobachten, als ſie in dieſem Alter vom Lande nach der Hauptſtadt kamen, um einen Prozeß zu betreiben. Sie wollten dadurch ein Rittergut erobern, woran ſie nicht den mindeſten gerechten Anſpruch hatten. Wenigſtens war die Sache ſo verwickelt und weitausſehend, daß es bey ihren hohen Jahren durchaus unmöglich war, das Endurtheil zu erleben. Ueberdieß ſtritten ſie mit ihrem nächſten

---

*) Dieſer Nahme iſt die einzige Erdichtung im ganzen Aufſatze.

Erben, dem der Zankapfel — wenn ſie ihn auch noch am Rande des Grabes gewonnen hätten — nach ihrem Tode wieder zufallen mußte. Doch dieß alles hielt ſie nicht ab, den Rechtsſtreit mit raſtloſem Eifer zu verfolgen. Sie beſtürmten Richter und Anwälte, und ſchonten dabey nicht ihres geliebten Geldes, das ihnen in allen andern Fällen an die Seele gewachſen war.

Beyde waren durch tägliches Hungerleiden zu Skeletten zuſammen gedorrt, und gewöhnlich nicht viel beſſer als Bettler gekleidet. Dieſer armſelige Aufzug bewog dann und wann einen Erbſchleicher, ihre Garderobe durch einen Beytrag aus der ſeinigen zu verbeſſern, und ſie nahmen dergleichen milde Spenden mit Freuden an. Bey dem allen fehlte es ihnen nicht an Stolz auf ihre Geburt, und ſie brachten ihm manches Opfer. Dahin gehörte, zum Beyſpiel, der Aufwand, den ihnen zwey eigene Pferde machten. „Wir brauchen die Mähren nicht;“ ſagte die gnädige Frau: „ſie ſind uns zur Laſt, und freſſen uns faſt auf: aber unſer Stand erfordert es, ſie zu halten.“ —

Hätten ſich die armen Gaule einen Herrn wählen können, ſo würden ſie gewiß lieber einem Bauer als ſolchen Standesperſonen gedient haben; denn ihr Futter ward ihnen aus dem Haferkaſten, der im herrſchaftlichen Wohnzimmer ſtand, nur zur höchſten Lebensnothdurft zugemeſſen, und des Nachts kein Hälmchen Stroh untergeſtreut. Sie mußten den ganzen Winter, der eben damahls ungewöhnlich hart war, in einem kalten, luftigen Stalle auf nackten Bohlen liegen.

Ihnen drohte noch ein anderes Unglück. Frau von Karg hörte, daß die Roßhaare im Preiſe ſtiegen, und kam ſchnell auf den Gedanken, ihren Pferden die

Schweife ſo kurz als möglich ſtutzen zu laſſen, und ſie zu verſilbern. Die Ausführung dieſer Speculation mußte jedoch Schwierigkeiten gefunden haben; denn ſie unterblieb.

Der Kargiſche Hofſtaat beſtand aus einem Kutſcher und einem Bedienten, beyde aber hatten nur Einen gemeinſchaftlichen Rock. Dieſer Oekonomie kann man einen guten Nebenvortheil nicht abſprechen. Manche Herrſchaft wird von ihren Bedienten, die bisweilen alle zugleich ihren eigenen Geſchäften und Vergnügungen nachgehen, verabſäumt und im Stiche gelaſſen: dieſe Vernachläſſigung hatte jedoch das Kargiſche Ehepaar nie zu befürchten. Seine Domeſtiken mußten es fein bleiben laſſen, zu einer und derſelben Zeit herum zu ſchweifen; denn ſie konnten den einzigen Rock, den ſie hatten, nicht theilen.

In dem Hauſe, wo unſere Geitzigen

ein möblirtes Zimmer bezogen, verſuchte die Dame (die überhaupt viel ſparſüchtiger war als ihr Gemahl) allerley liſtige Vorſpiegelungen, um ſich freye Koſt aus der Wirthsküche, oder wenigſtens Speiſung um ein Spottgeld, zu verſchaffen. „Wir ſind alte und reiche Leute,“ ſagte ſie, „haben keinen nothwendigen Erben, und können unſer Vermögen vermachen, wem wir wollen. Wer uns Wohlthaten erzeigt, und uns wartet und pflegt, der ſoll's haben.“ — Das war jedoch in den Wind geredet. Man ließ ſich von der Lockſtimme des Vogels, den man an ſeinen Federn kannte, nicht täuſchen. Die arme Dame mußte ſich ſelbſt beköſtigen. Sie kaufte, wie man denken kann, ſo wohlfeil als möglich ein, und zählte die Erbſen in den Topf. Ihr theuerſtes Leckermahl beſtand aus Fiſchen, die auf dem Markte halb verſchenkt wurden, weil ſie eines natürlichen Todes geſtorben waren.

Der böſe Winter machte ihr viel zu ſchaffen. Sie ſaß Tage lang, und zerſchnitzte mit ihrem Tiſchmeſſer ein Scheit Brennholz nach dem andern in kleine Spänchen. Bey dieſer Arbeit ſtellte ſie auch ihren Gemahl und ihre Bedienten an. Doch bekam der Ofen von dieſen ſo niedlich zubereiteten Biſſen wenig zu genießen. Er ward in der ſtrengſten Kälte nur Ein Mahl des Tages, und überdieß ſo kärglich geheitzt, daß er bey dem beſten Willen, ſeine Schuldigkeit zu thun, kaum lau werden konnte. Die zärtlichen Gatten zankten ſich dann um die wärmſte Stelle. Es war Schade, daß ihnen die Art, wie vor Zeiten ein reicher, aber ſehr geitziger Arzt in Holland dem Winter trotzte, nicht bekannt war; ſie hätten es ihm gewiß nachgethan. Dieſer Filz heitzte nie ein, und hatte in ſeinem Hauſe kein Splitterchen Brennholz als einen ungeheuer großen Klotz, den er, wenn ihn fror, vom

Boden in den Keller, und aus dem Keller auf den Boden trug. Dieß ſaure Geſchäft trieb der neue Siſyphus ſo lange, bis er wie ein Braten ſchwitzte.

Frau von Karg liebte den Schnupftabak über alle Maßen, war aber ihrer Naſe eine Stiefmutter, und gab ihretwegen keinen Heller aus. Doch wenn ſie irgendwo eine gefüllte Doſe fand, ſprach ſie ihr fleißig zu, und ging oft nach dieſer Labung über die Gaſſe. Glücklicher Weiſe entdeckte ſie in ihrer eigenen Wohnung eine ergiebige Quelle. Sie bemerkte einſt, daß ihr Kutſcher, der ein ſtarker Schmaucher war, den Grundſtaub ſeines Tabaksbeutels wegwerfen wollte. Geſchwind that ſie ihm Einhalt, und machte einen Verſuch, den Mulm ſeines Stinkkrautes zu ſchnupfen. Sie fand die Priſe ſehr ſchmackhaft, und befahl ſogleich, ihr künftig dieſes Kehricht zu überliefern. — So geübt war ihr Auge, an der verächtlichſten Sache eine Nützlichkeit auszuſpähen.

Gegen das neue Jahr wollte ſie ſich mit einem Kalender verſorgen, und fragte nach der wohlfeilſten Gattung. Man ſchlug ihr den Comtoir-Almanach vor, der aus einem einzelnen Blatte beſteht, und nicht mehr als einen baaren Groſchen koſtet. Doch auch dieſer Preis ſchien ihr zu theuer. Sie ließ daher bey einem Schriftſteller (der ihr Nachbar war, übrigens aber mit ihr in keiner nähern Bekanntſchaft ſtand) durch die dritte Hand anfragen, ob er ihr nicht etwa dieſes Werk durch Buchhändler-Connexionen mit einigem Rabatt verſchaffen könne. — Lieber Himmel! wenn alle Menſchen ums neue Jahr ſo knickern wollten, was ſollte dann aus den zahlloſen Almanachen und Taſchenbüchern in Deutſchland werden!

Frau von Karg fand ſich oft in der

Küche

Küche ihrer Hauswirthin ein, und guckte mit langem Halſe in alle Töpfe. Bisweilen ſchöpfte ſie von dem Fleiſche, das der Wirthin gehörte, den unnützen Schaum ab, und ſagte, ſie wollte ihn der Katze geben. Sie ging nun mit dem vollen Löffel aus der Küche, und rief laut: „Mietz! Mietz!“ — Aber indem ſich der eingeladene Gaſt mit behenden Schritten nahte, um das angebothene Frühſtück in Empfang zu nehmen, verſchlang ſie es ſelbſt.

Einſt war ihr Gemahl gefährlich krank. Die Bedienten mußten wechſelsweiſe, jeder eine Nacht, bey ihm wachen. Einer von ihnen liebte den Schlaf, und äußerte eines Abends, in Gegenwart ſeiner gnädigen Frau: er wollte gleich vier Groſchen darum geben, wenn er in der folgenden Nacht der Krankenwache überhoben ſeyn könnte. „Topp!“ rief ſie ſchnell: „Geb' Er die vier Groſchen her; ich will an Seiner Stelle wachen.“ —

Der Bediente zog vergnügt ſeinen magern Beutel; ſie nahm das Geld, und ließ ihn zu Bett gehn.

Dieſer Handel klingt unglaublich; doch er iſt völlig wahr, und gibt nebenbey einen anſchaulichen Beweis, daß ſie mit ihren Domeſtiken in einer ſehr niedrigen Vertraulichkeit gelebt haben muß, weil ſich ſonſt der Freund des Schlafs ſeinen freymüthigen Wunſch in ihrem Beyſeyn nicht erlaubt hätte. Zu andern Zeiten hingegen nahm ſie gegen ihre Leute einen gewaltig hohen Ton an, und führte ihnen fleißig zu Gemüthe, daß ſie die Ehre, einer adeligen Herrſchaft zu dienen, gebührend ſchätzen ſollten.

Der Bediente war aber dennoch ſo blind und unerkenntlich gegen dieſes Glück, daß er der Ehrenſtelle, bey der er nur einen halben Rock beſaß, plötzlich entſagte, und ſich nach einem andern Poſten umſah, wo er nicht mehr nöthig hätte, mit einem Kameraden in einer ſo unbequemen Gemeinſchaft der Kleidung zu ſtehen. Herr von Karg (der jetzt wieder geneſen und im Begriff war, auf ſein Gut zurück zu reiſen,) entließ ihn ungern; aber noch ſchwerer ward es ihm, ſich von einigen Thalern zu trennen, die der Bediente noch bey ihm zu fordern hatte. „Begleite mich bis vors Thor; da ſollſt Du ſie haben!“ ſprach er am Tage der Abreiſe. Der Bediente mußte ſich entſchließen, ſeinem Gelde nachzulaufen. Doch — laufen durfte er eben nicht. Herr von Karg (der ſeine Roſſe ſelbſt lenkte und lenken mußte, weil er den Kutſchbock einem annehmlichen Käufer überlaſſen hatte) fuhr, um das Geſchirr und die Räder zu ſchonen, ſo langſam, als ob er einem Leichenzuge folgte; ſein Gläubiger konnte alſo ganz gemächlich neben dem Wagen her gehen. Er that es, und erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß der Reiſende ſtill halten, und ihn gebührend entlaſſen werde. Allein die Schneckenfahrt ging beynahe eine Stunde lang ohne Pauſe fort. Der Fußwanderer ward müde, bat wiederhohlt um Abfertigung, ward aber immer eingeladen, ſeine Begleitung noch weiter fortzuſetzen. Er ſah ſich endlich genöthiget, ſich durch ein Zwangsmittel zu ſeinem Gelde zu verhelfen, und ſeinen Schuldner auf freyer Straße zu pfänden. Dieß that er durch Wegnahme der Peitſche, die er dem alten, kraftloſen Manne plötzlich aus der Hand riß. Er lief damit feldein, und forderte den Herrn von Karg von weiten auf, ſie durch Entrichtung ſeiner Schuld einzulöſen. Der Gepfändete ſchimpfte wie ein Rohrſperling aus dem Wagen heraus, und nannte dieſe Selbſthülfe einen Straßenraub. Da er aber ſah, daß er dadurch ſeine Peitſche nicht wieder bekam, ſo bequemte er ſich zur Zahlung.

Kurz darauf mußte er eine noch größere Schuld — die Schuld der Natur — bezahlen. Seine arme Witwe ſah ſich im folgenden Winter gezwungen, den Landesherrn um eine Klafter Holz anzuflehen. Mit ihren Vermögensumſtänden unbekannt, hielt man ſie für ſo arm, als ſie ſich in ihrer kläglichen Bittſchrift geſchildert hatte, und es ward beſchloſſen, ihr das begehrte Gnadengeſchenk zu ertheilen. Aber einer ihrer Bedienten, den ſie auf irgend eine Art zur Rache gereitzt hatte, machte es ihr auf eine boßhafte Weiſe zu Waſſer.

Er ging aus eigenem Antriebe, ſo gut als möglich gekleidet, zum Direktor des Holzweſens, und erkundigte ſich, im Nahmen der Frau von Karg, nach dem Erfolg ihres Suppliks.

„Wer iſt Er?“ fragte der Direktor.

Ich bin der Kammerdiener der Frau von Karg, antwortete der Bediente.

„Kammerdiener? — Nicht möglich! — Wie käm' eine arme Witwe zu einem Kammerdiener?“ —

Der Schalk lächelte hämiſch.

„Worüber lacht Er?“

Daß Ew. Gnaden meine Herrſchaft arm nennen. Damit thun Sie ihr doch wahrhaftig ſehr Unrecht! Sie hat Rittergüter und Kapitale, und könnte wohl den ganzen Holzhof zehn Mahl auskaufen. —

Der Direktor erſtaunte, und gab der Supplikantin, als ſie nach einiger Zeit ihr Geſuch perſönlich bey ihm in Erinnerung brachte, darüber einen nachdrücklichen Verweis, daß ſie, unter der Maske der Armuth, ein Almoſen hatte erſchleichen wollen.

Doch genug von der edlen Frau von Karg, ob ſich gleich ſolcher charakteriſchen Anekdoten viel mehr von ihr erzählen ließen. Nur dieſen einzigen Zug noch! Sie gerieth einſt darüber in Zorn, daß ihr Bedienter für jemand im Hauſe, der ſchnell Licht brauchte, Feuer anſchlug. „Unterſteht Euch das nicht wieder!“ ſagte ſie: „Wie käm' ich denn dazu, meinen Zunder für fremde Leute verbrennen zu laſſen?“

Dieſe Blumenleſe mögen einige Schnurren von andern Geitzhälſen beſchließen.

Täglicher Abendverdruß.

Wenn's Abend wird, flucht Harpax ſich
Ein Stückchen in den Bart.
Es wurmt ihn, daß der Tag entwich,
Der Oehl und Docht ihm ſpart.

Joſt und ſein Diener.

„Faulenzer!“ rief der Knicker Joſt:
„Trag dieſen Brief ſchnell auf die Poſt!“ —
„Ach,“ ſprach der Diener, „ich bin krank,
Und kann nicht aufſtehn von der Bank!“ —
„Hm!“ ſagte Joſt, „was iſt zu thun?
So geh' ich ſelbſt — mit Deinen Schuh'n.“

Der Univerſalerbe.

Der alte Greif, der ganz und gar
Vor Geitz verrückt geworden war,
Lag ächzend in den letzten Zügen,
Und ſandte plötzlich zum Notar,

Um über ſeine große Schaar
Geſangner Füchſe zu verfügen.
Der Rechtsmann trat geſchwind herein,
Und fragte: „Wer ſoll Erbe ſeyn?“
Herr Greif erhob ſich bleich und hager,
Wie ein Geſpenſt, auf ſeinem Lager,
Warf ſeine hohlen Augen ſtier
Herum auf ſeine todten Schätze,
Und ſprach: „Mein Herr, ich muß von hier;
Drum ſey mein Haus beſtellt! Ich ſetze,
Um Hab und Gut nicht zu zerſtreun,
Mich ſelbſt zu meinem Erben ein.“ —

Das Spiel am Grabe.

Auf ihrem ſchönen Schloſſe lebte
Die reiche Gräfin Geyersklau
So karg wie eine Bettelfrau.
Sie näht' und ſtrickte, ſpann und webte

Sogar mit hoher Hand ums Lohn,
Und fürchtete des Todes Drohn
(Denn ſie war achtzig Jahre ſchon)
Nur darum, weil die Sorgenbürde,
Was ihr Begräbniß koſten würde,
Ihr fort und fort den ganzen Tag
Wie Felſen auf dem Herzen lag.
Urplötzlich rührte ſie der Schlag,
Und ſtammelnd ward von ihr befohlen,
Den Prediger des Dorfs zu hohlen.
Er kam und ſetzte ſich ans Bett.
„Herr Paſtor,“ ſagte ſie, „wir machten
Vor Zeiten manches Spiel Picket,
Und, wenn Sie's nicht für Sünd' erachten,
So hab' ich noch in dieſem Nu
Am Rand des Grabes Luſt dazu.“ —
Sie ſpielten, und der Hirt der Seelen
Verlor ſein ganzes Taſchengeld.
Er wollte traurig ſich empfehlen.
„Nein,“ ſprach die Gräfin, „wenn's gefällt,
Ein Spiel noch! Halten Sie ſich wacker!

Falls Sie bey jetziger Partie
Den Kürzern ziehn, ſo ſchaffen Sie
Mich gratis auf den Gottesacker.“ —
Der Pfarr verlor, und freudig ſchrie
Die Gräſin auf: „So wollt' ichs haben!“
Und auf ihr dringendes Geheiß
Verſprach er es ihr ſchwarz auf weiß,
Sie unentgeldlich zu begraben.

III.

Der Hut.

Der Präſident, Herr von Zwinger, war ein feiner Herr von einigen dreyßig Jahren, hatte feine Geräthe und Kleider, und beſonders einen ſehr feinen Caſtorhut, den er wie ſeinen Augapfel in Acht nahm. Er war ein ſparſamer, haushältiger Mann, der ſeine feinen Sachen nach Möglichkeit ſchonte. Das einzige, was an ihm wohl etwas feiner ſeyn konnte, waren ſeine Sitten und Grundſätze. Er war hart, ungeſtüm und jähzornig gegen Geringere, und ein ausſchweifender Liebhaber des ſchönen Geſchlechts.

Eines Abends durchſtrich er bey Mondſchein einen einſamen Park. Er hoffte vielleicht, einem freundlichen Mädchen zu begegnen; aber plötzlich ſchoß hinter ſeinem Rükken ein männlicher Raubvogel hervor, riß ihm ſeinen Biberhut vom Kopfe, und verſchwand im Gebüſch.

Der Präſident wagte nicht, den Schnapphahn zu verfolgen, weil er in dieſer menſchenleeren Gegend befürchten mußte, noch mehr geplündert zu werden. Er eilte verdrießlich nach Hauſe, und ſchämte ſich vor allen Leuten, die ihm begegneten, und ſich merklich verwunderten, ihn barköpfig wandeln zu ſehen.

Der Buſchklepper verkaufte ſeine Beute an einen Kleiderkrämer, der eine offene Bude hielt.

Hier zeichnete ſich der Präſidentenhut,

durch ſeine Feinheit und zierliche Form, vor dem übrigen groben und ungeſchlachten Hutpöbel, der nur gemeine Köpfe bedeckt hatte, vortheilhaft aus, und ſtach jedermann in die Augen. Es handelten verſchiedene Kunden um ihn, bothen aber alle zu wenig. „Nein,“ ſagte der Trödler, „wenn ich einen ſolchen wunderſchönen Hut um dieß Spottgeld ablaſſen könnte, ſo müßt' er geſtohlen ſeyn.“

Zufälliger Weiſe kam endlich auch ein großer Liebhaber von Feinheiten, ein gewiſſer Secretair Honig, (der bey dem Collegio, wo Herr von Zwinger präſidirte, angeſtellt war) in die Gegend des Kleiderladens. Dieſes Männchen verdient, ehe wir von unſerm Hute weiter ſprechen, ein umſtändliches Konterfey; denn es gehörte zu der altmodiſchen zierlichen und manierlichen Stutzergattung, die jetzt allmählich in der Welt auszuſterben beginnt.

Herr Honig, ein ſchlanker, wohlgebildeter und ehrbarer Junggeſell von fünf und zwanzig Jahren, ging immer wie auf Eyern, war immer wie aus dem Ey geſchält, und zeigte ſich auf der Gaſſe nie anders als in einem roſenrothen oder iſabellfarbenen geſteiſten Paradekleide, dergleichen man etwa noch, unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, am franzöſiſchen Hofe geſehen haben mag. Seine hohe, künſtliche Friſur, deren Bau jeden Morgen zwey Stunden Arbeit koſtete, glich auf der Scheitel dem ſtattlichen Kopfbuſch eines majeſtätiſchen Haushahns, und über den Ohren den ausgeſpannten Flügeln einer weißen Taube. Er trug Tag für Tag einen kleinen ſilbernen Degen, einen großen Haarbeutel, und eine lange, bis nah ans Knie reichende Uhrkette, mit einem ferntönenden Glockenſpiele goldner Brelocken.

Sein von außen herrlich aufgeputzter Kopf war aber inwendig ſo hohl wie der glänzende Knopf eines Kirchthurms, und ward auch von ihm wie ein leeres Gefäß in ſo fern behandelt, daß er ihn niemahls bedeckte. Er bediente ſich zu jeder Jahreszeit bloß eines flachen ſeidenen Armhütchens. Regen, Schnee und Nordſtürme wütheten gegen ihn vergebens. Sie hatten ihm — ungeachtet er ſonſt in aller Betrachtung ein ſchwacher Held war — bis jetzt noch nicht den Entſchluß abtrotzen können, ſich mit einem Kopfhute zu verſehen.

Er bemerkte jedoch ſeit einiger Zeit, daß bey vielen galanten Herren, und unter andern auch bey ſeinem Präſidenten, der ſeidene Armhut im täglichen Leben faſt ganz verſchwand. Nun erſt hielt es der Mode-Affe für nothwendig, ſich auch einen Filzhut anzuſchaffen, und bisweilen zur Abwechſelung ſein Haupt damit zu belaſten.

Indem er mit dieſem wichtigen Vorhaben ſchwanger ging, trug ihn ſein Weg von

un-

ungefähr bey der Kleiderbude vorbey, wo der geſtohlene Biberhut, als ein vorzügliches Kleinod des Waarenlagers, ganz vorn zur Schau ausgehängt war.

„Ey, ſieh doch, das iſt ja gerade ſo ein Hut, wie des Herrn Präſidenten von Zwinger Hochwohlgeboren zu tragen geruhen!“ ſprach Herr Honig zu ſich ſelbſt; — denn er war ein ſo ſchmiegſames und demuthsvolles Raupenſeelchen, daß er ſogar in Gedanken und Selbſtgeſprächen ſeinen Vorgeſetzten den gebührenden Reſpekt erwies. — „Willſt doch nach dem Preiſe fragen,“ fuhr er in ſeinem Monolog fort, und lenkte ſich gegen die Bude.

Aber ſchnell ſtand er, wie beſtürzt, wieder ſtill, und legte den Finger an die Naſe. „Halt, Honigmännchen! wagſt Du nicht zu viel? — Darfſt Du armer, kleiner Secretair Dich wohl erkühnen, einen Hut zu tragen, der dem Hute Deines Herrn Präſidenten ſo ähnlich iſt, wie ein Waſſertropfen dem andern? — Werden das Ihro Gnaden nicht übel aufnehmen, Dir es für eine Vermeſſenheit auslegen, und vielleicht in der Folge gedenken, wenn Du über kurz oder lang um eine Beſoldungszulage in Unterthänigkeit bitteſt? — Dann könnt' es wohl heißen, wer ſich bey dreyhundert Thalern Gehalt einen Caſtorhut erzeugen kann, bedarf keiner Verbeſſerung. — In der That ein bedenklicher Umſtand! Doch — die Sache hat zwey Seiten. Es muß doch auch dem Herrn Präſidenten ſchmeicheln, wenn Du Dich nach ihm bildeſt, und die Geſtalt ſeines Hutes ſo ſchön und geſchmackvoll findeſt, daß Du ſie nachahmſt. — Wahrhaftig ein glücklicher Einfall! Auf ſolche Art kann Dir dieſer Hut ſogar zu einer Empfehlung dienen. — Friſch gekauft, er koſte, was er wolle!"

Der Handel ward bald richtig, und

Herr Honig nahm ſich vor, am nächſten Regentage ſeinen neuen Hut einzuweihen.

Ein trüber Herbſtmorgen that ihm bald darauf den Gefallen, mit ſchlimmer Witterung zu drohen. Der Hut (der, beyläufig geſagt, von dreyeckiger Geſtalt war, denn die runden Hüte gingen damahls noch nicht im Schwange) ward vor dem Spiegel aufgeſetzt, und ſtand vortrefflich. Unſer Honigmännchen gefiel ſich unter ſeinem niedlichen Dache, und freute ſich, auf der Gaſſe damit zu prunken. Die Stunde, da er gewöhnlich in ſeine Kanzelley ging, hatte auch ſchon geſchlagen. Er ſpudete ſich alſo aus ſeiner Stube fort:

In dieſer Haſt machte er einen Eulenſpiegelſtreich. Er war nähmlich an ſein plattes ſeidenes Hütchen, das ihn ſeit vielen Jahren auf allen Wegen und Stegen begleitet hatte, ſo gewöhnt, daß er es, ungeachtet er ſchon einen Hut auf dem Kopfe hatte, dennoch ohne Bewußtſeyn, wie ein Nachtwandler, beym Fortgehen unter den Arm warf. Er hatte das kleine zierliche Ding, das man eine Hut-Mumie nennen könnte, ſo oft an ſein Herz gedrückt, daß er deſſen Daſeyn nun gar nicht mehr fühlte. Das iſt ſehr glaublich, und lange nicht ſo ſeltſam, als was Montaigne, um die Macht alter Gewohnheiten zu beweiſen, von einer Bauersfrau erzählt. Dieſe nahm ein Kälbchen in der Stunde ſeiner Geburt auf den Arm, und liebkoſete es wie ein Kind. Mit dieſem Hätſcheln fuhr ſie täglich fort, und trug das liebe Thierchen noch herum, als es ſchon, von ihr faſt nicht bemerkt, zu einem großen Stier heran gewachſen war.

Wenn dieſes Geſchichtchen eine Legende iſt, mag es Herr Montaigne verantworten. Wir halten uns dabey nicht auf, ſondern eilen unſerm Secretair nach, der ſchon mit ſeinen zwey Hüten durch die Gaſſen ſtolziert, und von allen Menſchen angeſtaunt und behohnlächelt wird.

Es war ihm unbegreiflich, was Alt und Jung mit ihm vorhatte. Er muſterte mit ängſtlichen Augen die ganze Vorderſeite ſeines Körpers, um den anſtößigen Makel zu entdecken; er betaſtete ſich hinten, ob ihm vielleicht ein ſchadenfrohes Gaſſen-Genie einen Haſenſchwanz oder ſonſt ein Schandzelchen angeheftet hätte: aber überall war alles, wie es ſeyn ſollte, und die Leute fuhren dennoch fort, ihm ins Angeſicht zu lachen.

Darüber unruhig, drehte er ſich rechts, drehte er ſich links, ſah bald vorwärts, bald rückwärts, und erblickte jetzt auf Ein Mahl des Herrn Präſidenten von Zwinger Hochwohlgeboren, der nur ſechs Schritte hinter ihm, und ebenfalls, wie er, auf dem Wege nach der Kanzelley war.

Jetzt gerieth nun vollends der ſchon vorher ſo beängſtigte Secretair in ein unterthänigſtes Schrecken, und vergaß in ſeiner doppelten Herzensbeklemmung ganz und gar, daß er ſeit fünf oder ſechs Jahren zum erſten Mahl einen Hut auf dem Kopfe hatte. Er ſprang, um ſeinem hohen Vorgeſetzten nicht den Rücken zu zeigen, plötzlich auf die Seite, machte wie ein gemeiner Soldat, wenn ein hoher Officier vorüber geht, Fronte gegen den Präſidenten, bückte ſich, als er näher kam, bis faſt auf die Erde, manövrirte dazu mit dem Armhute, und behielt den andern auf dem Kopfe.

Herr von Zwinger, der den lächerlichen Ueberfluß von Hüten ſogleich bemerkte, warf dem Complimentarius, ohne ihm zu danken, einen finſtern Blick zu, der eine Miſchung von Zorn und Erſtaunen ausdrückte. So ging er kopfſchüttelnd vorüber. Honig wollte über dieſe ungnädige Pantomime faſt in die

Erde verſinken. Der Bediente hinter dem Präſidenten glotzte ihn noch ſtärker an, und lachte ihm frech unter die Naſe. Doch plötzlich ward das Geſicht des kecken Schliffels ſehr ernſthaft. Er trat dem Secretair nahe auf den Leib, betrachtete deſſen Caſtorhut ſo ſcharf, wie ein Güterbeſchauer ein contrabandes Stück Waare, eilte dann ſeinem Herrn nach, und ſagte ihm, mit einem bedenklichen Rückblick auf den Secretair, etwas ins Ohr.

Das geſchah an der Thür der Kanzelley. Der Präſident ging hinein, und erwartete den unrechtmäßigen Inhaber ſeines Hutes auf der Hausflur.

Welcher beſtürzende Anblick für Dieſen, als er jetzt ins Kanzelleyhaus trat, und den Präſidenten mit dem grimmigſten Geſichte gegen ſich Fronte machen ſah! Er ſuchte das drohende Zorngewitter durch den tiefſten Bückling ſeines Lebens zu zertheilen;

aber umſonſt! Es ſchlug ein. Der Präſident erhob gegen ihn ſeine Hand, und warf ihm mit den Worten: „Sie haben Sich wohl meinen Hut auf den Schädel genagelt?“ den Filz vom Kopfe.

Honigs Entſetzen denke ſich der geneigte Leſer ſelbſt! Man würde ſich nur ſeine Schande daran beſchreiben. Es war ihm nicht anders, als ob ihm Hut und Kopf zugleich vor die Füße gelegt würde. Ganz zerknirrſcht, ganz zermalmt, ganz vernichtet ſtand er da, und war keines Lautes fähig.

Der Verräther im Bortenrocke hob den Hut von der Erde auf, und hielt ihn ſeinem Herrn, zur Anerkennung ſeines Eigenthums, vor die Augen.

„Er iſt's allerdings!“ rief der Präſident. „Zum Teufel! wie kommt der Herr zu meinem Hute?“ —

Der todtenbleiche Secretair wollte antworten, und klappte die Lippen auf und zu, wie ein Fiſch, der auf trocknem Lande nach Luft ſchnappt; er war aber noch nicht im Stande, ein vernehmliches Wort zu ſprechen.

„Antworten Sie mir!“ fuhr ihn der Präſident hitzig an: „Wie kommt dieſer Hut, der mir vor acht Tagen im Park vom Kopfe geſtohlen ward, auf den Ihrigen?“ —

„Ich — ich — ich —“ ſtammelte Honig, und brach in ein weibiſches Geheul aus, das ſeine angefangene Vertheidigung wieder erſtickte.

„Nun, ich will doch nicht hoffen?“ — ſprach der Präſident hart. „Reden Sie! Ich frage zum letzten Mahl.“ —

„Ach!“ — ſtotterte Honig mit einem Tone und einer Miene, die einen Stein zum Mitleiden hätte bewegen mögen —

„Ach, gnädiger Herr, ich bin wahrhaftig kein Straßenräuber!“ —

„Das glaub' ich Ihnen;“ ſagte Herr von Zwinger mit ſanfterer Stimme: „Dafür bürgt mir ſchon Ihre Furchtſamkeit. — Sie haben den Hut wahrſcheinlich gekauft?“ —

Das bejahte Honig mit etwas leichterm Herzen, und bezeichnete die Trödelbude, die Wiege ſeines Jammers, genau.

„Gut. Ich werde das Hehlerneſt zerſtören. Was gaben Sie für den Hut?“

„Zwey Thaler.“

„Hier haben Sie Ihr Geld wieder. — Aber was in aller Welt machten Sie mit zwey Hüten auf der Gaſſe? — Ich geſtehe, daß mir um Ihren Verſtand ein wenig bange war.“ —

Honig antwortete, daß ihm Gewohnheit und Zerſtreuung dieſen Poſſen geſpielt hätten, und der Präſident ging lachend die Treppe hinauf.

Der Secretair wollte ihm folgen; allein der Schrecken hatte ſeine Glieder ſo gelähmt, daß er es nicht vermochte. Er fühlte ſich krank, mußte ſich in einer Sänfte nach Hauſe tragen laſſen, und einige Wochen lang das Bett hüthen.

Der Präſident, der im Grunde kein bösartiger Mann war, bereute jetzt ſeinen Ungeſtüm, wodurch er den unmännlichen Schwächling beynahe in Todesgefahr gebracht hatte. Er beſuchte ihn, und both alles auf, ſeine Geneſung zu befördern. Dabey faßte er den heilſamen Vorſatz, ſeinen Jähzorn künftig beſſer im Zügel zu halten, und ſich nie wieder von ihm zu einer ſo wilden und unanſtändigen Handlung hinreißen zu laſſen. Den Hut, der dieſe Scene veranlaſſet hatte, wollte er zeitlebens zum Andenken aufbewahren. „Er ſoll mir," ſprach er zu ſich ſelbſt, „ein beſtändiger Warner vor der Unart des Aufbrauſens ſeyn." —

Vier oder fünf Jahre nachher beſchloß unſer Secretair, ſich in den Stand der Ehe zu begeben. Seine Vermögensumſtände und Ausſichten machten ihn zu einer annehmlichen Partie. Er hatte unter vielen artigen Mädchen die Wahl, und beſann ſich lange, um keinen Mißgriff zu thun. Am Ende hob er aus dem Kreiſe ſeiner weiblichen Bekannten die empfindſame Henriette, die Tochter eines verarmten Kaufmanns, heraus.

Das war eine recht hübſche Blondine, die bey jeder Gelegenheit mit ihrem zarten und gefühlvollen Herzen prunkte. Sie fiel faſt in Ohnmacht, wenn jemand in ihrer Gegenwart eine Fliege auf ſeiner Naſe erſchlug, und bejammerte den unglücklichen Zuſtand der Krähen, die ſie ohne Pelz und Filzſchuhe im Schnee waten ſah. Bey dem allen hatte ſie viel Schuld am Verfall des väterlichen Hauſes. Sie ſtand ihm, als mutterloſe Wirthſchafterin, ſo übel vor, daß der Erwerb ihres Vaters nicht zureichte, den unmäßigen Aufwand, den die Vernachläſſigungen ſeiner unſorgſamen Tochter verurſachten, zu beſtreiten. Halbe Nächte lang liebelte und koſete ſie mit dem Monde; aber nach dem Anblick der Sonne trug ſie ſo wenig Verlangen, daß ſie oft bis an den Mittag ſchlief, und indeſſen eine untreue Köchin auf den Markt gehen, und ſich Schwänzel- und Korbpfennige machen ließ.

Außer dem vergeudete das eitle Mädchen große Summen für unnützen Modetand, der immer bald wieder aus Ueberdruß in die Plunderkammer geworfen, und durch neuen erſetzt ward. Kurz, Henriette war in jeder Rückſicht eine ſchlimme Haushälterin, und überdieß ein ſehr leichtſinniges Weſen. Ihre Empfindeley und Schwermütheley, ihre zärtliche Liebſchaft mit dem Monde, und andere dergleichen Schwärmereyen, waren nichts als täuſchende Schminken, durch die ſie zu jener Zeit, da der nun vergeſſene Stegwart noch hoch am Brete, und Empfindſamkeit das Loſungswort der feinen jungen Welt in Deutſchland war, zu gefallen ſtrebte.

Sie hatte ſich nicht verrechnet; denn ſie kam wirklich bloß dadurch unter die Haube, daß der gutherzige Honig in frommer Einfalt glaubte, die Verbindung mit einer ſo gefühlvollen Seele müſſe das verlorne Paradies auf Erden erſetzen.

Die Flitterwochen, in welchen gewöhnlich der Himmel voll Geigen hängt, und Henriette noch nicht Gelegenheit hatte, ihre Wirthſchaftskunſt völlig zu entwickeln, beſtätigten ihn in dieſem Wahn. Sie war das gefälligſte Weibchen, und er der glücklichſte Ehemann unter der Sonne, oder vielmehr, da von einem ſo empfindſamen Paare die Rede iſt, unter dem Monde.

Als ſie eines Abends ihren Vater beſucht hatte, und um die Zeit, da ihr Mann gewöhnlich von der Kanzelley zurück kam, wieder heim ging, redete ſie unter Weges ein Herr an, den ſie nicht kannte. Er fragte höflich, ob er die Ehre haben könne, ſie nach Hauſe zu begleiten. Sie verbat ſich ſeine Geſellſchaft; er drang ſich aber mit ſüßen Schmeicheleyen auf, und verfolgte ſie bis in ihre Wohnung, die, wohl zu merken, im unterſten Stock auf ebener Erde war.

Ein Knabe, der ihr aufwartete, brachte Licht. Indeſſen beobachtete der fremde Geleitsmann einen ruhigen Anſtand. So bald aber der kleine Lucifer wieder abgetreten war, fing jener ernſtlich an, die junge Frau mit Liebkoſungen zu beſtürmen, und ſchob in der Geſchwindigkeit, um nicht geſtört zu werden, den Riegel vor die Thür.

Henriette ſchalt, ſträubte ſich, rang mit ihm, und wehrte ſich ſo tapfer, daß dem verliebten Freybeuter kein Kuß zu Theil ward. Während dieſes Ehrenkampfes kam Honig vor der Stubenthür an, und rief, als er ſie verriegelt fand, ſeiner Frau zu, ihn einzulaſſen.

„Gott Lob, da kommt mein Mann!“ jubelte Henriette, und öffnete im Fluge die Thür. Der Fremdling ſah ſich beſtürzt nach einem Verſteck um, und entſchloß ſich kurz, zum Fenſter hinaus zu ſpringen. Er riß es auf, und war ſchon mit dem Kopfe im Freyen, als Honig ins Zimmer trat, und einen lächerlichen Verſuch machte, ſeinen

kurzen,

kurzen eingeroſteten Galanterie-Degen, auf deſſen Klinge ungefähr ein halbes Dutzend Leipziger Lerchen Platz gehabt hätten, aus der Scheide zu ziehen. Immer vergebens daran zuckend und zuckend, trippelte er mit kleinen ſchnellen Schritten, wie Vater Pantalon in den italiäniſchen Pantomimenſpielen, die Stube entlang, und nach dem letzten Fenſter hin, durch welches der Abenteurer die Flucht nahm, und mit einem raſchen Sprung entwiſchte.

Honigmännchen ſah ihm durchs öffne Fenſter nach, und rief triumphirend: „Er hinkt! er hinkt!“ — Es war ihm, ungeachtet er ſo entſchloſſen zu den Waffen griff, ungemein lieb, daß ſich der Feind ohne Kampf zurück gezogen hatte.

„Er wird ſich doch nicht etwa einen Fuß verſprungen haben!“ ſagte Henriette mit einem kläglichen Tone.

„Das wär' ihm ſchon recht!“ erwiederte Honig.

„O, nicht ſo lieblos, mein Trauter! Man muß auch ſeinen Feinden kein Unglück wünſchen.“

„Wohl wahr, mein Täubchen! Aber ſieh, ich bin verdammt kitzlich an der Stirn, und der Herr Sansfaſſon hatte doch keine andere Abſicht, als mir da Schmerzen zu machen. Ich möchte nur wiſſen, wer er war.“ —

Henriette erzählte jetzt mit den kleinſten Umſtänden, was ihr begegnet war, und beſchrieb den zudringlichen Gaſt mit der Genauigkeit eines Steckbriefs. „Es war ein Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren,“ ſagte ſie, „der ſich durch eine lange Habichtsnaſe, ſtarke, buſchichte Augenbraunen, und eine kahle Platte auf dem Kopfe, ſehr auszeichnete.“ —

„Gott im Himmel!“ rief der Secretair und taumelte, als ob er ohnmächtig würde, hinter ſich aufs Sopha. Er ſprang aber plötzlich wieder auf, weil er ſich auf etwas Hartes geſetzt hatte. Es war ein Hut. Er eilte damit ans Licht, beſah ihn genau, erblaßte wie eine Leiche, und ſchlug mit dem Ausruf: „O ich unglücklicher Mann!“ die Hände über dem Kopfe zuſammen.

„Was haſt Du? Was fehlt Dir?“ fragte Henriette.

„Ich bin verloren! Dieſer Hut — Wie kommt dieſer Hut hierher?“

„Das weiß ich nicht. Wahrſcheinlich hat ihn der Fremde zurück gelaſſen.“

„Nun, ſo gnade mir Gott! Dieſer Hut gehört meinem Herrn Präſidenten.“

„Ach, Poſſen!“

„Ich kenn' ihn genau. Es iſt derſelbe, den er mir vor fünf Jahren vom Kopfe ſchlug.“

„Alſo der Präſident wäre mein Liebhaber geweſen?“

„Kein Anderer. Die ganze Schilderung, die Du entwarfſt, paßt Zug für Zug auf ihn.“

„Das iſt luſtig!“

„Wie? — Luſtig? — Ich wollte mein halbes Vermögen darum geben, wenn ich dieſen Vorfall ungeſchehen machen könnte.“

„Ich begreife nicht, was Dich ſo ängſtet und außer Faſſung bringt.“

„Ach, Jettchen! — Hab' ich nicht gegen meinen Vorgeſetzten den Degen gezogen?“

„Nur ziehen wollen, mein Guter! Es ging ja nicht.“

„Gleich viel. Es war ein Unternehmen gegen die Subordination.“

„Und die Zudringlichkeit des Präſidenten ein Unternehmen gegen Dein Ehebett.“

„Wär' ich Soldat, ich hätte die Kugel vor den Kopf verdient."

„Und was denn der Präſident? — Er iſt ſtrafbarer als Du!"

„Aber — er iſt Präſident!" —

„Pfuy, nicht ſo kleinmüthig! Nur in Dienſtſachen iſt er Dein Vorgeſetzter. Hier im Hauſe biſt Du Präſident! — Er fühlte das ſelbſt; ſonſt hätt' er ſich nicht ſo furchtſam aus dem Staube gemacht."

„Und ich werde nun ewig im Staube bleiben, werde nie höher ſteigen."

„Weiche Grillen! Wirf den Hut auf die Gaſſe, und damit Lied am Ende!"

„Ihm den Hut nachwerfen? Beleidigung auf Beleidigung häufen? — Jettchen! wo denkſt Du hin?"

„Aber ich bitte Dich, lieber Honig, was iſt denn ſonſt bey der Sache zu thun?"

„Ich will ihm den Hut, ſauber eingepackt, ins Haus ſchicken."

„Du ſcherzeſt. Das wäre wohl ein erzſchwacher Streich, und die tollſte Beleidigung, die ſich erſinnen ließe.“

„Wie ſo? Ich ſchreibe ihm, natürlicher Weiſe, einen höflichen Brief dazu.“ —

Henriette lachte laut auf. Sie ſah nun auf Ein Mahl, daß ſie ſich mit einem erbärmlichen Dümmling vermählt hatte. Doch war ihr dieſe Entdeckung eben nicht unangenehm.

Honig bog den Präſidentenhut, den er auf dem Sopha etwas ſchief gedrückt hatte, mit der mühſamſten Sorgfalt wieder in die rechte Form, bürſtete ihn rein, und verſchloß ihn in ſeine Commode. Dann machte er Anſtalt, an den Herrn von Zwinger zu ſchreiben. Aber ſein ganzer Papiervorrath ſchien ihm zu dieſem wichtigen Briefe nicht fein genug. Er ging aus, kaufte das koſtbarſte Velinpapier mit goldnem Schnitt, das er auftreiben konnte, und ſchrieb dann, nach

Vorausſendung der gebührenden Titulatur, mit den ſchönſten Federzügen folgende Epiſtel:

„Anbey gebe mir die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren Dero trefflichen Caſtorhut, welcher Denenſelben in meiner Wohnung abhanden gekommen, wohlbehalten zu überſenden, und wegen meiner übereilten Nachhauſekunft unterthänig um Verzeihung zu bitten. Bloß die gänzliche Unwiſſenheit, daß Ew. Hochwohlgeboren es waren, der mein niedriges Haus mit ſeiner hohen Gegenwart beehrte, hat mich zu einem Verbrechen verleitet, das ich bis zum letzten Hauche meines Lebens bereuen werde. Mit tiefſter Verehrung u. ſ. w.“

Als der Präſident am folgenden Morgen dieſen Brief nebſt der Beyfuge erhielt, ließ er ſich eben ein Wundpflaſter auflegen, weil Abends vorher die Reiſe durchs Fenſter nicht ganz glücklich ablief. Er ſtürzte, ſtatt auf die Füße zu kommen, der Länge nach ſo gewaltig aufs Steinpflaſter, daß ihm alle Weſtenknöpfe abſprangen, und er ſich die Hände und Schienbeine beſchädigte. Da mußte er denn freylich, wie Honig ganz recht geſehen hatte, davon hinken.

Seiner Schmerzen ungeachtet, brach er über den abgeſchmackten Brief in ein helles Gelächter aus. Er wußte nun erſt, wem er ins Gehäge gegangen war. Honigs Gattin war ihm bis jetzt ſo unbekannt, als deſſen Wohnung, geweſen.

Er ließ ihn auf der Stelle zu ſich rufen, und empfing ihn mit der Anrede: „Sie ſind ein guter einfältiger Tropf! Hätten Sie doch den verdammten Hut ganz ſtill bey Seite geworfen, oder einem Bettler geſchenkt; das war das Klügſte, was Sie thun konnten. Ihr Brief iſt ein Meiſterſtück von . . . . Sie mögen ſich ſelbſt denken, was ich aus Höflichkeit verſchweige. Doch eine Stelle darin müſſen Sie mir noch erklären. Was haben Sie denn für ein Verbrechen gegen mich begangen, das Sie zeitlebens bereuen wollen?"

„Ich" — antwortete Honig zitternd und ſtammelnd — „ich unterſtand mich — weil ich das Unglück hatte, Ew. Gnaden nicht zu kennen, — die Hand an meinen Degen zu legen."

„An Ihr Lerchenſpießchen?" ſagte der Präſident, und lächelte darauf hinab. „Das ſey Ihnen von Grund der Seele vergeben! Uebrigens aber, Herr Secretair, tanzen wir nicht mehr zuſammen. — Erſchrecken Sie nicht! Es iſt nicht böſe gemeint. Ich muß aber geſtehen, daß mir der tägliche Anblick eines Mannes, mit dem ich zwey ſo tragikomiſche Auftritte gehabt habe, unerträglich ſeyn würde. Wir müſſen alſo auf eine freundliche Trennung denken. — Sagen Sie mir, könnten Sie wohl, wenn ich Ihnen einen beſſern und einträglichern Poſten verſchaffte, zweytauſend Thaler Caution ſtellen?"

„Das kann ich, gnädiger Herr. So viel beträgt noch aufs Haar der Reſt meines väterlichen Erbtheils."

„Nun gut, ſo will ich Ihnen einen Vorſchlag thun. Der Graf von Tarnau, der, wie Sie wiſſen, die große Standesherrſchaft Elſenhain und mehrere Güter beſitzt, ſucht einen Gerichtsverwalter, und hat mich gebeten, ihn mit einem ehrlichen Mann zu verſorgen. Er gibt, nebſt freyer Wohnung auf ſeinem prächtigen Schloſſe, fünfhundert Thaler beſtimmten Jahrgehalt; die Accidenzien und Sporteln belaufen ſich vielleicht eben ſo hoch, und überdem führt ſein Juſtiziar, dem alten Herkommen nach, den Titel als Hofrichter. Er muß aber, weil er oft viel Geld unter die Hände bekommt, den erwähnten Vorſtand machen. — Was halten Sie von dieſer Stelle? Haben Sie Luſt dazu?“ —

„Ich bin ganz in Extaſe. Wo ſoll ich Worte finden....“

„Es bedarf nur eines einzigen. Ja oder Nein!

„So ſag' ich mit dem dankbarſten Entzücken — Ja.“

„Das freut mich. Sie ſind eine ehrliche Haut; ich kann Sie meinem Freunde, dem Grafen, mit vollem Vertrauen empfehlen. — Wollen Sie ſich aber nicht vielleicht, ehe wir die Sache ganz richtig machen, mit Ihrer Frau über dieſe Veränderung beſprechen?“

„Ich brauche das nicht, mein gnädiger Herr. Die gute, ſanfte Seele hat keinen andern Willen als den meinigen.“

„Beneidenswerther Mann! Sie haben

eine ſeltne Perle gefunden! — Wir ſind alſo einig. Gehen Sie nach Hauſe, und entwerfen Sie eine kurze Bittſchrift um Entlaſſung Ihres bisherigen Dienſtes. Ich ſchreibe indeſſen an den Grafen, und, wenn Sie ſonſt wollen, können Sie ſchon in acht Tagen nach Elſenhain abreiſen. — Nun iſt mir's doch lieb, daß Sie mir meinen Hut wieder auslieferten. Ich gab ihn ſchon verloren; aber auf dieſe Art will ich ihn gewiß nicht weiter aufs Spiel ſetzen. Er wird mir immer lieber und werther, und dient mir, in der That, als ein kleines Compendium der Moral. Ich habe, ſeitdem ich ihn auf eine ſo ungeſtüme Art von Ihrem Kopfe herab langte, meinen Jähzorn glücklich bezähmt, und will nun auch der Thorheit entſagen, auf meinen geſtrigen Wegen zu wandeln. Es iſt Zeit, daß ich aufhöre zu ſchwärmen. Mein Haar wird grau. — Adieu, Herr Hofrichter! Meinen Empfehl zu Hauſe!“ —

Honig war vor Freude ſo außer ſich, daß er dieß Mahl nicht ſeinen gewöhnlichen Eyerſchritt ging, ſondern wie ein Böcklein nach Hauſe ſprang. Er ſtürzte ſeiner Frau in die Arme, und verkündigte ihr athemlos, daß ſie künftig tauſend Thaler jährliche Einnahme haben, und einen Pallaſt bewohnen würden. Henriette brach in ein Jubelgeſchrey aus, und die beyden Glücklichen tanzten und ſchwärmten fünf Minuten lang im fröhlichſten Taumel.

Als ſie ausgeraſet hatten, kamen erſt die nähern Umſtände des neuen Glücks zur Sprache, und Henriette fragte, in welchem

Theile der Stadt ihr künftiger Wohnpallaſt liege.

„Du ſuchſt ihn in der Stadt?“ — erwiederte Honig, und lächelte ſchalkiſch dazu.

„Ey, wo denn ſonſt?“ rief ſie ein wenig beſtürzt.

„Weit gefehlt, mein Liebchen! Unſer Sorgenfrey liegt dreyßig Meilen von hier.“

„Dreyßig Meilen? — Du ſpaßeſt! — In welcher Reſidenz?“

„In der Reſidenz der Natur.“

„Ich bitte Dich, verſchone mich jetzt mit redneriſchen Blumen! Sag' mir mit Einem Worte, wo wir künftig wohnen werden.“

„In Elſenhain, auf dem Schloſſe des Grafen von Tarnau.“

„Doch nicht etwa gar auf einem Dorfe?“

„Vielleicht — wahrſcheinlich — Aber

was geht uns das Dorf an? — Wir wohnen in gräflichen Zimmern, und ſehen hoch herab ins blühende Reich der ſchönen Natur.“

„Nimmermehr! — Ich laſſe mich in dieſes Exil, in dieſes Sibirien, nicht verweiſen.“

„Henriette, Deine Sprache ſetzt mich in Erſtaunen! Du biſt ja ganz verändert, ganz ausgetauſcht! Wie kannſt Du's über Dein empfindſames Herz bringen, das liebliche Land, das Paradies gefühlvoller Seelen, zu ſchelten? Wie kannſt Du Dich nur einen Augenblick ſträuben, dieſe düſtern, beklemmenden Mauern zu verlaſſen? — Hier mußt Du Dich kümmerlich wenden und drehen, um Deinen Freund, den Mond, aus den Luken enger Gaſſen zu begrüßen — dort erblickſt Du ihn im ganzen Umfang ſeiner Pracht, ſiehſt ihn Fluren und Haine verſilbern. — Hier lärmen und toben wilde

Straßenbuben und betrunkener Pöbel — dort trillert die Nachtigall, dort zirpet das Heimchen. — Hier ſtinken Cloaken — dort düſten Veilchen und Roſen.“

„Und dort“ — fiel Henriette ärgerlich ein — „dort ſtirbt man vor langer Weile, und hier gewähren uns Geſellſchaften, Konzert und Schauſpiel den angenehmſten Zeitvertreib.“

„Zeitvertreib!“ — rief Honig: „Wenn ich nur dieſes fatale Wort nicht mehr hören ſollte! — Iſt denn die Zeit ein Feind, den man immer vertreiben muß? — Ich dächte, ſie eilte von ſelbſt ſchnell genug dahin!“ —

Das war ein kluges und männliches Wort, wie es der gute Honig nur ſelten ſprach. Die modiſchen Klagen über lange Weile, wodurch ſich viele Herren und Damen, die einen überſpannten Dünkel von ſich haben, das vornehme Anſehen zu geben

ſuchen,

ſuchen, als ob nichts in der Welt für ſie und ihren feinen Geſchmack gut genug ſey, ſind wirklich eine lächerliche Thorheit. „Ich ennüyire mich!“ hört man überall, und oft an Orten und bey Gelegenheiten, wo ſich mancher verſtändige Mann recht wohl unterhält. Warum rennen denn die armen unempfänglichen Leute Tag für Tag dem Vergnügen der Geſellſchaften und Schauſpiele nach, wenn ſie allenthalben von einem gähnenden Dämon verfolgt und geplagt werden? — Warum bleiben ſie nicht lieber in ihrer häuslichen Einſamkeit, wo der gebildete und zum Denken und Arbeiten gewöhnte Menſch nie lange Weile hat? —

„Mit Einem Worte, liebes Weibchen,“ — fuhr Honig fort — „wir können hier nicht länger hauſen. Der Herr Präſident ſagte mir unter die Augen, daß ihm durch die zwey Hutgeſchichten, die zwiſchen ihm und mir vorgefallen ſind, mein

Anblick unerträglich geworden ſey. — Sieh, das iſt der Keil, der uns von dannen treibt!“

„Du haſt Dir dieſen Keil ſelbſt zugeſpitzt. Ich warnte Dich vorher. Aber bey dem allen begreif' ich nicht die Nothwendigkeit, Dich dadurch von Amt und Brod treiben zu laſſen. Du dienſt dem Fürſten, nicht dem Herrn Präſidenten, wie Du immer zu ſagen pflegſt. — Laß doch das ängſtliche Wörtlein Herr unter vier Augen weg! — Was darf er Dir denn thun, der Präſident, wenn Du Nein ſprichſt? Er kann Dich wegen ſeiner Privatgrillen nicht zur Abdankung zwingen.“

„Das kann er freylich nicht; aber mich anfeinden, verfolgen, unterdrücken, und mir alle Wege zu einer höhern Beförderung verſperren — das kann er, das wird er. Kurz, ich gab ihm mein Wort, Hofrichter in Elſenhain zu werden, und ich muß es halten.

Ich wollte lieber in den Tod gehen, als es wieder zurück nehmen. Er würde mich ſo gräßlich anſchnauben, daß mich auf der Stelle der Schlag rührte."

„Du fürchteſt Dich aber auch vor ihm, als ob er der allmächtige Gott wäre!" rief Henriette mit einem verächtlichen Blick, und eilte ohne Abſchied fort zu ihrem Vater, um Dieſem ihr Leid zu klagen.

Hier fand ſie aber keine Hülfe. Er ſchalt ſie eine Thörin, daß ſie eine ſo anſehnliche Verbeſſerung ihrer Umſtände als ein Unglück betrachte. Doch gab er ihr auch den Troſt, daß ſie in Elſenhain keine lange Weile haben werde. „Der Graf Tarnau," ſprach er, „lebt wie ein Fürſt. Er gibt täglich den benachbarten Edelleuten und Officieren, die Ein Mahl für immer eingeladen ſind, offene Tafel, unterhält eine eigene muſikaliſche Capelle, hat ſogar ein Theater, und nimmt von Zeit zu Zeit herumziehende Schauſpielertruppen in Sold. Bisweilen ſpielt er auch ſelbſt mit ſeinen Freunden darauf. Uebrigens iſt er ein großherziger Mann ohne Stolz, und geht mit ſeinen Beamten und Officianten, die ſich anſtändig zu betragen wiſſen, wie mit ſeines Gleichen um. Wenigſtens iſt mir bekannt, daß er ſeinen vorigen Hofrichter und deſſen Frau zu allen Geſellſchaften gezogen hat.“

Henriette ward, als der Papa ſo tröſtlich ſprach, wieder wohlgemuth. Das lachende Bild der gräflichen Haushaltung gefiel ihr ungemein. Beſonders zog das Theater, wie ein Magnet, ſie an. Sie traute ſich ſelbſt einiges Talent für die Schauſpielkunſt zu, und wünſchte ſchon längſt, eine Privatbühne zu betreten; ihr Vater ſetzte ſich aber, ſo lange ſie noch unter ſeiner Gewalt ſtand, mit unerbittlichem Ernſt dagegen. Nun hoffte ſie, daß ihr Thaliens Lorberkranz in Elſenhain aufgehoben ſey. Auch die Gaſtfreyheit des Grafen eröffnete ihr erfreuliche Ausſichten. Sie machte ſchon Jagd auf die empfindſamen Herzen ſeiner Tafelfreunde, und verſprach ſich eine Legion Anbeter. In der Stadt, wo es einen großen Zuſammenfluß von jungen Schönen gab, war ſie bisher noch nicht ſo bemerkt worden, als ſie zu verdienen glaubte; auf dem Lande hingegen durfte ſie auf einen reichlichern Herzensfang rechnen, weil dort der Mangel an Atzung die verliebten Vögel kirrer zu machen pflegt.

Von dieſen angenehmen Vorſtellungen erfüllt, kam ſie mit dem heiterſten Geſichte nach Hauſe, und erfreute ihren bekümmerten Mann durch die Erklärung, daß ſie nun entſchloſſen ſey, mit ihm die Stadt zu verlaſſen. Acht Tage darauf reiſeten ſie nach Elſenhain ab.

„Ich achte mich“ — ſagte der Graf bey ihrer Ankunft — „meinem Freunde, dem Präſidenten, doppelt verbunden, daß er mich nicht nur mit einem wackern Geſchäftsmann, ſondern auch mit einer angenehmen Geſellſchafterin, verſorgt hat.“ — Wie lieblich klang dieſes Kompliment Henrietten! Etwas ſo Schönes hatte ihr noch kein Graf geſagt. Die Stadt war nun im Augenblicke vergeſſen.

Der Graf, ein alter Hageſtolz, war eben kein Freund des weiblichen Geſchlechts; aber die gewandte Schmeichlerin wußte ſich ſeinen Launen und Eigenheiten ſo anzuſchmiegen, daß er ſie bald wie ſeine Tochter liebte. Sie machte die Wirthin an ſeiner Tafel, und war in einſamen Stunden ſeine Vorleſerin.

Eiſenhain ward durch ſie ſo belebt, als es noch nie geweſen war. Des Grafen Küche und Keller, die beyde weit umher im beſten Ruf ſtanden, lockten zwar auch ſonſt faſt täglich Gäſte herbey; doch fanden ſich bisweilen, wenn die Witterung nicht günſtig war, nur wenige ein, und dann und wann ließ man ihn ſogar allein ſpeiſen. Aber ſeitdem Henriette vorlegte, verfehlten wenigſtens die jungen Kavallerieofficiers aus den benachbarten Garniſonen nicht, ſich Mittags einzuſtellen, wenn es auch Steine geregnet hätte. Doch damahls unterſtanden ſich's die Gaſſenjungen im Monde noch nicht, uns Erdenbürger — der Himmel mag wiſſen warum — ſo ungezogen zu bombardiren, wie ſie es, nach Zeitungsberichten, ungefähr erſt ſeit Jahresfriſt anfangen. Die Herren Kornetts ſetzten ſich alſo zuweilen, der ſchönen Henriette zu Gefallen, bloß einem gewöhnlichen Wolkenbade aus, und ſonnten ſich bald wieder trocken am Strahl ihrer Augen. Dabey blieb es aber auch, und mußte dabey bleiben; denn der Graf ließ in ſeinem Hauſe keine Liebſchaft aufkommen, und erklärte ſich bisweilen, wiewohl unter der Hülle des Scherzes, ſo nachdrücklich dagegen, daß jedem, der ſich an ſeiner Tafel wohl befand und ſein Couvert nicht verlieren wollte, die Luſt verging, einen zärtlichen Roman unter ſeinen Augen anzuzetteln.

Das Schauſpielhaus in Elſenhain ſtand, als Henriette dort ankam, ſchon einige Jahre wüſt und leer. Der Graf war der wandernden Truppen, die ihm durch ihr ſtümperhaftes Spiel nur Ekel und lange Weile verurſachten, überdrüßig geworden. Auch die Vorſtellungen der Kunſtliebhaber hatten ſeit langer Zeit aufgehört, weil es an Actricen gebrach. Einige junge Officiers ſchlugen ſich zwar ins Mittel, und übernahmen die Frauenzimmer-Rollen; allein dieſe Amazonen ernteten mit ihren Küraſſierſtiefel-Schritten und Commandir-Stimmen wenig Beyfall ein, und wollten ſich, nach zwey oder drey unglücklich abgelaufenen Verſuchen, nicht weiter auslachen laſſen.

Henriette weckte die ſchlafende Kunſt, und ruhte nicht eher, bis die Bühne wieder eröffnet wurde. Sie ſelbſt fiel als Meiſterin vom Himmel, und trat ſogleich, ohne ſich mit Anfänger-Rollen abzugeben, als erſte Liebhaberin im Luſt- und Trauerſpiel auf. Ein Fräulein aus der Nachbarſchaft, das während der theatraliſchen Pauſe herangewachſen war, ſpielte die zweyten Rollen, und ihre Gouvernante, eine alte franzöſiſche Mamſell, war in gebrochenem Deutſch bald eine gute, bald eine böſe Mutter. Der Graf ſelbſt polterte und moraliſirte als Komödienvater, und an Liebhabern fehlte es ſo wenig, daß gemeiniglich noch ein ſtarkes Reſervecorps, das auf der Bühne nicht gebraucht wurde, hinter den Couliſſen ſtand, und ſich oft, um nicht ganz müßig zu ſeyn, ſehr dringend erboth, die Damen — mit Ausſchluß der ſechzigjährigen Deutſchfranzöſin — im Ankleidungszimmer zu bedienen.

Auch der Herr Hofrichter verſuchte ſich einige Mahl in Chevalier-Rollen, führte ſie aber ſo ſteif und geſchmacklos aus, daß ihm der Graf den freundſchaftlichen Rath gab, dem Theater entweder ganz zu entſagen, oder nur Schulmeiſter und andere Pedanten zu ſpielen. Das ſchien ihm eine höchſt unbillige Würdigung ſeiner Fähigkeiten; denn er glaubte, ſeinen Stutzer mit der Leichtigkeit eines Schmetterlings dargeſtellt zu haben. Daher entzog er ſich in der Folge der Bühne, und ſchützte immer, wenn man ihm eine Schulmeiſterperrücke aufſchwatzen wollte, dringende Amtsgeſchäfte vor.

Es verdroß ihn beſonders, daß ihm niemand angelegentlicher als ſeine Hausehre zumuthete, ſich durch ein ſolches Raupenneſt zu verunſtalten. „Ey!“ rief er einsmahls voll Aerger aus, „ich glaube, Du pflanzeſt mir am Ende noch etwas Schlimmeres auf den Kopf! Dein Herz iſt ſeit dem Tage, da mir der Präſident das erſte Wort von Elſenhain ſagte, durchaus umgeſchaffen und wie mit einer Eisrinde überzogen. Vor unſerer Heirath war bloß der Mond mein unſchuldiger Nebenbuhler; doch jetzt hab' ich leider andere von einer gefährlichern Art, und er und ich ſind Dir gleichgültig geworden. Er mag jetzt noch ſo hold und lieblich vom Himmel lächeln, Du ſiehſt ihn nicht an, ſondern treibſt lieber in einem Kreiſe dampfender Oehllampen Deine Gaukeleyen; und ich gelte Dir ſo wenig, daß Du mich bloß zum Narren in Poſſenſpielen brauchen willſt. Dergleichen Zumuthungen muß ich mir zwar von meinen Herrn, dem Grafen, gefallen laſſen; aber aus Deinem Munde beleidigen ſie mich, und ich verbitte ſie mir.“ —

Henriette lachte, ſchalt ihn einen Grillenfänger, und blieb wie ſie war. Er und der liebe Mond kamen bey ihr nicht wieder zu Ehren.

Die Schauſpiele in Elſenhain waren ungefähr ein Jahr lang im Gange, als ſich eine Schaar theatraliſcher Zugvögel, deren Führer ſich Haſenzwirn nannte, in dem nahen Städtlein Klatſchfeld niederließ, und mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. Nur das alte Rathhaus, wo Herr Haſenzwirn ſeine Gaukelbude aufſchlug, ſeufzte jämmerlich; denn es ſtand in Gefahr, von der Menge der Zuſchauer vollends zu

Boden gedrückt zu werden. Aber da war keine Schonung. Selbſt der wohlbeleibte Herr Bürgermeiſter und ſeine nicht minder runde Gemahlin, die beyde allein mehr wogen, als alle Schneider und Leinweber des Städtleins in Summa, wälzten ſich einen Abend wie den andern, mit ihren Freybillets in der Hand, die ſtöhnenden Treppen hinauf, und ließen ſich ſogar, um ihr körperliches Gewicht während der Vorſtellung noch ſchwerer zu machen, große Bierflaſchen und kalte Küche nachtragen.

An dieſem Sturm und Drang war hauptſächlich der Stadtſchreiber Schuld, der bey ſeinen Mitbürgern als ein gelehrtes Orakel galt, und gleich nach der erſten Vorſtellung den entſcheidenden Ausſpruch that: es gebe auf dem ganzen Erdboden keine ſo vollendeten Künſtler als Haſenzwirn und ſeine Geſellen. Das bethete die ganze Stadt ihm gläubig nach, und ward nun nicht müde, die armſeligen Poſſenreißer zu ſehen und zu bewundern; denn was der Herr Stadtſchreiber ſagte, das war in Klatſchfeld ſo gut wie eine Stimme vom Himmel. Seine Weisheit hielt man für unfehlbar, und ſeine Unparteylichkeit war bewährt. Er genoß zwar ebenfalls eines Freybillets, und dieſes Accidenz ſoll, der Sage nach, auf manche Theaterkritiken einen günſtigen Einfluß haben; er war überdieß in die junge und ſchöne Madam Haſenzwirn verliebt, und ſein Freybillet erſtreckte ſich ſogar bey ihr auf Amors Privattheater: doch alle dieſe verdächtigen Umſtände hatten auf den unbeſtechlichen Geſchmacksrichter nicht die geringſte Einwirkung, ſondern er lebte des feſten Glaubens, daß der Haſenzwirnſche Geſellſchaftsknäuel unter allen andern Knäueln ſeiner Art der feinſte ſey.

Nun fügte ſich's, daß der Ariſtarch von Klatſchfeld um dieſelbe Zeit, als ſein theatraliſcher Enthuſiasmus am ſtärkſten glühte, bey dem Grafen Tarnau ein Geſchäft hatte, und nachher von ihm zur Tafel eingeladen ward. Hier ging ſein Mund bald von dem über, deſſen das Herz voll war. Er unterhielt die Geſellſchaft von dem Komödienweſen ſeines Wohnortes, und ſtieß mit aller Macht in die Ruhmtrompete.

Henriette horchte hoch auf, und ſchmeichelte dem Grafen auf der Stelle den Entſchluß ab, die gerühmten Künſtler auf einige Zeit nach Elſenhain zu berufen.

Der Gaſt aus Klatſchfeld erblaßte, da ihn der Verluſt ſeiner Freypäſſe ins Theater und zum traulichen Kämmerlein der ſchönen Frau Direktorin ſo plötzlich bedrohte. Er wollte jetzt den Karren, den er durch unbeſchränktes Lob jener Schauſpieler in den Sumpf geſchoben hatte, mit der Hebewinde des Tadels, den er über einen Theil der Truppe ausſprach, wieder heraus arbeiten;

allein es gelang ihm nicht. Henriette hielt ihm durch die nagelneue Bemerkung, daß in der Welt nichts vollkommen ſey, das Gegengewicht, und der Graf gab noch in ſeinem Beyſeyn dem Hofrichter (der zugleich ſein Secretair war) den Auftrag, mit dem Direktor Haſenzwirn in ſchriftliche Unterhandlungen zu treten.

Honig ſäumte damit nicht, weil ihm das bisherige Dilettantenſpiel ein Dorn im Auge war. Sein Einladungsſchreiben ging gleich nach der Tafel durch einen reitenden Bothen ab, und kam noch eher nach Klatſchfeld, als der betrübte Stadtſchreiber, von einem matten Rößlein getragen, dort anlangte.

Haſenzwirn bedachte ſich keinen Augenblick, den erhaltenen Ruf anzunehmen. Er konnte ohnehin in Klatſchfeld nicht länger beſtehen; denn der ganze hochedle Rath und faſt alle Honoratioren ſahen ſeinen

Spielen

Spielen als Freyſaſſen zu, und die ſteuerbaren Theaterfreunde hatten ſich bald ausgebeutelt. Daher waren am Ende immer nur die vordern Freyherren-Stühle tüchtig beſetzt, aber die hintern Zahlbänke ſtanden leer. Hiermit war freylich das alte Rathhaus ſehr wohl zufrieden, doch der Schauſpiel-Direktor nicht. Er rüſtete ſich alſo (ungeachtet ſich der Stadtſchreiber die größte Mühe gab, ihn zu einem längern Aufenthalt zu bereden) ſo bald als möglich zur Abreiſe.

Die Geſellſchaft kam in einer Kutſche und zwey offenen Rollwagen in Eiſenhain an. Neben jener, die das Direktorium enthielt, ritt der leidtragende Stadtſchreiber, um der Madam Haſenzwirn durch ſeine Geleitſchaft die letzte Ehre zu erweiſen. Sein Fleiſchergaul legte ſogar Betrübniß an den Tag, und ſenkte den Kopf wie ein

Trauerpferd, das ſchwarz behangen hinter einer vornehmen Leiche geführt wird.

Als der ſeufzende Ritter am Schloßthore mit Thränen Abſchied genommen hatte, warf er plötzlich ſeinen Klepper herum, und prickelte ihn mit beyden Spornen, um in geſtrecktem Galopp, wie es einem verzweiflungsvollen Liebhaber eignet und gebührt, hinweg zu jagen. Aber der alte Schimmel ließ ſich lange vergebens bearbeiten, und als er ſich endlich zu einigen ſteifen Bocksſprüngen entſchloß, fiel er über ſeine eigenen Beine, und ſtürzte ſammt ſeinem Reiter in den Koth. Madam Haſenzwirn war ſo ungezogen, über dieſem Unfall laut aufzulachen, und ſich ſchnell zu entfernen, ehe ſie noch wußte, ob ihr Freund den Hals oder nur die Beine gebrochen hatte. Er blieb zum Glück unbeſchädiget, und ritt ſacht nach Hauſe, that aber, weil er das herzloſe Gelächter gehört hatte, einen heiligen

Schwur, in ſeinem Leben keiner Theatergöttin wieder zu huldigen.

Der Matador der Geſellſchaft, der die Liebhaber- und Heldenrollen ſpielte, nahm durch ſeinen vortrefflichen Wuchs und ſeine blühende Geſichtsbildung ſehr für ſich ein; er war aber ein unſittlicher Abenteurer, der ſich ſchon, ungeachtet er kaum fünf und zwanzig Jahre alt ſeyn mochte, in vielen Fächern verſucht hatte. Der Himmel mag ſeinen eigentlichen Geſchlechtsnahmen wiſſen; er nannte ſich jetzt Amarant. Sein Lebenslauf — wie er ihn ohne Scheu ſelbſt erzählte — war in nuce folgender: Er ward als Student, wegen unaufhörlicher Raufereyen, von der Univerſität verwieſen, ließ ſich als gemeiner Huſar anwerben, deſertirte mit Sattel und Zeug, warf ſich in einem fernen Lande zum Schriftſteller auf, ſchrieb elende Flugblättchen und noch elendere Rezenſionen, erwarb ſich aber mit dieſen Sudeleyen, wie billig, kaum trocknes Brod, und ſank plötzlich wieder zum Aufwärter in einem Kaffeehauſe herab. Hier bediente er die Frau Wirthin — ein junges artiges Weibchen — fleißiger als die Gäſte, und ward deshalb von ſeinem Herrn, der in dieſem Fache keinen Gehülfen brauchte, bey Nacht und Nebel aus dem Hauſe kallaſcht. Ein Schauſpieler bey einem Hoftheater nahm ihn als Bedienten an, verhalf ihm aber bald, um ſich des liederlichen Burſchen wieder zu entledigen, zum Aemtchen eines Rollenſchreibers und Lampenputzers. So ſah er täglich Schauſpiele, ſchwang ſich zum Statiſten auf, und ſetzte zuweilen als Bedienter ſogar einen Stuhl, oder übergab einen Brief. Doch mit dieſen ſtummen Geſchäften begnügte er ſich nicht lange. Er bekam Luſt, auf den hohen Beretern zu ſprechen, und ſchlug ſich zu einer kleinen Truppe, wo er ſchnell aus dem Bedientenſtande zu den höchſten Würden empor ſtieg, und mit dem Purpurmantel der Könige und Kaiſer bekleidet ward. Als Haupt- und Staats-Acteur zog er nun einige Jahre lang mit verſchiedenen Komödianten-Karavanen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, mitunter auch nur von Dorf zu Dorf, und begab ſich zuletzt unter Haſenzwirns Fahne.

An allen Oertchen, wo er auftrat, ſtaunten ihn die ehrlichen Einwohner, denen vielleicht weder Garrick noch Iffland genug gethan hätten, als einen Phönix der Schauſpielkunſt an; denn er zerſägte, wie Shakeſpear ſagt, mit ſeinen Armen die Luft, und ließ ſeine Stimme ſo fürchterlich donnern, als ob er Mauern damit umſtürzen, und Todte erwecken wollte. Das machte allgemein einen unbeſchreiblichen Eindruck. Mancher verſtändige Mann, der hinter ſeinem Ofen ein wenig hervor gekommen war, und beſſere Künſtler geſehn hatte, ſchüttelte zwar über das ungeberdige Weſen des Theaterkönigs den Kopf; er lief aber mit ſeiner Kritik übel an, fand den heftigſten Widerſpruch, und ward für einen geſchmackloſen Sonderling gehalten. Vorzüglich nahmen die Frauenzimmer den Wundermann — deſſen Geſtalt freylich ohne allen Tadel war — in ihren Schutz, und er brachte es an jedem tragiſchen Polterabend dahin, daß ſich manches Mädchen ſehnte, ſeine Braut zu ſeyn.

Haſenzwirn eröffnete die Bühne in Elſenhain mit einem Trauerſpiele, worin Amarant ein weites Feld hatte, wie ein Raſender zu wüthen. Er ließ es daran nicht ermangeln, und allen Zuſchauern ſtockte der Athem vor Bewunderung und Schrecken. Selbſt der Graf hielt dieſes Rauſchgold für echtes, edles Metall, und beehrte den Windbeutel (der ſammt ſeinen Konſorten im Schloſſe wohnte, und ſich in Geſellſchaften recht artig zu benehmen verſtand) mit öftern Einladungen zu ſeiner Tafel.

Hier machte die Frau Hofrichterin, die mehr als ſonſt jemand von ihm bezaubert war, nähere Bekanntſchaft mit ihm, und es entſpann ſich zwiſchen den beyden Leuten ein freundſchaftliches Verhältniß, bey dem unter der Decke der Kunſtliebhaberey niemand anders als Amor ſpielte. Henriette war drey Mahl ſchöner als die Kaffeewirthin, um welcher willen Amarant einsmahls eine Tracht Schläge bekam; ſie gefiel ihm alſo auch drey Mahl beſſer, und er trug um ſo weniger Bedenken, ſein Glück bey ihr zu verſuchen, da er's dem sanftmüthigen Hofrichter an den Augen anſah, daß er auch im ſchlimmſten Falle kein ſolcher Schlagebold ſeyn würde, wie der brutale Kaffeeſchenk.

Henig ſaß den größten Theil des Tages, von Akten umſchanzt, in der Gerichtsſtube, und wußte kein Wort davon, daß ſeine Frau indeſſen in ihrem Zimmer geheime Beſuche von dem lockern Burſchen annahm. Dieſe Zuſammenkünfte waren Anfangs unſchuldig, und beſchränkten ſich bloß auf Declamations-Uebungen. Nur allmählich wagte der ſchlaue Verführer zwiſchen den Scenen, die er aus Schauſpielen vortrug, ein Intermezzo verliebter Tändeleyen, die von Henrietten nicht ſo ernſtlich zurück gewieſen wurden, als nach den Geſetzen der ehelichen Keuſchheit hätte geſchehen ſollen. Er ging nun raſch weiter, und ſetzte ſich nicht bloß einen flüchtigen Liebesgenuß, ſondern hauptſächlich die Erbeutung einer Geldſumme zum Ziel, die ſich in der Verwahrung des Hofrichters befand, und dem Grafen gehörte.

Henriette verrieth, zufälliger Weiſe, das Daſeyn dieſes Schatzes, der ungefähr ſechstauſend Thaler in Golde betrug. Bey dieſer Nachricht ergriff ihren Kunſtfreund eine brennende Begierde, auf Ein Mahl reich zu werden. Er hätte gern — da ihm bey ſeinen Zwecken jedes Mittel gleichgültig war — den kürzeſten Weg gewählt, und ſich geradezu in der nächſten Nacht durch ein tüchtiges Brecheiſen in den erwünſchten Beſitz geſetzt; allein das ließ ſich, wegen vieler örtlichen Umſtände, nicht thun. Deshalb entſchloß er ſich, ſtatt Eines Verbrechens zwey zu begehen, und Henrietten zu ſeiner Mitſchuldigen zu machen. Er lockte durch unverdächtige Fragen von ihr heraus, daß die Geldſumme erſt nach acht Tagen zu einer gewiſſen Beſtimmung abgeliefert werden würde, und nun verlor er keine Minute, das thörichte Weib, das jetzt mit der Puppe der Empfindeley wieder ſpielte, immer mehr zu beſtricken, und durch argliſtige Verführungskünſte an ſich zu feſſeln.

Nach ſieben zweckmäßig benutzten Tagen, ſchien ihm die furchtbare Kette, durch die ein geheimer Verbrecher an ſeinen Mitſchuldigen unauflöslich geſchmiedet wird, vollendet und feſt genug. Er machte nun Henrietten eines Abends, da eben kein Schauſpiel war, den empörenden Antrag, mit ihm in die weite Welt zu entfliehen, und das Gold des Grafen als Reiſegeld mitzunehmen.

Sie ſtand einen Augenblick ganz ſtarr, fragte mit zitternder Stimme, ob ſie recht gehört habe, und verwarf mit dem höchſten Abſcheu ſeinen Vorſchlag, als er ihn ſchamlos wiederhohlte. Er fiel auf die Knie, und beſchwor ſie bey allen Göttern, ſich über kleinliche Bedenklichkeiten hinweg zu ſetzen, und auf ewig die Seinige zu werden. Sie brach in Thränen aus, geſtand ihm, daß ſie ihn liebe, mehr liebe als ihren Gatten, mehr als alle Männer in der Welt; doch da es auf keine erlaubte Weiſe möglich ſey, ſich mit ihm zu verbinden, ſo ſolle er ſie nicht quälen, und keinen weitern Verſuch machen, ihr ſchon gebrandmarktes Gewiſſen noch mehr zu verwunden. Er ließ nicht nach, beſtürmte ſie immer heftiger mit den ſtärkſten pathetiſchen Ausdrücken, die ihm aus ſeinen Rollen einfielen, drohte mit Selbſtmord, und rannte ſchon vorläufig mit dem Kopfe gegen die Wände. Sie war außer ſich, doch blieb ſie ſtandhaft.

Da er ſah, daß dieſe Raſerey nichts half, ergriff er ein teufliſches Mittel. Er zog ſeine Uhr aus der Taſche, und ſagte mit einem kalten, ſpitzen Tone, wie ihn bey einer ſolchen Gelegenheit nur ein Hauptböſewicht annehmen kann: „Madam, ich geb' Ihnen noch fünf Minuten Zeit zu der Wahl, ob ſie mir das Geld des Grafen überliefern, oder als eine überwieſene Ehebrecherin vor den Augen ihres Mannes ſtehen wollen. Ich ruf' ihn auf der Stelle, ſag' Ihnen in ſeiner Gegenwart Ihre Vergehungen ins Geſicht, und eh' er ſich von ſeinem Staunen erhohlt, verſchwinde ich aus dem Schloſſe, und Sie ſehn mich nie wieder.“ —

Das bedrängte Weib ſchauderte vor Entſetzen, und ſank, wie von einem Donnerſchlage niedergeſchmettert, todtenbleich und beſinnungslos zu Boden. Auf dieſen Zufall hatte der Schurke nicht gerechnet; doch benutzte er ihn ſchnell, und ſprengte mit einem Brecheiſen, das er bey ſich führte, ein Schreibepult auf, in welchem er den Schlüſſel des eiſernen Geldkaſtens zu finden hoffte. Er hatte ſich nicht geirrt, und war ſchon mit der Plünderung des Kaſtens beſchäftiget, als Henriette wieder zu ſich ſelbſt kam.

Sie brach in Verwünſchungen aus; er antwortete ihr aber nicht, ſondern fuhr ungeſtört fort, ſeine Taſchen mit Louisd'or-Rollen zu füllen. Was da nicht hinein ging, ſtopfte er in einen Geldſack, der ihm bequem zur Hand lag, und griff, als er reine Arbeit gemacht hatte, nach ſeinem Hute. „Es ſteht nun bey Ihnen,“ ſprach er, „ob Sie mir folgen wollen oder nicht. Ich liebe Sie — aber hier wird man Sie haſſen. Doch thun Sie, was Ihnen gefällt. Nur rath' ich Ihnen im Fall Ihres Hierbleibens, meine That wenigſtens vier und zwanzig Stunden zu verbergen; denn, wenn ich ergriffen werde, bin ich Ihr Ankläger, und wälze alle Schuld auf Sie.“ —

Henriette rang in der höchſten Verzweiflung die Hände, warf ſich vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie, und bat ihn mit den herzangreifendſten Worten, ſie nicht unglücklich zu machen. Umſonſt! Er riß ſich los, und flog die Treppe hinab.

Sie war dem Wahnſinn nahe, raufte ſich, an der Thürſchwelle liegend, die Haare aus dem Kopfe, ſprang dann plötzlich auf, ſtürzte dem Verruchten nach, ereilte ihn vor dem Schloſſe, und both alles auf, was ein menſchliches Gemüth rühren kann, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber er ſchleuderte ſie mit Gewalt von ſich, und floh.

Es war ſchon Nacht. Die Unglückliche ſtürzte, an allen Kräften erſchöpft, auf die Landſtraße hin, und war nicht vermögend, ſich wieder aufzurichten. Der Böſewicht ſtand in einiger Entfernung ſtill, und horchte, ob ſie nach dem Schloſſe zurück gehe. Sie regte ſich nicht. Es ward ihm bange, ſie möchte in Ohnmacht gefallen ſeyn, und, zum Nachtheil ſeiner Flucht, von einem Vorübergehenden bemerkt werden.

Er kehrte um, und nahte ſich ihr. Sie ſchluchzte leiſe, und ſchien mit dem Tode zu ringen. Ihr troſtloſer Zuſtand rührte den Tieger. Er ſtellte ihr mit ſanfter Stimme vor, daß ihr nun, da wahrſcheinlich ſchon das Schloß in Bewegung ſey, nichts übrig bleibe, als ſo ſchnell als möglich mit ihm zu fliehen. Sie lag, durch Seelenangſt völlig ermattet, in einer ſtarren Unempfindlichkeit, und antwortete nicht. Er hob ſie von der Erde empor, und trug ſie in ein nahes Gebüſch. Sie widerſtrebte nicht mehr. Er führte ſie dann, als ſie ſich ein wenig erhohlt hatte, in ein abgelegenes Dorf, und miethete dort einen Bauerwagen, der ihn und ſie zur nächſten Stadt brachte.

Sie hatten das Schloß ungefähr ſeit einer Stunde verlaſſen, als Honig in der Gerichtsſtube Feyerabend machte, und nach ſeinem Wohnzimmer ging. Welcher Schrecken! — Die Thür und der Geldkaſten waren offen — auf dem Tiſche brannte ein düſteres, lange nicht geputztes Licht. — Er ſtand wie verſteinert, und wußte vor Beſtürzung nicht, was er thun ſollte. Daß ſich ſeine Frau, von der er längſt einen ſchlimmen Streich befürchtete, mit dem Gelde aus dem Staube gemacht habe, war ſein erſter Gedanke. Weit konnte ſie nicht ſeyn; das zeigte das Licht. Er hielt es für möglich, ſie einzuhohlen. Dieß zu verſuchen, ſchien ihm der klügſte Rath. Er eilte fort, und nahm ſich nicht einmahl Zeit, die Thür zu verſchließen, oder das Licht auszulöſchen.

Unglücklicher Weiſe ſchlug er einen falſchen Weg ein, den er aus mancherley Gründen für den rechten hielt, und mit der größten Anſtrengung verfolgte. Er lief, ohne einen Augenblick auszuruhen, drey Meilen, und nach einer kurzen Raſt, wieder eben ſo weit. Da er aber nirgends die geringſte Spur von ſeiner Frau entdeckte, gab er ſein Glück, ſeine Ehre — kurz, alles verloren. Er zitterte — wir kennen ſchon ſein ſchwaches Gemüth — wie ein Kind vor dem Zorn des Grafen, und konnte ſich, Trotz ſeiner erweislichen Unſchuld, nicht überwinden, wieder umzukehren. Zufälliger Weiſe hatte er einige hundert Thaler in Golde bey ſich, die er aus der Gerichtsſtube mitbrachte, um ſie bey der entwendeten Summe zu verwahren. Dieſer Umſtand beſtärkte ihn in ſeinem verzweiflungsvollen Entſchluß, aufs Gerathewohl in eine ferne Weltgegend zu ziehen, und allenfalls unter einem fremden Nahmen ſein Heil als Schauſpieler zu verſuchen. Seine Ehrlichkeit machte ihm zwar den Einwurf, daß die

Summe, die er in der Taſche hatte, nicht ſein Eigenthum ſey; er ſetzte ſich aber über dieſe Bedenklichkeit hinweg, weil ſeine Caution, die in den Händen des Grafen blieb, zehn Mahl ſo viel betrug. Dieſes Punkts wegen ſo beruhigt, wanderte er nun eilig über die nächſte Landesgränze.

Er und die beyden andern Geflüchteten wurden im Schloſſe nicht ſogleich vermißt; denn Madam Honig hatte in der letzten Zeit, da ſie mit Amaranten Umgang pflog, ihre Dienerin (die in einem entlegenen Hinterſtübchen wohnte) ſo abgerichtet, daß ſie nicht eher erſcheinen durfte, bis ihr geklingelt wurde. Sie wartete bis zehn Uhr auf dieſen Ruf. Jetzt ahnte ihr ein Unglück. Sie ging ins Zimmer ihrer Herrſchaft. Die Thür ſtand offen; das Licht war niedergebrannt, und hatte den Tiſch ſchon ergriffen. Das Mädchen erſchrak, und erhob ein Zetergeſchrey. Alle Bewohner des Schloſſes lieſen zuſammen. Die Sache ward dem Grafen gemeldet. Er kam und ſtaunte. Es war ihm unglaublich, daß Honig und deſſen Frau an ihm zu Dieben geworden ſeyn ſollten. Doch der Augenſchein gab keiner andern Vermuthung Raum. Man ſuchte das verſchwundene Ehepaar allenthalben. An Amarant dachte niemand.

Der Verluſt einer ſo anſehnlichen Summe war dem Grafen nicht gleichgültig. Er ließ ſeine Jäger und Reitknechte aufſitzen, und ſchickte ſie den Entwichenen nach; doch befahl er ausdrücklich, ſie nicht hart zu behandeln, ſondern ihnen bloß das geraubte Geld abzunehmen, und ſie dann, wenn ſie nicht freywillig zurück kehren wollten, ihres Weges gehen zu laſſen.

Amarant und Henriette verſöhnten ſich, ehe noch der Tag anbrach. Die Leichtſinnige fand, als der erſte Schauer vor der Bubenthat ihres Geliebten vorüber war, ihre Lage bey ten nicht mehr ſo unglücklich, wie Anfangs. Sie beruhigte ſich durch die Vorſtellung, daß ſie nicht mit freyem Willen an ſeinem Verbrechen Theil genommen habe, und nun freute ſie ſich ſogar auf die luſtigen Abwechſelungen ihres künftigen Schauſpielerlebens. An ihren verlaſſenen Mann durfte ſie freylich nicht denken, wenn ſie ſich dieſe heitere Anſicht nicht trüben wollte. Sie hatte ihn zwar nie geliebt; aber ſie fühlte, daß ſie die Urheberin ſeines Unglücks war, und empfand darüber die bitterſte Reue.

So ſchwankend zwiſchen Betrübniß und Frohſinn, ſaß ſie am dritten Tage ihrer Flucht neben ihrem Gefährten in einem Extrapoſtwagen, als plötzlich zwey Jäger des Grafen heran ſprengten, und dem Kutſcher Stillſtand gebothen. Amarant fuhr wie ein Blitz aus dem Wagen heraus, und lief, um Henrietten unbekümmert, mit möglichſter Geſchwindigkeit einem nahen Walde zu;

aber die Jäger hohlten ihn ein, hielten ihn feſt, viſitirten ihn, nahmen ihm den Raub ab, und ritten dann, dem Befehl ihres Herrn gemäß, wieder von dannen. Die Reiſenden beſaßen nun keinen Louisd'or mehr, und mußten ihren Weg zu Fuß fortſetzen; denn der Poſtillon ſagte trotzig: „ich fahre keine Spitzbuben!" und jagte mit ſeiner Kaleſche nach Hauſe.

Amarant wollte verzweifeln; doch Henriette war im Stillen darüber froh, daß die geſtohlene Summe an ihren rechtmäßigen Herrn zurück kam. Sie hoffte, dieß werde zur Rettung ihres Mannes dienen, und der einzige Schade, der ihm aus dieſer Begebenheit entſtehe, werde jetzt nur noch der Verluſt ihrer Perſon ſeyn, der ſich leicht überſehen laſſe. Sie war auch ſo ehrlich, den Jägern zu erklären, daß ihr Gatte ganz unſchuldig ſey.

Doch was half das dem guten Manne! Es traf ihn keiner der gräflichen Diener, die ihm nachſetzten, und er erfuhr nicht, welche Wendung die Sache genommen hatte. Er wanderte daher immer weiter in die Welt hinein, begab ſich endlich, als ſein Geld zur Neige ging, und er ſich nicht anders zu nähren wußte, unter eine reiſende Komödiantenbande, und ſpielte in vielen kleinen Landſtädtchen mit ungemeinem Beyfall. Es war auch nicht zu läugnen, daß er ſich vor den übrigen Mitgliedern, die ſämmtlich aus den Hefen verſchiedener Nationen ſtammten, durch ſeinen gebildeten Anſtand ſehr auszeichnete, und wirklich die Zierde der Geſellſchaft war.

Als er ſich aber ein Jahr lang mit ihr herum getrieben hatte, ſcheiterte ſie; die Trümmer zerſtreuten ſich, und er mußte nun auch ein neues Unterkommen ſuchen.

Er hörte, daß ſich in der Entfernung einer Tagereiſe eine andere mimiſche Bande befinde, und ging dahin, um ihr ſeine willigen Dienſte anzubiethen. Es war ſchon Abend, als er in dem Städtchen anlangte, wo ſie ſich aufhielt. Er fand in der Herberge, wo er einkehrte, den geſchriebenen Komödienzettel an die Thür geheftet. „Der Ritter mit der langen Naſe — eine Tragikomödie in fünf Aufzügen“ — war angekündigt. Er kannte dieß Meiſterſtück, hatte oft darin geſpielt, und der langnaſige Ritter Tamborino war ſogar eine ſeiner Hauptrollen. Das machte ihn neugierig, die Vorſtellung zu ſehen.

Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, im Tempel der Themis — auf dem Rathhauſe. Lilienfeld — ſo nannte ſich Honig, ſeitdem er beym Theater war — eilte hin. Der Anfang ſollte, dem Zettel nach, präciſe um ſechs Uhr ſeyn. Es fehlten nur noch wenige Minuten. Er beſchloß unter Weges, ſich ſogleich dem Prinzipal der Geſellſchaft vorzuſtellen, um als Kunſtgenoß das Eintrittsgeld zu erſparen.

Es ward, als er ſich dem Theater näherte, hinter den Couliſſen ſo entſetzlich geflucht und gewettert, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden. Er ließ ſich aber dennoch durch einen Schauſpieler, der ihm aufſtieß, bey dem Direktor anmelden. Ein vierſchrötiger Mann trat haſtig mit einem glühenden Geſichte aus den Couliſſen hervor, und fragte ihn mit derſelben Stimme, die eben ſo fürchterlich getobt hatte, wer er ſey, und was er wolle.

„Mein Nahme iſt Lilienfeld;“ antwortete Honig, „ich bin Schauſpieler, und ſuche ein Engagement.“

„Kommen Sie morgen wieder!“ ſchnaubte der Direktor: „Ich bin jetzt in einer Stimmung, daß ich das ganze Schauſpielweſen in die Hölle verwünſchen möchte. Mir iſt ein Streich begegnet — ein ganz verzweifelter Streich! Das Stück ſoll anfangen — das Haus iſt voll — und ich bekomme die Hiobspoſt, daß mir der Schurke, der Ritter Tamborino, mit dem voraus bezahlten Gehalt eines Monats, durch die Lappen gegangen iſt.“

„Iſt's möglich!“ rief Lilienfeld. „Wie Schade, daß ich nicht einige Stunden früher kam! Ich konnte Ihnen aus der Noth helfen.“

„Wie ſo? Kennen Sie den Ritter mit der langen Naſe?“

„Ich habe die Ehre. Tamborino iſt ſogar eine meiner Lieblingsrollen.“

„Goldner Mann!“ rief der Direktor, und erdrückte ihn beynahe in einer Umarmung. „Retten Sie mich aus meinen Aengſten! Spielen Sie den Tamborino!“

„Morgen mit dem größten Vergnügen.“

„Ey, was morgen! Heute, heute! Dieſen Augenblick!“

„Unmöglich! Ich bin ſieben Meilen zu Fuß gegangen — habe ſeit zwölf Stunden keinen Biſſen gegeſſen —“

„Dafür iſt Rath! Ich füttre Sie, während des Ankleidens, wie ein Vogel ſeine Jungen, bis Sie genug haben. Kommen Sie! Helm und Harniſch liegen bereit — Sie treten erſt im zweyten Akt auf — wir werden mit Ihrem Anzuge ſpielend fertig. Kommen Sie nur, kommen Sie!“ —

Mit dieſen dringenden Worten zog er ſeinen Nothnagel in die Kleiderkammer, und ließ das Stück getroſt anfangen; denn ſechs Uhr war vorbey, und das verſammelte Publikum trommelte ſchon vor Ungeduld mit Füßen und Stöcken.

Tamborino hatte drey oder vier Kammerdiener, die ihm die Beinſchienen und den Panzer anlegten. Der Direktor ſtopfte ihm zu gleicher Zeit ein Stück kalten Braten nach dem andern in den Mund, und zwang ihm ſo viel Wein auf, daß er beynahe betrunken ward. Er ſtand völlig gerüſtet, als die Scene kam, da er auftreten mußte.

„Friſch hinaus!“ rief der Direktor. „Ihr Liebchen, Fräulein Genofeva, wartet ſchon auf dem Theater! Fallen Sie ihr mit hoch ausgebreiteten Armen um den Hals! Man liebt hier ein lebhaftes Spiel.“ —

Tamborino eilte mit mächtigen Schritten auf die Bühne. Genofeva harrte ſeiner mit Sehnſucht. Als er aber auftrat, und ihr in die Arme fliegen wollte, erblickte ſie, o Schrecken! in dem erwarteten Ritter ihren — Mann, ſtieß einen Schrey des

Entſetzens aus, und verſchwand, wie von einem Sturm hinweg geführt, vom Theater. Der Ritter ſtand einen Augenblick ſtarr wie ein Meilenzeiger, ſtürzte dann der Fliehenden nach, fiel aber, mit der Gelegenheit des Hauſes unbekannt, außerhalb der Couliſſen eine finſtere Treppe hinab, und das Raſſeln ſeiner ſchweren eiſernen Rüſtung tönte durchs ganze Haus.

Der Direktor kam, wie unſinnig, mit Licht gelaufen, und fluchte, daß ſich die Erde hätte aufthun mögen. Man hob den Ritter auf, ſuchte Genofeven in allen Winkeln — ſie war verſchwunden. Indeſſen muſicirten die Zuſchauer mit ihren Stöcken ſo lebhaft, daß man ſein eigenes Wort kaum hörte. Nur der Direktor überſchrie ſie mit ſeinen Flüchen, die er über den armen Honig ausgoß. „Hätten Sie doch auf dem Wege zu mir Hals und Beine gebrochen!“ rief er wüthend. „Ich hielt Sie für einen Engel vom Himmel; aber der leibhafte Satan führte Sie her! — Eh Sie kamen, hatt' ich doch wenigſtens eine Genoſeva, und den Tamborino hätt' ich ſelbſt, mit Hülfe des Souffleurs, geſpielt — doch nun iſt alles aus — die Zuſchauer bringen mich um!“ —

Er eilte auf die Bühne, hielt eine bewegliche Rede, und ſtellte die Unmöglichkeit vor, den Ritter mit der langen Naſe weiter zu ſpielen.

„Alſo ſollen wir mit einer langen Naſe heim ziehen?“ — rief ein Witzling im Parterre, und es erhob ſich ein allgemeines Getümmel. Einige vorlaute Sprecher forderten, im Nahmen des geſammten Publikums, das Eintrittsgeld zurück. Andere verlangten ſogar Entſchädigung für ihre Verſäumniß.

Der arme Direktor war außer Stande, dieſe Anſprüche zu befriedigen. Er hatte ſchon auf der Stelle ſeine ganze Einnahme unter Fleiſcher, Bäcker und Brauer vertheilt. Das geſtand er mit der größten Freymüthigkeit, und erboth ſich, des folgenden Tages eine unentgeldliche Vorſtellung zu geben. Dieſer billige Vorſchlag ward, nach langen Debatten, angenommen. Sämmtliche Zuſchauer erhielten Mann für Mann ein Billet, und gingen ruhig und vergnügt, weil ſie einen Akt umſonſt geſehen hatten, nach Hauſe.

Indem dieß geſchah, legte Honig ſeine Rüſtung ab, und erfuhr, daß der entwichene Tamborino niemand anders als Amarant geweſen war. Er hatte ſich eine Stunde vor dem Anfang des Schauſpiels mit Henrietten überworfen, ſein Bündel gepackt, und ſie im Stiche gelaſſen.

Sein plötzliches Verſchwinden betrübte ſie nicht im mindeſten; denn ſie vertrugen ſich, ſeitdem ihm das geſtohlne Geld wieder abgejagt wurde, wie Hund und Katze. Der Direktor erhielt von ihr, wie wir ſchon gehört haben, erſt kurz vor ſechs Uhr die Nachricht von Amarants Flucht, und war eben entſchloſſen, ſich deſſen Rolle ſo gut als möglich einblaſen zu laſſen, als Honig erſchien.

Nun ſagte man zwar Henrietten während des Ankleidens, daß ein fremder, gleichſam vom Himmel gefallener Acteur den Tamborino ſpielen werde; doch hatte ſie nicht die leiſeſte Ahnung, daß es gerade ihr Mann ſey, den ſie ſich noch als Hofrichter in Elſenhain dachte. Daher ward ſie bey ſeinem Anblick von einem ſo fürchterlichen Schrecken befallen. Sie floh, unter dem Schutz eines dunklen Abends, in Genoſevens theatraliſcher Kleidung aus der Stadt, und ließ ſich dort nicht wieder ſehen.

Honig begann mit Anbruch des folgenden Tages einen beſchwerlichen Kreuz- und Querzug in einer Runde von funfzig Meilen, um die Treuloſe zu finden. Er fragte aber bey allen großen und kleinen Theatern, die er auf ſeinem Wege traf, vergebens nach ihr, und mußte zuletzt, weil ihm das Reiſegeld ausging, ſeine Nachforſchungen einſtellen. Die einzige Frucht ſeiner Wanderung war ein neues Unterkommen bey einer unſtäten Schauſpielergeſellſchaft.

Allein er war kaum einige Wochen ihr Mitglied, ſo zerſtiebte ſie, wie Spreu im Winde, und er ſah ſich nun gezwungen, ſeinen Pilgerſtab abermahls weiter zu ſetzen. So trieb er ſich einige zwanzig Jahre lang in der Welt umher, und hatte nie Muth und Selbſtvertrauen genug, ſich um einen Platz bey einer ſtehenden Bühne zu bewerben. Er ward endlich dieſes Vagabundenlebens ſo überdrüßig, daß er ſich aus Verzweiflung

entſchloß,

entſchloß, in ſeine Vaterſtadt, wo er vormahls als Secretair in Dienſten ſtand, zurück zu gehen, und lieber dort in einem ewigen Gefängniſſe zu ſterben, als länger mit Horden ſittenloſer Menſchen ohne Heimath herum zu ziehen.

Als er dieſen Entſchluß faßte, war er von ſeinem Geburtsorte über hundert Meilen entfernt, und ſeine ſchwache Kaſſe nöthigte ihn, zu Fuß zu reiſen. Dennoch machte er ſich getroſt auf den Weg, und hatte ſchon die Hälfte deſſelben hinter ſich, als er, der anhaltenden Strapaze ungewohnt und durch magere Koſt entkräftet, in eine Krankheit fiel, die ihn ſechs Wochen in einem Gaſthofe aufhielt, und den Reſt ſeiner Baarſchaft aufzehrte. Er mußte, um den Wirth und den Arzt zu bezahlen, ſeine beſten Kleidungsſtücke verkaufen, und was er noch auf dem Leibe behielt, war ſo ſchlecht und verwittert, daß man ihn füglich für einen Bettler anſehen konnte. Doch ſank er nicht bis zum Betteln herab, ſondern ſchlich von einem Orte zum andern mit einem Stück trockenes Brod in der Taſche, und erreichte ſo ſeine Vaterſtadt, die er in faſt dreyßig Jahren nicht geſehen hatte.

Mit Thränen ging er durchs Thor. Alle Menſchen, die ihm begegneten, waren ihm fremd, und er war es allen. Alter, Krankheit, Hunger und abgeſchliſſene Kleider hatten ihn ſo entſtellt, daß ihn ſelbſt ſeine Frau nicht mehr gekannt hätte.

Er irrte durch verſchiedene Straßen, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er hier zuerſt anfangen ſollte. Doch die naſeweiſe Jugend gab ihm bald ein Geſchäft. Sie machte ſich über ſeine Pelzmütze luſtig, die ihm zwar im Hornung, als er die Reiſe antrat, gute Dienſte gethan hatte, aber freylich jetzt, im Wonnemonath, eine ungewöhnliche

Erſcheinung war. Er ſtellte ſich Anfangs, als ob er die ſpöttiſchen Bemerkungen der barfüßigen Kritiker nicht höre oder nicht achte; allein ſie rächten ſich durch eine Kanonnade mit Erdſchollen, und zwangen ihn ſo, für eine andere Hauptdecke zu ſorgen.

Er ſah ſich nach einer Trödelbude um, und erinnerte ſich mit Wehmuth des Tages, da er in einem ſolchen Antiquitäten-Magazin den verhängnißvollen Präſidentenhut erhandelte, der hauptſächlich daran Schuld war, daß er in Bettlersgeſtalt herum ging, und von den Gaſſenjungen ſeiner Vaterſtadt mit Koth geworfen ward. Auch jetzt wollte er einen Hut kaufen; aber wie hatten ſich indeſſen ſeine Umſtände verändert! Er konnte kaum ſo viel Groſchen daran wenden, als er zu jener Zeit Thaler dafür bezahlt hatte.

Ihm fiel bald ein zum Verkauf ausgeſtelltes Quodlibet von Alterthümern in die

Augen, und er bemerkte darunter auch einen Hut, der ſo beſchaffen war, daß es ein armer Mann wagen durſte, nach dem Preiſe zu fragen. Es war ein alter, fuchsrother, zuſammen gequetſchter Deckel, der ſelbſt nicht mehr wußte, ob er dreyeckig oder rund ſeyn ſollte. Doch ſchien er von gutem Herkommen zu ſeyn, und vormahls in Ehren geſtanden zu haben. Er fühlte ſich ſanft an, und war inwendig mit einem Stempel bezeichnet, der das Anſehen eines adeligen Siegels hatte. Honig beſah es hin und her; allein er war in der Wapenkunde ſeines Vaterlandes ſo unerfahren, daß er nicht enträthſeln konnte, welcher Familie es gehörte. Das war ihm denn auch am Ende gleichgültig. Er tauſchte den ungeſtalten Filz, der zu ſeiner übrigen Bekleidung vortrefflich paßte, gegen ſeine Pelzmütze ein, und bekam noch ſo viel heraus, daß er etliche Tage davon zehren konnte.

Nun ließen ihn die jungen Krittler ungehudelt, und er ging vors Thor in den Park, wo einsmahls ein Strauchdieb dem Herrn von Zwinger ſeinen Caſtorhut vom Kopfe wegſchnappte. In dieſer Einſamkeit wollte der arme Mann überlegen, ob es rathſamer ſey, ſich als vormahliger Hofrichter in Elſenhain zu erkennen zu geben und in Verhaft nehmen zu laſſen, oder ſtill wieder fort zu gehen, und förmlich den Bettelſtab zu ergreifen.

In dieſe troſtloſe Gedanken vertieſt und ſchon zu dem Letztern entſchloſſen, ſaß er in einem ſchattigen Laubengange, als er einen ſehr alten Herrn, mit einem blitzenden Stern auf der Bruſt, langſam und krummgebückt daher ſchleichen ſah. Es war ihm, als ob er dieſen vornehmen Greis ſchon ſonſt ein Mahl geſehen hätte, und er ſtand, als jener näher kam, von ſeinem Sitz ehrerbiethig auf, und wollte, mit dem Hut in der Hand, ihn vorbey gehen laſſen.

Der alte Herr neigte freundlich ſein ſilberweißes, zitterndes Haupt, griff in die Weſtentaſche, und kam nah heran, um dem armen Schauſpieler, den er für einen verſchämten Bettler anſah, ein Almoſen in den Hut zu werfen.

Honig wich dieſer Wohlthat höflich aus. Der Beſternte ſchüttelte mißbilligend den Kopf, ergriff den zurückgezogenen Hut, hielt ihn feſt, und nahm, um die Beſcheidenheit des Armen durch eine reichere Gabe zu belohnen, noch einige Geldſtücke aus der Taſche. Er wollte ſie in den Hut legen, und ſah mit der dem Alter eigenen Vorſicht in den Kopf hinein, ob er vielleicht durch eine Oeffnung zu einer Geldkaſſe unbrauchbar ſeyn möchte.

Plötzlich ſtutzte er, und betrachtete durch ein Augenglas das Siegel. Seine Mienen drückten Erſtaunen aus. Er blickte Honigen ſtarr ins Geſicht, und fragte haſtig: „Wer iſt Er, mein Freund? Wie kam dieſer Hut in Seine Hände?“

Dieſe Fragen machten den armen Honig eben ſo verlegen als die bekannte Stimme, mit der ſie gethan wurden. Er fing zitternd an, die Frage wegen des Hutes zu beantworten; aber er hatte kaum ſechs Worte geſprochen, da erfolgte zwiſchen ihm und dem Ordensritter — der, wie der Leſer ſchon errathen haben wird, ſein vormahliger Präſident war — eine rührende Erkennungsſcene.

„Wie wunderbar!“ — rief der Miniſter — denn das war er jetzt — „Sie haben zum dritten Mahl meinen Hut im Beſitz! — Und wir ſtehen hier auf demſelben Platze, wo mir ihn vor mehr als dreyßig Jahren ein Gaudieb vom Kopfe riß! — Sehn Sie, ich kenne ihn genau an meinem Wapen, das ich ſelbſt hinein drückte! Dennoch ward er mir vor zehn Jahren wieder entwendet. — Welche Quelle von ſeltſamen Schickſalen iſt er für Sie! — Erſt zog er Ihnen Mißhandlungen zu — dann ſtürzt' er Sie ins Unglück — doch nun ſoll er Ihnen Glück bringen. — Eh' ich mich aber darüber näher erkläre, ſagen Sie mir, wo Sie ſo lange in der Welt herum ſchweiſten.“ —

Honig erzählte jetzt, was wir ſchon wiſſen, von der Stunde an, da er ſeine Frau in Elſenhain vermißte, bis ans Ende ſeiner theatraliſchen Laufbahn.

„Sie haben wie ein Thor gehandelt!“ ſprach der Miniſter. „Wären Sie, trotzend auf Ihre Unſchuld, in Elſenhain geblieben, ſo hätten Sie alle dieſe Trübſale nicht erlebt. Ihre treuloſe Frau wurde ſammt ihrem Buhlen auf der Flucht eingehohlt — man nahm ihnen das geraubte Gold wieder ab — was daran fehlte, achtete der Graf nicht, und beklagte Sie, ehrlicher Mann, bis an ſeinen Tod. Daß er Sie liebte, hat er durch ein Ihnen ausgeſetztes Vermächtniß von viertauſend Thalern bewieſen, die Sie nebſt Ihrer Caution, welche mit den Zinſen noch mehr beträgt, zu jeder Stunde erheben können.“ —

Honig weinte ſprachlos vor Freude.

„Sehn Sie, Freund,“ fuhr der Miniſter fort, „dieſe angenehmen Nachrichten verdanken Sie meinem Hute! — Er machte mich aufmerkſam auf Sie; ſonſt blieben Sie ohne Zweifel ein Bettler bis an Ihr ſeliges Ende. Denn nicht wahr, Sie furchtſamer Mann hätten ſich keinem Menſchen hier entdeckt, ſondern wären lieber unverrichteter Sache wieder ins Elend gewandert?“ —

Honig geſtand, daß er dieß wahrſcheinlich gethan hätte.

„Drum lebe der Hut!“ rief der Miniſter. „Bis an meinen Tod ſey er mein! Aber ſo bald ich die Augen geſchloſſen habe, erhalten Sie ihn aus der Hand meines Erben, mit Dukaten gefüllt. — Dieß ſey eine kleine Entſchädigung Ihrer Drangſale, die ich — obgleich wider meinen Willen — veranlaßte.“ —

Bey dieſem Verſprechen ließ es der Miniſter nicht bewenden. Er gab dem vielgewanderten Dulder, der ſeit länger als zwanzig Jahren kein eigenes Zimmer beſeſſen hatte, freye Wohnung und Koſt in ſeinem Hauſe, und vermachte ihm, als er ein Jahr nachher ſtarb, den merkwürdigen Hut, nebſt einer in ſeinem Teſtamente ausdrücklich beſtimmten Füllung mit zweytauſend Dukaten.

Der gutmüthige Honig, der ſeiner Frau längſt verziehen hatte, wünſchte ſein Glück mit ihr zu theilen, oder ſie wenigſtens vor Mangel zu ſchützen. Er ſparte weder Mühe noch Koſten, ihren Aufenthalt zu entdecken, erhielt aber endlich die Nachricht, daß ſie im tiefſten Elend geſtorben war.

Amarant hatte ſich nicht wieder mit ihr vereinigt. Er verließ überhaupt, nach ihrer Trennung, die Schaubühne, ging in mannigfaltiger Geſtalt auf Betrug aus, ward über Gaunerſtreichen ertappt, und machte nun, nachdem er in ſo viele Sättel gerecht geweſen war, den Verſuch, einen hölzernen Eſel zu beſteigen. Nach einem ſtundenlangen Spazierritt auf dieſem ſtätigen Thiere, kehrte er in einem großen, für Gäſte ſeines Schlages eingerichteten Wirthshauſe ein, wo er mit einem warmen Willkommen empfangen ward, und bis ans Ende ſeines ehrenvollen Lebens freye Zehrung hatte.

IV.

Der Schatz.

1.

Zwey Brüder, die Herren von Horneck, bewohnten eine alte unförmliche Burg, deren Grundſtein wohl noch in der Ritterzeit gelegt ſeyn mochte. Sie war in ihrer Jugend ein ſtattliches Gebäude geweſen; doch jetzt lag ſie ſchon halb in Trümmern.

Den einen Beſitzer verhinderte der Geitz, den andern die Armuth, zu bauen.

Die Gebrüder glichen ſich in jeder Betrachtung ſo wenig als Tag und Nacht. Es fand ſich nur darin einige Aehnlichkeit zwiſchen ihnen, daß ſie beyde in ihrem Leben viel Pulver gerochen hatten: der Jüngere nähmlich, als Hauptmann, in Schlachten, und der Aeltere — auf der Haſenjagd. Uebrigens war Jener großmüthig und freygebig bis zur Verſchwendung; Dieſer aber wäre im Stande geweſen, einen Floh um des Balgs willen zu ſchinden.

Er, der Landjunker, war Witwer, und hatte eine einzige Tochter, die er oft ein ungerathenes Kind nannte. Fräulein Amalie war auch wirklich ganz aus der Art geſchlagen. Sie liebte das Geld ſo wenig, daß ſie alles, was ſie von Zeit zu Zeit von ihrem Vater erhielt, den Armen gab. Es war immer, als ob ſie das edle Metall nicht zeitig genug los werden könnte. So bald ſie ein Thälerchen in der Taſche hatte, wartete ſie nicht ab, daß ſie um ein Almoſen gebeten wurde, ſondern vertheilte ihren kleinen Reichthum von ſelbſt unter die hülfsbedürftigſten Einwohner des Dorfes, das zum Edelhofe gehörte.

Ihr Vater wußte lange von dieſer Unart kein Wort. Er hatte ihr nachgerechnet, wie viel ſie ſeit einigen Jahren geſammelt haben könnte, und wollte ſich eines Tages die Augenweide verſchaffen, ihren Schatz auf Einem Haufen zu ſehen. Aber die Verſchwenderin konnte keinen Groſchen aufzeigen. O Himmel, was tobte der Mann! Und als ihm überdieß ein Blauſtrumpf zuflüſterte, daß ſeine Tochter bisweilen Speiſen aus der Küche zu kranken Leuten verſchleppe, da war vollends kein Auskommen mit ihm. „Du wirſt

Hab und Gut und Dich ſelbſt weg!“ rief er, mit einem Zuſatz der niederträchtigſten Schimpfwörter. „Du verdirbſt mir die Unterthanen obendrein! Denn das Bauerngeſindel thut nicht gut, wenn ihm zu wohl iſt, und man ſich gemein mit ihm macht.“ —

So ſchalt er in Einem Athem fort, und war kaum zu beſänſtigen. Die unbefugte Almoſenierin erhielt nun lange kein Geſchenk. Er rückte zwar nach und nach wieder mit etwas heraus; es war aber bloß **Schaugeld**: denn er zeigte es Amalien nur, und ſchob es dann mit eigener Hand in den engen Mund einer verſchloſſenen Sparbüchſe, die er in ſeiner Verwahrung behielt, und auch ſo ſelten bereicherte, daß die Spinnen eben ſo ungeſtört, wie bey **Hogarths** berühmtem Almoſenſtock, ihr Gewebe über die blechernen Lippen hinweg ziehen konnten.

Durch dieſe Maßregeln geſchah jedoch den Armen wenig Abbruch. Malchen machte Schulden, um ihre Wohlthätigkeit fortzuſetzen. Sie hatte bey dem Onkel in ſolchen Fällen Kredit, und bediente ſich deſſen, wenn ſie von Nothleidenden hörte. Dafür ward ſie von dem ganzen Dorfe angebetet und wie ein Engel verehrt.

Dieſe kleine Abgötterey konnte man den dankbaren Leuten um ſo weniger verdenken, da ſich Seelengüte und Schönheit in gleichem Grade bey Amalien vereinigten. Sie war ganz ſo gebildet, wie wir uns die Geſtalt der freundlichen Himmelsbürger vorſtellen. Die Natur hatte ſich recht in Acht genommen, keinen Zug aus der düſtern Stoßvogels-Phyſiognomie ihres Vaters in ihr Geſichtchen überzutragen, wo man die Gutmüthigkeit leibhaftig auf Roſen gelagert ſah. Dieſes Engelsköpfchen umkräuſelten blonde Locken, und leicht und frey trug es ein ſchlanker Körper vom ſchönſten Wuchs. Doch bey aller dieſer unbeſchreiblichen Anmuth war das Fräulein, das erſt in der Blüthe des ſiebzehnten Jahres ſtand, ſo anſpruchlos und beſcheiden, wie es billig manches häßliche Meerkätzchen ſeyn ſollte, das ſich wunderſchön dünkt, und große Anſprüche darauf gründet.

2.

Amalie ſchien zwar ſelbſt von ihren Reitzen nichts zu wiſſen, und ſah mit ihren blauen Augen ſo gleichgültig in den Spiegel, als ob das ihr begegnende Lilien- und Roſengeſicht einer fremden Perſon gehörte;

es hätte jedoch mit einem Wunder zugehen müſſen, wenn ihre Zaubergeſtalt nicht von andern Augen mit wärmern Empfindungen angeſehen worden wäre. Nein, ſo blind waren die Menſchen nicht. Ein gewiſſer Albert von Löbnitz hatte beynahe für nichts anders in der Welt Augen.

Er war ein weitläuftiger Verwandter Amaliens, diente als Lieutenant bey einem Huſarenregimente, und befand ſich auf Urlaub beym Hauptmann; denn deſſen Bruder liebte keine Gäſte, am wenigſten ſolche, die ſich mit Roſſen und Knechten auf halbe Jahre einquartierten. „Wenn ſo ein Schmarotzer, ſo ein Krippenreiter,“ ſprach er, „auf der Bärenhaut liegen will, ſo mag ich ſie wenigſtens nicht dazu hergeben.“ — Das war ſeine Erklärung, als Albert ſchriftlich um die Erlaubniß bat, ihn beſuchen zu dürfen; und es fehlte nicht viel, ſo hätte der junge Mann dieſen Beſcheid in einem unfrankirten Briefe zur Antwort erhalten.

Aber der Hauptmann, der ihn wie ſeinen Sohn liebte, ſchlug ſich ins Mittel, und ſchrieb ihm: „Komm, braver Junge, komm getroſt mit Deinem ganzen Marſtall in unſer Schloß! Kehr' aber nicht im rechten Flügel ein! Dort ſpukt ein Kobold, der keine Gäſte leidet. Wohne bey mir im linken! Da iſt zwar Schmalhans Küchenmeiſter; er kocht aber das treffliche Gericht Gerngeſehn.“ —

Amalie freute ſich ſehr auf den Herrn Vetter, und nahm ſich vor, ihm mit offenen Armen entgegen zu fliegen. Sie hatte ihn ſeit ſieben Jahren nicht geſehen. Damahls war ſie ein Kind, und er ein junger Aufſchößling, der noch keinen Huſarenpelz trug.

Am Tage ſeines Einzuges, den er im Anmeldungsbriefe beſtimmt hatte, lauſchte ſie ſchon bey frühem Morgen am Fenſter. Der junge Herr ließ lange auf ſich warten. Er würde wahrſcheinlich raſcher geritten ſeyn, wenn er ſich ſein Mühmchen ſo ſchön vorgeſtellt hätte, als es ſeit ſieben Jahren geworden war. Allein er dachte ſich nur das Kind, mit dem er geſpielt hatte, und dieſe Ruhe ſeiner Fantaſie kam ſeinem Polacken vortreſſlich zu Statten.

Das Fräulein lauerte bis gegen Abend vergebens, und fing nun an, auf den ſaumſeligen Gaſt böſe zu werden. Mit Einem Mahle ging's trapp, trapp, trapp! als wie von Roſſes Hufen, und ſie hob ſchon die Füßchen, um die Treppen hinunter zu hüpſen. Aber der erſte Blick, den ſie auf den ankommenden Reiter warf, machte ſie ſo ſchüchtern, daß ihr alle Luſt verging, ihm in den Hof hinab entgegen zu eilen. Dieſer herzliche Empfang war nur dem kleinen Junker Albert zugedacht; aber den ſtattlichen Huſarenofficier, der hoch und ſchlank wie eine Tanne, mit einem pechſchwarzen Schnurrbart, auf ſeinem Roſſe ſaß, den konnte ſie doch unmöglich ſo vertraut bewillkommen. Sie hatte kaum das Herz, am Fenſter zu bleiben, und verſteckte ſich halb hinter die Verhänge.

Er ſchwang ſich im Hofe vom Pferde, und ſchritt raſch in den linken Flügel hinüber. Doch nach einer halben Stunde ließ er ſich im rechten Flügel zu einem kurzen Beſuch anmelden, und erſchien, als ob er vor dem König durch die Muſterung gehen ſollte, in ſeiner glänzenden Staatsuniform, die ihm wie angegoſſen war. Geſundheit blühte auf ſeiner braunen Wange; Muth blitzte ihm aus den ſchwarzen Augen — kurz, man konnte ſich keinen ſchönern Jüngling denken. Amalie ſah ihn über den Hof kommen, und empfand in ihrem Herzen ein ſeltſames Klopfen, das ihr Angſt machte. Es war aber nichts als Amors gewöhnliches Hämmern, wenn er ſich wo einbauen will.

Auch bey Alberten ging das Gehämmer gleich los, als er mit froher Beſtürzung ſeine ſchöne Couſine erblickte. Er wußte ſchon beſſer, was dieß Arbeiten zu bedeuten hatte, und was für ein Grundſtein gelegt ward. Der geſchäftige Baumeiſter trieb ſein Werk an beyden Orten zugleich, und kam ſchon während der halben Stunde des Ceremonienbeſuchs mit ſeiner doppelten Anſiedelung zu Stande. Er baute in dieſer kurzen Zeit für die Ewigkeit, und die Grundbeſitzer waren mit ſeiner häuslichen Niederlaſſung ſehr wohl zufrieden. Sie wünſchten ſogar, ſeine beyden Wohnungen ſo nah und feſt zu vereinigen, daß nur der Tod eine Scheidewand dazwiſchen ziehen könnte.

3.

Kurz von der Sache zu ſprechen: Albert und Amalie liebten ſich im erſten Augenblicke, da ſie ſich als erwachſene Leute ſahen, und die Gluth ihrer Herzen machte ihnen einen rauhen Winter zum heiterſten Wonnemond ihres Lebens. Sie laſen die Zeitungsnachrichten von Maskenbällen und andern Carnavals-Luſtbarkeiten der Großſtädter ohne Neid, und fühlten ſich tauſend Mahl glücklicher in ihrem einſamen Schloſſe.

Aber der ſchöne Winter entfloh; die

Zeit der Waffenübungen rückte heran; Alberts Urlaub ging zu Ende. Welches Herzeleid! — Der Hauptmann, der Vertraute der Liebenden, hatte nichts zu thun, als zu tröſten. Doch, damit nicht zufrieden, drangen ſie mit vereinten Bitten in ihn, ihr Fürſprecher und Heirathsvermittler bey ſeinem Bruder zu werden.

„Ihr commandirt mich zu einer ſchweren Attaque!“ antwortete er. „Allein was kann ich Euch abſchlagen? Ich muß wohl ſehen, was ich ausrichte.“ —

Er beſchloß, gegen die Felſenfeſte, die er erobern wollte, mit Burgunderflaſchen anzurücken, und wählte zu dieſer Unternehmung den nächſten Abend.

„Ein vortreffliches Weinchen!“ rief der Landjunker aus, als ſie ein Weilchen gezecht hatten. „Aber geſteh's nur, Du alter Haudegen, Du traktirſt mich nicht umſonſt! Du haſt irgend eine Kriegsliſt im Kopfe!“

„Nichts weniger als das!“ antwortete der Hauptmann. „Aber ein ehrliches und aufrichtiges Wort hab' ich mit Dir zu ſprechen. Nur glaube nicht, daß ich Dich benebeln will; ſonſt ſchaffen wir Flaſchen und Gläſer bey Seite.“

„Nein, nein!“ rief der Gaſt, und hielt die Flaſche, die vor ihm ſtand, mit beyden Händen: denn er trank für ſein Leben gern Burgunder, wenn er ihm nichts koſtete.

Der Freywerber machte nun ſeinen Vortrag; allein der Brautvater unterbrach ihn hitzig, und wollte nichts davon hören. Jener ließ ſich jedoch nicht ſo gleich ein Schloß vor den Mund legen, ſondern rühmte Alberts Edelſinn und Tapferkeit, und erzählte von ihm viel ſchöne Handlungen, wie er ſich im Kriege menſchenfreundlich betragen, Plünderungen verhüthet, und Geplünderten ihren Verluſt aus eignen Mitteln erſetzt habe.

„Ey, ſo ein Betteiprinz hat viel zu verſchenken!“ fiel der Landjunker ein. „Aber es wundert mich nicht, daß Du ihn deshalb ſo herausſtreichſt. Jedem Narren gefällt ſeine Kappe. Du redeſt einem Verſchwender das Wort, weil Du ſelbſt ein Verſchwender geweſen biſt, und den Reſt Deines Erbtheils einem liederlichen Freund aufgeopfert haſt.“ —

Dieſer Vorwurf ſpielte auf eine Bürgſchaft von funfzehn tauſend Thalern an, die der Hauptmann, als er noch in der Armee diente, für einen Kameraden, Nahmens Wingolf, geleiſtet hatte, der ein edler Menſch, aber unbeſonnen freygebig war, und ſich von eigennützigen Freunden um ſein ganzes anſehnliches Vermögen bringen ließ. Er fiel dann Wucherern in die

Klauen, und gerieth in ein ſo tiefes Labyrinth, daß er nicht mehr zu retten war. Aus Verzweiflung ging er nach Amerika, und der Hauptmann, der die verbürgte Summe bezahlen mußte, hatte nun ſeit zwanzig Jahren nichts von ihm gehört. Er hielt ihn für todt; aber ſein Andenken war ihm noch werth, und er vertheidigte ihn mit Wärme, ſo oft ſein Bruder (der doch bey der unglücklichen Bürgſchaft keinen Kreuzer verlor) dieſe Sache aufs Tapet brachte.

„Laß doch endlich den armen Wingolf in Ruhe!“ rief der Hauptmann auch jetzt. „Du haſt nie erfahren, was Geldnoth heißt, und rechneſt Dir Dein zuſammen gehaltenes Vermögen als eine Tugend an; es iſt aber, wahrlich! keine Kunſt, nicht zu ſtraucheln, wenn man den Fuß nicht von der Stelle bewegt. Du haſt Dein Leben lang hier auf dem Schloſſe geſeſſen;

da konnten Dich freylich die Irrlichter der großen Welt in keinen Abgrund lokken. — Ey nun, wohl Dir! — Denkſt Du denn aber Deine Geldſäcke mit ins Grab zu nehmen? — Was nützt Dir all' Dein todtes Gold, wenn Du es nicht dazu anwenden willſt, Dein einziges Kind glücklich zu machen?“ —

In dieſem Tone ſtrömte des Hauptmanns Beredſamkeit noch eine Weile fort, und mit Hülfe des Burgunders gelang es ihm endlich, den harten Sinn ſeines Bruders ein wenig zu erweichen. „Ich hab' an Alberten nichts auszuſetzen“ — ſprach er — „man ſieht ſeine Luſt an ihm — er kann mit der Zeit General werden — und er ſollte mir ein recht lieber Tochtermann ſeyn, wenn er nur nicht ſo vermaledeit arm wäre. — Ja, hätte die alte Hexe, die Zigeunerin, wahr geredet, die mir vor vielen Jahren prophezeyte, daß ich hier im Schloſſe einen Schatz finden werde, dann wollte ich das junge Volk noch heute mit einander verloben.“ —

„Schäme Dich!“ ſagte der Hauptmann. „Biſt ſo ein reicher Kauz, und willſt immer noch mehr zuſammen ſcharren! Was die alte Sybille wahrſagte, das iſt ſchon in Erfüllung gegangen. Sie verſtand unter dem Schatze, den ſie Dir ankündigte, nichts anders als einen wackern Eidam, und den haſt Du an unſerm Albert gefunden.“ —

„Nu, nu, wir wollen's beſchlafen,“ ſprach Herr von Horneck, und fing an zu nicken. Der Hauptmann verließ ihn mit der beſten Hoffnung, daß ſein unternommenes Geſchäft gelingen werde.

4.

Am folgenden Morgen ſtand Amaliens Vater ſehr heiter auf. „Herr Bruder,“ ſprach er „ich hab' auf Deinen Burgunder wie ein König geſchlafen, und einen herrlichen Traum gehabt. Ich fand in meinem Hofe, dort bey dem eingeſtürzten Thurm, einen Schatz. Es war ein großer, großer Keſſel voll Gold und Silber. Ich konnt' ihn aus der Höhle, worin er ſteckte, nicht allein heraus heben, und plackte mich lange vergebens damit. Endlich kam Albert und half mir. Wir trugen das ſchwere Gefäß mit einander in mein Schlafzimmer; aber indem ich anfangen wollte, das Geld zu zählen, erwacht' ich.“ —

Der Hauptmann legte dieſen Traum zum Vortheil der Liebenden aus, und verſetzte durch luſtige Einfälle ſeinen Bruder in einen ſo guten Humor, daß er in der Geſchwindigkeit ein Frühſtück anſtellte, Alberten dazu einladen ließ, und freundlicher als jemahls mit ihm ſprach. Die Bewohner des rechten und des linken Flügels blieben bis gegen Mittag fröhlich beyſammen.

Als der Hauptmann und ſein Gaſtfreund, der Huſar, wieder Abſchied genommen hatten, bekam Herr von Horneck, der ältere, einen unerwarteten Beſuch vom Junker Max von Gänſewitz, der in der Nähe ein beträchtliches Landgut beſaß. Er war ein junger, von Geſundheit ſtrotzender Mann zwiſchen zwanzig und dreyßig Jahren, deſſen kurze, ſtammhafte Leibesgeſtalt einem Kegel glich. Ueberhaupt konnte wohl nur ein Blinder ihn ſchön finden. Ein Paar große Pausbacken gaben ihm das Anſehen eines beſtändigen Poſaunenbläſers, und drängten ſich über ein armes winziges

Stumpf-

Stumpfnäschen, das zwiſchen ihnen ſteckte, ſo übermüthig hervor, daß es nur von vorn ſichtbar blieb. Sie ſchützten es freylich von beyden Seiten vor rauhen Winden; aber ihre Aufgeblaſenheit machte das Profil des dicken Gänſewitziſchen Kopfs, auf welchem ein feuriger Buſch von rothen Haaren brannte, einem Kürbiß ähnlich. Die Augen ſchienen, wenn man ſie in der Ferne ſah, vor ſchmachtender Sehnſucht halb geſchloſſen; doch in der Nähe waren ſie ſo klein, ſo ſchmal und ſo trübe, wie man ſie bey einem gewiſſen unſaubern Thiere findet, das in der ganzen Schöpfung wohl am wenigſten auf Schönheit Anſpruch machen darf.

Herr von Gänſewitz war, mit Einem Worte, von der Fußſohle bis zur Scheitel eine widerwärtige Mißgeſtalt, und für Amalien ein wahrer Popanz, mit dem man ſie fürchten machen konnte. Er hatte ſie während des ganzen Winters durch ſeine Erſcheinung nicht erſchreckt; doch vorher kam er ſehr oft, und geberdete ſich auf eine komiſche Art als ihr Verehrer. Herr von Horneck hatte ſeine herzliche Freude daran, und wünſchte ſich ihn zum Schwiegerſohn; aber indem er von Tage zu Tage die Brautwerbung erwartete, brach Max ſeine Beſuche ab, und dachte nicht weiter an das Fräulein, weil ihn die derbern Reitze einer koloſſaliſchen Viehmagd gefeſſelt hatten.

Dieſe edle Liebſchaft war nun zu Ende, und er wollte bey Amalien den abgeriſſenen Faden ſeiner Zärtlichkeit wieder anknüpfen. Allein ungeachtet ihn die Natur mit einem ungeheuer großen Munde begabt hatte, ſo ward es ihm dennoch ſehr ſchwer, ein Wort heraus zu arbeiten, wenn es darauf ankam, mit einem andern Frauenzimmer, als einer Stallnymfe, zu ſprechen. In dieſer Verlegenheit befand er ſich beſonders jetzt, da er ſich im Horneckſchen Hauſe ſo ſelten gemacht hatte, und faſt ein Fremdling darin geworden war.

Aber der Schlaukopf hatte ſich darauf vorbereitet, und brachte die Einleitung eines Geſprächs in der Taſche mit. Er zog nähmlich, indem er ſich Amalien mit einem Kratzfuß nahte, plötzlich einen Strauß — Neſſeln hervor, peitſchte damit ihre Hände, und fragte mit grinſendem Lächeln: „Heh! brennt's?“ —

„Ein ſonderbarer Scherz!“ rief Amalie, und zog unwillig die Hände zurück.

„Nicht wahr, die Dinger brennen ganz verteufelt?“ fragte er nochmahls.

„Mehr als mir lieb iſt!“ antwortete Malchen.

„Nu, ſehn Sie, ſchöne Frölen,“ ſprach er, und wollte ſie zärtlich in die Backen kneipen, „gerade ſo brennt mein Herz gegen Sie.“ —

Herr von Horneck klatſchte über dieſe wohl gerathene Liebeserklärung mit lautem Jubel in die Hände. Amaliens Wangen glühten. Sie eilte ſtumm nach der Thür.

„Wo willſt Du hin?“ rief der Vater.

„In die Küche.“

„Na, laß das Beſte aufſchüſſeln, was wir haben! Einen ſo ſeltenen und angenehmen Gaſt, wie den Herrn von Gänwitz, müſſen wir ſo gut als möglich bewirthen.“ —

„O, machen Sie keine großen Ceremonien mit mir, Herr Nachbar!“ ſagte Max. „Ich bin gar nicht hungrig.“

„Hä, hä, hä! das glaub' ich wohl!“ rief Herr von Horneck. „Den Vortheil haben alle Verliebte, daß ſie faſt von der Luſt leben, und ihnen ihr Tiſch wenig koſtet.“ —

So gab ein Wort das andere, und ehe man noch zur Tafel ging, hatte ſich ſchon Junker Max um Amalien beworben. Dieſer Vortrag war für ſeinen unberedten Mund eine ſchwere Geburt; aber Herr von Horneck ſtand ihm als Hebamme treulich bey, und rief dem Kindlein, ehe es noch völlig zur Welt kam, ſein Ja entgegen. Er behielt ſich jedoch vor, ſeiner Tochter ihr Glück ſelbſt anzukündigen, und ſtimmte ſeinen künftigen Eidam, ſich über Tiſch nicht zu verrathen.

Max war, nach ſeinem Appetit und andern Kennzeichen zu urtheilen, ſehr mäßig verliebt. Er aß wie ein Dreſcher, trank ſich einen anſehnlichen Haarbeutel, und ſchlief, als er nach Hauſe fuhr, im Wagen wie ein Murmelthier.

5.

Man kann ſich vorſtellen, was für ein Lamt entſtand, als Herr von Horneck ſeiner Tochter den plumpen Star, der ſie mit Nesseln gegeißelt hatte, zum Gemahl antrug. Sie wollte ſich, antwortete ſie weinend, lieber mit dem Tode, als mit dieſem Dummkopf, vermählen. „Dumm hin, dumm her!“ rief der Vater. „Wer brav Geld hat, iſt ein Salomo! Damit baſta!“ —

Amalie wußte aus Erfahrung, daß der Eigennutz ihren Vater gegen Bitten und Vorſtellungen unempfindlich machte. Sie verlor daher weiter kein Wort, ſondern ſchrieb ein Brieſchen an den Onkel, und bat ihn um Hülfe, weil er mehr als irgend jemand bey ſeinem Bruder vermochte.

Er kam unverzüglich, predigte aber tauben Ohren, und überwarf ſich am Ende ſo heftig mit dem alten Starrkopf, daß ſie in Unfrieden aus einander gingen. Die Liebenden waren troſtlos. Das ganze Schloß nahm an ihrer Betrübniß Theil. Niemand war vergnügt, als der Herrſcher im rechten Flügel.

Am Abend ſaß der Hauptmann, in dicke Wolken von Tabacksrauch gehüllt, und ſann einſam nach, wie den jungen Leuten vielleicht noch zu helfen ſey. Doch ſeine Gedanken ſchweiften vergebens umher. Auf allen Seiten ſtellte ſich ihnen der Geldgeitz ſeines Bruders als ein unüberſteigliches Gebirg entgegen.

Indem er darüber höchſt mißmüthig war, meldete der Invalide Jakob, ſein alter Diener: es verlange ihn ein Fremder zu ſprechen, der ſeinen Nahmen nicht nennen wolle.

„Laß ihn kommen!“ ſagte der Hauptmann.

Jakob ging, und öffnete dem Fremden die Thür. Er ſtürzte mit großen Schritten, ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, ins Zimmer, flog auf den Hauptmann zu, und drückte ihn mit Heftigkeit an ſein Herz. Jener wich Anfangs ſtutzend zurück; aber plötzlich ſtieß er einen Freudenſchrey aus, rief: „Wingolf! — Wingolf!“ — und umſchlang ſeinen Jugendfreund mit dem feurigſten Entzücken. Beyde ſtammelten, Bruſt an Bruſt, vor nahmenloſer Wonne, und ihre Thränen vermiſchten ſich. Erſt nach fünf Minuten vermochte Wingolf, ſeine bisher erlebten Schickſale im Zuſammenhange zu erzählen.

Ihn hatte das Glück nicht ſo wie manchen Andern, der es in Amerika ſuchte, getäuſcht. Er fand es dort, kam reich zurück, und übergab dem Hauptmann ſogleich, um ſeine Schuld bey ihm großmüthig zu tilgen, eine Summe von funfzig tauſend Thalern in Wechſelbriefen.

„Was ſoll das?“ ſagte ſein Freund, und ſchob die Papiere zurück. „Willſt Du mich in der erſten Stunde unſers Wiederſehens beleidigen, und wie einen Wucherer behandeln? — Du biſt mir keinen Pfennig ſchuldig! Ich habe den Bettel längſt vergeſſen.“ —

Es entſtand ein Wettſtreit der Großmuth. Der Hauptmann fügte ſich zwar bald, die für Wingolfen bezahlte Summe zurück zu nehmen; doch damit war ſein dankbarer Freund nicht zufrieden, ſondern drang ihm die angebothenen Wechſel von neuen auf, und verſicherte mit vielen Betheurungen, daß er reich genug ſey, eine halbe Tonne Goldes kaum zu vermiſſen.

„Alle Wetter!“ rief der Hauptmann. „Wenn das wahr iſt, ſo hat Dich das Glück auf ein hohes Pferd geſetzt, und da mache ich mir denn weiter kein Bedenken, von einem ſolchen Crößus landübliche Zinſen anzunehmen, und mir alſo mein vor zwanzig Jahren ausgelegtes Kapital doppelt wieder bezahlen zu laſſen. Doch mehr keinen Deut! — Und ich würde mich auch dazu nimmer entſchloſſen haben, wenn mir nicht eben einfiele, daß ich mit dieſem Gelde ein gutes Werk ſtiften, und ein Paar junge Leute, die ſich bis zum Sterben lieben, glücklich machen kann.“ —

Er erklärte ſich nun hierüber deutlicher gegen ſeinen Freund, und ſie entwarfen mit einander, unter Scherzen und Lachen, einen Plan, den wir werden ausführen ſehen. Wingolf reiſte hierauf noch in der Nacht ab, um in der nächſten Handelsſtadt ſeine Papiere in klingende Münze zu verwandeln. Der Hauptmann geboth ſeinem Diener, niemanden zu ſagen, daß ein Fremder bey ihm geweſen ſey. Auch Alberts Frage, was er für einen ſpäten Beſuch gehabt habe, erhielt nur die lachende Antwort: „Es iſt Zeit genug, wenn Du das morgen erfährſt!“ —

6.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Herr von Horneck auf die Jagd. Das war dem Hauptmann erwünſcht. Er ging mit Alberten hinüber zu Amalien, und eröffnete jetzt Beyden mit dürren Worten: er wolle ihnen dreyßig tauſend

Thaler ſchenken, um ihre Verbindung zu bewirken.

Sie hielten ſeine Rede für einen Scherz, und zwangen ſich, zwiſchen Thränen darüber zu lächeln. Als er ihnen aber die unerwartete Ankunft des reichen Amerikaners mit allen Umſtänden erzählte, und heilig betheuerte, daß er ſie mit keiner Fabel necke: nun dann war des Jubilirens kein Ende, und er bekam in Einer Minute mehr Schmeichelnahmen und Küſſe, als er vorher in ſeinem ganzen Leben erhalten hatte.

„Kinder!“ rief er, „laßt mich nur wieder zum Worte kommen! Wir haben noch einen hohen Berg zu überſteigen. Es iſt, wahrlich! in der Welt nicht genug, den Beutel voll Geld zu haben; man muß es auch klug anlegen: ſonſt richtet man nichts Gutes und Nützliches damit aus. Ich wäre, zum Beyſpiel, ein großer Thor, wenn ich, mit meinem Geldſack im Arm, vor meinen Brüder träte, und ſagte: Sieh, da hab' ich dreyßig tauſend Thaler, die will ich Deiner Tochter, unter der Bedingung, daß ſie Alberts Frau werde, zum Brautſchatz ſchenken! — Glaubt ihr, daß ich dadurch den Strohkopf Gänſewitz aus dem Felde ſchlüge, und meinen Zweck, euch zu vermählen, erreichte? — Mit nichten! — Mein Bruder würde ganz anders ſpekuliren, und zu ſich ſelbſt ſagen: Nun, es iſt recht ſchön, daß der Hauptmann ſo reich ward. Sein Geld entgeht dir und deiner Tochter auf keine Weiſe. Wir beerben ihn, er ſterbe, wenn er wolle. Du brauchſt deshalb den Herrn von Gänſewitz, der dreyfach ſo viel Vermögen hat, nicht vor den Kopf zu ſtoßen. — Seht, Kinder, ſo würde mein Herr Bruder ſpintiſiren, und wir ſtänden, Trotz meinem ſchönen amerikaniſchen Gelde, auf dem alten Flecke." —

Albert gab ihm Recht. Amalie hingegen vertheidigte ihren Vater, und wollte ihm einen ſo hohen Grad von Eigennutz nicht zutrauen. „Allenfalls,“ ſagte ſie, „könnte man auch dem Gedanken, das Geld einſt zu erben, im voraus begegnen.“

„Nun, wie denn etwa?“ fragte der Hauptmann.

„Wenn Sie, lieber Onkel, Ihr uns zugedachtes großmüthiges Geſchenk Alberten allein ertheilen. Dann verſchwindet die Erbſchaftshoffnung, und Albert iſt ſo reich, daß ihn mein Vater gewiß nicht als Schwiegerſohn verſchmähn wird.“

„Wollte nur das Ey nicht klüger ſeyn als die Henne!“ rief der Kapitain. „An die Erbſchaft wäre dann freylich nicht mehr zu denken; aber Dein Vater würde Dir dennoch den Herrn von Gänſewitz aufzwingen, weil dieſer Duns ein großes ſchuldenfreyes Rittergut beſitzt. Das alles hab ich ſchon überlegt und geſagt, und Deine

Weisheit, Fräulein Nichte, drasch leeres Stroh.“ —

Malchen verſtummte.

„Es iſt kein anderer Rath,“ fuhr er fort, „wir müſſen auf einem Schleifwege zum Ziele gehen, und ich habe ſchon einen gefunden, der uns nicht irre führen wird.“

Albert und Amalie baten um Entdekkung ſeines Vorhabens.

„Könnt ihr ſchweigen?“

Sie verſicherten das.

„Nun, ſo hört! Mein Herr Bruder iſt, mit Ehren zu melden, ein abergläubiger Schwachkopf, dem die Prophezeyung eines alten Weibes, daß er einſt hier im Schloſſe einen Schatz finden werde, ſeit dreyßig oder vierzig Jahren noch im Gehirn ſpukt. Sie ſoll endlich erfüllt werden, dieſe Prophezeyung. Er ſoll meine dreyßig tauſend Thaler als einen Schatz finden. Aber wahrſcheinlich läuft der erſte Verſuch der Hebung nicht ohne Schrecken ab, und Herr von Gänſewitz kommt, allem Vermuthen und meiner Abſicht nach, auch mit dabey ſo ins Gedränge, daß er uns nicht weiter mit Heirathsgedanken in den Weg treten wird.“

„O, ich bitte Sie, beſter Onkel,“ ſprach Malchen, „thun Sie meinem Vater nichts zu Leide! Es ſchmerzt mich, daß er — wie ſoll ich's gleich nennen? — ſo hinters Licht geführt werden ſoll.“

„Paperlapap! Wenn man hinterm Lichte eine Pfanne voll Gold findet, ſo kann man ſich wohl dahin führen laſſen. Trag Du nur keine Sorge! Du kennſt mich als einen ehrlichen Mann. Ich verabſcheue Argliſt und Ränke. Was ich mit Deinem Vater im Schilde führe, iſt ein frommer Betrug. Wenn die Löwenhaut nicht zu

reichen

reichen will, ſagt das Sprichwort, muß man einen Fuchsbalg daran nähen.“ —

Halb aus Neugier, halb aus Beſorgniß für ihren Vater, fragte Malchen, wie, wenn und wo die Schatzhebung geſchehen ſolle.

„Das bleibt vor der Hand mein und Wingolfs Geheimniß;“ antwortete der Onkel. „Du haſt bey der Sache nichts zu thun, als mir einen Hauptſchlüſſel zu ſchaffen, mit dem ich, in der künftigen Nacht, alle Thüren, bis ins Schlafzimmer meines Bruders, öffnen kann.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Malchen. „Mir wird bey dieſen Anſtalten ganz bang' ums Herz!“

„Zieräffchen!“ rief der Hauptmann. „Machſt Dir wohl gar Scrupel, mir den Hauptſchlüſſel anzuvertrauen? — Dieſe Gewiſſensangſt will ich Dir erſparen. Hier liegt gleich ſo ein Schlüſſel, wie ich ihn brauche. Ich ſtecke ihn ein, Du magſt es erlauben wollen oder nicht. Ihr habt mehr dergleichen; das weiß ich. Der Vater wird ihn nicht vermiſſen.“ —

Und indem er ſo ſprach, war der Schlüſſel ſchon in ſeiner Taſche. Er empfahl dem Fräulein nochmahls Verſchwiegenheit, und eilte mit Alberten in ſein Revier zurück, um ſich nicht von ſeinem Bruder, deſſen Heimkunft bald zu erwarten war, überraſchen zu laſſen.

7.

Der Tag verging im rechten Flügel unter väterlichen Ermahnungen, den Junker Max morgen als Bräutigam wohl zu empfangen. Herr von Horneck hatte ihn auf den folgenden Tag zur Tafel geladen, um den Handel vollends mit ihm abzuſchließen.

Malchen verhielt ſich leidend, ſagte weder Ja noch Nein, und verließ ſich ganz auf ihren Onkel. Dieſer machte indeſſen mit ſeinem Jakob mancherley Anſtalten wegen des Schatzes, und erwartete mit Ungeduld ſeines Freundes Rückkunft.

Wingolf kam bey Anbruch der Nacht. Er hatte ſeinen Wagen vor dem Schloſſe zurück geſandt. Zwey Diener trugen einen ſchweren Koffer hinter ihm her. Jakob ſtand, während dieſes Einzuges, am rechten Flügel auf der Wache. Es war dort alles ſtill, und niemand bemerkte, was auf der linken Seite geſchah.

„Da bin ich, Brüderchen!“ rief Wingolf. „Es ging alles nach Wunſch. Ich habe recht altes Gold und anderes verſchimmeltes Schatzgeld eingewechſelt. Man ſollte darauf ſchwören, daß es ſchon ein Paar Jahrhunderte unter der Erde geruht hätte.“

„Gut, gut!“ ſprach der Hauptmann. „Es würde jedoch wenig bedeuten, wenn wir auch nur jüngere Münzen zur Hand hätten. Mein Bruder iſt nicht pfiffig genug, die Widerſprüche der Zeitrechnung zu bemerken.“

„Beſſer iſt beſſer!“ verſetzte Wingolf

„Bleibt's noch dabey, daß ich den Geiſt vorſtelle?“

„Das verſteht ſich!“ antwortete der Kapitain. „Du ſchickſt Dich am beſten zu dieſer Rolle, weil Deine Geſtalt und Stimme meinem Bruder unbekannt ſind. Hier liegt ſchon Dein Geiſtergewand: ein gewaltig großes Betttuch, ſo weiß, wie ein neu gefallener Schnee.“

„Tauſendſaſa!“ rief der Amerikaner. „Daraus läßt ſich ein langes Schleppkleid machen, wie es keine Modedame aufweiſen kann. Ich habe mir auch ſchon unter Weges ausgeſonnen, wie ich den alten Herrn anreden will. Es ſoll in Verſen geſchehen, damit es recht fremd und wunderbar klinge.“

„Bravo, alter Reimſchmid! Es wird alles vortrefflich gehen.“

Gegen Mitternacht hob der Spuk an. Wingolf bemahlte ſein Geſicht mit weißer, leichenfarbiger Schminke, die er zu dieſem

Behuf in der Stadt gekauft hatte, und hüllte ſich in das Bettlaken. So war der Geiſt fertig. Der Hauptmann führte ihn nach dem rechten Flügel hinüber, gab ihm den Hauptſchlüſſel, und bezeichnete ihm genau die Wege, die er zu gehen hatte.

Mit Hülfe einer Blendlaterne wandelte die Spukgeſtalt durch eine Reihe öder Zimmer, und kam glücklich ans Schlafgemach des Herrn von Horneck. Sie öffnete leiſe die Thür, und trat an ſein Bett. Er ſchlief ſo feſt, daß ſie ihn durch Zupfen an ſeiner Nachtmütze wecken mußte.

Mit Schrecken fuhr er auf, that einen Schrey, ſchlug geſchwind ein paar Kreuze, wühlte ſich tief in die Betten, und ſtöhnte darunter hervor: „Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn!“ —

„Ich auch!“ — brummte das Geſpenſt, und ſprach dann langſam, mit einer hohlen, dumpſen Stimme; folgende Worte:

„Ich komm' aus tieſen Schlünden
Der dunkeln Geiſterwelt.
Um Glück Dir zu verkünden,
Hab' ich mich eingeſtellt.

Ich, Deine Ahnfrau, lebte
Vor grauen Zeiten hier.
In dieſer Burg erſtrebte
Ich Gold mit heißer Gier.

Doch was in funfzig Jahren
Ich mühevoll erwarb,
Das hat kein Menſch erfahren —
Ich grub es ein — und ſtarb.

Der Schatz liegt im Gekrümme
Des alten Thurms verſteckt,
Wo eines Flämmleins Schimmer
Die Stätte Dir entdeckt.

Ich hab' ihn aufgehoben
Zur Mitgiſt für Dein Kind;
Doch ſey der Mann zu loben,
Der Malchens Hand gewinnt!

Es haben ſchon, das weiß ich,
Zwey Freyer angefragt:
Darunter iſt ein Zeiſig,
Der mir nicht wohl behagt.

Erwähle klug den rechten,
Und heb mit ihm den Schatz! —
Doch kommſt Du mit dem ſchlechten,
So jag' ich euch vom Platz.

Bereite Dich zum Funde,
Den ich Dir zugedacht,
Sobald ſie ſchlägt, die Stunde
Der künftgen Mitternacht! —

Jetzt folge meinem Schritte
Hin zu der Flamme Schein,
Und wirf, nach alter Sitte,
Ein Stück Metall hinein!

Dann zeigt der Schatz ſich morgen
Zur Hebung gleich bereit;
Sonſt bleibt er Dir verborgen
In alle Ewigkeit.“ —

Herr von Horneck lag Anfangs in ſeiner Betthöhle todtenſtill. Der Redner war ungewiß, ob er verſtanden werde. Doch davon überzeugte er ſich beym Anfang der vierten Strophe, als er mit beſonderm Nachdruck das Wort Schatz ausſprach. Da ward es unter der Decke lebendig, und Hornecks Nachtmütze — die ſo tief über ſein Geſicht gezogen war, daß ſich ſogar die Naſe darin eingehakt hatte — kam ein wenig zum Vorſchein. In dieſer Lage blieb der Horchende bis zum Schluß der poetiſchen Anrede.

Als er ſich aber auch jetzt noch nicht weiter regte, nahm ſich ſeine Ahnfrau die Freyheit, ihre derbe Hand nach dem Zipfel ſeiner Amorsbinde auszuſtrecken, und ſie mit Einem Ruck über die Stirn hinauf zu ziehen. Er blinzte die Augen feſt zu, und ſchlüpfte wieder unter die Decke. Darüber gerieth ſeine angebliche Urgroßmama in einen poetiſchen Feuereifer, und heulte, wie eine Rohrdommel, aus dem Stegreif:

„Hervor mit Dir!
Wir ſpielen hier
Ja nicht Verſtecken,
Nicht blinde Kuh!
Was wageſt Du,
Mich ſo zu necken?

Heraus, Kompan!
Den Schlafrock an,
Und mitgegangen
Zum Flammenplatz!
Sonſt iſt der Schatz
Nicht zu erlangen.
Machſt Du nicht gleich
Von ihm Dich Meiſter,
So ſchlingt das Reich
Unholder Geiſter
Ihn plötzlich ein,
Und dann wird nimmer
Des Goldlichts Flimmer
Dir ſichtbar ſeyn.“ —

Dieſe Drohworte ſchreckten den Geizhals, und waren ein Hebel, ihn in Bewegung zu ſetzen. Er ruderte geſchwind mit ſeinen langen Spindelbeinen aus dem Bette heraus, hoſte ſich an, und fuhr in den Schlafrock. Die weiße Frau wandte ſchamhaft ihr Geſicht weg, und erleichterte ihm dadurch das Geſchäft des Ankleidens. Als er reiſefertig war, und an ſeinem Nachtlämpchen ein Licht angezündet hatte, winkte ſie ihm mit der Hand, und extemporirte:

„Nun komm, geliebter Enkelſohn!
Glück iſt des Muthes ſichrer Lohn! —
Haſt Du auch ein metalliſch Zeichen,
Um es dem Flammengeiſt zu reichen?“

Das hatte der ängſtige Mann vergeſſen. Er fing an zu ſuchen. Es fand ſich ein alter meſſingener Sporn, deſſen Compagnon vor vielen Jahren verloren gegangen war. Der Geizhals beſah ihn von allen Seiten, legte ihn wieder hin, kramte weiter, ergriff bald ein ſchartiges Meſſer ohne Heft, bald den einzelnen Arm einer zerbrochenen Schere: aber alle dieſe Koſtbarkeiten dauerten ihn, und ſeine Ahnfrau konnte ſich nicht enthalten, über dieſen Zug ſeiner Sparſamkeit zu lächeln.

Nach langem Wählen fiel ihm die drähterne Haube eines Pfeiſenkopfs in die Hände, die oben völlig durchgebrannt, und alſo ganz unbrauchbar war. Dennoch ſtand er ein Weilchen an, ſich von ihr zu trennen. Endlich entſchloß er ſich dazu, und fragte durch ſtummes Vorzeigen derſelben an, ob ſie zur Beſitzergreiſung des Schatzes anwendbar ſey. Der Mummel nickte, und ſchritt vorwärts. Horneck folgte mit krummen, ſchlotternden Knien, kehrte aber an der Thür ſchnell wieder um, und häkelte das Kettchen vom Pfeiſendeckel los, weil ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß es vielleicht weiter zu brauchen ſey, und bey gegenwärtiger Gelegenheit erſpart werden könne.

Nun ging der Marſch ohne längern Aufenthalt fort zu den Ruinen des Thurmes. Doch beynahe hätte die anführende Matrone, die vormahls im Schloſſe gehauſt haben wollte, den Weg nicht gefunden. Es gelang ihr erſt nach einigen Verirrungen, an Ort und Stelle zu kommen. Hier lauerte ſchon Jakob ſeit einer Stunde, und nährte mit allerhand brennbaren Materien eine kleine Flamme, die von ſelbſt aus einer Erdenkluft hervor zu lodern ſchien. Er verbarg ſich hinter dem eingeſtürzten Gemäuer, als er die weiße Geſtalt heran leuchten ſah.

Sie ging mit langſamen, abgemeſſenen Schritten bey der Flamme vorbey, und deutete mit der Hand darauf. Horneck ſtarrte das Wunderfeuer an, und ließ gläubig den Pfeifendeckel hinein fallen. Jetzt verſchwand ſeine Wegweiſerin hinter den Trümmern mit dieſen Worten:

„Morgen um die Mitternacht
Wird die Hebung hier vollbracht!
Doch ſie ſoll Dir nicht gelingen,
Wenn Du wagſt, den ſchlechten Wicht,
Dem Dein Kind ins Auge ſticht,
Als Gehülfen mitzubringen.
Nur der Mann, der mir gefällt,
Hebt das Mägdlein und das Geld.“ —

8.

Die Abſicht dieſes Vorſpiels war, dem Herrn von Horneck alles Mißtrauen zu benehmen. Er kannte die Gebräuche der Schatzgräberey auf ein Haar, und hätte vielleicht in ſeinem Glauben gewankt, wenn man nicht methodiſch und mit der gebührenden Feyerlichkeit zu Werk gegangen wäre. Nun aber, da er die gewöhnliche vorbedeutende Geldflamme mit eigenen Augen geſehen hatte, ſtieg nicht der kleinſte Zweifel gegen die Richtigkeit der Sache in ihm auf. Es koſtete ihm auch wenig Kopfbrechen, das Räthſel zu löſen, wer unter Amaliens Freyern der Liebling ſeiner Uraltmutter ſey. Er rieth ſogleich auf den theuern Junker Max; denn er machte den weiſen Schluß: die Sammlerin eines Schatzes müſſe, wie er, den Werth eines Menſchen nach ſeinem Reichthum ſchätzen, und daher den armen Huſarenlieutenant mit Verachtung und Widerwillen anſehen.

Herr von Gänſewitz erſchien zur Mittagstafel im beſten Staate, und liebäugelte ſehr freymüthig mit ſeiner vermeinten Braut. Sie wich ſeinen zärtlichen Blicken ſo viel als möglich aus, ſah ihm aber deſto ſchärfer

auf

auf die Taſchen, um ſich gleich durch die Flucht retten zu können, wenn er etwa wieder eine Neſſelpeitſche hervor ziehen ſollte. Doch dieß Mahl blieb ſie verſchont, und die Tafelzeit ging, unter Geſprächen über die Jagd und andere gleichgültige Gegenſtände, glücklich vorüber.

Jetzt erhielt Amalie einen Wink, ſich zu entfernen. Sie hatte noch nie einen Befehl ihres Vaters mit ſolchem Vergnügen befolgt. Er verriegelte hinter ihr die Thür, und erzählte nun ſeinem Gaſt die Begebenheiten der vorigen Nacht, die er noch keiner Seele entdeckt hatte.

Max riß ſeine kleinen Blinzaugen ſo weit auf, daß er wirklich ein paar Sekunden lang andern Menſchen ähnlich ſah. Der Schatz, der die Ausſteuer ſeiner Braut vermehren ſollte, war ihm höchlich willkommen. Er krähte vor Freude wie ein Hahn. Als ihn aber angekündiget ward, daß er ſelbſt, nach dem ausdrücklichen Willen der Schatzmeiſterin, bey der Hebung Hand anlegen ſolle: da wurden ſeine rothen Pausbacken plötzlich ſo bleich wie die Wangen eines getünchten Poſaunenengels, und er bedauerte ſtammelnd, daß er durchaus, wegen eines ſehr wichtigen Geſchäfts, noch vor Abend zu Hauſe ſeyn müſſe.

„Lariſari!“ ſprach Herr von Horneck. „Es gibt zwiſchen Himmel und Erde kein ſo wichtiges und einträgliches Geſchäft als eine Schatzhebung. Bedenken Sie, Gänſewitz! — einen Schatz! — Das bloße Wort macht mich um zwanzig Jahre jünger.“ —

„Ein recht angenehmes Wort!“ ſtotterte Max, und rieb verlegen die Hände. „Wenn ſich nur der Schatz ſo leicht heben ließe, als ſich das Wort ausſprechen läßt!“

„Aha! kommt der Wind da her?“ rief Horneck. „Hat der junge Herr keinen Muth? — Sapperment! da hätten Sie an meiner Stelle ſeyn ſollen! Das war eine Heldenthat, im Stockdunkeln mit einem Geiſte ſpazieren zu gehn! — Aber nun hat's keine Gefahr. Der Schatz liegt bereit; wir dürfen ihn nur wegtragen.“ —

Der furchtſame Haſe machte noch allerley Kreuz- und Querſprünge; aber Horneck ließ ihn nicht entwiſchen, und ward zuletzt böſe. „Da hilft kein Sperren!“ rief er. „Sie ſind entweder in dieſer Nacht von der Partie, oder ich muß mir einen andern Schwiegerſohn ſuchen. Ihrer Feigheit wegen will ich doch, wahrhaftig! einen Schatz nicht einbüßen, den ich nicht anders, als mit Beyſtand meines künftigen Eidams, zu Tage fördern kann.“ —

So in die Enge getrieben, entſchloß ſich endlich Herr Max, das nächtliche Abenteuer zu beſtehen.

9.

Das erwartete man im linken Flügel, und traf die thätigſten Anſtalten, die Schatzgräber zu empfangen. Jakob (der bey der Artillerie gedient hatte, und in der Feuerwerkskunſt erfahren war) wühlte ſchon in der Nacht vorher, wie ein Maulwurf, zwiſchen den Trümmern, grub Minen, und füllte ſie mit Pulver. Der Hauptmann nähte ſeinen großen Hetzhund in eine ſchwarze Bärenhaut ein, und ſchuf ihm ein Paar flammende Augen. Wingolf reimte einen Bannfluch, der durch ein Sprachrohr erſchallen ſollte. Der Schatzkeſſel ward gefüllt; aber vor der Hand nur mit Steinen, damit den Glücksrittern — wenn ſie etwa mehr Muth hätten, als man ihnen zutraute — keine Beute von Werth in die Hände falle. Um ſie jedoch anzukirren, bedeckte man die Steine mit einer dünnen Schicht alter Thaler, und trug, als es Abend geworden war, den Keſſel an den Ort, wo das Flämmchen gebrannt hatte.

Indeſſen war Herr von Horneck beſchäftigt, den Muth ſeines Knappen zu ſtärken. Aber je höher die Nacht ſtieg, deſto tiefer ſank Maxens Herz. Es ſchmeckte ihm weder Speiſe noch Trank, und er verlor alle Luſt, mit Amalien zu koſen.

Gegen zehn Uhr befahl ihr der Vater, wie allen ſeinen Leuten, zu Bett zu gehen.

Sie wünſchte ihm mit ſchwerem Herzen eine gute Nacht. „Die haben wir gewiß!“ ſprach er ſchelmiſch lachend, und gab dem Herrn von Gänſewitz einen bedeutenden Augenwink. „Du wirſt ſehen, Malchen, daß wir Beyde morgen früh recht munter und fröhlich ſind.“ — Armer Vater! dachte ſie, und huſchte in den linken Flügel hinüber, um für ihn nochmahls bey dem Onkel zu bitten.

Dieſer beruhigte ſie, und eilte mit ſeinen Bundesgenoſſen an den Tummelplatz. Eine Hinterthür führte ſie dahin, ohne daß es aus den Fenſtern des rechten Flügels bemerkt werden konnte. Es war daher ſo wenig Vorſicht nöthig, daß ſie ſich ſogar von dem maskirten Bullenbeißer vorleuchten ließen, dem ſein Herr ein Paar kleine Laternen, die in der Finſterniß wie Feueraugen funkeln ſollten, an den Kopf gebunden hatte.

Halb zwölf Uhr befand ſich Max völlig im Zuſtande eines Miſſethäters, der zum Hochgerichte geführt werden ſoll. Er war bleich wie ein Todtenkopf; alle ſeine Gebeine zitterten; das Herz ſchlug ihm wie ein Hammer; und als er jetzt den Gang zum alten Thurme antreten ſollte, gab er plötzlich die Erklärung von ſich: er wolle dem Fräulein entſagen, und lieber zeitlebens unverehligt bleiben, als ſich einer Frau wegen in Leib- und Lebensgefahr begeben.

„Rappelt's in Ihrem Kopfe?“ fuhr ihn Horneck an. „Hätten Sie mir das heute Mittags geſagt, ſo konnten ſie laufen, wohin Sie wollten; aber nun müſſen Sie mitgehen, oder ich verwickle Sie in einen Prozeß, der Ihnen den letzten Ziegel auf dem Dache koſtet.“ —

„Wie käm' ich denn dazu?“ ſtammelte Max.

„Das werden Ihnen die Advokaten

ſchon ſagen! Glauben Sie nicht, daß es einen artigen Rechtshandel abgeben wird, wenn ich Sie über den Verluſt eines Schatzes, deſſen Werth ſich gar nicht berechnen läßt, in Anſpruch nehme?“

„Ach, beſter Herr von Horneck, heben Sie ihn doch allein!“

„Ueber den Häckerlingskopf! — Allein heben! — Kann ich denn das? — Sie haben ja gehört, daß es durchaus mit Beyhülfe meines künftigen Schwiegerſohns, und durchaus in dieſer Stunde, geſchehen muß! Wo ſoll ich nun jetzt um Mitternacht einen andern Schwiegerſohn aufgabeln?“ —

„Da weiß ich freylich keinen Rath; ich für meine Perſon ziehe aber den Kopf aus der Schlinge.“

„Nein, Herr, dazu iſt Ihr Kopf zu dick! Er wird hängen bleiben in der Schlinge, und Ihr Rittergut obendrein! Fahren

Sie in Gottes Nahmen nach Hauſe, und legen Sie ſich zu Bett! Es iſt Ihre letzte ruhige Nacht. Morgen hetz' ich Ihnen eine Koppel Prozeßmacher auf den Hals, die bald mit Ihnen das Garaus ſpielen werden." —

Nun ſteckte Max zwiſchen Thür und Angel. Vorher glaubte er mit Amaliens Verluſt aus der Klemme zu kommen; doch jetzt konnte er weder vorwärts noch rückwärts. Dort drohten Geſpenſter — hier Advokaten. — und dieſe letztern waren ſolche Schreckensmänner für ihn, daß er ſich, als er ſie von hinten anrücken ſah, vor Angſt entſchloß, lieber einem Rudel Nachtgeiſter als ihnen in die Hände zu fallen.

„Das iſt endlich ein vernünftiges Wort!" ſprach Horneck. „Nun wird aber nicht eine Sylbe weiter geſprochen! Geben Sie ja, indem wir den Schatz heben, keinen Mucks von ſich! Sonſt verſchwindet er vor unſern

Augen wie eine Seifenblaſe, oder ſinkt bis zum Mittelpunkt der Erde hinab." —

10.

Den Laurern bey den Ruinen ward, während dieſes Gezänks, die Zeit ſehr lang. Sie zweifelten ſchon, daß die Schatzheber ſich einfinden würden; doch mit Einem Mahl kamen ſie angeſtiegen. Horneck ging mit einer Laterne voraus. Gänſewitz hielt ſich an ſeinem Rocke mit beyden Händen feſt, und ließ ſich ſo mit krummen Knien, wie auf einem Nachtſtuhle ſitzend, nachſchleifen. Der Alte, dem für ſeine Rockſchöße bange war, ſchlug oft mit Heftigkeit rückwärts, um ſich von der Klette, die ſich an ihn gehangen hatte, zu befreyen. Sie war aber nicht los zu bringen.

In dieſem Aufzuge trafen ſie mit zögernden Schritten in der Gegend ein, wo der täuſchende Schatzkeſſel zwiſchen zerſtreut umher liegenden Steinmaſſen aufgeſtellt war. Horneck, der ſeine Leuchte ſo weit als möglich auf Kundſchaft voran ſchickte, ſah ihn zuerſt, und ſchauderte freudig zuſammen. Er griff hinter ſich, zog ſeinen Anhänger hervor, zeigte mit der Hand auf die Lockthaler, und triumphirte mit mancherley lebhaften Geberden. Junker Gänſewitz machte einen langen Hals, und kroch wie ein Krebs zurück. Horneck ſchalt ihn durch zornige Kopfsbewegungen, und gab ihm durch Ausbreitung beyder Arme und muthiges Herumblicken zu verſtehen, daß alles ruhig und nichts zu befürchten ſey. Max kraute ſich hinter den Ohren, und ſchneckte wieder ein wenig vorwärts. Der Alte tätſchelte ihm die Backen, klopfte ihm auf die Schulter, und zeigte ihm durch haſtiges Oeffnen und Schließen der Hände, wie er den Keſſel angreifen müſſe.

Jetzt ſtanden ſie nahe dabey, und wollte die Schatzhebung wirklich beginnen. In dieſem Augenblicke feuerte der Hauptmann in ſeinem Verſteck eine fürchterlich knallende Donnerbüchſe los. Horneck that einen Luftſprung — Max fiel auf's Geſäß; doch indem er kaum den Boden damit erreichte, praſſelten Jakobs Flatterminen unter ihm auf, hagelten Sand und Erdſchollen umher, und blaue, grüne und rothe Flammen tanzten wie Irrwiſche herum. Zugleich brüllten mehrere Geſchütze, und auf einem hohlen Faſſe ward ein Gewitter gepaukt.

Trotz dieſem Höllengetümmel, wich Horneck, der den Schatz nicht einbüßen wollte, nicht von der Stelle, und hielt auch Maxen, wie ein Häſcher, ſo feſt, daß er nicht davon laufen konnte. Eine Sekunde lang war jetzt alles ruhig; aber dieſen Waffenſtillſtand unterbrach ein gräßliches Hundegebell, das, durch nachahmende Menſchenſtimmen verſtärkt, aus dem Thurmgemäuer hervor ſchallte. Horneck und ſein Gefangener blickten dahin, ſahen ein ſchwarzes Ungeheuer mit großen Feueraugen auf ſich los ſtürzen, und hörten folgende, durch ein Sprachrohr donnernde Worte:

„Hurrah! huſſah! Höllenhund,
Oeffne deinen Flammenſchlund!
Huſſah auf den Rothkopf dort!
Jag' ihn fort!
Nie betret' er dieſen Ort!
Läßt er ſich noch Ein Mahl blicken,
So zerreiß' ihn flugs in Stücken!
Er iſt nicht der rechte Mann,
Der den Schatz erheben kann.“ —

Während dieſes Bannſpruchs ergriffen Beyde mit Entſetzen die Flucht. Doch eigentlich floh nur Horneck; denn Max kletterte vor Angſt an ihm hinauf, klammerte ſich an ſeinen Kleidern an, und erſparte ſo ſeinen eigenen Beinen die Mühe, ihn in Sicherheit zu bringen. Er weckte mit einem Zetergeſchrey ſeinen Kutſcher, bat ihn um Gottes willen, ſogleich anzuſpannen, und fuhr mit der Betheurung ab, dieß verwünſchte Schloß in ſeinem Leben nicht wieder zu betreten.

11.

„Fahren Sie zum Henker!“ rief ihm Horneck nach, und kroch in ſein Bett. Aber ſeine Troſtloſigkeit über den verlorenen Schatz ließ ihn kein Auge ſchließen.

Als er ſich ungefähr eine Stunde lang von einer Seite zur andern geworfen hatte, erhielt er plötzlich einen zweyten Beſuch von ſeiner Ahnfrau. Sie erſchien, wie in der vorigen Nacht, in ihrem weißen Schleppgewande, und heulte gleich einer Unke:

„Das Ungethüm liegt wieder an der Feſſel,
Und morgen um die Geiſterzeit
Steht noch ein Mahl mein Gold, und Silberkeſſel
Für Dich bereit.

Doch dann wird er von Höllenhunden
Bis an den jüngſten Tag bewacht,
Haſt Du in vier und zwanzig Stunden
Den Mann nicht aufgefunden,
Dem Glück und Liebe lacht.“ —

Als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand ſie.

Horneck ſchwitzte tief unter der Decke; doch entging ihm keine Sylbe von dieſer Anrede, die ihm ſehr tröſtlich klang. Er eilte bey frühem Morgen zu ſeinem Bruder, mit dem er bisher geſchmollt hatte, vertraute ihm alles, und bat ihn um Rath.

„Was bedenkſt Du Dich lange?“ ſagte Dieſer, nachdem er ſich eine Weile ſehr fremd geſtellt hatte. „Es iſt ja offenbar, daß unſere ſelige Frau Uraltmutter ihren

Reichthum niemanden anders als Alberten gönnen will.“ —

„Das ſcheint mir bald ſelbſt ſo;“ verſetzte Jener. „Ey nun, er iſt auch ein ganz anderes Kerlchen, als der verdammte Rothkopf! — Höre, Hauptmann, glaubſt Du wohl, daß er ſich entſchließen wird, den Schatz mit mir zu heben, wenn ich ihm Amalien zum Weibe, und den Fund zur Ausſteuer gebe?“ —

„Ohne Zweifel;“ antwortete der Hauptmann. „Ich will ihn rufen.“ —

Albert kam. Die Sache ward ihm vorgetragen. Er betheuerte, für Amaliens Beſitz alles in der Welt zu wagen.

Nun füllte der Hauptmann denſelben Keſſel, der Tages vorher Steine im Bauche gehabt hatte, mit Gold und Silber, und ſchaffte ihn im Dunkeln an den gehörigen Ort. Horneck und Albert hohlten ihn um Mitternacht ohne Schwierigkeit ab. Indem ſie ihn fort trugen, blies Wingolf, der ein guter Flötenſpieler war, hinter den Ruinen eine liebliche Melodie.

Horneck hatte nun vor Freude eine ſchlafloſe Nacht. Er zählte bis an den hellen Morgen das gefundene Geld, und war halb und halb zufrieden; denn ganz iſt ein Geitzhals es niemahls.

Einige Monate nachher feyerten Albert und Amalie ihre Verbindung. Als man ſich Abends zur Familientafel niederſetzen wollte, trat plötzlich die wohlthätige Ahnfrau in den Saal, ohne ſich mit Anſchaffung eines hochzeitlichen Kleides in Unkoſten geſchlagen zu haben. Sie trug ihren alten weißen Schlender, und nahm ohne Umſtände Platz an der Tafel. Der Brautvater erſtarrte. Doch man entdeckte ihm ſchnell den Zuſammenhang der geheimen Geſchichte, und er mußte ſich freylich ſtellen, als ob er den Spaß recht artig finde. Im Herzen aber that es ihm weh, daß es ihm nicht gelungen war, Marens Rittergut und den Schatz mit einander zu vermählen.

V.

Das Vorzeichen.

Bey einer gräflichen Familie in Deutſchland herrſchte noch im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Aberglaube: daß ein gewiſſer Leichenſtein in ihrem Erbbegräbniſſe durch einen ungewöhnlichen Schweiß anzeige, wenn ſie durch das Abſterben eines ihrer Glieder in Trauer verſetzt werden ſolle. Der Küſter bey der Begräbnißkirche war angewieſen, dieſes Vorzeichen, ſo bald er es bemerke, auf dem Schloſſe zu melden.

Eines Tages ſaß das gräfliche Haus bey einem frohen Mittagsmahle verſammelt. Da brachte der Todesbothe mit Eilſchritten die Nachricht, daß der weißagende Stein eben heftig zu ſchwitzen anfange. Alle Geſichter erblaßten. Die Freude floh. Nur die vier und achtzigjährige Großmutter des Hausvaters lächelte getroſt. „Mir geſchehe, wie Gott will!“ ſagte ſie. „Beunruhiget euch nicht, meine Kinder! Dieſe Vorbedeutung geht mich an.“ —

Ihre Urenkel, zwey junge Grafen, (die noch auf einer hohen Schule ſtudirten, und ihr Vaterhaus nur jetzt beſucht hatten) waren neugierig, das Wunderzeichen zu ſehen. Sie ritten nach der Tafel hin zur

Familiengruft, die eine halbe Meile vom Schloß entfernt lag. Der Grabſtein ſchwitzte ſehr ſtark. „Glückliche Reiſe, Frau Großmama!“ rief der jüngere Graf, der bey jeder Gelegenheit vorwitzig war, und ſich oft durch ſeine Handlungen in den Verdacht eines gefühlloſen Herzens ſetzte.

Er zog ſein Schnupftuch aus der Taſche, und trocknete die Näſſe des Steines damit auf. „Dieß feuchte Tuch,“ ſprach er lachend, „will ich der Alten zeigen, damit ſie ſich fromm und chriſtlich zum Sterben bereite.“ —

Sein Bruder, ein edlerer Jüngling, mißbilligte dieſes Vorhaben, und bat ihn, die ehrwürdige Matrone nicht zu kränken. „Pah!“ verſetzte Jener, „ſie hat lange genug gelebt; ſie kann abſegeln! Und ich thue, was ich will, Herr Hofmeiſter!“ —

Mit dieſer Hohnſprecherey faſelte er aus der Kirche, und rächte den erhaltenen Verweis an dem Pferde ſeines Bruders, das ein Reitknecht vor der Thüre hielt, durch einen kräftigen Peitſchenſchlag. Doch das muthige Roß ſchlug wieder, und er ſtürzte, von beyden Hinterhufen vor die Bruſt getroffen, todt zur Erde. Seine Aeltermutter überlebte ihn noch drey Jahre.

Dieſe Anekdote erzählt ein gleichzeitiger Schriftſteller (ohne jedoch das gräfliche Geſchlecht zu nennen) als Augenzeuge, und ſetzt etwas einfältig hinzu: „Sobald der junge Herr entſeelt darnieder fiel, hörte der

Stein auf zu ſchwitzen, und man will behaupten, daß die Gnade, wodurch beſagtem Geſchlechte die bevorſtehenden Todesfälle angezeigt worden, von nun an auf immer verſcherzt worden ſey.“

Berichtigungen.

Seite 121, in der ſiebenten Zeile, leſe man ſtatt Geſchichtsſchreiber — Geſchichtſchreiber.

— 221, in der vierten Zeile von unten: ſtatt An dere — Andere.

In der Schüppelſchen Buchhandlung in Berlin, ſind kürzlich folgende Werke erſchienen.

Langbein, A. Fr. E., neue Schriften 2 Bände mit Kupfern von Fr. Catel, H. Ramberg, Meyer und Jügel. 8. jeder Band 1 Thl. 9 Gr.

— deſſen Erzählungen mit Kupfern von H. Ramberg. 8. 1 Thl. 9 Gr.

Bothe, H. F., Frühlings-Almanach; mit Kupfern von Fr. Catel und Jügel. kl. 16. 1 Thl. 12 Gr.

Wrede, C. F. Geognoſtiſche Unterſuchungen über die Südbaltiſchen Länder, nebſt einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Waſſerſtandes auf der nördlichen Halbkugel; mit einem Kupf. gr. 8. 16 Gr.

Bourguet, D. Ludw. chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen; fortgesetzt von D. Richter (Verfasser des Werks über die neuern Gegenstände der Chemie.) 5 Bände gr. 8. jeder Band 1 Thl. 8 Gr.

Rebentisch, I. F. prodromus Florae Neomarchicae, secundum systema proprium conscriptus, cum praefatione et dispositione vegetabilium cryptogamicorum a D. C. L. Willdenow. Figuris XX aeneis coloratis adornatus. 8 maj. 2 Thl. 12 Gr.

Klug, D. Fr, monographia Siricum; cum tabulis aeneis VIII. coloratis. 4. 3 Thl. 12 Gr.

Willdenow, D. Carol Ludw, Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones planta-

rum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. I—III us cum tabulis aeneis XXXVI coloratis. Fol. maj. Jeder Fascl. 4 Thl 4 Gr.

Rambach, F. Dramatiſche Gemälde; mit geſtochenem Titel und Vignette, geheftet 8. 1 Thl. 6 Gr.

— der Nabob oder das Geheimniß, Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— der Triumph des Frohſinns, Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— die Terne oder Künſtlerglück, Nachſpiel in einem Akt. 8. 4 Gr.

Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire appartenans à l'empire de Russie; dessinees d'après les originaux en 1797 et 1798 par L. de Waxel, conseiller de cour au service de S. M. I. de toutes les Russies etc. avec 22 planches et une carte. gr. 4. 3 Thl.

Waxel, L. von, Russ. Kaiserl. Hofrath etc. Sammlung einiger Alterthümer, an den Küsten des schwarzen Meeres innerhalb den Gränzen des Russischen Reichs entdeckt. In den Jahren 1797 und 1798 nach den Orginalen gezeichnet; mit 22 Kupfertafeln und einer Karte gr. 4. 3 Thl.

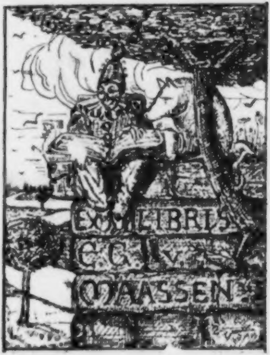
Parks, Mungo, Reiſe in das Innere von Afrika, für die Jugend bearbeitet von Schulz; mit 5 Kupf. und 1 Karte. gr. 8. 1 Thl. 4 Gr.

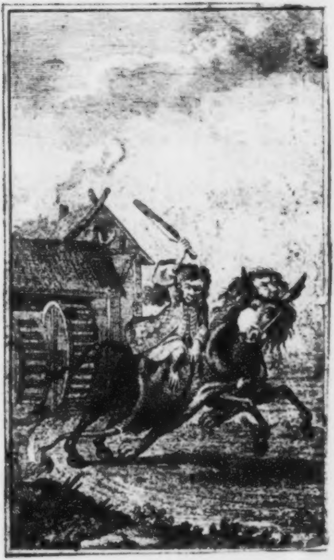
— — mit illum. Kupf. 1 Thl. 8 Gr.

— — mit illum. Kupf. ſaub. geb. 1 Thl. 12 Gr.

8° **Maassen** 381 Langbein

Exemplar auf Velin.
Das beigelegte Kupfer scheint das
Titelkupfer der gewöhnl. Ausgabe
zu sein, aus der ich es (lose oder
auf das Vorsatzpapier aufgeklebt)
herausgenommen habe. Es ist
von L. Wolf.





compact. Gr. 8. 1680 [illegible]

Bearbeitung des um 1620 erschien. seltn. Romans „Esel König" von Adolph Rosen von Kreutzheim. Von Lessing wurde das (sehr seltene) Original „ein meisterhaftes Buch" genannt.

(H. Hayn)

[illegible]

Schrift von H. Hayn.

Vgl. dessen Bibl. Germ. Erot. 3. A. IV, 23.

Universitäts-Bibliothek München

Der
graue König.

Ein novantiker Roman

von

August Friedrich Ernſt Langbein.

Berlin 1803.
Bey Heinrich Frölich.

6804287+X

UNIVERS S-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Der Held dieſes Romans hat vier Beine; wer ihm aber dieß verzeiht, den wird er, wenn nicht angenehmer, doch wenigſtens ſittlicher unterhalten, als es viele der zweibeinigen Ungeheuer thun, die fort und fort aus alten Ritterſchlöſſern und Räuberhöhlen hervorſtürmen, und zur Beluſtigung der deutſchen Leſewelt plündern, morden, und rohen Lüſten fröhnen. Doch halt! — ich ließ mich da beinahe durch böſe Beiſpiele verleiten, in den auf dem literariſchen Markte jetzt eingeriſſenen Ton der Hökerweiber zu fallen, welche die faulen Fiſche der Nachbarin verſchreien, um ihre eigenen faulen Fiſche an den Mann zu bringen.

Meine Fiſche ſind übrigens, wie ich hoffe, nicht faul; ſonſt hätte das Leſſing zu verantworten, der mir dieſe Waare empfohlen hat. Er nennt die

Antike, die ich hier aufgefriſcht habe, ein meiſterhaftes Buch. *)

Ungeachtet die Jahrzahl auf dem Titelblatte meines Originals fehlt, ſo läßt ſich doch aus der Vorrede und

---

*) Im dritten Theile des von ſeinem Bruder herausgegebenen Nachlaſſes. Ich habe dieſes Werk, das ich bloß aus dem Gedächtniß citire, nicht bey der Hand, und kann alſo die Seitenzahl nicht angeben; doch erinnere ich mich, daß die angeführte Stelle in einem darin befindlichen Gloſſarium, bey Gelegenheit des alten Wortes „äſern,“ enthalten iſt.

einigen darin vorkommenden Beziehungen auf andere Schriften ſchließen, daß es im erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchrieben, und alſo gegen zweihundert Jahre alt iſt. Der vollſtändige Titel heißt:

„Eſel König. — Eine wunderſeltzame
„Erzehlung, wie nämlich die Monarchei
„vnnd Gubernament vber die vierfüſſige
„Thier geändert, das Königreich vmb-
„gefallen, vnnd die Krone auff einen
„Eſel gerathen. Welchergeſtalt auch
„derſelb regieret, vnnd wunderbahrer

„weyſe, mit Gefahr Leibs vnnd Lebens, „bald wieder vmb das Königreich ko„men. — Alles ſehr kurtzweylig vnnd „luſtig, vielleicht auch nit ohne nutz„liche Lehr, zu leſen. — Jetzt erſt auß „vhralter Cimmeriſcher, dieſer zeit ohn„bekannter Zungen, in vnſere gemeine „Mutter = Sprache verteutſchet durch „Adolph Roſen von Creutzheim. — „Gedruckt zu Ballenſtet, bey Papyrio „Schönſchrifft.“

Dieſer alte, und wahrſcheinlich ſehr ſeltene, Roman iſt, mit Inſchluß der

Vorrede, auf ſechs und zwanzig Bogen ziemlich enge gedruckt, und durchaus in Proſa geſchrieben.

Ich machte mir bey deſſen Bearbeitung, wie bey jeder andern meiner Schriften, zum Geſetz, niemand zu beleidigen; am wenigſten aber hier den Fürſtenſtand. Das ſey nicht den verſtändigen und unbefangenen Leſern, die es von ſelbſt bemerken werden, ſondern bloß den Querköpfen geſagt, die alles ſchief — und mitunter hämiſch — anſehen und deuteln. Dieſe Herren erſuche ich, mein Buch mit ihrer abgeſchmackten Auslegungskunſt zu verſchonen. Es ward nicht für ſie geſchrieben, und iſt durchaus nichts anders, als ein argloſer, auf Beluſtigung abzweckender, komiſcher Roman, der vielleicht unter meiner Behutſamkeit, jeden Anſtoß zu vermeiden, an vielen Stellen gelitten hat; denn ich verwarf manchen launigen Einfall, der ſich mir anboth, bloß deswegen, weil er von ſchwachen Leſern mißverſtanden, oder durch boshafte Hermenevtik verdreht werden konnte.

Schon der Verfaſſer des Originals hatte nicht die Abſicht, irgend jemand durch bittere Satyre zu kränken. Er ſagt in der Vorrede ausdrücklich: „ſein Gedicht ſey zu keines einigen Menſchen, weder hohen noch niedern Standes, verkleinerung vnnd nachtheil gemeinet, ſondern allein zur ergetzung vnnd Kurtzweyl geſchrieben. Daher werde kein Verſtändiger ſich einbilden, daß etwas darin auf ihn beſonders gemünzt ſey; es müßte ſich denn jemand vorſätzlich ſelbſt einem grimmigen Löwen, argliſtigen Fuchſen, einfaltigen Eſel, oder dergleichen ohnvernünfftigen Vieh vnnd Thieren, in ſeinem eigenen Sinne, wider des Tichters willen vnnd Meinung, vergleichen wollen: welches, daß es von einem vernünfftigen vnnd verſtändigen Menſchen geſchehen möchte, nicht wohl glaublich vnnd vermuthlich ſey.“

Nun, den klugen und verſtändigen Sinn, welchen der ehrliche Mann vor zweihundert Jahren ſeinem Publikum zutraute, den darf ich wohl von meinen aufgeklärtern Zeitgenoſſen mit vollem Vertrauen erwarten. — Geſchrieben im December 1802.

Erſtes Kapitel.

Handelt meiſtens vom König Nobel. Zuletzt fällt der Hauptheld mit der Thür ins Haus. Auch erſcheint ein alter Bekannter, Herr Reineke Fuchs, und fängt wieder da an, wo er es vormahls gelaſſen hat.

Der erſte König auf Erden war der Löwe. Kaum geſchaffen, warf er ſich dazu auf. Der Elephant und andere Rieſen beugten ſich vor dem Uebergewicht ſeiner Kraft. Er herrſchte unumſchränkt über alle Vierfüßler.

Und ſein gewaltiges Geſchlecht
Vererbte, nach des Stärkern Recht,
Jahrtauſende lang des Thierreichs Thron
Vom Vater immer auf den Sohn.
Das Volk ertrug das Schnauben und Schnarchen
Der übermüthigen Monarchen,
Und ihrer Räthe Tyranney,
Mit unterthänigſter Kriecherey.
Geduldig ſah's mit eignen Augen
Das Herzblut ſeiner Kinder ſaugen,
Und wünſcht' auch wohl, aus feigem Gemüth,
Den Mördern guten Appetit.

Nach vielen ſchlimmen Fürſten gewann
Den Zepter endlich ein braver Mann.
Herr Nobel hieß der gute König.
Er ſchlief ſehr viel und dachte ſehr wenig.
Natürlich regte ſich auch in ihm
Zu manchen Zeiten das Ungethüm,
Das weit und breit die ganze Welt
In Athem ſetzt und in Athem erhält,

Das gräbt und pflügt, das webt und ſpinnt,
Das Karten miſcht und auf Ränke ſinnt,
Das, gleich Orakeln, vor Gericht,
Von Kanzel und Katheder ſpricht,
Das Handel treibt, in Schlachten führt,
Und Bücher ſchreibt und rezenſirt: —
Es regte ſich, kurz und deutſch zu ſagen,
Im König Nobel auch oft — der Magen.
Doch hielt der löbliche Regent,
Wie die Geſchichte treu bekennt,
Den wilden Vielfraß jederzeit
Im Zaum der edlen Mäßigkeit.
Er opfert' ihm nur, nach derbem Mahnen,
Bisweilen ein paar Unterthanen,
An welchen der Staat nicht viel verlor.
Vorzüglich packt' er die Herr'n am Ohr,
Die ſich vom Mark des Landes mit glatten
Rundbäuchen ausſtaffieret hatten.
Zum Nachtiſch ließ er denn wohl auch
Noch manchen andern entbehrlichen Gauch,

Zum Beiſpiel, einen zierlichen Schranzen,
Den Todesweg hinunter tanzen.

Als er aber dreißig Jahre glorreich regiert hatte, erinnerten ihn Alter und Schwachheit, daß er bald ſelbſt dieſe Straße ziehen müſſe, und er ſprach zu dem Erbprinzen Kühnherz: „Lieber Sohn, es geht mit mir zur Neige. Ich werde dir bald den Thron räumen. Ach, wie freudig wollt' ich meine Augen ſchließen, wenn ſie dich nur noch glücklich vermählt ſähen! Laß uns unverzüglich dazu Anſtalt treffen. Die Fürſten der Menſchen pflegen ihre Heirathsgeſchäfte durch Bothſchafter und Bildniſſe abzuthun; aber dieſer froſtige Handel, bey dem das Herz eine ſtumme Rolle ſpielen muß, gefällt mir nicht. Wir könnten uns auch, wenn wir gleich wollten, das Brautwerben nicht ſo bequem machen, weil es uns an Porträtmahlern fehlt. Zwar ſtümpert hier und da ein Aeffchen ein Konterfey zuſammen; doch dergleichen Sudeley dient zu nichts, als naſchhafte Vögel damit zu verſcheuchen. Mache dich alſo in Geſellſchaft deiner verſtändigen Mutter, mit der ich darüber ſchon Abrede genommen habe, ſelbſt auf den Weg, und beſchau die Töchter des Landes. Begieb dich zuvörderſt an den Hof des guten, alten Königs Eiſenklau, der dreihundert Meilen von hier an Afrika's Gränze reſidirt. Seine Tochter iſt, der Sage nach, die ſchönſte Löwenprinzeſſin der Welt. Es ſollte mich herzlich freuen, ſie als meine Schwiegertochter zu umarmen; denn ihr Vater iſt ein mächtiger Fürſt, deſſen Freundſchaft und Bündniß dir und dem Reiche ungemein nützlich ſeyn würde. Gefiele ſie dir aber nicht, ſo thu deinem Herzen keine Gewalt an, ſondern ſieh dich an andern fürſtlichen

Höfen um, und ſuche dir eine Gemahlin nach deinem Sinne!“

Prinz Kühnherz ſprach: „Recht wohl,
Papa!“
Und reiſte fort mit ſeiner Mama.
Der Pardel und andre vornehme Thiere
Begleiteten ſie als Hofkavaliere,
Und Katzen und Hunde, groß und klein,
Als Kammerzofen und Lakein.

Ungefähr eine Woche darauf klagte der König über Unpäßlichkeit, und bezog, weil ihm das Getümmel in ſeiner Burg beſchwerlich fiel, das Luſtſchloß Grimmhildenruhe, welches zum Witwenſitz ſeiner Gemahlin beſtimmt, und nach ihrem Nahmen genannt war.

An dieſem zierlichen Pallaſte hatten, unter der Aufſicht des Oberbaumeiſters, des Bibers, die kunſtverſtändigſten Männer zehn Jahre gearbeitet. Deſſen ungeachtet bemerkte man verſchiedene wichtige Fehler daran. Unter andern war die Pforte zu niedrig und enge gerathen. Nur Thiere von Löwengröße ſchritten gemächlich hindurch. Dieſes Verſehen hatte jetzt die nachtheilige Folge, daß ſich der König weder mit ſeinem Statthalter, dem Elephanten, noch mit andern treuen Räthen und Dienern, die von anſehnlicher Statur waren, beſprechen konnte. Er mußte die Reichsgeſchäfte bloß mit Herrn Reineke Fuchs, dem Kanzler, verhandeln.

Aber dieſer berüchtigte Schlaukopf und ſein Sekretär, das Murmelthier, verdrehten die königlichen Befehle, welche ihnen zur Ausfertigung aufgetragen wurden, nach ihrem Gefallen, und wagten dieß um ſo mehr ohne Furcht und Scheu, weil der Leibarzt, Doktor Squenz, ein ſchelmiſcher Affe, und der Hofkapellan Murner, ein ſchwarzer, hämiſcher Kater, mit ihnen unter Einer Decke ſpielten.

Außer dieſen vier gelehrten Herren ging niemand von Bedeutung bey dem König aus und ein. Sie konnten alſo ſchalten und walten, wie ſie wollten.

Aus ihrer geheimen Schmiede lief
Drum mancher königliche Brief
Voll unerhörter Tyranney.
Viel wackre Bürger ſeufzten: „Ey, ey!
Jetzt herrſcht der Fuchs nach ſeinem Geſchmack;
Er und ſein Anhang ſind Schelmenpack.
O, wären alle vier gehangen!
Sie halten den König wie gefangen;
Und bleibt er länger in ihrer Hand,
So geht zu Grunde das Vaterland.
Man muß ihn bitten und beſchwören,
In ſeine Burg zurück zu kehren,
Wo jeder treue Biedermann
Ihn ſehen und berathen kann.“

Hierauf ſandten die Patrioten, mit Vorwiſſen und Genehmigung des Statthalters, eine Deputation an den König.

Sie beſtand aus lauter kleinen Leutchen, worunter Herr Wacker, der Hund, Herr Schlafkunz, der Dachs, und Herr Bartel, der Bock, die vornehmſten waren.

Eilend wanderte dieſe Geſellſchaft nach Grimmhildenruhe; allein Herr Bartel hatte dort die Unannehmlichkeit, daß er das Schloßpförtchen für ſeine großen Hörner zu klein fand. Da er einer der angeſehenſten Abgeordneten war, und man ſeine mehrmahls erprobte Beredſamkeit nicht gern entbehren wollte, ſo gaben ſich ſeine Gefährten alle erſinnliche Mühe, ihn hindurch zu zwängen. Einige zogen ihn am Bart, andere ſchoben hinten; aber es ging durchaus nicht, und er mußte, nach langen Martern, unverrichteter Sache wieder abtrollen.

Der übrige Ausſchuß erhielt Gehör bey dem König, und that ihm den unterthänigſten Antrag, ſeine Burg wieder zu beziehen, und ſich zu dieſer Reiſe eines bequemen Tragbettes zu bedienen. Der kranke Herr nahm dieſes Anſinnen nicht ungnädig auf, und willigte ſogleich darein; aber Reineke und ſeine Spießgeſellen machten ſaure Geſichter, winkten ſich mit den Augen, und Doktor Squenz trat mit dem Einwand hervor, daß er dieſen Wohnungswechſel, nach Pflicht und Gewiſſen, nicht erlauben könne. Er bewies mit lateiniſchen und griechiſchen Worten, der König würde in dem Augenblicke, da er ſich der Luft ausſetzte, Todes verfahren.

„Da ſey Gott vor!“ fiel Magiſter Murner ein, und faltete ſeine Pfötchen, die Hände. „Ich, als Seiner Majeſtät Seelſorger, muß die vorhabende Veränderung ebenfalls abrathen. Denn da ſich Allerhöchſtdieſelben, wie der Herr Leibmedicus, leider! verſichern, in den bedenklichſten Umſtänden befinden, ſo würde das Heil der Seele unvermeidlich gefährdet, wenn Dero Andachten durch Audienzen und andere irdiſche Geſchäfte unterbrochen werden ſollten. Letztere beſorgt denn auch, wie mich dünkt, der Herr Kanzler ſo fleißig und treu, daß wohl Ihro Majeſtät, ohne Nachtheil des Reichs, der nöthigen Gemüthsruhe genießen können.“

Reineke dankte dem heuchleriſchen Baalspfaffen für dieſe Schmeicheley mit einer ehrerbiethigen Verbeugung, und ſagte kein Wort. Aber der König ſprach zu den Deputirten: „Ich finde die Vorſtellungen meines Leibarztes und Beichtvaters ſehr gegründet, und nehme deshalb meinen übereilten Entſchluß, dieſen Ort zu verlaſſen, wieder zurück. Im übrigen bin ich Euch und allen getreuen Unterthanen in Gnaden gewogen.“

So blieb denn alles hinfort beim Alten,
Und Reinekens Mandate galten.
Er ſchärfte nun erſt recht den Kiel,

Trieb doppelt frech ſein Chikanenſpiel,
Und drehte täglich ganz ungeſcheut
Ein Näschen von Wachs der Gerechtigkeit.

Drum murrte man im ganzen Lande
Stark über ihn und ſeine Bande.

Doktor Squenz bekam endlich auch ſeine Noth. Der König hatte, als eine Zugabe ſeiner Hauptkrankheit, bisweilen Anfälle eines wüthenden Wolfshungers, der von dem Hofquackſalber Febris famelica (auf Deutſch, das Freßfieber) genannt ward. In ſolchen böſen Stunden überſchritt der Patient alle Schranken der Mäßigkeit, und war beſonders ſo fleiſchlüſtern, daß er manches gute Thierchen, das ihn ehrfurchtsvoll beſuchte, plötzlich ergriff, und ohne Salz und Schmalz verzehrte. Dabey ward dem Leibarzt nicht wohl zu Muthe. Der Tod lief ihm übers Grab, ſo oft er den Puls des Königs befühlte; denn er befürchtete jeden Augenblick, ſelbſt ergriffen und zerriſſen zu werden. Dieſe Gefahr ſchien ihm darum beſonders groß, weil er in mediciniſchen Schriften geleſen hatte, daß Affenfleiſch eine ſtärkende Arzeney für ſchwache Löwengreiſe ſey. Wie leicht, dachte er, kann dieß der König durch einen boßhaften Klätſcher erfahren, und dann iſt es um dich geſchehen.

An ſeiner Stelle hätte mancher Andre vielleicht ein unbedeutendes Vetterchen oder Mühmchen ſeiner eigenen Sicherheit geopfert; ihm aber war ſeine Familie zu lieb und werth, und er warnte ſie fleißig, dem König nicht zu nahe zu kommen. Da er das ſelbſt, Amts halber, nicht vermeiden konnte, ſo band er ſich, als einen Talisman gegen Todesgefahr, einen Scorpion an den Hals, und badete ſich in der Brühe eines mit Knoblauch abgeſottenen Hahns; denn er hatte gehört, daß dieſe Dinge der Natur des Löwen zuwider wären.

Richtig! Herr Nobel hielt ſich Augen und Naſe zu, und fragte zornig: Was habt Ihr gethan?

„Ich bin mit Flüſſen behaftet,“ antwortete der Doktor, „und mußte mich dieſer widerlichen Arzeneymittel dagegen bedienen.“

Dumme Streiche! — brummte der Kranke: Bleibt mir künftig drey Schritte vom Leibe!

So hatte ſich alſo der pfiffige Doktor glücklich feſt gemacht; aber andere Thierchen fing und verſchlang der König nach wie vor. Er ſchonte, wenn ihn der Heißhunger anfiel, ſeiner theuerſten Lieblinge nicht.

Drum grieſelte bald auch die Haut
Dem Kanzler, und er ſprach vertraut
Zu ſeinem treuen Sekretär:

„Es geht ja wie im Kriege her!
Wir müßten unſern Balg nicht lieben,
Wenn wir in dieſem Mordneſt blieben.
Pack deine Akten heimlich ein!
Hier mag der Teufel Kanzler ſeyn!“
Drauf ſchlichen, ohn' ein Abſchiedswort,
Die Beiden auf den Zehen fort.

Der König blickte hin und her,
Und fragt' ins Kreuz und in die Quer;
Er fragte Männer, fragte Weiber:
„Wo iſt mein Kanzler und ſein Schreiber?“
Doch allen war dieß unbekannt.
Nun ward ein Page fortgeſandt,
Und von dem König ihm befohlen,
Herr Reineken herbey zu hohlen.

Da ſaß, ſchon auf Beſuch gefaßt,
In ſeiner Burg der ſchlaue Gaſt,
Den Kopf verhüllt mit einem Tuche,
Und las in einem Andachtsbuche.
Er ſprach zum Pagen: „Sieh, es geht
Mir auch wie Seiner Majeſtät!

Ich kranke ſchmerzlich ſeit drey Tagen,
Und darf mich an die Luft nicht wagen."

Der Knabe lief zurück nach Haus.
„Schulkrankheit!" rief der König aus:
„Spring' augenblicklich wieder hin,
Und ſag' ihm, daß ich zornig bin.
Er ſoll ſein Kanzleramt verwalten;
Sonſt will ich an ſein Fell mich halten."

Dieß Wort vernehmend, ſchlug im Nu
Herr Reinek ſein Gebetbuch zu,
Warf ſchnell das Kopftuch auf die Seite,
Und ſprach: „Ich kann des Todes Beute
Zwar leicht auf freier Straße ſeyn;
Doch ſoll mich nicht mein Leben reun,
Um den Monarchen zu verſöhnen."
Drauf ſchlich er fort mit tiefem Stöhnen,
Und ſtellte ſo betrübt ſich an,
Als würgt' ihn ſchon der Knochenmann.

Am Schloſſe ſprach er zu dem Knaben:
„Der König muß Geſellſchaft haben;
Man

Man ſieht viel Fußtritt' in ſein Haus,
Doch keine Spur von drin heraus. —
Sein Krankenzimmer iſt ſehr enge,
Und ich vermeide gern Gedränge;
Es ſtört auch der Geſchäfte Lauf:
Drum wart' ich lieber dann erſt auf,
Wenn ich, hier lauernd in der Nähe,
Die Gäſte wieder fortgehn ſehe.“ —

Hiermit machte er ſich aus dem Staube. Dieß meldete der Page dem König, der den verblümten Vorwurf ſeines Freßfiebers ſogleich verſtand, und ſich die loſen Reden des Kanzlers ſo ſehr zu Gemüthe zog, daß ihn ein paar Minuten darauf der Schlag rührte. Doktor Squenz und der Kapellan waren allein bey ſeinem Verſcheiden zugegen. Sie beſtahlen in der größten Geſchwindigkeit und Stille den königlichen Schatz, ſtürzten dann mit Geberden der Verzweiflung aus dem Schloſſe, und ſchrien und heulten auf die gräßlichſte Weiſe: „Der König iſt todt!“ —

So verbreiteten ſie ſchnell durch die ganze Reſidenz Beſtürzung und Schrecken. Der Statthalter fertigte ſogleich an die verwitwete Königin und den Thronfolger einen flüchtigen Hirſch ab. Da es aber voraus zu ſehen war, daß er ſie nicht ſogleich einhohlen werde, ſo konnte man ihre Befehle, wie es mit der Beerdigung der Leiche gehalten werden ſollte, nicht abwarten. Der weiſe Doktor Squenz that zwar den Vorſchlag, ſie zu balſamiren; allein er benahm ſich, als er Hand ans Werk legte, ſehr ungeſchickt, und der Statthalter rieth ihm, wenn er die Sache nicht beſſer verſtehe, ſie lieber bleiben zu laſſen.

Das geſchah. Dagegen ward beſchloſſen, die königliche Haut ſäuberlich vom Körper abzulöſen, auszuſtopfen, und als Statüe aufzuſtellen. Auf dieſe Weiſe, hoffte man, würde die entflohene Seele des Königs, der zeitlebens faſt nichts als ein ſtummer Götze geweſen war, wenig vermißt werden.

Am Begräbnißtage hielt der Hofkapellan eine rührende Leichenpredigt, und alle Zuhörer zerfloſſen in Thränen. Zwölf ſchwarze Bären trugen den Leichnam; der Statthalter und der Kanzler die Reichskleinode. Sterbelieder mauend, zog Murner mit ſeiner zahlreichen Katzen-Kleriſey voran, und ein unüberſehbares Heer von königlichen Dienern folgte dem Sarge.

Bey deſſen Einſenkung machte der Ober-Mühlmeiſter, Herr Simpel, ſeines Zeichens ein Eſel, einen höchſt unklugen Streich. Er, wie alle Leute ſeines Schlages, ſehr neugierig, drängte ſich mit Gewalt zur Gruft, um die Beyſetzung recht genau einzunehmen. Es gelang ihm nicht ganz; denn am Ende ſtand noch eine doppelte Reihe vornehmer Herren vor ihm, die er nicht wie den Pöbel auf die Seite ſtoßen konnte. Er ragte, weil ſie von anſehnlicher Leibesgröße waren, nur mit den Ohren über ſie empor, und ſah alſo von den Beerdigungs-Feierlichkeiten wenig oder nichts. Doch Genies, wie er, wiſſen ſich zu helfen. Er trat, die glotzenden Augen ſtarr nach dem Grabe gerichtet, auf die Hinterbeine, kam aber unvorſichtiger Weiſe mit einem Vorderfuße dem Statthalter ſo ungebührlich nahe, daß er die königliche Krone, welche Jener auf einem ſammtenen Küſſen auf dem Rücken trug, plötzlich zur Erde warf.

Alle Anweſende entſetzten ſich darüber. Der Statthalter gerieth in den heftigſten Zorn, und wollte den Majeſtätsſchänder in Verhaft nehmen laſſen. Allein Herr Simpel entſchuldigte ſich mit der ehrlichſten Miene, und betheuerte höchlich, daß er ſich nicht mit Vorſatz, ſondern aus Plumpheit vergangen habe. Dieß aufrichtige Bekenntniß bewirkte ihm Verzeihung, und er kam mit einem Verweiſe davon.

Dieſer Vorfall machte viel Aufſehen. Es traten ſogar Propheten auf, die ihn als das Vorzeichen einer nahen, großen Staatsveränderung auslegten.

Zweytes Kapitel.

Zwey gelehrte Abenteurer treffen ein. Herr Reineke brütet über einem Ey, läßt ſich ablöſen, und verkriecht ſich unter einen Kutſchermantel. Es entſteht eine Volksgährung, und man beſchließt ein feierliches Königsexamen.

Einige Tage nachher kamen in der Reſidenz zwey reiſende Fremdlinge an, die ſich Denkling und Schalkwitz nannten. Jener, ein ſtattlicher Mauleſel, war mit dem Ober-Mühlmeiſter verwandt; dieſer, ein netter Kreuzfuchs, war der Schwager des Kanzlers. Beide rühmten ſich, Philoſophen und Schüler eines damahls berühmten Weltweiſen zu ſeyn.

So viel war ſicher und bekannt,
Daß Denkling einſt für ihn aufs Land,
Wo er im Lenz ſeinen Sitz aufſchlug,
Zwey ſchwere Kiſten voll Bücher trug,
Und daß Herr Schalkwitz einige Mahl
Ihm ſeine Hühner und Enten ſtahl.

In einer nähern Verbindung hatten ſie mit dem großen Manne nicht geſtanden; aber dennoch dachte der Eine, er hätte den Geiſt der ihm aufgeladenen Schriften eingeſogen, und der Andere glaubte, mit den Kapaunen des Philoſophen alle ſeine Gelehrſamkeit verdaut zu haben. Darum ſtolzierten ſie mit hohen Naſen und Mienen herum, und wollten alles, was ſie ſagten und behaupteten, als Götterſprüche geltend machen. Die gemeinſten und bekannteſten Dinge hüllten ſie in einen dichten Schleier von dunkeln Worten, und gaben ſie dann für neuerfundene Wahrheiten aus. Durch dieſe Marktſchreierkunſt erwarben ſie ſich unter einfältigen Leuten viel Bewunderer und Anhänger.

Der kluge Kanzler ließ ſich ſo nicht blenden. Er ſah vollkommen ein, daß ſein Schwager ein ſeichter Schwärmer war; doch hielt er ihn für brauchbar, ein Ey vollends auszubrüten, über welchem er ſelbſt, ſeit dem Tode des Königs, in geheimer Stille ſaß.

Er hatte nähmlich die Löwenregierung, bey der kein ehrlicher Mann ſeines Lebens ſicher war, ganz zur Genüge, und wünſchte daher, daß ſie durch eine Revolution abgeſchafft, und ein minder furchtbares Reichsoberhaupt erwählt werden möchte. Dieſes Herzensgeheimniß raunte er ſeinem Schwager ins Ohr, und trug ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit auf, das Volk gegen den abweſenden Kronprinzen zu empören. „Ich habe,“ ſprach er, „bloß das Wohl des Vaterlandes vor Augen. So redlich aber auch meine Abſicht iſt, ſo darf ich dennoch keinen öffentlichen Schritt deshalb thun; denn ich bin der Löwenfamilie mit Pflichten verwandt, ſtehe hier in Amt und Würden, habe Weib und Kinder, und Haus und Hof. Stellt' ich mich an die Spitze der Rebellion, und ſie mißglückte: was wär' ich für ein geſchlagener Mann! Doch du, Herr Bruder, biſt hier fremd, und haſt nichts zu verlieren. Siehſt du das Ding ſchief laufen, ſo ziehſt du den Kopf aus der Schlinge, und machſt dich über alle Berge davon. Gelingt hingegen deine Unternehmung, ſo wird dich der neue König als ſeinen Schöpfer betrachten, und dich mit Reichthum und Ehre belohne — Drum friſch ans Werk, Herr Bruder! Du weißt, wo die Zäume hängen; ergreif ſie muthig, und lenke das ſchwache, weichmäulige Volk! Unbemerkt, und gleichſam unter deinem Mantel verborgen, will ich neben dir auf dem Bocke ſitzen, und dir leiſe zufliſtern, wie du kutſchieren ſollſt.“

Schalkwitz, der für ſein Leben gern Ränke ſpielte, übernahm die ihm zugetheilte Rolle mit Vergnügen, und zog ſeinen Freund Denkling mit ins Geheimniß. Dieſer verſprach ihm den eifrigſten Beyſtand, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr gemeinſchaftliches Streben dahin zu richten, daß ſein Vetter Simpel zur Krone gelangte.

Ueber dieſen Punkt konnte ſich der Kreuzbruder nicht auf der Stelle beſtimmt erklären; er mußte vorher des Kanzlers Gutachten einhohlen. Dieß fiel ganz nach Denklings Wünſchen aus. „Herr Simpel,“ ſprach Reineke, „iſt ein Ehrenmann, dem ich lieber, als allen andern die Krone gönnen wollte. Unter einem ſolchen Könige wär' es eine Luſt, Kanzler zu ſeyn.“

Nun ſtreuten die Klügler von Haus zu Haus
Den Feuerſtoff der Empörung aus,
Und eilend durchflog, wie ein Stoppelbrand,
Die wüthende Flamme das ganze Land.
Man griff zu den Waffen, und rief allenthalben:
„Laßt uns Herr Simpeln zum König ſalben!“

Der Statthalter, die Reichsräthe und alle verſtändige Biedermänner, erſchraken über dieſes Beginnen, und bemühten ſich vereint, den Aufruhr zu dämpfen. Aber Jan Hagel hatte für ihre vernünftigen Vorſtellungen keine Ohren. Er lärmte fort, ſchmückte ſich mit eſelsgrauen Kokarden, und ſchrie: „Es lebe die Freiheit! Weg mit den tyranniſchen Erbfürſten! Einen Wahlkönig oder keinen!“ —

Um Zeit zu gewinnen, machte der

Statthalter Miene, den Aufrührern nachzugeben. Er erließ ein Edikt, worin er Anfangs mit glimpflichen Worten zur Treue gegen den rechtmäßigen Thronfolger ermahnte. Wenn jedoch, ſetzte er hinzu, die Mehrheit der Nation durchaus einen andern König verlangte, ſo möchte man ſich wenigſtens mit dieſer hochwichtigen Sache nicht übereilen, ſondern eine feierliche Wahl anſtellen. Zu dieſer Handlung beſtimmte er einen gewiſſen Tag, der aber noch ſo weit entfernt war, daß indeſſen der Prinz, an den er heimlich einen Kourier geſandt hatte, ins Land zurück kommen konnte.

Das aufrühriſche Volk triumphirte, als es ſeine ſich angemaßte Souveränität ſo halb und halb von dem Statthalter anerkannt ſah, und erklärte ſich nun gegen denſelben durch eine Deputation, daß es den Wahltag ruhig abwarten wolle. Indeſſen wurden dem Herrn

Simpel ſchon vorläufig königliche Ehren erwieſen.

Ihm ſchallte Jubel und Vivatruf,
Abgöttiſch küßte man ihm den Huf,
Jan Hagel tanzte vor ihm her,
Die Bürgergarde trat ins Gewehr,
Und man verſah ihn von allen Enden
So reichlich mit Diſteln und ähnlichen Spenden,
Daß bald ſein Haus ein Magazin
Für alle Eſel der Erde ſchien.

In dieſem Taumel verfloſſen einige Wochen. Jetzt kam der Königsſohn plötzlich ins Land zurück. Allein der Statthalter und andere rechtliche Leute hatten vergebens darauf gerechnet, daß ſich das V—, ſobald es ihn erblickte, ihm reuig wieder in die Arme werfen würde. Nur die Großen des Reichs, unter denen ſich auch der doppelzüngige Kanzler befand, bewillkommten ihn mit ehrfurchtsvollen

Verſicherungen unveränderter Treue. Der kleinere Theil des Bürgerſtandes beobachtete eine ſtille Neutralität; aber der große Haufe ſang Spottlieder vor der königlichen Burg, und hätte ſich wahrſcheinlich noch ſchlimmere Ausſchweifungen erlaubt, wenn nicht der Wahltag vor der Thüre geweſen wäre.

Kühnherz billigte die gelinden Maßregeln des Statthalters, und verwarf ſeiner Hofleute Rath, den Abgott des Pöbels heimlich aus dem Wege zu räumen, und die Rädelsführer des Aufſtandes mit dem Tode zu beſtrafen. „Nein," ſprach er, „lieber will ich den Thron meiner Väter verlieren, als durch Blutſtröme hinauf ſchreiten." Dieſe ſchönen Worte, die von ſeinen Freunden überall ausgebreitet, und auch in der Hofzeitung bekannt gemacht wurden, gewannen ihm viele Herzen. Seine Partey wuchs mit jeder Minute, und hielt zuletzt dem grauen Bunde, wie ſich die Volksrotte nannte, völlig das Gleichgewicht.

Luſtig und keck, und mit einem jauchzenden Gefolge, erſchien Herr Simpel, bey Sonnenaufgang ſeines Ehrentages, auf dem Wahlplatze; aber der unerwartete Anblick ſeiner vielen Gegner drückte plötzlich ſeine hoch gereckten Ohren ſo ſchlaff und tief zur Erde, daß Schalkwitz bequem hinein fliſtern konnte: „Rafft Euch zuſammen, Herr Kronkandidat! Warum ſenkt Ihr die Ohren, das ſtolze Panier unſers Bundes? Das macht auf die Gemüther der Verſammlung einen ſchädlichen Eindruck. Wer eine Sache muthlos verloren giebt, der hat ſie ſchon verloren! Aber ich wette meinen eignen K—e gegen einen Diſtelkopf: Ihr werdet König!“

Herr Simpel hob auf dieß Ermahnen
Ein wenig ſeine Bundesfahnen,

Sie ſanken aber bald zurück;
Denn plötzlich ſah er mit ſcheuem Blick
Den Statthalter über den grünen Plan
Eilfertig ſchreiten, und ſich ihm nahn.
Der Graue ſprach ſein Leben lang
Nicht gern mit Herr'n von ſolchem Rang,
Und jetzt, ſich böſer Dinge bewußt,
Hatt' er dazu noch minder Luſt:
Drum trabt' er, ſo geſchwind er konnte,
Weit hinter ſeines Häufleins Fronte.

Der Statthalter kam indeſſen näher, und redete mit lauter Stimme den grauen Bund folgender Maßen an: „Liebe Mitbürger, ihr wandelt einen gefährlichen Weg, der euch, wenn ihr nicht bald umkehrt, ins Verderben führen wird. Habt ihr euch noch nicht eines Beſſern beſonnen? Beſteht ihr noch darauf, dem rechtmäßigen Thronerben den ſchuldigen Gehorſam zu verſagen, und einen andern König zu begehren?“

Ja!

Ja! rief hundertſtimmig der Bund: Herr Simpel ſey König!

„Sinnloſe Rebellen!“ zürnte der Statthalter: „Glaubt ihr, nur befehlen zu dürfen? — Seht ihr nicht hinter mir die Edelſten des Reichs, und eine Menge redlicher Bürger, die ſamt und ſonders entſchloſſen ſind, ihre Treue gegen das königliche Haus mit ihrem Blute zu verſiegeln? — Widerſetzt euch nicht länger der alten, ſchönen Ordnung! Ihr erregt ſonſt einen bürgerlichen Krieg, in welchem ihr wohl keine Lorbern einernten möchtet. Die tapferſten Helden des Landes, der Tieger, der Bär, der Wolf, und mehrere ſolche muthige Streiter, ſtehen gegen euch zum Kampfe gerüſtet. Jeder von ihnen nimmt es einzeln mit euch allen zugleich auf. Sie lechzen nach euerm Blute; ſie wollen von keiner Eſelswahl hören; ſie brechen los, ſobald dazu Anſtalt gemacht wird. Selbſt der junge, mildherzige Prinz würde dann nicht im Stande ſeyn, ihrer Wuth Einhalt zu thun. Aber er wünſcht, eures Lebens zu ſchonen, und will ſich deshalb zu einer öffentlichen Prüfung, ob er oder Herr Simpel der Krone würdiger ſey, herablaſſen. Wer als der Beſte und Geſchickteſte befunden wird, ſoll ohne weitern Widerſpruch als König anerkannt werden.“

Reineke gab, hinter des Statthalters Rücken, durch vorſichtiges Kopfſchütteln und andere ſtumme Zeichen, ſeinem Schwager zu verſtehen, daß man ſich auf dieſen Friedensvorſchlag nicht einlaſſen ſollte, und der Kreuzherr proteſtirte denn auch ſogleich, als Redner des Bundes, dagegen. Aber der Tieger und die übrigen Helden, welche ſeinen Einwand von weitem hörten, fletſchten darüber grimmig die Zähne, und ſetzten ſich drohend in Bewegung. Das that auf die Genoſſen des grauen Bundes eine luſtige Wirkung. Zitternd verkroch ſich einer hinter den andern, und die Meiſten riefen ängſtlich: „Wir bewilligen alles, was der Herr Statthalter befehlen.“

Nun durfte dieſer nur ſagen: Packt euch heim! ſo lief das feige Geſindel aus einander, und die Revolution war vorbey; allein er hatte dazu keinen Auftrag, und erlaubte ſich nicht, den Befehl des Prinzen eigenmächtig zu überſchreiten. Vielleicht wollte er auch ſich und ſeinen Freunden ein poſſierliches Schauſpiel nicht verderben, von dem er ſich voraus verſprach, daß es zur Ehre des Prinzen ausfallen müßte. Kurz, er antwortete dem grauen Bunde: „Es freut mich, daß euer Starrſinn noch ein wenig biegſam iſt. Die Prüfung der Kronkandidaten mag alſo heut über acht Tage, auf eben dem Platze, wo wir uns jetzt befinden, vor ſich gehen. Jeder von ihnen wählt ſich indeſſen einen Anwalt, der in einer öffentlichen Rede die Vorzüge ſeines Klienten darſtellen ſoll. Wenn dieß geſchehen iſt, legen ſie ſelbſt, der Prinz und Herr Simpel, drey Proben ihrer körperlichen Geſchicklichkeit ab. Dieſe ſind: erſtens, ein Wettſprung; zweitens, ein Wettlauf, und drittens, eine Wettjagd auf irgend ein flüchtiges Thier.“ —

Wozu das dritte Kampfſpiel? rief der naſeweiſe Schalkwitz: Wir ſind ja nicht hier beyſammen, um einen Hetzmeiſter zu wählen. Unſer künftiger Beherrſcher braucht kein Jäger zu ſeyn. Leider, waren es ſeine Vorfahren mehr als zu ſehr! König Nobel beſchäftigte ſich noch auf dem Todbette damit, ſeine getreuen Unterthanen zu fangen und zu ſpeiſen. Drum wünſchen und wollen wir einen König, der ſich gar nicht aufs Jagdweſen verſteht. —

„Vorlauter Schwätzer!“ fuhr ihn der Statthalter an: „Woher habt Ihr das Recht, Euch in die Angelegenheiten unſers Landes zu miſchen? Ihr ſeyd ein Fremdling, und eure Stimme gilt ſo viel als das hohle Brauſen des Windes. Ich würdige Euch gar keiner Antwort. Doch gegen die von Euch verführte und aufgewiegelte Menge will ich mich erklären: daß die dritte Kampfprobe nicht darauf abzweckt, den erledigten Thron mit einem jagdgerechten Könige zu beſetzen. Die Kronprätendenten ſollen dadurch bloß, ſo wie durch die erſte und zweite Probe, einen Beweis ihrer Gewandtheit und Ringfertigkeit geben, damit wir uns, wenn unſer Land von unruhigen Nachbarn mit Krieg überzogen wird, darauf verlaſſen können, einen wackern und rüſtigen König an unſerer Spitze zu haben."

Jetzt bewegte der Elephant ſeinen Rüſſel, und ſchob damit den Kreuzbruder, der ſich vor ſeinem Häuflein, wie ein Froſch im Mondſchein, brüſtete, ziemlich unſanft auf die Seite. Dann trat er dem Trupp näher, und fragte: „Habt ihr mich verſtanden? Wollt ihr Krieg oder Frieden?“

Frieden! Frieden! riefen die muthloſen Geſellen: Wir bewilligen alles, was der gnädige Herr Statthalter befehlen. —

„Nun, ſo bleibt es bey dem Wettſtreite!“ ſprach er, und kehrte zur Hofpartey zurück, die ſich frohlockend nach Hauſe begab.

Aber beſtürzt blieben die Brüder des grauen Bundes verſammelt, und ließen ſich von ihrem Anführer weidlich ausſchelten! O, ihr feigen Memmen! rief er aus: Jeder Großſprecher kann euch ins Bockshorn jagen! Hättet ihr einfältigen Jaherren doch geſchwiegen, und mich allein reden laſſen! Nun ſtecken wir zwiſchen Thür und Angel, und es wird Mühe koſten, uns mit Ehren heraus zu ziehen. Vor der Lobrede auf unſern künftigen König iſt mir zwar nicht bange; denn ich übernehme ſie ſelbſt, und darf mir wohl zutrauen, den gegenſeitigen Anwalt, wenn er auch ein zweiter Demoſthenes wäre, mit meiner Beredſamkeit zu überwinden: aber die Proben! die Proben! — Wie gefallen ſie Euch, guter Herr Simpel?

„Man macht mir die Sache zu ſchwer!“ ſeufzte der Ober-Mühlmeiſter, und ſenkte die Ohren ſo tief, daß er ſechs Beine zu haben ſchien. „Ich bin entſchloſſen, mir die hohen Gedanken aus dem Sinne zu ſchlagen, und meine Diſteln in Ruhe zu genießen. Das iſt das Klügſte, was ich thun kann. Denn würd' ich auch König, was hätt' ich davon? Nichts, durchaus nichts, als — ſatt eſſen. Nun, ſo glücklich bin ich ſchon jetzt.“

Ey, mein werther Herr, fiel Schalkwitz ein, lebt man denn bloß, um zu eſſen? Ich denke, man ißt, um zu leben. Kitzelt Ihr aber gern Euren Gaumen, ſo könnt Ihr ja als Fürſt viel feiner und ſtattlicher ſchmauſen, als zeither; denn die lieben, wohlfeilen Diſteln, womit Ihr bis jetzt Euch begnügen mußtet, kitzeln doch, meines Erachtens, den Gaumen ein wenig zu ſtark. —

„Jeder nach ſeinem Geſchmack!“ verſetzte Herr Simpel.

Darüber läßt ſich freilich nicht ſtreiten; entgegnete der Kreuzherr: am wenigſten haben wir jetzt Zeit dazu. Von den Proben, den verdammten drey Proben, müſſen wir ſprechen! Ein böſer Geiſt hat das Hofvolk auf dieſen Einfall gebracht. Doch, Herr Patron, fürchtet Euch nicht allzu ſehr davor! Vertraut auf den mächtigen Beiſtand des Glücks, das ſich Eurer großen, durch die ganze Welt zerſtreuten Familie gern annimmt, und deshalb, nach einem unter den

Menſchen bekannten Sprichworte, ihr Vormund genannt wird. Hoffentlich ſteht es auch Euch in der Stunde der Prüfung bey. Wär' es aber unhöflich genug, Euch den Rücken zu kehren, ſo büßt Ihr dennoch in dem gewagten Spiele nichts ein. Ihr bleibt, im ſchlimmſten Falle, ein ehrlicher Eſel, und habt den unſterblichen Ruhm, daß man Euch Kron' und Zepter antrug. Der Löwe hingegen kann nichts gewinnen, doch alles verlieren. Siegt er in den Kampfproben, ſo behauptet er mit Müh' und Noth den ihm angebornen königlichen Stand; wird er aber überwunden, ſo ſtürzt er von der Höhe des Throns in den Staub. —

Dieſe Vorſtellungen fanden Eingang. Herr Simpel gab ſein Wort, den dreifachen Wettſtreit zu wagen. Nun kam die Rede darauf, wie er ſich dazu vorbereiten ſollte. Hierüber waren die Gelehrten des Bundes uneins. Einige empfahlen ihm knappe Koſt, um ſeine Glieder leicht und geſchmeidig zu machen; andere riethen, den Körper durch tapferes Schmauſen zu ſtärken.

„Wohl geſprochen!“ rief Herr Simpel den Letztern zu: „Ich will lieber doppelte Portionen eſſen, als mich doppelt auslachen laſſen, wenn ich, nach achttägigem Faſten, mit meinen Kunſtſtücken durchfalle.“

Von Seiten des Prinzen ward Wacker, der Hund, zum Anwalt ernannt. Er nahm dieſen wichtigen Auftrag nicht auf die leichte Achſel, ſondern bearbeitete ſeine Rede mit dem größten Fleiß, und ſann und las und ſchrieb Tag und Nacht. Der Hofkapellan, welcher natürlicher Weiſe dem königlichen Hauſe ergeben war, lieh ihm dazu mit Vergnügen die vortrefflichſten Werke aus ſeiner Bibliothek.

Drittes Kapitel.

Quinteſſenz einer Lobrede, dergleichen wohl noch nie auf einen Eſel gehalten ward. Der hochgebenedeite Held iſt von dem an ihn verſchwendeten Weihrauch ſo benebelt, daß er einen häßlichen Stolprian macht.

Fortuna hielt die Königswage
An einem wunderſchönen Tage.
Man ſah nicht eines Wölkchens Spur
Auf der azurnen Himmelsflur,
Und ſorgſam verſchloß der Gott der Winde
In Felſenhöhlen ſein wildes Geſinde.
Nur Zephyr gewann durch Schmeicheln und Flehn
Erlaubniß, ein wenig ſpazieren zu gehn.

Mit Anbruch des Tages lief alles, was vier Beine hatte, nach der grünen Aue, wo das große Haſardſpiel beginnen ſollte. Man ſtritt unter Weges, wer gewinnen oder verlieren würde, und ging ſogar hohe Wetten ein. Es gehörte, wahrlich! viel Muth dazu, auf Simpeln etwas zu wagen; doch es geſchah, und darf uns auch eben nicht wundern. Jeder Schwachkopf hat einen Anhang von gläubigen Seelen, die ihn für einen großen Mann halten.

Der Platz, wo die Redner auftreten ſollten, war eine anmuthige Wieſe.

Ehrwürdige Greiſe von Bäumen ſahn
Ringsum das bunte Gewimmel an,
Und bothen ihm auf Blumenmatten
Gaſtfreundlich Obdach und kühlen Schatten.

Alt und Jung lagerte ſich unter ihren

grünen Sonnenſchirmen, und wartete mit Ungeduld auf den Anfang des Schauſpiels.

Zuerſt erſchien Herr Simpel, mit einem Roſenkranze geſchmückt. Auch ſein Schweif war mit Blumen durchflochten, und ein Affe trug ihn, mit dem Anſtand eines fürſtlichen Schleppenträgers. Die vornehmſten Glieder des grauen Bundes machten das Gefolg ihres Helden aus. Denkling und Schalkwitz gingen ihm zur Seite, und hatten viel Mühe, durch Troſtſprüche ſeine Ohren ſteif zu erhalten. Man führte ihn auf einen ſchattigen Hügel, wo er ſich niederzulaſſen, und ein Frühſtück einzunehmen geruhte.

Bald darauf kam Kühnherz ohne Gepränge. Er wählte ſich unter dem erſten dem beſten Baume einen Platz, und frühſtückte nicht. Herr Wacker ſaß neben ihm, bis es Zeit ward, die Rednerbühne zu beſteigen, die mitten auf der Wieſe errichtet war. Nahe dabey hatte man erhabene Sitze für die Kampfrichter bereitet, welche durch einen öffentlichen Eid angeloben mußten, ohne Anſehen der Perſon zu urtheilen. Es waren theils Gelehrte, theils Männer, die ſich auf ritterliche Uebungen verſtanden. Der Kanzler, Doktor Squenz und Magiſter Murner, ſaßen auf der Gelehrtenbank obenan, waren aber nicht mehr das trauliche Kleeblatt, wie vormahls; denn Reineke hielt es heimlich mit dem Eſel, der Schwarzrock mit dem Prinzen, und der Leibarzt hätte lieber gar eine Republik gehabt.

Als man mit den nöthigen Vorbereitungen zu Stande war, rief ein Maulеſel, als Herold, aus: die Redner ſollten jetzt, einer nach dem andern, ſprechen, und alle Uebrige ſchweigen.

Hierauf erhob Herr Wacker ſich,
Ging langſam, ernſt und ſittiglich,

Wie ein Profeſſor, über den Plan,
Und ſchritt den Rednerſtuhl hinan.
Er grüßte den Hof und die grauen Brüder,
Und ſetzte ſich fein aufrecht nieder.
Drauf, als er räuspernd die Kehle geſtimmt,
Ein Pfötchen gehoben und ſanft gekrümmt,
Begann er, mit vernehmlichem Ton
Und Füßchenbewegung, dieſen Sermon:

„Wie die Sonne, hoch- und werthgeſchätzte Anweſende, bisweilen von Wolken verdunkelt wird: ſo überfällt oft in unglücklichen Augenblicken die hellſten Köpfe eine ägyptiſche Nacht. Eine ſolche traurige Sonnenfinſterniß ſcheint jetzt, leider! bey vielen Gliedern dieſer Verſammlung eingetreten zu ſeyn, indem ſie die königlichen Eigenſchaften des Löwengeſchlechts bezweifeln, und darüber erſt von einem ſchwachen Redner Beweis erwarten. Ich unternehme, meiner geringen Fähigkeiten ungeachtet, dieſen Beweis mit Muth; denn die Wahrheit ſteht mir bey, und ſie iſt ſtärker als ich.“ —

Nach dieſem Eingange, der in der That keine ausgeworfene Gunſtangel war, hielt Herr Wacker eine ſtundenlange Rede, die man wörtlich hier mittheilen könnte. Es wäre, traun! eine ſchöne Gelegenheit, dieſen Roman recht dick und groß zu füttern. Der Verfaſſer mag aber nicht, wie viele ſeiner Kollegen, ein gefliſſentlicher Buchmäſter ſeyn, und giebt deshalb von jenem Panegyricus bloß einen kurzen Auszug

Der Redner beſchäftigte ſich zuerſt mit dem königlichen Stammbaume, ſuchte deſſen Wurzeln in Noahs Arche auf, nannte viele berühmte Ahnherren des Prinzen, und fuhr dann fort: „Seit dem Uranfange der Welt war der Löwe das Sinnbild des Heldenmuths. Schon die Erzväter vor der Sündfluth nannten die muthigen und unerſchrockenen Männer, welche ſie preiſen wollten, Löwen. Selbſt der Neid geſteht dieſem glorwürdigen Geſchlechte Tapferkeit zu. Doch edle Hochherzigkeit und Großmuth will er ihm abläugnen. Es iſt daher nöthig, an einige rühmliche Beiſpiele zu erinnern.“

Hier folgten nun die bekannten Geſchichten: wie ein Löwe ſeinen Arzt, der ihm einen Dorn aus dem Fuße gezogen hatte, viele Jahre nachher, als er wilden Thieren vorgeworfen ward, dankbar in Schutz nahm; und ein anderer Löwe, der auf Gottes Befehl, wie die Bibel ſagt, einen Propheten zerriß, deſſen Eſel verſchonte, und ſogar zu ſeiner Vertheidigung bey ihm blieb, damit nicht das fromme Thier in den Verdacht des Mords fallen, und unſchuldig getödtet werden möchte. — Auf den letztern Umſtand legte der Redner beſonders ein großes Gewicht, und gab durch einen ſcharfen Blick auf Herr Simpeln zu verſtehen, daß er ſich gegen jene Wohlthat, die einem ſeiner Väter widerfahren ſey, unerkenntlich bezeige.

Hierauf ſprach der Panegyriſt von der hohen Achtung der Menſchen gegen das Löwengeſchlecht, und führte verſchiedene Beiſpiele davon an. „Mehrere Päpſte,“ ſagte er unter andern, „vertauſchten gegen den Ehrennahmen Leo den ihrigen; aber keinem fiel es ein, ſich Eſel zu nennen.“ —

Zuletzt erſuchte Herr Wacker den Prinzen, ſich auf den Mittelpunkt der Wieſe zu begeben, und ergoß ſich, als es geſchehen war, in Lobeserhebungen ſeiner Geſtalt. „Seht,“ rief er aus, „die Natur hat ihn mit der Farbe der Sonne, des Feuers und des Goldes bekleidet! — Sie wählte mit Bedacht für ihn dieſe Farbe, als die echte Königsfarbe: denn die Sonne iſt die Königin der Geſtirne, das Feuer der König der Elemente, und das Gold der König der Metalle." — In dieſem Geſchmacke pries der beredte Anwalt den jungen Löwen vom Haupte bis an die Spitze des Schweifs, und verließ dann die Bühne.

Leichtfüßig, wie ein Geck, betrat
Sie nun des Eſels Advokat.
Er beugte vornehm-flüchtig den Kopf,
Schlug ſtolz den Wedel über den Schopf,
Erhob die Stimm', und trieb dazu viel
Poſſierliches Geberdenſpiel.

Seine Rede war ein babiloniſches Gemiſch verſchiedener Sprachen, und ein krauſes Gewirr hochtönender und unverſtändlicher Kraftphraſen. Von dieſen Hülſen geſondert, blieb ungefähr folgender Kern:

„Es iſt nicht alles Gold, was glänzt; aber manches unſcheinbare Erz hat Goldgehalt. Dieſe unwiderſprechlichen Sätze ließen ſich heute vortrefflich anwenden; doch — ich ſchweige, und empfehle ſie bloß gegenwärtiger Verſammlung zum eigenen Nachdenken.“ —

„Der Stammbaum des Prinzen iſt, ohne Widerſpruch, alt und ehrwürdig. Allein wozu das Geſchwätz von Noahs Arche? Daher ſtammen wir alle.“ —

„Gegenſeitiger Anwalt nannte viele tapfere Löwen: warum verſchwieg er aber die feigen Schwächlinge, die ſich vom Herkules und vom Simſon mit bloßen Händen zerreißen ließen?“ —

„Auch wir haben edle Urahnen. Einer davon war der, welchen der König der Könige zu ſeinem Einzug in Jeruſalem wählte. Welcher Triumph für unſere Familie! Kann das Löwengeſchlecht einen ähnlichen Ehrenfall aufſtellen?“ —

„Bileams kluge Eſelin, Sancho Panſa's und Eulenſpiegels hochberühmte Eſel, und mehrere große Nahmen, deren wir, beliebter Kürze halben, nicht gedenken wollen, zieren ebenfalls unſere Stammtafel. Sie iſt, mit Einem Worte, ſo glänzend als irgend eine.“ —

„Daß ſich einige Päpſte den Löwennahmen beilegten, iſt eine Ehre, die ſich allenfalls entbehren läßt. Ihro Heiligkeiten trafen dadurch keine glückliche Wahl. Oberhäupter der Kirche ſollen keine grimmigen und blutdürſtigen Löwen ſeyn. Es war alſo ſehr ungereimt, ſich ſo zu nennen. Der Nahme des ſanftmüthigen Eſels wäre viel ſchicklicher geweſen.“ —

„Sanftmuth iſt die Haupt- und Cardinal-Tugend meines Patrons. Sie macht ihn vorzüglich der Krone würdig. Wohl dem Lande, das ein ſanfter König beherrſcht! — Herr Simpel iſt überdieß nicht weichlich erzogen, hat in ſeinem Leben viel Bedrückungen ausgeſtanden, und weiß wie dem Armen zu Muthe iſt. Er wird alſo weder den Schweiß der Unterthanen verpraſſen, noch ſie hartherzig behandeln, ſondern ein Freund und Vater aller Bedrängten ſeyn.“ —

So ſprach Herr Schalkwitz, und forderte dann, nach dem Beiſpiele des erſtern Redners, ſeinen Klienten auf, ſich dem Volke zu zeigen.

Er war im Sprunge bey der Hand.
Das ſchadenfrohe Schickſal fand
Jedoch für gut, dem armen Geſellen
Ein unſichtbares Bein zu ſtellen.
Er trabte her gar nett und ſtrack,
Parduz! da lag er, wie ein Sack.

„Tölpel!“ brummte Schalkwitz leiſe zwiſchen den Zähnen, und alle Zuſchauer lachten laut. Der Gefallne raffte ſich indeſſen ziemlich geſchwind wieder auf. „Welche Gewandtheit!“ rief ſein Lobredner aus: „Wenn Helden ſtraucheln, ſo ſind ſie auch im Unglück groß! Wer ſieht dem unſrigen an, daß er ſo eben eine Niederlage erlitt? Hier ſteht er muthig und kraftvoll, und zwingt ſogar ſeinen Feinden Bewunderung ab!“ —

„Schon die Farbe ſeines Körpers gebiethet Ehrfurcht! Graue Häupter werden allgemein verehrt. Um ſo mehr gebührt ihm, der am ganzen Leibe grau iſt, die höchſte Achtung.“ —

„Sein ausdrucksvoller Kopf hat nicht, wie gewiſſe andre Köpfe, die Geſtalt einer Kugel, des Sinnbildes der Unbeſtändigkeit. Er iſt oben breit; — eine geräumige Wohnung des Verſtandes; — aber abwärts ſchmälert er ſich, und ſchließt mit einem engen Munde. Errathet ihr den hohen Sinn der Natur? Sie hat unſern Freund zum Denker, nicht zum Schwätzer, gebildet.“ —

„Seine ſchönen langen Ohren waren

ſchon manches ſeichten Witzlings Spott; wir aber haben Urſache, uns ihrer Größe zu freuen. Sie werden künftig treffliche weite Ciſternen oder Sammelkaſten für unſere unterthänigſten Bitten und Klagen ſeyn." —

„Und wie melodiſch iſt ſeine Stimme! Man zittert vor Löwengebrüll; aber ſeiner Kehle Wohllaut wird alle, die ein Anliegen auf dem Herzen tragen, mit Muth und Vertrauen erfüllen. Das harte Nein, das ſich manche Fürſten ein wenig zu ſtark angewöhnt haben, fehlt ſeiner Tonleiter ganz; er ſpricht immer nur: J-a! i-a! Was kann ein Supplikant mehr wünſchen oder verlangen?" —

So ſchwatzte der Redner noch eine gute Weile fort. Wir halten uns aber nicht länger bey ihm auf, ſondern eilen zur Beſchreibung des luſtigen Wettſtreits, der nun erfolgte.

Viertes Kapitel.

Der Held ſteht zu Waſſer und zu Lande viel Fährlichkeiten aus, zankt mit ſich ſelbſt, und macht ein Schläfchen. Indeſſen wacht und ſorgt für ihn ſein Vormund, das Glück.

Der Wettſprung ſollte, mit Einſtimmung der Parteien, über einen Bach geſchehen, der die Wieſe, wo die Redner geſprochen hatten, durchfloß. Die Kampfrichter wählten eine ſchickliche Stelle, und vertheilten ſich dann dießſeits und jenſeits des Waſſers. Kühnherz erhielt, durch Entſcheidung des Looſes, die Ehre des Vorſprungs.

Er ſchwang ſich, wie ein Vogel fleugt,
Den Bach hinüber ſchnell und leicht,
Und ſeine fröhliche Partey
Erhob ein jubelndes Geſchrey.

Der graue Schächer aber ſtand
Tiefſinnig an des Ufers Rand.
Es läßt ſich rathen, daß er gedacht
Wie Hauptmann Falſtaff *) vor einer Schlacht:
„Ich wollt', ich könnte ſchlafen gehn,
Und alles wäre ſchon geſchehn!“ —
Kurz, ohne Regung und Bewegung
Zog er die Sach' in Ueberlegung.
Man murmelte: Was wird denn draus?
Und drey Mahl rief der Herold aus:
„Herr Simpel wolle nun geruhn,
Stracks ſeinen Ehrenſprung zu thun!“
Auch ſeine Freund' ermahnten ihn,
Sich dem Gelächter zu entziehn.

---

*) In Shakeſpear's Schauſpiele: Heinrich der Vierte.

Auf Ein Mahl ſchien ein neuer Geiſt
Ihn zu beſeelen. Er blickte dreiſt
Ins Spottgeſicht der Hofpartey,
Doch hold auf ſeine Kompaney,
Schwang ſeinen Zagel wie eine Flagge,
Lief herzhaft an, und — lag im Bache.

Sein junges Leben war ihm lieb;
Drum er nicht lang' im Waſſer blieb.
Er ſprang aufs Trockne, ſchüttelte ſich,
Und warf, was ſchier einem Wunder glich,
Aus ſeiner linken Hörmaſchine
Ein kleines Fiſchlein herab ins Grüne.

„Ruhig, meine Herren!“ rief Schalkwitz den Lachern zu: „Die Sache gewinnt ein ernſthaftes Anſehen! Was iſt leichter, über ein Bächlein zu hüpfen, oder mitten im Sprunge einen Fiſch zu ſehen, zu fangen, und mit dieſer Beute ſiegreich ans Land zu kommen? Das that unſer Ehrenmann! Er ſchöpfte dieſes Fiſchlein, das hier vor jedermanns Augen zappelt, mit dem Löffel ſeines Ohres vom Grunde des Waſſers auf, und bewies dadurch eine ungewöhnliche Scharfſichtigkeit und Schnelle: alſo zwey Tugenden mehr, als wir an ſeinem Gegner wahrgenommen haben. Wer Luſt zum Königreiche hat, gehe hin, und thue desgleichen!“

Indem er ſo ſprach, ſchüttelte ſich der Eſel nochmahls, und ein junges Krebschen entfiel ſeinem rechten Ohre. Von dieſer neuen Erſcheinung machte jedoch ſein Anwalt keinen Lärm. Er hielt ſie für ein ſchlimmes Anzeichen, daß die Sache ſeines Klienten den Krebsgang gehen werde, und ſetzte geſchwind einen Fuß auf das kleine Thier, um es den Zuſchauern zu verbergen.

Seine Sophiſterey fand der Wortführer des Prinzen keiner Widerlegung werth, ſondern trug darauf an, ohne Verzug zur zweiten Kampfprobe zu ſchreiten.

Am Ende der Wieſe lag ein hoher Berg, und hinter demſelben eine Mühle. Dieſen Berg zu umkreiſen, gab man den Wettläufern auf. Einer ſollte ſeinen Weg rechts, der Andre links nehmen, und wer zuerſt wieder eintreffen würde, dem wollte man den Sieg zuerkennen. In Einem Nu eilten Beide von dannen.

Nobels Sohn hatte beinahe die Hälfte ſeiner Rennbahn zurückgelegt, als er von fern, am Rande des Weges, einen Eſel erblickte, der in Geſellſchaft einiger Pferde und Rinder auf der Weide ging, und Simpeln ſo ähnlich ſah, daß man ſie leicht mit einander verwechſeln konnte. Das war bey dem Löwen der Fall. Er wunderte ſich, ſeinem Mitwerber ſchon zu begegnen, und eilte mit möglichſter Geſchwindigkeit auf deſſen Ebenbild zu.

Die Hirten ſchrien, da ſie ihn ſahn
Sich ihrem Pflegbefohlnen nahn,
Und ſtürmten heftig auf ihn ein

Mit einem Hagel von Geſtein.
Er ſtand mit Flammenaugen ſtill,
Verſcheuchte ſie durch Zorngebrüll,
Und wich vom Platz nicht um ein
Haar,
Bis weit und breit kein Hirt mehr war.
Erſt dann verließ er ſeinen Ort,
Und ſetzte raſch den Wettlauf fort.

Die Hirten deuteten ſeine Eile für Flucht, kehrten auf den Weideplatz zurück, und hagelten wieder hinter ihm her. Dieß bewog ihn, langſam zu gehen; denn er hielt es für ſchimpflich, ſich der Feigheit verdächtig zu machen, und verſchmähte deshalb ſogar den nächſten Weg um den Berg. Er ſchritt ſtolz in gerader Richtung fort, bis die Hirten ihrer Kanonnade überdrüßig wurden. Dieß geſchah erſt, als er ſchon eine gute Strecke über die Mühle hinaus war. Er lenkte nun ein, und ſtrengte ſich möglichſt an, ſeinen Ringlauf zu vollenden.

Indem er ſo, um nicht für einen muthloſen Ausreißer gehalten zu werden, viel Zeit verloren hatte, war der Eſel ohne Hinderniß bis an die Mühle gekommen. Der kürzeſte Weg um den Berg ging hart daran vorbey, und ſie bezeichnete genau die Halbſcheid der Wettbahn. Daher freute ſich Simpel ungemein, daß er hier ſeinen Gegenfüßler noch nicht traf. Aber noch angenehmer war ihm ein offener Sack voll Kleie, den er vor der Mühlenthüre ſtehen ſah. Er hatte ſich hungrig gelaufen, und nahm ſich vor, dieſen unbewachten Schatz ſo lange zu plündern, bis er den Löwen anrennen ſähe.

Doch kaum hatt' er ein Bißchen genaſcht,
Da ward er häßlich überraſcht.
Der Müller kam, als hätt' er Flügel,
Schwang in der Fauſt einen Knotenprügel,

Und ſchlug mit fürchterlicher Haſt
Auf ſeinen ungebetnen Gaſt,
Der ſo behend die Flucht ergriff,
Daß ihm das Haar auf dem Kopfe pfiff.
Der Müller und ſeine Knappen jagten
Wie einen Haſen den Verzagten,
Und gaben ihm tauſend Schritte weit
Mit Peitſchen und Stecken das Geleit.
Sie glaubten ihn recht zu kaſtein,
Und ſahen nicht die Wohlthat ein,
Die ſie dem trägen Wicht erzeigten,
Indem ſie ſo zum Tanz ihm geigten.
Ohn' ihrer Fiedelbogen Kraft
Hätt' er ſich nicht ſo aufgerafft.
Er kam, er wußte ſelbſt nicht wie,
Schnell um den Berg, und alles ſchrie
Vor Staunen, als er wiederkehrte,
Eh' man den Löwen ſah und hörte.

Dieſer traf eine volle Minute ſpäter ein, und erzählte zu ſeiner Entſchuldigung den Vorfall, der ihm begegnet war. Auch Simpel, der einfältige Tropf, öffnete den Mund, um ſein Abenteuer zu beichten; aber Schalkwitz, der ſchon ahnte, daß es nicht rühmlich klingen möchte, ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Wackrer Held,“ rief er ihm zu, „ſchont Eures Athems, den Ihr noch nöthiger braucht! Ihr ſeyd zwar, wie bekannt, ein angenehmer Erzähler; allein wir haben jetzt nicht Zeit, uns mit Reiſebeſchreibungen zu unterhalten, die in der Hauptſache doch nichts entſcheiden. Es ward ausgemacht, den frühſten Vollender des Kreisweges um den Berg für den Sieger im Wettlauf zu erkennen, und Ihr langtet zuerſt an. — Was wollen wir mehr? Von Nebenumſtänden war bey unſerer Uebereinkunft gar nicht die Rede: es kann alſo keine Rückſicht darauf genommen werden.“

Wacker wollte den Löwen vertheidigen; aber Schalkwitz fuhr ihm auf den Hals: „Schweigt doch, ſchweigt! Jetzt reden und gelten nur Thaten.“

Er ſprach hierauf heimlich mit Simpeln, der ſich über die ſchwere Hand des Müllers bitterlich beklagte. „Eine ſaubere Geſchichte!“ verſetzte Jener: „Und damit wolltet Ihr öffentlich herausplatzen! Ich bitt' Euch, wo dachtet Ihr hin? Das hätte ja ein unbändiges Gelächter gegeben, und Euch um Sieg und Ehre gebracht! Schafft Euch doch ein Bißchen mehr Weltklugheit an! Mit Eurer fatalen, altmodiſchen Aufrichtigkeit würdet Ihr eine ſchlechte Figur auf dem Throne machen. — Daß Ihr dahin kommt, iſt nun ſo gut als gewiß; denn augenſcheinlich hat Euch das Glück bis hierher gegängelt und geleitet, und wird Euch auf der letzten Station nicht im Stiche laſſen. Geht alſo friſch und beherzt auf die Jagd! Und ſolltet Ihr auch allenfalls nur einen Froſch fangen, ſo will ich doch wohl ſehen, wie ich dem Ding' ein feines Färbchen anſtreiche.

Ich hab' Euch, dünkt mich, heute bewieſen, daß ich ein meiſterhafter Schönfärber bin."

Er wandte ſich jetzt zum Prinzen: „Der Herr Ober-Mühlmeiſter iſt zur Jagd bereit. Ihr ſeyd es doch auch? Alſo, wenn ich bitten darf, zur Sache!"

Die ganze Thiergemeine trollte
Zum Platze, wo man jagen wollte.
Es war ein buſchiges Gefild,
Wo juſt ein Häschen Tafel hielt,
Das, unbekümmert um den Staat,
Sich gern im Stillen gütlich that.
Es macht' ein Männchen, als es nah
Den großen Aufzug kommen ſah,
Und ſprach für ſich: „Was wollen ſie hier?
Sie bringen wohl die Krone mir?
Ey, ſchönen Dank! Auf den Dornenſpitzen
Des Thrones mag ein Andrer ſitzen!
Viel Feinde jeder König hat,

Und mich erſchreckt ein rauſchend Blatt.
Drum mögen ſie mir vom Halſe bleiben;
Ich kann mir baß die Zeit vertreiben.
Kein Fürſt befindet ſich ſo wohl,
Als ich bey meinem grünen Kohl.“

Indem der Philoſoph ſo ſprach,
Schlich Kühnherz immer allgemach
An ihn heran, und ſchoß mit Hitze
Dann auf ihn zu, gleich einem Blitze.
Das Häslein dachte: Was fällt ihm ein?
Und floh davon über Stock und Stein.
Es ſprang ins Kreuz und in die Quer,
Der Löwe hetzte hinter her;
Doch der behende Kohldieb äffte
Ihn lange, bis er, alle Kräfte
Anſpannend, einen Luftſprung that,
Und ſo dem Flüchtling den Weg vertrat.
Er fing ihn ſanft, zeigt' ihn dem Haufen,
Und ließ ſogleich ihn wieder laufen.

Indeſſen war auch der Eſel ins Gebüſch geſchlendert. Er ſah ſich auf allen

Seiten nach einer Jagdbeute um; aber die Gegend, wo er revierte, war ſo öde und leer, als ob hier der Tod ein großes Vorjagen gehalten hätte. Da hüpfte kein Froſch, da hutſchte keine Kröte, da kroch keine Schnecke. Kurz, nirgends war ein lebendiges Weſen zu ſpüren. Er ſchüttelte mißmüthig den Kopf, und beſchloß endlich, weil er den handfeſten Müller noch in allen Gliedern fühlte, ſich hinter einem Strauche auf den Anſtand zu legen.

„O ich Einfaltspinſel!“ ſchalt er hier ſich ſelbſt: „Was hab' ich mir für eine Ruthe gebunden! Halb ertrunken, halb erſchlagen, und doch nichts gewonnen! Denn eher kommt der jüngſte Tag, als es mir gelingt, ein geſchwindes Thier zu erhaſchen. Das iſt die Hauptfalle, die man mir ſtellte! Alle meine Fährlichkeiten zu Waſſer und zu Lande bringen mir nichts ein, als Schimpf. Wenn dem

Eſel zu wohl iſt, werden die Spötter ſagen, ſo geht er tanzen aufs Eis. — Doch vielleicht iſt es mein Glück, daß ich in meiner Niedrigkeit bleibe. Ich hätte wohl da, wo ich hin wollte, noch ſchlimmere Tage erlebt. Man ruft, wie es in einem alten Sprichworte heißt, den Eſel nicht nach Hof, er müßte denn Säcke tragen ſollen.“ —

Während dieſes Selbſtgeſprächs fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu. Er legte ſich bequem auf den Rücken, ſtreckte die Beine über ſich, und ſchlief ein. Sein langes Ausbleiben machte die Verſammlung ſehr ungeduldig. Man vertrieb ſich die Zeit mit Spott über ihn. Die Witzlinge waren ganz in ihrem Elemente. Schlag auf Schlag fiel ein Bonmot; doch waren, wie gewöhnlich, viel kalte Schläge darunter. Denkling und Schalkwitz ſtanden wie auf Nadeln. Sie hätten gern ihren Freund aufgeſucht;

allein es war ein Verboth ergangen, daß ſich, während die Wettſtreiter ihre Künſte machten, niemand von der Stelle rühren ſollte.

Er wußt' indeß von keiner Noth,
Und ſchlief ſo feſt, als wär' er todt.
Ihn hielt auch in der That ein Aar,
Der gelb noch um den Schnabel war,
Für eine ſchöne Eſelsleiche,
Und ſchoß vom Gipfel einer Eiche
Hernieder auf des Schläfers Bruſt.
Der träumte gleich mit Herzensluſt,
Ihm ſey, von keinem Feind geſtört,
Ein voller Kleienſack beſchert.
Er ſchnappte nach der ſüßen Speiſe,
Und ſo erwiſcht' er plumper Weiſe
Beim Fittiche den jungen Aar,
Der ihn zu ſpeiſen Willens war.
Darob erwacht' er ſchnell, und freute
Sich höchlich der willkommnen Beute.

Der Adler bat mit viel Geplärr:
„Ach, laßt mich frey, geſtrenger Herr!

Ich ſchwör' Euch einen theuern Eid,
In meiner ganzen Lebenszeit
Nie einen Eſel anzutaſten,
Und ſollt' ich zum Geripp mich faſten."

Kopfſchüttelnd ließ Herr Simpel ſein
Sich nicht auf Red' und Antwort ein.
Er ſchloß im Gegentheil den Kerker
Des Adlerſittichs immer ſtärker,
Und trollte fröhlich und behend
So hin zum großen Thierconvent.
Darüber ſtaunte männiglich,
Und ſelbſt Herr Schaltwitz ſprach für ſich:
„Nun glaub' ich ſchier an Zauberey!
Wie konnte ſonſt der Kerl von Bley,
Deß Dummheit Alt und Jung verlachen,
Sein Glück als Vogelſteller machen!"

Als Herr Simpel ungefähr noch hundert Schritte von der Verſammlung entfernt war, legte er ſeinen Gefangenen auf die Erde, ſetzte beide Vorderfüße auf deſſen Schwingen, und erklärte ſich großmüthig, daß er ihm Leben und Freiheit ſchenken wolle. „Bleib aber noch ein Weilchen hier,“ fuhr er fort, „und bezeuge allen, die dich fragen, daß ich dich, ohne fremde Hülfe, durch Liſt und Geſchwindigkeit gefangen habe.“ Hiermit zog er ſeine Füße zurück. Doch der Adler hatte keine Luſt, ſich als Zeuge verhören zu laſſen. Er ſchwang ſich rauſchend empor, und ließ dem Eſel das Nachſehen.

Deſſen Triumph war dennoch vollkommen. Selbſt ſeine Feinde konnten nicht läugnen, daß ſich ein junger Herr von der Familie des Königs der Vögel in ſeiner Gewalt befunden hatte. Schalkwitz blähte ſich über die Maßen, und rief aus: „Nun, was ſagt ihr zu der Wunderthat, womit Freund Simpel ſeine heutigen herkuliſchen Arbeiten krönt? Werden euch nun bald über ſeine Vorzüge die Augen aufgehn? In allen Elementen iſt er ein Held! Das bezeugt der Berg, den er umlaufen, der Fiſch, den er gefangen, der Vogel, den er ereilt hat. Er übertraf unſere kühnſten Erwartungen! Wenn noch Recht und Gerechtigkeit im Lande iſt, ſo kann ihm die Krone nicht entgehen.“ —

Kühnherz und ſeine Partey waren ſehr kleinlaut geworden. Die Kampfrichter ſtarrten in tiefen Gedanken vor ſich hin. Nur Reineke ſah munter umher. Er heuchelte dem Prinzen mit Einem Auge Bedauern; mit dem andern ſchielte er lächelnd nach dem Eſel, und bezeigte ihm ſeinen Beifall. Advokat Wacker ſchleifte den Schwanz auf der Erde, und war Anfangs ganz ſtumm. „Ich geſtehe,“ fing er endlich an, „daß mir die Ereigniſſe des heutigen Tages ein Räthſel ſind. Es ging gewiß manches nicht mit rechten Dingen zu; aber freilich bin ich nicht im Stande, darüber Beweis zu führen. Dieſe Unterſuchung liegt überhaupt den Herren Kampfrichtern ob, und ich mach' es ihnen zur Gewiſſensſache, ihren Ausſpruch nicht eher zu thun, bis ſie alle Zweifels- und Entſcheidungsgründe mit der größten Vorſicht erwogen haben.“

Der Herold beſchied hierauf die Verſammlung, jetzt aus einander zu gehen, und ſich des folgenden Tages wieder einzuſtellen, um das Urtheil des Kampfgerichts zu vernehmen.

Fünftes Kapitel.

Sitzung und Urtheil des Kampfgerichts. Reineke hängt den Mantel nach dem Winde, überwirft ſich mit ſeinen vormahligen Buſenfreunden, und bringt eine Prophezeiung von ſeiner eignen Fabrik zu Markte.

Die Wettſtreiter und müßigen Zuſchauer zogen nach Hauſe. Nur das Kampfgericht blieb verſammelt. Außer den im dritten Kapitel genannten Gelehrten, waren die beiden Ritter, Hochtrab, das Roß, und Waldmann, der Hirſch, Beiſitzer deſſelben. Einiger anderer unbedeutenden Nullen, dergleichen es in mehrern Gerichten giebt, nicht zu gedenken. Der

Präſident, ein alter, verſtändiger Bär, eröffnete die Berathſchlagung.

„Die Wahl eines Königs, meine Herren," fing er an, „iſt ohne Zweifel eins der wichtigſten Geſchäfte in der Welt. Laſſet uns alſo behutſam zu Werke gehen! Wir befinden uns auf einem gefährlichen Platze. Zur Rechten und Linken ſind Abgründe. Wählen wir den Löwen, ſo erbittern wir das Volk; wählen wir den Eſel, ſo droht uns die Rache des Verſtoßnen. Was ſollen wir thun? Sagt Eure Meinung, Herr Kanzler!"

Reineke. Wollte der Himmel, daß ich dieſe Spaltung im Reiche nicht erlebt hätte! Ich ſchätze den edlen Prinzen ungemein hoch; ich wünſche herzlich, ihn auf dem Throne ſeiner Väter zu ſehen: wer kann aber gegen den Strom ſchwimmen? Mich tröſtet bey den gegenwärtigen Umſtänden nichts, als eine merkwürdige Prophezeiung, die ich in einem alten Buche, deſſen Titel mir eben nicht beifällt, geleſen habe. Sie ſagt: „Das Regiment des Thierreichs wird einſt verändert werden, und an einen gutmüthigen Eſel gelangen. Dann kehrt die goldne Zeit und die Unſchuld der Urwelt zurück. Haß und Neid weichen aus allen Herzen; die Zwietracht löſcht ihre Mordfackel; Lieb' und Einigkeit bewohnen Felder und Wälder. Die Wölfe werden mit den Lämmern ſpielen, die Pardel bey den Böcken hauſen, und Katzen und Mäuſe vertraute Freunde ſeyn. Tieger, Löwen und Bären werden ſich des Fleiſchgenuſſes entwöhnen, und mit Stieren und Kälbern auf die Weide gehen und Gras eſſen." — So, meine Herren, lautet die Prophezeiung, welche nicht wenig zu unſerer Beruhigung dient. Der darin angekündigte Generalpardon ſichert uns gegen den Grimm des Löwen, im Fall wir von Pflicht und Gewiſſen gedrängt würden, dem Eſel unſere Stimmen zu geben.

Präſident. Das alles wäre recht ſchön, Herr Kollege! Aber ich zweifle daran. Prophetiſche Träume ſind ein ſeichter Grund, worauf ſich nicht bauen läßt.

Murner. Wahrlich, kein Kartenhäuschen! Doch bin ich neugierig, jene Weißagung zu leſen. Wollen der Herr Kanzler wohl die Güte haben, mir das Buch, worin ſie ſich befindet, auf einige Stunden zu leihen?

Reineke. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich damit nicht aufwarten kann. Es fehlt ſchon ſeit geraumer Zeit in meiner Bibliothek. Mein Sekretär hat es verliehen, und kann ſich nicht erinnern an wen.

Murner. Ey, ey! mit einer ſolchen literariſchen Seltenheit, die vielleicht kaum Ein Mahl — ich wollte ſagen nur Ein

Mahl — in der Welt vorhanden iſt, ſo fahrläſſig umzugehen! Das iſt ja unverantwortlich!

Reineke. Allerdings. Ich hab' auch darüber tüchtig geſcholten.

Präſident. Wir wollen uns bey dieſer Nebenſache nicht aufhalten. Eröffnet uns, Herr Hofkapellan, über den Hauptpunkt Eure Gedanken!

Murner. Zu Befehl! Ich gebe meine Stimme dem tapfern und hochherzigen Königsſohne.

Präſident. Aus welchen Gründen?

Murner. Weil er Kraft und Macht hat, die Kirche und ihre Diener zu ſchützen.

D. Squenz. Das ſchmeckt nach Egoismus, ehrwürdiger Herr! Wenn ich bloß auf mein Ich Rückſicht nehmen will, ſo muß ich auf die Seite des Eſels treten. Denn von dieſem ſanftmüthigen Manne darf ich keinen mördlichen Angriff

griff befürchten; aber in den letzten Lebenstagen des vorigen Königs hab' ich ein ängſtliches Haſenleben geführt.

Präſident. Die Herren Kollegen verfahren nicht ordnungsmäßig. Es iſt hier nicht die Frage, welche Vortheile Der oder Jener von der künftigen Regierung zu erwarten hätte; ſondern wir ſollen und wollen erwägen und entſcheiden, wer in der heutigen Königsprobe am beſten beſtand.

Reineke. Der Herr Präſident haben vollkommen Recht.

Präſident. Alſo wollen wir zuvörderſt von den Leibesübungen ſprechen. Das, ihr Herren von Hochtrab und Waldmann, iſt Euer Fach. Was dünkt Euch davon?

Hochtrab. Simpel ſprang, auf meine Ehre! wie ein Pfuſcher, und plumpte tölpiſch in den Bach; das haben wir alle geſehen. Sein Advokat behauptete zwar, er habe gefiſcht; allein er ſollte nicht fiſchen, ſondern ſpringen, wie der Löwe meiſterlich that. Was würde wohl der ſpitzfündige Wortfechter geſagt haben, wenn ſich nicht der kleine dumme Fiſch im Ohren-Labyrinthe des Eſels verirrt hätte?

Präſident. Aber das Wettrennen gelang ihm beſſer. Was meint Ihr, Herr von Waldmann?

Waldmann. Es thut mir leid, daß ich Euch widerſprechen muß. Der Eſel lief nicht anders, als ob er Holzbeine hätte. Aber der Löwe ſtreckte ſich, daß man ſeine Luſt ſah.

Reineke. Und Jener kam dennoch um eine Minute früher zurück.

Waldmann. Das würd' er wohl haben bleiben laſſen, wenn nicht der Löwe unter Weges Hinderniſſe gefunden hätte, die ihn Ehren halber zwangen, den langſamen Schritt der Unerſchrockenheit zu gehen.

Reineke. Aus Ergebenheit gegen ihn wollt' ich wohl wünſchen, daß ihm dieß zur Entſchuldigung dienen könnte.

Präſident. Bis jetzt ſtand die Wage gleich. Im Sprunge ſiegte der Löwe; im Wettlauf der Eſel. Aber die dritte Kampfprobe giebt dem Letztern ein entſcheidendes Uebergewicht.

Murner. So ſcheint es, leider! Ich möchte wohl wiſſen, wie es damit zuging. Steht nichts davon in Eurem Prophetenbüchlein, Herr Kanzler?

Reineke. Ihr mögt ſelbſt nachſehen, wenn ich es wieder erhalte.

D. Squenz. Der Adler mußt' etwa einen Schlagfluß bekommen haben, und flügellahm geworden ſeyn.

Reineke. Ein Glück für ihn, daß ſich die Natur ſelbſt wieder half; denn

Ihr, Herr Doktor, hättet ihn wohl ſchwerlich geheilt.

Präſident. Keine Anzüglichkeiten, meine Herren! Wir können nur darüber urtheilen, was wir mit unſern Augen geſehen haben.

Reineke. So iſt es, Herr Präſident! Aber wir hörten auch zwey Reden. Was entſcheidet Ihr darüber?

Präſident. Davon wollt' ich eben ſprechen. Meines Erachtens haben beide Ehrenwerber durch ihre Anwälte ſo viel rühmliche Eigenſchaften dargethan, daß es nicht allein ſchwer, ſondern faſt unmöglich iſt, einen bedeutenden Vorzug des Einen vor dem Andern zu entdecken. Ihre Tugenden, ſo verſchieden ſie auch an ſich ſelbſt ſind, heben ſich völlig gegen einander auf.

Reineke. Ihr ſprecht mir aus der Seele.

Murner. Ich meines Theils muß geſtehen, daß ich in Herrn Simpels Lobrede nichts, als den Beweis ſeines Verſtandes, vermißt habe.

D. Squenz. Ha, ha! Ein ſchlimmer Defekt!

Reineke. Bloß ein Verſehen des Advokaten, der wahrſcheinlich den unterlaſſenen Beweis darum für überflüſſig hielt, weil der erſte Redner dieſen Punkt nicht berührt hatte. Deſſen ungeachtet wär' es Vermeſſenheit, einen oder den andern unſerer Herren Kronkandidaten für einfältig zu halten. Die Klugheit des Löwen könnte nur ein Wahnſinniger bezweifeln. Was aber Herr Simpeln betrifft, ſo iſt er freilich nicht gewohnt, das Licht ſeines Verſtandes auf den hohen Leuchter der Prahlerey zu ſtellen; doch mir ſelbſt ſind verſchiedene Beiſpiele ſeiner Verſchlagenheit bekannt. Ich will nur eins davon anführen. Er war in ſeiner Jugend bey einem Salzhändler in Condition, der ihn oft mit übermäßig ſchweren Bürden weit über Land ſchickte. Doch der ſchlaue Diener erfand bald ein Mittel dagegen. Er legte ſich, ſo oft er durch einen Bach ging, darin nieder; das Salz ward feucht und ſchmolz, und er zog leichter ſeine Straße.

Murner. Ich kenne das Geſchichtchen; aber es hat einen zweiten Theil. Herr Simpel veruneinigte ſich nähmlich über jenen wäſſrigen Einfall mit ſeinem Prinzipal, und kam in die Dienſte eines Kaufmanns, der ihn mit Schwämmen und Wolle belud. Nun glaubte der witzige Kopf, er könne ſich wieder eben ſo helfen; doch ſeine Waaren zogen Waſſer, und er trug nun doppelte Laſt. — So wird es ihm auch in Zukunft ergehen. Seine liſtigen Rathgeber beladen ihn jetzt mit Wolle, und machen ihm das Königthum leicht; aber ſie werden ihn bald ſo tief ins Waſſer der Trübſal reiten, daß er unter ſeinen Bürden erliegen wird.

Reineke. Was Ihr ſagt! So gebt Ihr Euch auch, wie ich höre, mit Weißagen ab, und vorhin ſchient Ihr doch den Propheten ſehr abhold! Gelten etwa die neuen mehr als die alten?

Präſident. Ei! Die Herren verlieren immer das Ziel aus den Augen, und ſchweifen auf Abwegen herum. Heben wir lieber die Sitzung auf! Warum ſtreiten wir länger? Wir können doch, wenn wir auch noch eine ganze Woche beiſammen ſitzen, am Ende keinen andern Ausſpruch thun, als daß Herr Simpel in dem angeſtellten Wettſtreit obgeſiegt, und die Krone dadurch errungen habe. — Das iſt meine reiflich erwogene Meinung. Hat jemand etwas Erhebliches dagegen einzuwenden? —

„Nein!“ liſpelte Reineke freudig und ſchnell, und zuckte zugleich die Achſeln, als ob er ungern ſo ſtimmte. Doktor Squenz beſann ſich ein wenig, und ſagte dann auch Nein. Hochtrab, Waldmann, und die übrigen Beiſitzer, die während der ganzen Verhandlung ihren Mund nicht aufgethan hatten, willigten ſchweigend in die Erklärung des Präſidenten. Nur der Hofkapellan zog ein krauſes Geſicht, warf verdrießlich den Kopf von einer Seite zur andern, und knurrte ein Weilchen für ſich. „Ich bin überſtimmt,“ ſprach er dann laut, „und waſche mich rein von aller Schuld. Nur etwas muß ich noch erinnern. Wollen wir denn ſo hart ſeyn, den armen Prinzen, der ſich im Wettſtreite ritterlich hielt, und nur vom Glück verlaſſen ward, ganz zu verſtoßen? Wär' es nicht vielmehr billig und recht, ihn auf eine anſtändige Art zu verſorgen, und zum Statthalter zu beſtellen?“

Reineke widerſprach mit ſeiner ſchon bekannten ſchlauen Vorſicht. Murners

Antrag ward aber dennoch durch die Mehrheit der Stimmen genehmigt.

Am folgenden Tage verſammelte ſich das Volk, und der Präſident eröffnete ihm die Entſcheidung des Kampfgerichts in einer ausführlichen Rede. Was jubilierte der graue Bund! Schalkwitz rühmte laut die Weisheit und Gerechtigkeit der Richter. „Nur dadurch,“ ſetzte er hinzu, „findet ſich der glorreiche Sieger beſchwert, daß man ihm den erkämpften Preis ſchmälern, und ihm, unter dem Nahmen eines Statthalters, einen Mitregenten aufdringen will. Das wäre, fürwahr! nicht wohl gethan; denn zwey Hähne vertragen ſich nicht auf Einem Miſte.“

Wacker fiel ihm, nach einer geheimen Unterredung mit ſeinem Prinzipal, heftig ins Wort: „Sorget nicht! Ihr ſollt — um mich Eurer feinen Redensart zu bedienen — den Miſt allein behaupten. Prinz Kühnherz dünkt ſich zu gut, der

Diener eines Eſels zu ſeyn. Er, der geborene König, wird ſeine undankbaren und verblendeten Unterthanen ſo lange verlaſſen, bis ihn ihre Reue zurück ruft.“

Der Löwe ſprang von ſeinem Sitz,
Schoß aus den Augen Blitz auf Blitz,
Warf wild empor die goldne Mähne,
Und wies dem grauen Bund die Zähne.
Er peitſchte grimmig mit dem Schweif
Den Boden, wo die Unthat reif
Geworden war, ihn zu verdrängen,
Um einem Eſel anzuhängen.
Der Tieger und das Panterthier
Griesgrammten mit, und waren ſchier
Mehr als der Leu von Wuth empört.
Nie ward ein ſolch Terzett gehört,
Als dieſe Drey zuſammen heulten,
Indem ſie raſch vom Platze eilten.
Auch Wacker blieb dabey nicht ſtumm,
Und bellte weidlich rund herum.

Den Kampfrichtern und vielen Brüdern des grauen Bundes war nicht wohl bey der Sache. Auch Simpel und ſeine beiden Räthe ſtanden wie verſteinert, und wagten kaum einen Athemzug. Aber Kühnherz verſchwand bald mit ſeinen Gefährten aus dem Geſichtskreiſe der bebenden Verſammlung. Er förderte ſich, ſeine Mutter wieder einzuhohlen, die er damahls, als er vom Aufruhr in ſeinem Vaterlande Nachricht erhielt, auf dem Wege nach der Reſidenz des Königs Eiſenklau verließ. Da er das Kampfurtheil nicht anders erwartet hatte, als es ausfiel, ſo war ſchon vor deſſen Eröffnung der Elephant mit einem geheimen Befehle von ihm verſehen worden, am Hofe des grauen Königs fleißig zu erſcheinen, alle Vorgänge genau zu beobachten, und darüber Bericht zu erſtatten.

Sobald man die drey Grimmbolde nicht mehr ſah, hob der Kreuzfuchs ſeine geſenkte Standarte *) wieder muthig em-

---

*) In der Jägerſprache, der Fuchsſchwanz.

vor, und trug auf feierliche Beſtätigung des neuen Oberhaupts an. Die Magnaten des Reichs, die dem Löwenhauſe ergeben waren, und ſich ſchämten, einem Eſel zu huldigen, nahmen dieſe Propoſition ſehr kalt auf, und Einige machten Miene, ihr mit Bitterkeit zu widerſprechen. Aber der Elephant trat in den Kreis der Unzufriednen, und raunte ihnen ins Ohr: „Schicket euch in die Zeit! Das iſt der Wille des Prinzen, den wir wahrſcheinlich bald wieder beſitzen werden; denn des Grauen Regierung wird nicht lange beſtehen. Wir wollen ſie, ohne uns darüber zu ärgern, als ein luſtiges Zwiſchenſpiel betrachten, und die Poſſen geduldig mitmachen.“ —

Durch dieſe Vorſtellung ließen ſich die Mißvergnügten beſänftigen, und der folgende Tag ward zur Krönung beſtimmt.

Sechſtes Kapitel.

Feierlichkeiten von mancherley Art. Der Regent verſpricht mehr, als er wird halten können. Doktor Squenz zeigt, daß er in verſchiedene Sättel gerecht iſt, und gelangt zu einer neuen Würde.

Wir können die Solennitäten des hohen Simpel-Feſtes, wegen ihrer Einwirkung auf folgende Begebenheiten, nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen; doch wollen wir die alte Gerechtſame der Zeitungsſchreiber, uns durch weitſchweifige Berichte von großen und kleinen Feierlichkeiten lange Weile zu machen, ſo wenig als möglich beeinträchtigen.

Den Zug eröffnete, als Hatſchiergarde, ein Trupp edler Hirſche von ſechzehn Enden.

Hieran ſchloß ſich das Muſikchor, das bloß aus Sängern beſtand. Katzen und Zicklein ſangen den Diskant; Ferkel und junge Wölfe den Alt; Kälber und Schafe den Tenor; Bullen und Bären den Baß. Doktor Squenz ging, als Kapellmeiſter, voran, und ſchlug zierlich den Takt.

Hinter der Muſik ward ein leerer Mehlſack, eine zerbrochene Geißel, und ein Büſchel dürrer Diſteln, auf hohen Stangen getragen. Dieſe Dinge ſollten andeuten, daß Herr Simpel keinen Sack mehr ſchleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Diſtel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben ſo hohen Stangen zwey Siegeszeichen: nähmlich das gefangene Fiſchlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren ſollen; das aber hatte der Ceremonienmeiſter Schalkwitz weislich unterlaſſen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor ſich und hinter ſich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieſer Ordnung zog man auf die ſchon bekannte Wieſe, wo ſich Zuſchauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten, und zum Theil auf den Bäumen ſaßen.

Die Hirſchgarde ſchloß um Simpeln und ſein Gefolge einen Kreis, und er ſprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Eſel, verſpreche hiermit vor der ganzen Verſammlung des Reichs, daß ich das Geſchlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie ſie. Nahmen und Geſtalt haben mögen, nach meinem beſten Vermögen ſchützen, ſchirmen, handhaben, und wie ein Vater ſeine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich ſelbſt, als das Haupt dieſes Reichs, von menſchlicher Gewalt und ſklaviſcher Arbeit frey zu erhalten, ſondern auch alle meine Geſchlechtsverwandten, die noch in ſolcher Dienſtbarkeit ſeufzen, und überhaupt ſämtliche von den Menſchen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu ſetzen."

„Ich verſpreche ferner, die ſchwachen und wehrloſen Vierfüßler gegen alle Unbill, ſo ihnen bisher von ſtarken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig in Schuß zu nehmen, und wirkſame Sicherheitsanſtalten zu treffen, damit hinfort keins das andre mehr fange und umbringe, ſondern ſie ſamt und ſonders friedlich und einträchtig bey einander wohnen."

„Ich verſpreche überdieß, daß ich mich,

mich, wenn Krieg entſtehen ſollte, an die Spitze meines Heeres ſtellen, mannlich und ritterlich fürs Vaterland ſtreiten, und mein eignes Blut und Leben nicht ſchonen will.“

„Ich gelobe ſchließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich nnd ſonder Gefährde.“

Nach hierauf vollzogener Krönung, erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beſchützen wolle.

Sofort that Simpel drey gewaltige Sprünge gegen Oſten, bäumte ſich empor, ließ ſeine Stimme weidlich erſchallen, ſenkte ſich wieder auf die Vorderfüße, und ſchlug blitzgeſchwind mit den Hinterbeinen drey Mahl hoch in die Luft. Dieſe Capriolen wiederholte er gegen Süden, Weſten und Norden, und begab ſich, als er auf dieſe Weiſe den vier Hauptgegenden der Welt ſeinen Kratzfuß gemacht hatte, an ſeinen Platz zurück.

„Es lebe der König!“ rief Schalkwitz, und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich verſammelten Eſel griffen ſich bey dieſem Vivat beſonders an, und es koſtete Mühe, ſie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf, und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geſchlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drey Tage hinter einander Tänze und Turniere gehalten werden. Wer Luſt und Belieben habe, ſeine Geſchicklichkeit in Ritterſpielen zu zeigen, ſolle ſich bey dem dazu erwählten Marſchall gebührend melden, und deſſen Anordnung gewärtig ſeyn.

Es waren drey verſchiedene Tafeln bereitet. An der erſten ſaß der König, neben ihm Vetter Denkling, und auf der andern Seite der ehemahlige Statthalter, der Elephant. Die übrigen Plätze der Tafelrunde waren mit ſolchen Gäſten beſetzt, die ſich, in Anſehung der ihnen gewöhnlichen Koſt, dazu ſchickten, die Tiſchgenoſſen jener Herren zu ſeyn. Auserleſene Feld- und Gartenfrüchte, feine Mehlſpeiſen, und Salate von köſtlichen Bergkräutern, wurden hier aufgetragen. Auch erſchien, auf Schalkwitzens Veranſtaltung, ein Schaugericht, das vor den König geſtellt ward. Der Credenzer hob den Deckel ab, und ſiehe, da flog eine Schwalbe, da lief eine Maus, da ſprang ein Froſch hervor. Die ganze Tiſchgeſellſchaft erſchrak. Der beſeelte Knochenberg (wie Haller den Elephanten nennt) ſtürzte ſogar zu Boden, und verrieth dadurch, daß die ihm von einigen alten Naturforſchern nachgeſagte Furcht vor Mäuſen keine grundloſe Verläumdung ſey. Man wußte nicht, was die lebendige Schüſſel bedeute. Schalkwitzens Einfall bedurfte eines Kommentars, und hatte alſo den ſchlimmſten Fehler, den ein witziger Einfall nur haben kann. Die Geſellſchaft war verlegen, ob ſie lachen oder ernſthaft bleiben ſollte. Doch bald entdeckte man auf dem Boden der Schüſſel ein Blättchen mit folgenden Worten:

Der König Simpel hat geſiegt
Im Luftraum, wo die Schwalbe fliegt,
Auf Erden, wo das Mäuschen ſchlüpft,
Im Waſſer, das der Froſch durchhüpft.

Dieſe Reime las Denkling ab. Sie behagten dem Geſchmeichelten ungemein. Er fragte huldreich nach dem Verfaſſer.

Schalkwitz hatte ſich deſſen verſehen, und nahte ſich mit einem zierlichen Reverenz. „Ich ernenne dich zu meinem Hofdichter!“ ſprach Simpel. Der Versler dankte mit einem tiefen Bückling, und blieb ſtehen, als ob er noch etwas erwarte. Aber ſein gnädigſter Beförderer war eben mit einer Lieblingsſpeiſe beſchäftigt, und ſah ihn nicht weiter an.

„Keinen Gehalt?“ brummte der Poet für ſich: „Denkt er, ein Dichter lebe von der Luft?“ — Mich ſollt' er vorzüglich belohnen; denn ihm iſt mein Amt unentbehrlich. Macht er nicht immer ſo dumme Streiche, daß man wirklich ein Dichter, ein recht erfindſamer Dichter meines Schlages ſeyn muß, um ihn loben zu können?“ —

So murrend nahm der Poet ſeinen Platz an der zweiten Tafel wieder ein.

Hier ſaßen lauter Fleiſcheſſer. Da aber, nach der neuen Reichsverfaſſung, kein vierfüßiges Thier mehr verſpeiſet werden ſollte, ſo war bloß Geflügel vorhanden. Das ſchmeckte dem Kanzler und ſeiner Sippſchaft vortrefflich. Allein Herr Murner, dem es nicht behagte, hatte ſich heimlich von ſeinem Koch eine Paſtete von jungen Mäuſen bereiten laſſen, die er, als ſie ſein Diener auftrug, für Schnecken ausgab. „Ich habe,“ ſprach er mit einer heiligen Miene, „vor Zeiten ein Gelübde gethan, an dieſem Tage zu faſten.“ —

Die dritte Tafel, an welcher der Präſident Bär, Doktor Squenz, und Mehrere ſpeiſten, war mit Honig, Aepfeln, Nüſſen, Trauben, und anderm Obſte beſetzt. Hier bat ſich auch der Elephant zu Gaſte, weil er an der Königstafel, wo er überhaupt wenig für ſeinen Gaumen fand, die endloſen Witzeleien über ſeine Mäuſeſcheu nicht länger aushalten konnte.

Doktor Squenz war bey ſehr gutem Humor, und ſaß keinen Augenblick ſtill. Er lief, ein Aepfelchen ſchmauſend, von einer Tafel zur andern, trieb viel Geſchwätz und kurzweilige Poſſen, und wagte ſich ſogar mit ſeinen Schnaken vor den König.

„Ha, ha! du biſt ein loſer Fant!“
Rief Simpel: „Das iſt weltbekannt.
Der kluge Menſch erfreuet ſich
Sogar, du Halbmenſch, über dich,
Wenn du poſſierlich dich bemühſt,
Ihm nachzuäffen, was du ſiehſt.“ —

„Nachäffen?“ — fiel der Doktor ein:
„Ew. Hoheit werden mir verzeihn,
Dieß Wort fällt mir nicht wenig auf.“ —

„Was kümmert's mich?“ ſprach Jener drauf:
„Ich ſelber hab' es nicht erdacht;
Der Menſch hat dir's zum Ruhm gemacht.“ —

„So?“ — brummte Squenz in
ſeinen Bart:
„Ja, ja, das iſt des Menſchen Art!
Er mäkelt dort, er mäkelt hier,
Fegt aber nicht vor ſeiner Thür.
Nachäffen! — Hm! was er ſo nennt,
Das iſt ſein eignes Element.
Dieß hört' und ſah ich auf der Reiſe,
Die ich vorlängſt durch Deutſchlands
Kreiſe
Mit einem Bärenführer that.
Da fand ich's oft im höchſten Grad
Beluſtigend, wie ſich die Kleinen
Gewaltig blähn, um groß zu ſcheinen.
Der Hofherr nimmt, wo er nur kann,
Den Herrſcherton des Fürſten an,
Und in der Kneipe prunkt der Sklav
Im Bortenrocke, wie ſein Graf.
Die Legion der Zwergautoren
Hinkt vollends ihren Matadoren,
Wie lahme Bettler, ängſtlich nach,
Und achtet weder Spott noch Schmach.
Kurz, überall ſind Hans und Steffen
Beſchäftigt, Kunzen nachzuäffen.

Wir Affen ſelbſt ſind oft ihr Ziel,
Und mancher Gauch bemüht ſich viel,
Mit Affenwitz und Affenſprüngen
Die Gunſt der Damen zu erringen.
Mir iſt ſogar ein Fall bekannt,
Daß einſt ein Menſch für gut befand,
Der Menſchheit völlig zu entſagen,
Und ſich zur Affenwelt zu ſchlagen.“ —

„Ein ſchnakſcher Einfall! Auf mein Wort!“
Rief Simpel aus, und Squenz fuhr fort:

„Alexis hieß die lockre Fliege.
Er war ein junger, reicher Grieche;
Allein mit tollem Uebermuth
Verſchwendet' er ſein Hab und Gut,
Ward arm wie eine Kirchenmaus,
Und wußte weder ein noch aus:
Denn meiſtens können reiche Erben
Nur Geld verthun, doch keins erwerben.“

„Gefoltert von des Hungers Pein,
Fiel einſt von ungefähr ihm ein,

Daß Lais, die berühmte Metze,
An ſeltnen Thieren ſich ergetze;
Und plötzlich faßt' er den Entſchluß,
Sich ſelbſt vom Kopfe bis zum Fuß
In einen wunderſchönen Affen
Geheim und künſtlich umzuſchaffen.
Doch hatte die Natur für ihn
Schon viel dazu gethan. — Er ſchien
Nur der Entwurf zu einem Manne.
Man maß ihn mit der fünften Spanne
Ganz aus, und unter Menſchen war
Sein feines Affenlärvchen rar.
Ein Schneider nähte nun vertraut
Ihn noch in eines Affen Haut,
Die ihm durch meiſterhaftes Maß
Wie auf den Leib gegoſſen ſaß:
So war der Pavian gemacht! —
Er übte dann ſich Tag und Nacht,
Wie wir zu ſpringen und zu laufen,
Und ließ der Lais ſich verkaufen.“

„Dort ſpielt' er ſeine Rolle fein,
Und erntete viel Beifall ein.
Es fehlt' ihm nie an Leckerbiſſen,

Und nie an Schmeichelein und Küſſen.
Im Arm der ſchönſten Buhlerin
Floß ihm ein frohes Jahr dahin.“

„Doch länger glückt' ihm nicht ſein Schwank.
Der arme Teufel ward ſehr krank,
Und wand ſich wie ein Wurm vor Schmerz.
Das griff der Dame hart ans Herz.
Sie ließ, zu Lindrung ſeiner Leiden,
Zwey Aerzte ſchnell ins Haus beſcheiden.
Die ſahen unſern Urian
Durch ihre großen Brillen an,
Befingerten ihn nach der Kunſt,
Und ſo verſchwand der blaue Dunſt
Der Täuſchung — ſie entdeckten bald,
Daß hier ein Menſch als Affe galt.“

„Es ward geſtaunt, es ward gelacht,
Der Patient geſund gemacht,
Und Lais, die ſich reich geküßt,
Schenkt' ihm ein Gut für ſeine Liſt.
Doch ſie bedingte ſich dabey,
Daß er, wenn Tafel bey ihr ſey,

Und ſie ein Schauſpiel geben wolle,
Als Affe vor ihr tanzen ſolle.“ —

Herr Simpel lachte wohlgemuth,
Und ſprach: „Die Schnurre war recht gut!
Das Eſſen ſchmeckt bey ſolchen Schwänken;
Drum will ich gnädig dich bedenken.
Mein Vorfahr braucht' als Leibarzt dich;
Doch, wie du ſiehſt, befind' ich mich
Friſch und geſund, und kann nicht bergen,
Mir graut vor Pillen und Latwergen:
Du giltſt daher als Medikus
Mir, wahrlich! keine taube Nuß.
Um dir jedoch ein Amt zu geben,
Will ich zum Tiſchrath dich erheben.
Erheitre mich als Harlekin,
Wenn Wolken meinen Geiſt umziehn!
Dein Lohn ſoll ein Panisbrief ſeyn
Auf alle Aepfel, groß und klein,
So viel im Umfang meiner Staaten
Alljährlich wachſen und gerathen.“ —

Der Doktor ward ein wenig roth;
Allein er dachte: Brod iſt Brod!
Man muß ſich nähren, wie man kann.
Was kommt dabey auf Titel an? —
Drum war er dankbar für den Poſten,
Und ließ es ſich viel Worte koſten.

Herr Schalkwitz platzte ſchier vor Neid,
Und ſeufzte tief: „O ſchlimme Zeit!
Den Muſen lächelt man nur hold,
Stocknarren aber giebt man Sold.“ —

Nach aufgehobener Tafel ward der Ball eröffnet, wobey vier Bären die Sackpfeife, und drey Affen die Leier ſpielten. Um das Orcheſter mit einem muſikaliſchen Inſtrumente zu vermehren, nahm der Hofnarr eine alte Katze unter den linken Arm, kehrte ihr Hintertheil nach vorn, drehte den Schwanz wie die Kurbel einer Leier, und kniff und drückte dabey die arme Matrone ſo empfindlich, daß ſie die luſtigſten Töne von ſich gab.

Herr Simpel, der mit ſeiner Gemahlin den erſten Reihen führte, konnte vor Lachen kaum tanzen. Aber der Hofkapellan fand ſich durch die Mißhandlung einer Dame ſeines Geſchlechts ſehr beleidigt, und eiferte ſo lange darüber, bis ſie wieder in Freiheit geſetzt ward.

Der kurzweilige Rath veranſtaltete hierauf, um ſeinen gnädigſten Herrn zu beluſtigen, eine Quadrille von Elephanten, Kameelen, Auerochſen und Büffeln, die insgeſamt ſo zierlich tanzten, daß darüber ein allgemeiner Jubel entſtand.

Herr Simpel hatte noch während des Balles Gelegenheit, ſeine Weisheit zu zeigen. Der Ziegenbock und der Widder veruneinigten ſich über die Ehre des Vortanzes, und begehrten des Königs Entſcheidung. Er war Anfangs über dieſen wichtigen Rangſtreit ſehr verlegen; doch, glücklicher Weiſe, erinnerte er ſich des Sprichworts: der Bart macht den Mann! und entſchied aus dieſem Grunde zum Vortheil des Bocks, der nun ſamt ſeiner Gattin, einer ſchönen bunten Ziege, mit den hoffärtigſten Geberden vortanzte.

Aber am folgenden Tage, da die Ritterſpiele gehalten wurden, erlitt er eine ſehr nachdrückliche Demüthigung. Er erfrechte ſich, einen rüſtigen Steinbock, der ihn an Kräften weit überwog, zum Zweikampf zu fordern. Jener war ſogleich bereit, und ſie gingen mit den Lanzen ihrer Hörner auf einander los. Im erſten Rennen hielt ſich der Gemahl der bunten Ziege recht tapfer, und ſtand bey dem gewaltigen Anlauf ſeines Gegners wie eine Mauer. Aber beim zweiten Gange ſetzte ihn der Steinbock rückwärts in den Sand, und ſtieß ihm ein Horn ab. Niemand bedauerte den beſiegten Prahler, der mit zornigem Meckern den Turnierplatz verließ.

Auch ein übermüthiger Stier, der, wie mancher menſchliche Goliath, auf ſeine große, vierſchrötige Geſtalt pochte, und ſich gegen alle Welt grob und ungeſittet betrug, ward auf eine lächerliche Weiſe beſchämt. Er machte ſich an den geweſenen Präſidenten des Kampfgerichts, forderte ihn trotzig heraus, und rannte mit ſchwerfälligem Ungeſtüm gegen ihn an. Präſident Bär ſtellte ſich gelaſſen auf die Hinterfüße, packte den Grobian bey den Hörnern, und ſchwang ſich kopfüber auf ſeinen Rücken. Brüllend wollte der Ochs ſeinen Reiter abwerfen; der hielt ſich aber feſt, und ſpornte das plumpe Thier, zum Vergnügen aller Zuſchauer, eine Weile auf dem Platze herum.

Dergleichen luſtige Fehden gab es mehr, und die trotzigſten Raufhelden bekamen, wie billig, die ſchimpflichſten Schlappen.

Siebentes Kapitel.

Verſchiedene lehrreiche Geſpräche über ſchöne und häßliche Geiſter, nebſt der ſchauerlichen Geſchichte einer gräßlichen Mordthat, die ein handfeſter Kunſtrichter an einem armen Dichterlinge verübte.

Reineke nahm an den Hoflustbarkeiten wenig Theil. Er ſchüttelte vielmehr über den Jubel des Volks mißfällig den Kopf, und hielt ſich meiſtens zu den edlen Thieren, die der neuen Regierung abgeneigt waren. Er ſelbſt dachte ganz anders. Da er aber durch das Fernrohr ſeiner Klugheit voraus ſah, daß der Thron des Eſels bald wieder umkippen werde, ſo gab er ſich gegen die Anhänger der Löwenfamilie das Anſehen, als ob er gleiche Geſinnungen hege. Um ihnen noch mehr Staub in die Augen zu ſtreuen, und ſich beſonders dem Prinzen Kühnherz zu empfehlen, beſchloß er, ſein Kanzleramt niederzulegen.

In dieſer Abſicht ließ er ſich am nächſten Morgen nach den Hofgelagen bey dem grauen Könige melden, und kitzelte Anfangs ſeine Ohren mit Schmeicheleien. „Heil meinem Vaterlande!“ rief er aus: „Seine goldne Zeit iſt gekommen! — Unter Eurem ſanften Zepter wird es bald im höchſten Wohlſtande blühen; aber ich — ich welke dahin!“ —

Er huſtete bey den letzten Worten heftig, und fuhr mit ſchwacher Stimme fort: „Es iſt ein Wunder, daß ich noch lebe! Ich hab' in meinen jüngern Jahren viel Noth und Verfolgungen ausgeſtanden. Immer angefeindet und bey dem vorigen Könige verklagt, hatt' ich keine ruhige Stunde. — Endlich ſiegte doch meine Unſchuld! Ihro Majeſtät erkannten ſie, und erhoben mich, um mir meine unverdienten Leiden zu vergüten, zum Kanzler. Dieſes Amt hab' ich bis jetzt, ohne Ruhm zu melden, mit Eifer und Treue bekleidet. König Nobel, dem ich in den Jahren meiner jugendlichen Kraft erſprießliche Dienſte geleiſtet hatte, überſah und verzieh mir, in Erwägung derſelben, die gelähmte Thätigkeit meines Alters, und war mit mir ſtumpfen Greis bis an ſeinen Tod zufrieden. — Aber ich würde ſehr unbeſcheiden handeln, wenn ich von Ew. Hoheit gleiche Nachſicht verlangen wollte. Ihr, ein junger, feuriger Herr, bedürft feuriger Diener. Der Abſtand zwiſchen Euern Vollkommenheiten und meinen Gebrechen iſt zu groß! Ich kann Euch unmöglich zu Dank arbeiten, und bitte daher unterthänigſt, mich meiner Pflicht zu entlaſſen, und das Reichsſiegel aus meinen Händen zurück zu nehmen.“ —

Der König, dem ein ſolcher Fall noch nicht vorgekommen war, ſtutzte nicht wenig. Er ſah bald den Kanzler, bald den gegenwärtigen Hofnarren an, und wußte nicht, was er antworten ſollte. Der Letztere half ihm endlich aus der Verlegenheit. „Was ſinnſt du lange, Bruder König?“ fing er an: „Thu dem alten Herrn ſeinen Willen, und halt' ihn nicht ab, in ein anderes Land zu ziehen, wo er mehr Hühner zu ſtehlen findet, als in der hieſigen Gegend, die er ſchon völlig enthühnert hat.“

Simpel lachte gewaltig. Aber Reineke ſeufzte und ſprach: „Redet, was Euch beliebt, mein Herr kurzweiliger Rath! Ich ärgere mich darüber nicht; denn es iſt nun einmahl das Schickſal des Alters, von Kindern und — Eures Gleichen verſpottet zu werden.“

Er wandte ſich hierauf wieder zum König, und bat um Reſolution. „Euer Bedenken, mich zu verabſchieden,“ fuhr er fort, „iſt mir zwar ſchmeichelhaft; allein der Herr Tiſchrath hat wirklich nicht Unrecht, wenn er es ſonderbar findet. Was verliert Ihr an mir Invaliden? Der Staat iſt an fähigen Köpfen ſo reich, daß die Lücke, die durch meinen Abgang entſteht, ſogleich wieder ausgefüllt werden kann. Ich ſelbſt will Euch unmaßgeblich einen geſchickten und redlichen Mann vorſchlagen, der ganz für den Kanzlerpoſten geboren ſcheint, und mich doppelt und dreifach erſetzen wird.“

Der wäre? — fragte Simpel.

„Dein Schwager Schalkwitz, gnädigſter Herr! Er war, ſo zu ſagen, eine Sproſſe, oder vielmehr die ganze Leiter, auf welcher Ihr den Thron beſtiegt, und empfahl ſich Euch überdieß neulich durch ein kleines Lobgedicht, wofür er die Gnade hatte, zum Hofpoeten ernannt zu werden.“

Ich erinnere mich ſeiner, verſetzte der Graue, und will Euer zwiefaches Geſuch überlegen. Meldet Euch morgen nach Beſcheid!

Reineke trat ab. Der Hofnarr ſchnitt Grimaſſen und ſchlug Kreuze hinter ihm her.

Rathe mir, was ſoll ich thun? ſprach Simpel, als er mit ſeinem Spaßmacher wieder unter vier Augen war.

„Wie du doch fragſt!“ verſetzte Squenz: „Du haſt nichts zu thun, als dem Himmel zu danken, daß du mit ſo guter Manier einen Schelm los wirſt.“

Aber was denkſt du von ſeinem Schwager, dem Hofdichter? —

„Puh! das iſt vollends ein Unkraut! Laß ihn verſeln, ſo viel er will; nur mach' ihn ja nicht zum Kanzler! Du würdeſt aus dem Regen unter die Traufe gerathen.“

Ey! wie denn ſo? — Du ſcheinſt dem Poeten feind; ich aber bin ihm Dankbarkeit ſchuldig.

„Dankbarkeit! — Du zwingſt mich zum Lachen! — Ueberlaß doch dieſe kleine, ängſtliche Tugend dem Bürger und Bauer! Du biſt darüber hinweg.“

Burſch, halt dein Maul! Deine Poſſen gefallen mir; aber ſolche ernſthaft-gottloſe Reden ſind mir ein Gräuel. Ich wollte doch heute wieder ein gemeiner Eſel werden, wenn ich hier oben auf dem Königsſtuhle meine guten Geſinnungen ablegen müßte.

„Es iſt kein Muß. Behalte ſie, behalte ſie, und ſchaff dir meinetwegen noch mehr Spießbürger-Tugenden an! Wie du dich betteſt, ſo ſchläfſt du.“

Ach, ich ſchlief ſonſt beſſer als jetzt! — Laß mir den Elephanten, den geweſenen Statthalter, rufen! Mit dir, Hans Narr, iſt über Staatsangelegenheiten kein vernünftiges Wort zu ſprechen. —

Als der Ex-Statthalter kam, verlangte Simpel ſein Gutachten über Schalkwitzens Beförderung.

„Ich kann dazu nicht rathen;" antwortete der Rieſe: „denn Schalkwitz iſt — ein ſchöner Geiſt."

Wie? was? rief Simpel: Ein ſchöner Geiſt? — Was iſt das für ein Ding? Iſt es vielleicht ein gefährliches, giftiges Thier?

„Das eben nicht," ſagte der Statthalter.

Nun, warum warnt Ihr mich denn?

„Ich will Ew. Hoheit verſtändigen. Man nennt die Dichter, zu denen ſich auch Schalkwitz — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zählt, ſchöne

Geiſter. Dieſe Vögel haben zwar meiſtens — die Zaunkönige darunter ausgenommen — eine gute Portion Witz und Verſtand; aber zu Geſchäften taugen ſie nicht.“

Wie ſo? fragte Simpel: Verſtand haben und unbrauchbar ſeyn — das ſcheint mir ein Widerſpruch, den ich nicht begreiſe. Drückt Euch deutlicher aus!

„Die Dichter, gnädigſter Herr, ſind durch die angenehmen Spielwerke ihrer Einbildungskraft ſo verzärtelt und verwöhnt, daß ſie gegen andere Arbeiten einen unüberwindlichen Ekel empfinden.“

Iſt das wirklich wahr?

„Kannſt dich darauf verlaſſen!“ fiel der Tiſchrath ein: „Der Herr Statthalter pflügt mit meinem Kalbe; denn alles, was er dir jetzt von den ſchönen Geiſtern ſagte, weiß er von mir, und ich hab' es auf meinen Reiſen in der

Menſchenwelt aus dem Munde wichtiger Männer gehört.“

Ey, ey! rief Simgel, wenn's ſo ſteht, will ich mich vor den ſchönen Geiſtern wohl hüthen. Herr Reineke mag mir nur mit ſeinem Schwager wieder angeſtochen kommen! Ich will ihm die Wege weiſen. —

-Bibl.
chen

Als nun Reineke am folgenden Tage bey Hofe erſchien, ſagte der König: Ich hab' Euer geſtriges Anbringen in Ueberlegung gezogen, und kann Euch, wenn Ihr dem Staate durchaus nicht länger dienen könnt oder wollt, den gebetenen Abſchied nicht verſagen. Allein mit Euerm Schwager mag ich mich aus gewiſſen Urſachen nicht einlaſſen. Es wird am beſten ſeyn, wenn er bleibt, was er iſt. —

Reineke ſtellte ſich, als ob er heftig erſchräke. „Was muß ich hören!“ rief er aus: „Wie iſt mein armer Schwager ſo unglücklich geweſen, bey Euch in Ungnade zu fallen? — Sagt mir, was hat er verbrochen? Oder ſagt mir vielmehr, weſſen ihn ſeine Neider und Feinde bezüchtigen!“

Er taugt nicht zu Geſchäften; antwortete das Echo des Statthalters: denn er iſt ein Dichter, ein ſchöner Geiſt.

Der Kanzler brach in ein helles Gelächter aus. „Mein Schwager ein Dichter? — Davon hör' ich das erſte Wort! Er hat, meines Wiſſens, außer den paar Verſen, wozu er neulich durch Eure großen Thaten begeiſtert ward, in ſeinem Leben keine Zeile gedichtet. Dieß beweiſen jene Reime faſt durch ſich ſelbſt; denn ſie ſchmecken ſehr nach dem Anfänger. Wenn man aber den Ehrennahmen eines Dichters durch eine ſolche Armſeligkeit erlangen kann, ſo iſt er, wahrlich! heut zu Tage ſpottwohlfeil. — O, wäre doch Schalkwitz ein wahrer, großer Dichter! Er würde dadurch keinen Tadel verdienen, ſondern im Gegentheil ſein ausgezeichnetes Genie unläugbar beweiſen.“

Das wäre nur deſto ſchlimmer! fiel Simpel hartnäckig ein: Er taugte dann um ſo weniger zu Geſchäften; denn die Dichter ſind durch die angenehmen Spielwerke ihrer Einbildungskraft ſo verzärtelt und verwöhnt, daß ſie gegen andere Arbeiten einen unüberwindlichen Ekel empfinden.

„Ew. Hoheit ſetzt mich in Erſtaunen! Welcher alte, von Vorurtheilen umnebelte Pedant redet aus Euch? Er hat Euch, er ſey wer er wolle, durch ſchiefe Trugſchlüſſe hintergangen.“

Ihr ſchwatzt ſehr keck! rief der aufgebrachte König: Wollt Ihr etwa klüger ſeyn, als die Menſchen?

„Hm! hm!“ verſetzte Reineke lächelnd: „Ich würde mich allerdings bedenken, mit der Hälfte der Adamskinder Kopf um Kopf zu tauſchen.“

Ho! ho! Viel Dünkel und Uebermuth!

„Ich bitt' um Verzeihung. Es war Beſcheidenheit, daß ich nur von der Hälfte ſprach. — Doch warum erwähntet Ihr der Menſchen?“

Weil ſie, im Punkt der ſchönen Geiſter, eben ſo denken, wie ich. Mein Tiſchrath — es iſt Schade, daß er eben nicht da iſt — kann es bezeugen. Er hat auf ſeinen Reiſen ſolche Urtheile aus dem Munde wichtiger Männer gehört.

„Das mögen Kapitalmänner geweſen ſeyn! — Der Herr Tiſchrath reiſte, wie bekannt, mit einem Bärenführer, und ſolche Leute werden freilich mit ihrem vierfüßigen Gefolg' in feine Geſellſchaften gezogen. Doch konnten die ſogenannten wichtigen Männer, mit denen ſich Euer Hofnarr unterhielt, wenigſtens nicht in jenem Lande zu Hauſe ſeyn, wo der größte König, der je auf einem Throne ſaß, den thätigen Geſchäftsmann und den ſchönen Geiſt in ſich vereinte. — Sein glänzendes Beiſpiel hätte ſie abgeſchreckt, ſo grundlos zu ſchwatzen: denn es dient den witzigen Köpfen gleichſam zum Schilde gegen den widerſinnigen Vorwurf der Unbrauchbarkeit.“ —

Was Ihr mir da ſagt, mein lieber Getreuer, antwortete Simpel, ſind mir zwar böhmiſche Dörfer; allein ich kann Euch nicht verhalten, daß mir ſelbſt vom Anfang an die Verunglimpfung der ſchönen Geiſter nicht in den Kopf wollte. Ich habe zwar von dieſen Weſen noch bis jetzt keinen deutlichen Begriff; aber, meines Bedünkens, muß doch ein ſchöner Geiſt immer beſſer als ein häßlicher ſeyn.

„Witzig! Bey meiner Ehre, ſehr witzig!“ — rief Reineke ſchmeichelnd: „Es giebt allerdings auch häßliche Geiſter; und in deren Klaſſe gehören ſicher alle die, welche einen oder den andern echten ſchönen Geiſt — denn von den affenartigen Kobolden, die ſich nur dafür ausgeben, iſt hier nicht die Rede — bloß deswegen haſſen und verfolgen, weil er ein ſchöner Geiſt iſt. — Dieſe Antipathie findet man ſehr häufig; denn das Schöne und das Häßliche lebt, ſeiner Natur nach, in einem ewigen Kriege mit einander."

Freund Reineke, Ihr ſprecht mir zu hoch! Was ich aber davon begreife, gefällt mir. Ich will Euerm Schwager wohl. Er hat ſich um mich verdient gemacht. Ich möcht' ihm alſo gern eine Gnade gewähren. Man ſchwatzt mir zwar vor, ein König ſey niemanden Dankbarkeit ſchuldig; allein ich bin und bleib' ein ehrlicher Mann, und laſſe mir ſolche böſe Rathſchläge nicht einreden. Wenn ich nur wüßte, ob Schalkwitz fähig und geſchickt genug wäre, Kanzler zu ſeyn.

„Dafür ſteh' ich, gnädigſter Herr! Ein guter Kopf — und das iſt er — wirft ſich leicht in alle Fächer.“

Nun ſo will ichs, auf Eure Verantwortung, mit ihm wagen. Ihr könnt ihn vorläufig davon benachrichtigen. —

Reineke war froh, daß er ſeinen Plan durchgeſetzt hatte, und empfahl ſich dankſagend.

Kurz darauf kam der Statthalter, wegen anderer Angelegenheiten, nach Hofe, und der König vertraute ihm, daß er nun entſchloſſen ſey, dem Hofdichter die Kanzlerſtelle zu ertheilen. „Ihr wagt viel!“ verſetzte Jener: „Dieß Amt iſt wichtig und mühvoll; er aber wird die Akten bey Seite werfen, und Verſe ſchreiben. Bedeutet ihn wenigſtens, ſich ſeinem Poſten ganz zu wid-

widmen, und ſich der unnützen Schriftſtellerey in Zukunft zu enthalten.“ —

Und ſo von Wort zu Wort ward Schalkwitz, als er ſeine Beſtallung empfing, vom Könige ſehr ernſthaft bedeutet.

Der neue Kanzler antwortete lächelnd: „Die Poeſie hat mir bis jetzt ſo wenig eingebracht, daß es mir gar nicht ſchwer wird, ihr zu entſagen. Ich habe nun durch Eure Gnade mein reichliches Auskommen, und werde mit dem lebhafteſten Dienſteifer der Sklav meiner Pflicht ſeyn. Doch beding' ich mir die gnädige Erlaubniß, dann und wann auf Ew. Hoheit ein Lobgedicht zu verfaſſen.“

Das magſt du! ſchmunzelte Simpel: Und wenn es gut iſt, werd' ich mich erkenntlich bezeigen.

„Wenn's aber ſchlecht iſt,“ fiel der Tiſchrath ein, „was machſt du da?“

So fragt ein Narr! brummte Simpel: Es verſteht ſich am Rande, daß er für Schofelzeug nichts bekommt.

„Du ſollteſt auch darauf einen Preis ſetzen, wie König Alexander that.“

Was weiß ich davon!

„Soll ich dir's erzählen?“

Simpel nickte bejahend, und Squenz begann:

Der große Alexander hielt
Sich einen kleinen Hofpoeten.
Der hätte gar zu gern in Haufen Gold gewühlt;
Allein ſein Bißchen Sold ging für und für bald flöten.
Da er zugleich den Dienſt als luſt'ger Rath
Bey dem Eroberer vertrat,
So ſcherzt' er einſt: „Herr König, du biſt eitel,
Haſt aber einen Krebs im Beutel,
Der immer in die Hand dich kneipt,
Daher bey dir das Schenken unterbleibt.

Du nähmſt es an, wenn raſtlos, dir zur Ehre,
Mein Pegaſus im vollen Fluge wäre;
Doch, da kein goldner Sporn ihn treibt,
Und man den Haber ihm nur an die Krippe ſchreibt,
So iſt er eine faule Mähre.
Das diene dir hinfort zur Lehre,
Und nun ein Wort im Ernſt! — Ich will durch ein Gedicht
Von deinem ganzen Heldenleben
Bis zu den Sternen dich erheben,
Doch für ein Spottgeld thu ich's nicht;
Drum ſage kurz, was willſt du dafür geben?" —

Der König ſprach: „Ich mache gern dich reich,
Und biethe für dein Werk mit Freuden Millionen.
Vollend' es nur! Ich werde dann ſogleich
Dir jeden guten Vers mit einem Goldſtück lohnen,

Und jeden Krüppel auch mit einem — Backenſtreich.“ —

Der Versler dünkte ſich, wie ſolche Leutchen pflegen,
Ein zweiter göttlicher Homer,
Und ihm gefiel deshalb des Königs Antwort ſehr.
Er lachte nur zu den gedrohten Schlägen,
Und ſah im Geiſte ſchon den goldnen Münzenregen,
Der ſich, indem das Lied von ſeinen Lippen floß,
Mit Zauberglanz auf ihn ergoß.
Drum war er gar nicht laß, die Finger anzuſtrengen,
Und ſchrieb in kurzer Zeit ein Werk von zwölf Geſängen.

Bey deſſen Vorleſung empfing
Er wirklich manchen Fuchs, doch weit mehr Backenſtreiche;
Und ach! der arme Dichterling
War ſchon im ſiebenten Geſange — eine Leiche.

Eine grauſame Mordgeſchichte! ſeufzte Simpel: Nein, ſo arg will ich's mit dir, mein lieber Kanzler, nicht machen. Geh du ruhig an deine Geſchäfte, und handhabe Recht und Gerechtigkeit! —

Der Schalk verbeugte ſich mit einer frommen Miene, legte den rechten Vorderfuß an ſeine Bruſt, und begab ſich mit dieſer ſcheinheiligen Betheuerung hinweg.

Gottlob, daß ich mit dieſer kritiſchen Sache zu Stande bin! ſprach der König: Nun iſt mir ein Mühlſtein vom Herzen!

„Hüthe dich nur,“ ſagte Squenz, „daß dir dein neuer Kanzler nicht etwa eine ganze Mühle wieder aufpackt. Ich fürchte, ich fürchte — “

Baſta! — fiel ihm Simpel mit Unwillen ins Wort: Was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Vorwitz! — Setze dich jetzt ſtill in einen Winkel und ſinn' auf Mährchen! Ich will indeſſen ein paar Stunden ſchlafen; denn die Regierungsſorgen haben mich entſetzlich abgemattet, und für heute that ich genug. —

Mit dieſen Worten warf er ſich auf ſein Strohkanapee, und ſchlief ein.

Der neue Kanzler machte ſich zwar, wie Reineke voraus geſagt hatte, mit ſeinem Fache bald vertraut; er fand aber auch eben ſo geſchwind alle Schliche der parteilichen und eigennützigen Rechtspfleger. Hieran war nun ſeine Schöngeiſtigkeit nicht im geringſten Schuld; denn ſolche ſaubre Künſte verſtehen und üben viele Richter, denen die ſchönen Wiſſenſchaften ein Aergerniß ſind. — Wer die wichtigſten Beweis-Dokumente in ſeiner Küche eingab, der hatte Recht und behielt Recht. Im übrigen war er ein aufmerkſamer und ſtrenger Wächter der Geſetze. Die Verletzer derſelben wurden gemeiniglich zu der Strafe verurtheilt, eine gewiſſe Zahl Hühner oder anderes Geflügel zu liefern. Dieſe Bußbraten fielen zwar, wie es hieß, dem königlichen Fiſcus anheim; aber ſie kamen nicht dahin, ſondern der Herr Kanzler verzehrte ſie mit ſeinem Schwager Reineke, der ihm heimlich regieren half, ob er gleich, dem äußerlichen Anſehen nach, als eine ſtille Privatperſon lebte.

Denkling war und blieb der Buſenfreund dieſer beiden Herren. Er übernahm kein öffentliches Amt, und miſchte ſich gar nicht in Staatsgeſchäfte. Phlegmatiſch begnügte er ſich damit, in der Burg ſeines königlichen Vetters zu faullenzen, und von allem, was ihn gelüſtete, die Hülle und die Fülle zu haben.

Achtes Kapitel.

Ein Blick ins Reich der Vögel, wo ſich ein patziger Guckguck ſo lächerlich brüſtet und ſpreitzt, als ob er es von einem oder dem andern deutſchen Schriftſteller gelernt hätte.

Revolutionen ſind, wie die neueſte Weltgeſchichte lehrt, ein anſteckendes Fieber.

Die Zeiten waren ſich immer gleich.
Drum blieb auch damahls der Vögel Reich
Mit dieſer Seuche nicht verſchont.
Der Adler ward darin entthront,
Und die Empörer wählten ſich
Zum König einen Gänſerich.

Deß Krone war noch funkelneu,
Da ward ein kluger Papagey,
Rückkehrend aus der Menſchenwelt,
An ſeinem Hofe vorgeſtellt.
Er lebte ſechs oder ſieben Jahre
Bey einem alten gräflichen Paare,
Sah müßig vom Pallaſt herab,
Was auf der Gaſſe ſich begab,
Und ſchimpfte wie ein Rohrſperling
Auf jeden, der vorüber ging.

Vom König Gikgak wohl empfangen,
Erzählt' er, wie es ihm ergangen.
Drauf ſprach der König: „Getreuer Knecht,
Berichte mir, was das Menſchengeſchlecht
Von uns Geflügelten denkt und ſpricht:
Verhehle mir aber die Wahrheit nicht!“

„Ich lebte, wie ich Ew. Hoheit ſchon geſagt habe, in einer großen Stadt,“ — antwortete der Papagey — „und da hört' ich eben nicht viel von uns. Man liebt und ſucht dort meiſtens nur die wilden und die zahmen Vögel, um ſie — zu eſſen."

Ach, eine ſchreckliche Wahrheit! ſeufzte der König: Ich fürchte mich ſchon vor dem Martins-Abend! Da werd' ich wieder viel Familientrauer bekommen! —

Der Papagey ſtieß aus Höflichkeit auch einen theilnehmenden Seufzer aus, und fuhr dann fort: „Andere Vögel müſſen ihr Leben in der härteſten Gefangenſchaft zubringen, und man hat dabey ſelten eine andere Abſicht, als Kinder zu beluſtigen, oder die Zimmer mit kleinen, niedlichen Kerkern zu ſchmücken. Wenn aber die müßigen Herren und Damen bisweilen aus der Stadt aufs Land fahren, um den Bauer im Schweiße ſeines Angeſichts arbeiten zu ſehen, da thun ſie denn freilich, als ob ſie durch die Lieder der Lerche, der Nachtigall und anderer freien Waldbürger, bis in den dritten Himmel entzückt würden. Allein es iſt bloßes Geziere. Sie fühlen und denken nichts dabey, und ſehnen ſich in demſelben Augenblicke nach der dumpfigen Stadt zurück, um dort irgend einen elenden Trillerſchläger auf dem Theater zu hören. Mein Graf und ſeine Gemahlin heuchelten in dieſem Punkte viel weniger, und bewieſen dieß einſt auf eine komiſche Art. Doch — mein Geſchwätz macht Ew. Hoheit vielleicht lange Weile.“

Ganz das Gegentheil, mein lieber Papagey! Ihr verbindet mich Euch, wenn Ihr mich länger unterhaltet.

Papchen verbeugte ſich, und erzählte weiter: „Es war damahls in der Reſidenz Mode, nach einer gewiſſen reitzenden Gegend, die einige Stunden Weges entfernt war, fleißig zu wallfahrten, und mein gräfliches Paar, welches in keiner Mode gern zurückblieb, hielt es deshalb auch für nöthig, ſich dahin zu erheben. Dieſe lange berathſchlagte Reiſe kam an einem ſchönen Frühlingstage wirklich zu Stande. Ich ward aus meinem gewöhnlichen Häuschen in einen goldnen Prachtkäfich verſetzt, und ſo in den Wagen gepackt. Auch einige Favorithunde waren von der Geſellſchaft. Wir kamen an, nahmen in einem ſchattigen Luſtwäldchen eine Laube in Beſitz, und beide Herrſchaften waren über die Schönheiten der ſie umgebenden Natur, beſonders über die Konzerte der Vögel, ganz außer ſich. Als dieſes Vergnügen aber kaum eine Viertelſtunde gedauert hatte, empfanden ſie lange Weile, und fragten den Kammerdiener, ob er Karten mitgenommen habe. Er war ſo vorſichtig geweſen; allein was halfen die todten Blätter? Es fehlte zum L'Hombreſpiel ein ſchicklicher Drittmann; denn, leider! hatte ſich gerade deſſelben Tages keine Standesperſon, der man eine Partie mit Ehren hätte anbiethen können, in dieſe Gegend verirrt. Dennoch ließ der Graf, der ſich, wie er ſagte, bis zum Sterben ennüyirte, einen Spieltiſch bereiten, hob mit eigener Hand ſeinen Günſtling, einen häßlichen, mürriſchen Mops, auf den dritten, ledigen Stuhl, und befahl dem Kammerdiener, der ein guter L'hombreſpieler war, hinter den Hund zu treten, und in deſſen Nahmen zu ſpielen. Das geſchah. Die Karten wurden dem Mops vor die Augen gehalten, und er ſah ſo ernſthaft darauf, als ob er das Spiel verſtände."

„Der Graf ſpielte — ich weiß nicht warum — ſehr zerſtreut, und verlor einen Dukaten nach dem andern. Er war darüber verdrießlich, und klagte die unſchuldigen Sänger des Parks, denen er kurz zuvor mit Beifall geſchmeichelt hatte, als die Urheber ſeines Unglücks an. Es ſey kein Wunder, ſprach er, daß er Fehler auf Fehler mache; denn man könne ja vor dem läſtigen Gezwitſcher der Vögel ſeine Gedanken nicht beiſammen behalten.“ —

„Dieſe Klage wiederhohlt' er oft; und als das Glück fortfuhr, ihm den Rücken zu lehren, befahl er ſeinen Bedienten, ſie ſollten die unerträglichen Schreier auf den Bäumen durch Steinwürfe verſcheuchen. Sogleich begann das Bombardement, und ward ſo lange fortgeſetzt, bis weit und breit kein Vogel mehr zu hören und zu ſehen war.“ —

„Aus dieſer Geſchichte können Ew. Hoheit beurtheilen,“ — ſchloß der Papagey — „wie hoch die Vögel von den Menſchen geachtet werden.“ —

Sagt mir doch, — fragte jetzt ein Guckguck — befand ſich denn unter den Waldſängern, die damahls mit ſo großem Undanke belohnt wurden, einer von meinem Geſchlechte?

„Ich kann mich nicht erinnern;“ antwortete der Papagey: „doch es iſt wohl möglich.“

Meint Ihr? — verſetzte der Guckguck höhniſch: Ich behaupte das Gegentheil!

„Warum das?“ erwiederte Papchen: „Denkt Ihr etwa, man hätte vor Euerm Herrn Vetter mehr Reſpekt gehabt?“ —

Ey wohl, rief der Guckguck, wenn er ein Solo geſungen hätte! Denn unſer anmuthiger, taktfeſter Geſang macht niemanden den Kopf ſchwindlig, und muß allen Menſchen gefallen. —

„Drolliger Freund,“ ſagte Jener, „Ihr ſteckt in einem ſeltſamen Irrthume! Ich hab' Euch und Euern Geſang nie loben hören. Die Menſchen ſpotten vielmehr über Euch, und führen mancherley häßliche Sprichwörter im Munde. Macht ſich, zum Beiſpiel, einer über die Fehler eines andern luſtig, die er doch ſelbſt an ſich hat, oder ſchilt einer, dem ſein eigenes Weibchen nicht Farbe hält, ſeinen Nachbar einen Hahnrey, ſo ſagen ſie: Der Guckguck ruft ſeinen eigenen Nahmen aus! — Sie nennen Euch auch bisweilen Guggauch, oder bloß Gauch, welches letztere ſo viel heißt als Geck, und einen eitlen, vorwitzigen, in ſich ſelbſt vernarrten Milchbart bedeutet, der immer, wie Ihr, von ſeiner werthen Perſon ſpricht. — Oft brauchen ſie ſogar Euern Nahmen als einen luſtigen Titel des Teufels, und verwünſchen einander im Scherze: Hohl' dich der Guckguck!“ —

König Gikgak, deſſen Liebling der Guckguck war, hörte dieſe ſchimpflichen Anekdoten nicht gern, und ſah ein wenig ſchel dazu; doch ſeine Hofleute, die eben ein Mahl vergaßen, die Mienen ihres Monarchen zu belauſchen, lachten ſich faſt aus dem Athem, und gönnten es dem

dem hochmüthigen Gauch, daß er ſo abgetrumpft ward. Er war aber dadurch gar nicht gedemüthigt, ſondern ſchrie immer zwiſchen das Gelächter auf den Papagey los: Ihr ſeyd ein Lügner! Ich habe ganz andere Nachrichten! Die Menſchen lieben mein verſtändliches Lied, und ziehen es dem krauſen Singſang der Nachtigall vor. —

„Man traut ſeinen Ohren kaum, wenn man ſolche Dinge hört!“ ſagte der Papagey: „Das heißt doch in der That die Wahrheit auf den Kopf ſtellen! — Geht nur hin, und fragt die Menſchen, was ſie von Euch und der Nachtigall halten. Sie werden Euch ins Geſicht ſagen, daß unter den Sängern des Hains Philomelen der erſte Platz, und Euch der letzte gebühre.“ —

Der Guckguck flog ſchimpfend hinweg, und übergab einige Stunden darauf bey dem Könige folgende Bittſchrift:

„Die Natur befahl der Lerche, der Nachtigall und mir, den Frühling durch unſere Geſänge zu verſchönern. Der Lerche wies ſie das Feld, und mir den Wald an, um uns bey Tage da hören zu laſſen; aber die Nachtigall ſollte bey Nacht ſingen. Dieſe Beſtimmung zeigt ſchon ihr Nahme, der aus Nacht und dem alten Worte Gall (welches ſo viel als Schäll bedeutet) zuſammengeſetzt iſt. Auch in verſchiedenen andern Sprachen ſtammt ihr Nahme daher. Allein ſie begnügt ſich nicht, ihre Stimme zur Nachtzeit gällen zu laſſen, ſondern ſie kreiſcht auch bey Tage, und ſtört mich dadurch in meinem Geſange. Ew. Hoheit wolle deshalb geruhen, ihr dieſe Pfuſcherey in mein Amt bey nahmhafter Strafe zu unterſagen.“

„Da ich außerdem mit Verdruß habe erfahren müſſen, daß mein Nahme unter den Menſchen zum Spott geworden iſt, ſo verbinde ich mit jener unterthänigſten Bitte noch die: mir den Titel Ober-Lenzſänger in Gnaden zu ertheilen, und mir darüber gegen die Gebühr ein Patent ausfertigen zu laſſen.“ —

Meiſter Guckguck verſprach ſich von dieſem Memoriale den beſten Erfolg. Er glaubte, wenn die Nachtigall ſchweigen müßte, mehr Beifall und Zuhörer zu haben. Dieſes Plänchen war einem ſolchen Stümper ganz angemeſſen, und würde wohl, wenn es ſich in der literariſchen Welt ausführen ließe, viele Nachahmer finden. Allein König Gikgak war doch nicht Gans genug, dem Antrage des Neidharts ſogleich blindlings zu willfahren. Er ließ, weil er überhaupt keine Neuerungen liebte, in dem Archive nachſchlagen, ob ſchon jemahls ein Verboth des Tageſingens an die Nachtigall ergangen ſey; es fand ſich aber nicht die geringſte Spur. Auch die vorhandene

Sangordnung, die ſeit undenklichen Jahren im Reiche der Vögel galt, enthielt keine Sylbe davon. Der Supplikant ward alſo beſchieden: es habe bey dem alten Herkommen ſein Bewenden, und das geſuchte Strafverbeth ſinde nicht Statt.

Den gebetenen Titel zu ertheilen, war König Gikgak geneigter; aber ſein Kanzler, ein weiſer Uhu, rieth es ihm ab. „Der leere Klingklang des Titelweſens," ſprach er, „war bis jetzt bey uns nicht Mode, und wir werden wohl thun, wenn wir dieſe neue Sitte nicht einführen. Man begünſtigt dadurch den trägen Stolz, der die Mühe ſcheut, ſich Verdienſte zu erwerben, und ſich dennoch über Andere erheben will. — Der Guckguck befleiße ſich nur, alle Frühlingsvögel durch angenehme Lieder zu übertreffen, und man wird ihn, ohne Patent, den Ober-Lenzſänger nennen. Da er aber bis jetzt nicht mehr als zwey Töne in der Kehle hat, und fort und fort, ſonder Kunſtfleiß und Anſtrengung, bey ſeiner alten, ſchläfrigen Leier bleibt, ſo wär' es eine Ungerechtigkeit gegen die Nachtigall und andere Virtuoſen, wenn man ihm einen ganz unverdienten Rang über ſie beilegen wollte.“ —

Dieſem vernünftigen Gutachten konnte der König, ungeachtet er im Herzen ganz anderer Meinung war, ſeinen Beifall nicht füglich verſagen, und der Guckguck blieb Guckguck.

Das wurmte ihn ungemein, und er warf auf die unſchuldige Nachtigall einen heftigen Groll. In allen Geſellſchaften, wo man ihn, den immer ſich ſelbſt lobenden Schwätzer, litt und anhörte, ſucht' er ſie und ihre Kunſt zu verkleinern, und machte es alſo gerade wie mancher ruhm- oder brodneidiſche Schriftſteller, der andere, die mit ihm in Einem

Fache arbeiten, durch hämiſche Kritiken verunglimpft, um allein der Hahn im Korbe zu ſeyn.

Die Nachtigall erfuhr zwar die Afterreden ihres boßhaften Rezenſenten, hielt es aber der Mühe nicht werth, ſich auf irgend eine Art dagegen zu vertheidigen. Sie ſtrafte bloß, wie jeder kluge Mann in ähnlichen Fällen thut, den Ehrendieb mit ſtiller Verachtung, und ſang ihre meiſterhaften Lieder ungeſtört fort.

Dieſe Geringſchätzung jagte ihn vollends in den Harniſch, und er trieb endlich ſeine Frechheit ſo weit, den König, bey dem er immer noch hoch am Brete ſtand, um einen Machtſpruch zu bitten, daß er, Supplikant, lieblicher ſinge als die Nachtigall.

Bey einem Haare hätte ſich der ſchwache Herr entſchloſſen, ihm darüber Brief und Siegel zu geben; denn er ſelbſt konnte den zarten, künſtlichen Tönen der Meiſterſängerin keinen Geſchmack abgewinnen, ſondern ergetzte ſich mehr an dem derben Volksliede ſeines Favoriten, weil ſeine höchſteigene Sangweiſe von gleichem Gelichter war. Aber der ehrliche Kanzler Uhu hielt ihn auch dieß Mahl wieder von einem Gänſeſtreich ab, und belehrte ihn, daß ſich in Kunſtſachen durchaus kein Machtſpruch thun laſſe. „Der Stümper,“ ſprach er, „bleibt ein Stümper, wenn ſich auch die geſamten Götter der Erde vereinigten, ihn an der Spitze ihrer furchtbaren Heerſcharen als einen Meiſter auszurufen, und alle Städte und Länder, die ihn dafür nicht anerkennen wollten, mit Feuer und Schwert zu verwüſten. — Aus dieſem Grunde iſt des Guckgucks Begehren überaus lächerlich, und Ihr, gnädigſter Herr, würdet dem Ruf Eurer eigenen Weisheit ſchaden, wenn Ihr dieſem zudringlichen Querulanten Gehör geben wolltet. Er verdient vielmehr, mit ernſtlicher Abmahnung von fernern unſtatthaften Geſuchen, Ein Mahl für immer in dieſer Sache zur Ruhe gewieſen zu werden. Will er ſich dennoch nicht befriedigen laſſen, ſo mag er die Nachtigall zu einem öffentlichen Wettſtreit auffordern, und ſich vor unparteiiſchen Richtern bemühen, ihr den Rang abzuſingen.“ —

Es verdroß den König der Vögel, daß ihm ſein alter, finſtrer Hofmeiſter immer im Wege ſtand, die abgeſchmackten Wünſche ſeines Günſtlings zu erfüllen. Dennoch war er zu furchtſam, gegen den Rath des Kanzlers zu handeln, und bedeutete daher den Guckguck ſo ſanft und ſchonend als möglich, ſich einen andern unparteiiſchen Kunſtrichter zu ſuchen.

„Einen unparteiiſchen Kunſtrichter!“ — ſeufzte der Guckguck: „Mein Himmel! wo ſoll ich dieſen Phönix auftreiben? —

Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſogar die Menſchen, die doch alles in Fülle beſitzen, über den Mangel dieſer Seltenheit klagen. Daher ſoll denn auch, wie ich gehört habe, mancher Schriftſteller die Müh' auf ſich nehmen, ſein Machwerk ſelbſt zu rezenſiren, und in öffentlichen Blättern zu loben.“

Nicht übel! verſetzte Gikgak: Was man ſelbſt thut, darauf kann man ſich am beſten verlaſſen! — Es iſt Schade, daß du dir nicht eben ſo helfen kannſt! Wie wär' es aber, wenn du dein Heil bey den vierfüßigen Thieren verſuchteſt! Es beherrſcht ſie jetzt ein ſanftmüthiger König, der mein guter Freund iſt, und ſich vielleicht, wenn ich ihn darum bitte, ſelbſt entſchließt, zwiſchen dir und der Nachtigall Schiedsrichter zu ſeyn. Er iſt dieſer Sache ganz gewachſen; denn die Natur hat bey dem Bau ſeiner Ohren ſo wenig geknickert, daß man ſich ein ſcharfes Gehör von ihm verſprechen kann. Vor allen Dingen aber iſt nöthig, die Nachtigall zu befragen, ob ſie vor ihm wettſingen, und ſich ſeinem Schiedsſpruch unterwerfen will. —

Philomele nahm zum Scherz die Ausforderung an, und Gikgak ſandte ſeinem königlichen Nachbar einen Bothen, der ihn ausforſchen ſollte, ob er Luſt habe, Schiedsmann zu ſeyn.

Neuntes Kapitel.

Simpel ſpricht ein Midas-Urtheil, ſchließt mit dem König der Vögel einen Traktat, wäſcht ſeinem Kanzler den Kopf, und nimmt fremde Truppen in Sold.

Der graue König empfing den geflügelten Geſandten ſeines Freundes auf die gnädigſte Weiſe, und war ohne Bedenken willig und bereit, über die Wettſänger zu entſcheiden. Sie machten ſich alſo an dem dazu beſtimmten Tage auf den Weg in ſein Reich.

Er hatte ſeinen Thron im Schatten zweier Linden aufgeſchlagen. Auf der einen ließ ſich die Nachtigall mit ihren

Gefährten nieder; auf der andern der Guckguck mit ſeiner Geſellſchaft. Den königlichen Kunſtrichter umgab ein glänzender Hofſtaat. Der Kanzler ſtand ihm am nächſten zur Seite, und der kurzweilige Rath hatte ſich zu ſeinen Füßen gelagert.

Philomelens Freunde, die lieblichſten Waldſänger, begannen das Konzert mit einer vollſtimmigen Symphonie, wobey aber Simpeln die Zeit unerträglich lang ward. Er winkte und rief ihnen deswegen bald zu, ſich nicht weiter zu bemühen, ſondern die Nachtigall allein ſingen zu laſſen. Sein Befehl ward befolgt. Sie ſang zum Entzücken; doch nicht länger als fünf Minuten. Dann ſchwieg ſie plötzlich, weil ſie ſah, daß der hohe Schiedsrichter eingeſchlummert war.

Das Chor des Guckgucks gönnte ihm aber ſeine ſanfte Ruhe nicht lange, ſondern weckte ihn durch eine rauſchende

Muſik, die von Enten, Krähen, Eulen, Pfauen, Hähnen, Spatzen, und mehrern Tonkünſtlern dieſes Schlages, aufgeführt ward.

Dieß Tutti gefiel dem guten Tropf.
Er wiegte behaglich ſeinen Kopf,
Und ließ ihr Schnattern, Heulen und Krähn
Die längſte Weil' in Gnaden geſchehn.

Der Guckguck hieß ſie endlich ſchweigen,
Um ſeine Kunſt allein zu zeigen,
Und ſang ſein Liedlein auf ein Haar,
Wie ihm der Schnabel gewachſen war.
Der Schiedsmann zog ein weiſes Geſicht,
Trotz einem Herrn vom Kunſtgericht,
Und rief am Ende wichtig aus:
„Das war ein herrlicher Ohrenſchmaus!
Die Nachtigall kann es im Singen
Wohl mit der Zeit auch höher bringen,
Und ſingt ſchon jetzt ganz angenehm;

Allein ſie macht ſich's zu bequem.
Sie kauderwälſcht bald laut, bald leiſe,
Und bleibt nicht in des Takts Geleiſe.
Ich fand in ihrem künſtlichen Tand,
Mit Einem Worte, nicht viel Verſtand.
Der Guckguck aber iſt mein Mann!
Er ſingt, daß man's begreifen kann,
Hält ſich von falſchen Tönen frey,
Und fällt nicht aus der Melodey.
Darum entſcheid' ich von Rechts wegen,
Daß er im Wettſtreit obgelegen." —

„Weiſe wie Salomo!" rief der Kanzler, und verbeugte ſich gegen den König. „Ew. Hoheit traf den Nagel auf den Kopf! Der Guckguck iſt die Krone der Sänger; denn er verſteht die Kunſt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Sein ſchönes Liedchen enthält eine große Maſſe von Lebensweisheit gleichſam in einer Nuß. Sieh dich vor! Trau, ſchau, wem! und mehrere ſolche goldne Regeln, liegen in dem einzigen kleinen Wörtlein: Guck! welches er uns jetzt ſo fleißig eingeſchärft hat, daß wir es gewiß nimmer wieder vergeſſen werden.“ —

Hätt' ich doch in meinem Leben nicht ſo viel Gelehrſamkeit in dem ehrlichen Guckguck geſucht! fiel der Hofnarr ein: Es iſt Jammer und Schade, Bruder König, daß dir der Wundervogel ſein Trau, ſchau, wem! nicht damahls vorſang, als du deinen Kanzler wählteſt! —

Schalkwitz rächte ſich an dem luſtigen Rathe durch eine witzige Antwort. Indeſſen flog die Nachtigall mit ihren Kunſtgenoſſen über Berg und Thal davon, und war ſehr zufrieden mit der Ehre, daß der langöhrige Kritikus ihr Lied , ſchlimm rezenſirt hatte.

Hierauf trat der Guckguck vor den König, und bedankte ſich für ſeinen beifälligen Ausſpruch. Simpel entließ ihn mit Gnadenbezeigungen, und trug ihm auf: dem König Gikgak zu verſichern, daß er ſein aufrichtigſter Freund ſey, und jede Gelegenheit, ihm eine nachbarliche Gefälligkeit zu erweiſen, mit Vergnügen ergreifen werde.

Als nun der Guckguck in ſeine Heimath zurück kam, und dieſes Kompliment bey Hofe beſtellte, ſprach der Kanzler Uhu zum König: „Laßt Euch's lieb ſeyn, daß ſich Euer Herr Nachbar zu Freundſchaftsdienſten erbiethet! Wir haben eben jetzt einen dringenden Anlaß, ihn beim Worte zu nehmen. Seine Unterthanen, beſonders die Füchſe, behandeln die Euern auf die feindlichſte Weiſe, ſtreifen täglich über unſere Gränzen herüber, und verüben die grauſamſten Mordthaten. Aber wie kann es auch anders ſeyn? Im Reiche der Vierfüßler ſchaltet und waltet ein ſchlimmer Kanzler, der gern Geflügel ſpeiſ't, und da-

daher die Sünder gegen die Geſetze nicht anders ſtraft, als daß er ihnen auflegt, Hühner zu liefern. Dieſe arme Kreaturen werden alſo überall, wo ſie ſich blicken laſſen, ergriffen und gewürgt, und müſſen ſich faſt immer auf Dächern und Bäumen aufhalten, um vor ihren Verfolgern ſicher zu ſeyn. Sobald ſie ſich herab wagen, um ein Körnchen Speiſe zu ſuchen, ſpringt ihnen ein Fuchs oder ein Iltiß nach der Kehle. Was ſoll daraus entſtehen, wenn Ew. Hoheit nicht bald Anſtalt trifft, dieſer Landplage zu ſteuern? Jetzt iſt der rechte Zeitpunkt dazu, da König Simpel ſo freundſchaftliche Geſinnungen äußert. Darum ſchmiedet das Eiſen, weil's warm iſt! Erſuchet ihn, mit Euch einen Vertrag zu ſchließen, Kraft deſſen hinfort alle Feindſeligkeiten zwiſchen den vierfüßigen Thieren und den Vögeln auf ewige Zeiten beendiget werden.“

Gikgak fand die Vorſtellung ſeines Kanzlers überaus vernünftig, und ernannte Herrn Gökler, den Hahn, als Friedensgeſandten.

Dieſe Bothſchaft war mit Lebensgefahr verbunden: allein der muthige Mann übernahm ſie dennoch mit Freuden, um ſeinem bedrängten Geſchlechte nützlich zu ſeyn. Er reiſte, mit gehöriger Inſtruktion verſehen, ſogleich ab, ſuchte und erhielt beim König Simpel eine geheime Audienz, und entledigte ſich ſeines Auftrags mit großer Beredſamkeit.

Der ehrliche graue König wußte wenig oder nichts von dem, was in ſeinem Lande verging, und ſo war ihm denn auch die Art und Weiſe, wie ſein Kanzler zu ſtrafen pflegte, unbekannt geblieben. Er, ein abgeſagter Feind aller Gewaltthätigkeiten, erſchrak über die gräßlichen Dinge, die er aus Göklers Schnabel vernahm, und genehmigte das ihm angetragene Sicherheitsbündniß auf der Stelle. Der kurzweilige Rath, welcher allein zugegen war, und durch boshaften Witz noch mehr Oehl ins Feuer des königlichen Zorns gegen den Kanzler goß, verfaßte das Friedensinſtrument, und Göſler eilte zu ſeinem Könige zurück, um es ihm zur Vollziehung vorzulegen.

Gikgak war in allen Punkten und Klauſeln damit zufrieden, und machte ſich auch ſeiner Seits durch Brief und Siegel verbindlich, die Meuchelmörder in ſeinem Reiche zu bändigen.

Dieſem Vertrage gemäß, ließen beide Könige ein allgemeines Friedegeboth ausrufen. Nahmentlich ward den Füchſen, Mardern, Iltiſſen, Wieſeln und Katzen, bey Todesſtrafe unterſagt, ſich an Gänſen, Hühnern, Enten, und anderm Geflügel, zu vergreifen; und unter gleicher Verwarnung wurden die Adler, Geier, Falken, und überhaupt ſämmtliche Raub-

und Stoßvögel, bedeutet, die Füchſe, Haſen, Mäuſe — kurz, alle vierfüßige Kleinigkeiten, in Ruhe zu laſſen.

Dieſes Mandat machte viel Aufſehen. Die Füchſe und andere Thiere, die ſich vom Vogelfange zu nähren gewohnt waren, liefen beſtürzt zuſammen, zogen in Haufen zum Kanzler, und beſtürmten ihn mit Vorwürfen, daß er nicht vorſichtig und thätig genug geweſen ſey, den für ſie alle ſo nachtheiligen Friedensſchluß zu hintertreiben.

„Meine Herren,“ ſprach Schalkwitz, „ihr ſetzt mich in das größte Erſtaunen! Ich weiß von der ganzen Sache kein Wort; denn ich habe den König ſeit einigen Tagen nicht geſehen und geſprochen, und indeſſen iſt dieſer böſe Handel hinter meinem Rücken geſchmiedet worden. Aber nur Geduld! Das abgeſchmackte Verboth ſoll gewiß eben ſo ſchnell wieder aufgehoben werden, als es gegeben ward.“ —

Er ging hierauf mit frecher Stirne zum König, und ſetzte ihn zur Rede: warum er ſich bey dem Vertrage mit dem König Gikgak ſeines Raths und ſeiner Feder nicht bedient habe.

Simpel ſah ihn zornig an, und antwortete mit einem harten Tone: Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, dieſe unbeſcheidene Frage an mich zu thun? Ihr hättet ſie Euch ſelbſt im Stillen beantworten können! Da tretet Ihr aber her, ſpielt den Beleidigten, als ob Euch ein himmelſchreiendes Unrecht widerfahren wäre, und Ihr ſelbſt ſeyd doch, wie ich mit Unwillen gehört habe, das Haupt der Mörderbande, deren Grauſamkeiten meinen Freund Gikgak bewogen, mir ein Friedensvertrag anzubiethen. Von Euch war unter dieſen Umſtänden kein guter Rath zu erwarten, und ich hatte folglich Grund genug, das Geſchäft ohne Euch abzuthun. Damit baſta! — Ich warn' Euch ernſtlich, dem neuen Geſetze nicht entgegen zu handeln! Ihr würdet mich ſonſt reitzen, Euch über die ſchon begangenen Unthaten zur Verantwortung zu ziehen. —

„Mein Gewiſſen iſt rein!“ ſprach Schalkwitz, und ſchlug mit dem rechten Vorderfuß an ſeine Bruſt. — „Ich läugne zwar nicht, daß ich bisweilen ein Hühnchen geſpeiſ't habe; das verdient jedoch nicht den Nahmen eines Verbrechens: denn ich bin von Jugend auf an Fleiſchſpeiſen gewöhnt, und mein gnädigſter Herr hatte den Hühnerfang bis jetzt nicht verbothen. Da dieß aber nun geſchehen iſt, ſo will ich mich wohl mit meinem Magen anders einrichten, um durch ſtrenge Haltung des geſchloſſenen Friedens allen meines Gleichen mit einem guten Beiſpiele vorzuleuchten.“ —

Haltet Wort! ſprach Simpel: Ich werde dann das Geſchehene vergeſſen, und Euer gnädiger König bleiben. —

Schalkwitz bat ſich nun den Traktat zur Durchſicht aus, las ihn mit Aufmerkſamkeit vom Anfang bis zum Ende, und eilte hierauf zu den übrigen Vögelſchmauſern zurück.

Nun, was habt Ihr ausgerichtet? riefen ſie ihm haſtig entgegen.

„Zur Zeit noch nicht viel!“ antwortete er: „Verlaßt euch aber darauf, daß der ewige Friede nicht alt werden wird! Ich habe ſo eben das Original deſſelben geleſen, und mit Vergnügen gefunden, daß der gekrönte Gänſerich den Adlern, Geiern, und andern rüſtigen Luftkorſaren, ebenfalls verbiethen will, und wahrſcheinlich auch ſchon verbothen hat, irgend ein vierfüßiges Thier anzufallen und zu beſchädigen. Der arme Tropf! — Sie werden ihm eben ſo wenig gehorchen, als die Tieger und Panther in andern Fällen unſerm ehrlichen Simpel! Der Friede wird alſo von jener Seite gewiß bald gebrochen, und dann ſind wir auch nicht mehr daran gebunden. Alſo nur Geduld, meine Herren! Unſere Gegner geben uns nächſtens ſelbſt das Schwert wieder in die Hände.“ —

Er hatte gut prophezeien; denn er trug ein geheimes Plänchen im Kopfe, wodurch freilich ſeine Weißagung, dem Schein nach, eintreffen mußte.

Unter den Pagen des Königs befand ſich ein junges Häschen, das bey ihm in beſondern Gnaden ſtand. Dieſer Liebling ſollte, wie dem Kanzler bekannt war, mit königlichen Briefen verſchickt werden, und machte ſich ſchon dazu reiſefertig. Sein Weg ging durch einen Wald. Schalkwitz eilte dahin voraus, und legte ſich hinter ein Gebüſch. Als nun das Häschen kam, ſprang er hervor, brach ihm das Genick, riß ihm den Leib auf, und erſchien dann mit einer ſo unbefangenen Miene bey Hofe, als ob er kein Waſſer getrübt hätte.

Gegen Abend fragte der König mehrmahls nach ſeinem Leibpagen, bezeigte über ſein langes Ausbleiben viel Unruhe, und äußerte zuletzt die Beſorgniß, daß ihm ein Unglück begegnet ſeyn müſſe.

„Das glaub' ich faſt ſelbſt!“ ſagte **Schalkwitz**: „Denn als er von mir Abſchied nahm, und ich ihm Glück und gutes Wetter auf den Weg wünſchte, blickt' ich nach den Wolken, und da ſah ich über dem Walde, den der gute Junge paſſieren mußte, einen Adler ſchweben, und immer in Kreiſen herum ſchweifen, als hätt' er ſeine Augen auf einen Raub gerichtet. Ich machte den Pagen auf dieſen bedenklichen Umſtand aufmerkſam, und warnt' ihn treulich, ſich nicht ſogleich durch den Wald zu wagen; doch er ließ, wie die Jugend ſo iſt, meinen freundſchaftlichen Rath zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus gehen, und antwortete leichtſinnig: er wolle ſein Leben ſeinen Läuften in Verwahrung geben. Mit dieſen Worten eilt' er fort, und ich weiß von ihm und ſeinem Schickſale nichts weiter. Aber mir ahnt, daß ihn der Adler erwiſcht und getödtet hat."

Das wäre ſchrecklich! rief Simpel: Doch nein, es iſt nicht; es kann nicht ſeyn! Die Tinte iſt ja kaum trocken, womit der Friedenstraktat zwiſchen den Vögeln und den vierfüßigen Thieren geſchrieben ward. —

„Ach, mein guter, gnädigſter Herr," ſprach Schalkwitz in einem kläglichen Tone, „es iſt nicht jedermann ſo ehrlich als Ihr! Und überdieß, was fragt der Adler nach dem Befehl einer Gans?"

Ihr macht mir wirklich bange! verſetzte der König: Ich will doch einige

Diener ausſenden, um den verlorenen Knaben zu ſuchen.

Herr Wacker und mehrere Hunde erhielten dazu Befehl, und fanden den Ermordeten bald. Sie hoben ihn auf, und trugen ihn nebſt ſeiner Brieftaſche, die neben ihm lag, zum König, der ſich über dieſen Anblick ſchrecklich entſetzte.

Auch Schalkwitz geberdete ſich ſehr betrübt, ließ ſogar Thränen fließen, und ſeufzte: „Welche ſchändliche That! Wir dürfen ſie nicht ungerügt laſſen, ſondern müſſen ſie ohne Verzug dem König Gikgak anzeigen, damit er den Meuchelmörder exemplariſch beſtrafe.“ —

Dieſen Rath erkannte Simpel für gut, und fertigte ſogleich Wackern ab.

Gikgak vernahm deſſen Bothſchaft mit großer Beſtürzung, und gab ſein Ehrenwort, daß der tragiſche Vorgang genau unterſucht werden ſolle. Aber nach einigen Tagen erſchien Gökler, der Hahn, an Simpels Hofe, und meldete im Nahmen ſeines Herrn, daß man dem Pagenmörder fruchtlos nachgeſpürt habe.

„Wir ſind überzeugt,“ ſprach Schalkwitz, „daß Gikgak, der Gerechte, keine Mühe geſpart haben wird, den Banditen zu entdecken. Das iſt aber freilich ſchwer, da wir nicht im Stande ſind, ihn ſo genau zu bezeichnen, daß man ihn mit Steckbriefen verfolgen könnte. Ich ſah zwar mit meinen eigenen Augen über dem Gehölze, worin der Mord geſchehen iſt, einen Adler kreiſen; allein es giebt ihrer viel, und einer ſieht dem andern gleich. Es iſt ſogar möglich, daß ich einen falſchen Verdacht auf ihn geworfen habe. Er kann bloß ſpazieren geflogen, und an der blutigen That, die vielleicht ein geheimer Feind des unglücklichen Pagen verübte, völlig ſchuldlos ſeyn. Dieß wird mir darum wahrſcheinlich, weil man die Leiche ganz unzerſtückt fand: denn ein Adler hätte ſie auf der Stelle verzehrt, oder in ſein Neſt getragen. Kurz, dieſe Geſchichte bedeckt ein undurchdringliches Dunkel. Darum halt' ich für billig, daß wir uns ſo gut als möglich darüber beruhigen, und das neue Friedens- und Freundſchaftsband deshalb nicht ſofort wieder zerreißen; wozu wir ſonſt allerdings, wenn ſich der oftgedachte Straßenmord einem Raubvogel beweiſen ließe, vollkommen befugt wären."

Gikgaks Geſandter hatte ſich einen ſchweren Stand an Simpels Hofe vermuthet, und freute ſich daher über die ſanftmüthige Rede des Kanzlers, von dem er ſich ſolcher freundſchaftlichen Geſinnungen nimmer verſehen hätte. Der ſchlaue Fuchs hatte jedoch, wie man leicht denken kann, den Schelm im Nacken. Er verlor ſeine ſchönen Worte nicht umſonſt, ſondern ſuchte dadurch in einer böſen Abſicht das Vertrauen des Hahns zu erſchmeicheln.

Das gelang ihm nach Wunſch. Gökler, die argloſe Seele, dankte ihm für ſeine Mäßigung in den verbindlichſten Ausdrücken.

„Ihr ſeyd zu gütig!“ unterbrach ihn der Kanzler: „Es iſt die Pflicht eines ehrlichen Mannes, in allen Fällen die Billigkeit zu beobachten. Wir werden uns aber auch von Euerm Herrn eine Gegengefälligkeit erbitten. Euch iſt ohne Zweifel bekannt, daß der Löwenprinz Kühnherz den Thron ſeiner Väter nicht freiwillig aufgegeben hat, ſondern von den höhern Verdienſten unſers gegenwärtigen geliebten Monarchen verdrängt worden iſt. Darüber mag denn nun wohl in ſeinem Herzen Gift und Galle kochen, und wir haben jeden Augenblick von ihm und den andern Iſegrimmen, die wuthſchnaubend mit ihm auswanderten, einen feindlichen Ueberfall zu befürchten. Dagegen aber kann uns Euer König mächtig ſchirmen und ſchützen, wenn er uns zur Deckung unſerer Gränzen einige tapfere, mit vorzüglich ſtarken Stimmen begabte Hähne ſendet; denn, bekannter Maßen, läuft der Löwe vor Euerm Kikeriki, wie der Haſe vor einer Trommel. — Eröffnet alſo, werther Herr Göckler, Euerm Monarchen unſern Wunſch, und verſichert ihm, daß wir die erbetenen Gränzwächter völlig in Sold nehmen und beſtens verpflegen werden.“ —

Seht doch, rief Simpel, was Ihr da aus dem Stegreif für einen herrlichen Einfall habt! Ich hätte Jahre lang ſinnen können, und wäre doch wohl nicht auf dieſen heilſamen Gedanken gerathen! — In der That kann uns mein lieber Herr Nachbar auf ſolche Art einen ungemeinen Gefallen erweiſen. Sagt ihm das, guter Freund, und bittet ihn dringend in meinem Nahmen darum!

Gökler antwortete mit vielen Kratzfüßen: er werde nicht ermangeln, und es ſey gar kein Zweifel, daß König Gikgak die verlangten Hülfstruppen bewilligen werde.

Wie viel brauchen wir wohl? fragte Simpel den Kanzler.

„Drey oder vier Mann,“ antwortete Dieſer, „ſind vor der Hand zum erſten Verſuche genug.“

Gökler ſetzte ſich mit neuen Kratzfüßen in Unkoſten, und verſicherte dabey: er getraue ſich faſt mit Gewißheit zu verſprechen, daß dieſe geringe Mannſchaft morgen mit Anbruch des Tages auf der Gränze eintreffen werde, und er ſelbſt hoffe die Ehre zu haben, ihr Anführer zu ſeyn.

„Deſto beſſer!“ rief Schalkwitz: „Dann ſey der Himmel allen Löwen gnädig!“

Genug von Geſchäften! ſagte der König: Ich gehe jetzt zur Tafel, und erſuche den Herrn Geſandten, bey mir fürlieb zu nehmen.

Geßler ließ ſich die Einladung gefallen, ward mit dem köſtlichſten Weitzen bewirthet, und reiſte dann vergnügt in ſeine Heimath zurück.

Zehntes Kapitel.

Der Kanzler und ſein Herr Schwager frühſtücken mit einander, und ein armer Schelm muß für ſie die Zeche bezahlen.

Schalkwitz, der auch bey dem Könige geſpeiſet hatte, lief nach der Tafel zu ſeinem Schwager Reineke, und fiel ihm mit den Worten um den Hals: „Luſtig, Herr Bruder! Ich hab' auf morgen für dich und mich ein delikates Frühſtück beſorgt!“

Scherze nicht! ſagte Reineke mürriſch: Seit dem verdammten ewigen Frieden iſt daran nicht zu denken!

„Falſch geurtheilt, Brüderchen!“ fiel Schalkwitz ein: „Eben der ewige Friede verſchafft uns den Schmaus, worauf ich dich und deine Gemahlin zu Gaſte bitte.“

Er erzählte nun, was bey Hofe vorgefallen war, und geſtand Reineken ganz unverhohlen, daß er die fremden Gränzwächter bloß deswegen in Vorſchlag gebracht habe, um ſie mit ihm und ſeiner Familie zu verzehren.

Reineke, der in allen Fällen ein weites Gewiſſen hatte, nahm die Einladung ohne Bedenklichkeit an, und ſchmiedete ſelbſt einen Anſchlag, wie man ſich der Schlachtopfer bemächtigen wollte.

Er, ſeine Frau, ſein älteſter Sohn
Und Schwager Schalkwitz, legten ſich ſchon
Um Mitternacht in einen Wald
Unfern der Gränz' in den Hinterhalt.
Herr Göller kam, ſo wie er ſagte,
Bevor der Morgen völlig tagte,
Mit noch drey andern Hähnen an,
Die ſämtlich Helden ähnlich ſahn.

Sie grüßten die Gränze mit Kikriki,
Und ſprachen: Wir kommen wohl allzu früh!

„Mit nichten!“ — rief der Kanzler von weiten,
Und ſchwänzelte hin mit ſeinen Leuten:
„Willkommen, ihr Herren! Wir ſind ſchon hier,
Euch anzuweiſen euer Quartier.
Herr Gökler iſt ein Mann von Wort;
Drum eilten wir zeitig von Hauſe fort.
Ich präſentir' euch, edle Patrone,
Hier meinen Schwager, nebſt Frau und Sohne!
Umarmet uns auf Freundes Fuß
Mit einem herzlichen Bruderkuß!“

Die Hähne wollten was Höfliches ſagen,
Da hatten die Füchſe ſie ſchon beim Kragen,
Erwürgten ſie in Einem Nu,
Flohn Hals über Kopf dem Walde zu,
Verzehrten dort die Gränzſoldaten,

Und ſchworen, einander nicht zu verrathen.

Drauf Schalkwitz ſprach: „Das ſchmeckte mir!
Nur Federn und Krallen ſind noch hier!
Ein guter Wirth weiß alles zu nützen:
Sie ſollen vor Verdacht mich ſchützen;
Denn leicht beſchuldigt man mich der That,
Ich aber weiß dagegen Rath.
Seht, jenen hohlen Eichenſtamm
Bewohnt ein Iltiß, der den Kamm
Sehr hoch trägt, mich oft keck verlacht,
Und ſich überhaupt zu mauſig macht!
Dem ſchwor ich Rache, und kann nun
Mit Einem Steine zwey Würfe thun:
Ich trage die Reſte vor ſein Haus,
So komm' ich aus allem Verdacht heraus,
Er aber fällt recht tief hinein,
Und ſoll in kurzen gehangen ſeyn!“ —

Geſagt, gethan! Der junge Reineke ſchlich auf Kundſchaft, ob der Iltiß oder ſein Weib zu Hauſe ſey; aber ſie waren beide ſchon ausgegangen. Schalkwitz ſchritt nun ohne Verzug zur Ausführung ſeines Vorhabens. Seine Gäſte halfen ihm, und in wenig Minuten lagen die Ueberbleibſel ihres Frühſtücks theils in des Iltiſſes Höhle, theils vor derſelben verſtreut. Nach glücklicher Vollendung dieſes Geſchäfts trennte ſich die feine Geſellſchaft, und eilte auf verſchiedenen Wegen in ihre Wohnungen zurück.

Einige Stunden nachher ging Herr Wacker dieſe Straße, ſah mit Beſtürzung die Mordſpuren, und begab ſich ſchnell in die königliche Burg, um davon Anzeige zu thun. Die Herren Schwäger hatten vermuthet, daß ein ſolcher Bericht nicht lange ausbleiben würde; ſie waren deshalb ſchon bey Hofe, und zwangen ihr böſes Gewiſſen, eine fromme und ehrliche Miene anzunehmen, und ihnen damit aus den Augen zu ſehen. Da Wackers Anbringen auf ſeinem ernſten Geſichte für ſie ſehr lesbar geſchrieben ſtand, ſo wollten ſie ihn unter mancherley Vorwänden abhalten, mit dem Könige zu ſprechen; allein er ließ ſich nicht zurückweiſen, und machte mit den ſaubern Herren ſo wenig Umſtände, daß er heftig um ſich biß, und ſo mit Gewalt ins königliche Zimmer drang. Sie folgten ihm auf dem Fuße, und er meldete dem König in ihrer Gegenwart: es lägen auf der Straße eine Menge Federn und Krallen von Hähnen, die wahrſcheinlich eines gewaltſamen Todes geſtorben wären.

„Iſts möglich?“ rief Schalkwitz, ehe noch Simpel ein Ach! oder O! aufbringen konnte: „Welcher jammervolle Tag! Ich möchte lieber geſtern geſtorben ſeyn, ſo wäre dieſes Verbrechen vielleicht unterblieben! Denn ſicher, mein gnädigſter Herr, ſind die Ermordeten niemand anders als Gökler und ſeine Kameraden, welche dieſen Morgen bey uns eintreffen wollten. Ach, wenn ſie es ſind, wehe mir! Ich muß mir ihren Tod zum Vorwurf machen; denn ich war es, der den unſeligen Einfall hatte, ſie zur Beſchützung unſerer Gränzen in Sold zu nehmen.“ —

So! ſo! ſagte Wacker: Euer Klagelied ſchloß ſich mit einer ganz unerwarteten Wendung. Ich verſah mir vorher jeden Augenblick, Ihr würdet Euch ſelbſt zu der That bekennen. —

„Wie? was?“ — rief Schalkwitz hitzig: „Ich verbitte mir, mein Herr, dergleichen ehrenrührige Beleidigungen! Wie könnt Ihr Euch unterfangen, mich, den Kanzler, den erſten Beamten des Reichs, ins Angeſicht zu beſchuldigen, ich hätte das königliche Friedensgeſetz gebrochen?“

Nur gemach, lieber Herr Kanzler! verſetzte Wacker: Die Herren am Staatsruder nehmen ſich bisweilen die meiſten

Freiheiten gegen die Geſetze heraus! Und es wäre doch auch nicht der erſte Hahn, den Ihr in jene Welt ſchicktet! Ich will damit zwar nicht behaupten, daß Ihr die armen Wichte, von welchen die Rede iſt, kaput gemacht hättet; allein ich laſſe mir nicht ausreden, daß es einer von Euern Geſchlechtsverwandten gethan hat.

„Das iſt das alte Lied!“ erwiederte Schalkwitz: „Was Böſes unter der Sonne geſchieht, das bürdet man uns auf! So ward in vorigen Zeiten mein ehrlicher Schwager von der Verläumdung verfolgt; ſo geht es mir und allen redlichen Füchſen. — Aber unſere Unſchuld muß endlich ein Mahl an den Tag kommen! Ew. Hoheit habe die Gnade, das vorgefallene Verbrechen mit der äußerſten Strenge unterſuchen zu laſſen, und dieſes Geſchäft Herr Wackern aufzutragen, den ſeine feine Naſe vor allen andern dazu geſchickt macht. Ich wünſche von ganzer Seele, daß der Thäter entdeckt werde. Er ſey wer er wolle, ſo verdient er den Tod!“

Dem ſoll er auch gewiß nicht entlaufen! ſagte der König, der über das neue Blutvergießen höchſt aufgebracht war. Er befahl Wackern, das ganze Land zu durchſtreifen, und ihm nicht eher wieder vor die Augen zu kommen, bis er den Friedensbrecher ausgeforſcht habe.

Der Kommiſſar empfahl ſich ſogleich, nahm einige Spürhunde zu Gehülfen, und eilte hinaus auf den Mordplatz. Schalkwitz und Reineke begleiteten ihn.

Indeſſen war der Iltiß nach Hauſe gekommen, hatte die Beſcherung gefunden, und durchwühlte ſie eben mit Verwunderung, als die königliche Unterſuchungs-Kommiſſion bey ihm eintraf. Schalkwitz lief voran, und fuhr ihm auf den Hals: „Unglücklicher, was haſt du gethan! Dachteſt du nicht an des Königs

Gebeth? Wehe, wehe dir, du haſt dein Leben verwirkt!“ —

Der arme Iltiß war ſo erſchrocken, daß er ſich Anfangs mit keinem Worte rechtfertigen konnte. Die Hunde umringten ihn, und nahmen ihn gefangen. Er betheuerte jetzt ſeine Unſchuld; aber die Häſcher ſchleppten ihn fort, und brachten ihn in ſichere Verwahrung.

Schon hatte der König der Vögel die Ermordung ſeiner Unterthanen erfahren. Er ſchrieb zürnend an ſeinen Bundsfreund, forderte mit den nachdrücklichſten Worten Genugthuung, und drohte widrigen Falls, wenn ſie ihm nicht vollſtändig geleiſtet würde, mit Krieg. Simpel befahl deshalb, den Kriminalprozeß gegen den Verhafteten zu beſchleunigen.

Daran war niemanden mehr als dem Kanzler gelegen. Er befürchtete jedoch, der König würde ſich nimmer entſchließen, das Todesurtheil zu unterſchreiben, ſo lange der Inquiſit das Verbrechen nicht einräumte, ſondern ſich ſtandhaft auf ſeine Unſchuld beriefe. Darum ſchlich er bey Nacht zu ihm ins Gefängniß, und ſprach: „Du haſt mich zwar, wie du dich erinnern wirſt, oft beleidigt, und ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich dir aus dieſem Grunde wenig gewogen war; aber Unglück verſöhnt, und hat auch mich zu deinem Freunde gemacht. Das will ich dir jetzt durch einen guten Rath beweiſen. Höre mich ohne Mißtrauen an, und folge mir, wenn dir dein Leben lieb iſt!“

Der Gefangene, bis zu Thränen gerührt, verſprach Gehorſam, und der Kanzler fuhr fort: „Du ſtehſt am Abgrunde des Todes! Der König brennt und flammt, ſo zu ſagen, vor Zorn gegen dich, und hat in dieſem Augenblicke mit der grimmigen Miene eines Tyrannen befohlen, dich ohne Rückſicht, ob du die

That bekennteſt oder nicht, innerhalb vier und zwanzig Stunden hinzurichten. Läugnen hilft dir alſo nichts! Aber ich kenne das Herz des Königs. Es iſt nur felſenhart gegen verſtockte Sünder. Doch gegen den, der ſeine Miſſethat bekennt und bereut, wallt es von Mitleid über; und in dieſem Falle wird er auch dir verzeihen, und Leben und Freiheit ſchenken. Dafür bin ich Bürge! Drum rath' ich dir wohlmeinend, den Mord der Hähne ſogleich im erſten Verhöre zu geſtehen. Laß dann ohne Furcht und Zagen den Stab über dich brechen! — Man wird dich freilich, um den König der Vögel einiger Maßen zu befriedigen, zum Richtplatze führen, wird dir ſogar den Strick um den Hals legen; aber lache du nur im Herzen zu allen dieſen fürchterlichen Anſtalten! Ich verſpreche dir des Königs Pardon, und hafte mit meinem eigenen Leben für das deinige. —

Doch entdecke niemanden, daß ich bey dir war, und dir ſo freundſchaftlich rieth! Kommt ein Wort davon aus deinem Munde, ſo laſſ' ich dich im Stiche, und du wirſt ohne Gnade und Barmherzigkeit gehangen!“

Der einfältige Iltiß glaubte dem argliſtigen Heuchler, und bekannte ſogleich, als er ins Verhör kam, er habe die Gränzwächter gemordet.

„Du allein?“ fragte Wacker: „Wie war das möglich? Vier raſche Hähne laſſen ſich nicht auf Ein Mahl und von Einem fangen und würgen. Du mußt alſo Helfer gehabt haben. Nur heraus mit der Sprache! Waren vielleicht Füchſe dabey?“

Der Inquiſit ſtutzte, und ſagte Nein. Wacker drang ſchärfer in ihn, und nun gab er vor, ſeine Spießgeſellen wären drey Iltiſſe geweſen, deren Nahmen und Aufenthalt er nicht anzugeben wiſſe. Er ward hierauf zum Strange verurtheilt, ins Gefängniß zurückgeführt, und von dem Hofkapellan zum Tode bereitet. Dieſer fragte ihn aufs Gewiſſen, ob er den eingeſtandenen Mord wirklich begangen habe. Er beſann ſich ein wenig, und ſagte dann ſchüchtern und leiſe: er ſey daran unſchuldig, und habe ſich bloß dazu bekannt, weil ihm, unter dieſer Bedingung, von einem gewiſſen vornehmen und vielvermögenden Herrn, den er nicht nennen dürfe, die Gnade des Königs verſprochen worden ſey. „Aber dieß vertrau' ich nur Euch, meinem Beichtvater!“ ſetzte er ängſtlich hinzu: „Entdeckt es niemanden; ſonſt bin ich verloren!“ —

Murner ſchüttelte bedenklich den Kopf, und rieth ſeinem Beichtſohne, ſich auf ſolche geheime Winkelgönner nicht zu verlaſſen, ſondern ſein unwahres Geſtändniß wieder zurück zu nehmen. Allein der Gefangene ſetzte in dieſer Halsſache mehr Vertrauen auf den Kanzler als auf den geiſtlichen Herrn, und ließ ſich ohne Widerruf zum Tode führen. Sein Urtheil lautete: daß er an derſelben Eiche, worin er ſeine Wohnung gehabt hatte, aufgeknüpft werden ſollte.

Er ſtieg muthig die Leiter hinan, und blieb auch dann noch ruhig, als der um ſeinen Hals geſchlungene Strick an einen Aſt befeſtiget ward; denn er ſah zu ſeinem Troſte, daß ſein Schutzengel, der Kanzler, in der Nähe war, und ihm von Zeit zu Zeit mit den Augen zuwinkte. Aber indem ſich ein Mahl der Verurtheilte auf einen Moment zum Hofkapellan wandte, gab Jener geſchwind das verabredete Todeszeichen. Plötzlich ward die Leiter hinweg gezogen, der Unglückliche ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde, drehte ſeine brechenden Augen nach dem Kanzler, und gab zappelnd den Geiſt auf.

Eilftes Kapitel.

Das Volk fängt an, mit ſeinem Schattenkönig unzufrieden zu werden, und über dem Haupte des Kanzlers zieht ſich ein ſchweres Gewitter zuſammen. Er verſieht ſich aber geſchwind mit einem Blitzableiter.

Sobald der Gehenkte kein Glied mehr zuckte, beklagten ihn die meiſten Zuſchauer, die ſich doch zur Bühne ſeines Todes, wie zu einem angenehmen Schauſpiele, gedrängt hatten. Vorher dachte niemand daran, daß er unſchuldig ſeyn könnte; aber nun ward es von allen

Seiten als eine Gewißheit behauptet. Auch Magiſter Murner machte bekannt, was ihm der Iltiß in der letzten Stunde ſeines Lebens anvertraut hatte. Man erſtaunte darüber, und warf ihm vor, er hätte den Mund früher aufthun ſollen; aber er wandte dagegen ein, es ſey ihm bey Lebzeiten des Märtyrers nicht erlaubt geweſen, das Siegel der Beichte zu brechen.

Den vornehmen Herrn, welcher dem Hingerichteten Pardon verſprochen haben ſollte, errieth Jeder, und nannte ihn mit Abſcheu. Der Stockmeiſter, ein alter, grauer Bär, hielt es nun auch nicht länger für nöthig, die ihm empfohlene Verſchwiegenheit über Schalkwitzens nächtlichen Kerkerbeſuch zu beobachten. Er ſprach laut davon, und ſetzte ſogar hinzu: er wünſche die Ehre zu haben, den Herrn Kanzler ſelbſt mit freier Wohnung in ſeiner feſten Burg zu verſorgen.

Die Witwe des Gehenkten kam,
Als man vom Baum die Leiche nahm,
Nur erſt von einer Reiſe wieder,
Und ſtürzte wie entſeelt danieder.
Schon unter Weges hatte man
Ihr den Juſtizmord kund gethan;
Doch glaubte ſie der Sage nicht,
Und hielt ſie für ein Luggerücht,
Bis ſie mit eignen Augen ſah,
Was ihrem lieben Mann geſchah.
Kein Wunder, daß in Ohnmachtsbanden
Ihr ſchnell die Lebensgeiſter ſchwanden.

Und als ſie wieder ſich beſann,
Wehklagte ſie: „Mein armer Mann!
Barbaren, ihr habt ihn gehangen,
Und ach, er hatte nichts begangen!
Ich wandert' in Geſchäften weit,
Er gab mir ein Stück Wegs Geleit,
Indeſſen war die That geſchehn. —
O könnten noch die Todten krähn,
Sie würden ihren Mörder nennen,
Den wir gar wohl errathen können!

Doch — warum ſoll ich mich noch ſcheun,
Des Unholds Nahmen auszuſchrein,
Der meines Gatten Todfeind war,
Und ſelbſt — drauf wett' ich Haut und Haar! —
Die Hähne mordet' und verſchlang,
Um die mein Liebſter ſtarb am Strang? —
Der Kanzler iſt der Böſewicht!
Er zieh' auch mich vor ſein Gericht!
Mein Leben iſt mir nicht mehr lieb;
Er nehm' es hin, der Galgendieb!
Erſt aber eil' ich hin zum König;
Er gilt zwar wohl im Lande wenig,
Doch helf' es, was es helfen kann,
Ich klage dort den Bluthund an!" —

Mit dieſen Worten rannte ſie
Von dannen, und der Haufe ſchrie:
„Weh uns! Es geht Gewalt vor Recht!
Der König iſt des Kanzlers Knecht.
Was dieſer fremde Schuft begehrt,
Wird von dem ſchwachen Herrn gewährt.
O hätte man das Ding geglaubt,
Die Krone drückte nicht ſein Haupt,

Und ruhmvoll ſäße jetzt der Sohn
Des Löwen auf der Väter Thron!“ —

Die Sprache der Unzufriedenheit und Reue ward immer allgemeiner und lauter. Unſer ohnmächtiger Schattenkönig, hieß es überall, hat ein grundgutes Herz; allein wie wenig iſt uns damit geholfen! Sein beſchränkter und umnebelter Verſtand gleicht einem Blinden, den ein treuloſer Führer verſpottet und in Sümpfe leitet. —

Der Ex-Statthalter und andere Große des Reichs freuten ſich über dieſe Stimmung des Volks. Sie waren dem Kanzler beſonders darum ſpinnefeind, weil er, wie man unter der Hand erfahren hatte, mit dem Vorhaben umging, alle vornehme Beamte nach und nach zu ſtürzen, und ihre Aemter mit Füchſen zu beſetzen. Dieſe lieben Vetter und Brüder wollte er über alle andere Geſchlechter erheben, und er hatte wirklich ſchon ein Mandat unter der Feder, wodurch ihnen ganz beſondere Vorzüge und Freiheiten, und ſogar eine Art von Adelswürde, ertheilt werden ſollten.

Ueber dieſe und mehrere Projekte von ähnlichem Schlage, denen man auf die Spur gekommen war, ſchäumten die Bären und Wölfe vor Wuth, und faßten den wilden Entſchluß, den Kanzler in ſeiner Wohnung zu überfallen und zu zerreißen. Zum Glück für ihn war der Hofkapellan in der Verſammlung der Verſchworenen gegenwärtig, und ermahnte ſie, Kraft ſeines Amtes, zum Frieden. Es ward ihm ſchwer, die unruhigen Köpfe einiger Maßen zu beſänftigen; doch endlich gelang es ihm. Er predigte nun mit vieler Salbung über die Tugend der Sanftmuth, und verſicherte zuletzt: er wolle den König über die Streiche ſeines Kanzlers die Augen öffnen, und ihn zu deſſen Abdankung ermahnen.

„Beſſer wär's," ſprach einer der frechſten Verſchworenen, „wenn der König ſelbſt abdankte! Eine ſo ſchlaffe Regierungsmaſchine, wie er, wird immer von böſen Buben gemißbraucht. Drängt man einen hinweg, ſo tritt über kurz oder lang ein anderer Taugenichts an ſeine Stelle, und ſetzt das alte Spiel fort. Ich lobe mir einen Regenten, der ſelbſt zu herrſchen verſteht, und Muth und Kraft hat, den zu zermalmen, der ihm einen treuloſen Rath geben will!" —

Ey, ſo zähmt doch Eure kecke Zunge! fiel Murner ein: Der Oberherr ſey wie er will, ſo thut man Unrecht, wenn man ſich wider ihn auflehnt! Euch allen iſt bekannt, daß ich gegen die Wahl des jetzigen Königs laut und öffentlich ſprach. Doch ſie geſchah, und ich — ſchwieg. Was richtet denn auch der Unterthan mit ſeinem Zürnen und Schelten auf den Fürſten aus? — Nichts, gar nichts!

Er ſpielt die lächerliche Rolle eines erboßten Kläffers, der den Mond anbellt. —

„Schleichender Pfaffe!“ murrten die Verſchworenen, und wandten ſich mit verächtlichen Blicken von ihm weg. Er that aber, als ob er dieſe Unhöflichkeiten nicht bemerke, und empfahl ſich freundlich.

Als er nach Hofe kam, war die Iltiſſin eben da geweſen, und der König fiel ihm, indem er ſeine Klage wider den Kanzler anheben wollte, haſtig ins Wort: „Schweigt mir von der verdammten Geſchichte! Ich habe die Ohren ſchon voll davon. Ach, es iſt doch ein trauriger Spaß, König zu ſeyn! Da ſitz' ich groß und breit auf dem Throne, und weiß von tauſend Teufeleien, die im Lande vorgehen, weder gicks noch gacks! Der arme Iltiß! Ich ziehe mir ſeinen Tod, ſo unſchuldig ich auch daran bin, ſtark zu Gemüthe. Aber ich will ihn rächen! Kann ſich Schalkwitz wegen des zwiefachen

Verbrechens, deſſen er verdächtig iſt, nicht vollkommen rechtfertigen, ſo hängt er noch heut an dem Aſte, wohin er den Iltiß gebracht hat!" —

Deſſen genießt er billig! antwortete Murner: Mir verbiethet zwar mein geiſtliches Amt, den Tod des Sünders zu wünſchen; aber das ganze Land wird darüber frohlocken, und Ew. Hoheit ſegnen. —

Der König nahm ſich tapfer zuſammen,
Um ſeinen Kanzler beherzt zu verdammen,
Und in der grimmigſten Poſitur,
In die ein Eſel ſich werfen kann, fuhr
Er ihm auf den Pelz, las ihm das Kapitel,
Und gab ihm die häßlichſten Ehrentitel.

Der Schalksrath, der dieſe Litaney
Erwartet hatte, blieb ſtill dabey,

Und ſprach am Ende mit lächelndem Mund:
„Ew. Hoheit ereifert ſich ohne Grund.
Wir haben dem Iltiß ſein Recht gethan:
Er war ein zweiter Lips Tullian,
Und hat mir ſelbſt in Ketten und Banden
Noch mehrere Hauptverbrechen geſtanden,
Die gar nicht zur Sprache gekommen ſind.
Was hätt's geholfen? Er war ein Kind
Des Todes ſchon um der Hähne Mord;
Drum ſagt' ich von andern Geſchichten kein Wort.
Sie ſind ohne Grauſen nicht anzuhören,
Und würden Eure Gemüthsruhe ſtören.“ —

Ey was! rief der König: Erzählt mir frey!
Schleicht nicht wie die Katz' um den heißen Brey!

„Ich gehorche,“ ſprach Schalkwitz, „wie mir gebührt,
Nur ſorget, daß Euch der Schlag nicht rührt!
Denn was der Iltiß mir kund gethan,
Geht Euer heiliges Leben an.
Er beichte nähmlich: Euer Verboth
Der Hühnerjagd hab' ihn in Hungersnoth
Mit ſeiner ganzen Familie gebracht;
Drum er gegen Euch auf Rache gedacht,
Und feſt beſchloſſen die Höllenthat,
Durch einen vergifteten Diſtelnſalat,
Wozu er ſich ſchon Arſenik beſtellt,
Euch heimlich zu ſchaffen aus der Welt.“—

Vermaledeite Lügen! rief Simpel:
Ihr haltet mich wohl für einen rechten Gimpel,
Indem Ihr mir da ſolche Mährchen erzählt!
Ihr denkt, ich glaube ſie? — Weit gefehlt! —
Wir ſind hinter Eure Streiche gekommen,

Und ſtracks werdet Ihr beim Kopfe
genommen
Und an den Galgen ſpedirt, wenn Ihr
nicht
Beweiſet die Wahrheit von Euerm
Bericht! —

„Wie wäre das möglich!“ rief
Schalkwitz aus:
„Im Kerker war weder Katze noch
Maus;
Nur Wände ſtanden um uns herum,
Und dieſe Zeugen ſind taub und
ſtumm.“ —

Der König erhob eine bittere Lache,
Und ſchickte ſofort einen Diener nach
Wache.

Da fiel ihm der Schalk zu Füßen,
und ſprach:
„Verſchont mich gnädigſt mit ſolcher
Schmach,
Und gönnt mir Gehör einen Augenblick!
Mir ekelt vor Meiſter Hämmerlings
Strick;

Drum will ich mich noch durch ein Mittel bemühn,
Den Kopf aus der gräßlichen Schlinge zu ziehn.
Ich bin erfahren in der ſchwarzen Kunſt,
Und werde, mit Ew. Hoheit Vergunſt,
Um ſo den Beweis meiner Unſchuld zu führen,
Heut Nachts den Geiſt des Gehenkten citiren.
Ihr ſollt ihn ſehen, ſollt hören, wie ich
Ihn examinire, was alles er ſich
Auf Erden hat anzuzetteln erkühnt,
Wodurch er den hänfenen Halsſchmuck verdient.
Und wenn er heraus mit der Sprache nicht geht,
Nicht Großes und Kleines aufrichtig geſteht,
So will ich kein Wort um Gnade verlieren,
Und ſelber am Galgen paradiren.″ —
Der König verſetzte: Mir ſchaudert die Haut!

Es hat mir immer vor Geiſtern gegraut;
Doch könnt' es ohne Gefahr geſchehn,
So hätt' ich ein Lüſtchen, einen zu ſehn.

„Sorgt nicht!“ ſprach der Fuchs:
„Ihr bleibt ungeneckt;
Vor Königen haben die Geiſter Reſpekt!
Wir ſchließen uns auch, um ſicher zu ſeyn,
In ſieben magiſche Zirkel ein;
Die ſind für Geiſter ein eiſerner Bann,
Den ſelbſt der Satan nicht brechen kann.
Doch ſoll die Erſcheinung glücklich gelingen,
So dürft Ihr nicht müßige Gaffer mitbringen,
Weil ſich kein Weſen der Schattenwelt
Vor ihnen zur Red' und Antwort ſtellt.
Nur Ew. Hoheit und ich gehören
Zu dem Geſchäfte, den Geiſt zu beſchwören,
Und ſind wir beide mutterallein,
So wird er ein treuer Bekenner ſeyn.“ —

Die harte Bedingung, ohne Gefolg
Zu kommen, war dem König ein Dolch

Ins Haſenherz; doch er gab ſein Wort,
Und ſie beſtimmten ſich Zeit und Ort.
Drauf nahm der Schlaukopf vergnügt Reißaus,
Und haſtete ſich in Reineks Haus,
Der lachend verſprach, daß er die Rolle
Des Geiſtes ſelbſt übernehmen wolle.
Er ſtrich und ordnete künſtlich ſein Haar,
Daß er einem Iltiß ſo ähnlich war
Als nöthig ſchien zu dem leichten Betrug;
Und als die Mitternachtsglocke ſchlug,
Da hohlte der Kanzler den König ab,
Der zitternd mit ihm in den Wald ſich begab.

Hier zog der Beſchwörer, nach alter Weiſe
Der Hexenmeiſter, verſchiedene Kreiſe,
Sprang haſtig ins Kreuz und in die Quer,
Als wär' er vom Teufel beſeſſen, umher,
Beſchäftigte lange den Wiederhall
Mit ſinnloſer Worte gräßlichem Schall,
Und rief zuletzt: „Ich befehle dir,
Gehenkter Iltiß, erſcheine hier!“ —

Urplötzlich hob ſich aus einer Grube
Der drin verborgene böſe Bube,
Schlich ächzend bis an den magiſchen Strich,
Und ſtöhnte hohl: „Warum riefſt du mich?“

Der Beſchwörer.

Ein Schuldloſer leidet ob deiner Sünden;
Drum ſollſt du dem König ſie ſelbſt verkünden.
Sag' an, was brachte dich an den Aſt,
An dem du geſtern gebaumelt haſt?

Die Erſcheinung.

Ich hatte den Frieden des Königs gebrochen,
Mich mit drey Kompanen im Walde verkrochen,
Und dort vier Hähnen, die auf die Wacht
Der Gränze zogen, das Garaus gemacht.

Der Beſchwörer.

Was hatteſt du ſonſt zu beſchließen gewagt?

Ließ nicht durch's Verboth der Hühnerjagd
Dein ſchwarzes Herz ſo in Aufruhr ſich ſetzen,
Daß du den König wollteſt verletzen?

Die Erſcheinung.

Ich hatte beſchloſſen die grauſe That,
Durch einen vergifteten Diſtelnſalat,
Wozu ich mir ſchon Arſenik beſtellt,
Ihn heimlich zu ſchaffen aus der Welt.

Der Beſchwörer.

Wir wiſſen genug! — Du Sohn der Sünde,
Verſchwinde! —
Der Geiſt, verfolgt vom ſtarrenden Blick
Des Königs, ſchlich zur Grube zurück.

Der Beſchwörer.

Nun habt Ihr geſehen, nun habt Ihr gehört!
Bin ich der Mann, der den Frieden ſtört?

Simpel.

Ich zittre noch gleich dem Aeſpenlaube! —
Ach ja! ich habe gehört, und glaube. —
Nur dünkte mich, nach dem Augenſchein,
Der Jltiß im Grabe gewachſen zu ſeyn.

Der Beſchwörer.

Wohl möglich! Doch Nacht und Schauer — ſie blenden,
Und treiben Täuſchung mit Gegenſtänden.

Simpel.

Kann ſeyn! Man iſt nicht an ſo was gewohnt. —
Für dieß Mahl, Herr Kanzler, ſind wir verſöhnt!
Nun mögt Ihr hinfort Euern Wandel ſo treiben,
Daß wir in gutem Vernehmen bleiben.

Zwölftes Kapitel.

Der graue König wird von einigen armen Verwandten, die ſich in harter Sklaverey befinden, um Rettung erſucht.

Schalkwitz begleitete den König bis ans Thor ſeiner Burg, empfahl ſich dort zu Gnaden, und bat noch beim Abſchiede, die Geiſterbeſchwörung geheim zu halten. Dann ging er frohen Muthes heim, und glaubte nun in der Gunſt ſeines Herrn feſter als jemahls zu ſtehn. Doch indem er ſich kaum an dieſer angenehmen Hoffnung ergetzte, ſchlug ihm ſchon der Tiſchrath ein Bein unter.

Er überraſchte den König, als er ſich eben zur Ruhe begeben wollte, und ſagte mit einem ſchelmiſchen Lächeln: „Ihr wundert Euch wahrſcheinlich, daß ich noch ſo ſpät aufwarte. Ich komm' aber auch, müßt Ihr wiſſen, dieß Mahl nicht als kurzweiliger Rath, ſondern als Leibarzt. Wollt Ihr nicht geruhn, ein niederſchlagendes Pülverchen einzunehmen?“

Wozu? — fragte Simpel mit großen Augen.

„Um Euer Blut zu beruhigen. Ihr möchtet ſonſt ängſtliche Träume von Geiſtern haben.“

Pah! rief der König verdrießlich, geh mit deinen Poſſen zum Galgen!

„Gehorſamer Diener!“ verſetzte Squenz: „Da würd' ich ja ſo unſchuldig als der Iltiß gehangen! Ich bitte dich, Freund, behandle mich nicht ſo ſchnöde! Will man gleich ein Mahl den Luſtigmacher vor der Thür laſſen, du rufſt ihn augenblicklich wieder herein. Es iſt platterdings unmöglich, ernſthaft zu bleiben, wenn ſich ein König um Mitternacht am Narrenſeil in den Wald führen, und durch ein elendes Gaukelſpiel blenden läßt.“

Bliß und Donner! wer ſagt das?

„Ich — Doktor Squenz, der alles hört' und ſah.“

Verdammter Spion!

„Schimpfe wie du willſt! Meine Abſicht war gut. Ich bemerkte geſtern den ganzen Tag, daß du etwas beſonders im Kopfe hatteſt. Du warſt immer in tiefen Gedanken, wie ein Goldkoch, thatſt geheimnißvoll, wie ein Höfling, der keine Geheimniſſe weiß, und bliebſt bey meinen beſten Schwänken ſo pedantiſch ernſthaft, wie ein überkluger Narr, der ſich des Lachens ſchämt. Das alles machte mich aufmerkſam, und ich ward es noch mehr, als du mich früher als gewöhnlich fortſchickteſt. Ich lauerte nun auf — der

Kanzler kam — ihr wandertet mit einander fort — ich ging euch nach, und verbarg mich hinter Geſträuch. Der Geiſt erſchien. Seine Stimme war mir, troß ihrer Verſtellung, bekannt. Doch wollt' ich meiner Sache gewiß ſeyn. Ich ſchlich alſo an die Grube, in die er ſich hinab ſenkte; und ſieh, du hatteſt kaum den Rücken gewandt, da ſprang er wieder heraus, und es war — Reineke."

Das muß dir geträumt haben!

„Nein, nein; ich wachte beſſer als du. Höre nur weiter! Der Fuchs ſah mich nicht, und trabte nach ſeiner Wohnung. Ich folgt' ihm leiſe, und als er hinein ſchlüpfen wollte, ſchlug ich ein helles Gelächter auf, und rief: Gute Nacht, Herr Geiſt! — Er erſchrak, gab aber keinen Mucks von ſich, und fuhr ſchnell in ſein Haus." —

Simpel ſchämte und ärgerte ſich, daß man ihn ſo plump hintergangen hatte, und that am folgenden Tage dem Kanzler eine ernſtliche Vorhaltung. Dieſer läugnete, und ſchalt den luſtigen Rath einen Verläumder. Der König wußte nun nicht, wem er glauben ſollte. Ungeachtet er aber von dem geſpielten Betruge nicht völlig überzeugt war, ſo hatte dennoch Schalkwitz ſein Vertrauen verloren, und erhielt von ihm die Weiſung, ſich in Zukunft, wenn er nicht gerufen würde, des Hofs zu enthalten.

Denkling gab ſich, ſo ſehr er auch ſonſt Ruhe und Bequemlichkeit liebte, nicht wenig Mühe, den völligen Sturz ſeines alten Freundes zu hindern. Doch alle Verſuche, ihn bey ſeinem königlichen Vetter wieder ans Bret zu bringen, ſchlugen fehl. Simpel hatte bisweilen einen eiſernen Kopf, und ſo war er auch jetzt unerbittlich. Er erklärte ſogar, daß er feſt entſchloſſen ſey, den argliſtigen Kanzler auf immer von ſich zu entfernen, und deſſen Stelle einem Andern zu übertragen.

Als Schalkwitz von dieſer Geſinnung des Königs Nachricht erhielt, knirrſchte er vor Verdruß mit den Zähnen, und brummte für ſich: „O du einfältiger Aſinus! Wir wollen doch ſehen, wer den andern zuerſt in den Sack ſteckt. Ich machte dich zum König, ich kann dich auch wieder vernichten! — Ha! wie wärs, wenn ich das thäte? — Der jüngſte Tag ſeiner Regierung iſt ohnedem ſchon vor der Thür. Aufruhr und Empörung regen ſich von allen Seiten, um ihn vom Throne zu ſtürzen. Immer herunter mit ihm! Ich verliere nun nichts mehr dabey. Aber ich kann gewinnen, viel gewinnen, wenn ich ihm den erſten Stoß gebe. Sein Fall, durch mich bewirkt, deckt meinen Rückzug, ſöhnt mich mit meinen Todfeinden aus, erwirbt mir die Gnade des künftigen Königs, und verſchafft mir gewiß einen neuen, trefflichen Poſten. — Welche Vortheile! Und wie wohlfeil kann ich ſie haben! Was koſten ſie mehr als die Haut eines Eſels? — Drum raſch! Einen ſo guten Handel ſchließt man nicht alle Tage.“ —

So mit ſich ſprechend eilt' er fort,
Begab ſich zum Verſammlungsort
Der Mißvergnügten, und ſprach: „Ich weiß,
Ich trete hier in euern Kreis
So unerwartet, als fiel' ich vom Himmel.
Erlaubt mir, ohne mich durch Getümmel
Zu unterbrechen, ein freundlich Wort!
Ich höre, leider! da und dort,
Daß ihr auf meine Wenigkeit
Entſetzlich ungehalten ſeyd.
Das kränkt mich tief! O ſagt mir an,
Was hab' ich euch zu Leid gethan? —
Doch kenn' ich ſchon eures Zornes Quelle:
Ihr wünſcht mich darum in die Hölle,

Weil auf mir ruht der falſche Verdacht,
Ich hätte Simpeln zum König gemacht.
Darüber hadert mit dem Glücke!
Das ſchlug zum Thron ihm eine Brücke,
Das führt' ihn, als er ſie ſchwankend
betrat,
Und ich war nur ſein Advokat.
Als Solcher zieht man ja doch das
Schwert
Der Zunge für jeden, der's begehrt.
Und hätte Kühnherz mich erkohren,
So ging nicht ſein Prozeß verloren:
Denn, traun! Herr Wacker ſtellte nicht
Des Prinzen Verdienſte genug ins Licht;
Ich aber ſehe klar ſie ein,
Und wünſch', er möchte König ſeyn.“ —

Glattzüngiger Heuchler! ſchnaubte ihn einer der Verſchwornen an: Denkſt du uns durch dieſe Sprache zu täuſchen? —

„Täuſchen?“ — entgegnete Schalkwitz: „Bewahre der Himmel, das iſt gar nicht meine Sache! Ich hab' immer das Herz auf der Zunge, und wünſche ganz aufrichtig, daß der edle junge Löwenfürſt in ſein königliches Erbrecht wieder eingeſetzt würde. Denn Herr Simpel — nun ja, er iſt ein gutes, frommes Weſen; aber es fehlt ihm zwiſchen ſeinen beiden Ohren etwas Gewiſſes, das er ſich nun einmahl nicht geben kann. Dieſer Mangel fällt auf der Höhe, wohin ihn das Glück ſtellte, mehr als ſonſt in die Augen, und man hat — unter uns geſprochen! — keine Ehre davon, ihm zu dienen.“

Wer zwingt Euch dazu? fiel ein Anderer ein: Geht doch hin, wo Ihr her kamt! Darüber wird keine Landtrauer entſtehen.

„Das ſagte mir meine Beſcheidenheit eher als Ihr!“ verſetzte der Kanzler: „Und ich will auch gehen, will je eher je lieber ein Land verlaſſen, wo man mich und meine redlichen Geſinnungen verkennt. Eh' ich aber ſcheide, ſollt ihr noch — was gilt die Wette? — ſollt ihr alle noch, wie ihr hier verſammelt ſeyd, Gutes von mir ſprechen und ſprechen müſſen.“ —

Nun, wenn Ihr das möglich macht, war die Antwort, ſo ſeyd Ihr ein Zauberer ohne Gleichen.

„Wir wollen's verſuchen. — Nicht wahr, ihr würdet mich loben, wenn ich den König, der euch ein Dorn im Aug' iſt, auf eine gute Art dahin brächte, den Zepter niederzulegen?“

Hm! wie wolltet Ihr das anſtellen?

„Das iſt meine Sorge. Antwortet mir nur auf die Frage: wär' es euch lieb?“

Allerdings!

„Könnt' ich dann auf die Gnade des Prinzen rechnen?“

Wenigſtens auf ſeine Verzeihung.

„So ſey's gewagt!“

Aber was habt Ihr im Sinne?

„Verzeiht, das kann ich noch nicht an die große Glocke ſchlagen. Laßt mich handeln, und trauet mir!“

Euch trauen? — Beim Himmel, das iſt viel gefordert! Doch — wir wollen ſehen. Hüthet Euch aber vor uns! Es war ſchon in unſerm Rathe beſchloſſen, Euch nachdrücklich unter die Klauen zu nehmen. Nun geben wir Euch zwar für jetzt ſicheres Geleit; allein ſobald wir entdecken, daß Ihr's mit Euern glatten Worten nicht ehrlich gemeint habt, dann ſeht Euch vor! —

„Ihr ſeyd gewaltig gegen mich eingenommen, und dennoch hoff' ich, Eure Freundſchaft bald zu erobern. Mehr ſag' ich nicht. — Doch noch Eins! Haltet über unſer Geſpräch reinen Mund, damit nicht mein Entwurf mitten in der Ausführung verunglücke.“ —

Er verſchloß ſich hierauf in ſein Kabinett, und beſchäftigte ſich mit einer geheimen

Schrift. Der König fragte nicht nach ihm, und regierte, ſo gut es ging, allein. Es fiel eben nichts wichtiges vor. Aber plötzlich erhielt er durch einen Eilbothen, der ſich ſchnell wieder entfernte, folgendes Bittſchreiben:

Gnädigſter König und Oheim!

Von allen Drangſalen der Knechtſchaft zu Boden gedrückt, müſſen wir endlich unſere Klagen laut werden laſſen. Wir hofften, ſeit Eurer Thronbeſteigung, von einem Tage zum andern, Ihr würdet unſere Feſſeln löſen; doch, leider! ſcheint Ihr Eurer armen Verwandten ganz vergeſſen zu haben. Die hartherzigen Menſchen zwingen uns, Euch zum Trotz, immer noch zu den niedrigſten Sklavendienſten, bürden uns Zentnerlaſten auf, und ihre Geißel ſchlägt uns blutige Striemen. In dieſer unglücklichen Lage ſehen wir uns genothdrungen, Euch um Hülfe gegen dieſe Wütheriche anzuflehen. Erbarmet Euch, laſſet uns keine Fehlbitte thun! — Doch dieß befürchten wir nicht; denn Ihr habt ja am Krönungstage feierlich verſprochen, alle Eure, von den Menſchen unterjochte Geſchlechtsverwandten in Freiheit zu ſetzen. —

Dieſe ruhmvolle That wird Euch unſterblich machen. Die Art und Weiſe ihrer Ausführung überlaſſen wir Euerm hocherleuchteten Verſtande und den weiſen Einſichten Eurer Räthe. Da wir jedoch Euer ſanftes Gemüth und den Starrſinn unſerer Beherrſcher gleich gut kennen, ſo beſorgen wir voraus, daß Ihr bey ihnen freundliche Vorſtellungen zu unſerm Beſten verſuchen, aber nichts damit ausrichten möchtet. Um Euch dieſes Verdruſſes zu überheben, wagen wir den unmaßgeblichen Rath, ſogleich Gewalt zu brauchen, und mit einer ſtarken Kriegsmacht unſere Tyrannen zu überfallen.

Muthlos fliehend, werden ſie es Euch zu einem leichten Spiele machen, unſere Ketten zu zerbrechen, und ihre Korn- und Weitzen-Magazine zu erobern. In wenig Minuten iſt alles gethan, Ihr zieht im Triumph heim, und ruht auf Euern Lorbern aus, indem die Geſchichte Eure heroiſche That in Erz und Marmor gräbt.

Wir ſind ꝛc.

Sämtliche Laſteſel der Bergmühle.

Ihr guten, armen Sklaven! rief
Der König aus, und ächzte tief:
Ihr habt wohl Urſach, euch zu grämen,
Und vor mir ſelbſt muß ich mich ſchämen,
Daß eures Jammers ich vergaß,
Und ruhig ſchlief und trank und aß.
Das wühlt mir im Herzen wie ein Meſſer!
Ach, Hoheit und Reichthum machen nicht beſſer!
Als ich noch niedrig war und arm,

Nahm ich oft Theil an euerm Harm;
Nun aber — Pfuy, es war ein Fehler!
Doch fühlen ſollen's eure Quäler
Mit Schreck und Angſt in kurzer Zeit,
Daß ihr meine lieben Vettern ſeyd! —

Wie aber wird es mir gelingen,
Die wilden Menſchen zu bezwingen?
Der Müller hat eine ſchwere Hand,
Wie ich vor Zeiten ſelbſt empfand;
Drum möcht' ich wohl mich noch beſinnen,
Mit ihm eine Fehde zu beginnen. —
Allein warum bedenk' ich mich?
Ich ſend' ein Heer, das ſchlage ſich!
Doch muß ich mit dem Teufelsbraten,
Dem Kanzler, mich vorher berathen. —

Er ward gerufen, und durchlief
Mit Einem Blick der Eſel Brief.

Simpel.

Ihr habt geleſen. Sagt mir nun,
Was ſoll ich auf dieß Schreiben thun?

Schalkwitz.

Was Euch der heilige Krönungseid,
Den ihr geleiſtet habt, gebeuth.

Simpel.

Ich bleibe dem Gelübde treu.
Soll ich denn aber frank und frey
Mit Krieg die Menſchen überziehn?
Und werden ſie auch wirklich fliehn? —

Schalkwitz.

Des Müllers Feigheit iſt bekannt.
Er hält mit ſeinem Volk nicht Stand.
Oft haben die, ſo Helden ſcheinen,
Die Tapferkeit nur in den Beinen.

Simpel.

Wohlan, entwerft des Krieges Plan!
Wem vertrau' ich das Kommando an?

Schalkwitz.

Doch wohl Euch ſelbſt?

Simpel.

Ey, warum nicht gar?
Schon der Gedank' empört mein Haar!

Schalkwitz.

Das iſt ſehr ſchlimm! — Vor tauſend Ohren
Habt Ihr unter freiem Himmel geſchworen:
„Wenn einsmahls Krieg im Land' entſteht,
Und meine Schaar zum Kampfe geht,
Will ich ſie ſelbſt als Feldherr leiten,
Und ritterlich an der Spitze ſtreiten.“

Simpel.

Iſt's möglich? Gab ich ſo mein Wort? —
Nun Himmel hilf! da muß ich fort!

Glück auf den Weg! dachte der Kanzler, und mußte ſich Zwang anthun, ſeine Freude zu verbergen; denn er ſelbſt war der Briefſteller, und die guten Mühleſel hatten nicht daran gedacht, ſich über ihr Schickſal zu beklagen.

Dreizehntes Kapitel.

Es wird Krieg, der König muſtert ſeine Reichsarmee, und entlehnt von ſeinem Vorfahr einen Ueberrock zum Feldzuge.

Um ein Heer auf die Beine zu bringen, ward mit möglichſter Eile das Volk zuſammen gerufen. Der Kanzler machte ihm den Entſchluß des Königs bekannt, und ſtellte ihm mit liſtiger Beredſamkeit vor, daß der Krieg gegen den Müller eben ſo unvermeidlich, als gefahrlos und vortheilhaft ſey. Die Nationalverſammlung ließ ſich blenden. Keine Stimme erhob ſich gegen den Feldzug. Alle riethen, den Feind mit vereinter Volkskraft anzugreifen.

Dieſer kriegeriſche Enthuſiasmus gefiel dem Kanzler nicht ganz. Es lief gegen ſeinen Plan, den König, der aufs Haupt geſchlagen werden ſollte, mit einer ſtarken, ſiegverſprechenden Heermacht ins Feld rücken zu laſſen. Darum ſprach er zu der Verſammlung: „Euer Muth und Eifer, den königlichen Verwandten zu Hülfe zu eilen, iſt ungemein rühmlich; es ſcheint mir aber nicht rathſam, das Land von ſtreitbarer Mannſchaft völlig zu entblößen. Der Müller iſt nicht unſer einziger Feind. Wir haben einen ungleich gefährlichern an dem ausgewanderten Prinzen, der mitten unter uns, wie ich gewiß weiß, Kundſchafter beſoldet, und vielleicht in einem nahen Schlupfwinkel auf eine gute Gelegenheit lauert, mit ſeinen Partiſanen hervorzubrechen, und das Reich zu erobern. Daher iſt vonnöthen, daß die Herren Wölfe, Bären, und wie der Kern unſerer Helden weiter heißt, die feſten Plätze beſetzen, um im Fall der Noth dem Löwen und ſeiner Rotte die Stirn zu biethen. Die feindliche Mühle iſt eine unbedeutende Feſtung, die ſich, ſobald nur ein kleines, fliegendes Corps dagegen anrückt, ohne Widerſtand ergeben wird.“ —

Wollen wir denn die Feindſeligkeiten ohne Kriegserklärung anfangen? fragte der Elephant.

„Hm!“ antwortete Schalkwitz, „das iſt ein alter, unnützer Schlendrian.“

Mit nichten! verſetzte Jener: Es iſt eine alte, ehrwürdige Gewohnheit, deren Unterlaſſung weder billig noch klug wäre. Wir können uns vielleicht des Feldzugs ganz überheben, wenn wir zuvor einen Herold an den Müller ſenden, und ihn zur Freilaſſung ſeiner vierfüßigen Sklaven auffordern. —

Es war nun wohl nicht wahrſcheinlich, daß der Meiſter Müller ſogleich nachgeben und zum Kreuze kriechen würde; doch hielt es der Fuchs nicht für ganz unmöglich, und ihm war bange, daß der angeſponnene Krieg auf dieſe Art gar nicht zum Ausbruch kommen möchte. Er antwortete deshalb dem Elephanten: „Ihr ſeyd heute zum Scherz aufgelegt, und habt uns mit Euerm Vorſchlage gewiß nur ein wenig zum Beſten! Wär' er aber wider Vermuthen Ernſt, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich die ſonſt weltbekannte Weisheit des Herrn Statthalters dabey vermiſſe. Wie kann ein ſo kluger Kopf, der das Mannthier [*] und deſſen trotzigen Uebermuth kennt, von einer ſolchen Maßregel Nutzen erwarten? — Gerade das Gegentheil! Der

---

[*] So nennen in dem Froſchmäusler und andern alten Fabeln die Thiere den Menſchen.

Müller würde unſerm Herold ins Angeſicht lachen, würde ſeine Nachbarn und Freunde zur Gegenwehr aufbiethen, und unſer armes Kriegsvölkchen übel empfangen. Nein, nein! Nur durch Ueberraſchung können und werden wir ſiegen. Das iſt und bleibt meine Meinung. Wer es aber beſſer verſteht, der rede!" —

Nicht überzeugt, aber beleidigt, ſchwieg der Elephant. Viele andere, denen vor Schlägen graute, ſtimmten hingegen dem Kanzler bey, und ſagten ganz ſchamlos: wenn man dem Feinde Zeit ließe, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und Bundsgenoſſen zu werben, ſo müßten ſie für ihre Perſon das Anſinnen, den Feldzug mitzumachen, gänzlich verbitten. Es ward alſo beſchloſſen, den Herrn der grauen Sklaven, ohne Manifeſt, in ſeiner ſtaubigen Burg zu überrumpeln.

Am folgenden Tage war große Heerſchau. Sämtliche Thiergeſchlechter, welche

Befehl erhalten hatten, Truppen-Kontingente zu ſtellen, wurden in drey verſchiedene Treffen vertheilt, und in folgender Ordnung gemuſtert.

Zuerſt marſchirten Haſen auf,
Geübte Meiſter im Sprung und Lauf,
Die manchen harten Strauß erfahren,
Und immer glücklich entronnen waren.
Sie ſollten, im Reißaus wohl verſucht,
Den Sieg befördern durch liſtige Flucht,
Und, vor der Kämpfer geſchloßnen Reihn
Flankirend, die Hunde des **Müllers** zerſtreun.

Ihnen folgte ein Trupp Affen, die aufrecht, wie Menſchen, auf zwey Beinen daher ſchritten.

Sie waren bewaffnet mit ſpitzen Stecken,
Um, gleich Huſaren, den Feind zu necken.

Dann kamen die Linientruppen: Böcke, mit ellenlangen Bärten und ſcharfen Bajonetten, die ihnen die Natur auf die Stirn gepflanzt hatte; gewaltige Stiere, deren Hörner, in Ermangelung des Geſchützes, zu Mauerbrechern dienen ſollten; und grimmige Eber, die mit den Säbeln ihres Rachens, wie ſchwere Kavallerie, einhauen wollten.

Hiermit ſchloß ſich, ungefähr zweihundert Mann ſtark, das erſte Treffen. Das Kommando deſſelben übertrug der König ſeinem gelehrten Vetter Denkling, den er zum General ernannte.

Nun ging das zweite Treffen, das größten Theils aus Freibeutern beſtand, durch die Muſterung.

Im erſten Zuge drohten Katzen,
Dem Feind die Augen auszukratzen.
Drauf kam ein unbedeutender Troß
Von Wieſeln und Mardern. An dieſe ſchloß
Sich eine löbliche Gemeine

Von Spieſsbürgern — Igel und Stachelſchweine.
Dergleichen Burſche folgten nun mehr,
Und wenig taugte dieſs ganze Heer.

Eine Compagnie Hengſte rettete noch zuletzt die Ehre des bunten Haufens, deſſen Führung dem uns ſchon vom Kampfgericht her bekannten Herrn von Hochtrab anvertraut wurde.

Das dritte und letzte Treffen bildete ganz allein das Volk der Eſel, das ſich — wenn es hier erlaubt iſt, einen Mode-Ausdruck des franzöſiſchen Revolutionskriegs zu brauchen — in Maſſe erhoben hatte, um dem Heerzuge des grauen Königs beizuwohnen.

Er ging mit Luſt durch ihre Glieder,
Und rief: „Willkommen, wackre Brüder!
Ihr ſeyd die Krone meiner Macht,
Ich führe ſelbſt euch in die Schlacht,
Und wenn auch jene Haufen wanken,
Werd' ich doch euch den Sieg verdanken!“

So war die Muſterung geſchehen, und ſämtliche Truppen erhielten Ordre, des folgenden Tages vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung zu ſtehen.

Als ſich Herr Simpel hierauf in ſeine Burg zurück begeben hatte, ward er mit Einem Mahle kleinmüthig, und das Herz ſchien ihm ganz entfallen zu ſeyn. Er bemühte ſich zwar, ein munteres, heldenhaftes Anſehen zu erzwingen; wenn er ſich aber bisweilen vergaß, ließ er den Kopf zur Erde ſinken, und ſtieß klägliche Seufzer aus.

Da dieß Schalkwitz bemerkte, ſtand er in Sorgen, die Feigheit des Königs möchte ſo weit überhand nehmen, daß der Eſelskrieg zuletzt ganz unterbliebe. Er war deshalb auf Herzſtärkungen bedacht. „Die Natur,“ ſprach er, „handelte gegen Ew. Hoheit etwas ſtiefmütterlich, indem ſie Euch waffenlos in die Welt ſchickte; doch betrübt Euch darüber nicht! Ich kenne Mittel, dieſe Knickerey zu verbeſſern, und Euch furchtbar und unverletzlich zu machen. Jenes bewirken wir durch die Haut Eures königlichen Vorfahrs, die, wie Euch bekannt iſt, ausgeſtopft und als Statüe aufgeſtellt werden ſollte, doch bis ietzt noch ungebraucht in der Rüſtkammer hängt. Hüllet Euch in dieſes ſchreckbare Gewand, ſchreitet den Feinden kühn entgegen, und die feigen Memmen werden fliehen, als erblickten ſie ein Geſpenſt! An Wunden iſt alſo gar nicht zu denken. Doch wollen wir uns auch gegen die entfernteſte und unwahrſcheinlichſte Möglichkeit ſichern. Hier paßt das Sprichwort:

Reicht Löwenhaut nicht zu — wohlan,
So näht ein Streifchen Fuchsbalg dran!

Wir wollen alſo — Aber warum meßt Ihr mich mit ſo großen Augen? — Ihr ſcheint den alten Reim allzu wörtlich zu nehmen, und auf meinem Körper die Stelle zu ſuchen, wo ich das benöthigte Streifchen am füglichſten entbehren könnte. Bitt' um Verzeihung, gnädigſter Herr, ſo iſt das Ding nicht gemeint! — Doch ich falle, wie ich merke, Euerm kurzweiligen Rath ins Handwerk. Das will ich nicht. Was ich Euch jetzt ſagen werde, iſt mein voller Ernſt. Ich bin nähmlich im Beſitz eines köſtlichen, von einem alten, weiſen Meiſter zubereiteten Wunderbalſams, durch den man ſich ſo feſt und unverwundbar machen kann, als wäre man über und über mit einem ſiebenfachen Panzer von Stahl und Eiſen bekleidet." —

Der leichtgläubige Graue ſprang vor Freude hoch auf. Er dachte ſchon nicht mehr daran, daß ihn Schalkwitz mit der Todtenerſcheinung betrogen hatte, und bat freundlich und dringend, ihn zu balſamiren, und bey Anlegung der Löwenhaut ſein Kammerdiener zu ſeyn.

Sie ward, auf ſein Geheiß, gebracht,
Und mancher Verſuch damit gemacht,
Doch wollte ſie durchaus nicht paſſen.
Wo ſollte man die Ohren laſſen?
Sie drängten ſich immer, wie ein Thor
Mit ſeinem ſchalen Gewitzel, vor.

Der Kammerdiener fand endlich ein Mittel, die Rebellen zu zähmen. Er band ſie nieder an den Kopf, und ſchnürte den armſeligen Schweif, der ſich auch neben der ſtattlichen Löwenblume ſchlecht ausnahm, auf den Rücken hinauf. Das häßliche Fußwerk ließ ſich aber weder ändern noch verbergen, und es war lächerlich anzuſehen, wie bey jedem Schritte die Löwenklauen daran herum ſchlotterten.

Der angebliche Wunderbalſam war nichts als ein Gemiſch von Straßenſtaub und Waſſer. Das ahnte freilich Herr Simpel nicht, und empfing die Salbung, die Schalkwitz ernſt und feierlich verrichtete, mit der andächtigſten Miene. Sobald ſie aber vorbey war, blies er ſich wie ein Truthahn auf, ſtolzierte mit großen Schritten herum, und bramarbaſirte: „Nun mag die ganze Hölle kommen, ich fürchte ſie nicht!“ —

Der luſtige Rath ſchraubte den Betrieger und den Betrognen. „Warte nur,“ ſagte der König ſcherzend, „morgen wird dir das Lachen vergehen!“

Warum?

„Du fragſt noch? — Denkſt du etwa, hier zu faulenzen, indem wir uns raufen? — Nein, nein! Du mußt mit zu Felde, und darfſt mir nicht von der Seite weichen.“

Nun, da hoff' ich mehr als jemahls auf königliche Unkoſten zu lachen.

„Das wird ſich ausweiſen. Iſt dir denn gar nicht bange?“

Nein. Wie könnte mich neben dir, du Unverwundbarer! eine Furcht anwandeln? Sollte ja, wie ich denn doch vermuthe,

muthe, ein Prügelregen fallen, ſo kriech' ich mit unter das Schirmdach deines weiten Rockelors, um von der ſchützenden Kraft des Wunderbalſams, womit ſich der Herr Kanzler höchſt verdient um dich gemacht hat, zu profitiren.

„Das ſey dir vergönnt! Doch was haſt du für Waffen?"

Keine. Wozu ſind ſie unter dieſen Umſtänden nöthig? — Der weiſe Herr Kanzler, der alles verſteht, verſicherte überdieß, die Feinde würden ſogleich beim Anblick deiner Spukgeſtalt das Haſenpanier ergreifen, und ich verlaſſe mich auf ſein hohes Wort. Drum will ich mich zu keinem Gefechte, ſondern bloß zur Parade des Triumphs vorbereiten, und meine Staatstracht anlegen. —

Dieſe beſtand in einem uraltmodiſchen Kleide mit breiten, geſteiften Schößen, und einer mächtigen ſpaniſchen Perrücke, wie die Doktoren der Arzeneikunde, und andere gravitätiſche Herren, noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts getragen haben. Der König verlangte zwar damahls, als er Squenzen vom Leibarzt zum Tiſchrath erhob, daß er ſich eine Harlekinsjacke und Schellenkappe zulegen ſollte; allein er war dazu nicht zu bewegen. Da ihn aber Simpel ſchlechterdings in einem ſcheckigen Gewande ſehen wollte, und von Zeit zu Zeit darauf drang, ſo erſchien endlich der luſtige Rath in einem Kleide, daß zwar nach dem alten Schnitte gemacht, aber aus hundert kleinen Vierecken von allen Farben zuſammengeſetzt war, und alſo die Trachten eines Arztes und eines Pickelherings in ſich vereinte. Hierzu trug er, ſtatt eines Degens, das gewöhnliche Gewehr der luſtigen Perſonen auf der Schaubühne, die hölzerne Pritſche.

In dieſem Aufzuge begleitete er den König, als der Tag der Schlacht graute, zur Armee, die auf einer weiten Ebene ſchon aufmarſchirt ſtand.

Es ward Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, den Feind von drey Seiten zu ängſten. Die beiden Generale Denkling und Hochtrab ſollten ihm in die Flanken fallen, und der König wollte mit ſeinem Eſelcorps von vorn angreifen. Nach dieſem Entwurf ſetzten ſich vor Sonnenaufgang die Colonnen in Bewegung, und rückten ſo weit vor, daß ſie kaum noch fünfhundert Schritte von der Mühle entfernt waren. Jetzt machten ſie in einem Thale, wo ſie von dort her nicht geſehen werden konnten, wieder Halt, und ſandten einige langhälſige Kameele auf Kundſchaft aus; denn man fand für gut, den Feind erſt dann zu attaquiren, wenn er die Thore ſeiner Feſtung geöffnet haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Beſchreibung einer blutigen Schlacht, worin das treuloſe Glück ſeinen vormahligen Liebling verläßt.

In der Mühle hatte man keine Ahnung von dem drohenden Kriege; ſie befand ſich aber dennoch in einem vortrefflichen Vertheidigungsſtande.

Das Haupt von dieſem kleinen Staat
War ſchier ein Mann wie Goliath;
Man ſah ihn oft in Schenkenkriegen
Mit ſeinen Rieſenfäuſten ſiegen.
Er hatte, wie ſich in der Welt
Gewöhnlich Gleich und Gleich geſellt,
Vor Jahren ſich mit Kennerblick

An ſeiner Frau ein Gegenſtück
Zu ſeinem Heldengeiſt gewählt.
Sie war, wie er, mit Muth geſtählt,
Dabey, zu ſeiner Augen Wonne,
So kugelrund wie eine Tonne,
Und übte gegen ihr Geſchlecht
Mit Macht das Fauſt- und Kolbenrecht.
Auch mancher Ehrenmann empfand
Bisweilen ihre Eiſenhand.

Der Ehe dieſer tapfern Fechter
Entſproßte nur ein Pärchen Töchter,
Doch ſie beſtätigten den Satz:
Ein Adler hecket keinen Spatz.
Die beiden mannbar'n Mädchen waren
So keck und muthig wie Huſaren.

Dieſer Heldenfamilie dienten drey Mühlknappen, ein Eſeltreiber und zwey Mägde: ſämtlich keine Schwächlinge, ſondern vom derbſten Schrot und Korn. Außer dieſen waren noch zwey ſtammhafte, viereckige Bauern, deren jeder einen Knecht und einen Buben bey ſich hatte, über Nacht in der Mühle geblieben, um Getreide mahlen zu laſſen. Die Beſatzung war alſo ſechzehen Köpfe ſtark, und ward durch vier große Hunde noch furchtbarer.

Mit Aufgang der Sonne regte ſich Leben und Thätigkeit in der Mühle. Die Fenſterladen und Thüren thaten ſich auf; der Müller ſchlarfte gemächlich in Pantoffeln durch den Hof, und gähnte, nach dem Wetter ſchauend, den blauen Himmel an. Sobald die Langhälſe dieſe Erſcheinungen auf ihrer Warte bemerkten, eilten ſie zurück, und thaten dem Könige Meldung davon. Er beſchloß hierauf, den Feind ſogleich angreifen zu laſſen, vor der Hand aber ſelbſt noch mit ſeinen Eſeln, als Reſervecorps, in Ruhe zu bleiben.

Ein königlicher Adjutant
Flog, wie ein Wetterſtrahl,
Von Heer zu Heer, und gab zum Streit
Durch Winke das Signal.

Da hob der Feldherr Denkling kuhn
Sein Heldenhaupt empor,
Und kommandirte: „Aufgeſchaut!
Ihr Haſen, rücket vor!“

Die Rammler eilten auf dieß Wort
Zur Mühle pfeilgeſchwind.
Mit ihren Löffeln trieb ſein Spiel
Der friſche Morgenwind.

Ein Hund ſtand in der Thür, und ſah
Die leichte Compagnie.
Er bellte vor Verwunderung,
Und machte Jagd auf ſie.

Sein ſchmetterndes Wauwau erſcholl,
Wie Feuerlärm, durch's Haus,
Und lockte ſeine Brüderſchaft
Ins freie Feld heraus.

Die Plänker hielten, dem Entwurf
Der Schlacht gemäß, nicht Stand:
Die Haſentaktik ward geſchickt
Von ihnen angewandt.

Die Liſtigen zerſtreuten ſich,
Kartätſchen gleich, ins Feld.
Die Rüden ſchnaubten hin und her,
Und ſahen ſich geprellt.

Kein Jagdprofeſſor hatte ſie
Der Hetze Kunſt gelehrt;
Denn ihre bleierne Natur
War keiner Bildung werth.

Sie keuchten weit und breit umſonſt
Dem Irrwiſchhaufen nach,
Indeß daheim zu Schutz und Trutz
Ihr Beiſtand ſehr gebrach.

Herr Hochtrab hatte meiſterhaft
Die Igel angeführt,
Und mitten in den Weg, um ihn
Zu ſperren, ſie poſtirt.

Von beiden Heeren plänkerte
Die Freipartie um's Haus,
Und forderte durch Feldgeſchrey
Den Feind zur Schlacht heraus.

Die Bauerknaben hörten Lärm,
Sie ſprangen vor die Thür,
Und ſahen nicht in blinder Haſt
Die ſpitzen Kugeln hier.

Sie fielen, holter polter! drauf
Mit tölpiſchem Gewicht,
Und drückten ſich die Stacheln tief
In Händ' und Angeſicht.

Kaum lagen ſie, ſo hieben raſch
Die Affen auf ſie ein.
Potz Element! was fingen da
Die Buben an zu ſchrein!

Sie flohen, mit Verluſt der Schuh',
Zur Mühl', und riefen aus:
„Gott ſey bey uns! Das wilde Heer
Belagert euer Haus!“

Ihr ſchwärmt! fuhr ſie der Müller an,
Der auf der Ofenbank
Mit ſeiner lieben runden Frau
Ein Schälchen Kaffee trank.

Er ging ans Fenſter, und erſchrak
Gewaltig, als er da
Die ganze große Thierarmee
Im vollen Anmarſch ſah.

Doch faßt' er ſich, und donnerte
Durch Haus und Hof und Stall:
„Halloh, halloh! bewaffnet euch,
Ihr Leute, Knall und Fall!“

Samt ihren Knechten waren flugs
Die Bauern bey der Hand,
Und riſſen ſchnell ihr Leibgewehr,
Den Flegel, von der Wand.

Zwey Knappen hohlten Pfähl' am Zaun,
Der dritte ſchwang ein Beil.
Ein alter Reiterſäbel ward
Der einen Magd zu Theil.

Die zweite zog aus dickem Staub
Raſch eine Trommel vor,
Die einſt, im Reißaus vor dem Feind,
Ein Tambour hier verlor.

Mit ſeiner Geißel nicht vergnügt,
Erkohr der Eſelhirt
Sich einen Dreizack noch, mit dem
Der Stall gereinigt wird.

Die Müllerin und Töchter ſchrien
Kein müßiges O weh!
Mit Feuerſpritzen eilten ſie
Beherzt zur Hausarmee.

Auch den bleſſirten Knaben ließ
Der Meiſter keine Ruh.
Er rief: „Schöpft Waſſer aus dem Born,
Und tragt's den Weibern zu!“

Drauf faßt' er einen großen Spieß,
Und ſagte ſchnell und barſch:
„Seyd ihr beiſammen? Wehrt euch brav!
In Gottes Nahmen, Marſch!“

Mit Doppelſchritten warfen ſie
Sich haſtig ins Gefecht.
Die Affen ſchwärmten vor der Thür,
Und wehrten ſich nicht ſchlecht.

Allein die Flegler draſchen drauf,
Als wären's Schütten Stroh.
Vier Affen blieben auf dem Platz,
Der Ueberreſt entfloh.

Um ſie zu rächen, ſprangen wild
Die Katzen auf den Plan,
Und fielen, trotz der Spritzen Fluth,
Die Weiber grimmig an.

Sie flogen, wie ein Bienenſchwarm,
Der Hausfrau auf den Leib.
Vergebens ſchlug um ſich herum
Das ſtarke Heldenweib.

Nichts half, bis man ihr über'n Kopf
Drey Eimer Waſſer goß;
Da ward ſie, triefend wie ein Nix,
Der böſen Geiſter los.

Der Ziegen Männer rückten jetzt
In Reih' und Glied vor's Haus,
Allein ſie richteten nicht viel
Mit ihren Lanzen aus.

Sie ſtieſſen Manchen in den Sand,
Und ſchlitzten manchen Rock,
Dann flohn ſie, und gefangen ward
Der angeſchnürte Bock.

Ein Trupp von Hengſten ſprengte dann
Zum Kampfplatz ſchäumend hin.
Da macht' ein rechtes Meiſterſtück
Die Trommelſchlägerin.

Sie paukte ſo auf's Kalbfell los,
Daß vor dem Donnerton,
Der ihnen neu und wildfremd war,
Die ſcheuen Roſſe flohn.

Doch mehr entflammte nun den Streit
Der Stier' und Eber Wuth.
Sie wälzten brauſend ſich heran,
Gleich wilder Wogenfluth.

Wie dieſe Damm und Mauer ſtürzt,
So brachen ſie ſich Bahn.
Acht Menſchen ſtreckten allzugleich
Die Beine himmelan.

Den dickſten Bauer hieb ein Schwein,
Daß er o Jeſus! rief,
Und mit zerfetzten Hoſen ſchnell
Vom Tummelplatze lief.

Der Müller ſelbſt fiel auf's Geſäß,
Doch er verſtand nicht Scherz,
Und ſtieß dem Büffel, der ihn warf,
Den ſcharfen Spieß ins Herz.

Wie eine Eiche, ſank der Stier,
Und regte ſich nicht mehr.
Ob ſeinem Fall entſetzten ſich
Die Kameraden ſehr.

Der Müller ſchrie den Seinen zu:
„Friſch, Leute, nicht verzagt!“
Und mit vereinter Kraft ward jetzt
Ein Gegenſturm gewagt.

Mit Trommelſchall und Hurrah fiel,
Wie Hagel, Schlag auf Schlag.
Es war ein wild verworr'ner Lärm,
Als käm' der jüngſte Tag.

Die Weiber ſpritzten muthig drein,
Die Thiere wurden blind,
Und jubelnd rief: Viktoria!
So Herrſchaft als Geſind.

Denn, wie bey Roßbach, (wo der Frank
Der heutige nicht war)
Floh plotzlich über Hals und Kopf
Die Horn- und Borſtenſchaar.

Die leichten Truppen hatten ſchon
Vorher das Feld geräumt.
Den Siegern war's, als hätten ſie
Vom Kriege nur geträumt.

Umtanzend den erlegten Stier,
Verſpotteten ſie ihn,
Und ſpannten ſich dann ſämtlich vor,
Um ihn ins Haus zu ziehn.

Indeſſen ſtand Herr Simpel noch
In ſeinem Hinterhalt,
Und glaubte ſchon, die Mühle wär
In ſeines Volks Gewalt.

Auf Ein Mahl ſah er links und rechts
Die Fliehenden ſich nahn,
Und hörte ſeufzend den Rapport
Der beiden Feldherr'n an.

Er brach in laute Klagen aus:
„Wer hätte das gedacht!
Kommt heim! Denn wir vermögen doch
Nichts gegen Menſchenmacht.“

„Herr Oheim,“ ſagte Deukling drauf,
„Verzaget nicht ſo ſehr!
Ihr habt ja hier noch hinter Euch
Ein ungeſchlagnes Heer!

Erneuert kühn damit die Schlacht,
Nach Euerm Krönungseid!
Wir ſammeln das zerſtreute Volk,
Und folgen Euch zum Streit.“

Bey dieſen Worten ſträubte ſich
Vor Angſt des Königs Haar,
Bis ſchnell ihm einfiel, daß er feſt
Und unverwundbar war.

Da ſprach er: „Billig mahnſt du mich
An meinen Krönungseid!
Geh, Neffe, ſammle jenen Trupp,
Und folge mir zum Streit!"

Dann ſtellt' er vor die Eſel ſich,
Und ſagte: „Marſch, ihr Herr'n!"
Das war für viel' ein Donnerwort,
Und keiner hört' es gern.

Sie zottelten ihm traurig nach,
Er aber raſch voran.
Mit Poſſen ſprang um ihn herum
Sein luſtiger Kompan.

Die Mühlenleute plackten ſich
Noch mit dem todten Stier,
Da wehte ſchon vom Thal herauf
Des Königs Feldpanier.

„Ey, ſeht doch!" rief der Goliath:
„Uns droht ein neuer Strauß!
Ha! welcher Popanz hetzt uns heut
Die Beſtien vor's Haus!

Auf, auf! Laßt jetzt den Ochſen ruhn,
Greift wieder zum Gewehr!"
Kaum ſprach er dieß, ſo nahte ſich
Das königliche Heer.

Als nun den Löwenmummel vorn
Des Müllers Leute ſahn,
Da ſtutzten ſie, und alle fiel
Ein kaltes Grauen an.

Die Weiber und die Bauern ſchrien:
„Der Teufel in Perſon!"
Der Meiſter ſchalt und lachte drob,
Allein umſonſt — ſie flohn.

Er ſtand verlaſſen, und empfand
Jetzt ſelbſt, mit ſtiller Scham,
Ein Schauerchen von Furcht, als ihm
Das Schreckbild näher kam.

Ihn übermannte mehr und mehr
Ein ungewohnter Graus,
Und wider Willen ſtürzt' er ſich,
Bleich wie der Tod, ins Haus.

„Aha!“ rief Simpel: „Siehſt du,
Sapienz,
Wie alles vor mir flieht?
Mein Kanzler iſt ein Kernprophet!
Er ſprach's, und es geſchieht.“ —

So ging er auf die Mühle los
Im nächſten Eſelstrab.
Die Weiber ſpritzten Fluth auf Fluth
Vom Fenſter drein herab.

Auch feierten die Männer nicht,
Und ſchoſſen Stein auf Stein;
Doch muthig trabt' er in den Hof,
Der offen ſtand, hinein.

Hier dacht' er erſt: „Wo bleibt mein
Volk?“
Und wandte ſchnell den Blick.
Es hatte ſich nicht übereilt,
Und war noch weit zurück.

Darüber heftig aufgebracht,
Rief er durch einen Schrey,
Den er aus Leibeskräften that,
Die Säumigen herbey.

Doch dieſer Nervenſpannung wich
Der Ohren ſchwaches Band,
Und ſie erſchienen nun ſo keck,
Daß er verrathen ſtand.

Der Müller lauſcht' am Fenſter ſtill,
Sah die Entlarvung an,
Flog lachend nach der Thür, und fuhr
Heraus wie ein Orkan.

Ach, was Herr Simpel da erſchrak!
Er wollte weislich fliehn:
Allein die ſchwere Löwenhaut,
Beklemmt' und hindert' ihn.

Verwickelt in die Klauen, wie
In einen Fallſtrick, ſchoß
Er auf die Naſe hin, und raſch
Ergriff ihn der Koloß.

„Bleib, Grauchen!“ rief er ſpottend aus:
„Bleib da, und komm mit mir!
Dergleichen Löwen, wie du biſt,
Hab' ich ſchon zwanzig hier!“

Mit dieſen Worten ſchob er ihn
In einen Stall hinein,
Und ſchleuderte, wie einen Ball,
Den Tiſchrath hinterdrein.

Dann warf er ſchnell die Hofthür zu,
Und dieß war hohe Zeit;
Denn vorwärts rückte die Armee
Mit Blitzgeſchwindigkeit.

Und tobend ward des Müllers Burg
Umzingelt und bedroht.
Die Böck' und Stiere liefen Sturm,
Die Affen warfen Koth.

Doch wehrten die Belagerten
Sich aus den Fenſtern brav.
Der Spritzen Strahl war ſiedendheiß,
Und ſengte, wo er traf.

Die Trommel lärmte fürchterlich,
Als wäre Feuersnoth,
Und endlich ſchoß der Kommendant
Sogar mit Hagelſchrot.

Auch kamen von der Haſenjagd
Die Hunde wieder an,
Und hetzten tapfer drein, als ſie
Das Haus belagert ſahn.

Ha, welch Entſetzen und Gewirr!
Welch Brüllen und Geheul!
Ein Kämpfer nach dem andern ſchoß
Von dannen, wie ein Pfeil.

Im gräßlichſten Getümmel floh
Dann bald das ganze Heer,
Und, wie mit Beſemen gekehrt,
War nun die Wahlſtatt leer.

Die Ausreißer liefen ſo ſchnell der Heimath zu, als könnten ſie es gar nicht erwarten, mit Schimpf empfangen zu werden. Das erfolgte denn auch, und der arme gefangene König ward wenig bedauert. Nur Einige thaten den gutmüthigen Vorſchlag ihn durch einen neuen Kriegszug zu befreien; aber der größte und wichtigſte Theil des Volks wollte nichts mehr von ihm wiſſen, ſondern beſtand mit wildem Geſchrey darauf, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, dagegen aber den jungen Löwen ins Land zurück zu rufen, und auf den Thron zu ſetzen. Dieſen Rath gab Schalkwitz zuerſt, und verfocht ihn ſo lange, bis er allgemein angenommen ward. Bothen über Bothen eilten fort, um den Beſchluß der Nation dem Prinzen zu melden. Sie fanden ihn ſchon auf dem Rückwege; er kam an, und man huldigte ihm.

Schalkwitz erhielt, auf ſein Anſuchen, eine geheime Audienz, und ſprach mit kriechender Demuth: „Erlaubt mir, gnädigſter Herr, mich ſelbſt vor Euch zu entlarven. Ich ſchien bisher Euer Feind; aber hinter dieſer Maske war ich Euer unterthänigſter Verehrer, und alles, was ich unternahm, geſchah zu Euerm Beſten. Als ich dieß Land betrat, fand ich das

Volk gegen Euch in Aufruhr; es verlangte durchaus einen andern König. Ich verabſcheute die Empörer, ſchloß mich aber, um Euch zu dienen, an ſie an, und lenkte die Wahl auf den ſchwachen Herrn Simpel. Errathet Ihr, warum ich das that? — Ich wollte verhindern, daß der Reichszepter nicht an einen Mächtigern käme, der ihn feſthalten und ihn Euch auf ewig entreißen möchte. Einem wehrloſen Simpel — dacht' ich — iſt er mit der Zeit, wenn der Volkstaumel vorüber iſt, leicht wieder zu entwinden, und dieß hab' ich, ohne Ruhm zu melden, glücklich bewerkſtelligt. Durch böſe, aber zweckmäßige Rathſchläge machte ich den ungeſchickten Schwachkopf dem Volke verhaßt, verwickelt' ihn zuletzt in einen Krieg, traf alle Anſtalten ſo, daß er geſchlagen und gefangen werden mußte, und war dann der Erſte, der den Rath gab, ihn im Stiche zu laſſen, und Euch zum Throne zu rufen. — Seht, dieß alles that ich, unter treulichem Beiſtande meines Freundes Denkling, bloß in der Abſicht, um ihn und mich Eurer Huld zu empfehlen; und ich hege die unterthänigſte Hoffnung . . .“

Du haſt dich ſtark verrechnet! — unterbrach ihn der Löwe. — Daß du einſt gegen mich das Volk aufwiegelteſt, verzeih' ich dir; daß du aber an dem unglücklichen Simpel, dem du Treue und Ergebenheit logſt, und der ſein ganzes Vertrauen auf dich ſetzte, zum Verräther wurdeſt — das empört mich ſo gegen dich, daß ich dich auf der Stelle zerreißen möchte. Ich will mich aber mit deinem Schlangenblute nicht beflecken. Hebe dich aus meinen Augen, und räume ſofort mit deinem Spießgeſellen Denkling das Land! Der geringſte Verzug koſtet euch beiden das Leben! —

Der Fuchs ſtand, wie mit Eiswaſſer

begoſſen, und ſchlich zitternd zu ſeinem Freunde, der über das ihm angekündigte Verweiſungsurtheil in die größte Beſtürzung gerieth. Doch, nach einer kurzen Ueberlegung, waren ſie mit einander darüber einig, daß mit dem neuen Könige nicht zu ſcherzen ſey, und daß ſie daher am beſten thun würden, ihren Stab weiter zu ſetzen. Sogleich packten ſie ein, wanderten über die Gränze, und man hörte nichts weiter von ihnen.

Reineke war klüger und glücklicher. Er drängte ſich nicht mit Selbſtruhm an den Hof. Als aber der König erfuhr, daß er bey Simpels Regierungsantritt ſeine Stelle niedergelegt, und ſeitdem in ruhiger Stille gelebt hatte, ſo gefiel es ihm wohl; er ließ ihn rufen, und erhob ihn wieder zum Kanzler.

Funfzehntes Kapitel.

Die Gefangenen ſetzen ſich in Freiheit, und der Held des Buches ſtirbt, indem er ſich in den glücklichſten Umſtänden befindet.

Herr Simpel ward in ſeiner Kriegsgefangenſchaft nicht übel behandelt. Der Müller und ſeine Leute pflegten zwar ſonſt mit Geſellen ſeines Schlages wenig Komplimente zu machen; aber gegen ihn, der ſich unter ſo ſeltſamen Umſtänden bey ihnen eingefunden hatte, empfanden ſie eine gewiſſe ſcheue Achtung, und erwieſen ihm alle Höflichkeiten, die er ſeiner Natur nach erwarten konnte. Er bewohnte, von den übrigen gemeinen Eſeln abgeſondert, einen eigenen reinlichen Stall, ward gut genährt und gepflegt, und mit aller Arbeit verſchont. Auch die Geſellſchaft ſeines luſtigen Mitgefangenen, der ſich im ganzen Hauſe beliebt machte, entzog man ihm nicht. Sie unterhielten ſich aber, wenn Menſchen dabey waren, nur durch ſtumme Zeichen mit einander, verriethen ihren Rang und Stand in der Thierwelt auf keine Weiſe, und beobachteten alſo, mit Einem Worte, ein ſtrenges Inkognito.

Der Graue war über ſeinen Unſtern ſehr niedergeſchlagen, ſah Stunden lang in düſtern Gedanken auf ſeine Halskette, und ſeufzte nach dem Tode. „Ey, nicht doch!“ ſagte Squenz: „Das iſt ein leidiger Tröſter, der immer bleiben mag, wo er iſt. Wir bedürfen ſeiner Knochenhand nicht, um Euch zu entfeſſeln; ich denke ſelbſt damit fertig zu werden.“

Das ging aber nicht ſo leicht, als er glaubte. Die Kette war zu feſt gegliedert; alles Drehen und Wenden half nichts. Doch des Affen Beobachtungsgeiſt entdeckte bald ein glückliches Hülfsmittel. Im Hauſe frey herum gehend, ſah er eines Tages den Müller von einer Feile Gebrauch machen, ſtahl ſie heimlich hinweg, und ahmte das erlernte Kunſtſtück an Simpels Kette ſo geſchickt nach, daß er ſie von der Krippe loshaken konnte, wenn er wollte. „Sieh, Bruderherz," rief er aus, „nun brauchen wir den Tod nicht zu bemühen! Ich wünſche ihn aber deinem ganzen nichtswürdigen Volke auf den Hals, weil es dich hier in der Tinte ſitzen ließ, ohne ſich um dich zu bekümmern. Doch es ſey darum; wir wollen uns nun ſelbſt ranzioniren."

Es war eben um die Zeit der Ernte, und die Mühle bisweilen, wegen dringender Feldgeſchäfte, ganz menſchenleer. In einem ſo glücklichen Augenblicke bereiteten ſich die Gefangenen zur Flucht. Squenz ſchleppte mit der größten Anſtrengung aus einem entfernten Winkel die Löwenhaut herbey, und bekleidete Simpeln damit; denn er behauptete, daß ſie ſich ohne dieſes Reichskleinod in ihrer Heimath nicht ſehen laſſen dürften. Dann wurde der Eſel losgekettet, und ſie machten ſich geſchwind auf die Ferſen.

Herr Simpel war kein Freund vom Laufen,
Und ſtand oft ſtill, um zu verſchnaufen;
Allein der Hofnarr brauchte Zwang:
Er ſchalt ihn eine Schnecke, ſprang
Ihm auf den Rücken wie ein Reiter,
Und trieb ihn mit der Britſche weiter.

Unverfolgt kamen ſie ſo in die Nähe der Reſidenz. Hier ging der Kavalleriſt, um kein lächerliches Aufſehen zu erregen, wieder zu Fuß; aber dennoch lärmte ihnen ſchon von weiten der Spott des zuſammenlaufenden Thierpöbels entgegen. Die elendeſten Wichte, denen der unglückliche König noch vor kurzer Zeit die größten Wohlthaten erwieſen hatte, rieben ſich mit platten Späßen an ihm. Andere, die nicht ganz ſo ſchlimm waren, wichen ihm ſchweigend aus, als ob er mit der Peſt behaftet wäre. Nur Wacker, der doch vormahls ſein Widerpart geweſen war, begrüßte ihn mit biedrer Freundlichkeit, und verwies den boshaften Witzlingen ihre ungezogene Schadenfreude.

„Lieber Wacker,“ — ſprach Simpel in einem kläglichen Tone — „ich danke herzlich für Euer Mitleiden; es rührt mich. Aber mit Kummer ſeh’ ich mich von Andern gemißhandelt. Sagt mir doch, guter Freund, hab’ ich denn etwa, ohne Wiſſen und Willen, ein Verbrechen begangen?“

Kein anderes, lieber Herr, verſetzte Wacker, als daß Ihr nicht mehr im

Stande ſeyd, dieſem Geſindel zu helfen oder zu ſchaden. — Denn Nebels Sohn befindet ſich wieder hier, und iſt — König.

„Nun, dem Himmel ſey Dank!“ rief Simpel mit Freudigkeit aus.

In dieſem Augenblicke kam der edle junge Löwe, der das Getümmel vernommen hatte, mit eilenden Schritten herbey. Simpel ſank zitternd vor ihm auf die Knie, und ſtammelte: „Mein Herr und König, ich bitt' um Gnade!“

Kühnherz befahl ihm, aufzuſtehen; allein der Afterkönig blieb in ſeiner demüthigen Stellung, und fuhr fort: „Ich habe mich hart wider Ew. Hoheit vergangen; aber ich bin — ſo wunderbar das auch klingen mag — faſt ganz ohne Schuld. Die Natur hat mich, leider! verwahrloſet, und zu einem ſo ſchwachſinnigen Geſchöpfe gebildet, daß ich immer in die Fallſtricke, welche mir Liſt und Bosheit legen, wie blind, hinein tappe.

So ging mir's denn auch mit meinem unglücklichen Königthume. Ich hatte nicht im Traume daran gedacht; aber ich ward überredet, betäubt, und gleichſam mit den Haaren auf den Thron gezogen. O, wie gern tret' ich Euch den heißen Platz wieder ab, wo ich wenig frohe Stunden gehabt habe! Ich werde die Schwachheit, daß ich ihn einnahm, ewig bereuen, und unterwerfe mich jeder Strafe, die Ihr mir deshalb auflegen wollt.“ —

Steht auf, wiederhohlte Kühnherz, und fürchtet nichts! Ich vergeb' Euch. — Und habt Ihr irgend einen Wunſch, den ich gewähren kann, ſo entdeckt mir ihn mit Vertrauen.

„Großmüthigſter Monarch!“ rief Simpel: „Nun fühl' ich erſt recht tief mein Verbrechen! Ach, wie kann ich armer, unwürdiger Knecht es verantworten, daß ich mich zum Werkzeuge der Bosheit brauchen ließ, um einen ſo edelmüthigen Fürſten auf einige Zeit vom Throne zu verdrängen! Und das vergebt Ihr mir! — Ich bin zu wortarm, Euch dafür zu danken. Mit Euch ausgeſöhnt zu ſeyn, war mein ſehnlichſter Wunſch. Nun hab' ich nur noch den: daß Ihr mir ein ſtilles Plätzchen gönnt, wo ich den Reſt meines kummervollen Lebens ruhig beſchließen kann."

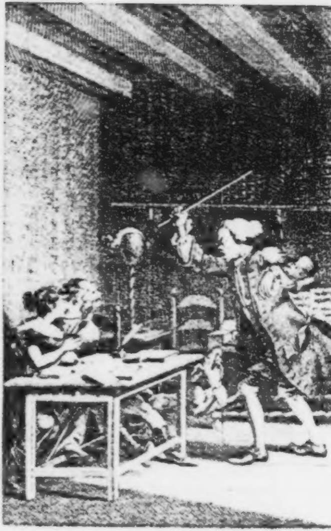
Das ſoll Euch werden, verſetzte der König. Ich überlaſſe Euch das Schloß Grimmhildenruhe, wo mein Vater ſtarb. Es iſt zwar das Witthum meiner Mutter; ſie wird es Euch aber abtreten, und Ihr ſollt dort eine ſichere Freiſtätte gegen Mangel und Kränkungen finden. —

Mit froher Dankbarkeit nahm Simpel von der ihm angewieſenen Auszugswohnung Beſitz, und lebte einige Monate darin wie in einem Paradieſe. Jetzt aber beſann ſich der Tod, daß er ihm im

Stalle des Müllers gerufen hatte, und ſtellte ſich plötzlich ein. Doktor Squenz eilte zwar herbey, um durch ſeine Kunſt dem unzeitigen Beſucher die Thür zu weiſen; allein er fand ſeinen frommen Herrn ſchon ſanft entſchlafen, und entwarf nun, ſtatt eines Recepts, folgende Grabſchrift:

Hier ruht ein Eſel, den im Scherz
Das launenhafte Glück den Thieren
Zum König gab. Doch er empfand mit
Schmerz,
Daß man, um rühmlich zu regieren,
Mehr nöthig hat als — gutes Herz.

Gedruckt bey M. L. Pauli.



Der

Ritter der Wahrheit

von

A. F. E. Langbein.

Erſter Band.

Berlin,
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Ritter der Wahrheit.

Erſter Theil.

I.

Der Ritterſchlag.

Herr Frank, Erb- Lehn- und Gerichts-Herr auf und zu Hühnenthal, kam mit ſeiner Gemahlin von der Leipziger Meſſe zurück. Die eingekauften Waaren wurden ausgepackt. Wilhelm machte einen langen Hals, und trat auf die Zehen; denn er konnte noch kaum auf den Tiſch ſehen. Die Reiſekoffer enthielten wenig nach ſeinem Geſchmack. Er ärgerte ſich, daß Vater und Mutter ihr Geld für Leinewand, Tücher und mehrern ſolchen unbrauchbaren Kram hingegeben, und nicht lieber

Trommeln, Peitſchen und Naſchwerk angeſchafft hatten. Laßt nur mich ein Mahl nach Leipzig kommen — ſprach er in ſeinen Gedanken — ich will meine Batzen beſſer anwenden!

Indem er ſo in ſich hinein ſchalt, wurden einige hohe Schichten Nürnberger Pfefferkuchen aus der Tiefe eines Koffers zu Tage gefördert. Wilhelm that einen Luftſprung, und flüſterte hinter dem Rücken des Vaters: „Lieb Mütterchen, laß mich koſten!“ — Lächelnd fing ſie an, den Bindfaden eines Päckchens aufzulöſen. Schnell ſah ſich der Vater um. „Was will der Bube?“ fragte er in ſeinem gewöhnlichen harten Haustone. „Er wünſcht ein Stückchen Pfefferkuchen,“ antwortete ſie mit ſanfter Stimme und einer freundlichen Miene, die um Einwilligung bat. „Das hab' ich gedacht!“ fuhr er zornig auf, und riß ihr das

Packet aus der Hand. — „Der Junge iſt ſo lüſtern wie eine genäſchige Katze! Aber er muß ſeine Sehnſucht bezähmen lernen, wenn ihm auch, wie die alten Weiber glauben, der Wuchs darüber vergehn ſollte.“ —

Wilhelm nahm das übel. „Behalt Deine Pfefferkuchen in Gottes Nahmen!“ ſprach er. „Ich werde deßhalb doch groß wachſen.“ —

„Seht den Trotzkopf!“ rief der Vater. „Wie kurz er angebunden iſt! — Nun gut, Herr Sohn! Ich will die Pfefferkuchen für mich behalten, ganz für mich! Du ſollſt kein Krümchen davon zu ſchmecken bekommen!“ —

Er ſtapelte jetzt die geſammten Nürnberger Packete (deren wohl ein Dutzend ſeyn mochten) auf ſeinem Schreibtiſche auf, und verboth, bey Vermeidung ſeiner Ungnade, ſie anzutaſten.

Das hätte Madame Frank ohnedieß nicht gethan. Der Schreibtiſch war ihr ſo heilig wie ein Altar. Ihr Gemahl hatte zwar nichts zu ſchreiben, ſchrieb nichts, und konnte kaum ſchreiben; er machte ſich aber dennoch auf ſeinem Pulte ſehr breit, und herrſchte darauf ganz unbeſchränkt. Der nutzloſeſte Papierſpan, der ſich dort befand, durfte nicht weggenommen, nicht berührt, nicht angeſehn werden. Das wäre in ſeinen Augen ein Majeſtätsverbrechen geweſen.

Wilhelm ward für die vorwitzige Antwort, die er ſeinem Vater gab, ſehr empfindlich beſtraft; denn er kannte zwiſchen Himmel und Erde keine ſüßere Leckerey als die, welche ihm aus den Zähnen gerückt wurde. Seine kindiſche Fantaſie ſtellte ſich ſogar vor, daß die Speiſe der Götter (wovon er bisweilen gehört hatte) nichts anders als Honigkuchen ſey, und in Nürnberg gebacken werde. Das Wohnzimmer ſeiner Aeltern war ihm nun ein peinlicher Ort, wo er die Qualen des Tantalus litt. Was half's, daß er tauſend Mahl den Vorſatz faßte, keinen Blick auf das Allerheiligſte ſeines Vaters zu werfen? Die ungehorſamen Augen flogen immer dahin, und der ambroſiſche Gewürzduft der verbothenen Himmelskoſt verfolgte ihn, wo er ging und ſtand.

Dieſe Marter hielt er drey Tage ſtandhaft aus; doch dann erlag er der Gewalt ſeiner Sehnſucht. Er unternahm, als einſt die Aeltern abweſend waren, einen Streifzug in das Banngebieth des Schreibtiſches, führte ſich den mandelreichſten Pfefferkuchen, der auf der Oberfläche eines Packets zur Schau befeſtigt war, zu Gemüthe, ſchnabelirte ihn mit dem größten Behagen, und dachte während des Genuſſes nicht daran, was für traurige

Folgen aus dieſem Sündenfall entſtehen würden.

Aber kaum hatte ſich der Nachgeſchmack des letzten Biſſens im Munde verloren, da ward dem jungen Herrn ſo angſt und bange, als hätte er einen Menſchen erſchlagen. Er wuſte lange keinen Rath, wie er ſich aus der ſchweren Unterſuchung, die ihm bevorſtand, mit heiler Haut wickeln ſollte. Endlich gerieth er auf einen Einfall, der ihm ſehr glücklich ſchien. Er brauchte zu deſſen Ausführung ein Stückchen Pfefferkuchen, und nahm nun noch einen ganzen, den er bis auf ein kleines Reſtchen, das er zu künftigem Gebrauch in die Taſche ſteckte, verzehrte. Es iſt nun Ein Ausbaden, dachte er, und ſprach ſich Muth zu.

Bald darauf kamen die Aeltern nach Hauſe. Der Vater blickte ſogleich auf ſeinen Schreibtiſch, und bemerkte den

Raub. „He! was iſt das?“ fuhr er auf. „Wer hat hier Pfefferkuchen geſtohlen?“

Er nahm den muthmaßlichen Thäter auf der Stelle in Verhaft, und hielt ihn am Arm, damit er nicht die Flucht ergreifen ſollte. Wilhelm gab ſich das Anſehen eines ehrlichen Mannes, der ein vollkommen ruhiges Gewiſſen hat, und machte nicht den geringſten Verſuch, zu entwiſchen. „Lieber Vater, ich bin unſchuldig,“ ſprach er mit einer treuherzigen Miene. „Die Katze hat Dir die Pfefferkuchen gemauſt.“ —

„Die Katze?“ — rief Herr Frank, und lachte bitter. „Das magſt Du einem Dummkopf weis machen! — Katzen mauſen gern Fleiſch; aber in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ſie ſich an Pfefferkuchen vergriffen.“ —

Wilhelm verſicherte keck, der Cyper habe ſich dieß zu Schulden kommen laſſen, und ſey auf friſcher That von ihm ertappt worden. Der Vater ſchüttelte unaufhörlich den Kopf. „Ja, ja, Du kannſt mir's glauben!“ fuhr der Knabe herzhaft fort: „Man ſieht's ihm vielleicht noch am Bart an, daß er genaſcht hat. Ich will ihn hohlen.“ —

Er flog, vom Vater losgelaſſen, aus der Stube, und ſuchte den Cyper, der in tiefen Gedanken auf der Bodentreppe ſaß. Wilhelm ſtreichelte ihn, feuchtete das Stückchen Pfefferkuchen, das er in der Taſche hatte, ein wenig an, und mahlte damit dem alten Kater einen tüchtigen Schnurrbart. Der ernſthafte Heinz ſträubte ſich, ſitzte die Naſe, und nieſte rechts und links. Wilhelm nahm ihn, als er mit ſeiner Mahlerey fertig war, auf den Arm, um ihn dem hochnothpeinlichen Halsgerichte ſeines Vaters zu überliefern.

Unter Weges ſchlug ihm das Gewiſſen.

Er fühlte, daß er nicht recht that, dem unſchuldigen Maushund (wie man vor alten Zeiten die Katze nannte) einen Kriminalprozeß auf den Hals zu wälzen. Aber er war nun einmahl als Ankläger aufgetreten, und durfte nicht widerrufen, wenn er ſich nicht ſelbſt in die tiefſte Tinte bringen wollte: denn ſein Vater war ein erklärter Feind der Unwahrheit, und ahndete kein Vergehen ſo ſcharf und unerbittlich als Lügen. Der kleine Näſcher ſteckte jetzt in einer häßlichen Klemme, und die Thränen traten ihm in die Augen. „Lieber Heinz,“ ſprach er wehmüthig, „bade nur heute für mich aus! Ich will gern ein ander Mahl, wenn Du ein Schnittchen Braten wegkaperſt, Deine Schuld auf mich nehmen, und meinem eigenen Munde manchen guten Biſſen abdarben, um Dich damit zu traktiren.“

Heinz ſchien dieſen Vorſchlag aufmerkſam anzuhören, und damit zufrieden zu ſeyn. Wilhelm eilte nun mit ihm vor den furchtbaren Richter. „Da ſieh!“ ſprach er, und zeigte mit zitternder Hand auf den braunen Bart des Verklagten.

„Das iſt ſonderbar!“ ſagte Herr Frank mit einer räthſelhaften Miene, die ſeinem Sohne gar nicht gefiel. — „Und noch ſonderbarer, daß ſich der Sünder den Bart nicht geputzt hat, wie ſeines Gleichen ſonſt fleißig zu thun pflegen! — Ich muß doch Wunders halben ſehen, wie er ſich bey einem Pfefferkuchen-Schmauſe benimmt. Setz’ ihn her auf den Tiſch!“ —

Wilhelm ſchickte vor Angſt ein leiſes Stoßgebetchen gen Himmel, daß er dem Kater guten Appetit verleihen möge; allein es ward nicht erhört. Heinz war ſo dumm, oder vielmehr zu ſeinem Heil ſo klug, den köſtlichen Biſſen zu verſchmähen, der ihm angebothen wurde.

„Was heißt das?“ ſprach Herr Frank, und blickte Wilhelmen an, als ob er ihn mit den Augen durchbohren wollte. „Warum langt der Dieb nicht zu?“

„Er muß wohl ſchon ſatt ſeyn,“ ſtotterte der Beſtürzte.

„Frecher Bube!“ rief der Vater, und griff nach einer Hetzpeitſche. „Hältſt Du mich für ſo einfältig, daß ich glauben werde, der Kater könne mit ſeinen Krallen den Knoten eines Bandes auflöſen und wieder knüpfen, wie hier geſchehen iſt? — Bekenne mir auf der Stelle, daß Du die Pfefferkuchen ſelbſt weggſtibitzt haſt!“ —

Wilhelm läugnete noch kühn; aber der Inquiſitor zwang ihn — ungeachtet die Folter in Deutſchland längſt abgeſchafft war — durch einige Hiebe zum Geſtändniß.

Nun brach eine Zornpredigt los, die wir nicht nachſchreiben wollen. „Ungerathener Range!“ hieß es am Ende: „Das Naſchen will ich Dir für dieß Mahl verzeihen; aber das Lügen nicht. Das iſt die Wurzel aller Laſter! — Hätteſt Du Dich nicht darauf verlaſſen, ſo wäre Dir gar nicht in den Sinn gekommen, mein Verboth zu übertreten.“ — Jetzt ſchwang der Eiferer die Pferdegeißel aufs neue, und begleitete jeden Streich mit dem Zuruf: „Junge, ſprich Wahrheit, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit!“ —

Madame Frank ſprang herzu, und wand ihm die Peitſche aus der Hand. „Schone des Knaben!“ bat ſie weinend: „Er iſt ja unſer Sohn!“ — „Ganz recht!“ erwiederte Herr Frank. „Eben weil er das iſt, hab' ich ihm eine Wohlthat erzeigt, und ihn zum Ritter der Wahrheit geſchlagen.“ —

2.

Der Naſenſtüber.

Indem ſich Herr Frank über ſeinen witzigen Einfall, der ihm unverſehens entfuhr, im Stillen wunderte und freute, ſah ſich Wilhelm, auf einen Wink der Mutter, nach der Thür um, und huſchte glücklich hinaus. Als er nach einer Stunde wieder aus ſeinem Schlupfwinkel hervorſchlich, hatte ſich die Hitze des Vaters abgekühlt. „Wilhelm,“ ſprach er mit ruhigem Ernſt, „laß Dich hinfort nicht mehr auf dem fahlen Pferde betreffen! Lügen aller Art ſchänden den Menſchen: denn ſie quellen entweder aus einem falſchen Herzen oder aus einer feigen, knechtiſchen Seele.“ —

„Sehr wahr!“ fiel die Mutter ein.

„Und man weiß nie, wie man mit Leuten daran iſt, die ſich dieß Laſter angewöhnt haben. Hätte die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Geſicht, ſo nähme man das Gegentheil von dem, was der Lügner ſagt, für Gewißheit. Aber die Rückſeite der Wahrheit zeigt uns tauſend verſchiedene Geſtalten, und iſt ein Feld ohne Gränzen.“ —

„Das klingt ja wie gedruckt!“ ſagte Herr Frank mit einem etwas höhniſchen Tone.

„Errathen!“ antwortete ſie. „Ich habe mir dieſe Gedanken vor langer Zeit aus einem Buche aufgezeichnet; doch kann ich mich des Titels nicht flugs entſinnen.“

„Ey Schade!“ ſprach Herr Frank. „Das wäre gerade die einzige Schrift, die ich leſen möchte, wenn ſie mehr ſolche vernünftige Sachen enthielte.“ —

„Wirklich? — Nun ſo laß mich einen Augen-

Augenblick nachdenken! Der Nahme des Verfaſſers ſchwebt mir auf der Zunge.“

„Gib Dir keine Mühe!“

„Ha, nun weiß ich ihn ſchon! Er heißt Montaigne. — Soll ich Dir ſein treffliches Werk: Gedanken und Meinungen über allerley Gegenſtände, verſchreiben? Es ſind ſechs reichhaltige Bände.“

„Sechs Bände! — Davor bewahre mich der Himmel!“

„Seltſamer Mann, was Dich gleich für eine Angſt überfällt! Du biſt doch auf eine lächerliche Art bücherſcheu!“ —

Er warf ihr einen zornigen Blick zu, und lenkte ſich wieder zur Hauptſache. „Wilhelm,“ ſprach er, „ich rathe Dir nochmahls, den heutigen Denkzettel in Deinem Gedächtniſſe wohl zu bewahren. Und haſt Du künftig ein Mahl einen unbeſonnenen Streich begangen, ſo geſteh' ihn frey, und Du wirſt mich zur Verzeihung geneigt finden." —

Kann ich's doch verſuchen! dachte Wilhelm, und es zeigte ſich bald eine Gelegenheit dazu. Er ſtieß unverſehens, indem einſt ſein Steckenpferd mit ihm durchging, einen kleinen Tiſch um, und ſeines Vaters goldgeränderte Mundtaſſe brach in Stücke. Man denke ſich ſein Schrecken! Er war allein, und ſann einen Augenblick, ob er ſich ſtill aus dem Staube machen, oder allenfalls wieder die Schuld auf den Kater ſchieben wolle. Da er aber voraus ſah, daß er dennoch einer neuen Tortur ſchwerlich entgehen würde, ſo faßte er den Entſchluß, ſich ſelbſt anzuklagen. Das that er, und es gelang über ſein Erwarten. Der Vater ertheilte ihm, ſtatt der befürchteten Züchtigung, einen Lobſpruch, und beſchenkte ihn ſogar mit einem Pfefferkuchen. „Bravo!"

ſchmunzelte Wilhelm für ſich: „Man kommt, wie ich ſehe, mit der Wahrheit gut durch die Welt!“ —

Dieſe Erziehungsweiſe war, aus gewiſſen Geſichtspunkten betrachtet, beſſer und löblicher als Herrn Franks eigene rauhe und ungehobelte Sitten. Es ging ſich mit ihm und ſeinen Mucken nicht lieblich um. Er nahm nie ein Blatt vor den Mund, ſagte jedermann ſeine Gedanken derb und trocken unter die Augen, und ſprach und that überhaupt alles, was ihm gefiel oder bequem war. Dieſes unartige Betragen nannte er Wahrheitsliebe; es war aber im Grunde nichts als blanke, bare Grobheit, die bey ihm, wie überall, aus Eingeſchränktheit des Verſtandes, ſchlechter Erziehung und Stolz entſprang. Er war reich, und glaubte daher in ſeinem Uebermuth, ſich alles erlauben zu dürfen. Die Leute, mit denen er gewöhnlich

Umgang pflog, machten ihm das Privilegium, deſſen er ſich anmaßte, nicht ſtreitig. Es waren meiſtens arme Schlucker und Krippenreiter, die ſich gern übel behandeln ließen, wenn es ihrem Magen nur wohl ging; und das war an Herrn Franks Tafel immer der Fall. Er hielt oft eben ſo wichtige Konferenzen mit ſeinem Koch, wie weiland der Kaiſer Domitian mit dem römiſchen Senat, den er einſt deßhalb zuſammen berief, um mit ihm über die Zubereitung eines ungewöhnlich großen Buttfiſches zu berathſchlagen.

Uebrigens milderte Herr Frank den Fehler ſeiner unanſtändigen Geradheit durch die Tugend: daß auch er keinen Tribut von Komplimenten und übertriebener Ehrerbiethung verlangte, worauf andere beutelſtolze Grobiane — und heutiges Tages manche nicht höfliche Gelehrte — den ſtärkſten Anſpruch machen. Er war im

Gegentheil allen Schmeichlern und Fuchsſchwänzern ſpinnefeind. Durften ſich gleich ſeine Tiſchfreunde, wenn er beleidigende Ausfälle gegen ſie that, nicht mit ähnlichen Waffen vertheidigen: ſo waren ſie doch der hündiſchen Demuth und Kriecherey überhoben, womit ſich mancher Schmarotzer an den Tafeln der Großen und Reichen ſein Stückchen Braten ſauer verdienen muß. Die Gäſte in Hühnenthal hatten nichts zu thun, als zu ſchweigen und allenfalls beyfällig zu lächeln, wenn ſie von dem Herrn Wirth angezapft wurden.

Wilhelm ſah und hörte täglich, wie ſein Vater den armen Wichten mitſpielte, und ahmte bald dieſem Vorbilde nach. Er nahm ſich überall große Gurken heraus, nannte jedermann Du, und neckte alle Menſchen, die ihm nicht gefielen. Der Vater hatte ſeine Freude daran, und trat ihm immer, wenn Beſchwerden über ihn einliefen, die Brücke. Das erfuhr unter andern ein gewiſſer Herr von Schierling, der in Hühnenthal wohnte.

Dieſer bejahrte Edelmann (der, beyläufig geſagt, ſehr klein und verwachſen war, und auf beyden Augen ſchielte) bekleidete zuvor, ehe er ſich auf dem Lande niederließ, in der Hauptſtadt die Stelle eines Juſtizraths, und galt für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Er beging aber dennoch das Unrecht, einen ſeiner Kollegen, der ſich aus dem Bauerſtande redlich empor gearbeitet hatte, und ein achtungswerther Mann war, ſeine niedre Herkunft öffentlich vorzuwerfen, und ihn mit einem entehrenden Schimpfworte zu belegen. Der Bauersſohn übertrug, ſtumm wie ein Fiſch, ſeinem Daumen und Mittelfinger — beſonders dem letztern — die Antwort, und des Edelmanns Naſe wackelte fürchterlich. Dieſe Geſchichte ward in der ganzen Stadt ruchtbar und ſehr belacht; denn der Empfänger des Naſenſtübers war, wegen ſeiner hämiſchen Gemüthsart, wenig beliebt, und das Kollegium, bey dem er angeſtellt war, freute ſich vom Präſidenten bis zu den Kanzelleydienern hinab, als er kurz nachher aus Scham ſeinen Abſchied nahm, und in Hühnenthal ein Gütchen bezog, das er von einem Verwandten geerbt hatte.

Er hielt hier weder mit Herrn Frank, deſſen nächſter Nachbar er war, noch mit irgend einem andern Menſchen Umgang, ſondern lebte bloß mit ſechs oder ſieben kleinen niedlichen Hündchen in der zärtlichſten Eintracht. Sie ſaßen auf hohen Seſſeln mit ihm zur Tafel, und begleiteten ihn bey ſeinen Spaziergängen. Einsmahls ſprang Wilhelm, der ihm außerhalb des Dorfs begegnete, neben ihm und ſeiner vierfüßigen Geſellſchaft raſch vorbey.

Das nahmen die werthen Hündlein übel, fielen kläffend ihn an, hetzten eine Strecke hinter ihm her, und verbiſſen ſich in ſeine Rockzipfel. Herr von Schierling ſah mit vornehmer Gelaſſenheit zu, und war nicht ſo höflich, ſeinen Lieblingen Ruhe zu gebiethen. Wilhelm hielt ſich alſo zur Selbſthülfe berechtigt, und brauchte ſeine Peitſche, mit der er gewöhnlich zu Schutz und Trutz bewaffnet war, ſo nachdrücklich, daß die Haare der Kläffer umher ſtoben. Sie flohn mit jämmerlichem Geſchrey zu ihrem Patron. Er verſammelte ſie, wie eine Henne ihre Küchlein, unter ſeinen ausgebreiteten Armen, tröſtete ſie mit den zärtlichſten Worten, und fluchte dazwiſchen auf den kleinen Frank, der von weiten ſtand, und jubelnd in die Hände klatſchte.

In der Folge nahmen die Hunde Reißaus, ſobald ſie ihn ſahn. Wenn er, zum Beyſpiel, an den Fenſtern ihres Brodherrn, der im Erdgeſchoß wohnte, Mittags vorbey ging, ſprangen ſie über Hals und Kopf von ihren Stühlen, und krochen furchtſam zu Winkel. Das beluſtigte ihn, und er machte ſich oft den Spaß, ſie durch ſeine Erſcheinung zu erſchrecken. Vergebens wurden die Fenſter mit Vorhängen verwahrt. Schon der Knall ſeiner Peitſche verdarb den Hündchen ihren Appetit, und er klatſchte ihnen richtig alle Mittage eine geſegnete Mahlzeit.

Herr von Schierling verklagte ihn endlich bey ſeinem Vater, und forderte von demſelben, daß er ſeinem Sohne nicht nur die Tafelmuſik der Karbatſche verbiethen, ſondern auch ſogar unterſagen ſollte, ſich an den Plätzen, wo Ihro Gnaden zu luſtwandeln pflegten, ſehen zu laſſen.

„Wo denken Sie hin?″ rief Herr Frank, und lachte ihm ins Geſicht. „Wie können Sie ſich anmaßen, mir hier in meinem Gebiethe Geſetze vorzuſchreiben? — Wenn mein Sohn mit ſeiner Peitſche knallt, ſo führt er bloß Krieg mit der Luft, die ſich das geduldig gefallen läßt; und im übrigen hat er mehr Recht auf Gottes Erde zu wandeln als jeder Hund, wenn er auch das Herzblatt und der Tafelgenoß eines Königs wäre. — Drum laß Dich nicht irren!“ fuhr er gegen Wilhelm fort. „Schwärme Du herum, wo Du willſt! Das Dorf iſt mein; und wem es hier nicht gefällt, der mag ſich einen Ort ſuchen, wo die Menſchen ſchwach genug ſind, ſich ins Bockshorn jagen zu laſſen, und vor Hunden Reſpekt zu haben.“ —

Herr von Schierling kochte innerlich wie ein Feuerberg; aber er wagte nicht, die Lava ſeines Zorns ausſtrömen zu laſſen, weil ihm vermuthlich bange war, ſeine Naſe möchte wieder ſo ſchmerzlich erſchüttert werden, wie bey der Fehde mit dem bürgerlichen Juſtizrath. Er biß eine Minute lang ſchweigend auf ſeine Unterlippe, packte krampfhaft die langen Schöße ſeiner Sammtweſte, rückte ſie heftig auf und nieder, und that zuletzt mit ſeinem rechten Storchbeine einen mächtigen Tritt gegen die Erde. „Nun gut!“ ſchäumte er zwiſchen den zuſammen geknirſchten Zähnen hervor. „Nun gut, Herr Frank! Ich verkaufe mein Gut, und verlaſſe Ihr Dorf, auf deſſen Beſitz und Regierung Sie ſich ſo viel einbilden, als ob's ein Kaiſerthum wäre!“ — Er verſicherte ſich bey dieſen kühnen Worten der Thüre. — „Aber Ihm, Monſieur Wilhelm,“ rief er auf der Schwelle, „Ihm werd' ichs gedenken, was er mir und meinen armen Hunden zu Leide gethan hat!“ —

Vater und Sohn beantworteten dieſe Drohung mit einem Hohngelächter, und der Edelmann ging mit ſchnellen Schritten davon. Acht Tage nachher zog er mit ſeinen Buſenfreundchen wieder in die Stadt; denn er rechnete darauf, daß nun der Naſenſchneller, der ihn aufs Dorf geſchleudert hatte, mit Gras bewachſen ſey.

3.

Der Ohrwurm.

Wilhelm war in ſeinen Flegeljahren ſchon ziemlich weit vorgerückt, als er noch nicht angefangen hatte, leſen zu lernen. Sein Vater erſtreckte den Abſcheu, den er vor allen Druckſchriften hegte, ſogar bis auf das Abcbuch, und hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſeinen Sohn ſo ſpät als möglich mit dieſem Urquell der ihm verhaßten Gelehrſamkeit bekannt werden zu laſſen. Nur Döbels Jägerpractica fand Gnade vor ſeinen Augen, und machte ſeine ganze Bibliothek aus.

Eines Abends war Wilhelm auf dem Sopha eingeſchlummert; der Vater ſaß am Tiſche müßig wie immer — wenn man ihm die funfzehnte Pfeife, die er an dieſem Tage rauchte, nicht etwa für eine Arbeit anrechnen will; — die Mutter ſtrickte, von langer Weile gefoltert: denn leſen, was ſie ſo gern gethan hätte, durfte ſie nicht. Sie unterbrach die peinliche Todtenſtille durch eine Frage, die ihr ſeit geraumer Zeit ſchwer auf dem Herzen lag. „Lieber Mann,“ ſagte ſie, „was ſoll endlich aus dem Schläfer dort werden?“

„Er bleibe, was er iſt!“ brummte der Schmaucher.

„Alſo ein ungebildeter Wildfang?“

„Ein Naturmenſch, der nichts verſteht, als glücklich zu ſeyn.“

„Gebe der Himmel, daß er's werde! Aber mich dünkt, Du führſt ihn nicht den rechten Weg.“

„Wie ſo?“

„Seine Unwiſſenheit wird ihn verächtlich und ſein Vorwitz verhaßt machen.“

„Hm! dem einzigen Erben eines ſchuldenfreyen Landgutes, das unter Brüdern achtzig tauſend Thaler werth iſt, kann es gleichgültig ſeyn, was andre Menſchen von ihm halten.“

„Ey bewahre! Ueber das Urtheil der vernünftigen Welt darf ſich kein König hinweg ſetzen.“

„Verſchone mich mit Deiner Moral! Ich bin zu alt, bey Dir in die Schule zu gehn.“

„Sage was Du willſt, es iſt eine Schande, daß der Sohn des Gutsherrn hinter allen Bauerknaben in der Erziehung zurück ſteht, und in ſeinem neunten Jahre noch nicht leſen kann.“

„Das mag er mit der Zeit lernen; doch nicht viel mehr. Er ſoll mir durchaus kein grämlicher Bücherwurm, kein aufgeblaſener Vielwiſſer, kein pedantiſcher Querkopf werden.“

„Wer wünſcht das? Nur ein wenig Kultur und Politur ....“

„Bleib mir mit Deinen hochtrabenden Wörtern von den Ohren! Was nützt Dir's, daß Du kultivirt und polirt biſt? Kannſt Du mit den Kühen franzöſiſch ſprechen, oder mit den Gänſen philoſophiren? — Kurz, ich werde, wenn's Zeit iſt, für Wilhelms Erziehung ſorgen, und damit holla!“ —

Das war ſein gewöhnliches Kommandowort, wenn er Schweigen gebiethen wollte. Madame Frank gehorchte. Sobald er aber am folgenden Tage auf die Jagd gegangen war, rief ſie den kleinen Ignoranten in ihr Zimmer, both ihm das gewöhnliche Handgeld der Schulrekruten, eine ſtattliche Zuckerdüte, und eröffnete ihm ihren Vorſatz, ihn leſen und ſchreiben zu lehren.

Eine bittere Nachricht für den Herumſchwärmer, der nicht gern einen Augenblick ſtill ſaß! Da ſie ihm aber ſo verſüßt beygebracht wurde, und er ſeine Mutter liebte, ſo ergab er ſich darein, ihr Schüler zu werden. Sie legte ihm eine Fibel vor, die mit bunten Bildern ausgeſchmückt war. Er beluſtigte ſich eine Weile damit, und hatte die Ehre, den Flügelmann des Alphabets, das große A, kennen zu lernen. Dieſe Bekanntſchaft war jedoch kaum gemacht, da brannte ſchon der Stuhl unter ihm, und er ward für dieß Mahl entlaſſen. Nach einigen Tagen

kam

kam ein neues, von ſeiner Lehrerin verſchriebenes Abc an, das ſeinen ganzen Beyfall erhielt, weil alle Buchſtaben, wie ſie im Druck erſcheinen, aus Zucker gebacken waren. Jeder, deſſen Nahmen er zu nennen wußte, ward ihm auf der Stelle ausgeliefert. So wanderten bald alle fünf und zwanzig durch ſeinen Magen in den Kopf. Eine Reiſe, welche die Künſte und Wiſſenſchaften ſehr oft machen! —

Ungeachtet ihm aber ſeine Mutter den Schulweg mit Zucker beſtreute, ſo that er dennoch keine großen Fortſchritte darauf, weil die Lehrſtunden, wie vormahls der Gottesdienſt der verfolgten Chriſten, nur heimlich gehalten, und oft Wochen lang ausgeſetzt werden mußten, wenn der Hausdespot, wegen ſchlechten Wetters, daheim blieb. Indeſſen ward Wilhelm zehn Jahre alt. Nun ſchien es ſeinem

Vater doch endlich Zeit, ihn einem Lehrer zu untergeben. Dieſen heilſamen Gedanken erweckte bey ihm der Tod des alten Pfarrers in Hühnenthal, mit dem er ſeit vielen Jahren in Unfrieden gelebt hatte. Er beſchloß: Wilhelm ſollte von dem neuen Prediger, ſobald er angezogen ſeyn würde, unterrichtet werden.

Der junge Mann, der das geiſtliche Hirtenamt erhielt, war ein Elegant, der ſein eigenes, zierlich gelocktes Haar trug, und mit leichten Kunſtſchritten eines vollkommenen Tänzers die Kanzel und den Altar betrat. Jene lobenswürdige Natürlichkeit, die damahls erſt anfing, die Stutzperücken zu verdrängen, fand bey den Bauern einen ſtarken Anſtoß; doch Herr Frank nahm den jungen Geiſtlichen, wie billig, deßhalb in Schutz, und ſetzte den Grüblern in einem eben ſo kräftigen Tone, wie Gellerts Amtmann, die Köpfe zurecht. Dennoch fiel der angehende Seelſorger bald bey ihm in Ungnade. Er war, nach abgelegter Probepredigt, ins herrſchaftliche Schloß zum Mittagsmahl eingeladen worden, und erſchien mit einer Menge tiefer Reverenze, wie ſie etwa gegen einen König gebräuchlich ſind. Herr Frank, dem aller Ueberfluß von Scharrfüßen und Bücklingen zuwider war, verbat ſie ſich ſchnell mit einem finſtern Geſichte; allein der allzu demüthige Gaſt krümmte ſich deſto tiefer, und überſchüttete das ganze hohe Haus, wie er ſich ausdrückte, mit den ſüßeſten Schmeicheleyen. Wilhelm bekam den Titel eines holden, zarten Engels, ungeachtet der kleine wilde Teufel, wie ein Zigeunerbube, von der Sonne geſchwärzt war; die Speiſen hießen Götterkoſt, um die Ohren der Hausfrau zu kitzeln; und vollends Herr Frank mochte ſich wehren und ſträuben wie er wollte: er ward in Weihrauch beynah erſtickt. Am Ende wollte ihm ſogar der unermüdliche Schmeichler, bey Anwünſchung der geſegneten Mahlzeit, die Hand küſſen. Daß er ſo dem Faſſe den Boden ausſtieß, war die Schuld der Madame Frank, die ihm von ihrem Nektar (wozu er einen ganz gewöhnlichen Tiſchwein erhob) ein Glas zu viel eingenöthiget hatte.

Er empfahl ſich eben ſo kriechend als er kam, und Herr Frank ließ nun ſeinem Unwillen -- den er, aus Reſpekt gegen den ſchwarzen Rock ſeines Gaſtes, gezähmt hatte — freyen Lauf. „Ein unerträglicher Ohrwurm!“ rief er aus. „Ich möcht' ihm nicht einen Hund, geſchweige mein Kind, anvertraun! Nein, lieber wähl' ich den Schulmeiſter. Der iſt ein alter deutſcher Degenknopf!“ —

4.

Der Schnurrbart.

Alexander Wigand war ein ſeltſames Amphibium, das auf dem Schlachtfelde wie in der Schulſtube zu Hauſe war. Er hatte die Eigenheit, ſeine Herkunft und ſeinen Geburtsort geheim zu halten. Selbſt ſeine Frau wußte von beyden nichts, weil er ſich am Verlobungstage bedingte, ihn über die Schickſale ſeiner Jugend nie zu fragen. Er empfing bisweilen Briefe, die, nach dem Betrage des Poſtgeldes zu urtheilen, aus fernen Gegenden kamen, und ihn immer ſehr mißmüthig machten. Wir dürfen ſein Geheimniß nicht voreilig ausplaudern. Es wird mit der Zeit den Leſern bekannt werden. Hier iſt uns nur erlaubt, im voraus ſo viel zu verrathen: daß ihn ein unglücklicher Vorfall in ſeinem zwanzigſten Jahre aus ſeiner Heimath und über die vaterländiſche Gränze trieb, und ihn zu dem Entſchluß brachte, ſich als Huſar anwerben zu laſſen.

Nachdem er ſich einige Jahre auf dem Exercierplatze und im Felde getummelt hatte, war er zu einer ungewöhnlichen Länge und Stärke erwachſen. Er ragte, wie ein Thurm, über ſeine Nebenmänner im Gliede hervor, und berührte faſt, wenn er auf ſeinem pohlniſchen Klepper ſaß, mit den Füßen die Erde. Man fand nun den ſchwerfälligen Koloß zum Dienſt bey der leichten Reiterey nicht mehr brauchbar; er ward als Unterofficier zu einem Küraſſier-Regimente verſetzt, und ſtieg bald zum Wachmeiſter.

Jetzt heirathete er ein gutes, geſchicktes Mädchen, eine Tochter des damahligen

Schulmeiſters in Hühnenthal, die bey der Generalin von Türk, deren Gemahl Inhaber des Küraſſier-Regiments war, als Kammerjungfer diente. Es iſt voraus zu ſehen, daß mancher Leſer und Kunſtrichter über dieſe genealogiſche Nachricht vornehm lächeln wird. Der Verfaſſer muß das über ſich ergehen laſſen; denn ſie war nothwendig.

Wigand befand ſich in einem verhältnißmäßigen Wohlſtande, bis ihm eine feindliche Kugel das linke Bein lähmte, und ihn in ſeinem vierzigſten Jahre zum Invaliden machte. Er bekam den Abſchied mit einer Penſion, wovon kein Zwerg leben konnte, geſchweige ein Rieſe wie er.

Der General erboth ſich, ihm einen Civilpoſten zu verſchaffen, und fragte, zu welchem er Luſt habe. „Am liebſten würd' ich Domherr, mit einer fetten

Pfründe;“ antwortete der ſpaßhafte Wachmeiſter: „Doch unſer einer darf nicht viel wählen. Mir iſt jedes Plätzchen willkommen, wo ich mit Frau und Kind ein ſicheres Auskommen finde. Ich würde mich allenfalls ſogar entſchließen, in die Fußſtapfen meines Schwiegervaters zu treten, der geſtern geſtorben iſt.“ — Der General lachte über den Einfall, Ludimagiſter zu werden, und nahm ihn für Scherz an. „Mein voller Ernſt!“ fuhr Wigand fort. „König Dyoniſius war Schulmeiſter zu Korinth; warum ſollte ſich dieſes nützlichen Geſchäfts ein armer Wachmeiſter ſchämen?“ —

Die Lehrerſtelle in Hühnenthal war in ihrer Art eine der beſten im Lande; ein wahres Schulmeiſter-Canaan. Wigand bewarb ſich um dieſe Perle, weil beſonders ſeine Frau an ihrem Geburtsorte zu leben wünſchte. Der General unterſtützte ihn mit Nachdruck; und ſo kam er auf die Liſte der Kandidaten, die in der Dorfkirche die gewöhnliche Probe thun ſollten. Er bereitete ſich dazu; doch alle Vorſtellungen ſeiner Freunde waren vergebens, ihn zur Trennung von ſeinem Schnurrbarte zu bewegen. „Iſt's denn nicht rühmlich, Haare auf den Zähnen zu haben?“ ſprach er ſcherzend. „Ich möchte ſie nicht gern auf ein ungewiſſes Spiel ſetzen. Wie leicht geſchieht's, daß ich den Dienſt nicht bekomme! Dann hätt' ich meinen Bart um nichts und wieder nichts eingebüßt, und die Kinder auf der Gaſſe lachten mich aus.“ —

Man ſah aus Achtung gegen ſeinen Patron, den General, dieſer Grille durch die Finger. Er orgelte wacker, ſang und katechiſirte mit Beyfall, und ward zum Schulmeiſter ernannt. Dabey erhielt er aber die ernſtliche Weiſung, nun ohne

Verzug ſeine kriegeriſche Mundverbrämung hinweg zu ſchaffen.

Hierzu konnte er ſich nicht entſchließen. Es war ihm, als ob er die Augen aus dem Kopfe verlieren ſollte. Er trat ſein Amt getroſt an, und wichſte ſeinen Bart, wie er als regierender Wachmeiſter gethan hatte. Die kleinen Schulkinder fürchteten ſich vor ihm, wie vor dem Knecht Ruprecht; die größern lachten, und er fuchtelte ſie tüchtig dafür. Der Pfarrer und der Superintendent bemühten ſich vergebens, dieſem Unweſen zu ſteuern. Sie erſtatteten darüber Bericht ans Konſiſtorium. Dieß befahl — wiewohl mit etwas mildern Ausdrücken —: der Schulmeiſter ſolle ſich binnen vier und zwanzig Stunden entweder den Bart oder vom Dienſt ſcheren.

Immer noch ſträubte ſich der Starrkopf. Doch ſeine kluge Frau erhielt ihn bey Amt und Brod, indem ſie ihm, als er ſchlief, den ſtreitigen Bart unter der Naſe wegſchnitt. Der erwachende Simſon haderte fürchterlich mit ſeiner Delila, und gab ſich erſt nach langer Zeit über den Verluſt ſeiner martialiſchen Zierde zufrieden.

Bald darauf brach ein Stiefelkrieg aus. Der alte rechtgläubige Pfarrer fand an den großen, ſteifen, donnernden Küraſſierſtiefeln, womit ſein Schulmeiſter in der Kirche herum ſtorchte, und ſogar, bey Anſteckung der Abendmahlskerzen, den Altar erſchütterte, ein gewaltiges Aergerniß, und ermahnte ihn oft mit ſanften und ernſten Worten, ſeine Beine ſtandesmäßiger zu kleiden. Es geſchah nicht. Wigand gab immer zur Antwort: er habe verlernt, in Schuhen zu gehen. Der Pfarrer verklagte ihn abermahls, wegen dieſer Widerſpänſtigkeit, beym hohen Kirchengerichte;

dieß hielt jedoch die Sache für unbedeutend, und entſchied nichts darüber. Wigand donnerte nach wie vor mit ſeinen Butterfäſſern den Altar hinauf, und ſie machten mit ſeinem Stutz (den er ſich zulegte, weil ihn ſeine ungetreuen Haare verließen) einen lächerlichen Abſtich. Auch fiel es ſonderbar auf, wenn er in der Folge, als der Tod das alte Kirchenlicht ausgeputzt hatte, neben dem jungen, zarten Pfarrherrchen, wie Goliath und David, durchs Dorf ſtiefelte. Hinter ihm ging er nie; er machte vielmehr ſolche Rieſenſchritte voran, daß ihm ſein geiſtlicher Gefährte bisweilen im keuchenden Trabe folgen mußte. Der alte Kriegsknecht war nie dahin zu bringen, daß er ſeinen Paſtor'n den Mantel oder die Kirchen-Agende nachgetragen hätte. Stolz auf ſeine vormahlige Wachmeiſterwürde, wollte er ſich durchaus nicht zu einer gemeinen Pfarrer-Ordonnanz erniedrigen laſſen.

Auch der Schulmeiſtertitel war ſeinen Ohren ein Mißton, bey dem er immer die Stirn runzelte. Wer ihn hingegen Herr Wachmeiſter begrüßte, bekam ein freundliches Geſicht. Herr Frank verdiente ſich dieß, wenn er bey guter Laune war. Wigand wollte ihn dagegen aus ſchuldiger Dankbarkeit Herr Kornett nennen, weil er vor dreyßig Jahren eine kurze Zeit als Standartenjunker gedient und mit jenem Prädikat den Abſchied genommen hatte: er verbat ſich's aber als unpaſſend zu ſeiner Generals-Korpulenz und ſeinem eisgrauen Kopfe.

5.

Antonio.

Der Erwachmeiſter war alſo der Mann, den der vormahlige Standartenjunker und Titular-Kornett zum Lehrer ſeines Sohnes beſtimmte. Ehe dieſer Beſchluß ausgeführt wurde, fand Wilhelm inzwiſchen noch Gelegenheit, bey einem andern Meiſter in die Schule zu gehn.

Es war einige Tage nach obgemeldeter Probepredigt, als im Schloßhofe zu Hühnenthal ein fremder Reiter ankam, der bey Menſchen und Vieh großes Aufſehn erregte. Sogar die Truthähne ſtrotzten ihm mit aufgeblaſenen Kadern und lärmendem Gekoller entgegen. Dieſer zornige Empfang galt der brennend rothen Farbe ſeines Kolletts, das mit goldnen

Treſſen beſetzt war. Hierzu trug er einen glänzenden Helm mit einem Roßſchweiſe. Ein berittener Jockey begleitete ihn, und hielt ſein Pferd, als er ſich mit ungewöhnlicher Behendigkeit herab geſchwungen hatte. Er verlangte mit dem Herrn des Schloſſes zu ſprechen, und ward zur Audienz gelaſſen.

„Gnädiger Herr!“ — begann er, und berührte, ſich tief verbeugend, mit der rechten Hand ſeinen Helm.

„Nichts von Gnade!“ fiel ihm Herr Frank haſtig ins Wort. „Ich bin kein Edelmann. Aendern Sie daher ihre Sprache!“

„Wie Sie befehlen,“ antwortete der Fremde.

„Sie haben ſich unter dem Nahmen Antonio bey mir anmelden laſſen;“ fuhr Jener fort: „Aber wer ſind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich bin der Inhaber eines Trupps Affen, Hunde und anderer Thiere, mit denen ich das Land durchziehe, um das Publikum zu beluſtigen.“

„So, ſo!“ — ſprach Herr Frank, und ſetzte geſchwind ſeine Nachtmütze auf. — „Alſo damit gibt Er ſich ab? — Er könnte wohl, dächt' ich, etwas Nützlichers thun.“

„Sie haben Recht. Ich treib' auch dieſes Geſchäft nicht aus Neigung und freyer Wahl. Eine Verkettung ſeltſamer Schickſale, die ich von Jugend auf erfuhr, machte mich zum Eigenthümer dieſer Thiere, deren Abrichtung und Leitung bloß die Sache meiner Knechte iſt. Ich ſelbſt befaſſe mich nicht damit, und ſuche mit Ungeduld eine günſtige Gelegenheit, die ganze Menagerie zu verkaufen.“

„Nun? — Er will mir doch nicht etwa die Beſtien anbiethen?“

„Sie

„Sie ſcherzen. Ich bin im Begriff, nach der Hauptſtadt zu reiſen. Wenn Sie es aber erlauben, ſo halt' ich mich einen Tag oder zwey hier auf. Wir haben einen weiten Weg in Einem Striche gemacht; ich und mein Troß ſind ermüdet; wir bedürfen einiger Ruhe.“

„Die ſey Ihm vergönnt!“

„Sie geſtatten doch wohl auch, daß wir unſere Künſte hier zeigen?“

„Nein, das verbitt' ich mir. Ich bin kein Freund von Affenballetts, und die Hunde lieb' ich nur, wenn ſie zur Jagd dreſſirt ſind.“

„Aber Ihren Unterthanen würden meine Thiere wahrſcheinlich Vergnügen machen.“

„Kann ſeyn.“

„Und ich gewänne dabey das Stall- und Futtergeld.“

„Nun, ſo laß Er meinetwegen tanzen!“ —

Antonio trat ab, ſchwang ſich auf ſein Pferd, ritt nach dem Gaſthofe, und ſchickte ſeinen kleinen Knappen hinaus vors Dorf, um ſein vierfüßiges Gefolge, das ſich indeſſen neben der Landſtraße gelagert hatte, herein zu führen. Wilhelm, dem die Ankunft dieſer Karavane ein großes Feſt verſprach, flog ihr entgegen.

Sie zog in ſtiller Ordnung daher. Ihre Fahne war der lange, hochgeſtreckte Hals eines Kamehls, das an der Spitze ging. Auf ſeinem Höcker thronte ein Pavian, und ſchnitt rechts und links Fratzengeſichter. Ihm folgten zwey alte verdrießliche Bären. Hinter dieſen ritten ſechs Affen auf eben ſo viel großen engliſchen Doggen, die ordentlich, wie Pferde, geſattelt und gezäumt waren. Einige Packeſel und ein Wagen, der, wie die Arche Noä, eine Menge kleiner ausländiſcher Thiere und Vögel in ſich faßte, beſchloſſen den Zug.

Wilhelm, der ein ſolches Schauſpiel noch nie geſehn hatte, zappelte vor Freude mit Händen und Füßen. Er theilte Aepfel unter die Affen aus, (weil er aus dem Abcbuche wußte, daß ſie Liebhaber davon ſind) und konnte ſich über die poſſierliche Art, wie ſie ſpeiſ'ten, nicht genug verwundern. Aber noch mehr beluſtigte ihn ein Affe, der es übel nahm, daß die Dorfhunde mit ſeiner Reitdogge Bekanntſchaft machen wollten. Er ſah ihnen eine Weile geduldig zu, wie ſie, ſchwänzelnd und ſchnüffelnd, ihre ausländiſche Schweſter begrüßten; als ihm aber die Bewillkommungskomplimente zu lange dauerten, ſchwang er ſich, wie ein kunſtgerechter Reiter, aus dem Sattel, und gab dem nächſten Köter eine ſo förmliche Maulſchelle, wie ſie nur eine Menſchenhand austheilen kann. Gelaſſen ſtieg er dann wieder auf ſeinen Klepper; der gezüchtigte

Hund heulte durchs Dorf hinab, und erfuhr die Wahrheit des Sprichworts: Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht ſorgen.

Es ward ſchon Abend, als der müde Trupp in den Gaſthof einzog; der allgemeine Wunſch, die Künſte der Thiere zu ſehen, konnte daher an dieſem Tage nicht befriediget werden. Zur Entſchädigung lud Antonio die verſammelte Dorfſchaft ein, ſich nach Verlauf einer Stunde, die er zu Vorbereitungen nöthig habe, im Wirthshauſe einzufinden, wo er ſie mit mancherley Beluſtigungen unterhalten wolle.

6.

Der Kanarienvogel.

Jung und Alt drängte ſich zum Schauplatze. Der Schulmeiſter, die Gerichtsſchöppen, der reiche Mahlmüller, ein eben ſo wohlhabender Roßhändler, und mehrere Vornehme des Dorfs, beſetzten die erſten Plätze. Auch Wilhelm ſtahl ſich zu Hauſe weg, und miſchte ſich unter die Zuſchauer.

Antonio begann mit Kartenkünſten und andern Taſchenſpielereyen, die er, ohne den abgeſchmackten Hokus Pokus gemeiner Gaukler, mit der zierlichen Gewandtheit des bekannten Ritters Pinetti darſtellte. Man ſtaunte darüber allgemein. Sogar der gelehrteſte Mann der Geſellſchaft, der Schulmeiſter, betheuerte mit ſoldatiſchen Schwüren, daß er dergleichen wunderbare

Dinge nimmer geſehen habe. Nur der Müller und ſein Herr Gevatter, der Roßkamm, (die ſich außerordentlich klug dünkten, und bey jeder Gelegenheit das große Wort führten) waren anderer Meinung. Sie ſchüttelten ihre dicken Köpfe, lächelten ſpöttiſch und ſagten laut: das ſey alles Kinderey, und erfordere keine beſondere Geſchicklichkeit.

Wigand, der den kunſtreichen Fremdling ſchon lieb gewonnen hatte, gerieth darüber in Harniſch. „Tauſend Element!“ rief er aus: „Tadeln iſt leicht! Aber verſucht ſelbſt ſo ein Stückchen, ihr Herren!“

„Wir wollen das nicht,“ verſetzten ſie ſtolz.

„So, ſo!“ ſprach Wigand. „Das iſt doch Jammer und Schade! — Nun, ſo ſchweigt wenigſtens, ihr hochweiſen Kunſtrichter, und ſtört uns einfältige Leute nicht in unſerm Vergnügen!“ —

Antonio nahm an dieſem kleinen Kriege, der ſeinetwegen geführt wurde, keinen Antheil. Er faßte die Klüglinge bloß ins Geſicht, und fuhr, als ihnen der Mund geſtopft war, in ſeinen künſtlichen Spielen ruhig fort.

Unter andern befahl er ſeinem Jockey, der ihm als Gehülfe zur Hand ging, einen lebendigen Vogel und einen Mörſer zu hohlen. Der Knabe brachte das verlangte Gefäß, und ein munterer Kanarienvogel ſaß ihm frey auf der Schulter. Antonio kündigte jetzt an: er werde dieſes zahme Thierchen in dem Mörſer zerſtampfen, und ſogleich wieder lebendig machen. Die meiſten Zuſchauer hörten dieß gleichgültig an; andere freuten ſich darauf; nur Röschen, die Tochter des Schenkwirths, (der zugleich Dorfrichter war) ein ſchönes, ſechzehnjähriges Mädchen, drängte ſich mitleidig heran, und bat um Schonung des Vogels.

Die beyden Krittler verſpotteten ſie, und beſtanden hitzig darauf, das kleine Geſchöpf zermalmen zu ſehen; denn ſie glaubten, der Künſtler habe ſchon im voraus auf eine mitleidige Vorbitte gerechnet, um ſich der Darſtellung dieſes ſchwierigen Stücks überheben zu können. Antonio errieth ihren Verdacht, den ſie durch hämiſche Mienen und abgebrochene Worte deutlich genug zu erkennen gaben. Er entſchuldigte ſich deßhalb gegen Röschen, daß er das Schickſal des Vogels nicht ändern könne, weil er ſonſt in Gefahr ſtehe, von gewiſſen Leuten für einen Prahler gehalten zu werden.

Hierauf ergriff er raſch den Vogel, und drückte ihn in den Mörſer. Röschen wandte ſich ſchnell hinweg, und verließ mit weinenden Augen und eilenden Schritten die Stube. Antonio arbeitete nun einige Sekunden lang wacker mit der Keule, und jedermann war überzeugt, daß der Vogel zerſchmettert ſeyn müſſe; aber plötzlich flog er — durch den doppelten Boden des Mörſers unbeſchädigt erhalten — wieder heraus. Ein Jubelgeſchrey erſchallte, und Röschen kam wieder zurück. Antonio rief ſie zu ſich. „Sieh, gutes Mädchen,“ ſprach er, „der Vogel lebt! Nimm und behalt' ihn zu meinem Andenken!“ — Röschen küßte den Vogel, und hüpfte, nach einem freundlichen Dank, mit ihm davon. „Eine edle Seele!“ rief Antonio. „Dieſes Kunſtſtück iſt ein wahrer Probierſtein der Herzen!“ —

Die ſuperklugen und nichts weniger als empfindſamen Gevattersmänner hohnlächelten über dieſen Auftritt; doch Antonio ließ ſich nicht mit ihnen ein, und ſchien ſie gar nicht zu bemerken. Er hatte ſie dennoch ſcharf auf dem Korne, und beobachtete vornehmlich, wegen einer gewiſſen Abſicht, ihre Stimmen ſehr genau.

Nach einer halben Stunde, die unter magnetiſchen und andern Künſten verſtrich, ſchloß er ſeine Vorſtellungen, und erſuchte den Wirth, ſein beſtelltes Abendeſſen aufzutragen zu laſſen. Es erſchien ein gebratener Kalbskopf. Antonio machte ſich bey der Schüſſel ein kleines, flüchtiges Geſchäft, das niemand bemerkte, und wandte ſich dann zu den beyden Klügelmeiſtern. „Meine Herren,“ ſprach er, „es blökt in der Welt manches Kalb —“

„Ja wohl, ja wohl!“ fiel Wigand ein, und nickte bedeutſam nach den vorwitzigen Krittlern hin.

„Aber einen gebratenen Kalbskopf,“ fuhr Antonio fort, „hörten Sie doch gewiß noch nicht blöken.“

Sie geſtanden das brummend ein.

„Nun, ſo befehl' ich dir,“ redete er

den Kalbskopf an, „dieſen Herren einen freundſchaftlichen guten Abend zu biethen.“

Er hatte dieß kaum geſagt, da blökte das Caput mortuum auf dem Tiſche wie ein lebendiges Kalb, und wiederhohlte dieß mehrmahls.

Ein ſchallendes Gelächter erſchütterte die Schenkſtube; nur der Müller und der Roßkamm ſaßen ſo ernſthaft wie ein Paar Horneulen, und wollten vor Aergerniß berſten, weil größten Theils auf ihre Koſten gelacht wurde.

Antonio lud ſeinen Vertheidiger, den Schulmeiſter, freundlich ein, mit ihm zu ſpeiſen, und Wigand ſchlug es nicht aus. Sie ſetzten ſich an ein beſonderes Tiſchchen, das für den reiſenden Künſtler gedeckt war. Er zerlegte mit außerordentlicher Geſchwindigkeit den wunderſamen Braten, und beſeitigte ſo ganz unmerklich einen Laubfroſch, den er in ein flaches

Schächtelchen geſperrt, und in den Mund des Kalbskopfs geſchoben hatte. Hier war dem kleinen Gefangenen bald in ſeinem engen Kerker zu warm geworden; er beklagte ſich darüber in ſeiner gewöhnlichen Sprache, und die eingeſchloſſene Stimme des Baſſiſten klang natürlich wie das Geblök eines Kalbes.

7.

Die Gevattern.

Wigand, Antonio und der Jockey (den ſein Herr auch mit zur Tafel gezogen hatte) ſchmauſ'ten vergnügt, ungeachtet ſich die beyden Widerſacher viel Mühe gaben, ihnen die Mahlzeit zu verſalzen. Auf ihre, in der Mitte der breiten Schenktafel aufgepflanzten Elbogen geſtützt, lagen ſie, wie ein Paar ſchildhaltende Löwen, einander gegenüber, tranken ſich einen derben Rauſch, und ſtichelten unabläſſig auf die ſpeiſende Geſellſchaft, beſonders auf Antonio.

„Höre, Herr Bruder,“ — fing unter andern Martin, der Müller, an — „der Doktor Fauſt war doch ein ganz anderer Kerl!“ —

„Das ſollt' ich meinen!“ — antwortete Steffen, der Roßkamm. — „Er ritt ein Mahl in Leipzig (wie ich in meiner Jugend geleſen habe) auf einem großen Weinfaſſe aus einem Keller herauf, und zwar ſo raſch und flink, wie ich mit meinem türkiſchen Schimmel über eine Wieſe galoppire.“

„Potz alle Hagel!“ rief der Müller. „Das ſoll mir mancher Windbeutel wohl bleiben laſſen!“ —

„Aber noch luſtiger war der Streich,“

fuhr Steffen fort, „den er einer benebelten Geſellſchaft ſpielte, die durchaus ein Zauberſtückchen von ihm verlangte.“ —

„Wirklich? — Ey, laß doch hören, Herr Bruder!“ —

Steffen nahm gemächlich eine Priſe Taback, räusperte ſich, und begann, nach mehrern ſolchen Vorbereitungen, mit ſtarker Stimme ſeine Geſchichte, wie folgt:

„Doktor Fauſt ſpeiſ'te einsmahls in einem vornehmen Wirthshauſe zu Abend. Die übrige Tiſchgeſellſchaft hatte ſich die Naſe tüchtig begoſſen, und forderte mit großem Geſchrey von ihm ein Pröbchen ſeiner ſchwarzen Kunſt. Der Hexenmeiſter hatte gerade keine Luſt. Aber die Trunkenbolde ſetzten ihm heftig zu, und ſagten ihm ins Geſicht: wenn er nicht auf der Stelle ihren Wunſch befriedigte, ſo hielten ſie ihn für einen Pfuſcher und Stümper.

Ihr greift meine Ehre an! ſagte der

Doktor. Ich muß ſie retten! Wohlan, nennt mir ein Kunſtſtück, das ich euch zeigen ſoll!

Sie ſteckten die rauchenden Köpfe zuſammen, um gemeinſchaftlich eine recht harte Nuß zu finden, die ſie ihm zum Aufknacken vorlegen wollten. Nach langer Berathſchlagung baten ſie ſich aus: er möchte einen Weinſtock mit reifen Trauben aus dem Tiſchblatte hervor wachſen laſſen. Sie hielten das, wegen der ſpäten Jahrszeit, für eine ſehr ſchwere Aufgabe; denn es war ſchon gegen Weihnachten, und alſo die Weinleſe längſt vorbey.

Der Doktor merkte, was ſie im Schilde führten, und lächelte ruhig darüber. Gut, meine Herren, ſprach er, es geſchehe, was ihr wünſcht! Doch rühre ſich keiner vom Platze!

Er machte nun allerley Hokus Pokus, und ſie ſprachen indeſſen aus langer Weile ihren Flaſchen ſo fleißig zu, daß ſie allenfalls mit ihren gläſernen Augen einen Ziegenbock für einen Elephanten angeſehn hätten. Als ſie der Schwarzkünſtler in dieſer vortheilhaften Verfaſſung erblickte, rief er plötzlich: Aufgepaßt! — Und ſiehe, da ſtieg ein prächtiger Weinſtock aus der Mitte der runden Tafel empor, ſtreckte ſeine Rebenarme nach allen Seiten aus, und reichte jedem Gaſt eine große purpurfarbene Traube. Habt Acht! — kommandirte Fauſt wie ein Major auf dem Exercierplatze: Die Trauben mit der linken Hand angefaßt! — Mit der rechten das Meſſer ergriffen! — Es geſchah; ſie machten ſich alle zur Weinleſe fertig; aber der Doktor rief: Halt! — Wem ſein Leben lieb iſt, der ſchneide ſeine Traube nicht eher, bis ich's ausdrücklich erlaube! — So hielt er ſie fünf Minuten lang, wie ſteinerne Bildſäulen, in geſpannter Erwartung

tung. Jetzt verſchwand, von ſeinem Zauberſtabe berührt, plötzlich der Weinſtock, und jeder Gaſt ſah mit Erſtaunen, daß er die rothe Naſe ſeines Tiſchnachbars in der Hand hatte, und eben im Begriff war, ſie abzuſchneiden.“ —

Martin jauchzte hoch auf: „Was mögen ſich die naſſen Brüder geärgert haben! — Aber, potz Stern! es war ein rares Stück! Ich wollte meine Mühle mit ſechs Gängen drum geben, wenn ich ſo hexen könnte.“ — Er wandte ſich jetzt zu Antonio: „Heh! was meint Er dazu? — Hat Er gehört, was mein Herr Gevatter erzählte?“ —

„Warum nicht?“ antwortete Jener. „Der Herr Gevatter ſprach ja laut und vernehmlich genug.“

„Das iſt ſo meine Art zu reden;“ ſagte der Roßtäuſcher im Tone eines Raufbolds. „Geht's Ihn was an?“

„Nicht das Geringſte!“ — war Antonio's Antwort.

„Ich dächte,“ fiel Martin ein, „Er ließe das unter Weges, ſich über unſere Stimmen aufzuhalten! Mach' Er uns lieber, wenn Er mit Seinem Kalbskopfe zu Rande iſt, einen ſolchen Meiſterſchwank vor, wie der ſelige Doktor Fauſt, den der Geyer geholt hat.“

„Damit kann ich nicht dienen,“ entgegnete Antonio. „Ich bin kein Schwarzkünſtler, und gab mich nie dafür aus. Geſchwindigkeit iſt keine Zauberey. — Allenfalls wollt' ich's aber auch, ohne Doktor Fauſt zu ſeyn, dahin bringen, daß ſich ein Paar gute Freunde bey den Köpfen kriegen müßten.“ —

„Nehm' Er nur Seinen eigenen Kopf in Acht!“ rief Steffen.

Antonio antwortete dem Renommiſten nicht, ſondern neigte ſich zum Schulmeiſter, und fragte leiſe: „Sprechen Sie franzöſiſch oder italiäniſch?“

„Mein Himmel!“ verſetzte Wigand lächelnd, „wie können Sie dieſen gelehrten Luxus bey einem armen Dorfſchulmeiſter ſuchen? — Ich ſpreche bloß mein ehrliches Mutterdeutſch, und zur höchſten Noth ein Bißchen Küchenlatein.“

Antonio fing jetzt an, ſehr fertig lateiniſch zu reden. „Es freut mich,“ ſprach er, „daß wir uns einer fremden Zunge bedienen können, deren nicht jeder um uns her mächtig iſt. Sagen Sie mir, Freund, wer ſind jene zwey Männer, die auf eine ſo zudringliche Weiſe Händel mit mir ſuchen?“ —

„Die ärgſten Schelm' im Dorfe!“ antwortete Wigand gleichfalls lateiniſch. „Der Dickbauch im bläulichen Rocke iſt der hieſige Mahlmüller, Nahmens Martin, der ſich ſeit zwanzig Jahren, durch doppeltes und dreyfaches Metzen, zum reichen Manne geſtohlen hat. Sein Gevatter Steffen — der Rothkopf mit der langen Naſe — taugt eben ſo wenig. Er iſt der betrüglichſte Roßkamm im Lande, und ſein Stall — ich kann darüber urtheilen, denn ich habe bey der Kavallerie gedient — ſein Stall iſt ein ewiger Schauplatz aller möglichen Pferdegebrechen. Aber er brennt, beizt, mahlt, feilt und prügelt ſeine armen alten Mähren ſo lange, bis er ſie als junge, muthige Roſſe verkaufen, und unerfahrnen Leuten die Augen damit auswiſchen kann. — Außer dem beſitzen die Herren Gevattern einen ganz unerträglichen Dünkel, und halten jeden für ein Schaf, der nicht ſo gaunert, wie ſie.“ —

Ein Paar liebenswürdige Menſchen!“ rief Antonio. „Vielleicht kann ich von dieſer Charakterſchilderung einen luſtigen Gebrauch machen.“ —

Martin und Steffen ſpitzten, wie Eſel, die Muſik hören, bey dieſem lateiniſchen Geſpräche die Ohren, und lachten und flüſterten leiſe. Sie wagten nicht, laut darüber zu ſpotten; denn ſie fürchteten ſich vor dem herkuliſchen Wigand, der ihnen an körperlicher Kraft weit überlegen war. Mit dem ſchlanken, fein gebauten Taſchenſpieler hingegen glaubten ſie es, ohne ſonderliche Gefahr ihres Rückens, aufnehmen zu können, und forderten ihn daher aufs neue durch Spöttereyen heraus. Er hatte keine Luſt, ſich thätlich mit ihnen abzugeben, ſondern ging mit dem Gedanken um, ſie durch ihre eigenen Hände zu züchtigen.

Die klügſte Maßregel, die man gegen einen bellenden Hund und einen zankluſtigen Naſeweis ergreifen kann, iſt das Schweigen der Verachtung. Beyde Arten von Kläffern — und beſonders die, welche durch die Feder bellen — laſſen den am erſten zufrieden, der ſeine Straße ruhig fortgeht, ohne ſich um ſie zu bekümmern. Auch die Herren Gevattern wurden endlich, als ihnen Antonio nicht mehr antwortete, des Neckens müde. Martin, der verſchiedene Gläſer über den Durſt getrunken hatte, neigte ſchlummernd ſein Haupt, und Steffen ſchwankte zwiſchen Schlafen und Wachen. Es herrſchte einige Minuten lang eine tiefe Stille. Antonio ging mit langſamen Schritten die Stube auf und ab.

Mit Einem Mahl erſchallte eine ſonderbare hohle Stimme, die mit Steffens Sprachton die größte Aehnlichkeit hatte. „Herr Gevatter!“ rief ſie: „warum ſo ſchläfrig? — Du haſt heute gewiß tüchtig gemetzt!“ —

Steffen erſchrak, da er ſich ſelbſt reden hörte, und doch den Mund nicht aufthat. Auch Martin fuhr aus dem Schlafe emvor, und fragte haſtig: „Was ſagteſt Du?“

„Ich kein Wort!“ ſprach der Roßhändler.

„Ey, ſo läugne doch nicht!“ verſetzte der Andre. „Ich verſtand Deinen plumpen Spaß recht wohl; denn ich ſchlief nicht ſo feſt, als Du glaubteſt.“

Steffen ſchwor: er habe keinen Mucks von ſich gegeben; der Henker müſſe ſein Spiel haben. So ſtritten ſie eine Weile mit ſchweren Zungen, und nickten dann wieder.

„Gevatter Steffen!“ rief jetzt eine Stimme in Martins Mundart: „Haſt Du heute viel alte Pferde jung gemacht?“ —

Beyde wurden plötzlich munter, und ſtarrten einander an. „Du Mehlwurm! Du Mühleſel!“ — ſchimpfte der Roßtäuſcher — „was foppſt Du mich?“ —

„Du träumſt, Pferdejude!“ rief Martin. „Ich hörte wohl im Duſel von Deinen alten Kracken ſprechen; aber, bey meiner Treu, ich war's nicht!“ —

Das Gezänk ward ernſthaft. Steffen hieß den Müller einen Metzendieb; dieſer gab einen Betrieger zurück. Der Roßkamm rächte ſich durch eine Ohrfeige; Martin blieb ſie nicht ſchuldig. Sie fielen einander in die Haare, balgten ſich nieder auf den Fußboden, und walkten ſich, zur größten Beluſtigung aller Anweſenden, unter dem Tiſche. Niemand regte Hand oder Fuß, den Frieden zwiſchen ihnen herzuſtellen; denn beyde waren verhaßt, und man gönnte Jedem die Püſſe, die er von dem Andern erhielt. So hatten ſie die ſchönſte Muße, ſich nach Gefallen zu bearbeiten. Dieſes Vergnügen genoſſen ſie fünf Minuten, und gingen dann mit Beulen und Brauſchen nach Hauſe, wo

Steffen vermuthlich viel Apoſtelſalbe *) zu ſeiner Heilung verbrauchte.

8.

Der Bauchredner.

Antonio blieb bey dieſem Kampfe ſo gleichgültig, als ob er nichts davon ſehe und höre. Deſto mehr jubelte ſein kleiner Page, und vertraute Wilhelmen, der mit ihm Freundſchaft geſtiftet hatte, daß ſein Herr die kriegführenden Mächte durch die Bauchſprache zuſammengehetzt habe.

„Durch die Bauchſprache?“ fragte Wilhelm. „Was iſt das?“

---

*) Eine bey den Roßärzten gebräuchliche Salbe, die aus zwölf Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, und daher dieſen Nahmen erhielt.

„Eine ſehr artige Kunſt!“ antwortete ſein Freund. „Wer ſie verſteht, drückt ſeine Stimme durch die Kehle in ſich hinab, und läßt ſie aus dem Bauche wieder herauf ſchallen, ohne daß man die geringſte Bewegung oder Veränderung an ihm wahrnimmt.“ —

„Was Du ſagſt!“ —

„Ein geſchickter Bauchredner iſt im Stande, mitten in einem Kreiſe von hundert Perſonen ſein Spiel unbemerkt zu treiben, und alle Stimmen nachzuahmen, die er in ſeinem Leben nur Ein Mahl gehört hat.“ —

„Iſt's möglich? — Das kann Dein Herr?“ —

„Wie Du ſahſt! — Und das iſt ihm eine Kleinigkeit. Er treibt ſeine Kunſt noch viel weiter, und täuſcht bisweilen ſo wunderbar, daß man drauf ſchwört, es ruf eine Stimme vom Himmel herab, oder aus einem Abgrund herauf. Einſt erhob er, indem wir in Wien durch eine ſehr lebendige Straße gingen, in ſeinem Bauche ſo einen Tumult, als ob ſich eine Menge Leute mit einander zankten und rauften. Alle Menſchen, die uns begegneten, blieben ſtehen, ſahen mit Erſtaunen rechts und links, hinter ſich und vor ſich, und ein Polizeydiener kam in vollem Sprunge, um den Streithandel zu ſchlichten.“ —

„Das iſt luſtig!“ rief Wilhelm. „Sprichſt Du ſie auch, dieſe drollige Sprache?“ —

Der Jockey gab ſich beſcheiden für einen Anfänger aus.

„Lehre mich, was Du kannſt!“ bat der kleine Frank, und ſein junger Freund war bereitwillig. Sie gingen mit einander vor die Thür, der Unterricht begann, und der Lehrer fand ſeinen Schüler und deſſen Kehle ſo geſchickt, daß er darüber in freudige Verwunderung ausbrach. „Dich ſollte mein Herr zuſtutzen!“ ſprach er. „Du würdeſt ein Bauchredner, wie's in der ganzen Welt keinen gibt!“ — Wilhelm fand ſich ſehr geſchmeichelt, und in ihm brannte der Wunſch, eine Kunſt zu lernen, durch die er viel Schwänke auszuführen hoffte. Er nahm ſich vor, den Meiſter Antonio um eine Lektion zu erſuchen. Hierzu war es aber an dieſem Tage zu ſpät, weil er ſich ſchon in der Schenke ſo lange aufgehalten hatte, daß er einen ſcharfen Verweis von ſeinen Aeltern befürchten mußte.

Er flog heim, übte ſich die halbe Nacht, ſteckte am Morgen ſein ganzes, ſeit mehrern Jahren geſammeltes Taſchengeld zu ſich, und eilte damit nach dem Wirthshauſe. Antonio war kaum aus dem Bette aufgeſtanden, und erſtaunte nicht wenig, als Wilhelm in ſeine Stube trat, und ihm in der Bauchſprache einen guten Morgen both, der freylich noch ſchülerhaft ausfiel. „Wo haben Sie das gelernt?“ fragte der Meiſter mit einer ernſthaften Miene. Wilhelm nannte ſeinen Lehrer, und rückte ſchnell mit der Bitte heraus, den Unterricht fortzuſetzen. Er legte zugleich ein Geldpäckchen auf den Tiſch, um damit das Honorar im voraus zu bezahlen.

Antonio nöthigte ihn, ſein Geld wieder einzuſtecken. „Ich bin unzufrieden mit meinem Buben,“ ſprach er, „daß er Sie mit einer Poſſe bekannt machte, die eines jungen Menſchen von Ihrem Stande ganz unwürdig iſt.“

„Warum?“ ſagte Wilhelm. „Was ein ſo artiger Mann, wie Sie, gelernt hat, wird wohl auch für mich nicht zu ſchlecht ſeyn.“ —

Er hatte ſich auf dieſes Kompliment vorbereitet, weil ihm der Jockey voraus ſagte, daß er die Antwort bekommen werde, die er wirklich erhielt. Es ging ihm daher leicht und glatt von den Lippen, und Antonio, der zuvor ziemlich ſauer ausſah, lächelte freundlich darüber. „Gutes Kind,“ ſprach er, „ich ward, leider! zum Gaukler erzogen; Sie aber müſſen ſich in Ihrer glücklichern Lage beſtreben, ein verdienſtvoller Mann, eine Stütze Ihres Vaterlandes zu werden.“ —

Dieſe Worte waren Wilhelmen zu hoch, und machten keinen Eindruck auf ihn. Er drang vielmehr mit neuer kindiſcher Heſtigkeit auf Unterweiſung in der Bauchſprache. Um ſeiner los zu werden, fragte Antonio, was ihn der Jockey gelehrt habe. Wilhelm wiederhohlte das ganze Kollegium, das ihm Tages zuvor hinter der Thüre geleſen worden war.

„Nun, das iſt alles recht gut;“ ſagte Jener. „Ich weiß ſelbſt keine beſſern Regeln zu geben. Was Ihnen noch in der Anwendung derſelben abgeht, das müſſen Sie — wenn Ihnen die Sache nicht ſchon morgen, wie ich hoffe, zum Ekel geworden iſt — durch Uebung zu gewinnen ſuchen. Dieſe macht in dergleichen Gaukeleyen den Meiſter.“ —

Wilhelm mußte ſich an dieſer kahlen Abfertigung begnügen. Um jedoch nicht ganz vergebens gegangen zu ſeyn, äußerte er den Wunſch, ein ſolches Kunſtgezänk zu hören, als jenes geweſen war, das einem Polizeydiener in Wien ſo ſchnelle Beine gemacht hatte. Antonio ſagte weder Ja noch Nein. Er bat, ihn einen Augenblick im Zimmer allein zu laſſen. Wilhelm trat ab, und wartete vor der Thür. Bald darauf entſtand inwendig ein Getrampel und Gepolter, als kämen zwanzig Menſchen mit Ungeſtüm an. Männer und Weiber ſchrien und ſchimpften, wurden handgemein, warfen ſich auf die Erde, ſchlugen mit Stöcken auf einander los, und machten, mit Einem Worte, ein ſolches Höllengetümmel, daß dem Knaben angſt und bange ward. Er ſtellte ſich vor, die Herren Gevattern müßten mit einer Schaar Bundesgenoſſen durch eine andre Thür eingedrungen und über Antonio hergefallen ſeyn. Auch der Wirth, der das lärmende Gefecht über ſeinem Kopfe gehört hatte, kam erſchrocken die Treppe herauf, und klopfte heftig an die verriegelte Thür. Antonio öffnete ſie, war allein, und wollte von keinem Kampf etwas wiſſen. Der Wirth ſtand eine Weile mit offnem Munde da, und verſicherte hoch und theuer, daß ihn ſeine Ohren noch nie ſo getäuſcht hätten.

Als er ſich wieder entfernt hatte, war

Wilhelm um Worte verlegen, den hohen Grad ſeiner Bewunderung auszudrücken. Antonio hingegen nannte ſeinen Schwank ein Kinderſpiel, das um ſo weniger viel Aufhebens verdiene, da er jetzt nicht einmahl die Bauchſprache dabey angewandt habe. „Es gehört zu einem ſolchen Spaße nichts," ſetzte er hinzu, „als eine geläufige, zum ſchnellen Nachahmen verſchiedener Stimmen abgerichtete Zunge, und ein tüchtiger Stock, mit dem man wild und raſch um ſich her ſchlägt. So kann ein nur mäßig gewandter Mann einen Lärm erregen, als wären funfzig Menſchen beſchäftigt, einander die Hälſe zu brechen."

9.

Der Harfner.

Nachmittags verſammelte ſich das ganze Dorf vor dem Wirthshauſe, und die Thiere ſpielten ihre Rollen. Antonio ritt indeſſen ſpazieren, und übertrug, wie immer, ſeinen Leuten die Direktion dieſes Schauſpiels. Zuerſt trat das Kamehl auf die Bühne, beugte ſeine Knie, und ließ ſich belaſten: — eine knechtiſche Fertigkeit, die auch viele Menſchen beſitzen. — Die Affen gaben einen fröhlichern Anblick. Sie ſprengten raſch auf ihren Engländern daher, und ſetzten über hohe Schlagbäume von Bändern, womit man ihnen den Weg ſperrte. Einige klammerten ſich ängſtlich an den Sattelknopf; andere rauchten ganz unbefangen ein Pfeiſchen Tabak dabey. Hierauf mußte die Kavallerie abſitzen, und zu Fuß manövriren. Es ward nach dem Dudelſack getanzt, und manche dieſer poſſierlichen Luftſpringer waren kaum ſo lächerliche Karrikaturen, als man bisweilen in prachtvoll erleuchteten Tanzſälen ſieht.

In der Erwartung neuer Taſchenſpielerkünſte war Abends wieder ein großes Gedränge in der Schenkſtube. Nur Steffen und Martin fehlten, weil ſie vermuthlich die freundſchaftlichen Geſchenke nicht öffentlich zeigen wollten, die ſie ſich Tags vorher mitgetheilt hatten. Antonio war heute zu Gaukelpoſſen nicht aufgelegt; er hätte lieber ungeſtört mit ſeinem Freunde Wigand geſprochen. Beyde Männer fühlten ſich, Trotz der Ungleichheit ihres Alters, (denn der Schulmeiſter hatte beynahe zwanzig Jahre voraus) ſo herzlich und innig an einander gefeſſelt, daß es ihnen ſelbſt wunderbar ſchien. Es war beyden nicht anders, als hätten ſie ſich ſchon vor vielen Jahren gekannt und geliebt, und nach einer langen Trennung wieder gefunden.

Antonio brach eine trauliche Unterredung, die ſie mit einander hatten, ungern ab. „Aller Augen," ſprach er, „ſind auf mich gerichtet. Ich muß wohl den guten Leuten ein Vergnügen machen." — Er ließ ſeine Harfe hohlen. „Dieß Inſtrument," fuhr er fort, „begleitet mich auf allen Reiſen. Ich habe dazu einige Lieder gedichtet, die für das biedre Landvolk, das ich ſehr liebe, beſonders geeignet ſind, und ihm den hohen Werth ſeines nützlichen Standes vor Augen ſtellen. So bin ich gleichſam ein Apoſtel der ländlichen Zufriedenheit; und ich glaube ein gutes Werk zu thun, daß ich moraliſche Volkslieder, wie die Meiſterſänger und Harfner der Vorzeit, öffentlich abſinge." —

Er bat jetzt um Stille und Aufmerkſamkeit. Die Anweſenden ſtellten ſich vor ihm in einen halben Mond; er griff feurig in die Saiten, und ſang dazu mit einer angenehmen und deutlichen Stimme dieß Lied:

Nur Thoren verachten den Bauerſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren!
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Luſt das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug,
Um es mit Scheffeln zu meſſen,
Sie würde doch, ohne den edlen Pflug,
Bald Mangel und Hungersnoth preſſen:
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Ueberfluſſes voll Weitzen und Korn.

Wie ſtolz donnert Mancher bey euch vorbey
In ſeiner hohen Karoſſe!
Wer ſäet den Hafer, wer mähet das Heu
Für ſeine ſchnaubenden Roſſe?
Laßt brach die Felder und Wieſen ſtehn,
So muß der Stolze zu Fuße gehn!

Der Geiſt der Gebildeten ordnet ſie an,
Die Kriegs- und Friedensgeſchäfte,
Doch ihr vollführt den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüſtiger Kräfte!
Ihr ſchützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland!

Beneidet ſie nicht, die Großen der Welt! —
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind ſie von gefährlichern Schlingen umſtellt,
Als ihr in der ärmlichſten Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensſtern deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm ſteckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Geſundheit dort her,
Die Brod und Waſſer euch geben.
Er kränkelt, ſo viel ſich ſein Arzt auch bemüht,
Indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Nur Thoren verachten den Bauerſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Dieſes Lied fand allgemeinen Beyfall. Der Harfner mußte es wiederhohlen, und ſeine Zuhörer freuten ſich jetzt doppelt darüber, weil ſie den vollen Sinn deſſelben noch beſſer als beym erſten Vortrage gefaßt hatten. „Das ſind Worte nach meinem Herzen!“ ſprach ein munterer Greis. „So hab' ich mein Leben lang vom Bauerſtande gedacht, und ich ärgerte mich immer, wenn ich unzufriedene Burſche vom Lande in die Stadt ziehen ſah, um in bunten Bortenröcken auf den Kutſchen zu ſtehen, und dem lieben Gott die Tage abzuſtehlen. Solch ein vergoldeter Parademenſch iſt ein unnützer Müßiggänger, und dennoch ein Sklav, der nie ſagen kann: dieſer Augenblick iſt mein! Der thätige Bauer hingegen iſt ein freyer Mann, wenn er dem Kaiſer gibt, was des Kaiſers iſt, und als treuer Unterthan die Geſetze beobachtet.“ — In gleichem Tone ſprachen noch einige andere Hausväter, und riefen ihren Söhnen zu:

„Schreibt euch das hinter's Ohr, und haltet nicht alles für Gold, was ihr in der Stadt glänzen seht!“ —

Als man dieſes Kapitel abgehandelt hatte, ward Antonio zu mehrern Liedern aufgefordert, und er wählte unter andern **Bürgers** bekannte Ballade: **Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.** Er nannte ſie, ehe er den Geſang anhob, einen Warnungsſpiegel für junge, hübſche Mädchen, und bat die anweſenden Jungfern, näher zu kommen. Sie dünkten ſich — gerade ſo, wie die Mädchen in der Stadt — ſämmtlich ſehr hübſch, und drängten ſich alle heran. Auch Röschen (die Tags vorher den Kanarienvogel, den ſie vom Tode losbitten wollte, geſchenkt erhielt) verſchaffte ſich einen der erſten Plätze. Sie hatte das meiſte Recht, dem Rufe zum Warnungsſpiegel für hübſche Mädchen zu folgen; denn ſie war unſtreitig der ſchönſte Stern des Dorfes und der umliegenden Gegend.

Sie hörte dem Geſang der Ballade ſehr aufmerkſam zu, und nahm an dem Schickſale der Pfarrerstochter ſo lebhaften Antheil, daß ihr Geſicht einige Mahl die Farbe veränderte. Dieß geſchah beſonders bey den Stellen, wo Roſette mit dem Junker von Falkenſtein eine nächtliche Zuſammenkunft hat, und der ſchändliche Verführer in der Folge die ihr geſchworene Treue bricht. Als die Unglückliche nachher, wegen des Verluſts ihrer Unſchuld, von ihrem harten Vater gemißhandelt und verſtoßen wird, weinte Röschen laut; und der Kindesmord that auf ſie eine ſo erſchütternde Wirkung, daß ſie bey den Worten: „Mich hacken die Raben vom Rade!“ ohnmächtig zu Boden ſank, und weggetragen werden mußte. Dieſer Vorfall machte dem Konzert plötzlich ein Ende.

Als Antonio des andern Tages abreiſen und ſeine Zehrung bezahlen wollte, ſagte Röschens Vater: er habe mit ihm etwas unter vier Augen zu ſprechen, und führte ihn in eine abgelegene Stube, die er hinter ſich verſchloß. „Ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig, mein Herr!“ fing er jetzt an: „Sie haben durch die traurige Geſchichte, die Sie geſtern ſangen, meine Tochter vom Verderben gerettet. Nehmen Sie dieß kleine Geſchenk zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit!“ — Mit dieſen Worten wollte er ihm einen ſtraffen Beutel voll Geld in die Hand drücken. Antonio trat zurück, und bat um Erklärung: wie er zu dieſem Anerbiethen komme.

„Das ſollen Sie erfahren,“ antwortete der Gaſtwirth, „wenn Sie mir Verſchwiegenheit verſprechen.“ — Antonio that es, und Jener fuhr fort: „Mein Röschen iſt, wie Sie werden bemerkt haben, ein junges, ſchmuckes Ding, und ſtach ſchon manchem fremden Herrn, der bey mir einkehrte, ins Auge. Sie war aber immer ſittſam, und wich allen verliebten Nachſtellungen aus. So benahm ſie ſich auch oft gegen einen gewiſſen Edelmann, der einige Meilen von hier ein verſchuldetes Gütchen im Sommer bewohnt, und den Winter in der Reſidenz zubringt, wo er vom Spiel lebt. Er iſt ein junger, wohlgebildeter Menſch, und ſeine glatte Zunge beſitzt die Gabe der Ueberredung, als ob er bey der Paradiesſchlange in die Schule gegangen wäre. Dieſer Windbeutel hat denn, wenn ich manchmahl den Rücken gewandt habe, dem Mädel ins Ohr geziſchelt: ſie ſey ſchön wie eine Göttin — verdiene ein beſſeres Glück, als auf dem Lande zu verſauern — er ſey bis zum Sterben in ſie verliebt — wolle ſie zu ſeiner Gemahlin machen — ſie ſolle Kleider und Schmuck, wie eine Fürſtin, bekommen, und ſo weiter. Drauf iſt er mit dem Vorſchlag einer Entführung heraus gerückt, und hat auch wirklich die unerfahrne und leichtgläubige Thörin, die noch nicht völlig ſechzehn Jahr' alt iſt, zur Einwilligung beſchwatzt. Am heutigen Abend wäre ſie heimlich fortgegangen, und ich hätte ſie vielleicht erſt nach langer Zeit im Lazarethe der Hauptſtadt, oder gar — wie jene verführte Pfarrerstochter — auf dem Rabenſteine wieder gefunden: wenn nicht Sie, mein Herr, wie ein Bothe Gottes, in mein Haus gekommen wären! Ihr trefflicher Geſang zeigte meiner Tochter den Abgrund, vor dem ſie ſtand, und ſie entdeckte mir, nach vorüber gegangener Ohnmacht, ihren Liebeshandel, unter Vergießung vieler Thränen der Reue." —

„Wohl Ihnen und dem guten Mädchen!“ rief Antonio aus. „Ich freue mich herzlich, daß ich — wiewohl nur zufällig — etwas Gutes geſtiftet habe. Verfolgen Sie mich aber nicht weiter mit ihrem Gelde, lieber Mann! Sie ſchmälern das kleine Verdienſt, das ich mir um Sie erwarb, wenn Sie es mit klingender Münze bezahlen wollen.“ —

Der Wirth ſtand nun davon ab, ließ ſich dagegen aber auch keinen Heller Zehrungskoſten aufdringen. Antonio fragte, ob Röschen gefaßt genug ſey, daß er ihr ein Lebewohl ſagen könne. „Das iſt ſie,“ antwortete der Vater, „und ſie hat mich ſogar gebeten, Sie nicht ohne Abſchied fortreiſen zu laſſen.“ — Sie gingen zu ihr. „O mein Retter!“ rief ſie aus, flog auf Antonio zu, und weinte in ſeinen Armen. Auch er ſchied mit Thränen von ihr.

Er beſuchte noch ſeinen Freund Wigand, dem er im Vertrauen geſtand: er bedaure jetzt mehr als jemahls, daß er keine Heimath und keinen feſten Wohnplatz habe; er würde ſonſt Röschen, die er für eine der beſten Seelen auf Erden halte, zu ſeiner Gattin wählen.

10.

Die Verſchwörung.

Einige Tage nach Antonio's Abreiſe kündigte Herr Frank dem Schulmeiſter an, daß Wilhelm ſeine öffentlichen Lehrſtunden beſuchen ſolle.

„Viel Ehre für mich!“ antwortete Wigand, ohne ſeine ſteife militäriſche Stellung zu verändern.

„Aber, nota bene!“ — ſetzte Herr

Frank hinzu — „mein Sohn darf nur ſo viel lernen, als er für's Haus braucht! Durchaus nicht mehr!“ —

„Hat bey mir nicht Noth!“ ſagte Wigand. „Ich habe ſelbſt im Felde der Gelehrſamkeit keine großen Eroberungen gemacht.“ —

„Deſto beſſer, Herr Wachmeiſter! Ein Quentchen Mutterwitz taugt mehr als ein Centner Schulwitz. — Auch bitt' ich mir aus, daß der natürliche Sinn des Knaben unverkünſtelt, ſein freyer Muth ungelähmt bleibt! Ich kann ſie nicht leiden, die ſtillen Kopfhänger, die ſchleichenden Kalmäuſer.“ —

„Mein eigner Fall!“ erwiederte der Schulmeiſter, und die Sache war richtig.

Am folgenden Tage nahm Wilhelm den Ehrenplatz neben dem Katheder ein. Seine Mitſchüler haßten ihn vom erſten Augenblick an, weil er beſſer bekleidet war als ſie, und Semmel oder Kuchen frühſtückte, indem ſie, ihm gegenüber, ein Stück ſchwarzes Brod zum Imbiß zermalmten. Wigand hingegen zeichnete ihn auf alle Weiſe vor ihnen aus, und ſchlug unbarmherzig auf die Neidharte los, wenn ſie den jungen Herrn, wegen ſeiner Unwiſſenheit, auslachten. Sie verhöhnten ihn aber deſto mehr, ſo bald ſein Beſchützer den Rücken kehrte, oder gar über Land ging, und ſeiner Frau das Lehramt übertrug. Das geſchah oft; denn er ward als Bienenvater und Roßarzt weit umher berufen, und wagte ſich mit ſeinen Pferdekuren ſogar an menſchliche Krankheiten. Doch verfuhr er wahrſcheinlich dabey klüger, als vor alten Zeiten ein einfältiger Kloſterbruder, der ein Schwein, das von ungefähr Spießglas verſchluckt hatte, ſehr fett werden ſah, und dadurch auf den Einfall gerieth, ſeine Mitgeſellen (die ihm noch nicht ſo wohlbeleibt ſchienen, als er es für Mönche anſtändig hielt) auf ähnliche Art zu mäſten. Sie ſtarben — wie das nicht übel erfundene Geſchichtchen weiter erzählt — ſämmtlich an dieſem Verſuch, und ſo erhielt das Spießglas den Nahmen Antimonium, das iſt verdolmetſchet: Mönchsgift. —

Auch Wilhelmen wäre des Schulmeiſters Beſtreben, ihn mit Ehre gleichſam zu ſättigen, beynahe ſchlimm bekommen. Die Sache verhielt ſich ſo: Doktor Wigand ward oft aus ſeinem Hörſaal abgerufen, um einen mediciniſchen Rath zu ertheilen; das junge Volk trieb indeſſen viel Unfug, und er fand deßhalb nöthig, einen Statthalter zu ernennen, der in ſeiner Abweſenheit das Regiment führen ſollte. Seine Wahl fiel auf den Ritter der Wahrheit, den ſeine Herkunft und ſeine beſſern Sitten zu dieſer Würde berechtigten. Allein die barfüßigen Unterthanen murrten gegen dieſen Vicekönig, und verſagten ihm allen Gehorſam. Was er verboth, geſchah um ſo viel mehr. Das beleidigte ihn; und da er gewohnt war, in keinem Fall mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, ſo beſchwerte er ſich jedes Mahl bey dem zurückkehrenden Oberhaupte, und zwar nicht heimlich, wie ein boßhafter Ohrenbläſer, ſondern laut und frey, im Angeſichte der Rebellen. Sie mußten immer hart dafür büßen, wurden darüber gegen ihn äußerſt erbittert, und verſchworen ſich, Rache zu nehmen.

Hierzu wählten ſie einen Tag, da er in einer neuen Kleidung erſchien, die ſie alle gern auf dem Leibe gehabt hätten. Sie fingen damit an, ihn auf dem Heimwege mit Spitznahmen zu verfolgen. Er ging eine Strecke ruhig fort; da ſie ihm aber immer mehr Grobianismen und endlich ſogar Straßenkoth nachwarfen, wandte er ſich ſchnell, und gab dem dicken, rothbäckigen Söhnlein des Müllers, das ihm zunächſt auf den Ferſen war, und ſich beſonders mauſig machte, eine derbe Dachtel. Plötzlich fiel die ganze Rotte über ihn her, und rief einſtimmig: „Fort mit dem Blauſtrumpf in den Bach!“ — Er wehrte ſich vergebens, ward überwältigt, und bis ans Ufer geſchleppt. Doch indem ihn die Buben, in der Schifferſprache zu reden, kielhohlen wollten, flog Luiſe, die Tochter des Schulmeiſters, ein niedliches Kind von acht Jahren, mit ängſtlichem Geſchrey ihm zu Hülfe, drängte ſich durch das wilde Getümmel, und umſchlang ihn ſo feſt, daß es nicht möglich war, ſie von einander zu reißen.

Die Bande ſtutzte einen Augenblick über die kleine Heldin, und ward indeſſen nicht gewahr, daß jetzt auch Luiſens Vater, mit einem Stock in der Hand, eilfertig anrückte. Er ſtürzte ſich, wie ein Donnerwetter, unter den Bienenſchwarm, und zerſtreute ihn wie Spreu. „Hollah, ihr Kroaten!“ rief er den Fliehenden nach, die zum Theil vor Angſt in den Bach ſprangen: „Kommt nur morgen in die Schule, da ſollt ihr mir alle auf Erbſen knien!“ —

Luiſe hielt den Geretteten noch in ihren Armen, als ob ſie einen neuen Angriff befürchte. Er dankte ihr liebkoſend, und beruhigte ſie. „Was gab's denn für ein Scharmützel?“ fragte der Vater. Wilhelm erzählte den Vorfall. „Der verdammte feige Troß!“ rief Wigand. „Zwanzig über Einen; das iſt keine Manier! — Nun, verlaſſen Sie ſich drauf, junger Herr, Sie ſollen Satisfaktion haben; ich halte morgen Kriegsrecht. Verſchweigen Sie aber Ihrem Herrn Vater die dumme Geſchichte!"

„Das darf ich nicht;" antwortete Wilhelm. „Er fordert in allen Stücken Wahrheit von mir, und ich komme damit am beſten bey ihm aus." —

„Aber auch aus meiner Schule werden Sie damit kommen!" — ſprach Wigand. „Denken Sie an mich, der Papa behält Sie nun wieder zu Hauſe!"

„O das wäre traurig!" ſagte das Mädchen mit klagender Stimme. „Ich freute mich immer, wenn ich Sie ſah, und nun —" Sie ſtockte und wandte ſich weg, um eine Thräne zu verbergen.

II.

Die Bürgerkrone.

Wilhelms Geſicht und Anzug war noch etwas verſtört, als er nach Hauſe kam. „Was fehlt Dir?“ fragte der Vater. „Du ſiehſt ja ſo trübſelig aus wie eine Leichenpredigt!“

„Ich war auch nahe dabey, eine Leiche zu werden;“ antwortete Wilhelm. „Die ganze Schule packte mich an, und wollte mich in den Bach werfen.“

„Ach, die böſe Brut!“ rief die Mutter. „Es iſt aber auch Sünd' und Schande, daß ein Rittergutsherr ſeinen einzigen Sohn in die öffentliche Dorfſchule ſchickt, und ihn täglich der Gefahr ausſetzt, vom rohen Bauerpöbel gemißhandelt zu werden! — Es wäre längſt ſchicklich geweſen, ihm einen eignen Lehrer zu halten.“

„Dieſe Wendung ſah ich voraus!“ ſagte der Vater. „Unſer Hofſtaat iſt noch nicht groß genug; es fehlt noch ein Prinzenhofmeiſter!“ —

Sie antwortete ihm nicht, ſondern forderte von dem Knaben die Geſchichte ſeines Bauernkriegs. Luiſens Heldenmuth, den er mit möglichſter Beredſamkeit herausſtrich, gefiel ihr ungemein. Selbſt Herr Frank wiegte beyfällig den Kopf, und billigte ihren Vorſchlag, das Kind rufen zu laſſen und zu beſchenken. Wilhelm flog nach der Thür; aber ſeine Mutter ließ ihn aus Beſorgniß, daß er dem Müllersſohn und deſſen Partiſanen in die Hände gerathen möchte, nicht von der Stelle, und fertigte einen Bedienten ab in die Schulmeiſterey.

Bald darauf kam Luiſe, von ihrem

Vater begleitet. Er entſchuldigte ſich über den Vorfall. „Ich weiß zwar wohl,“ fuhr er mit ſatyriſchem Lächeln fort, „daß ein gewiſſer geiſtlicher Herr, der ein gelehrtes Werkchen über die Verbeſſerung der Landſchulen geſchrieben hat, unter andern darin vorſchlägt: die Schulhalter ſollten jedes Mahl, wenn ſie ihre Lektionen geſchloſſen haben, auf den Kirchthurm ſteigen, und von dieſer hohen Warte herab den Kindern nachſehen, ob ſie ſittſam und ordentlich heim gingen: aber bedenken Sie, hochwertheſter Herr, das iſt denn doch ein gar zu abenteuerlicher und unnützer Einfall!“ —

„Ey wohl!“ rief der Gutsherr, und lachte aus Herzensgrunde. „Es iſt ja mein altes Lied, daß nichts Kluges gedruckt wird!“ — Er ward über dieſe erwünſchte Gelegenheit, dem Bücherweſen ein Kläppchen anzuhängen, ſehr wohlgemuth, und beſchenkte Luiſen mit einer großen ſilbernen Schaumünze. Madame Frank gab ihr Kuchen und ein ſeidenes Band. Wilhelm ſtand mit leerer Hand dabey, und ging, betrübt über ſeine Armuth, in den Garten, um wenigſtens ſeinem Schutzengel einige Blumen anzubiethen. Indem er ſie pflückte, fiel ihm ein, ſie zu einem Kranze zu winden, der ihm recht zierlich gelang, und auf Luiſens Flachskopf vortrefflich paßte. Sie bezeigte über dieſe Krönung, die Wilhelm mit vielem Anſtand verrichtete, mehr lebhaftes Vergnügen, als über die erhaltenen Geſchenke. Auch ihren Vater freute dieß werthloſe Blumengewinde. „Es iſt,“ ſprach er, „eine wahre corona civica, eine Bürgerkrone, die bey den Römern derjenige erhielt, der einem Bürger das Leben gerettet hatte.“ —

Während Wilhelms Blumenleſe geſchah die Verabredung, daß er nicht mehr den öffentlichen Lehrſaal betreten, ſondern Privatunterricht in der Wohnſtube des Schulmeiſters erhalten ſollte. Wilhelm war mit dieſer Einrichtung ſehr zufrieden; denn Luiſens Geſellſchaft, die er dadurch gewann, war ihm natürlicher Weiſe lieber als der Umgang mit den kleinen Halunken, die — gleichſam als Vorläufer der franzöſiſchen Sanskülotten oder Barſchenkler, wie Campe ſie nennt, — ihn bloß darum hämiſch verfolgten, weil ſeine Aeltern reicher und vornehmer waren als die ihrigen.

Das Bad, das ſie ihm zugedacht hatten, ward des folgenden Tages ihnen geſegnet. Auf Befehl ſeines Vaters mußte er bey der Execution zugegen ſeyn. Er bat für die armen Sünder; aber Wigand war ein tauber Würgengel. Der mitleidige Knabe konnte nichts thun, als ihnen die Abbitte erlaſſen, die ſie ihm leiſten ſollten. Seine Gutmüthigkeit erwarb ihm von den trotzigen Burſchen keinen erkenntlichen Blick; doch das ſcharfe Gericht, das über ſie erging, demüthigte ſie. Er wurde nach der Zeit nicht mehr beleidigt, und verbat ſich bald die Begleitung eines handfeſten, mit einer Hetzpeitſche bewaffneten Stallknechts, der ihm überall, wenn er ausging, als Leibwache folgte. Dieſe mütterliche Polizey-Anſtalt war ihm zuwider, weil ſie ihn der Feigheit verdächtig machte.

12.

Die Schreibmeiſterin.

Die Privatſtunden ſchlugen gut an. Wilhelm lernte jetzt in acht Tagen mehr als ſonſt in eben ſo viel Monaten. Von dieſem Wachsthum ſeiner Wiſſenſchaften kam jedoch wenig auf Wigands Rechnung; denn dieſer Ehrenmann griff gern, wenn er mit der öffentlichen Schule zu Stande war, nach dem Wanderſtabe, um in den nachbarlichen Dörfern ſeine vierbeinigen Patienten zu beſuchen, oder Honig zu zeideln, und Bienenköniginnen ein- und abzuſetzen. Wie vertraut er mit dieſem fleißigen Völkchen und wie berühmt er deßwegen war, das bewies ein drolliger Vorfall, den wir als eine kurze Epiſode erzählen wollen.

Ein Vornehmer des Raths in einem nicht weit von Hühnenthal entlegenen Städtlein begab ſich in den Stand der heiligen Ehe, und richtete eine ſtattliche Hochzeit aus. Der regierende Bürgermeiſter war dazu eingeladen, und erſchien mit ſeinem großen, ſchwarzen Pudel, der ihn überall, wie ſein Schatten, begleitete. Beyde ließen ſich die Gaben Gottes wohl ſchmecken, und der bellende Gaſt bekümmerte ſich wenig darum, daß die Damen ihre ſeidenen Schlender mit finſtern Geſichtern in die Höhe zogen, wenn er ſich ihnen nahte, um ein entbehrliches Knöchlein aus ihren ſchönen Händen zu empfangen. Am Schluß der Mahlzeit ſehnte ſich der gute Vater der Stadt nach Mittagsruhe. Er ſchlief in der Regel auf dem Rathhauſe; da man aber an dieſem feſtlichen Tage keine Sitzung gehalten hatte, ſo war er ſeiner gewöhnlichen Erquickung verluſtig geworden, und die Augen fielen ihm unwiderſtehlich zu, ungeachtet man ſehr laut um ihn her jubelte und lachte, und eine Geſellſchaft Prager Studenten mit Tafelmuſik aufwartete. Die Gelegenheit des Hauſes war ihm bekannt; er wußte in dem anſtoßenden Garten eine ſchattige Laube, und verkrümelte ſich aus dem lärmenden Saale, um dort ein Stündchen zu ſchlummern. Sein Philax war von der Partie; ſie ſchliefen beyde bald ein; der Herr in der Laube, der Hund vor derſelben. Unglücklicher Weiſe ſchwärmten eben die Bienen, die im Garten einige Stöcke bewohnten. Sie lagerten ſich in Schaaren auf den ſchlafenden Pudel, und ſchlüpften in die Zellen ſeines lockigen Pelzes. Er erwachte mit Schrecken, und rannte mit ſeiner zahlloſen Einquartierung in den Hochzeitſaal. Hier ging das Schwärmen von neuen los. Die beſtürzten Gäſte ergriffen, nach einem fruchtloſen Kampfe mit dem geflügelten Heere, in größter Verwirrung die Flucht, weckten den Konſul, und begehrten Hülfe von ihm. Er ſah ſich doppelt, als Obrigkeit und Herr des Unglücksſtifters, dazu verpflichtet, und ſchickte ſtracks, da ſich die zum Zorn gereitzten Honigvögel durchaus nicht vertreiben ließen, einen reitenden Bothen an Wigand, daß er kommen und ſie bannen ſollte. Nach Verfluß einiger Stunden traf er ein, ging in den Saal, blies auf einem Pfeifchen eine einfache Melodie, und die Bienen folgten ihm, zum Erſtaunen aller Anweſenden, in den Garten, wie dem berüchtigten Rattenfänger die Kinder in Hameln. *) Nun lachte man weidlich; denn es war bey der

Sache

---

*) Auch bey den Aegyptern gab es Zeidelmeiſter, welche die Bienen durch Pfeifen zur Weide führten.

Sache kein Unglück geſchehen, als daß die Braut einen Bienenſtich auf den Mund bekommen hatte, und ſich der Herr Bräutigam, wegen der daraus entſtandenen Geſchwulſt, für dieſen Tag des Küſſens enthalten mußte.

Durch dieſes Geſchichtchen ward Wigand als Bienenmeiſter berühmter denn jemahls. Er hätte ſich zerreißen mögen, um an allen Orten, wo man ſeinen Rath und Beyſtand verlangte, zugleich zu ſeyn. Während ſeiner Abweſenheiten unterrichtete ſeine Gattin, bey welcher die Luſt und Geſchicklichkeit dazu ein väterliches Erbſtück war. Wilhelm gewann bey dieſem Vikariat. Ihre gefällige Lehrart behagte ihm beſſer, als die rauhe Methode des alten Kriegsmanns, die mitunter nach der Reitbahn und dem Exercierplatze ſchmeckte.

Auch Luiſe beſchäftigte ſich mit Wilhelms Bildung, und fand ein beſonderes Vergnügen daran, ihn im Schreiben zu unterweiſen. Sie war, nach Verhältniß ihres Alters, eine Meiſterin der Kalligraphie, und brachte ihn bald ſo weit, daß er ihren zierlichen Buchſtaben mit ganz leidlichen Krähenfüßen nachhümpelte. Ihr Nahme gelang ihm am beſten, und das war kein Wunder: er ſchrieb ihn auf jedes Papierſchnitzchen, kreidete ihn an alle Wände, grub ihn in Kürbiſſe, und ſchnitt ihn, wie ein verliebter Schäfer, in die Rinde der Bäume. Er wußte ſelbſt nicht, warum er es that; aber der unſichtbare Schreibemeiſter, der ihm ſchon in ſo früher Jugend die Hand führte, iſt allen ältern Leuten ſehr wohl bekannt. Luiſe bemerckte die Kunſtfertigkeit ihres Schülers, und freute ſich darüber. „Du mußt nun Deinen Nahmen eben ſo nett mahlen lernen,“ ſagte ſie, und ſchrieb ihm denſelben vor. „O wunderſchön!“ rief er aus. „Das ſind Züge, wie in Kupfer geſtochen!“ — „Ja, ſiehſt Du,“ ſprach ſie, „ich habe mich auch an Deinem Nahmen geübt, damit Du nichts vor mir voraus haſt.“ —

Unter dieſen Tändeleyen ward Wilhelm ſechzehn und Luiſe zwölf Jahre alt. Jetzt ſchlug ihm das Mädchen auf Ein Mahl aus der Art, that ſehr altklug, ward gegen ihn ſcheu und verlegen, und ihr drolliger Muthwille, der ihn ſonſt mit tauſend luſtigen Einfällen und loſen Streichen neckte, verwandelte ſich in ernſte Höflichkeit. Das war ihm ein Räthſel, und preßte ihm oft die Frage aus: warum ſie mit ihm ſchmolle. Er erhielt immer die tröſtliche Antwort, daß er ihr nichts zu Leide gethan habe. Dennoch blieb ſie verſtimmt, und fand ſich nicht wieder in den alten herzlichen Ton. Das trauliche Du, das ſie als ſpielende Kinder ganz unbedenklich gegen einander gebraucht hatten, ſtarb auf Luiſens Lippen ganz aus; ſie vermied bey jeder Gelegenheit, mit ihm allein zu ſeyn, und ſchrieb ihm ſeinen Nahmen nicht mehr vor, er mochte darum bitten, wie er wollte.

Dieſe Launen kränkten ihn tief. „Ich ſehe ſchon,“ brach er einſt voll Unmuth aus, „Du biſt mir gram, willſt mich von Dir entfernen! Nun gut, Luiſe! Du ſollſt meiner beſchwerlichen Geſellſchaft ganz überhoben ſeyn.“ — Hiermit ergriff er ſeinen Hut, und ging haſtig nach der Thür. Dieſer Schreckſchuß wirkte. Luiſe vertrat ihm den Weg. „Wie?“ rief ſie lachend, und ſtemmte mit poſſierlichem Trotz die Hände in die Seiten: „Du willſt mir aus der Schule laufen, und kannſt kaum Deinen werthen Nahmen erträglich ſchreiben? Das wäre niedlich! — Nein, nein, komm

Du her, und übe Dich erſt noch ein Bißchen!“ —

Wips! zog ſie den Hut ihm aus der Hand und ihn an den Tiſch, ſchrieb ſeinen Nahmen hoch oben auf den Rand eines Bogens Papier, und eben ſo auf die folgenden Seiten, drückte den Schmoller nieder auf einen Stuhl, und ſagte: „Friſch, junger Herr! Sie dürfen mir nicht von der Stelle, bis dieſes Penſum aufgearbeitet iſt! Schmadern Sie mir aber nicht ſo weitläufig wie der Gerichtshalter! Es können auf jeder Seite dreyhundert Herren Wilhelm Frank bequem beyſammen ſtehen, ohne daß einer den andern drückt und drängt.“ — Sie ſchwieg einen Augenblick; ihr Geſicht ward ernſthafter, und mit weicher, ſinkender Stimme ſetzte ſie hinzu: „Dieſen Bogen will ich dann zu Deinem Andenken aufheben.“ —

„Ach, gute Luiſe!“ rief Wilhelm,

„ſprich doch immer ſo freundlich mit mir! Ich bleibe nun wieder gern und ewig Dein Schüler.“ —

13.

Das Hauptquartier.

Wilhelms Mutter examinirte ihn von Zeit zu Zeit. Er ſtellte ſich unwiſſender als er war, weil er ſonſt, wenn er den ganzen Schatz ſeiner Kenntniſſe zur Schau legte, den Ausſpruch befürchtete: ſeine Gelehrſamkeit ſey dem Unterrichte des Schulmeiſters entwachſen, und bedürfe deſſen nicht weiter. Doch indem er ſo, um nicht von Luiſen getrennt zu werden, das Fahrwaſſer der Wahrheit verließ, lief er auf eine verborgene Klippe, die ihm eben dieſelbe Gefahr drohte, welche er zu vermeiden ſuchte.

Er glaubte nähmlich bey einem ſolchen Examen ſeine Sachen dadurch recht klug zu machen, daß er die Frage: „Wie heißt die Hauptſtadt in Frankreich?“ unbeantwortet ließ. Dieſer Kniff mißlang ihm ganz, und er war auch in der That etwas zu plump. „O du erbärmlicher Ignorant!“ rief die Examinatorin unwillig aus. „Alle Deine Gänge zum Schulmeiſter ſind nicht der Schuhſohlen werth, die Du dabey abläufſt! Doch das iſt natürlich: wie kann ein Blinder dem andern den Weg weiſen! — Nein, ich ruhe nicht, bis Dir ein geſchickter Hofmeiſter gehalten wird.“ —

„Da haſt Du's!“ ſprach Wilhelm zu ſich ſelbſt: „Das ſind die Früchte, wenn man neben der Wahrheit vorbey ſpaziert! —

Ich will mir aber auch feſt vornehmen, künftig kein Haar breit von ihr abzuweichen. Hätt' ich mein Bißchen Weisheit ausgekramt, ſo wäre meine Mutter damit zufrieden geweſen, und dächte nicht daran, einen gelehrten Orbil für mich zu verſchreiben. Ein allerliebſter Tauſch gegen meine bisherige Lehrerin, die freundliche Luiſe!" —

So haderte er den ganzen Tag mit ſich ſelbſt. Am Ende beruhigte ihn die Hoffnung, daß es ſeiner Mutter nicht gelingen würde, ihren Plan durchzuſetzen. Er behorchte auch wirklich noch an demſelben Abend eine lebhafte Gardinen-Debatte, worin die Hofmeiſterbill verhandelt, aber vom Oberhauſe gänzlich verworfen ward. Die beſiegte Partey beklagte ſich darüber am folgenden Morgen. „Aber es hat nichts zu bedeuten, mein Sohn!" ſetzte ſie hinzu: „Ich gebe meine Abſicht nicht auf, ſondern erwarte nur einen günſtigen Augenblick.“ —

Einige Tage nachher lief vom General Türk, dem Oheim der Madame Frank, folgender Brief an das Ehepaar ein:

Euch iſt wahrſcheinlich ſchon bekannt, daß ein Theil der Armee in Eurer Gegend ein Uebungslager beziehen wird. Das mag Euch nun freuen oder nicht, wir kommen gleich nach der Ernte mit Sack und Pack, mit Roſſen und Wagen. Der König hat mir das Kommando übertragen; ich bin aber nicht geſonnen, mich von der Gicht und dem Zipperlein, die mir immer nachrücken, auf der feuchten Erde und im luftigen Gezelt überrumpeln zu laſſen. Unſer einer, der ſeit funfzig Jahren Pulver gerochen hat, darf ſich bey einem ſo friedlichen Feldzuge die Freyheit heraus nehmen, ein geſünderes Obdach zu ſuchen. Hierzu ſteht mir nun Euer ſchönes, geräumiges Schloß trefflich gelegen, und ich bin, mit Eurer Erlaubniß, entſchloſſen, es zu meinem Hauptquartier zu machen. Ich bedarf wenig Platz. Gebt mir ſieben bis acht Zimmer, eben ſo viel Kammern, einen Speiſeſaal, einen Stall für ſechzehn Pferde, und eine große, helle Küche für meinen Koch: ſo bin ich zufrieden. Uebrigens ſtehe ich für allen Schaden. Habt Ihr aber junge, hübſche Mädchen im Hauſe, ſo ſchafft ſie bey Seite; denn für meine Adjutanten ſtehe ich nicht. Gott befohlen!

Hans von Türk.

„Eine tröſtliche Anmeldung!“ rief Herr Frank, und ſchleuderte den Brief auf den Tiſch. „Das hat man von der hohen

Verwandtſchaft! Es wird ein Getümmel im Hauſe werden, als rumorte das wüthende Heer darin!“ — So murrend verließ er das Zimmer. Selbſt Madame Frank ſtellte ſich Anfangs verdrießlich; ſobald er aber abgetreten war, bezeigte ſie großes Vergnügen über den Brief. Tauſend Thaler, ſagte ſie zu ihrem Sohne, wären ihr nicht ſo lieb, als die Ankunft des Onkels. Das Hauptquartier mache doch in allen Fällen dem Schloſſe viel Ehre, und nun ſey auch die ſtreitige Hofmeiſterſache ſo gut als entſchieden. Durch den General könne ſie alles ſpielend durchſetzen; denn vor dem fürchte ſich der Vater, wie ein Kind vor dem ſchwarzen Mummel.

Wilhelm ſchwieg; was er aber dabey dachte, läßt ſich errathen.

14.

Der Porträtmahler.

Als die Felder leer waren, zog der General mit einem großen Schweiſe von Leuten in Hühnenthal ein. Seine Geſtalt ſetzte jeden, der ihn zum erſten Mahl ſah, in Erſtaunen. Er war ein Mann wie ein Eichbaum, und ſeine Stimme glich dem Donner. Herr Frank betrug ſich gegen den furchtbaren Kriegsgott ſehr ſchüchtern und demüthig, und ſagte, wie ein frommer Rathsherr, zu allem Ja, was der Mächtige ſprach. Dieſe Unterwürfigkeit des ſonſt ſo trotzigen Mannes ſchrieb ſich noch von der Zeit her, da er als Standartenjunker bey demſelben Regimente ſtand, wo damahls der General, als Oberſtwachmeiſter, ein ſtrenger kategoriſcher Imperativ war. Madame Frank hingegen ging mit dem alten Iſegrimm ſehr zwanglos um, und neckte ſich ſo unbefangen mit ihm, wie ein muntres Hündchen mit dem ernſten Löwen ſpielt, dem man den jungen Schäker zur Geſellſchaft in den Käfich gab.

Sie machte ſo bald als möglich ihre Klage, wegen Wilhelms verſäumter Erziehung, bey dem General anhängig, und er verſprach, ihrem Eheherrn darüber Vorhaltung zu thun. Das geſchah denn auch mit einem ſo gewaltigen Nachdruck, daß man die beſtellte Strafpredigt in allen Winkeln des Schloſſes hörte. „Apropos, Frank!“ platzte der alte Held wie ein Kanonenſchuß los: „Wie ſteht's mit Deinem Sohne? Wer unterrichtet ihn?“

Herr Frank erſchrak, und antwortete mit der leiſen Stimme des böſen Gewiſſens: „Der Schulmeiſter.“ —

„Zum Element! biſt Du klug?" donnerte der Zwölfpfünder: „Schämſt Du Dich nicht, Deinen Stammhalter ſo zu vernachläſſigen? — Der Schulmeiſter iſt ein kreuzbraver Kerl, der ein Pferd trefflich zureiten, und allenfalls einem Bauerjungen die zehn Gebothe einbläuen kann; aber die Erziehung eines Jünglings von beſſerer Herkunft geht über ſeinen Horizont." —

„Ich ſtand in der Meinung," ſtammelte Herr Frank, „daß mein Sohn, als Landwirth und künftiger Gutsbeſitzer, keiner Gelehrſamkeit bedürfe."

„Wer ſpricht von Gelehrſamkeit?" polterte der General. „Verſtehſt Du darunter die todten Sprachen, die Algeber und die ägyptiſche Finſterniß der Schulphiloſophie — puh! da ſchaudert mir ſelbſt davor. Aber hundert andere Kenntniſſe, mein Freund, ſind heutiges Tages unentbehrlich geworden. Die Welt iſt nicht mehr die alte! Beſuche nur große Städte, und geh' in Geſellſchaften! Da ſchwatzen funfzehnjährige Mädchen mit ſo geläufiger Zunge über Künſte und Wiſſenſchaften, als wäre von einem Strickſtrumpf die Rede. Unſer einer, der in ſeiner Jugend nichts als Reiten und Fechten gelernt hat, ſteht wie ein ſtummer Oelgötze dabey; und ich flüchte denn immer ſo geſchwind als möglich hinter das Bollwerk eines Spieltiſches, um nicht in ein gelehrtes Gefecht zu gerathen, wo ich vor Kindern das Gewehr ſtrecken müßte.“ —

In dieſer Manier fuhr der General noch eine Weile fort, die Widerwärtigkeiten der Ignoranz mit lebhaften Farben zu ſchildern, und ſchloß mit dem gebietheriſchen Antrage: Wilhelm müſſe entweder mit einem gelehrten Erzieher verſehen, oder auf einige Jahre in die Hauptſtadt geſchickt werden, wo er alles lernen könne, was er bedürfe.

Bey dem letztern Vorſchlage überſchritt der ſtürmiſche Kriegsmann den erhaltenen Auftrag. Seine Couſine fiel ihm daher ſchnell mit dem Einwand ins Wort: es würde ihr ſchwer werden, ſich von ihrem einzigen Kinde zu trennen; und über dieß wären die Gefahren, denen ein unerfahrener Jüngling in einer großen Stadt ausgeſetzt ſey, nicht zu berechnen.

„Nun ſo verſorgt Euch mit einem tüchtigen Hauslehrer!“ ſagte der General. „Der Nahme der Kandidaten, die in der Reſidenz am Teiche Bethesda ſitzen, iſt Legion.“ —

Herr Frank verſicherte: er werde ſich in den nächſten Tagen um ein geſchicktes Subjekt bemühen. Dieſe ſcheinbare Bereitwilligkeit dünkte ihn das beſte Mittel, den Faden eines unangenehmen Geſprächs abzureißen; im Herzen aber war er geſonnen: wenn der Donnerer wieder aus dem Hauſe ſey, nicht weiter an die Sache zu denken.

Die Dame merkte ſeine Hinterliſt, und fuhr raſch fort, das warme Eiſen zu ſchmieden. „Es iſt recht ſchön, lieber Frank,“ ſagte ſie, „daß Du Dich zur Erfüllung meines lange gehegten Wunſches bequemſt: wie ſollen wir aber, da wir in der Reſidenz wenig Bekanntſchaft haben, zu einem geſchickten Lehrer gelangen? Wär' es alſo nicht gut, wenn wir den gnädigen Onkel erſuchten, dieſe Sorge für uns zu übernehmen?“ —

„Mit Vergnügen!“ rief die Excellenz. „Ich will meinem Feldprediger Auftrag thun, und nächſtens ſollt Ihr einen wackern Magiſter im Hauſe haben.“ —

Herr Frank machte dem General eine

tiefe Verbeugung, und ſeiner Frau ein ſlämiſches Geſicht. Dieß ſchnitt er aber nur verſtohlen, indem ihr Onkel einen Augenblick wegſah, und Schnupftabak nahm. Sie lächelte ruhig, und verließ eilend das Zimmer, um ihren Sieg auszupoſaunen.

Wilhelm blieb bey ihrem Jubel ziemlich kalt, und verwünſchte in ſeiner Seele den Oheim und deſſen ganzes Gefolge. Das letztere aus Eiferſucht auf einige junge Officiere, die Luiſen am Fenſter geſehen, und ſie ſo artig gefunden hatten, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie ſprachen, zu Wilhelms großem Aerger, viel von ihr im Schloſſe, und betrachteten ſie als eine leichte Beute, die man ohne Umſtände in Beſitz nehmen könnte.

Mit dieſem Anſchlage gingen ſie in Wigands Wohnung, des feſten Vorſatzes, den Ludimagiſter zum Beſten zu haben, und mit ſeinem Töchterlein nach Gefallen zu ſcherzen. Sie ſtellten ſich vor, ein altes, ſchnurriges Männchen zu finden, das ihnen mit unterthänigen Katzenbuckeln entgegen kommen, und jeden luſtigen Spaß genehmigen würde: daher waren ſie nicht wenig überraſcht, als ſie ein anſehnlicher Mann, dem Muth und Entſchloſſenheit aus den Augen blitzte, mit edlem Anſtand empfing, und mit feſter Stimme fragte, was ſie beliebten. In der erſten Beſtürzung gebrach es ihnen faſt an einer ſchicklichen Antwort; doch bald beſann ſich einer auf den Vorwand: ſie wünſchten die Einrichtung der Schule zu ſehen.

„Hm!“ antwortete Wigand lächelnd: „dieſe pädagogiſche Neugier iſt bey jungen Herren Ihres Standes eine ſeltne Erſcheinung! Was für Merkwürdigkeiten können Sie auch in einer Dorfſchule erwarten!

Doch kommen Sie näher! Hier ſehen Sie eine finſtre, ſeit zwanzig Jahren nicht geweißte Stube, an deren Wänden ſich viele Narrenhände verewiget haben. Das iſt, außer den hölzernen Bänken für funfzig bis ſechzig Knaben, in der That alles, was ich Ihnen zeigen kann.“ —

Die zarten Helden ſtanden etwas beſchämt, ſchlugen mit den Stöcken an ihre ſteifen Stiefeln, ſuchten ihre Verlegenheit durch Lachen zu verbergen, und drehten die Augen rechts und links, um die eigentliche Sehenswürdigkeit, die ſie her gelockt hatte, zu Geſicht zu bekommen. Allein davor war geſorgt. Luiſe befand ſich mit ihrer Mutter in einem verſchloſſenen Hinterſtübchen, und Wilhelm theilte dieß freywillige Gefängniß mit ihnen.

„Haben Sie Familie?“ fragte jetzt einer der neugierigen Herren, um ſeinem Zweck näher zu kommen.

„Frau und Tochter,“ — antwortete Wigand — „die beyde nicht zu Hauſe ſind.“ —

„So, ſo! — Adieu, Herr Schulmeiſter!“ — Hiermit zogen ſie ab, und lachten über ſich ſelbſt, daß ſie ſo angeführt wurden.

Einer dieſer Mädchenjäger war ein Sohn des theuern Herrn von Schierling, den der Leſer im zweyten Kapitel kennen lernte. Dieſes Gelbſchnäbelchen war erſt ſeit acht Tagen aus dem Eye des Kadettenhauſes gekrochen, und hatte das Patent als Fähnrich erhalten. Er kannte ſich nun nicht mehr vor Stolz, und ſah jeden, der weder von Adel noch Officier war, nur für einen Halbmenſchen an. Beſonders in Hühnenthal warf er ſich mächtig in die Bruſt, und beſchäftigte ſich mit geheimen Anſchlägen, die Schmach zu rächen, die ſeinem Vater und deſſen vielgeliebten Hunden dort widerfahren war. Da ihm, wegen der nahen Verwandtſchaft des kommandirenden Generals mit der Familie Frank, eine offne Fehde nicht rathſam ſchien, ſo begnügte er ſich, einen Meuchelmord an einer unſchuldigen Gans zu verüben, und hier und da die Wände des Schloſſes mit Eſelsköpfen zu zieren.

Einſt hörte Wilhelm an der Außenſeite ſeiner Stubenthür ein ſeltſames Kratzen. Er ſah ſchnell hinaus. Wen traf er? Den Herrn Fähnrich von Schierling, der ihn abweſend glaubte, und mit einer Kohle in der Hand beſchäftigt war, einen großen Eſelskopf zu verfertigen, den er ſchon bis auf wenige Striche vollendet hatte. Er erſchrak, und ging pfeifend fort, als trüge ihn ſein Weg hier vorbey. „Bſt! warten Sie doch!“ rief Wilhelm ihm nach: „Wie kam meine Thür zu der

Ehre, daß Sie Ihr eigenes Porträt darauf mahlten?“ —

„Was beliebt?“ fragte der Fähnrich, und ſah ſtolz über die Achſel zurück.

„Kommen Sie nur näher!“ ſprach Wilhelm. „Wir haben über dieſes Gemählde ein Wort mit einander zu ſprechen.“ —

Herr von Schierling ſtellte ſich befremdet, kehrte jedoch um, und betrachtete ſein Machwerk als eine unbekannte Neuigkeit. „Alle Teufel!“ — fuhr er auf — „Sie unterſtehen ſich, mir dieſen Narrenſtreich beyzumeſſen? — Ich rathe Ihnen, nehmen Sie Ihre Beſchuldigung zurück, oder bey meiner Ehre —!“ Er hob, indem er dieß ſagte, den Stock.

„Sie drohen mir?“ — rief Wilhelm, und ſchlug ihm das Rohr aus der Hand. „Ich verſtehe mich auf dieß Gewehr ſo gut als Sie! Wir können aber friedlich aus einander kommen, wenn Sie hier vor meinen Augen Ihr Bildniß auslöſchen, und alle ähnliche Kunſtwerke, die Sie durchs Schloß verſtreut haben, innerhalb einer Stunde vertilgen." —

Hierzu wollte ſich der Eſelsmahler — der um ein gutes Theil verächtlicher als der elendeſte Gurkenmahler war — durchaus nicht verſtehen, und machte noch einen ſchwachen Verſuch, die ſaubern Schildereyen abzuläugnen, und ſeinen Gegner durch ſtolze Worte zu ſchrecken. Dieſer hingegen blieb mit kaltem Blute dabey, die Langohren müßten ohne Verzug weggeſchafft werden. „Ich werde mich mit Ihnen darüber nicht raufen;" ſetzte er hinzu: „wenn Sie aber nicht augenblicklich Anſtalt machen, die Plätze zu reinigen, die Sie beſudelt haben, ſo melde ich Ihre feine Aufführung dem General." —

Der tapfre Fähnrich erblaßte, zog ſtill ein weißes Schnupftuch aus der Taſche, und wiſchte ſein Paſtellgemählde ſäuberlich ab.

„Schön!“ ſagte Wilhelm. „Fahren Sie ſo fort!“ —

„Aber Sie ſchweigen doch?“ — fragte der überwundene Held in einem bangen Tone.

Wilhelm verſprach's, und innerhalb einer Stunde verſchwanden alle gemahlte Eſel im Schloſſe. Der gedemüthigte Künſtler ſammelte ſie mit Zähnknirrſchen in ſein Schnupftuch, und ſchwor dabey im Herzen, ſich empfindlich zu rächen. Hierzu ſah er freylich für jetzt keine Möglichkeit, weil er ſchon des folgenden Tages mit den Lagertruppen abziehen mußte; er ſchrieb ſich indeß, nach dem Beyſpiele ſeines edlen Vaters, die Sache hinter's Ohr, und beyde Herren bewieſen in der Folge, daß ſie im Punkt der Rache Männer von Wort waren.

15.

Magiſter Truſelius.

So bald der General mit ſeinem Gefolge das Schloß verlaſſen hatte, trat Herr Frank die Regierung ſeines Hauſes wieder an, und herrſchte gewaltiger denn jemahls. Seine Gemahlin bekam wegen der Hofmeiſtergeſchichte einen harten Stand. Er betheuerte mit manchem kernhaften Fluche, es dürfe ſich niemand, wer es auch ſey, in ſeine häuslichen Angelegenheiten miſchen, und wenn ihm der General einen lateiniſchen Schulfuchs zuſchickte, wolle er ihn die Treppe hinunter werfen. Die Dame lachte über dieſe Drohung ins Fäuſtchen, weil ſie aus Erfahrung wußte, daß es der Polterer nicht wagte, ihren Oheim auf irgend eine Art zu beleidigen.

Eingedenk ſeines Verſprechens, befragte der General den Feldprediger, ob er einen geſchickten Erzieher vorzuſchlagen wiſſe, und der geſtiefelte Apoſtel ſagte geſchwind Ja, weil es ihm eine erwünſchte Gelegenheit war, einem alten Schul- und Univerſitätsfreunde, der ſich in kümmerlichen Umſtänden befand, zu Brode zu helfen.

Magiſter Truſelius — ſo hieß der arme Kandidat — war ein düſterer Mann von vierzig Jahren, der in einem engen Hinterſtübchen, wie ein Käuzlein in einem hohlen Baume, lebte. Er ſah oft Monate lang kein menſchliches Angeſicht als ſeine hochbetagte Aufwärterin und einen Burſchen aus der Druckerey, für die er als griechiſcher und lateiniſcher Korrektor arbeitete. Dieſes jämmerliche Geſchäft war damahls ſein einziger Nahrungszweig; er mußte ſich alſo ſeine Schale Thee, ſeine Pfeiſe Landtabak und ſein Gericht Erdäpfel mühſam genug verdienen: denn das Honorar, das er für zweymahlige Durchſicht eines Bogens erhielt, betrug nicht mehr als ſechs gute Groſchen, und die Setzer machten ihm über dieß das Leben ſo ſchwer, daß er jeder erſten Druckfehlerjagd gewöhnlich drey volle Stunden aufopfern mußte.

Man ſah es ihm denn auch an, daß er nicht bey dem großen Reſtaurateur Very in Paris zu ſpeiſen pflegte, wo täglich 150, ſchreibe Einhundert und funfzig, verſchiedene Gerichte der feinſten Art den reichen Leckermäulern bereitet werden, und mancher Schlemmer für ein einziges

Mittagsmahl, das er ſeiner hohen Perſon auftiſchen läßt, fünf bis ſechs Louisd'or bezahlt. *) Von dieſer Summe zehrte der arme Magiſter ein halbes Jahr, und blieb bey dieſer muſterhaften Mäßigkeit ſo frey von überflüßiger Korpulenz, daß ihn, wie ein Windſpiel, die Sonne gern durchſchienen hätte, wenn es ihr nur möglich geweſen wäre, in ſein von allen Seiten verbautes Muſeum zu dringen. Dennoch war er, ſo lange es ihm nicht an Kartoffeln und landsmänniſchem Tabak gebrach, vergnügt und zufrieden wie der reichſte Prinz. Es lag auch bloß an ihm, daß er ſich ſelbſt nicht ſtattlicher bewirthen konnte. Er hätte längſt, wie andere ſeines Gleichen, einen Pfarr- oder Schuldienſt erhalten, wenn er aus ſeiner Einſiedeley hervor und unter Menſchen gegangen wäre. Aber er lebte nur

---

*) S. **Reichardts** vertraute-Briefe aus Paris. Dritter Theil. Hamburg, 1805.

unter ſeinen todten Griechen und Römern, die ihm freylich kein Amt geben konnten. Er wußte aufs Haar, wo Cicero in Rom und Plato in Athen gewohnt hatten; allein den Weg zum Hauſe des Konſiſtorialpräſidenten kannte er nicht.

Dieſe Abgeſchiedenheit von der lebenden Welt gab ihm ein ſo verwildertes und verworrenes Anſehen, daß er beynahe zum Kinderſpott wurde, wenn er ſich bisweilen, wie ein ſcheuer Nachtvogel, auf die Gaſſe hinaus wagte. Außer dem war ſeine Geſichtsbildung nicht anmuthig, und dieſe ließ ſich doch nicht verbeſſern, wenn er auch die größten Aſſembleen beſucht hätte. Er konnte zwar da aus häufigen Beyſpielen lernen, die Naſe recht hoch zu tragen; doch die ſeinige wäre dennoch klein, platt und eingedrückt kurz, eine häßliche Stumpfnaſe geblieben. Und was hätte es ihm geholfen, daß oft in Geſellſchaften große, ſtattliche Naſen gedreht werden? — Sie waren ihm nicht brauchbar, ſie an die Stelle ſeiner Zwergin zu ſetzen. — Aber genug von Naſen! Sonſt möchten die geneigten Leſer und die ungeneigten Kunſtrichter die ihrigen darüber rümpfen. —

Unſer Magiſter ſaß eines Morgens bey einem naſſen lateiniſchen Druckbogen, und brummte ein Mahl über das andere: „I ad graecum II!“ — An dieſes häßliche Gerüſt (das die ehrlichen Leute, für die es gebaut wird, die Feldglocke nennen, in der ſie ſelbſt den Klöppel abgeben) verwünſchte er den Setzer, der, theils der Sprache nicht mächtig, theils nachläſſig, ſo viele Böcke geſchoſſen hatte, daß der arme Korrektor nicht fertig werden konnte, ſie bey Seite zu räumen. Als er ſich mit dieſer Wildfuhre ſchon einige Stunden geplackt hatte, trat der Feldprediger in ſeine Klauſe, und trug ihm die Hofmeiſterſtelle in Hühnenthal an. Er hatte Anfangs aus Menſchenſcheu keine Luſt, ſie anzunehmen; ſein Freund beſtand aber mit wohlmeinendem Eifer darauf, und zwang ihn, ſeinen müllerfarbenen Gallarock mit ſchwarzen Glasknöpfen anzuziehn, um dem General die Aufwartung zu machen.

Sie gingen mit einander in die Wohnung der Excellenz, und dem armen, blöden Truſelius brach der Angſtſchweiß aus, als er die gigantiſche Geſtalt erblickte, und ihr guter Morgen ihm entgegen donnerte. Seine eingedorrte Figur, und noch mehr ſein zaghaftes Betragen — denn er zitterte wie Aeſpenlaub — mißfiel dem General, deſſen Auge daran gewöhnt war, immer kraftvolle Körper und männliche Feſtigkeit vor ſich zu ſehen. Er zog den Feldprediger an ein Fenſter. „Herr,“ ſprach

ſprach er ſo leiſe als es ſeiner Heroldsſtimme möglich war — „was bringen Sie mir da für einen traurigen Schächer! Mit dem werden wir in Hühnenthal wenig Ehre einlegen!“ —

Der Feldprediger vertheidigte ſeinen Schützling. „Ew. Excellenz,“ antwortete er, „haben, in Anſehung der Außenſeite meines Freundes, vollkommen Recht: ſie iſt wenig empfehlend; aber ich bürge für ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Kenntniſſe, die man vielleicht bey hundert eleganten Erziehern nach der neueſten Mode nicht antreffen möchte.“ —

„Gut, ich verlaſſe mich auf Sie!“ erwiederte der General. „Ein zierlicher Haſenfuß paßte noch weniger aufs Dorf. Wir wollen's mit Dieſem verſuchen.“ —

Er rief jetzt dem Magiſter, der noch an der Thüre ſchilderte, näher zu kommen. Ein ſchwerer Gang für ihn, der in ſeinem Leben keinen getäfelten und geglätteten Boden betreten hatte! Er füßelte furchtſam wie auf einem Eisſpiegel, und glitt bey jedem Schritt aus. Der General erbarmte ſich ſeiner, da er ihn wie den Apoſtel Petrus auf dem Meere ſchwanken ſah, und ging ihm halbes Weges mit der Frage entgegen: ob er Willens ſey, den Poſten eines Hauslehrers in Hühnenthal zu übernehmen.

„Wie Ew. Excellenz befehlen,“ ſtammelte Truſelius, und ſah ſcheu auf die glänzenden Dielen, die ihm nun eben ſo furchtbar waren als der General.

„Ich hab' Ihnen nichts zu befehlen,“ entgegnete Dieſer. „Sie ſind ein freyer Mann, können thun oder laſſen, was Ihnen gefällt.“

„Nun, ſo werde ich, mit hoher Erlaubniß, von Ew. Excellenz gnädigem Anerbiethen devoteſten Gebrauch machen.“

„Das heißt alſo kurz und rund, Sie nehmen die Stelle an?“

„Ja, Ew. Excellenz.“

„Unter welchen Bedingungen?“

„Dieſe ſtelle ich ganz Hochdero Ermeſſen anheim.“

„Nicht doch! Ich bin nicht Ihr Vormund. Reden und fordern Sie ſelbſt! Man muß ſich nicht ohne Noth von der Entſcheidung eines Andern abhängig machen. Friſch heraus mit der Sprache! Wie viel Jahrgehalt verlangen Sie?“

„Sollten wohl bey freyer Koſt funfzig Thälerchen zu viel ſeyn?“

„Nun, wahrlich Sie biethen ſich um einen billigen Preis aus! Gerade ſo viel bekommt mein Kutſcher. Und Sie — ein Gelehrter! — nein, Sie müſſen ſich nicht ſo wegwerfen! Der Beſitzer von Hühnenthal iſt reich genug: er kann Ihnen doppelt ſo viel geben; und das ſoll er und muß er, ich will's ihm ſchreiben. Uebrigens verſteht ſich's von ſelbſt, daß Sie alles, was zur Leibesnahrung gehört, unentgeldlich bekommen. Sind Sie damit zufrieden?" —

Der arme Magiſter, dem hundert Thaler ein fürſtliches Einkommen ſchienen, gerieth über dieſes unverhoffte Glück ganz außer Faſſung, und war keines Lautes mächtig. Er vergaß in ſeinem Freudenrauſche ſogar den trüglichen Boden des Zimmers, und ſchritt haſtig vorwärts, um dem General, der einige Schritte entfernt ſtand, ſeine Dankbarkeit durch einen Handkuß zu bezeigen. Aber wider Willen that er ihm einen Fußfall, und küßte, ſtatt der Hand Sr. Excellenz, die heimtückiſchen Breter, die ſeinen Sturz verurſachten. Der geiſtliche Herr, der auf dieſer ſchlüpfrigen Bahn beſſer zu fußen verſtand, half ihm ſchnell wieder auf die Beine, und der

General lachte nicht über dieſe komiſche Niederlage, was wohl kaum ein Fähnrich vom Schlage des Herrn von Schierling unterlaſſen hätte.

Auf ſeinen Freund geſtützt, wollte Truſcilus die verunglückte Ehrenbezeigung nochmahls verſuchen; aber der General verbat ſie, und entließ ihn mit der Ermahnung, ſich ſo bald als möglich zum Antritt der Hofmeiſterſtelle zu rüſten, und dann einen Beglaubigungsbrief und Reiſegeld bey ihm abzuhohlen.

Der glückliche Kandidat hätte ſich im Nothfall ſogleich auf den Poſtwagen ſetzen können; denn er trug faſt alles, was ſein war, (ein Dutzend Bücher ausgenommen) mit ſich herum, und zu Abſchiedsviſiten bedurfte er keine Zeit, weil er in der ganzen großen Stadt niemand kannte, als ſeine Aufwärterin, einen Buchdrucker, und deſſen kleinen Merkur. Des Wohlſtands halben, rieth ihm aber ſein Freund, erſt am dritten Tage zum General zu gehen.

Er that's, und erhielt ſeine Abfertigung. „Wenn Sie nach Hühnenthal kommen,“ ſprach der General beym Abſchiede, „ſeyn Sie muthig und dreiſt, und machen Sie wenig Worte! Ihr künftiger Principal iſt ein Mann ohne Komplimente, und ein erklärter Freund der Aufrichtigkeit und Wahrheit.“ —

Der Reiſende bediente ſich der öffentlichen Poſt. Seine Gefährten waren zwey Studenten, die, während der akademiſchen Ferien, Papa und Mama beſucht hatten, und nun, mit reichlichen Mutterpfennigen begabt, nach der hohen Schule zurück kehrten. Sie gehörten beyderſeits zu dem Schlage von jungen Herren, die, ſo oft der ſilberne Mond in ihrem Beutel voll iſt, jedermann ſtolz und unartig begegnen, und erſt nach und nach wieder höflich werden, wenn er abnimmt. Dieſer löblichen Gewohnheit zu Folge, zankten ſich unſere Herren Studenten — oder Hochſchüler, nach Campens Verdeutſchung — mit allen Poſtmeiſtern, Gaſtwirthen und Aufwärtern, und behelligten ihren Reiſekompan, wegen ſeines altfränkiſchen und ärmlichen Anſehens, mit ungeſchliffenen Neckereyen. Er zog aber ſeine Troddelmütze über die Ohren, und antwortete nicht. „Redet, was ihr wollt!“ ſprach er in ſeinem Herzen: „Der Narr iſt ein Druckfehler der Menſchheit!“ — So wurden ſie es bald müde, ihren köſtlichen Witz an einen Taubſtummen zu verſchwenden, und er kam ohne weitern Verdruß auf der letzten Station an. Hier warf er ſich in ſein Feyerkleid, und pilgerte vollends nach Hühnenthal.

16.

Der Einzug.

Mit dem Briefe des Generals, als einem gültigen Paſſport, in der Hand, trat er ins Schloß, und defilirte glücklich durch ein Paar große Kettenhunde, die vor ſeinem Kreditive keinen Reſpekt hatten, ſondern wüthend rechts und links auf ihn zu ſtürzten. Im Hofe traf er einen Bedienten, den er um Meldung bey der Herrſchaft demüthig erſuchte. Der plumpe Bengel pflanzte ſich breitbeinig vor ihn hin, muſterte ihn mit frechen Augen von den tombackenen Schuhſchnallen an bis zur verwitterten Stutzperücke hinauf, und ſchien eine Weile unentſchloſſen, ob er die angebrachte Bitte in Gnaden wolle Statt finden laſſen oder nicht. Endlich hob er ſich mit trägen Schritten von dannen, ließ den Magiſter in einem Kreiſe ziſchender und ſchnatternder Gänſe ſtehen, und warf ihm noch aus der Ferne einen höhniſchen Blick zu, der keine günſtige Aufnahme prophezeyte.

Herr Frank war auch in der That ſehr aufgebracht, als er die Ankunft des Fremdlings vernahm. „Was will der Menſch?“ fuhr er in ſeinem Großvaterſtuhl empor. „Er ſoll ſich zum Henker packen; ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen!“ —

„Beſinn Dich doch!“ ſagte ſeine Frau. „Es wird der Hofmeiſter ſeyn, den uns der General zu ſchicken verſprach.“ —

„Er ſey, wer er wolle, das geht mich nichts an! Ich bin Herr im Hauſe, und laſſe mir keinen unnützen Brodeſſer aufdringen.“ —

So polternd und mit den Händen fechtend, lief er, wie unſinnig, im Zimmer auf und ab. Madame Frank ſchwieg, aus Scham vor dem Bedienten, und weil ſie feſt überzeugt war, daß der Hausmonarch, aus Furcht vor ihrem Oheim, ſeinen übereilten Befehl, den Magiſter abzuweiſen, von ſelbſt aufheben werde.

Der Bediente ging; und ſchon war ſein Herr entſchloſſen, ihn auf der Treppe zurück zu rufen, als er glücklicher Weiſe von ſelbſt umkehrte und anfragte: ob er nicht wenigſtens den Brief annehmen ſolle, den der Fremde von Sr. Excellenz, dem Herrn General, überbringe.

„Nun, das verſteht ſich!“ ſagte Herr Frank, und es war ihm ordentlich wohl, daß er auf eine ſo bequeme Weiſe wieder einlenken konnte.

Der Brief (deſſen Bothe ſich noch im Geſellſchaftszirkel der Gänſe befand) ward gebracht. Herr Frank durchlief ihn mit einem umwölkten Geſichte, und ſchüttelte ſchweigend bey jeder Zeile den Kopf. Erſt am Ende, als der Punkt der Beſoldung kam, ward ſein ſtummer Verdruß wieder laut. „Nein, das iſt zu toll!“ ſchrie er auf. „Der Herr General gebiethet über unſern Geldbeutel, als wär' er in Feindes Land, und ſchriebe Brandſchatzung aus! Da hat er mir nichts dir nichts dem Menſchen, den er uns ins Haus ſchickt, hundert Reichsthaler jährlichen Gehalt zugeſagt, und bittet ſich's zur Freundſchaft aus, daß ich keinen Heller davon abdinge. — Schöne Freundſchaft! — Für hundert Thaler kann ich ein Jahr lang das ſchönſte Pferd und eine Koppel Jagdhunde ernähren!“ —

Madame Frank winkte dem Bedienten, ſich zu entfernen, und griff dann ihren Gemahl bey ſeiner ſchwachen Seite an. Sie gab ihm völlig Recht, und überließ es ſeiner Willkühr, den koſtſpieligen Pädagegen anzunehmen, oder mit Proteſt zurück zu ſenden. „Allenfalls könnte man“ — ſetzte ſie mit einem nachläſſigen Tone hinzu — „funfzig Thaler auf die Gaſſe werfen, und ihn ein halbes Jahr im Hauſe behalten, um den alten eigenſinnigen General nicht böſe zu machen. Mit der Zeit finden wir leicht einen ſchicklichen Vorwand, uns den theuern Gaſt wieder vom Halſe zu ſchaffen.“ —

„Dieſer Rath läßt ſich hören;“ ſagte Herr Frank. „Wir wollen denn ſehen, was Ihro Excellenz für ein Wunderthier aufgetrieben haben.“ —

Truſelius ward vorgelaſſen, und begann ſchon außerhalb der geöffneten Thüre eine gelehrte Anrede, die er auf der Reiſe, Trotz der Erdbebenſtöße, welche die deutſchen Poſtwagen auszutheilen pflegen, in ſeinem Kopfe entworfen hatte. Allein Herr Frank fiel, nach ſeiner unhöflichen Gewohnheit, ſchon der erſten Periode in den Zügel. „Ihr Diener! Ihr Diener!“ rief er haſtig. „Inkommodiren Sie ſich nicht weiter! Ich nehme Ihren Senf für genoſſen an.“ —

Der Redner erſchrak, erinnerte ſich jedoch ſogleich der Abſchiedswarnung des Generals, und verſtummte. Durch dieſen Gehorſam gewann er bey dem Hausherrn einen wichtigen Stein im Brete. Deſto weniger Freude hatte Madame Frank an ihm, die ſich in der Erwartung eines jungen, eleganten Weltmannes häßlich getäuſcht fand. Doch, geſittet und gutmüthig, ließ ſie ihn dieß nicht empfinden, ſondern nahm ſeinen ungeſchickten Handkuß mit der heiterſten Miene an, und ſprach einige freundliche Worte über Wetter und Weg, um den rauhen Willkommen ihres Gemahls zu lindern und vergeſſen zu machen.

Dieſer kramte nun ſeine ſchon bekannten Lehr- und Erziehungsvorſchriften faſt mit denſelben Worten aus, wie er ſie fünf oder ſechs Jahre früher dem Schulmeiſter ertheilte. Er warnte beſonders wiederum ſehr nachdrücklich, ſeinen Sohn nicht zu einem Heuchler und Fuchsſchwänzer zu erziehen, ſondern ihm einzuprägen: daß man die Wahrheit lieben, und ſie allen Menſchen, ohne Anſehen der Perſon, ins Geſicht ſagen müſſe. „Mancher arme Teufel," fuhr er fort, „mag freylich bisweilen gezwungen ſeyn, den Mantel nach dem Winde zu hängen: das braucht aber mein Sohn nicht, dem ich einſt ein ſo ſchönes Erbtheil hinterlaſſe, daß er der ganzen Welt ein Schnippchen ſchlagen kann. — Merken Sie ſich das, Herr Magiſter, und ſchulmeiſtern Sie hübſch nach meinem Kopfe; es wird Ihr Schade nicht ſeyn. Sie ſehn mir aus, als ob Sie bisher am Hungertuche genagt hätten. Nicht wahr? — Nun, deſto beſſer! So werden Sie in meinem Hauſe und an meinem Tiſche einen erfreulichen Abſtich gegen Ihre vorigen Faſttage finden, und aus Dankbarkeit um ſo williger meinen Befehlen nachleben.“ —

Trufelins ſchnitt einen Huldigungs-Reverenz über den andern, und ſchien eben nicht zu fühlen, daß der hochgebiethende Herr ſeine Rede mit einer groben Beleidigung ſchloß. Der feinern Frau that die Unbeſcheidenheit ihres Mannes weh, und ſie ſuchte ſeine Härte durch die ſanfteſte Behandlung ihres neuen Hausgenoſſen auszugleichen. Sie wies ihm ein nettes Zimmer zu ſeiner Wohnung an, und gab ihm auf eine gute Art zu verſtehen: daß er eben nicht nöthig habe, die ihm jetzt publicirten Geſetze zur ſtrengen Richtſchnur ſeines Unterrichts zu nehmen, weil ſich ihr Gatte nicht weiter darum bekümmern werde.

Wilhelm war bey dem Einzuge ſeines Mentors nicht zu Hauſe, und freute ſich ſehr mäßig, ihn bey ſeiner Rückkunft zu finden. Das Einzige, was ihm an dem Manne gefiel, waren ſeine reifen Jahre. Er befürchtete bisher, einen geckenhaften Milchbart, wenig älter als er ſelbſt, zum Lehrer und Aufſeher zu bekommen, und das wäre für ſeinen ſtolzen Geiſt eine bittere Kränkung geweſen. Ueber dieß hatte er mit Luiſen einen feinen Anſchlag gemacht, wie ſie ſich auch in Zukunft, Trotz der pädagogiſchen Scheidewand, die ſie zu trennen drohte, täglich ſehen und ſprechen wollten; dieſes Plänchen war aber ſo beſchaffen, daß es für ihn ſehr zum Verdruß ausſchlagen konnte, wenn er einen jungen Hofmeiſter erhalten hätte. Die Liebenden waren nähmlich ſogleich,

als

als der General die Spedition eines Informators übernahm, auf den Einfall gerathen: Luiſe ſollte ſich, durch Vermittelung ihres Vaters, Erlaubniß auswirken, die Lehrſtunden im Schloſſe zu beſuchen. Dieſe Vergünſtigung war ohne Zweifel zu erwarten, weil Wigand bey dem Gutsherrn in großen Gnaden ſtand. Nun ſtörte nur noch Wilhelms eiferſüchtige Fantaſie ſeine Ruhe. Sie mahlte bey Tag und Nacht an dem Bilde ſeines künftigen Lehrers, ſtellte es ihm als einen ſchönen, blühenden Jüngling vor Augen, und quälte ihn mit der Furcht, von dieſem Adonis aus dem Herzen ſeines geliebten Mädchens verdrängt zu werden. Aus dieſem Grunde war ihm Trufelius, wegen ſeines Alters und ſeiner unlieblichen Geſtalt, eine willkommene Erſcheinung, und ſorgenfrey drang er nun in Luiſen, ihren gemeinſchaftlichen Entwurf zu Stande zu bringen.

Das gelang ohne Schwierigkeit. Luiſens Aeltern hatten ſchon oft bedauert, daß ſie den natürlichen Geiſtesfähigkeiten ihrer Tochter keine höhere Ausbildung verſchaffen konnten, als durch den kleinen Vorrath von Kenntniſſen, die ſie ſelbſt beſaßen, nothdürftig geſchah. Sie waren alſo mit des Mädchens Antrage ſogleich einverſtanden, gingen mit einander aufs Schloß, und ihre Bitte ward in Rückſicht des Verdienſtes, das ſich Luiſe vormahls um Wilhelm am Dorfbach erwarb, huldreich gewährt. Freylich mußte Herr Frank zuvor ſeinem Genius genug thun und ſagen: er begreife nicht, wozu die Tochter eines Schulmeiſters Gelehrſamkeit brauche. Doch wolle er nicht entgegen ſeyn, ſetzte er hinzu, und das Wigandſche Ehepaar achtete jener Bitterkeit nicht, weil man es ſchon gewohnt war, daß er jedem, der ſeine Schwelle betrat, eben ſo ſicher einen harten Brocken an den Hals warf, als vor alten Zeiten ein deutſcher Ritter (mit dem uns Muſäus in ſeinen Volksmährchen bekannt macht) alle Reiſende, die bey ihm einſprachen, gaſtfrey bewirthete, aber beym Abſchiede aus dem Hauſe hinaus prügelte.

17.

Der Philoſoph und der Naturmenſch.

Die erſte Vorleſung, welche Profeſſor Truſelius hielt, war moraliſch. Er behandelte, der hausherrlichen Inſtruktion gemäß, das Kapitel von der Wahrheit, und ſalbaderte darüber ein Langes und Breites, wovon beſonders der Schluß merkwürdig war. „Die Pflicht, die Wahrheit zu ſagen," ſprach er, „iſt ohne Ausnahme ſo heilig und unerläßlich, daß, wenn ein Mörder, der einen zu mir geflüchteten Freund aufſuchte, mich befragte, wo ich ihn verborgen hätte, ich ihm den Zufluchtsort deſſelben entdecken müßte." —

„Ey, bewahre der Himmel!" rief Wilhelm. „Das wäre der feigſte Schurkenſtreich von der Welt!" —

„Gemach, junger Herr!" verſetzte der Magiſter. „Das erläuternde Beyſpiel, das ich anführte, iſt nicht aus der Luft gegriffen, ſondern aus den Schriften des großen Immanuel Kant *) entlehnt." —

„Wer iſt dieſer Mann?"

---

*) Kant hat dieſen ſonderbaren Satz wirklich aufgeſtellt. Ob in ſeiner Tugendlehre, wie mich dünkt, oder in einem andern ſeiner Werke, das iſt meinem Gedächtniß entfallen.

„Wie? Sie kennen ihn nicht, den Polar- und Angelſtern der neuern Philoſophie?“ —

„Ich höre ſeinen Nahmen zum erſten Mahl, und das iſt hier auf dem Lande kein Wunder. Aber, wahrlich! wenn er in ſeinem Leben nichts als dieſen widerſinnigen Einfall geſchrieben hätte —“

„Tace, puer!“ rief Trufelius hitzig, und bedeckte mit beyden Händen die Ohren. „Sie läſtern in Ihrer Unwiſſenheit einen der größten Weltweiſen!“

„Zugegeben, ich bin unwiſſend; aber ich habe geſunde Vernunft, die mir ſagt: daß es entweder der höchſte Grad von Niederträchtigkeit oder gänzliche Tollheit wäre, einen Freund, der unter meinem Dache Schutz und Sicherheit ſucht, einem Böſewicht auszuliefern, der ihm nach dem Leben trachtet.“ —

„Sie wollten alſo die Wahrheit verletzen, wollten ſagen: der Freund befinde ſich nicht in Ihrem Hauſe?“ —

„Allerdings! Oder, wenn ich das nicht läugnen könnte, würde ich ihn mit meinem Blut und Leben vertheidigen, und lieber ſeinen Feind niederſtoßen, als ihm ein Haar krümmen laſſen.“ —

„Gott bewahre mich vor Mord und Blutvergießen!“ rief der waffenſcheue Gelehrte, der ſogar dem frommen und mit dem Roſt des Friedens überzogenen Degen eines kommandirenden Stadtſchützen-Hauptmanns in möglichſt weiter Entfernung aus dem Wege ging. — „Ach, ich bitte Sie, junger Herr,“ fuhr er mit hoch gefalteten Händen beweglich fort, „ſprechen Sie nicht ſo gräßliche Worte, halten Sie feſt an der Wahrheit, und miſchen Sie ſich nicht in fremde Händel: ſo wird es Ihnen wohl gehen, und Sie werden lange leben auf Erden!“

„Nein, Herr Magiſter,“ ſprach Wilhelm raſch, „dieſe Lehre befolg' ich nicht! Ich glaube gern, daß ſich mancher ehrloſe Schuft bey Verrath und Feigheit recht wohl befindet; aber mich lehrt mein Herz, daß ich nicht werth wäre zu leben, wenn ich jemahls ſo verworfen ſeyn könnte, nach der Vorſchrift Ihres Philoſophen zu handeln.“ —

„Nun, ich waſche meine Hände in Unſchuld!“ ſeufzte Truſelius. „Ich habe, nach dem Willen Ihres Herrn Vaters, Wahrheit gepredigt, habe die Gründlichkeit meines Vortrags aus den Schriften eines großen Geiſtes, auf deſſen Worte ich blindlings ſchwöre, bewieſen: was kann ich weiter thun? — Ich bin frey von aller Verantwortung, wenn Sie einſt durch Verhaltung der Wahrheit — die nichts beſſers als eine wirkliche Lüge iſt — in irgend ein Unglück gerathen.“ —

„Das ſey meine Sorge!“ entgegnete der brave Jüngling. „Ich laſſe mir mein Gefühl durch kein Hirngeſpinnſt feſſeln und lähmen. Lügen — vorſätzliche Lügen aus Gewinnſucht, Schmähſucht, und ſo weiter — ſind ſchändlich; aber in Fällen der Noth die Wahrheit zu verſchweigen, das gebiethet die Vernunft, und es iſt löblich und gut. — Ich liebe die Wahrheit, wenn's Muth gilt, ſie zu ſagen; doch ſie aus Feigheit bekennen — pfuy! das ſoll mir nie in den Sinn kommen.“ —

Am Abend dieſes Tages fragte Herr Frank ſeinen Sohn, was er heute gelernt habe. Wilhelm antwortete: der Magiſter habe ſich mit den Pflichten der Wahrheit beſchäftiget.

„Das iſt ſchön, das gefällt mir!“ rief der Alte.

„Aber, Vater, was ſagſt Du dazu?“ ſprach Wilhelm, und wiederhohlte wörtlich die Lehre: daß man, aus Ehrfurcht gegen die Wahrheit, ſeinen Freund einem Mörder ausliefern müſſe.

„Abgeſchmacktes Zeug!“ brummte der Vater kopfſchüttelnd, und ſah mit ſpöttiſchem Lächeln die Mutter an.

„Du haſt Deinen Lehrer gewiß unrecht verſtanden, mein Sohn!“ ſagte ſie etwas verlegen.

„Nein, nein!“ antwortete Wilhelm. „Ich ſtritt lange mit ihm darüber, und ſagt' ihm meines Herzens Meinung, daß in einem ſolchen Falle, wie er geſetzt habe, nur ein Schurke oder ein Tollhäusler der Wahrheit treu bleiben könne; allein er wich und wankte nicht von ſeinem abenteuerlichen Lehrſatze, und vertheidigte ihn damit, daß er aus den Schriften eines berühmten Philoſophen genommen ſey.“

Herr Frank brach in ein wieherndes Gelächter aus. „Das hab' ich wohl gedacht!“ rief er triumphirend. „Da ſieh, Mutter, ſolche ſchöne Raritäten ſtehn in den Büchern!“ —

18.

Der poetiſche Trichter.

Die folgenden Lehrſtunden waren angenehmer. Wilhelms Mitſchülerin belebte und erheiterte ſie.

Sie war, als Truſelius nach Hühnenthal kam, erſt vierzehn oder funfzehn Jahre alt, doch den Gränzen der Kindheit ſchon völlig entwachſen und ausgezeichnet ſchön. Wir könnten uns die Beſchreibung ihrer Perſon bequem machen, und ſie kühnlich der Venus und den Grazien vergleichen: da jedoch dieſen Göttinnen die Kränkung, ſich ein ſterbliches Weib an die Seite geſetzt zu ſehen, von Dichtern und Romanſchreibern täglich zugefügt wird, ſo wollen wir ſie unſers Theils damit verſchonen, und die wenigen Farben, die wir zu Luiſens Bilde nöthig haben, nicht aus dem Olymp hohlen. Das ganze Gemählde wäre überflüßig, wenn man ſich auf die Fantaſie des Leſers verlaſſen dürfte. Allein es iſt zu befürchten, daß Mancher, der etwa eine alltägliche Schulhalterstochter Gänſe ſtopfen, Kühe melken, oder andere dergleichen gemeine Handarbeiten verrichten ſah, uns den Spuk machen möchte, ſich Luiſen als eine ſo reitzloſe Figur vorzuſtellen. Dieſem falſchen Eindruck, der unſerer Geſchichte alle Annehmlichkeit rauben würde, muß bey Zeiten vorgebeugt werden.

Kund und zu wiſſen ſey demnach allen, denen es zu wiſſen nöthig, daß Luiſe eine zarte, ſchlanke, echt griechiſche Geſtalt war, und ſich etwas beſſer ausnahm als viele breite Modedamen, die ſich, der Natur zum Trotz, durch die Zauberkraft der Schneiderſcheere zu zierlichen Athenerinnen bilden wollen. Doch nein; das war Verläumdung! — Denn liegt es nicht hell am Tage, daß ſie nicht ſowohl durch die Kunſt des Schneiders, als vielmehr durch deſſen Entbehrung, ihr Ziel zu erreichen, und die Aufklärung unſers Zeitalters dadurch zu vermehren ſuchen, daß ſie ihren ganzen Körper aufklären? —

In dieſem Punkte war Luiſe ſehr verfinſtert. Sie verhüllte mit abgeſchmackter Aengſtlichkeit ihren jungfräulichen Buſen, und entſetzte ſich einſt recht kindiſch über den Anblick einer modernen Eva, die an einem rauhen Herbſttage, der die Erde mit dem erſten Schnee beſchenkte, halb nackt einher ging, und auf den wenigen

Theilen ihres Körpers, die bekleidet hießen, ein ſo enges und durchſichtiges Spinnengewebe trug, daß man es nur den Schatten eines Gewandes nennen konnte. Das einfältige Landmädchen ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, ſchalt dieſe elegante Tracht ungeſittet und ſchamlos, und ſteckte ihr Halstuch noch feſter. Es läßt ſich daher, ſo lieb wir die Kleine übrigens haben, nicht vertuſchen, daß ſie ein ſchwaches, von altfränkiſchen Vorurtheilen eingenommenes Köpfchen war, und keinen Gran Weltverſtand beſaß.

So paßte ſie aber recht für ihren Wilhelm, der zwar auch ein bildſchöner Junge, aber im Fache der Eleganz ein erbärmlicher Tropf war, und an der unmodiſchen Tracht ſeiner Geliebten nicht den geringſten Anſtoß fand. Schon damit zufrieden, daß ihr Roſengeſicht kein dichter Nonnenſchleyer bedeckte, ſah er ihr mit Entzücken in die ſanften, himmelblauen Augen, ſpielte mit ihren weichen Flachslocken, und fand ihre Naſe ſehr hübſch, ohne ein Wort davon zu wiſſen, daß ſie die reinſte griechiſche Form hatte.

Wie mächtig Luiſens Schönheit war, beweiſet der merkwürdige Umſtand, daß ſogar Magiſter Truſelius das roſtige Gewehr der Unempfindlichkeit vor ihr ſtreckte. Er, der bis in ſein vierzigſtes Jahr, mit alten klaſſiſchen Werken und naſſen Korrekturbogen gepanzert, mitten durch Amors Pfeilregen unverſehrt ging, bekam auf Ein Mahl, als er ungefähr ſechs Monate in Hühnenthal war, einen tüchtigen Kernſchuß ins Herz, und geberdete ſich dabey ſo ſeltſam, daß es ſehr ergötzlich anzuſehen war. Er hatte bisher die Gewohnheit gehabt, in einem Schlafrocke von grünem wollenen Damaſt und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, Schule zu halten: ſo bald er aber die Wunde der Liebe fühlte, erlaubte er ſich dieſe Bequemlichkeit nicht mehr, ſondern kleidete ſich alle Tage ſo zierlich, als ob er vor den Taufſtein treten oder ein anderes Ehrenwerk verrichten wollte. Er verſchrieb ſich mit der Poſt ein feines Haarzänglein, um die Vorläufer des heran nahenden Alters, das in ſeinen ſchwarzen Augenbraunen ſchon hier und da Salz unter den Pfeffer gemiſcht hatte, zu vertilgen; auch glättete er die Erſtlinge der Runzeln zwiſchen den Schläfen und Augenwinkeln (die man im Scherz bisweilen Hühnerpfötchen nennen hört) mit dem elfenbeinernen Streichmeſſer, deſſen man ſich zum Falzen der Briefe bedient. Sogar ſeine Stimme, die gewöhnlich wie die durſtigen Räder eines ſchweren Laſtwagens knarrte, ward auf Ein Mahl ſehr fein, doch eben nicht lieblich; denn er fing an durch die Fiſtel zu ſprechen; und zirpte beſonders, wenn er Luiſen anredete, wie ein Heimchen.

Ihr zu Gefallen beſtrebte er ſich auch, ſeine Vorträge mit Anmuth zu würzen. Er lehrte, nach Gottſcheds Weiſe, den deutſchen Styl, und gab Unterricht im Briefſchreiben; nur Schade, daß ſeine Muſter-Epiſteln, die er theils ſelbſt entwarf, theils aus einem alten Tröſter entlehnte, ganz geſchmacklos ausfielen, und ſeine Schüler zum Lachen reitzten. Dieſes Mißgeſchick erfuhren beſonders einige zärtliche Brieflein, durch die er Luiſen auf eine verblümte Art ſeine Liebe erklärte. Sie waren in den ſchwülſtigſten Ausdrücken abgefaßt, die er vermuthlich in der aſiatiſchen Baniſe erbeutet haben mochte.

Einsmahls ſprach Luiſe von verſchiedenen poetiſchen Schriften, die ſie geleſen hatte. Es gehe ihr nichts über ein treffliches Gedicht, ſagte ſie, und ſie beneide den, der es in ſeiner Gewalt habe, gute Verſe zu machen. Truſelius nahm dieſe Aeußerung für einen Wink und Beruf zum Profeſſor der Dichtkunſt, und gab beſcheiden zu vernehmen: er werde mit einiger Anweiſung zur Poetik ergebenſt aufwarten können, immaßen er ſelbſt in jüngern Jahren mit den Muſen Umgang gepflogen, und viele Gelegenheitsgedichte verfertiget habe. „Ich ſattelte“ — ſprach er mit einem gewiſſen Stolz — „meinen Pegaſus für jeden, der einen Ehrenritt bey mir beſtellte.“ —

„Eine elende Reiterey,“ — fiel Wilhelm ein — „bey der wenig Ehre zu erjagen iſt!“

„Warum nicht?“ fragte ſtutzend der Poet.

„Weil es nicht möglich iſt, wenigſtens mir nicht möglich wäre, in Hanſens und Kunzens Seele glücklich zu dichten, und ein herzliches Wort über einen Gegenſtand zu ſagen, bey dem ich nicht intereſſiert bin.“ —

„Ey wohl, iſt man dabey intereſſirt! Das Gedicht wird bezahlt.“ —

„Das iſt eben das Verächtliche bey der Sache! Ein Gelegenheitsdichter kommt mir vor wie eine Thürklingel, die jeder Tropf mit ſchmutzigen Händen anfaſſen und ertönen laſſen kann.“ —

„Sie machen mir in der That ein hartes Kompliment!“

„Ich rede, wie ich denke, und das kann mir niemand weniger übel deuten als Sie! Denn von Ihnen ward ich ja belehrt: man müſſe allen Menſchen, ohne Anſehen der Perſon, die Wahrheit ins Geſicht ſagen. — Doch wieder auf die Gelegenheitsverſe zu kommen: ich find' es ſehr lächerlich, wenn ſich Leute, die wohl kaum einen Wäſchzettel ſchreiben können, ein Ding, das wie ein Gedicht ausſieht, von einem Lohnreimer fertigen laſſen, und es in ihrem eigenen Nahmen übergeben. — Iſt das nicht eben ſo drollig, als wenn jemand vor aller Menſchen Augen, in der öffentlichen Marktbude eines Kleiderhändlers, einen Gallarock entlehnte, und damit einem hohen Gönner oder der Dame ſeines Herzens — die ſelbſt aus ihren Fenſtern dieſen Lumpenſtaat anlegen ſahen — den Hof machte?" —

„Aber ich bitte Sie, junger Freund, was ſoll der arme Mann anfangen, wenn er einen Ceremonienbeſuch ablegen will oder muß, und kein Feyerkleid in ſeinem Vermögen beſitzt?" —

„So geh' er in ſeinem Alltagsrocke! — Jeder Prahler mit fremden Federn verdient eine eben ſo ſchimpfliche Entkleidung wie die Krähe in der Fabel erfuhr. — Ueber dieß taugen die poetiſchen Gelegenheitsfedern auch aus dem Grunde nichts, weil man ſich ſchon ſeit Olims Zeiten damit ſchmückt, und an dieſer alten, verlegenen Waare keine neue Farbe mehr haftet. Man ſollte dieſe ausgediente Mode endlich auch in die Rumpelkammer werfen, wo ſchon ſo viele Sitten und Gebräuche der Vorwelt begraben liegen. Ein gedrucktes Titelblatt und hinterher drey leere Seiten thäten, meines Erachtens, die nähmlichen Dienſte, als das beſte Hochzeit- und Leichengedicht.“ —

Truſelius ſchwieg und ſchmollte, bis ſich Luiſe, um ihn wieder zu beſänftigen, ſeine Belehrung in der Dichtkunde mit ſchmeichelhaften Worten erbat. „Von Herzen gern!“ antwortete er. „Ich will's Ihnen nicht entgelten laſſen, daß mich Ihr Schulkamerad beleidigt hat; nur muß ich bedauern, daß mir ein vortreffliches Buch, das ich bey meinen Vorleſungen zum Leitſaden brauchen könnte, ſchon ſeit mehrern Jahren abhanden gekommen iſt. Es war im Jahre 1650 zu Nürnberg erſchienen, und führte den Titel: Poetiſcher Trichter, oder der in ſechs Stunden einzugießende Unterricht zur deutſchen Dicht- und Reimkunſt. — Ein koſtbares Werk, das leider in keinem Buchladen mehr zu haben iſt!“ —

„Sehr Schade!“ ſprach Luiſe mit mühſamer Ernſthaftigkeit. „Wie kamen Sie denn darum?“

„Ein junger Laffe borgte mir's ab, und als ich's zurück forderte, läugnete er den Empfang. Aber die Folge zeigte, daß er meinen Trichter beſaß und ſeinen leeren Kopf damit angefüllt hatte: denn er ſchickte von Stund' an eine zahlloſe Menge Sonnette — zu deutſch: Klinggedichte — und andere poetiſche Poeſien in die Welt, und man ſah es ſeinen Verſen wohl an, daß er ſich wenigſtens ſechs volle Stunden mit Eintrichterung der Dicht- und Reimkunſt beſchäftigt haben mußte. Sein Ruhm ſtieg dadurch ſo hoch, daß er bey dem Jubelfeſte der Univerſität *** zum Dichter gekrönt wurde. — Welch Glück! welche Ehre! — Und das alles hat er meinem Trichter zu danken!" —

So klagte Trufelins, und behalf ſich nun ohne dieſe Maſchine ſo gut er konnte. Wir halten uns dabey nicht auf, ſondern eilen zu luſtigern Auftritten.

19.

Das Perſpektiv.

Wilhelm und ſein Hofmeiſter wurden von Tage zu Tage unzufriedener mit einander. Der junge Haberecht widerſprach bey jeder Gelegenheit, und ſtützte ſich auf das Geboth, die Wahrheit zu reden. Der Lehrer hingegen drang auf ehrerbiethiges Nachgeben; doch der achtzehnjährige Jüngling war ein widerſpänſtiger Baum, der ſich nicht mehr beugen ließ. Er wäre bisweilen noch halsſtarriger geweſen, wenn ihn nicht Luiſe durch Bitten und Vorſtellungen etwas geſchmeidig gemacht hätte. Ihr gingen die Kränkungen des ehrlichen Magiſters ans Herz; ſie waren auch in der That nicht zu loben, und ſind noch weniger jungen Leuten zur Nachahmung zu empfehlen. —

Das gute Mädchen war, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die unſchuldige Urſache der Spannung zwiſchen dem Lehrer und ſeinem Schüler, der Jenem ein Dorn im Auge ward, ſo bald er das zärtliche Einverſtändniß der Liebenden bemerkte. Er ſuchte nun ſeinen Nebenbuhler zu demüthigen, und ihn mit der Lanze der Gelehrſamkeit aus dem Sattel zu heben. In dieſer Abſicht ſtellte er die Unwiſſenheit ſeines Scholaren ſo oft als möglich in ein lächerliches Licht, um daneben ſelbſt, durch den Kontraſt, in Luiſens Augen deſto herrlicher zu glänzen. Allein er rechnete falſch. Wilhelm, der mit ſeinem Mutterwitz zufrieden und nach Schulweisheit nicht lüſtern war, grämte und ſchämte ſich nicht, wenn er auch den ſchändlichſten Donatſchnitzer gemacht hatte. Er führte dann immer ein großes, von ſeinem Vater geſammeltes Nahmenregiſter berühmter Männer im Munde, die ſich in

Kriegsdienſten und andern Fächern ausgezeichnet hatten, ohne Mensa decliniren zu können. Nur Pedanten, meinte er, wären auf ſolchen Plunder ſtolz, und über dieß habe man ja den Herrn Magiſter darum nach Hühnenthal berufen, daß er aus einem Klotz einen Merkur bilden ſolle.

Selbſt Luiſe ſah ſchel, wenn der eiferſüchtige Schulmann ihres Wilhelms Ignoranz zu hämiſch an den Pranger ſtellte; und noch weniger fühlte ſie Neigung, ihn deßhalb zu lieben, weil er ein lebendiges griechiſches und lateiniſches Wörterbuch war. So verfehlte er bey ihr ganz ſeinen Zweck, und zog ſich dagegen den Nachtheil zu, daß Wilhelm, der keine Beleidigung ungeahndet ließ, noch unbändiger ward, und ſich auch bisweilen der Bauchſprache (deren Uebung er fleißig fortgeſetzt hatte) zum Werkzeuge ſeiner Rache bediente. Er lachte und ſpottete von innen heraus, und war dabey von außen ſo ernſthaft und ſcheinheilig, daß der Magiſter, der von dieſer feinen Kunſt in ſeinem Leben nichts gehört hatte, keinen Verdacht auf ihn warf, ſondern Anfangs dieſes Gehöhne der vor dem Schloſſe ſpielenden Dorfjugend beymaß, und endlich gar bey hellem Tage Geiſterſtimmen zu hören glaubte.

Der Bauchredner machte ſich gewöhnlich den Spaß, ihn beym Nahmen zu rufen. Einige Mahl ließ ſich Trufelius vor die Thür hinaus in den April ſchicken; nachher ſchüttelte er bloß den Kopf, und ging nicht von der Stelle. Einsmahls aber ahmte Wilhelm die gebiethriſche Stimme ſeines Vaters ſehr täuſchend nach; der Magiſter ſprang vom Stuhl auf, ſuchte den geſtrengen Herrn vor der Thür, endlich ſogar in ſeinem Zimmer, und erhielt auf die unterthänige Frage, was zu Befehl ſtehe, den harten Beſcheid: er müſſe bey offenen Augen träumen, denn man habe nicht an ihn gedacht.

Mißlaunig ging er zurück. Als er in die Nähe ſeines Stübchens kam, rieth ihm die Furie der Eiferſucht, auf den Zehen zu ſchleichen, und durchs Schlüſſelloch zu ſpähen. Himmel, was ſah er! — Wilhelm umarmte und küßte Luiſen! — Dem Lauſcher war nicht anders, als ob ihm ein Schock Teufelchen in den Leib führen. Er riß haſtig die Thür auf, ſtürzte wie ein Raſender mit glühenden Augen hinein, ergriff einen Stecken, der ihm gewöhnlich zum Ausſtäuben ſeiner Kleider diente, und hohlte damit aus, um den Unrath der Liebesgedanken aus dem Kopfe des jungen Löfflers zu klopfen. Dieſer flog wie Schießpulver auf; und eben ſo ſchnell fuhr Sultan, ſein großer, treuer Hund, der zu ſeinen Füßen lag, mit offnem Rachen unter dem Tiſche hervor. Der giftige Magiſter zitterte jetzt doppelt, vor Wuth und vor Angſt. Ein Auge ſchoß auf Wilhelm Blitze; das andere beobachtete den fürchterlichen Cerberus, deſſen griesgrammiges Knurren und entblößtes Gebiß ihn ſo lähmte, daß er bewegungslos, mit erhobenem Stabe, wie durch den Anblik einer Klapperſchlange bezaubert, ſtehen blieb, und keinen Athemzug wagte.

Als er eine halbe Minute in dieſer peinlichen Stellung ausgehalten hatte, ſeufzte er leiſe: „Ihr Hund will mich freſſen!“ — „Werfen Sie den Stock weg!“ rief Wilhelm. Es geſchah. Sultan bekam Ordre zum Rückzuge, und befolgte ſie.

„Herr! was fiel Ihnen ein?“ fragte Wilhelm mit lachendem Munde. „Glaubten ſie einen Abc-Schützen vor ſich zu haben, der ſich geduldig bakuliren läßt? Und was hab' ich denn für ein Verbrechen begangen?“ —

„O brennen Sie ſich nicht weiß!“ — erwiederte Trufelius ganz muthig, weil er ſah, daß Sultan den Kopf auf die Dielen legte, und ſich um die Sache nicht weiter zu bekümmern ſchien. — „In Literis, junger Menſch, ſind Sie, wahrhaftig! nur ein Abc-Schüler; aber in arte amandi — ey freylich, da ſollte man meinen, Sie hätten den Ovidium geleſen, und ſeine laſciven Lehren, ſo zu ſagen, in Saft und Blut verwandelt! — Merken Sie nun wohl, was ich durchs Schlüſſelloch obſervirt habe?“ —

„Alſo durchs Schlüſſelloch, durchs Perſpektiv der alten, neugierigen Weiber, haben Sie geſehn?“ — rief Wilhelm. „Pfuy, ſchämen Sie ſich! Das iſt unmännlich!“ —

Trufelius ſchämte ſich nicht, aber Luiſe. Es war ihr erſter Kuß von der ſüßen Art, die Ovid beſang. Kein Wunder, daß er um ſo mehr wie Feuer auf ihren Lippen brannte, da er von fremden, neidiſchen Augen belauert worden war, und ein ſolcher Lärm darüber entſtand. Sie ſaß ein Weilchen wie auf Hechelſpitzen, ſtand dann ſchnell auf, und verließ mit bedeckten Augen die Schulſtube. Ihr hochgelahrter Verehrer war in dieſem Moment ſo erbittert auf ſie, daß er ſich die Miene gab, als ob er ihren Abgang von der Bühne gar nicht bemerke.

20.

Der Apfelſchimmel.

Nun wäre der Krieg gewiß erſt recht los gegangen, wenn nicht ein Schwert das andere in der Scheide gehalten hätte. Sultan hob, als er einen lebhaften Wortwechſel hörte, ſein Haupt wieder bedenklich empor, und ſchlug den Muth des Magiſters damit nieder. Auf der andern Seite ſcheute ſich Wilhelm zwar nicht vor dem Klopfſtöckchen des Doktors der Philoſophie, aber vor ſeiner Zunge, wie man auch eine todte Kohle ungern angreift, die freylich nicht brennt, doch ſchwärzt. Er beſorgte, bey ſeinen Eltern ſchwarz gemacht und wegen der belauſchten Umarmung denuncirt zu werden: denn ſein Vater hatte dem Magiſter auf die Seele gebunden, ſelbſt in ſeinem Amte der Wahrheit hold und gewärtig zu ſeyn, und ihm keine Untugend ſeines Sohnes zu verſchweigen. Wie leicht konnte er nun nicht, wenn er durch loſe Reden noch ſtärker aufgereitzt wurde, jetzt zum erſten Mahl dieſem Befehle gehorchen, und Luiſens ewige Verweiſung aus der Schloßſchule dadurch veranlaſſen! Dieſe Maßregel hatte Wilhelm von ſeinen Aeltern fehlbar zu erwarten, weil beyde von dem Range und Stande eines Rittergutsbeſitzers hohe Begriffe hatten, die Mutter über dieß auf ihre adelige Herkunft etwas ſtolz war, und es ſich mithin voraus ſehen ließ, daß dieſe ſonſt immer zwieſpältigen Ehegenoſſen darin einig ſeyn würden, die Liebſchaft ihres Sohnes mit einem armen Schulmeiſtermädchen zu mißbilligen, und auf jede mögliche Art zu unterdrücken.

Dieß kläglich bedenkend, that Wilhelm den erſten Schritt zur Ausſöhnung mit ſeinem Lehrer, der eine gute Haut war, und die Sonne nicht gern über ſeinen Zorn untergehen ließ. Der Friede kam ohne lange Präliminarien zu Stande. Man beſchloß, das Friedensfeſt gegen Abend durch einen geſellſchaftlichen Spazierritt zu feyern, und den Weg bey der Schulhalterey vorbey zu nehmen, um Luiſen einen augenſcheinlichen Beweis der wieder hergeſtellten

Eintracht zu geben, weil außer dem zu befürchten war, daß ſie, aus Abneigung gegen Zank und Streit, des folgenden Tages die Schule verſäumen möchte.

Wilhelm hatte die edle Reitkunſt, von Jugend auf getrieben. Von ſeinem Vater und dem Erwachmeiſter unterwieſen, war er ein ſo ſattelfeſter Pferdebändiger geworden, daß er ſich gewiß keinen Augenblick beſonnen hätte, Alexanders wilden Bucephal zu beſteigen, und mit dem General Seidlitz durch die rauſchenden Flügel einer Windmühle hindurch zu ſprengen, oder von einer hohen Brücke in den Strom hinab zu ſetzen. Ehrn Truſelius hingegen verſtand beynahe ſo wenig von der Reiterey als die gebornen Venediger, die — wenn ſie nicht etwa außerhalb ihrer Vaterſtadt eine Reiſe thun — hundert Jahre alt werden können, ohne ein lebendiges Pferd geſehen zu haben. Dennoch war er der erſte, welcher die friedensfeſtliche Kavalkade in Vorſchlag brachte.

Ihm hatte vor vielen Jahren ein Landpfarrer, für den er eine Gaſtpredigt thun wollte, zu ſeinem Fortkommen einen ernſthaften und etwas bejahrten Ackergaul geſandt, der aus frommer Sittſamkeit keinen Schritt von der Stelle ging, wenn ihn nicht der voran ſchreitende Stallmeiſter des Paſtors am Zaume hinter ſich her zog. Aus dieſer Brautführung — ſo kann man füglich ſagen: denn die ſanfte Gurre war eine Braut des Todes und die Hochzeit ſehr nahe — entſtand für den Reiter eine ſo äußerſt gemächliche Bewegung, daß er, wie in ſeiner Studierſtube ſitzend, die vorhabende Predigt überdenken konnte. Er legte die Meile Weges, die er zu machen hatte, in noch nicht vollen vier Stunden zurück, kam ohne den geringſten Unfall ins gaſtfreundliche Pfarrhaus, hatte von ſeinem langen Ritt wenig oder gar keine unbehagliche Nachempfindung, und glaubte nun reiten zu können: wie ſich Mancher für einen Dichter hält, weil er ein paar Sonnettchen zuſammen geſchweißt hat. — Gibt es wohl, um die ſaure Arbeit eines ſolchen Muſenſöhnleins recht zu verſinnlichen, ein beſſeres Wort als dieß, das ſchmieden und ſchwitzen zugleich bedeutet? — Der einzige verdammte Umſtand macht dem niedlichen Wortſpiele einen lahmen Fuß, daß der Eiſenſchmid in und mit Feuer arbeitet, und der Reimſchmid kalt, eiskalt. — [illegible]

Unſer Truſelius, den wir nicht aus den Augen verlieren wollen, war alſo in ſeinen Gedanken ein Kapitalritter, und ſehnte ſich ſchon lange nach einer ſtattlichen Galoppade bey Luiſens Fenſter vorbey, weil er gehört oder geleſen hatte, daß ein geſchickter und eleganter Reiter in manches weibliche Herz, wie in ein offenes Thor, hinein trabe. Das war denn auch ſeine Abſicht, die er jedoch, natürlicher Weiſe, nicht bloß gab. Er wolle ſich, ſchützte er vor, eine tüchtige Bewegung machen, die ihm, nach anhaltendem Sitzen, ſehr nöthig ſey. Auf die Frage: welches Pferd die Ehre haben ſolle, ihn zu tragen, bat er ſich die Krone des Frankiſchen Marſtalls, einen ſchönen Apfelſchimmel, aus.

Wilhelm widerrieth dieſe Wahl. „Der Schimmel,“ ſprach er, „hat Mucken, und iſt gar nicht ſo fromm als er ſcheint. Glauben Sie mir das auf mein Wort! Ich ſage Ihnen, wie immer, die Wahrheit.“ —

Dieſe ehrliche Warnung ſchlug Truſtlins (der durch die ſtärkenden Einflüſſe der heitern Landluft und guten Tafel ſehr muthig und faſt keck geworden war) mit Lachen in den Wind. Er verwarf einen ſanftmüthigen, aber freylich unanſehnlichen Rappen, der ihm empfohlen ward, und beſtand um ſo hitziger auf den Schimmel, weil er den Warner vor demſelben im Verdacht hatte, er verläumde das Pferd bloß aus Neid, um ſelbſt damit zu paradiren. „Nun wohlan!“ ſagte Dieſer. „Der Wille des Menſchen iſt ſein Himmelreich. Ich laſſe den Schimmel für Sie ſatteln.“ —

Sie ritten fort, und das Wageſtück ließ ſich Anfangs gut an, bis mitten im Dorfe, in der Nähe des Schulhauſes, ein ungezogener Bauerhund mit den Pferden Händel anfing, und ihnen in die Beine fiel. Der verſchmähte Rappe, den Wilhelm ritt, ging ſeines Weges ruhig fort; aber der ſtolze Schimmel nahm den Anfall übel, feuerte mit beyden Hinterhufen hoch aus, und ſchnellte durch dieſe Kraftanſtrengung ſeinen lateiniſchen Reiter aus dem dürftigen Wadenſchluß, in dem er bisher, nicht ohne wohlthätigen Beyſtand des Sattelknopfes, geſeſſen hatte. Er ſchoß, da ſich das Pferd hinten hob, vorwärts ihm auf den Hals, und erlaubte ſich in der Angſt eine Umarmung, die der aufgebrachte Schimmel ſo ungütig aufnahm, daß er plötzlich auf die Hinterfüße trat, und kerzengerade in die Luft ſtieg. Der Hut und die Perücke des Ritters mochten nun mit dieſer gefährlichen Geſchichte nichts weiter zu ſchaffen haben; ſie verließen ihren Herrn in der größten Noth, und meldeten ihn auf der ebenen Erde an, wo er auch ſchnell nach ihnen eingetroffen wäre, wenn ihn nicht ein herzu eilender Bauer in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

So kam der unglückliche Schimmelritritter zwar ohne Leibesſchaden wieder auf feſten Grund und Boden; aber ſeine Seele war tief verwundet, weil Luiſe an der Thür ihrer Wohnung ſtand, und ſeine ſchimpfliche Abſattlung ſah. Jetzt ſchämte er ſich mehr als einige Stunden zuvor, da er durchs Perſpektiv der alten Weiber geguckt hatte. Beſtürzt und ſtumm wie ein Kandidat, der im Examen nicht beſtand, ſchlich er von dannen, und ſchlug die Einladung, das Apfelroß wieder zu beſteigen, mit einer verneinenden Handbewegung aus.

„Hab' ich's Ihnen nicht geſagt?“ ſprach Wilhelm, als er von ſeinem fortgeſetzten Spazierritte nach Hauſe kam. „Was hilft die edle Wahrheit, wenn ſie keinen Glauben findet?“ —

Am nächſten Sonntage nahm Trufelius Rache. Er hielt gerade eine Gaſtpredigt für den Paſtor loci, und ergriff dieſe Gelegenheit, die beißigen Dorfhunde (die er mit akademiſchen Renommiſten verglich) und ihre Brodherren, die ihnen nicht ſcharf genug auf dem Dache waren, von der Kanzel zu werfen. Dabey gedachte er mit Ruhm des ſanften Hündleins Tobiä, und drang eifrig darauf, daß ſich alle Köter in Hühnenthal nach dieſem Beyſpiele bilden, oder ihnen widrigenfalls Kappzäume angelegt, und ſchwere Klöppel an den Hals gehangen werden ſollten.

21.

Der große Trumpf.

Der Strafprediger ſpielte nun einige Monate lang gegen Luiſen den kalten, unempfindlichen Philoſophen. Seine Leidenſchaft glühte indeß, wie ein unterirdiſcher Brand, im Stillen fort; und als er einſt erfuhr, daß Wigand und ſeine Frau in ein benachbartes Dorf gegangen waren, und ihre Tochter allein zu Hauſe gelaſſen hatten, warf er ſich geſchwind in ſeinen Bratenrock, und überraſchte ſie mit einem Beſuche, den er — wie er bey ſeiner Ankunft liſtig genug vorgab — ihrem wertheſten Vater ſchon längſt zugedacht haben wollte, um ihn durch ein ruhmvolles Zeugniß ihres Fleißes und glücklichen Fortgangs in den Wiſſenſchaften zu erfreuen.

Das Wenigſte, was Luiſe auf dieſe Schmeichelеy erwiedern konnte, war ein freundlicher Dank und die Bitte, gefällig Platz zu nehmen.

Er ſetzte ſich mit vielen Ceremonien, und ſtellte vorläufig verſchiedene Wetterbeobachtungen an, um hiermit den Grundſtein eines Geſprächs zu legen, von welchem er nach und nach eine zierliche Brücke hinüber in die anmuthigen Gefilde der Liebe ſchlagen wollte. Leider trennte ihn von dieſem Paradieſe ein ſehr breiter Strom, und der ungelenke Mann war noch nicht mit dem erſten Bogen ſeiner Kommunikationsbrücke fertig, als er einen Störer die Treppe herauf kommen hörte, und an den raſchen, über mehrere Stufen zugleich hinweg ſetzenden Sprüngen ſeinen Zögling erkannte. Er erſchrak, als ob er bey einem Diebſtahl ertappt würde, ſah ſich ängſtlich nach einem Zufluchtsort um, und kroch ſchnell auf allen Vieren unter einen Tiſch, der mit einem Vorhange verſehen war. Luiſe glaubte, der weiſe Mann ſey plötzlich ein Narr geworden: denn er ſprach, indem er ſich ſo unſichtbar machte, kein Wort, und winkte bloß mit Augen und Händen, ihn nicht zu verrathen.

Wilhelm und ſein Sultan traten herein. Dieſer witterte, wie der menſchenfreſſende Rieſe in einem alten Ammenmährchen, den verborgenen Gaſt, und bellte den Tiſch an. „Was ſteckt denn da hinter dem Vorhange?“ fragte Wilhelm.

„Wahrſcheinlich meine Katze,“ — ſprach Luiſe — „die ich dem Herrn Sultan nicht gern in die Rappuſe geben möchte.“ — Wilhelm verboth ihm, den Hausfrieden zu ſtören. Er gehorchte und ſtreckte ſich ſchweigind auf die Dielen; doch ſeine Augen bewachten mit feſter Richtung den Tiſch.

Seelenfroh, daß dieſe Gefahr glücklich überſtanden war, unterſuchte der Magiſter den wollenen Vorhang, ob vielleicht eine dienſtfertige Motte ein Perſpektivchen hinein gearbeitet hätte, und er fand auch wirklich eins, das ihm nach Luiſens Nähtiſch hin, wo die jungen Leute beyſammen ſaßen, eine vortreffliche Ausſicht anboth; doch indem er davon Gebrauch machen wollte, empfand er mit Schrecken einen Kitzel in der Naſe, der gewöhnlich das Nieſen anzumelden pflegt. — Die Rabbinen fabeln: die erſten Menſchen hätten nur Ein Mahl in ihrem Leben genieſet, und wären in demſelben Augenblicke, ohne weitere Krankheit, geſtorben; allein der Patriarch Jakob habe Gott gebeten, ihn und überhaupt das ganze Menſchengeſchlecht mit dieſer ſchnellen und unvorbereiteten Abforderung von der Welt zu verſchonen, und aus der Erhörung ſeiner Bitte ſey nach der Zeit der beym Nieſen gewöhnliche Glückwunſch entſtanden. — Dieſer jüdiſchen Sage erinnerte ſich der Magiſter, als es ihm jetzt in der Naſe kribbelte, und er wünſchte beynahe, das Patriarchengebet möchte keinen Eingang in den Himmel gefunden haben: denn in dieſem bangen Momente ſchien ihm kaum der Tod ſo bitter, als ein verrätheriſches Nieſen, das ihn unvermeidlich mit Spott und Schande bedrohte. Er verſuchte jedes mögliche Mittel, dieſe Exploſion zu hintertreiben, und drückte beſonders die Naſenflügel feſt zu. Alles vergebens! Die Natur ließ ſich die

Thür, durch die ſie eben gehen wollte, nicht verſchließen, ſondern drang mit deſto ſtärkerm Brauſen hervor; kurz, er nieſte herzhaft.

Sultan fuhr bellend auf, und Wilhelm, dem die Eiferſucht plötzlich einen Stachel ins Herz bohrte, ließ ſich von Luiſen, ſo freundlich ſie auch bat, und ſo böſe ſie zu werden drohte, nicht abhalten, den Umhang des Tiſches zurück zu ſchlagen. Da kauerte denn der unglückliche Teufelius auf Händen und Füßen, und ſah ſeinen Eleven, deſſen grimmiger Hetzhund ihn durchaus wie einen wilden Eber behandeln wollte, mit einem Jammergeſichte an, das eben ſo ſtark zum Lachen als zum Mitleiden reizte. Wilhelm fand ſich zu jenem bewogen, und gab ſich nicht die geringſte Mühe, dieſen Trieb zu erſticken. „Ey, Herr Profeſſor!“ rief er aus: „Iſt dieſer Katzenwinkel ein ſchicklicher Schlupfort für einen Prediger der Wahrheit? — Ich dächte, der ſollte noch mehr in Thaten, als in Worten, frey und offen ſeyn, und ſich keine Winkelzüge erlauben! — Auch Luiſe that unrecht," — fuhr er fort — „daß ſie mir auf die Frage, was hinter dem Vorhange ſtecke, nicht reinen Wein einſchenkte. Sie hätte die Pflicht der Wahrheit nicht verletzen, ſondern Sie, Herr Magiſter, nach Kants Lehre, Ihrem Feinde, dem Sultan, ausliefern ſollen." —

Die verzweifelte Lage des Verſpotteten gab ihm auf Ein Mahl einen ungewöhnlichen Muth. Es muß biegen oder brechen, dachte er, und ſchoß plötzlich unter ſeinem niedrigen Dache hervor. „Lachen Sie mich nicht aus, das rath' ich Ihnen!" ſprach er mit aller Würde, die er ſich geben konnte. „Kennen Sie das Sprichwort: Per risum multum debes cognoscere *stultum?* — Und was reden Sie von Winkelzügen?

Meinen Sie etwa, weil Sie mich in dieſem Winkel gefunden haben? — Da verbarg ich mich, um Ihrem jugendlichen Muthwillen keinen Anlaß zu geben, ſich an Ihrem alten Lehrer zu verſündigen. Uebrigens betrat ich dieß Haus gewiß in edlern Abſichten als Sie. Ich wollte lediglich den Herrn Wigand beſuchen, deſſen Abweſenheit mir nicht bekannt war; aber Sie — heh! was führte denn Sie hierher? — Ich weiß es! — Und komm' ich Ihren böſen Schlichen noch weiter auf die Spur, ſo ſollen's auch Papa und Mama wiſſen." —

Den letzten großen Trumpf ſpielte er im Abgehen aus, und Wilhelm gab aus bekannten Gründen klein zu; das heißt: er ſchwieg.

22.

Der Stubenarreſt.

Es war allerdings ein fatales Spiel, daß der Magiſter immer dieß Daus, das ſich nicht ſtechen ließ, in den Händen hatte. Der junge Frank ärgerte ſich verzweifelt darüber, und fand dringend nöthig, die Karten anders zu miſchen, um das hohe Trumpfblatt auf ſeine Seite zu bringen. Er war überzeugt, an ſeinem Lehrer einen Nebenbuhler zu haben; es kam nur darauf an, ihn in die Falle eines unläugbaren Beweiſes zu locken. Gelang dieß, ſo war die Partie von nun an gleich, und man konnte ihn wacker abtrumpfen.

Was that der Schlaukopf? Er ſchrieb des nächſten Tages, in Luiſens Nahmen, dieſen Brief:

Mein

Mein theuerſter Lehrer und Freund,

Der geſtrige Vorfall in meiner Wohnung hat mich in die größte Unruhe verſetzt. Meine Seele litt mit Ihnen, als Sie der unartige Menſch, der mich in dem Genuß Ihrer angenehmen Geſellſchaft ſtörte, mit ſo frecher Stirne beleidigte. Glauben Sie ja nicht, daß ich ihn liebe, den unbärtigen Wildfang! Ich dulde bloß Ihretwegen ſeine Zudringlichkeit; denn ſobald ich ihn durch unverhehlte Verachtung aufbrächte, müßte ich befürchten, von der Quelle der Weisheit, die wie Honig Ihren Lippen entſtrömt, durch ſeine Rache verdrängt zu werden. Der ſchmerzlichſte Verluſt, der mich treffen könnte! Und vielleicht auch Ihnen wäre — wenn ich mir nicht zu viel ſchmeichle — meine gänzliche Entfernung aus dem Schloſſe nicht gleichgültig. Irr' ich oder irr' ich nicht? — Die Ruhe meines Herzens hängt von der Auflöſung dieſes Zweifelsknotens ab. Ich kann die Qualen der Ungewißheit nicht länger ertragen. Prüfen Sie, verehrter Freund, Ihr Gefühl, ob es Ihnen auf meine bange, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankende Frage: „Irr' ich oder irr' ich nicht?“ Ja oder Nein diktirt! — Hier iſt der ſeltene Fall, daß Nein beſſer wäre als Ja. Beſſer? — Wie kam dieſes kalte Wort in meine von den wärmſten Empfindungen geleitete Feder? — Ein Nein aus Ihrem Munde, hätte ich ſagen ſollen, würde mich entzücken, ein Ja — tödten. Aber die wohlthätigſte der Feen, die Hoffnung, flüſtert mir den Troſt zu: daß Ihr Herz, mein Hochverehrter, ein ſüßes Nein für mich bereit habe. Täuſcht ſie mich nicht, ſo erfreuen Sie mich durch dieſen Silberton heut Abend um neun Uhr in meinem Garten. Sie finden die Hinterthür offen und mich allein.

Luiſe.

Der leichtfertige Briefſteller ahmte Luiſens Handſchrift mit möglichſter Genauigkeit nach, und legte das Billet an einen Ort, wo es der Magiſter bald finden mußte, und wirklich fand. Er nahm es (ungeachtet es viele Kennzeichen der Unechtheit an ſich trug, die einem weltklügern Manne nicht entgangen wären) für gute, baare Münze, und küßte, ſchwärmend vor Freude, den unterzeichneten Nahmen. Zur Gartenviſite war er um ſo ſchneller entſchloſſen, da ihn Wilhelm durch das Vorgeben: er werde gegen Abend zu einem benachbarten Rittergutsbeſitzer reiten, und erſt am folgenden Morgen zurück kehren, ſicher gemacht hatte, daß ſie einander nicht in den Weg kommen würden.

Er ſetzte ſich unter dem Fenſter des lauernden Magiſters zu Pferde, und ritt nach der Gegend des Landgutes hin, wo er auch ſonſt bisweilen zu übernachten pflegte. So bald er aber aus dem Schloſſe nicht mehr geſehen werden konnte, lenkte er ſchnell wieder um, und trabte auf Kreuzwegen zum Förſter, der außerhalb des Dorfes Hühnenthal wohnte, und ſein Vertrauter war. Hier zog er ein weißes, aus der Garderobe ſeiner Mutter heimlich weggenommenes Frauenzimmerkleid an, bedeckte das Geſicht mit einem Schleyer, und ſchlich, ſo vermummt, in den Garten des Schulmeiſters. Er hatte den Schlüſſel zur Hinterthür Luiſen entwandt, und konnte ſich alſo unbemerkt hinein ſtehlen.

Mit dem neunten Glockenſchlage ſchlüpfte der müllerfarbene Korydon, deſſen geſchnittene Glasknöpfe wie Diamanten im Mondſcheine blitzten, durch das offen gelaſſene Pförtchen. Er blieb am Eingange ſchüchtern ſtehen, und ſah ſich wie ein Haſe, der, als ein ungebetener Gaſt, in einen Kohlgarten zum Schmauſe ging, und bey dem geringſten Geräuſch ein Männchen macht, nach allen Seiten bedenklich um. Da ſchimmerte ihm aus der grünen Nacht einer fernen Laube der einſame Stern eines ſchneeweißen Gewandes ins Auge, und ein leiſes Huſten lud ihn ein, näher zu kommen. Er glaubte nun ſein Glück bey allen vier Zipfeln zu haben, und ſchritt muthig vorwärts. Auf dem halben Wege zog er den Hut ab, ſtreckte die Arme weit aus, und liſpelte, indem er ſo mit vollen Segeln in den Hafen der Liebe einzulaufen dachte, ſehr zärtlich: „Nein, holdſelige Jungfrau, nein! — Sie haben ſich nicht geirrt!“ —

„Das wußt' ich wohl, allerliebſter Herr Hofmeiſter!“ rief Wilhelm mit ſeiner derben, natürlichen Stimme, und ſchlug ein wildes Gelächter auf. Truſelius wankte mit Entſetzen zurück. „Kommen Sie,“ — fuhr der Verſchleyerte fort, und ging ihm mit ausgebreiteten Armen nach — „kommen Sie, hochgelahrter Herr! Laſſen Sie uns einander unſere Schwachheiten geſtehen, und als gute Freunde leben!“ —

„Hebe Dich weg von mir, verlarvter Satan!“ ſchrie der Betrogene, wie ein Zahnbrecher. „Lieber wollt' ich bey Molchen und Schlangen wohnen, als länger der verſpottete Lehrer einer ſolchen Höllenbrut ſeyn!“ —

„Holla! was gibt's hier?“ — rief eine gewaltige Stimme, und Herr Frank (der einen Spaziergang durch's Dorf gemacht und den Lärm gehört hatte) trat in die Gartenpforte. Eben wollte Trufellus, blind und taub vor Wuth, hinaus fahren, und rannte ſeinen Prinzipal beynahe über den Haufen. „Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?“ — polterte Dieſer, und hob ſeinen ihm abgeſtoßenen Hut von der Erde wieder auf — „Sie haben, bey meiner Seele! einen verdammt harten Kopf, Herr Magiſter!“ —

„Bitte tauſend Mahl um Verzeihung!“ ſtotterte der Beſtürzte, und wollte ſich ſchnell entfernen. Herr Frank hielt ihn am Aermel, und forderte Rede und Antwort, was ihn ſo in Harniſch gebracht habe. Der gute Magiſter, deſſen Hitze das Schrecken abgekühlt hatte, wand ſich wie ein Wurm, und ſuchte vergebens allerley Ausflüchte. Herr Frank ließ ihn nicht entwiſchen. Er hatte die Betheurung, nicht länger der Lehrer einer Höllenbrut zu ſeyn, genau gehört, und deutete ſie auf Luiſen, weil der Schauplatz in ihrem Garten war, und er ſeinen Sohn (der auch ihm die Naſe des Verreiſens aufgeheftet hatte) eine Meile entfernt glaubte. Trufelius wollte das geliebte Mädchen keinem ſchlimmen Verdachte Preis geben, und eben ſo wenig den Anſtifter des böſen Handels verrathen, der ihn wieder verrathen konnte: er war daher in der größten Verlegenheit, wußte weder aus noch ein, und beſchwor den ungeſtümen Frager, nicht weiter in ihn zu dringen, ſondern ihn in Frieden ziehen zu laſſen.

Indem er dieſe Bitte ſtammelte, hatte Wilhelm den unglücklichen Einfall, ſich aus ſeinem Verſteck in der Laube hervor zu wagen. Er drückte ſich an der Gartenmauer hin, um in die Wohnung des

Schulmeiſters und von da ins Freye zu kommen. Das gelang nicht. Der Vater ſah die weiße, ſchleichende Geſtalt, hielt ſie für Luiſen, vertrat ihr mit raſchen Sprüngen den Weg, erhaſchte ſie auf der Flucht am Gewande, und überſchüttete ſie mit einem Strome von Scheltworten; die ſeine Zweifel an Luiſens Sittlichkeit ſehr kraftvoll ausdrückten.

Wilhelm, der dieſen Schimpf keinen Augenblick auf ſeiner Geliebten ſitzen laſſen wollte, gab ſich ſchnell zu erkennen. Der Vater ſtaunte, und drang auf eine getreue und aufrichtige Erklärung dieſer Maskerade. Der Sohn machte den zweyten unklugen Streich, war zur Unzeit offenherzig, und entdeckte mit luſtigen Worten die reine, wahre Geſchichte. Er verſchwieg nichts, als daß er ſelbſt in Luiſen verliebt war. Nach ſeinen Gedanken ſollten die beyden Herren Spaß verſtehen, und aus Herzensgrunde lachen. Wie ſehr irrte er ſich! Scherz und Höflichkeit waren (wie er aus langer Erfahrung hätte wiſſen ſollen) ſeinem Vater böhmiſche Dörfer. Er fuhr dem müllerfarbenen Seladon wie eine Windsbraut auf den Hals, nannte ihn einen alten verbuhlten Hanswurſt, einen Verführer der Jugend, und ſo weiter.

Durch dieſen ungerechten Vorwurf empört und zur Nothwehr gezwungen, beichtete Truſelius auf der Stelle alles haarklein, was ihm von Wilhelms und Luiſens Liebe bekannt war. Herr Frank riß die Augen weit auf, und meinte: dieſe Sache ſey zu wichtig, als daß ſie unter freyem Himmel abgemacht werden könne. Er trieb die Inkulpaten vor ſich her ins Schloß, kündigte ſeinem Sohne Stubenarreſt an, und fügte das unangenehme Verſprechen hinzu: er ſolle des folgenden

Tages eine Sentenz erhalten, über die er ſich wundern werde.

23.

Der Korb.

Die Aeltern des Verhafteten brachten die halbe Nacht mit geheimen Berathſchlagungen zu. Madame Frank war noch mehr als ihr Gemahl über die entdeckte Liebſchaft ihres Sohnes beſtürzt und bekümmert, weil ſie ihm — um ihren Adel wenigſtens in der weiblichen Linie fortzupflanzen — ein gewiſſes Fräulein zur Braut beſtimmt hatte, und ſeine Neigung zu Luiſen als einen Strich durch die Rechnung ihres Ehrgeitzes betrachtete. Herr

Frank nahm zwar an jenem Vermählungsplane keinen ſonderlichen Antheil; doch war es ihm auch nicht gemüthlich, ſich zur Verwandſchaft mit einer Schulmeiſtersfamilie herab zu laſſen. In ſeiner Sphäre wollte er bleiben. Er war der Sohn eines Banquiers, und verlangte daher, daß ſeine künftige Schnur wenigſtens die Tochter eines angeſehenen Kaufherrn oder eines andern Mannes von gleichem Schlage ſeyn ſollte. Im übrigen ſchien ihm Wilhelms Liebeshandel nicht ſo wichtig und bedenklich als ſeiner Frau. Gewohnt, überall mit Gewalt durchzugreifen, hielt er's in ſeinen Gedanken für eine leichte Sache, das Band der jungen Herzen, wie ein Spinnengewebe, zu zerreißen. Deſſen ungeachtet machte er gegen ſeine Gattin viel Aufhebens davon, um ſie mit einer gewiſſen Art von Vorwürfen peinigen zu können.

An allem Unheil — ſprach er — ſey die verdammte Gelehrſamkeit Schuld, die man, Trotz ſeiner Warnung, dem Jungen habe eintrichtern wollen. In den Privatſtunden beym Schulmeiſter habe ſich die vertraute Freundſchaft mit Luiſen entſponnen; in der Informatorſtube ſey der Liebesfaden fortgedrillt worden. Wilhelm habe ſich ſonſt in Worten und Werken der Wahrheit befleißigt, und erſt aus den heilloſen Büchern ſo ſchlimme Finten und Kniffe gelernt, daß er nun lüge, falſche Briefe ſchreibe, ſeiner Mutter Kleider entwende, und ſie anziehe, um damit zu betriegen. So hänge die Kette von Ränken zuſammen; das erſte Glied ſey die Schulfüchſerey; das letzte die Kopfnuß, die ihm der eiſerne Hirnkaſten des Magiſters mitgetheilt habe. —

„Ach, leider wird ſie nicht das letzte ſeyn!“ ſeufzte Madam Frank. „Ich ſehe noch eine lange Reihe von Verdruß und Kränkungen voraus!“ —

O, ich werde wenig Federleſens machen!“ rief ihr Eheherr, nachdem er ſie ſattſam geängſtet hatte. „Das junge Volk muß aus einander! — Ich wollte lieber einen Hut voll Flöhe hüthen, als ein Paar Verliebte an Einem Orte. — Laß nur mich ſchalten! Der Schulmeiſter ſchafft entweder binnen vier und zwanzig Stunden ſein Mädel aus dem Hauſe oder wir unſern Buben; dann iſt die Geſchichte vorbey!“ —

Am Morgen des folgenden Tages fing die Unterſuchung damit an, daß Truſelius ins Verhör gefordert wurde. Er mußte ſeine Ausſage (die ihm ſchon tauſend Mahl leid gethan und eine ſchlafloſe Nacht verurſacht hatte) ausführlich wiederhohlen. Hierauf eröffnete ihm Herr Frank, daß man ſeiner Perſon in Hühnenthal nicht weiter bedürfe, und zählte ihm, weil keine Dienſtaufkündigung voran gegangen war, den Gehalt eines halben Jahres auf den Tiſch. Am Ende las er ihm ſcharf die Epiſtel, und ſagte ihm mit Ungeſtüm ins Geſicht: die Liebeley eines Lehrers mit ſeiner Schülerin ſey eine nichtswürdige Handlung.

Tief gekränkt, bat der ehrliche Trufellus muthig genug, ihn mit dieſem grundloſen Vorwurf zu verſchonen. Er könne nicht läugnen, fuhr er fort, daß Jungfer Wigand die erſten Empfindungen der Liebe gegen das andere Geſchlecht bey ihm erweckt habe; aber nie ſey ein Gedanke in ihm aufgeſtiegen, ſie zur kleinſten Abweichung von dem Pfade der Unſchuld zu verleiten; er habe ſich bloß das Glück geträumt, ein Predigtamt zu erhalten, und ſie zu ſeiner ehelichen Hausfrau zu wählen.

„Alle Wetter! das iſt ein geſcheidter

Einfall!“ rief Herr Frank. „So käme die Dirne mit Ehren unter die Haube, und mein Sohn müßte ſich bequemen, ſie zu vergeſſen. — Wenn ich doch das Ding eher gewußt hätte! Es wäre mir ein Kleines geweſen, Ihnen zur Pfarre in Steindorf zu verhelfen, die der Kammerjunker Wardau als Kirchenpatron zu vergeben hat. Wir ſtehen mit einander in Verhältniſſen, daß er mir ſo leicht nichts abſchlagen kann; aber der Markt iſt gewiß ſchon verſäumt. Der Kammerjunker konnte ſich ſeit den vierzehn Tagen oder drey Wochen, die der alte Pfarrer unter der Erde liegt, vor Bittſchriften kaum retten, und hat wahrſcheinlich die Stelle bereits verſagt, um ſich nicht länger deßhalb bombardiren zu laſſen. — Nun, das wollen wir bald erfahren! Er ſpeiſ't dieſen Mittag bey mir; ich ſpreche mit ihm über die Sache, und hat er noch freye

Hand,

Hand, ſo bürg' ich Ihnen nicht nur für den Dienſt, ſondern ich ſelbſt will bey Wigands Ihr Freywerber ſeyn, und Sie ſollen, auf mein Wort! die Pfarre mit der Quarre bekommen.“ —

Der Magiſter hätte ſeinem Gönner zu Füßen fallen mögen, ſo entzückt war er über dieſes Verſprechen. Herr Frank beſchloß hierauf, alles weitere Verfahren gegen ſeinen Sohn und deſſen Mitſchuldige bis nach der Unterredung mit dem Steindorfer Kirchenpatron auszuſetzen. Um jedoch indeſſen das Zuſammentreffen und Berathſchlagen der jungen Leute zu verhindern, mußte Truſelius Luiſen melden laſſen: er werde heute, wegen einer ihm zugeſtoßenen Unpäßlichkeit, keine Lehrſtunden geben.

Glücklicher Weiſe hatte der Kammerjunker ſeine Pfarre noch nicht wieder beſetzt, und erklärte ſich auf Herrn Franks erſtes Wort bereit, ſie dem verabſchiedeten Hauslehrer zu übertragen. Wilhelms Vater war nun luſtig und guter Dinge, und becherte mit ſeinem gefälligen Gaſt bis ſpät in die Nacht.

In der Frühe des folgenden Tages ward Wigand aufs Schloß berufen, ſehr freundlich empfangen, ein Mahl über das andere Herr Wachmeiſter genannt, mit ſpaniſchem Sekt traktirt, und ihm der Heirathsantrag des künftigen Paſtors in Steindorf bekannt gemacht. Seine Augen hatten ſich ſchon bey den ausgeworfenen Beſtechungsnetzen ſehr erweitert; jetzt wuchſen ſie noch mehr; doch war er ſogleich zu der Antwort entſchloſſen: er für ſeine Perſon habe nichts gegen die angebothene Ehre, und ſeine Frau wahrſcheinlich eben ſo wenig; ſie würden beyde die Entſcheidung dieſer wichtigen Sache dem freyen Willen ihrer Tochter überlaſſen.

Deren Befragung hielt der Brautwerber für unnöthig. „Ey! wie ſo?" verſetzte ihr Vater. „Sie iſt gerade die Hauptperſon bey der Geſchichte!" — Er erbat ſich drey Ueberlegungstage für ſie, und eilte nach Hauſe.

Luiſe bedurfte keiner Bedenkzeit. Sie war in der erſten Minute, da ſie von der Anwerbung ihres geiſtlichen Verehrers Nachricht erhielt, mit dem vollſtändigſten Korbe für ihn fertig. Den trug ihr Vater, weil er ihn nicht drey Tage lang in ſeiner Verwahrung behalten wollte, ſtrnbeinen aufs Schloß.

Der Gutsherr nahm ihn mit Verdruß in Empfang: „Ich weiß wohl," fuhr er auf, „warum Mamſell Luiſe den wackern Trufelius ausſchlägt! Mein Sohn ſteckt ihr im Köpfchen — ſie denkt, meine Schwiegertochter zu werden! — Aber dieß Luftſchloß mag ſie nur ja nicht weiter bauen; das iſt vergebens!" —

Wigand antwortete beſcheiden: er höre ganz neue Dinge, über die er außerordentlich erſtaune. Indeß glaube er noch nicht, daß ſich ſeine verſtändige Tochter mit ihren Wünſchen und Hoffnungen ſo hoch verſtiegen habe, als man ihr nachſage. Er werde ſie darüber zur Rede ſtellen, und ſie, nöthigen Falls, in die Gränzen ihres Standes zurück weiſen.

„Das iſt nicht genug!“ fiel Herr Frank brauſend ein: „Das ſchafft mir keine Ruhe! — Er muß ernſthafter zu Werke gehen, mein Freund! Er muß Seine Tochter zwingen, den Paſtor zu heirathen!“ —

Wigand nahm ſich zuſammen, und bekämpfte ſeinen aufſtrebenden Zorn. „Wer iſt der Er, der ſeine Tochter zwingen muß?“ — fragte er in einem ruhigen, aber nachdrücklichen Tone.

Herr Frank lachte bitter. „Wer anders, als der Schulmeiſter in Hühnenthal, der vor mir ſteht?" —

„Alſo mich meinen Sie?" ſprach der doppelt Beleidigte. „Es war nöthig, daß Sie mir das erklärten; denn das Er Ihrer Anrede machte mich irre. Als ich noch dienſtleiſtender Wachmeiſter war, nannten mich höfliche Stabsofficiere — Sie. Drum mußte mich wohl das Er aus dem Munde eines Mannes befremden, der es nicht weiter als zum Standartenjunker und Titular-Kornett gebracht hat." —

„Das ſind Nebendinge!" brummte Herr Frank. „Wir wollen von der Hauptſache ſprechen." —

„Alſo davon, daß ich meine Tochter zu einer Heirath zwingen ſoll, gegen die ſie die entſchiedendſte Abneigung hat? — Iſt das Ihr Ernſt? Können Sie mir eine ſolche unvernünftige Handlung zumuthen?" —

„Grillen! — neumodiſche Grillen! — Kinder wiſſen nicht, was zu ihrem Heil dient; die Aeltern müſſen für ſie denken und ſorgen.“ —

Kopfſchüttelnd bat Wigand, über dieſes Kapitel weiter kein Wort zu verſchwenden; denn er ſey unerſchütterlich entſchloſſen, ſeine Tochter nicht mit Gewalt ins Ehejoch zu ſpannen.

„Nach Belieben!“ verſetzte Jener. „So muß ſie wenigſtens entfernt, muß auf einige Zeit an einem andern Orte untergebracht werden, bis ſich mein Sohn das Getändel mit ihr aus dem Sinne geſchlagen hat.“ —

Wigand antwortete: ſeine Tochter habe durch kein Verbrechen ein Verweiſungsurtheil verdient; und wenn er auch, ohne ſich durch ein gebiethriſches Muß dazu verbunden zu achten, aus freyer Entſchließung nachgeben wollte, ſo wiſſe er doch keinen Ort, wo ſie ſo gut, als im Hauſe ihrer Aeltern, aufgehoben ſey. Er werde ſich alſo — es komme wozu es wolle — von ſeinem Kinde nicht trennen.

Hiermit ging er, unbekümmert über die ihm nachſchallende Drohung: daß er über lang oder kurz ſeinen Starrſinn bereuen werde.

24.

Die Verſöhnung.

Luiſens Vater kam etwas unmuthig nach Hauſe, und hielt ihr die Neuigkeiten vor, die er im Schloſſe gehört hatte. Ein flüchtiges Roth ergoß ſich über ihr Geſicht; doch das gute Gewiſſen der Unſchuld ſprach aus ihrem ruhigen Auge, und ſie geſtand offenherzig: daß ſie den jungen Frank liebe und von ihm geliebt werde; doch vom Heirathen ſey nie unter ihnen die Rede geweſen. Sie wolle, ſetzte ſie hinzu, dem Umgang mit ihm entſagen, um ihn nicht mit ſeinen Aeltern zu entzweyen; aber ihn vergeſſen und einen Andern lieben könne ſie nimmer.

„Das Letztere bleibt billig der Zeit überlaſſen;“ ſprach der Vater. „Uebrigens haſt Du wie ein vernünftiges Mädchen geſprochen. Ich bin nun ruhig, und der Bär im Schloſſe brumme, wie er will!“ —

Dort war guter Rath theuer. Wilhelm befand ſich noch im Arreſt; der Vater hatte ſeit dem vorigen Abend nicht mit ihm geſprochen. Die Mutter beſuchte ihn, und ſparte weder Bitten noch Thränen, um ihn von Luiſen abwendig zu machen; aber ſie kam ohne Troſt zurück. „Nun will ich gegen ihn Sturm laufen!“ ſagte der Vater. „Hilft das nicht, ſo mag ich den ungehorſamen Burſchen nicht länger vor Augen ſehn; er muß ſtracks aus dem Hauſe!“ —

Der Arreſtant ward gehohlt. Herr Frank that ſich Anfangs, von ſeiner Frau um Mäßigung erſucht, große Gewalt an, begann mit ziemlicher Gelaſſenheit, und erboth ſich zu einem General-Pardon aller vorgefallenen Streiche und Verletzungen der Wahrheit, wenn Wilhelm feyerlich angelobte, ſich von Luiſen ganz los zu reißen, und nie wieder ein Wort mit ihr zu ſprechen.

„Du verlangſt zu viel, Vater!“ antwortete der Jüngling mit einem ſanften, bittenden Tone. „Ich kann dieß Angelöbniß nicht leiſten.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe das Mädchen, lieb' es mehr als mein Leben.“ —

„Schwärmerey — Romanenſprache — nichts weiter!“

„Glaub das nicht! Ich bin kein Papagey, der fremde Worte nachplaudert. Was ich ſagte, floß aus meinem Herzen.“

„Herz! — Wieder ein Romanenblümchen! — Das Herz des Sohnes muß ſchweigen vor der Stimme des Vaters!“ —

„Kannſt Du dem Sturm gebiethen, nicht zu brauſen? Kannſt Du dem Donner befehlen, nicht über Deinem Haupte zu rollen?“ —

„Leerer, ſinnloſer Bombaſt! — Was gehn mich Sturm und Donner an? — Mit Dir ſprech' ich, von Dir verlang' ich Gehorſam!“ —

„Den hab' ich Dir nie verweigert.

Ich befolgte jeden Deiner Winke. Aber Du fordertest auch nie etwas Unmögliches von mir.“

„Iſt denn das jetzt der Fall? Ich dächte, es wär' eben keine Wunderthat, die Bekanntſchaft mit einem unbedeutenden Mädchen, einer Schulhalterstochter, abzubrechen!“

„Das denkſt Du wohl, weil Du das Mädchen nicht liebſt! Du biſt freylich ein bejahrter Mann, Dein Gefühl iſt erſtorben —“

„Unverſchämter Naſeweis! Dieſe grobe Beleidigung ſagſt Du mir ins Geſicht?“

„Ich bitte Dich, Vater, wie kannſt Du eine Wahrheit ſo übel aufnehmen, und Dich darüber ereiſern? Haſt Du mich nicht von Jugend auf gelehrt, und mir ſogar mit Schlägen eingeprägt, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit zu reden?“ —

„Aber mit mir — Deinem leiblichen Vater . "

„Ohne Ausnahme, ohne Anſehen der Perſon! — Das waren hundert Mahl Deine eigenen Worte."

„Schweig! Ich bin's überdrüßig, mit Dir länger zu kapituliren. Erkläre Dich kurz: ob Du Dich von Deiner bettelhaften Dulcinee losſagen willſt oder nicht!"

„Deine Ausdrücke ſind ſehr hart, und machen's mir in der That ſchwer, mich in den Schranken der Achtung zu halten, die ich Dir als Vater ſchuldig bin." —

„Zur Sache!"

„Darüber hab' ich mich ſchon unwiderruflich erklärt. Ich kann von dem Mädchen nicht laſſen." —

„Nun, ſo laſſ' ich von Dir, und ſtoße Dich, zur Strafe Deines Ungehorſams, noch heut aus dem Hauſe!" —

„Haus und Hof iſt Dein! Ich muß

Dein Gebieth meiden, wenn Du befiehlſt. Aber mein Herz iſt mein Eigenthum; darüber darfſt Du nicht ſchalten!“ —

Mir aus den Augen, Böſewicht!“ — ſchrie Herr Frank, mit wildem Blick und geballter Fauſt. — „Geh, und erwart' in Deinem Zimmer, was ich über Dich beſchließen werde!“ —

Schweigend und mit gelaſſenen Schritten ging Wilhelm ab.

„Der Taugenichts!“ rief der Vater, und wandte ſich zu ſeiner Frau, die eine ſtumme Zeugin dieſes Auftritts geweſen war. „Sieh, das iſt Dein Goldſohn, Dein Augapfel! Wie gefiel er Dir jetzt?“ —

„Er betrug ſich allerdings etwas unartig;“ — antwortete ſie — „aber ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Art und Weiſe, wie Du ihn erzogſt, die Grundlage ſeines Starrſinns und ſeiner kecken Freymüthigkeit iſt. Bat ich Dich, zum Beyſpiel, nicht oft, ihm das allzu vertrauliche Du gegen uns Aeltern nicht zu geſtatten? — Du achteteſt nie meiner Warnung vor dieſer Unanſtändigkeit; doch jetzt werden Dir wohl eben ſo, wie mir, die Ohren davon weh gethan haben. — Sich Du nennen, ſagt ein bekannter Schriftſteller, heißt die Achtung verwahrloſen.“ —

„Schriftſteller hin, Schriftſteller her! Komm mir ums Himmels willen mit dieſen Leuten nicht angezogen, da mir das Blut ſchon genug in den Adern kocht! — Jetzt iſt zu überlegen, was wir mit dem ungerathenen Buben anfangen, wohin wir ihn ſchicken. Nur von dem Wohin ſey die Rede! Denn im Hauſe darf er nicht bleiben; das iſt ſo gewiß, als ich lebe! Ueber dieſen Punkt verlier' alſo kein unnützes Wort!“ —

Madame Frank fügte ſich leichter, als zu erwarten war, in die Trennung von ihrem Sohne. Seine Entfernung, ſagte ſie, ſey ohne Zweifel das wirkſamſte Mittel, ein entehrendes Band zu zerreißen, und ein beſſeres zu knüpfen. Sie dachte dabey an das Fräulein von Alfanz, die Tochter eines reichen Finanzraths, die ſie zu Wilhelms Braut erkoren hatte.

Dieſe Familie wohnte in der Hauptſtadt. Madame Frank ſchlug deßhalb vor, den jungen Starrkopf geraden Weges dahin zu verweiſen, weil der Anblick neuer Gegenſtände, und beſonders der Liebreitz feiner und gebildeter Damen, ihm ſein ländliches Mädchen — das er nur aus Unbekanntſchaft mit der ſchönern Welt angenehm gefunden habe — bald aus dem Kopfe verdrängen würden.

„Mit Schaden wird man klug!“ verſetzte Herr Frank. „Die kleine Hexe hätte ſich gar nicht ſo tief bey ihm eingeniſtet, wenn vor drey oder vier Jahren des Onkels Rath, den Wildfang in der Reſidenz erziehen zu laſſen, angenommen worden wäre. Indeſſen iſt das Mädel heran gewachſen, und leider ſo hübſch geworden, daß ſich alle Stadtdamen — die wenigſtens ich geſehen habe — vor ihr verſtecken müſſen. — Damahls hatte ſie die Kinderſchuhe noch nicht ausgetreten, und zwiſchen ihr und Wilhelmen beſtand nur eine bloße Spielfreundſchaft: aber da wollte ſich Madame von ihrem Herzblatt nicht trennen. Nun ſehn wir die Früchte davon!“ —

„Schilt nicht, lieber Mann! Bis jetzt iſt noch wenig verdorben. Ich verlaſſe mich auf das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn!“ —

„O, daran iſt bey einem jungen Romanhelden, dem die Liebe das Gehirn verbrannt

brannt hat, nicht zu denken! Zum Unglück ſteht auch der General jetzt im Felde, und der Himmel weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Wer ſoll indeſſen den Thunichtgut unter Aufſicht nehmen und in Zucht halten, wie der Onkel gekonnt hätte?“

Madame Frank räumte dieſen Stein des Anſtoßes aus dem Wege. „Der Finanzrath Alfanz!“ — ſagte ſie — „hat ein großes, weitläufiges Haus, das man einen Pallaſt nennen kann, und er thut uns ſicher den Gefallen, unſerm Sohne ein Zimmer darin einzuräumen. So wird er gleichſam ein Glied dieſer angeſehenen Familie, und muß ſich, von ihr beobachtet, ſittlich und anſtändig betragen.“ —

„Rechne doch nicht auf den ſchwachköpfigen Alfanz!“ erwiederte Herr Frank. „Der ſteht ja unter dem ehelichen Pantoffel!“

„Was ſchadet das?“ verſetzte ſie. „Ich ſchreib' an die Eignerin des Pantoffels, und bürge dafür, ſie unſern Wünſchen geneigt zu machen.“ —

Herr Frank war nun alles zufrieden, da er ſich der befürchteten Beſchwerlichkeit eines Briefwechſels mit dem Herrn von Alfanz überhoben ſah. Er ordnete an, daß Wilhelm ſchon den folgenden Tag abreiſen, dieſe Reſolution aber nicht eher, als in der Stunde des Scheidens, erfahren ſolle, damit er nicht vorher aus ſeinem Arreſt entwiſche, und ſich mit Luiſen beſpreche.

Magiſter Trufelius fuhr am beſten bey der Geſchichte. Er kam zu einer Pfarre, er wußte nicht wie. Dieſen guten Biſſen hätte er beynahe wieder aus dem Munde verloren; denn Herr Frank wollte die ganze Sache rückgängig machen, weil er dadurch die Korbflechterin aus ſeinem

Dorfe nicht los ward, und es ihm nun, da dieſe Hoffnung in den Brunnen gefallen war, ſchwer ankam, dem Steindorfer Kirchherrn einige Gegengefälligkeiten, die er ſich ausbedungen hatte, zu leiſten. Er äußerte aber kaum dieſen Vorſatz, da trat Wilhelms gutherzige Mutter als Schutzgeiſt des brodloſen Kandidaten auf, und bat dringend, ihm ſeine Verſorgung zu gönnen. „Es iſt ſo ſüß, ſo göttlich,“ ſagte ſie, „einem Hülfloſen die Hand zu reichen, und der Schöpfer ſeiner Wohlfahrt zu werden!“ — Ihr Gatte gab nach; Trufelius ward gerufen, und ihm ſein Glück bekannt gemacht.

Wenn ein Stiefſohn Fortunens, der ohne ſichern Unterhalt, wie die Vögel unter dem Himmel, nur von einem Tage zum andern lebte, mit Einem Mahl unter ein bequemes, ruhiges Dach und in den Genuß eines feſten Einkommens verſetzt wird: ſo fühlt er ſich wie neu geboren, und ſeine Freude iſt ſo natürlich, daß ſie keiner Beſchreibung bedarf. Daher kein Wort über die faſt drolligen Ausbrüche derſelben bey unſerm Magiſter! Madame Frank ergötzte ſich an der Flamme des Vergnügens, die aus ſeinen Augen loderte; aber ihr haſtiger Mann ſtürzte ſchnell Luiſens Korb, als Dämpfer, darüber.

Truſelius erſchrak, faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel, und ſeufzte: „Dort werden die Ehen geſchloſſen! — Es ſollte nicht ſeyn! — Ich faſſe mich in chriſtlicher Geduld.“ — Daran that er ſehr wohl. Madame Frank vollendete ſeine Beruhigung durch den Troſt: es gebe mehr liebenswürdige Mädchen in der Welt, die gegen die Anwerbung Sr. Wohlehrwürden nicht gleichgültig ſeyn würden.

Er konnte ſich den Triumph nicht verſagen, in Wilhelms Zimmer zu gehen, und ihm die glückliche Veränderung ſeiner Lage zu melden. „Sie dachten, es übel mit mir zu machen;“ ſprach er: „aber die Vorſehung hat's gut gemacht. Ich bin durch den Poſſen, den Sie mir ſpielten, Pfarrer in Steindorf geworden.“ —

Der Jüngling ſtutzte, und forſchte nach dem Gange der Sache, die ihm noch neu war. Truſelius erzählte ihm alles ganz aufrichtig. Wilhelm freute ſich über Luiſens Treue und ihres Vaters ſtandhaftes Benehmen, und wünſchte nun dem Magiſter aus vollem Herzen Glück und Segen zu ſeiner Beförderung. „Verzeihen Sie,“ — fuhr er fort, und both ihm die Hand — „verzeihen Sie mir alle Muthwilligkeiten, die ich gegen Sie ausübte. Ich betheure, ſie kamen aus keinem böſen Gemüth, und ich werd' Ihnen in Zukunft bey jeder Gelegenheit beweiſen, daß ich Ihr wahrer Freund bin.“ — So ſchieden ſie, völlig ausgeſöhnt, von einander.

Auch wir ſcheiden nun von dem ehrſamen Truſelius, mit dem wir vor der Hand nichts weiter zu ſchaffen haben. Er hielt ſich bis zum Antritt ſeines Amtes in Hühnenthal auf, und machte, auf Herrn Franks Anſtiften, noch einige Verſuche, Luiſen zu erobern. Sie trugen ihm aber nichts, als eine neue und verbeſſerte Auflage des ſchon empfangenen Korbes ein. Er grämte ſich wenig darüber, da er ſie nicht aus eigenem Antrieb unternommen hatte. Ihm lag jetzt mehr an der Pfarre, als an der Quarre. Dieſer ſprichwörtliche Ausdruck, den wir dem Herrn Frank abborgen, war überhaupt auf die ſanfte Luiſe nicht anwendbar, da er ein immer unzufriedenes Brummeiſen bedeutet. Doch eine Quarre fand ſich, als Truſelius die Pfarre bezog.

Er machte mit der Witwe ſeines Vorfahrs Bekanntſchaft, und ehelichte ſie, nach Verfluß des Trauerjahres, mit der Zugabe einiger Stiefkinder, ungeachtet das alte Mamachen gegen Luiſen eine Hexe von Endor war. Aber ſie beſaß alles, was zu einer vollkommen eingerichteten Wirthſchaft gehört, und war über dieß eine vortreffliche Köchin. Beydes behagte dem Herrn Paſtor, der ſich an Bequemlichkeit und gute Koſt in Hühnenthal gewöhnt hatte. Freylich mußten ſeine Ohren das Hausgeräth und die aufgetiſchten Leckerbiſſen theuer bezahlen, und vom Morgen bis an den Abend ſeinen mürriſchen Eheſchatz quarren hören. Er ertrug das mit Hiobs Geduld, und ward es allmählich ſo gewohnt, wie ein Mahlmüller das Getöſe ſeiner Mühle.

25.

Der Abſchied.

Herr Frank hatte zwar (wie ſich der Leſer aus dem vorigen Kapitel erinnern wird) ſtreng anbefohlen, daß Wilhelmen der nahe Zeitpunkt ſeiner Verweiſung für jetzt noch ein Geheimniß bleiben ſollte: allein das Herz der zärtlichen Mutter vermochte nicht, dieſes harte Geboth zu befolgen. Sie ging, während ihr Gemahl, von den Kämpfen des Tages ermüdet, nach Tiſch ein Schläfchen machte, zu ihrem geliebten Sohne, und entdeckte ihm mit innigſter Wehmuth, daß die nächſte Nacht ſeine letzte in Hühnenthal ſey.

Er fuhr ein wenig zuſammen. Sein erſter Gedanke war Luiſe. Doch er faßte ſich ſchnell, nahm eine gleichgültige Miene an, und antwortete mit ſcheinbarer Ruhe: es ſey recht gut, daß er aus dem Hauſe weg komme; denn er und der Vater taugten nicht mehr zuſammen.

„So ſcheint es, leider!“ entgegnete die Mutter. „Wer Recht oder Unrecht hat, will ich hier nicht unterſuchen: ſo viel iſt aber gewiß, daß in Streitigkeiten zwiſchen Aeltern und Kindern den Letztern das Nachgeben geziemt. Sey alſo ein guter Sohn, und füge Dich nach unſern Wünſchen, damit der entflohne Friede dieſes Hauſes zurück kehre!“ —

„Mutter, das iſt unmöglich! — Den hat der rauhe Sinn des Vaters auf immer verſcheucht! — Behandelt er mich nicht, als wär' ich noch der kindiſche Knabe, den er zum Ritter der Wahrheit ſchlug? — Das kann ich jetzt, in meinem ein und zwanzigſten Jahre, nicht länger ertragen. Drum laß mich ziehn! — Aber ich bitte Dich, liebe Mutter, täuſche Dich nicht mit der Hoffnung, daß mein Aufenthalt in der Stadt Deinen Heirathsplan befördern werde. Ich bin zum Eheſtande noch viel zu jung; und über dieß weißt Du, wer Sitz und Stimme in meinem Herzen hat, und es ſo ganz erfüllt, daß kein anderes Mädchen darin Platz finden kann.“ —

Die Mutter hatte ſich ſchon bey der frühern Unterredung über dieſen Punkt völlig ausgeſprochen, und erwiederte jetzt bloß: „Die Zeit wird hoffentlich Deine Geſinnungen ändern. Mich aber ſchmerzt es tief, daß es meinem Sohne, den ich über alles liebe, ſo leicht wird, mich zu verlaſſen.“ —

Wilhelm betheuerte mit Wärme das Gegentheil, und er heuchelte nicht. Sie umarmte ihn zärtlich, und ging in ihr Zimmer, um ſeine Aufnahme im Hauſe des Herrn von Alfanz ſchriftlich vorzubereiten.

Indeſſen ahnte Luiſe nicht, was in der herrſchaftlichen Burg auf dem Tapete war. Sie vermuthete zwar, daß die Schule dort auf immer geſchloſſen ſey, und es war ihr ſelbſt die Luſt vergangen, ihrem abgewieſenen Freyer ferner Lehre und Unterricht zu verdanken: aber die Möglichkeit, daß Wilhelm ihretwegen aus ſeinem Vaterhauſe verſtoßen werden könnte, fiel ihr nicht ein. Es erſchreckte ſie daher wie ein Donnerſchlag, als er am Abend, da ſie eben mit ihren Aeltern von ihm ſprach, ganz athemlos in die Stube trat, und mit wenigen ſchnellen Worten ſeine Abreiſe bekannt machte. „Faſſe Dich, gutes Mädchen,“ — fuhr er fort — „und ſage mir, zu meiner Beruhigung in der Ferne, wie unſere Herzen mit einander ſtehen! — Liebſt Du mich ſo wahr und treu, als ich Dich liebe? Und willſt Du einſt meine Gattin werden?" —

Betäubt von der Schreckensnachricht, war ſie an ſeine Bruſt geſunken, und konnte nicht antworten. Dafür ſprach Wigand ein lautes, väterliches Wort. „Das iſt nicht fein, junger Herr!" hob er an. „Sie ſetzen dem Mädchen leere, wenigſtens weit ausſehende Dinge in den Kopf! Ich zweifle gar nicht, daß Sie's redlich meinen: aber was hilft das? Sie ſind nicht Ihr eigener Herr! Sie ſtehn unter der Gewalt eines unbiegſamen Vaters!" —

„Dieſe Feſſeln will ich bald abſchütteln!" antwortete Wilhelm. „Er denkt, mich zu ſtrafen, indem er mich in die Reſidenz ſchickt; ich geh' aber mit Freuden dahin, um mir dort nützliche Kenntniſſe zu erwerben, und mich von ihm und ſeinen Launen unabhängig zu machen. —

Drum weine nicht, liebes Mädchen! Ich verliere Dich nur eine kurze Zeit, um Dich auf ewig zu gewinnen. — Mein Vater enterbe mich dann, und verſchenke ſein Gut; ich werde dennoch in Deinen Armen zufrieden und glücklich ſeyn!“ —

„Ihr Vorſatz iſt brav!“ ſagte Wigand. „Bilden Sie ſich durch Fleiß und Thätigkeit zu einem ſelbſtſtändigen Manne, der ſich mit eigener Kraft ſeine Bahn durch die Welt bricht!“ —

„Bey Gott! das werd’ ich! Aber nicht ohne Dich, meine Luiſe! — Sprich, willſt Du mich auf den Blumen- oder Dornenwegen meines Lebens begleiten?“ —

„Treu bis in den Tod!“ antwortete ſie mit ſanftem Feuer, und umarmte ihn.

„Nun ſind wir unzertrennlich!“ rief er aus. „Nun vermag keine menſchliche Gewalt, das feſte Band unſerer Herzen zu zerreißen, und den Fels unſerer Liebe zu erſchüttern. — Verſucht man etwa in der Folge, Dich durch falſche Gerüchte zu täuſchen — ſprengt man vielleicht aus: ich hätte Liebſchaften in der Stadt — würde dieß oder jenes Frauenzimmer heirathen, und dergleichen: ſo glaube nichts, durchaus nichts! Eher werden die Ströme ihren Lauf rückwärts nehmen, und die Sonne bey Nacht ſcheinen, eh' ich mich der kleinſten Untreue gegen Dich ſchuldig mache!" —

Luiſe fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, als er jetzt, vom Schmerz der Trennung durchſchauert, ſtammelnd Abſchied nahm, und fort ſtürzte. Er kam unvermißt ins Schloß zurück, ehe ſeine Aeltern ihre Piketpartie zu Ende geſpielt hatten, mit der ſie ſich täglich nach dem Abendeſſen ſo eifrig beſchäftigten, daß ſie die unangenehmſten häuslichen Vorfälle darüber vergaßen.

Der Brief an die Frau von Alfanz war geſchrieben, und der Mantelſack des Reiſenden gepackt. „Er ſoll reiten!“ hatte der Vater geſagt. „Ich will mir, ſeiner Bequemlichkeit wegen, keinen Wagen ruiniren. Auch mag ich ihn nicht mehr ſehn. Ich gehe morgen mit Anbruch des Tages auf die Jagd, und eh’ ich aus dem Walde zurück komme, muß er fort ſeyn, ſonſt geb’ ich ihm das Geleit mit der Hetzpeitſche!“ —

Dieſen väterlichen Segen wartete Wilhelm nicht ab. Er ritt früh genug, nach einem betrübten Abſchiede von ſeiner Mutter, — den ſie durch eine ſchwere Goldbörſe etwas zu erleichtern ſuchte — zum Thore hinaus, und blickte nach dem rothen Dache des Schulhauſes ſo lange zurück, als er noch in weiter Ferne die Spitze des Schorſteins erſpähen konnte. „Hat der Herr was verloren?“ fragte in aller Unſchuld ſein Begleiter, ein vierſchrötiger Bauer, dem man einen Hut mit grünen, rothen und gelben Federn auf den dicken, ſtruppigen Kopf gedrückt hatte, um den ehrlichen Hans Michel zu einem ſtattlichen Reitknecht zu ſtempeln. Er bekam auf ſeine wiederhohlten Fragen keine Antwort, und machte im Stillen ſeine Gloſſen darüber.

26.

Die Haſenjagd.

Wilhelm that vier ſtarke Tagereiſen, ohne daß ihm ein bedeutendes Abenteuer aufſtieß. Er langte wohlbehalten vor den

Thoren

Thoren der Hauptſtadt an. Es war ein heiterer Sommertag; ein bunter Menſchenſtrom ergoß ſich aus hundert Gaſſen, um außerhalb der Mauern im Grünen zu luſtwandeln, und der lieblichen Abendkühle zu genießen. Wilhelm und Michel hatten ſo wenig als ihre Roſſe jemahls eine große Stadt geſehen; mancher alltägliche Anblick war ein Wunder vor ihren Augen. Die Pferde ſpitzten die Ohren, und ſcheuten ſich bald vor einem Sonnenſchirm, bald vor einem in der Luft flatternden Schleyer; Michel ließ vor Erſtaunen über eine ſechsſpännige Kutſche den Zügel aus der Hand fallen, und ſperrte den Mund weit auf, als ob er im Schlaraffenlande ſey, und den Einflug gebratner Tauben erwarte; nur Wilhelm beobachtete den Anſtand, gaffte weder rechts noch links, ſondern ſah, wie ein alter, weltkluger Mann, der in ſolchem

Getümmel zu leben gewohnt iſt, kalt und ernſthaft vor ſich hin.

Eine Rotte muthwilliger Gelbſchnäbel — die am Thore, durch das er einziehen wollte, über die Spaziergänger Muſterung hielt, und ihre Augen zum Theil mit Brillen gewaffnet hatte — witterte dennoch das Dorf an ihm aus, und war gleich bey der Hand, ihn in die Klopfe zu nehmen. „Ey, ſeht doch!“ — rief ein unbärtiger Fant mit einer fatalen, quäkenden Stimme — „da kommt Junker Don Quixotte mit ſeinem ehrſamen Knappen Sancho Panſa!“ — Die übrigen Laffen begleiteten dieſen nagelneuen Einfall mit einem unbändigen Gelächter, ſtellten ſich frech dem Reiter in den Weg, und höhnten ihn mit tiefen Reverenzen. „Was ſoll der Narrenſpaß?“ rief er entrüſtet, und ritt ihnen ſcharf auf den Leib. Sie erſchraken über die unerwarteten Kapriolen ſeines Gauls, und ſlohn wie eine Heerde furchtſamer Schafe, die der Hirtenhund hetzt. Wilhelm jagte ſie eine Strecke vor ſich her; ſein Pferd zertrat einige koſtbare Brillen, die beym Reißaus verloren gingen; die Schildwachen am Thore lachten und riefen ihm Beyfall zu, und er hielt nun, ohne weiter beunruhigt zu werden, ſeinen Einzug in die Stadt, wo er vorläufig in einem Gaſthofe abſtieg.

„Aber, geſtrenger Herr,“ — ſprach hier Michel in einem verweiſenden Tone — „Sie hätten doch gegen die armen, gebrechlichen Leute am Thore nicht ſo das Rauche heraus kehren ſollen! Es iſt ja Unglücks genug, wenn Gott einen blutjungen Chriſtenmenſchen mit Blindheit geſtraft hat, daß er ſo wenig, als mein achtzigjähriger Großvater, ohne Brille Weg und Steg finden kann.“ —

„Spare Dein Mitleiden, guter Hans!“

antwortete Wilhelm lachend. „Dieſe Burſche ſehn ſo ſcharf als wir; man hält's aber heutigen Tages für vornehm, ſich blind zu ſtellen.“ —

„Nee, iſt's möglich?“ rief der Bauer. „Nu, Gott erhalte mir meine geſunden Augen und meinen geſunden Verſtand bis an mein ſel'ges Ende!“ —

27.

Amors Unglück.

Am folgenden Tage ſuchte Wilhelm die Frau von Alfanz auf, um das mütterliche Empfehlungsſchreiben abzugeben. Es war Mittags gegen zwölf Uhr, als er ihr Haus erfragte, und von dem Thürſteher, nach einem kleinen Examen, eingelaſſen wurde. Man wies ihn in einen Vorſaal, wo er ein halbes Dutzend Livreebedienten fand, die ihn dummdreiſt anglotzten, und ſeinen Gruß nicht erwiederten, ungeachtet ſie bloß Gähnaffen feil hatten, und nicht durch das geringſte Geſchäft behindert wurden, höflich zu ſeyn.

Er bat um Anmeldung bey der gnädigen Frau. Einer der Bortenröcke zog ihm mit unmanierlicher Haſtigkeit den Brief aus der Hand, und gab ihn, als er die Aufſchrift mit Naſerümpfen geleſen hatte, mit dem Beſcheide: „Wird nicht angenommen!“ — ſogleich wieder zurück. Wilhelm fragte nach der Urſache. „Wegen Ermangelung der gehörigen Titulatur,“ war die Antwort. „Der vormahlige Herr Finanzrath von Alfanz ſind vor drey Tagen zum Geheimen Rath erhoben werden, haben Sich den Titel Excellenz beygelegt; und gemeſſenſt anzubefehlen geruht, die an Hochdieſelben eingehenden Briefſchaften zurück zu weiſen, wofern ſie nicht mit der gebührenden Adreſſe verſehen ſind.“ —

Wilhelm verbiß das Lachen, das ihn anwandelte, und ſtellte vor: ſeine Mutter habe, wegen der Entfernung ihres Wohnorts, dieſe Standeserhöhung noch nicht gewußt, und ihr Brief ſey volle zwey Tage älter als der hochverehrliche neue Charakter. In dieſer Betrachtung laſſe ſich von Ihro Excellenz billiger Einſicht hoffen, daß Sie die unvermeidlichen Mängel des Briefs gnädig verzeihen würden.

„Wollen ſehn!“ ſprach der Lakey. „Der Frau Geheimen Räthin Excellenz ſchlafen aber dermahlen noch. Man laſſe den Brief hier, und komme nach einer Stunde wieder!“

„Das ſcheint mir ein vollkommenes

Narrenhaus!“ ſprach Wilhelm für ſich, als er den Vorſaal im Rücken hatte. Doch mißfiel ihm dieß gar nicht. Er bekam im Gegentheil um ſo mehr Luſt, hier zu wohnen, weil er ſich den Genuß vieler luſtigen Auftritte verſprach.

Da es die Mühe nicht lohnte, nach dem weit entlegenen Hotel, wo er abgetreten war, zurück zu gehen, um dort das Erwachen der Geheimen Räthin abzuwarten: ſo entſchloß er ſich, unterdeſſen in den nächſten Straßen herum zu ſchlendern. Auf dieſer Wanderung ward er aus dem offenen Fenſter eines etwas hohen Parterre-Zimmers, unter welchem er nahe vorbey ging, von acht bis zehn verſchiedenen Hundeſtimmen angebellt. Im Umſehen erblickte er eine zahlreiche Geſellſchaft von Bologneſern, Möpschen, Dächslein, und mehrern ſolchen Zwergen der Hundewelt, die auf dem Fenſterbrete in einer bunten Reihe ſaßen, und ihm, als er ihnen mit ſeinem Stocke Schweigen geboth, auf den Kopf zu ſpringen drohten. Er zeigte ihnen nun ſein ſpaniſches Rohr etwas näher, und mochte wohl damit einige Naſen nicht ſanft berühren; denn die ganze Verſammlung brach in ein ſchreckliches Wehgeheul aus, und warf ſich rücklings einem am Fenſter ſitzenden Herrn auf den Hals, deſſen Nachtmütze nur von der Gaſſe herauf ſichtbar war.

Darüber unbekümmert, ging Wilhelm ſeines Weges ruhig fort, als plötzlich ein Officier aus jenem Hauſe heraus trat, und ihm nach eilte. Es war der edle Herr von Schierling. Sie erkannten ſich beyde auf der Stelle. Der Lieutenant — das war er kürzlich geworden — wunderte ſich nicht wenig, ihn hier zu treffen, und fragte mit einem ſchneidenden Tone: ob er nach der Hauptſtadt gekommen ſey, um ſich als Hundevogt anſtellen zu laſſen. „Dieſe Frage beweiſt mir,“ antwortete Wilhelm, „daß Ihnen das Porträt, das Sie vor einigen Jahren in Hühnenthal an meine Stubenthür mahlten, noch heute zum Sprechen ähnlich iſt.“ — Der Lieutenant ward feuerroth, und ſagte beym Umkehren: „Wir finden uns weiter!“ — „Auf welche Art es Ihnen beliebt!“ entgegnete Wilhelm. Jener antwortete nicht, ſondern zog ſich geſchwind ins Wohnhaus ſeines Vaters zurück.

Indeſſen war es Zeit geworden, ſich im Vorzimmer der Frau von Alſanz wieder einzuſtellen. Der Bediente, den wir wie ein Gerichtsprotokoll ſprechen hörten, kam ihm mit der Nachricht entgegen: Ihro Excellenz hätten Gnade für Recht ergehen laſſen, und den Brief nicht nur anzunehmen und zu eröffnen geruht, ſondern wollten auch ihm, dem Ueberbringer, einige

Minuten Gehör geben; es laufe aber gegen die ſchuldige Ehrerbiethung, geſtiefelt und geſpornt vor Ihro Excellenz zu erſcheinen: man möge ſich daher nach Hauſe verfügen, und ſich courmäßig kleiden.

Wilhelm hatte große Luſt, ſich über dieſes ſteife Poſſenſpiel mit derben Worten heraus zu laſſen; allein er zügelte ſich, und erwiederte lächelnd: er werde von hundert Urſachen abgehalten, ſich in ein Staatskleid zu werfen. Die erſte ſey: er habe keins. — Der umſtändliche Ceremonienmeiſter war damit nicht geſättigt; er verlangte auch die übrigen neun und neunzig zu wiſſen, und begriff es nicht ſogleich, als Wilhelm ihm vorſtellte, daß er an dieſer Einen genug haben könne. Er ſah ſtarr auf einen gewiſſen Punkt des Fußbodens, legte den Finger an die Naſe, und pflog ſo eine Weile mit ſich ſelbſt Rath, was zu thun ſey. Gedankenvoll ging er endlich fort, um den ſeruzulöſen Umſtand hohen Orts zu melden; und ſiehe, da erging abermahls Gnade für Recht: Wilhelm erhielt Erlaubniß, in ſeinen Reiſekleidern aufzuwarten.

Das Kabinett, worin die Frau Geheime Räthin ihre ſogenannten Morgenſtunden, von Nachmittags zwey Uhr an bis zur Mittagstafel um ſechs Uhr, zubrachte und Beſuch annahm, ſtieß beynahe an den Vorſaal der Bedienten. Wilhelm konnte daher mit drey oder vier Schritten bey ihr ſeyn; doch ſo leicht machte man es ihm nicht. Er ward eine lange Gallerie geführt, die ſich die ganze Tiefe des Hauſes hinab dehnte, dann hinten quer über lief, und ſich nun in eine Reihe von acht Zimmern verlor, durch welche man an der Gegenſeite des Gebäudes nach dem Vorſaale zurück kam. Dieſer Umweg glich einer Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Am Ende dieſer Reiſe ſtand Wilhelm vor der Geheimen Räthin, die im Pudermantel an einem Tiſche ſaß, auf welchem alle Schönheitsmittel und feine Werkzeuge, durch die ſich alte Damen verjüngen, im Ueberfluß zu finden waren. Mitten unter aromatiſchen Büchſen und Schachteln lag die Reiſe des jungen Anacharſis durch Griechenland aufgeſchlagen.

„Mama hat mich mit einem Briefchen beſchenkt,“ — begann die excellente Dame — „mit einem ſehr angenehmen Briefchen, das ganz die ſüße Freundſchaft athmet, die in den goldnen Tagen der Jugend unſre Seelen verband, als wir mit einander eine franzöſiſche Penſionsſchule beſuchten. Um ſo mehr wünſcht' ich dem in mich geſetzten Vertrauen zu entſprechen; die Sache hat nur ein verzweifeltes Knötchen, das ich nicht auf der Stelle zu löſen weiß. Es iſt wahr, ich hab' ein groſſes Haus — mancher Fürſt hat's nicht größer —: es ward aber, ſeit ungefähr einem Jahre, aus dem Deutſchen „ins Griechiſche überſetzt — das heißt: nach griechiſchem Geſchmack eingerichtet,“ und verlor dadurch eben ſo viel an Wohnbarkeit, als es an Schönheit gewann. Ich habe ſelbſt kaum mehr Raum, als dieſes enge Kabinett, und mein Gemahl begnügt ſich ſogar mit einem dunkeln Stübchen im Hinterhauſe. Die übrigen Zimmer, die mit antiken Bildſäulen, mit Altären griechiſcher Götter, mit koſtbaren Tapeten und Fußteppichen, wie ſie in den Palläſten der Großen zu Athen Mode waren; und überhaupt mit den zierlichſten Geräthen des Alterthums, die wir jetzt kaum zu brauchen verſtehen, ausgeſchmückt ſind — dieſe Prachtzimmer, ſag' ich, würde man entheiligen, wenn man ſie zum täglichen

Gebrauch verurtheilen wollte. Ich bin alſo wirklich verlegen, wie ich den Wunſch meiner lieben Jugendgeſpielin erfüllen, und ihren hoffnungsvollen Sohn unter meinem Dache gaſtfreundlich aufnehmen ſoll.“ —

„Könnten nicht Ew. Excellenz,“ ſprach Wilhelm, „irgend ein kleines Zimmerchen für mich wieder aus dem Griechiſchen ins Deutſche überſetzen?“ —

„Sehn Sie doch,“ ſagte die Geheime Räthin ſehr freundlich, „wie Sie meinen ſcherzhaften Einfall geſchickt anzuwenden verſtehn! Ein Beweis, daß er Ihnen gefallen hat! — Nun, kommen Sie, wir wollen mit einander ein Gemach auswählen, das ſich am bequemſten verdeutſchen läßt.“ —

Sie erhob ſich vom Sopha, und ging voran, um die Schätze ihres Hauſes zu zeigen. Ihr weißes Puderhemd gab ihr das Anſehen eines nachtwandelnden Geiſtes. Wilhelm hatte jedoch jetzt Gelegenheit zu bemerken, daß ſie mehr Fleiſch und Bein als andere Menſchen beſaß. Glücklicher Weiſe konnte ſie ſich nicht, wie der Gott Janus, immer von hinten beſehen: ihre Eitelkeit hätte ſonſt, wegen eines unangenehmen Hügels zwiſchen ihren Schultern, keinen frohen Augenblick gehabt.

Der Zug ging von Zimmer zu Zimmer, deren jedes mit gezierter Pracht überladen und der Tempel einer griechiſchen Gottheit war. Ceres und Bacchus hatten, zum Beyſpiel, im Speiſeſaal ihre Altäre. Ein kleines Gemach, durch das ſich ein ſanftes Roſenlicht ergoß, war dem Gott der Liebe geweiht. Unweit der Thüre ſtand er in Lebensgröße, mit der Binde vor den Augen. Wilhelm war leider eben ſo blind wie er, oder hatte wenigſtens ſeinen Blick auf die gemahlte Decke des vor ihm aufgehenden Heiligthums geheftet:

kurz, er ſtrauchelte über die Schwelle, fiel dem Götterknaben auf den Hals, und riß ihn mit ſich zu Boden. Der Sohn der Venus brach einen Arm; ſein ſiegreicher Bogen wurde zerſchmettert. Die Geheime Räthin that einen Zeterſchrey, und war nahe daran, zwiſchen die liegende Gruppe hin in Ohnmacht zu fallen. Sie erhielt ſich mit Mühe, und ſtützte ſich ſchwindelnd auf Amors Altar. „Welch Unglück, ihr Götter!“ ächzte ſie, und ſtand leichenblaß und in ſich verſunken.

Wilhelm war über ſeinen ungeſchickten Burzelbaum ſo ärgerlich, daß er ſich mit einem tüchtigen Backenſtreiche hätte beſtrafen mögen. Er nahte ſich ſchamroth der Trauernden, und bat um Verzeihung. Sie ſeufzte herzbrechend, und antwortete nicht. Er erboth ſich, den verurſachten Armbruch vom beſten Bildhauer der Stadt heilen zu laſſen, und über dieß einen neuen, geſunden ſimden Amor bey ihm zu beſtellen. Das wirkte. Sie brach über dieſen Vorſchlag zur Güte in ein ſardoniſches Lachen aus, und ſchwenkte ſich wild herum, wie von einer Tarantel geſtochen. Wilhelm hielt dieſen Zuſtand, der gar nicht aufhören wollte, für einen Anflug von Wahnſinn. Endlich ließ der Taumel ein wenig nach; ſie fing an zu ſprechen. „Ein goldner Einfall!“ keuchte ſie. „Die Leutchen vom Lande ſind doch recht gutherzig! — Ich will Ihnen aber den Weg zum Bildhauer erlaſſen. Sein Machwerk möchte wohl der göttlichen Antike, die hier in Trümmern liegt, eben ſo gleichen, wie etwa Sie, mein Freund, dem Alcibiades!“ —

Er fand ſich beleidigt, und wollte bitter antworten. Sie ließ es nicht dazu kommen. „Das Schlimmſte iſt,“ fiel ſie ein, „daß Amor ſich rächen, und Ihnen hier nicht günſtig ſeyn wird! —

Ich für meine Perſon verzeih' Ihnen; nur muß ich bitten, ſich nach einer andern Wohnung umzuſehen. Ihre Faſeley wär' im Stande, mir alle meine Tempel zu zerſtören.“ —

Wilhelm floh durch die nächſte Thür aus dem Olymp der zerbrechlichen Götter, ſchrieb ſeiner Mutter den Vorfall, und ſchickte ſeinen Sancho Panſa mit dem Briefe und den Pferden nach Hühnenthal zurück.

28.

Der Hausteufel.

Die Wahl einer Wohnung war nun ſein erſtes Geſchäft. Er durchſtrich in dieſer Abſicht die Straßen, und machte Jagd auf die ausgehangenen Miethzettel. Indem ſo ſeine Augen von Haus zu Haus ſchweiften, erblickte er eine große blaue Tafel, mit der goldnen Aufſchrift:

Antonio's Buchhandlung und Leihbibliothek.

Dieſer Nahme war ihm von ſeinen Kinderjahren her zu merkwürdig; er konnte nicht gleichgültig vorbey gehn. Sollte wohl gar, ſprach er für ſich, der Buchhändler Antonio und der Bauchredner gleiches Nahmens Eine Perſon ſeyn? —

Voll Neugier, dieß zu erfahren, trat er in die Bibliothek, und ſah mit frohem Erſtaunen, daß es wirklich ſo war. Antonio's Geſtalt hatte ſich wenig verändert. Er war eben beſchäftigt, einige Leute mit Büchern zu verſorgen, die ſie verlangten.

Als ſie befriedigt fortgegangen waren, grüßte ihn Wilhelm mit der Anrede: „Kennen Sie mich nicht?“

Antonio ſah ihn mit Befremdung an, und ſagte: Nein.

„Erinnern Sie Sich nicht mehr eines Knaben, der im Dorfe Hühnenthal, wo Sie ſich vor neun oder zehn Jahren einige Tage aufhielten, die Bauchſprache von Ihnen lernen wollte?“ —

„In Hühnenthal?“ — rief Antonio lebhaft. „Dieſer Ort iſt mir unvergeßlich! Auch der Knabe ſteht mir dunkel vor den Augen.“ —

„Dunkel?“ — fiel Wilhelm lächelnd ein. „Dieß Zimmer iſt doch ſehr hell!“ —

„Wie verſteh' ich das?“ fragte der Buchhändler. „So waren Sie wohl jener Knabe?“ —

„Ich war's“ — antwortete Wilhelm.

Antonio bewillkommte ihn mit herzlicher Freude, überließ die Austheilung der Bücher ſeinem Unterbibliothekar, führte den jungen Frank in ein Nebenzimmer, und nun ging bey einer Flaſche Wein das Plaudern an. „Lebt der alte, brave Schulmeiſter noch? — Was macht das ſchöne Röschen?“ — waren die erſten Fragen.

„Beyde ſind geſund;“ ſprach der Jüngling von Hühnenthal. „Freund Wigand gedenkt Ihrer oft, und Röschen — wartet auf Sie.“ —

„Auf mich?“ — rief Antonio ſtaunend.

„So ſcheint's in der That! — Röschens immer noch blühende Schönheit lockt einen Freyer nach dem andern; aber ſie weiſ't alle zurück, lebt bey ihrem Vater, der ſchon vor mehrern Jahren die Gaſtwirthſchaft aufgegeben hat, in klöſterlicher Eingezogenheit, und der Kanarienvogel, den Sie ihr ſchenkten, iſt noch heutigen Tages ihr Abgott und liebſter Geſellſchafter. — Man neckt ſie daher wirklich bisweilen mit Ihnen, und ſie erröthet, ſo oft man den Namen Antonio nennt.“ —

Dieſe Nachrichten (die nicht zum Scherz erfunden, ſondern vollkommen gegründet waren) trieben auch dem Buchhändler eine ſtarke Röthe ins Geſicht. Er brach dieſes Geſpräch kurz ab; und als ſich Wilhelm wunderte, ihn mitten unter einem Schwall von Büchern zu finden, erzählte er ihm ſeinen neueſten Lebenslauf.

„Ich zog,“ ſprach er, „von Hühnenthal hierher, wo mich ein gewiſſer Italiäner treffen, und mir meine Thiere abkaufen wollte. Er kam; ich konnte jedoch mit dem Knauſer nicht einig werden, mußte von Land zu Land weiter reiſen, und noch einige Jahre die Rolle ſpielen, die mir mit jedem Tage läſtiger ward. Endlich gelang es mir, mich auf eine vortheilhafte Art davon los zu machen. Aber welche neue Laufbahn ſollt' ich nun wählen? — Ich kehrt' in dieſe Stadt und zu den Wiſſenſchaften zurück, die ich während meines Vagabundenlebens vernachläſſigen mußte. Im Hauſe, wo wir jetzt ſind, fand ich einen Buchladen und eine Leihbibliothek, die ich täglich beſuchte. Sie gehörten einer jungen Witwe, die ſich bald zuvorkommend freundlich gegen mich bezeigte, und mir durch tauſend Artigkeiten bewies, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ihr gebildeter Verſtand, ihr ſcheinbar gutes Herz, und — was ſoll ich's unter vier Augen läugnen? — ihr beträchtliches Vermögen zogen mich an, und bedeckten gleichſam ihre Geſtalt, die nichts weniger als reitzend war, mit einem wohlthätigen Schleyer. Kurz, wir wurden näher bekannt, und ich heirathete ſie. Aber der Prieſter, der uns einſegnete, öffnete mir das Thor einer Hölle. Meine Frau zog noch in den Flitterwochen die Larve der Gutmüthigkeit ab, und zeigte ſich als eine herrſchſüchtige, wüthende Furie, in der ich alle die Beſtien, die ich mir mit Mühe vom Halſe geſchafft hatte, vereint wieder fand. Sie war häßlich wie das Kamehl — brummig wie der Bär — hämiſch wie der Affe — neidiſch wie der Hund! — Ich würde nicht ſo hart von ihr ſprechen, wenn ſie mich nicht mit durchdachter, planmäßiger und beyſpielloſer Boßheit gepeinigt, und es nicht augenſcheinlich darauf angelegt hätte, mich eben ſo ins Grab zu ärgern, wie ihren erſten Mann, deſſen Märtyrthum das Geſpräch der halben Stadt geweſen war. Mich unbekannten Fremdling hatte niemand vor ihr gewarnt. Alle Verſuche, friedlich mit ihr zu leben, waren vergebens. Wir ſtanden im Begriff, uns vor dem geiſtlichen Gerichte ſcheiden zu laſſen, als uns der Tod ſchied. Er machte mit ihr kurzen Prozeß; ſie hatte nicht Zeit, mir durch ein Teſtament ihr Vermögen zu entziehn; und ſo kam ich in die Verfaſſung, in der Sie mich ſehn." —

Wilhelm begleitete dieſe Geſchichte mit Zwiſchenreden und Schlußbemerkungen, die füglich im Tintenfaſſe bleiben können, und erzählte dann ſeine eigenen Freuden und Leiden, von der Verſchwörung der Barſchenkler ſeines Geburtsdorfes an, bis zum Armbruch des Erbprinzen von

Paphos. Antonio nahm jetzt, da er den künftigen Schwiegerſohn ſeines Freundes Wigand vor ſich ſah, noch wärmern Antheil an ihm als zuvor, und bat ihn, ein Zimmer in ſeinem Hauſe zu bewohnen, das er für immer der Gaſtfreundſchaft gewidmet habe. Wilhelm nahm dieſes Erbiethen an, und zog bald darauf ein.

29.

Das Räthſel.

Antonio dachte nun faſt eben ſo fleißig an Röschen, als ſein junger Hausgenoß an Luiſen. Zu ſeinem Verdruß war die Leipziger Meſſe vor der Thür; er hatte die immer ſteigende Dickleibigkeit des Bücher-

Katalogs — der mit einer unheilbaren Waſſerſucht behaftet ſcheint — durch einige neue Verlagsartikel vergrößert; ſie machten ihm noch viel zu ſchaffen, und es war nothwendig, deßhalb den großen Markt zu beziehen: er hätte ſonſt in den nächſten Tagen eine Reiſe nach Hühnenthal gemacht, und Röschen ſeine Hand angetragen. Hierzu war er feſt entſchloſſen. Er ſehnte ſich, in den Armen eines guten Weibes den Himmel des Eheſtandes zu finden, nachdem ihm eine Unholdin die Hölle deſſelben gezeigt hatte.

Das unſelige Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn! — von deſſen oft bemerkter Wirkſamkeit ſich Madame Frank eine erſprießliche Sinnesänderung ihres Sohnes verſprach — ward an ihm völlig zu Schanden. Seine Liebe zu Luiſen verlor durch die weite Entfernung keinen Grad ihrer Wärme, und würde ſogar noch an Feuer gewonnen haben, wenn ſie nicht ſchon auf dem höchſten Siedpunkt geſtanden hätte. Dennoch war er kein ſo ſüßes Tändelmätzchen, wie mancher Geck, der ſeine Zeit unter lauter Minnegedanken verträumt, und ſich mit nichts als Liebesbriefchen beſchäftigt. Ihn ſpornte ſeine Leidenſchaft zu einer nützlichern Thätigkeit; denn Luiſe war der Preis, den er erringen wollte. Er nahm Lehrer an, die ihn in der Geſchichte, Mathematik, Länderkunde und Kameralwiſſenſchaft unterrichteten. Von allen dieſen Dingen war in der lateiniſchen Schule des Pedanten Trufelius nicht die Rede geweſen.

Die Tage wurden fleißig zum Studieren angewandt, die Abende der Erhohlung geweiht. Antonio führte ſeinen jungen Freund in mancherley Geſellſchaften, um ihn mit dem Thun und Treiben der Menſchen bekannt zu machen. In dieſer

Abſicht ſpeiſeten ſie oft an öffentlichen Tafeln, und beſuchten die vorzüglichſten Kaffeehäuſer. Der junge Landmann ſtaunte hier über manchen alltäglichen Thoren, und ſeine natürliche Freymüthigkeit fühlte den ſtärkſten Drang, ihn ins Angeſicht zu verſpotten. Antonio warnte vor öffentlichen Beleidigungen, und ſie unterblieben. Doch bisweilen konnte ſich der Ritter der Wahrheit durchaus nicht enthalten, mit der vernehmlichſten Bauchſprache irgend einen auf die Umſtände paſſenden Ehrentitel, als: „Windbeutel! — Narr!" — und ſo weiter, auszutheilen. Die behende Zunge des frechſten Aufſchneiders ward in dieſem Augenblick zu Stein; die Geſellſchaft ſah ſich ſtumm und verlegen an. Wilhelm machte es wie die Andern. Kein veränderter Geſichtszug verrieth ihn.

Antonio billigte dieſen Muthwillen nicht; doch fand er ihn minder gefährlich, als des Jünglings ernſte und kühne Sprache über jede ihm zu Ohren kommende ſchlechte Handlung, die in der Hauptſtadt verübt wurde. Ob von einer hohen oder niedern Perſon: das galt ihm gleich. „Hüthen Sie ſich!“ ſprach ſein Freund. „Ein Biedermannswort wird oft ſchärfer geahndet, als eine Schurkenthat!“ — Es half keine Warnung. Sein edler Unwille war nicht zum Schweigen zu bringen.

Auch über die großen Weltbegebenheiten ließ er ſich ſo frey heraus, wie er dachte. Der franzöſiſche Revolutionskrieg war damahls das allgemeine Geſpräch und — das Gift der geſelligen Unterhaltung. Alte deutſche Freunde entzweyten ſich oft auf Lebenszeit über ein Treffen, das in Aegypten vorgefallen war. Stumpfer Blödſinn erklärte frech die ganze franzöſiſche Nation, ohne Ausnahme, für den Abſchaum der Menſchheit, und forderte mit brutaler, fanatiſcher Wuth, daß jeder ehrliche Deutſche in dieſes Eſelsgeſchrey mit einſtimmen ſollte. Der verſtändige Mann, der's nicht that, war verdächtig. Er ward ſogar als ein Verräther des Vaterlandes betrachtet und verabſcheut, wenn er etwa der Klugheit der franzöſiſchen Feldherren und der Tapferkeit ihrer Kriegsſchaaren Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Dieſes Verbrechen beging Wilhelm nicht ſelten, und verwickelte ſich dadurch mehrmahls in heftige Zwiſte.

Da Antonio ſah, daß der junge Hitzkopf in die damahligen öffentlichen Geſellſchaften, wo überall hämiſche Kundſchafter auflauerten, nicht taugte: ſo unterließ er es bald, ihn an dieſe gefährlichen Orte zu führen. Sie blieben nun Abends zu Hauſe, wo ſich gewöhnlich ein Paar gute Freunde des Buchhändlers einfanden, deren Geiſt und Laune die Unterhaltung belebte. Man ſprach meiſtens über literariſche Gegenſtände, und ergötzte ſich bisweilen zur Abwechſelung mit Spielen des Witzes.

Eines Abends hatten ſich Antonio und ſeine Freunde gegen die lange Weile mit Räthſeln gerüſtet. Wilhelm löſ'te ſie nach und nach alle, bis auf das einzige, das hier folgt:

Eine Schaar ungleicher Menſchenkinder
Wohnt in Einem Hauſe, Kopf an Kopf;
Hier ein Fürſt und dort ein Beſenbinder,
Oder ſonſt ein armer, kahler Tropf.

Um ein kleines Häuflein echter Weiſen
Drängen ſich Fantaſten, wie ein Meer.
Viel Bewohner thaten große Reiſen,
Andre ſind, in keinem Sinn, weit her.

Manche ſchwatzen, wie die Fiſchmarkts-
weiber,
Platt und albern in den Tag hinein;

Und

Und ſogar verruchte Straßenräuber
Miſchen ſich in dieſe bunten Reih'n.

Aber ſämmtliche Geſellſchaftsglieder,
So verſchiednen Geiſtes ſie auch ſind,
Leben einig, wie vertraute Brüder,
Und betrüben nicht das kleinſte Kind.

Mächtig herrſcht der Hauswirth unter ihnen,
Und ſie haben Dach und Fach nicht frey:
Alle müſſen Geld dafür verdienen,
Und er will, daß keiner müßig ſey.

Ihr Quartier beſtimmt er nach Behagen,
Und verändert's oft nach ſeinem Plan.
Sind die alten Kleider abgetragen,
Schafft er ihnen neue wieder an.

Sie gehorchen ihm wie Sklavenſeelen,
Und die wildſten Räuber halten ſtill,

Wenn er ſie hervor zieht aus den Höhlen,
Um ſie auszuliefern, wem er will. —

Werther Leſer, Dich herum zu necken,
War mein Räthſel nun genug bemüht.
Kannſt Du mir geſchwind den Ort entdecken,
Wo man jene Menſchenkinder ſieht?

Das konnte Wilhelm nicht. Er verirrte ſich mit vorſchnellen Vermuthungen von Oſten nach Weſten. Man wollte ihn zurecht weiſen. Er verbat es, mit der Verſicherung, daß er das dunkle Haus ohne Führer treffen werde, wenn man ihm bis zum nächſten Abend Zeit laſſe. Die Geſellſchaft ging bald nachher aus einander. Er nahm das Blatt, worauf das Räthſel geſchrieben ſtand, mit in ſein Zimmer.

30.

Die Wecktrommel.

Kaum graute der folgende Tag, als Antonio's Hausthür durch heftige und ungeduldige Schläge erſchüttert wurde. Unwillig, daß man ihn ſo früh aus dem Schlafe trommelte, fluchte der Pförtner, indem er den Riegel zurück ſchob, und nahm ſich vor, den ſtürmiſchen Ruheſtörer weidlich auszuſchelten. Doch das verging ihm, als er die Thür geöffnet hatte, und ein Polizey-Inſpektor mit zwey Gerichtsdienern und der ſchnellen Frage: „Wohnt hier ein gewiſſer Frank?“ — ins Haus trat. Der erſchrockne Pförtner wies ihnen den Weg zu Wilhelms Zimmer, und ſie ſchlugen an ſeiner Thüre die Wecktrommel nicht ſanfter, als vorher auf der Gaſſe.

„Wer da?“ — rief er, aus dem Bette ſpringend — „Zum Henker, habt Geduld!“ — Er fuhr in einen Ueberrock, ſchloß die Thür auf, ſtutzte über den unerwarteten Beſuch, und fragte raſch: „Was wollen Sie?“

„Das werden Sie ſogleich hören;“ antwortete der Eintretende. „Ich bin ein hieſiger Polizey-Inſpektor —“

„Der doch wohl auch wie ein vernünftiger und geſitteter Menſch anklopfen könnte!“ — fiel Wilhelm ein. „Nun, was wollen Sie?“

„Nichts weniger als Sie ſelbſt! — Ich habe Befehl, Sie in Verhaft und Ihre Papiere in Beſchlag zu nehmen.“ —

„Aus welchem Grunde?“ —

„Das wird man Ihnen an einem andern Orte ſagen. Kleiden Sie ſich geſchwind an, geben Sie alles, was Sie von Briefſchaften und andern Schriften haben, gutwillig heraus, und folgen Sie mir!“ —

Durch den Lärm geweckt, trat jetzt Antonio ins Zimmer, bezeigte Verwunderung, daß der junge Mann, der unter ſeinen Augen gelebt, und ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht habe, in Verhaft genommen werden ſolle, und erboth ſich mit ſeinem ganzen Vermögen zur Bürgſchaft für ihn. Dieſe ſchlug der Polizey-Inſpektor aus, ließ ſich Wilhelms Schreibſchrank aufſchließen, und packte ſehr eifrig alles zuſammen, was einem Papier ähnlich ſah. Er fand nichts als einige wiſſenſchaftliche Hefte und jenes Räthſel. Damit nicht zufrieden, nahm er auch einen Bogen weißes Papier — das vollkommenſte Bild der Unſchuld — gefangen. „Es können,“ ſprach er, „die gefährlichſten Dinge mit unſichtbarer, ſympathetiſcher Tinte darauf geſchrieben ſtehn.“ —

Indeſſen kleidete ſich Wilhelm ruhig an. Ein Polizeydiener meldete, daß der beſtellte Miethwagen bereit ſey. Der Arreſtant ſetzte ſich mit ſeinen Wächtern ein. Sie brachten ihn ins Stadtgefängniß.

Ende des erſten Theils.

In der Schüppelſchen Buchhandlung in Berlin, ſind kürzlich folgende Werke erſchienen.

Langbein, A. Fr. E., neue Schriften, 2 Bände mit Kupfern von Fr. Catel, H. Ramberg, Meyer und Jugel. 8. jeder Band 1 Thl. 9 Gr.

— Die Schule der Eleganz, eine Poſſe in 5 Aufzügen; mit einem Kupfer von Fr. Catel und Meyer 8.

— Der Ritter der Wahrheit, 2 Bände mit Kupfern von W. Jury. 8.

Bothe, H. F., Frühlings-Almanach; mit Kupfern von Fr. Catel und Jügel 8. 1 Thl. 10 Gr.

Rambach, F. Dramatiſche Gemälde; mit geſtochenem Titel und Vignette, 8. geheftet 1 Thl. 6 Gr.

— der Nabob oder das Geheimniß, Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— der Triumph des Frohſinns, Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— die Terne oder Künſtlerglück, Nachſpiel in einem Akt. 8. 4 Gr.

Stedmann's Reiſen in Surinam; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 8 illum. Kupfern gr. 8. ſauber gebunden 1 Thlr.

La Peyrouſe Reiſe um die Welt; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 5 illum. Kupfern gr. 8. ſauber gebunden 1 Thlr.

Parks, Mungo, Reiſe in das Innere von Afrika, für die Jugend bearbeitet von Schulz; mit 5 illum. Kupfern und 1 Karte. gr. 8. ſauber gebunden 1 Thl.

Mackartney's Reiſe nach China; nach dem Engliſchen frey bearbeitet für die deutſche Jugend von Hirſchmann. Neue Auflage mit 6 illuminirten Kupfern gr. 8. ſauber gebunden 1 Thlr.

Bourguet, D. Ludw. chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen; fortgesetzt von D. Richter (Verfasser des Werks über die neuern Gegenstände der Chemie.) 5 Bände gr. 8. jeder Band Thl. 8 Gr.

— desselben Werks 6ter und letzter Band. gr. 8.

Willdenow, D. Carol Ludw., Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones plantarum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. I — IV us cum tabulis aeneis XLVIII. coloratis. Fol. maj. Jeder Fascl. 4 Thl 4 Gr.

Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire appartenans à l'empire de Russie; dessinées d'après les originaux en 1797 et 1798 par L. de Waxel, conseiller de cour au service de S. M. J. de toutes les Russies etc. avec 21 planches et une carte. gr. 4. 3 Thl.

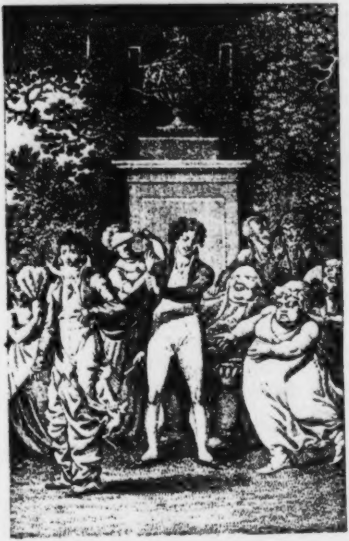
Waxel, L. von, Russ. Kaiserl. Hofrath etc. Sammlung einiger Alterthümer, an den Küsten des schwarzen Meeres innerhalb den Gränzen des Russischen Reichs entdeckt. In den Jahren 1797 und 1798 nach den Orginalen gezeichnet; mit 21 Kupfertafeln und einer Karte gr. 4. 3 Thl.

Schimbach, G. Chr. Fr. Beſchreibung ſeines neu erfundenen Kochpultes, einer ſehr einfachen, Heizſparenden und bequemen Anlage zum Kochen, Braten am Spieße und im Ofen, Kaffeebrennen im Großen zum Verkauf, und im Kleinen für den Hausbedarf; zur Stubenerwärmung ꝛc. mit 2 Kupfern. 4. geheft 12 Gr.

Rebentisch, I. F., prodromus Florae Neomarchicae, secundum systema proprium conscriptus, cum praefatione et dispositione vegetabilium cryptogamicorum a D. C. L. Willdenow. Figuris XX aeneis coloratis adornatus. 8 maj. 2 Thl. 12 Gr.

Klug, D. Fr. monographia Siricum: cum tabulis aeneis VIII. coloratis 4. 3 Thlr. 12 Gr.

Wrede, C. F. Geognoſtiſche Unterſuchungen über die Südbaltiſchen Länder, nebſt einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Waſſerſtandes auf der nördlichen Halbkugel; mit einem Kupf. gr. 8. 16 Gr.



Der

Ritter der Wahrheit

von

A. F. E. Langbein.

Zweyter Band

Berlin,
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der

Ritter der Wahrheit.

Zweyter Theil.

I.

Herr Mückenfänger.

Antonio eilte zum Präſidenten des Kriminalgerichts, um das Verbrechen ſeines Freundes zu erfahren. Die Antwort war: davon laſſe ſich noch nicht ſprechen. Er wiederhohlte ſein Erbiethen der Bürgſchaft. Sie ward verworfen. Er hielt um Erlaubniß an, den Gefangenen zu beſuchen. — Abgeſchlagen! — Er bat um Geſtattung, ihm Bücher und Speiſen zu ſchicken. — Abgeſchlagen! — Kurz, alles, was er für ſeinen Freund thun wollte, fand nicht Statt. Der Präſident verwies ihn zur Geduld, bis der Rath Mückenfänger, dem die Unterſuchung aufgetragen ſey, die gefundenen Papiere geſichtet, den Inkulpaten verhört, und darüber Bericht eingereicht habe.

Wohlgedachter Rath war nicht gewohnt, die Kriminalſachen, die in ſeine Hände fielen, auf die leichte Achſel zu nehmen. Er entzog ſich beynahe vier und zwanzig Stunden lang Eſſen, Trinken und Schlaf, um Wilhelms Skripturen [illegible]leſen, und dem darin verſteckten Hochverrath auf die Spur zu kommen. Das gelang ihm mehr, als ſeinem mitleidigen Herzen lieb war. Er ſeufzte bisweilen laut auf über den unglücklichen Jüngling, der, allem Anſehen nach, einer langwierigen Zuchthausſtrafe nicht entgehen konnte.

Dieſes weiche Gefühl macht dem Herrn

Rath viel Ehre. Dennoch hielt er ſich durch Eid und Pflicht verbunden, bey der oberflächlichen Entdeckung wichtiger Staatsverbrechen nicht ſtehen zu bleiben, ſondern die geheimſte Tiefe der Sache mit dem Senkbley ſeines Scharfſinns zu erforſchen, wenn auch der Maleſikant dadurch um eine Spanne kürzer werden ſollte. In den angeblichen mathematiſchen Heften ſchienen noch gräßliche Dinge verborgen zu ſeyn. Die vielen darin verſtreuten Zahlen waren höchſt wahrſcheinlich eine maskirte Zifferſchrift; der Herr Rath verſtand nur nicht die Kunſt, ſie zu enträthſeln. Er verfügte ſich deßhalb zu dem bey der landesfürſtlichen geheimen Kanzley angeſtellten Dechiffreur, und bat um Entzifferung der verdächtigen Charaktere. Der Dechiffreur durchblätterte flüchtig das Heft, und verſicherte lächelnd, daß in dieſen ſchuldloſen geometriſchen Berechnungen keine Gefahr für den Staat vorhanden ſey. Herr Mückenfänger war mit der ſchnellen Entſcheidung ſeines Orakels, die ihn voreilig und unbedachtſam dünkte, nicht ganz zufrieden; doch auf der andern Seite fiel ihm ein Stein vom Herzen, da er ſeiner Amtspflicht ein Genüge gethan und ſich doch die Schuldbürde des Gefangenen nicht vergrößert hatte.

So bald der Herr Rath mit dieſer Beruhigung wieder nach Hauſe kam, ward der weiße Bogen vorgenommen, und mit allen erdenklichen Foltern gemartert, um das Bekenntniß einer geheimen Verrätherey von ihm zu erpreſſen. Er machte ſich durch das Zeichen, das er in der Papiermühle erhalten hatte, ſehr verdächtig. Es ſollte vermuthlich eine Krone oder einen Churhut vorſtellen, ſah aber einer Freyheitskappe ſo ähnlich, als ein Waſſertropfen dem andern. Das bewog den Inquirenten zur ſtrengſten Unterſuchung. Er hielt den Bogen gegen die Sonne; er ließ die Fenſter des Zimmers verhängen, und ſechs Wachskerzen anzünden: doch auf keine Art wollte ſich ein Buchſtäbchen zeigen. Nun ward ein Gelehrter, der ſich mit Chemie, Phyſik und allen damit verwandten Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigte, zu Hülfe gerufen. Er machte viele Experimente, die jedoch ebenfalls nichts entſchieden. Weder Feuer noch andere Auflöſungsmittel konnten den redlichen Bogen Papier eines Antheils an Verſchwörungen überführen. Er war gerechtfertigt, aber leider — wie mancher unſchuldig angeklagte Biedermann — dabey zu Grunde gegangen.

Indeſſen nahm ſich Wilhelm in ſeinem Stübchen mit eiſernen Vorhängen keine Sorge zu Herzen, und hatte ſogar den Leichtſinn, an nichts als an ſein Mädchen zu denken.

2.

Die Gerichtsſtube.

Am folgenden Tage war Verhör. Herr Mückenfänger ſaß ſo ſteif, ſo ernſt und ſo majeſtätiſch auf ſeinem breiten Seſſel, wie ein ſteinerner Jupiter, und man kannte den ganzen Mann, wenn man nur ſeine langen, zierlich gefältelten Manſchetten ſah, die wirkliche Pranghabern waren, wie man jenes franzöſiſche Wort hier und da im Scherze zu dolmetſchen pflegt. Auch die endloſen bedächtigen Weitſchweifigkeiten, mit welchen er eine Priſe Tabak aus ſeiner goldnen Doſe nahm, hatten viel Charakteriſtiſches.

An einem Nebentiſche lauſchte ein Gerichtsſchreiber, mit der eingetauchten Feder in der Hand.

Nach vorläufiger Ermahnung, die Wahrheit zu geſtehen, und ſich durch hartnäckiges Läugnen die Unterſuchung und Strafe nicht zu erſchweren, legte der Inquiſitor dem Gefangenen das hiſtoriſche Heft zur Anerkennung ſeiner Handſchrift vor, und that dann die verfänglichen Fragen: „Warum handelt dieſe Schreiberey gerade von der römiſchen Republik? — Hat man ſich nicht deßhalb mit dem Weſen einer republikaniſchen Staatsverfaſſung bekannt gemacht, um bey irgend einer im Werke ſeyenden Revolution eine Rolle zu ſpielen?“ —

Wilhelm lehnte dieſe Beſchuldigung lächelnd von ſich ab. Der Aktuar ſchrieb ſeine Antwort nieder, und der Richter befahl ausdrücklich, im Protokoll zu bemerken, daß Inkulpat bey ſeiner Ausſage ein wenig gelächelt habe.

Hierauf legte er ihm ein anderes Lektionsheft vor, und fragte ſehr nachdrücklich: „Warum behandeln dieſe ſtatiſtiſchen Blätter gerade den natürlichen und politiſchen Zuſtand unſers glücklichen Staates?“ —

Antwort: „Ich wollte mein Vaterland kennen lernen, ehe ich mich um andere Länder bekümmerte.“ —

„Alſo das Vaterland wollte man kennen lernen?“ — fiel der Rath ſpöttiſch ein. „Nicht wahr, um ſeine Kräfte und ſeine Schwächen einer fremden eiferſüchtigen Macht zu verrathen?“ —

„Verrathen?“ — rief Wilhelm heftig. „Ich verbitte mir, mein Herr, dieß beleidigende Wort, ſo lange Sie keine ſtärkein Beweiſe gegen mich haben. Die fremde eiferſüchtige Macht, von der Sie ſprechen, müßte wohl aus lauter unwiſſenden Dummköpfen beſtehen, wenn ſie ſich wegen bekannter Dinge, die aus gedruckten Werken zu erfahren ſind, um Spione bemühen wollte." — Er gab hierauf den Titel eines Buches an, aus welchem ſeine ſtatiſtiſchen Nachrichten, um ſie dem Gedächtniß beſſer einzuprägen, Wort für Wort abgeſchrieben waren.

Der Herr Rath bedeutete ihn, ſich ungebührlicher Ausdrücke vor Gericht zu enthalten. Uebrigens ſchämte er ſich ein wenig, und verlor ganz den Muth, wegen der geometriſchen Zifferſchrift eine Frage zu thun.

„Was wird man aber hierauf antworten können?" — fuhr er fort, und hob ein Blättchen Papier, auf welchem das Räthſel (deſſen ſich der Leſer aus dem vorletzten Kapitel des erſten Theils erinnern wird) geſchrieben war, triumphirend empor. — „Hier, hier lauert eine giftige Schlange unter poetiſchen Blumen!“ —

„Das iſt möglich!“ entgegnete Wilhelm mit ironiſcher Kälte. „Ich kann gar nicht dafür ſtehen: denn dieſe Verſe ſind ein mir aufgegebenes Räthſel, deſſen Löſung mir noch nicht gelungen iſt.“

„Welche liſtige Ausflucht!“ rief der Rath. „Wer gab dieß ſo genannte Räthſel auf?“

„Mein Hauswirth, der Buchhändler Antonio.“

„Schreiben Sie, Herr Aktuar: der Buchhändler Antonio! — Wir werden ein ernſthaftes Wort mit ihm darüber ſprechen. Doch zur Auflöſung dieſes angeblichen Räthſels bedürfen wir ſeiner nicht. Ich errieth es, ſo bald ich nur den erſten Reimſatz geleſen hatte.“ —

„In der That? — Sie machen mich äußerſt neugierig!“

„Man ſtelle ſich doch nicht ſo fremd! — Dieſe Verſe, die durch des Henkers Hand verbrannt zu werden verdienten, ſind nichts, offenbar nichts, als ein ſchändliches Loblied auf die unſelige Freyheit und Gleichheit, die aus Frankreich ausging, wie ein brüllender Löwe, um die Zucht und Ordnung der ganzen Welt zu verſchlingen.“ —

„Ich erſtaune; doch ich wage nicht, Ihnen zu widerſprechen, weil ich, wie geſagt, das Gedicht nicht verſtehe.“ —

„Nichts kann deutlicher ſeyn! Der Fürſt und der Beſenbinder, die beyſammen wohnen — die Fiſchmarktsweiber und die Räuber — die vertraute Brüderſchaft ſämmtlicher Geſellſchaftsglieder, und ſo weiter: — das alles deutet auf den Höllenplan, die verſchiedenen Stände der

Menſchen, wie Kraut und Rüben, durcheinander zu miſchen. — Freylich ſcheint die zweyte Hälfte der Reimſätze von der monarchiſchen Regierungsform zu handeln: dadurch läßt ſich aber ein kluger Mann nicht täuſchen. Das ſind Irrlichter, die vom Wege der Unterſuchung ableiten und dem Schandliede ein unſchuldiges Anſehen geben ſollen.“ —

„Ich bewundere Ihren Scharfſinn. Weiter kann ich nichts dazu ſagen. Herr Antonio wird der beſte Ausleger ſeiner eigenen Worte ſeyn.“

„Wir werden ihn zur Rechenſchaft ziehn. Indeſſen hat man ſich noch gegen andere Denunciationspunkte zu verantworten. Man iſt, wie von guter Hand in Erfahrung gebracht ward, ein fleißiger Lobredner der franzöſiſchen Nation, und ſpricht oft mit einer gewiſſen Begeiſterung von den Thaten ihrer Generale.“ —

„Die Begeiſterung abgerechnet, geſteh' ich das zu. Ich lobe, was zu loben iſt. Wer kann mir das zum Verbrechen machen? Die Franzoſen ſind tapfer, das fühlte halb Europa, und alle Zeitungen ſchreiben davon: warum ſoll denn ich über weltbekannte Dinge nicht ſprechen dürfen?“ —

„Aber der Jubel, die Schadenfreude bey den unglücklichen Feldzügen der Deutſchen!“ —

„Wer kann mir ſolche unnatürliche und widerſinnige Aeußerungen beweiſen?“ —

„Sie bedürfen keines Beweiſes; ſie ſind von dem Lobe der franzöſiſchen Tapferkeit unzertrennlich.“ —

„Ein falſcher Schluß! Man bewundert die furchtbare Majeſtät eines Gewitters, aber man freut ſich nicht über die Zerſtörungen, die es anrichtet.“ —

„Dieſes Bilderſpiel gehört nicht in die Gerichtsſtube.“ —

„Aber auch Verläumder ſollten hier nicht gehört werden. Dafür erklär' ich meine Ankläger. Kein ehrlicher Mann kann als Zeuge gegen mich auftreten.“ —

„Das wird ſich ausweiſen. So viel iſt entſchieden, daß Inkulpat ſeine Zunge nicht zähmt, ſondern über alles, was nah und fern geſchieht, die frechſten Urtheile fällt, und ſogar vornehme Standesperſonen hieſigen Orts mit ſeiner Kritik nicht verſchont. Was hat man, zum Beyſpiel, vom Grafen X** geſagt?“ —

„Meinen Sie den, der ſeinen kranken Kutſcher aus dem Hauſe werfen ließ, und mit eigner Hand einen Bedienten halb todt prügelte, weil er jenen barbariſchen Befehl nicht vollziehen wollte?“ —

„Was geht das uns an?“ —

„Ich bin ein Menſch, und verabſcheue jeden,

jeden, der die Menſchheit mit Füßen tritt. Das that der Graf; die Sache iſt erwieſen. - Drum nannt' ich ihn einen Unmenſchen, und wiederhohle dieß hier vor Gericht." —

„Man ſchweige!" rief der Rath, und ſchloß das Verhör.

3.

Der Schlüſſel.

Zur nächſten Gerichtsſitzung ward Antonio vorgeladen. Er erſchien, und bekannte ſich als Verfaſſer des Räthſels.

„Aber, mein Himmel!" — ſeufzte der Kriminalrichter — „wie kann ein verſtändiger Mann von geſetzten Jahren, ein angeſeſſener Bürger der Haupt- und Reſidenzſtadt — wie kann ſich der vom leidigen Freyheits- und Gleichheitsſchwindel ergreifen laſſen?“ —

Mit Verwunderung horchend, glaubte Antonio, der Prieſter der Gerechtigkeit träume bey offnen Augen. Er verſicherte, daß er dieſe Vorhaltung nicht verſtehe, und nun überraſchte ihn Herr Mückenfänger mit derſelben Auflöſung des Räthſels, die er ſchon Wilhelmen mitgetheilt hatte.

„Der Herr Rath ſcherzen wohl nur?“ ſprach Antonio, und that ſich Gewalt an, nicht laut zu lachen.

„Ich? — ſcherzen?“ — entgegnete der Inquiſitor. „Das iſt eben nicht meine Sache; am wenigſten in der Gerichtsſtube.“ —

„So muß ich geſtehn,“ verſetzte der Buchhändler, „daß Sie mein unſchuldiges Räthſel durchaus mißverſtanden haben. Das Haus, wo die verſchiedenen

Menſchenkinder, von denen es ſpricht, beyſammen wohnen, iſt — eine Leihbibliothek.“ —

„Pah!“ ſagte der Rath, und riß die Augen weit auf — „Sie wollen mich zum Beſten haben! Es iſt ja nicht von Büchern, es iſt von Menſchen die Rede!“

„Nicht von Menſchen — nur von Menſchenkindern! Alle Bücher ſind Kinder des menſchlichen Geiſtes, und an Werth und Gehalt ſo verſchieden als ihre Väter. Die Fürſten, deren mein Räthſel erwähnt, ſind die Werke großer, genialiſcher Originalköpfe; die Beſenbinder — nun, das ſind in Summa alle Schofelſchriften, zu welchen kein Kopf gehört; nahmentlich: die Unzahl der elenden Romane, die Banditen- und Räubergeſchichten, und beſonders die Anekdotenſammlungen, die Bettelmönche der Literatur. —

Der monarchiſche Hauswirth iſt der Bücherverleiher.“ —

Herr Mückenfänger ward roth, legte den Kopf in die hohle Hand, ſtützte ihn auf den Elbogen, und las in dieſer ſinnenden Stellung das Räthſel einige Mahl ſchweigend durch. So fand er endlich, daß der Schlüſſel, den man ihm gab, der rechte war. Er entließ, wie auf den Mund geſchlagen, mit einem ſtummen Winke den Buchhändler.

Zur förmlichen Berichtserſtattung kam es nicht. Der Präſident durchlas, nach beendigtem Verhör, das Protokoll, und entſchied ſogleich, daß die Unterſuchung niedergeſchlagen und Wilhelm augenblicklich auf freyen Fuß geſtellt werden ſolle. „Man macht ſich,“ ſprach er, „mit ſolchen Inquiſitionen nur lächerlich. Dafür büße der Denunciant, und bezahle zur

Strafe ſeiner grundloſen Anklage die Gerichtskoſten!" —

Dieſe Staupe traf, wie recht und billig, den alten Herrn von Schierling, der Wilhelmen, um die von ihm beleidigten Hunde zu rächen, an allen öffentlichen Orten mit Kundſchaftern verfolgt, und ihn, nach einigen von ihm aufgeſchnappten unbedachtſamen Reden, als einen gefährlichen Revolutionsſchwärmer beym Kriminalgericht angeſchwärzt hatte. Der Präſident ſchrieb ihm, nach Leſung des Protokolls, im höchſten Unwillen ein Billet, nannte ihn darin einen Don Quixotte, der Windmühlen für Rieſen anſehe, und bedeutete ihn, die verurſachten Koſten ſofort zu entrichten, wenn er ſich nicht unangenehmen Zwangsmitteln und einer Genugthuungsklage von Seiten des unſchuldig Verhafteten ausſetzen wolle. Herr von Schierling biß vor Verdruß die Zähne zuſammen, bezahlte jedoch auf der Stelle das anſehnliche Laus-Deo, das ihm ein Aufwärter des Kriminalgerichts überbrachte. Seine Hündlein ſtanden um ihn her, indem er das Geld aufzählte. „Seht,“ ſprach er, als der Bothe wieder aus dem Zimmer war: „ſeht, ihr kleinen Närrchen, das thu' ich für euch!“ —

So endigte ſich dieſe Angeberey, die ein treues Gemählde aufſtellt, wie leicht es damahls in manchen Ländern einem boßhaften Menſchen ward, unter der Larve der Vaterlandsliebe ſein Müthchen zu kühlen. Wohl jedem biedern Deutſchen, daß dieſe häkeligen Zeiten vorbey ſind! —

Wilhelm erhielt, als man ihn in Freyheit ſetzte, alle ſeine Papiere zurück, und eilte vergnügt in ſeine Wohnung, wo er Briefe aus Hühnenthal fand, die eben mit der Poſt eingelaufen waren.

4.

Die Dichterin.

Wenn ein junger Burſch von ſeiner Mutter und ſeinem Mädchen zugleich Briefe bekommt, ſo iſt Tauſend gegen eins zu wetten, daß er das Siegel der Liebe zuerſt erbricht. Auch Wilhelm machte von dieſer Regel keine Ausnahme; wir aber wollen in der Erzählung des Inhalts der Briefe dem mütterlichen Schreiben den Rang laſſen.

Madame Frank ſchalt weidlich, daß Wilhelm mit Amorn zu Falle gekommen war, und ſich dadurch der Geheimen Räthin übel empfohlen hatte. Sie hielt, wie ihre Jugendfreundin, jenes Unglück für eine böſe Vorbedeutung, und ermahnte dringend, den mächtigen Gott durch Reue und Leid zu verſöhnen, und ihn nicht aufs neue durch Kaltſinn zu erzürnen, wenn er ihm etwa aus den Augen des Fräuleins Alfanz gefallig zulächeln ſollte. „Iſt Dir“ — ſchrieb ſie weiter — „Luiſens und ihrer Aeltern Wohl und Wehe nicht gleichgültig, ſo gib ja alle Liebesgedanken an dieſes Mädchen auf, und lege Deinen kindlichen Gehorſam gegen uns durch einen baldigen Herzensverein mit gedachtem Fräulein an den Tag: denn Dein Vater iſt auf die Wigandſche Familie ſehr aufgebracht, hat mit dem Alten ſeit Deiner Abreiſe kein Wort wieder geſprochen, und ich befürchte ſchlimme Auftritte, wenn Du fortfahren ſollteſt, dieſer Leute wegen unſern Wünſchen und Entwürfen entgegen zu handeln.“ — Am Schluß befahl ſie, einen an die Geheime Räthin beygelegten Brief perſönlich zu übergeben, und ermahnte dabey, das Haus derſelben fleißig zu beſuchen, ſeiner unartigen Freymüthigkeit aber Zaum und Gebiß anzulegen, und beſonders die gute Dame nicht zu verſpotten, wenn ſie auf ihrem griechiſchen Steckenpferde vor ſeinen Augen herum galoppire.

Luiſens Briefchen war ein Erguß natürlicher Zärtlichkeit, von einigen Strophen begleitet, die wir zur Probe, wie weit es das liebende Mädchen, ohne den von ihrem vormahligen Lehrer ſo ſehr empfohlenen poetiſchen Trichter, in der Dichtkunſt gebracht hatte, hier mittheilen wollen.

Das Herz iſt mir ſo enge,
So enge mir das Haus!
O trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mir war mein kleines Dörfchen
Ein Paradies zuvor;
Nun möcht' ich von ihm ſcheiden,
Denn ſeine ſtillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reitzlos dünkt mich alles,
Was ich gern hört' und ſah!
Die Lerche ſingt mir heiſer,
Und wie verdorrte Reiſer
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Wilhelm, zog zur Stadt,
Die goldene Palläſte,
Die königliche Feſte
Und zarte Schönen hat.

Ach, ob er wohl das Mädchen
Der Hütte dort vergaß,
Das jenen Wonnequellen
Nichts kann entgegen ſtellen,
Als Liebe ſonder Maß? —

Wilhelm küßte das Liedchen, und zeigte es seinem Freunde.

„Recht artig!“ — sprach Antonio: „Um vieles beſſer als manche Verſe, die von hochberühmten Dichtern gemacht und von ihren Schmeichlern und tauſend nachplaudernden Papchen mit wahrer Lobwuth geprieſen werden. Wer es in Deutſchland dahin gebracht hat, daß er für den Hahn im poetiſchen Korbe gilt, der darf allenfalls nur ein paar Wörtchen im Schlafe lallen, ſo iſt flugs ein dienſtfertiger Herold bey der Hand, der ſie als einen Götterſpruch ausruft, und ein großes Gefolge von Knaben hinter ſich hat, die beyfällig jauchzen und jubeln und in die Hände klatſchen. Ein ſolcher Ruhmſchreyer und Tonangeber gemahnt mich wie ein Leithammel, dem die ganze einfältige Heerde durch Dick und Dünn nachzottelt, wenn er mit ſeiner helltönenden Halsglocke voran geht. — Ey, meinetwegen möchte dieß Lob- und Ehrengetümmel noch größer ſeyn, wenn's der Gegenſtand nur immer verdiente! Aber man betrachte doch manches vergötterte Werk und Werklein in der Nähe! Was iſt's weiter, als ein gemeiner böhmiſcher Kieſel, der blindlings für einen koſtbaren Diamanten anerkannt wird, weil ihn ein Reicher am Finger trägt? — Ein Anderer hingegen, der nicht im Rufe des Reichthums ſteht, kann die echteſten Diamanten beſitzen und zeigen, ſie werden doch für Kieſel angeſehn und verachtet. — Dieſe kindiſche Verblendung, dieſe ſklaviſche Partheylichkeit, die bey keiner Nation ſo weit als in Deutſchland getrieben wird, erinnert mich manchmahl an das Geſchichtchen von den beyden Seifenſiedern, das Ihnen, lieber Frank, wahrſcheinlich bekannt iſt." —

„Kein Wort weiß ich davon;" ſprach

Wilhelm, der bey der Anrede wie aus einem Traum erwachte. Er hatte von des Buchhändlers Gloſſen wenig gehört; ſein abweſender Geiſt beſuchte Luiſen.

„In einer niederſächſiſchen Stadt“ — fuhr Antonio, Trotz der Unachtſamkeit ſeines Zuhörers, fort — „wohnten vor alten Zeiten zwey Seifenſieder einander gegen über. Der eine war ein gemächlicher Großthuer, der andere ein beſcheidener, fleißiger Mann. Jener dünkte ſich zu vornehm, ſein Geſchäft mit Anſtrengung zu treiben. Er ſchleuderte die Waare nur nachläſſig hin, ließ jedoch über ſeiner Hausthür eine ungeheure Tafel befeſtigen, worauf mit ellenlangen goldnen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Hier iſt die beſte Seife zu haben. — Die halbe Stadt kam gelaufen, begaffte die glänzende Inſchrift, drängte ſich ins Haus, kaufte hitzig den ganzen Vorrath, und ſchlug ſich darum.

So ging's nun alle Tage. Die Seife war herzlich ſchlecht; doch der blinde Glaube an ihre Vortrefflichkeit that Wunder. Wer ſo unglücklich war, keine zu bekommen, der wuſch ſich und ſeine Wäſche lieber nicht, als daß er in einen andern Laden gegangen wäre. Der ehrliche Mann gegen über ſott Seife, die zehn Mahl beſſer war als jene beſte: aber was half's? Er hatte dennoch keine Kunden, ſaß einſam und betrübt an ſeinem Fenſter, und ſah mit weinenden Augen dem Spectakel zu. In Gefahr zu verhungern, hängte er endlich auch über ſeiner Thür ein kleines Täflein aus, auf welchem man die Worte las:

Help Gott mit Gnaden!
Hier wird ok Sepe geſaden.

Ob ihn dieſer Nothſchuß vom Untergange gerettet hat, weiß ich nicht; der naive Reim ward aber in der Folge zum

Sprichwort, und wär' ein paſſendes Motto für die Werke vieler achtungswerthen Schriftſteller, denen man kalt begegnet und nie Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil ſie ſich, vom Hochdünkel entfernt, keinen vornehmen Ton anmaßen, weder Herolde beſolden noch Leithämmel füttern, und überhaupt alle unrechtliche Schleifwege zum Ruhm verachten. — Ein gemeiner Soldat, ſagt Wieland,*) der bloß durch Talente und Verdienſte bis zum Feldmarſchall empor ſtiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftſteller, der — ohne von einer Clique zu ſeyn, ohne ſeinen Ruhm den dermahligen Potentaten der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftſtellerchen in ſeine Klientel genommen und ſich in ihnen einen rüſtigen, immer ſchlagfertigen Anhang gemacht zu haben, — bloß durch eigenes Verdienſt zum ruhigen Beſitz eines unangefochtenen Eigenthums von Ruhm und Anſehen unter ſeinen Zeitgenoſſen gelangte, — ein ſolcher Autor, ſagt er, wäre eine noch viel größere Seltenheit. — Ohne jene Hülfsmittel erwartet den trefflichſten Schriftſteller das Schickſal, in geheim mit Vergnügen geleſen, ins Angeſicht mit Lob überſchüttet, und öffentlich bey jeder Gelegenheit mit kritiſchem Achſelzucken oder, wenn's am beſten geht, mit Stillſchweigen beehrt zu werden.“ — —

---

*) Im Sendſchreiben an einen jungen Dichter, das ſich im vier und zwanzigſten Bande ſeiner ſämmtlichen Werke befindet.

Antonio gloſſirte noch weiter; es iſt aber die höchſte Zeit, ihm den Mund und dieſes Kapitel zu ſchließen: ſonſt ſchließen die Leſer, die nur Geſchichte und nichts als Geſchichte verlangen, das ganze Buch. Sie haben vielleicht ohne

dieß

dieß ſchon in der Gerichtsſtube lange Weile gehabt.

5.

Die Excellenzen.

Aus Gehorſam gegen ſeine Mutter entſchloß ſich Wilhelm, wiewohl ſehr ungern, den griechiſchen Pallaſt wieder zu betreten, und der Geheimen Räthin das an ſie gerichtete Schreiben zu übergeben. Indem er ſich zu dieſer Viſite aufkleidet, gewinnen wir Zeit, den Leſer mit den beyden ſogenannten Excellenzen näher bekannt zu machen.

Die gnädige Frau ſtammte aus einer ahnenreichen, aber geldarmen Familie.

Ihre Aeltern ſtarben früh, und hinterließen ihr, ungeachtet ſie das einzige Kind war, nur eine Kleinigkeit von einigen hundert Thalern. Sie lebte nun als Waiſe bis in ihr fünf und zwanzigſtes Jahr bey einer Tante, und ſah ſich nach allen Himmelsgegenden um, ob nicht irgendwo ein Bräutigam herkommen wollte. Aber es erſchien keiner; denn ſie war (wie wir ſchon an einem andern Orte erwähnten) nicht reitzend gebildet.

Da ihr das Gnadenbrod der grämlichen Tante nach und nach unverdaulich ward, ſo faßte ſie den Entſchluß, auf ihre eigene Hand zu leben. Ein kühnes Wagſtück, wenn man kaum fünfhundert Thaler beherrſcht, und zum Arbeiten weder Luſt noch Geſchick hat! Doch ſie wußte ſich zu helfen. Sie zerſtückelte ihr Kapital in Kapitälchen, und lieh ſie auf Pfänder aus. Nur der landübliche ſchmale

Zinsfuß gefiel ihr nicht; ſie machte ſich einen breitern, auf dem ſich's bequemer ſtand.

Ihr Lombard kam bald in Ruf. Es ſtrömten allerley Menſchen herzu, und ſie lernte darunter einen und den andern Gelehrten kennen, der ihr ſeine große Modeuhr, die ihm beſchwerlich fiel, aufzuheben gab. Aus Liebe zu den Wiſſenſchaften behandelte ſie die Freunde der Muſen ſehr chriſtlich, und nahm von ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig pro Cent. Ungelehrte mußten wenigſtens noch ein Mahl ſo viel zinſen. Sie trieb ihre Güte gegen Schriftſteller, die in Geldverlegenheiten Hülfe bey ihr ſuchten, ſo weit, daß ſie ihnen kleine Summen auf Manuſkripte vorſchoß, wenn ſich ein ſolider Buchhändler durch Hand und Siegel verbindlich machte, die verpfändete Juwele in Verlag zu nehmen, das darauf haftende Darlehn vom Ehrenſolde abzuziehn, und zur Leihbank zu zahlen. Da kein anderer Wucherer auf ſolche papierne Kleinode einen rothen Heller verlieh, ſo war die Zuflucht zu ihr ein Nothanker, deſſen ſich unbemittelte Skribenten ſehr oft bedienten. Sie hatte daher immer viel geiſtige Schätze unter Schloß und Riegel, und las dieſe Pfänder in müßigen Stunden. Indem ſo ihr Kopf den Theil der Zinſen einſtrich, den ihre Hand erließ, keimte der griechiſche Geſchmack in ihr auf. Deſſen ungeachtet war es ihr lieber, wenn andere Kundleute, die mit den Muſen keinen Verkehr hatten, bey ihr einſprachen. Von ſolchen Melkkühen zog ſie mehr Nutzen; und als ihr Leihhaus ſieben oder acht Jahre beſtanden hatte, war das kleine Kapital, mit dem ſie anfing, zu einer runden Summe von zehntauſend Thalern gewachſen.

In dieſem Zeitpunkte machte ſie die Bekanntſchaft ihres gegenwärtigen Gemahls. Bey welcher Gelegenheit dieß geſchah, wiſſen wir nicht; nur ſo viel iſt ſicher, daß er kein Manuſkript bey ihr verſetzte: denn er war ſeines Zeichens — ein Fleiſcher, und es fiel ihm nicht ein, Würſte und Verſe zugleich zu machen, wie der ſogenannte Naturdichter Hiller Taubenneſter und poetiſche Kränze flocht. Meiſter Alfanz war wenig klüger, als die gehörnten Thiere, die er zur Schlachtbank führte. Doch hatte er damahls, als er ſeine nachherige Gemahlin kennen lernte, ſeine Hände ſchon lange nicht mehr mit Blut befleckt, ſondern war ein angeſehener Kriegskommiſſar, der ſich durch Ochſenlieferungen zu verſchiedenen im Felde ſtehenden Armeen ein großes Vermögen erworben hatte.

Die Frau Kriegskommiſſarin (deren Brautſtand wir überſpringen) ſetzte noch einige Jahre nach ihrer Vermählung das ſegenreiche Pfandgeſchäft fort, und trieb es nun, vom ergiebigen Gewinn des Ochſenhandels unterſtützt, ſehr ins Große. Endlich aber fand das ſteinreiche Paar nicht länger nöthig, ſich mit ſeinen edlen Gewerben zu befaſſen. Das Leihhaus ward geſchloſſen, und der Herr Kriegskommiſſar lieferte keine Klaue mehr in die Feldläger. Seine ehrſüchtige Gemahlin beſtand darauf, daß er ſich einen Adelsbrief und den Finanzraths-Titel verſchaffen mußte. Beydes erhielt er für Geld und gute Worte, und ſpielte nun auf die lächerlichſte Weiſe den großen Herrn. Er, der vor Zeiten, eines Kalbes oder Hammels wegen, manchen mühſeligen Fleiſchergang nach weit entlegenen Dörfern gethan hatte, ward jetzt mit Einem Mahle ſo bequem, daß er ſich bisweilen aus einem Zimmer ins andere von Heyducken tragen ließ.

Im Ganzen aber wollte ihm die Rolle eines vornehmen Mannes nicht glücken. Meiſter Alfanz beſaß ihn wie ein böſer Geiſt, und ließ ſich nicht austreiben. Der Herr Finanzrath wußte von nichts, als vom Viehhandel zu reden, und ſprach für ſein Leben gern davon. Seine Gemahlin wandelte oft eine Ohnmacht an, wenn er in Geſellſchaften ſein Lieblingsthema auf die Bahn brachte. Sie unterſagte es ihm tauſend Mahl; er gelobte Beſſerung, und beging doch bey der nächſten Gelegenheit die alte Sünde von neuem. Nun erfolgte der ſtrenge Befehl, ſich aller Einmiſchung in Geſpräche mit feinen Leuten zu enthalten, und ihre Anreden nur mit Ja oder Nein zu beantworten. Sie lehrte ihn ſogar den Ton, mit welchem er dieſe Wörtlein ausſprechen ſollte, und er piepte ſie, nach ihrer Vorſchrift, wie ein junges Hühnchen hervor, ungeachtet ihn die

Natur mit einer rauhen und gewaltigen Stimme begabt hatte.

So leckte die geſchmackvolle Dame fleißig an ihrem Ehebären; aber zu alt, um ſein Weſen zu ändern, hing er feſt an ſeinen eingewurzelten Gewohnheiten, kleidete ſich am liebſten in die braune Leibfarbe der Fleiſcher, und eine Heerde pohlniſcher oder ungariſcher Ochſen war ihm das angenehmſte Schauſpiel. Zwiſchen ſie und die meiſterhafteſten Kunſtwerke des Alterthums in die Mitte geſtellt, hätte er gewiß ſeine Augen auf jene geheftet, und dieſe keines Blickes gewürdigt.

Im Hintergebäude des griechiſchen Pallaſtes hatte ihm ſeine Gemahlin ein eignes Stübchen eingeräumt, wo er ganz nach ſeiner Laune, wie ein ehrlicher Bürger und Meiſter, leben durfte. Da ſaß er denn Tage lang in einem braunen Ueberrocke, ſchmauchte Tabak, und ſtudierte den

Kalender, worin ihm hauptſächlich die Viehmärkte wichtig waren, von denen er die Zeiten, wenn ſie in den Städten und Flecken des ganzen Landes gehalten wurden, am Schnürchen herzuſagen wußte. Er nahm noch als Geheimer Rath ſo warmen Antheil daran, daß er es allezeit in ſeinem Kalender ſorgfältig anmerkte, wenn er in den Zeitungen fand, daß eine ſolche Meſſe, wegen entſtandener Viehſeuche, eingeſtellt oder von dem ihr beſtimmten Tage auf einen andern verlegt worden war.

6.

Die attiſche Biene.

Die Ehe unſers hochadeligen Paares war mit einem einzigen Kinde, mit einer Tochter, geſegnet. Als ſie das Licht erblickte, entſpann ſich zwiſchen den Aeltern ein Streit über den Nahmen, den man ihr beylegen wollte. Der Vater verlangte, ſie ſolle Roſine oder Margarethe heißen; die Mutter entſetzte ſich über dieſen gemeinen Einfall, ſchlug den griechiſchen Nahmen Aſpaſia vor, und drang, nach einem heftigen Wortwechſel, mit ihrem Willen durch. Doch beynahe hätte ihr der Geiſtliche, der die Haustaufe verrichtete, den Sieg wieder aus den Händen gewunden. Er, ein alter Rechtgläubiger, der erſt kurz zuvor vom Lande in die Stadt verſetzt worden war, ſchüttelte bedenklich ſein Haupt, als man ihm ſagte, daß der Täufling Aspaſia genannt werden ſolle. „Ein heidniſcher Nahme!“ ſprach er verlegen. „Hätten Dieſelben nicht unmaßgeblich einen chriſtlichen in Bereitſchaft?“ — Der Kindtaufvater rief ſchnell und freudig: „Roſine!“ — Aber ſchon hatte die Wöchnerin den Geiſtlichen an ihr Prunkbett gewinkt, ihm die Hand gedrückt, und ihm ein paar Wörtchen ins Ohr geraunt, die ſeine Grillen über den heidniſchen Gräuel, den er ins Kirchenbuch eintragen ſollte, plötzlich zerſtreuten. Er trat wohlgemuth an den Tauftiſch, ſprach laut und mit ſichtbarem Wohlgefallen den Nahmen Aspaſia aus, und vertraute nachher einem Freunde, daß die Frau Wöchnerin ſeinen Scrupel durch handgreiflich wichtige Gründe gehoben habe.

Fräulein Aspaſia war damahls, als Wilhelm ſie kennen lernte, ſiebzehn Jahre alt, und hielt ſich, mit dem Dichter Bürger zu reden, für die Kaiſerin der Schönen. Häßlich war ſie freylich nicht; ſie zeichnete ſich durch einen vortrefflichen Wuchs und feine, regelmäßige Geſichtszüge vor den meiſten ihrer vermeinten Unterthaninnen aus: doch fehlte noch viel zur Kaiſerin, und ihr frecher Stolz, der über alles verächtlich die Naſe rümpfte, machte ſie ſogar zu einem widrigen Geſchöpfe. Sie war die griechiſche Modepuppe der Reſidenz, kleidete ſich wie eine öffentliche Hetäre, und legte das Engelsgewand der Schamhaftigkeit völlig ab. Die weibliche Sittlichkeit der Hauptſtadt bekam durch ihr wildes Beyſpiel einen merklichen Stoß. Alle Mädchen ihres Standes und Alters waren darauf erpicht, ſie zum Muſter zu nehmen, und die Lorbern des Sieges über

Männerherzen mit ihr zu theilen: denn es ließ ſich nicht läugnen, daß die griechiſche Tracht ihrer ſchlanken Geſtalt ſehr günſtig war, und ſie in das vortheilhafteſte Licht ſetzte. Doch gab es auch recht artige junge Frauenzimmer, die jenes allzu freye Koſtum nicht nachahmten, und im Gegentheil darauf ſchmälten: das waren aber meiſtens nur die, denen ihre vernünftigen Aeltern durchaus nicht erlaubten, ſich unanſtändig entblößt auf der Gaſſe ſehen zu laſſen.

Aspaſien warnte der Hausarzt faſt täglich vor den nachtheiligen, die Geſundheit zerſtörenden Folgen ihrer leichten, dem rauhen deutſchen Himmelsſtriche trotzenden Bekleidung. „Fräulein! Fräulein!“ — ſprach er oft — „fordern Sie den Tod nicht heraus! Sie werden ſonſt, denken Sie an mich, ein frühes Opfer der griechiſchen Mode!“ — Doch das war alles in den Wind geredet. Sie warf das Näschen höhniſch empor, und lachte ihm ins Geſicht. „Predigen Sie mir doch nicht immer ſo vor, Herr Doktor!“ antwortete ſie einſt. „Denken Sie denn durch die Wunderkraft Ihres Pelzrocks ein hundertjähriges Alter zu erreichen? — Ich mache mir nichts daraus, im zwanzigſten Jahre zu ſterben, wenn ich nur bis dahin mit Geſchmack gekleidet geweſen bin.“ — „Ein elender Heldentod!“ verſetzte der Arzt, und gab ſich nachher weniger Mühe, die Kleidernärrin klüger zu machen.

Gleich neben ihr wollen wir einem Hausfreunde, der ſich beynahe zum Range eines Familiengliedes empor geſchwungen hatte, ſeinen Ehrenplatz anweiſen. Sein Nahme war Waſſerfloh. Er nannte ſich einen Gelehrten, und war es gerade ſo, wie Aspaſiens Vater eine Excellenz.

Doch ſprach über Künſte und Wiſſenſchaften niemand entſcheidender als er. Beſonders hatte die Poeſie das leidige Schickſal, immer von ihm gehudelt zu werden. Shakeſpear und Göthe waren die Götter, die er anbetete. Ueber Klopſtock und alle Andere, die von einfältigen Leuten für Dichter gehalten werden, brach er ohne Barmherzigkeit den Stab. „Ihre ſogenannte Begeiſterung,“ ſprach er, „iſt ein kraftloſes Strohfeuer, bey dem man keinen Kaffee kochen kann.“ — Drum jagte er die armen Sünder ſammt und ſonders vom Muſenberge herunter, und ſetzte ſich ſelbſt, mit einem Bündel Sonnetten unter dem Arm, auf der Spitze des Parnaſſes, neben Shakeſpear und Göthe recht breit. Wollte man ihn unbändig lachen hören, ſo durfte man nur den Nahmen Kotzebue nennen. Wer aber unverſchämt genug war, zu behaupten, daß dieſer dramatiſche Dichter doch manches artige Luſtſpiel geſchrieben habe, der erhielt keine Antwort als ſtummes Achſelzucken und einen vornehmen Blick über die Achſel, der verſtändlich ſagte: Du biſt ein Grützkopf, eine gemeine Natur! —

Herr Waſſerfloh war denn auch, weil es die Mode ſo mit ſich brachte, ein graeculus homo, wie wir noch in unſern Tagen recht viele zu kennen die Ehre haben. „Die Griechen! — die Griechen!“ — war immer ſein drittes Wort. Alle Völker des Erdbodens, die von Erſchaffung der Welt an geblüht haben und noch blühen, galten ihm nichts gegen die Griechen! die Griechen! Nicht genug, daß er an ihnen rühmte, was des Ruhmes werth war: er fand auch ihre eigenthümlichen Laſter und Ausſchweifungen der ſchändlichſten Art, die, zur Ehre unſrer reinern

Sitt-

Sittlichkeit, minder oder gar [illegible] uns im Schwange gehen, ganz allerliebſt, und ſpöttelte frech über Empfindſamkeit und Herzensliebe, weil ſeine werthen Griechen ſich mit dieſen armſeligen Schwachheiten nicht abgegeben, ſondern in der Regel nur fein thieriſch ihr Geſchlecht fortgepflanzt hatten.

Dieſes feine Männchen war alſo der Hausfreund und tägliche Geſellſchafter der Geheimen Räthin. Man wollte ſagen, er ſey ihr noch mehr; doch das waren unverbürgte Gerüchte. Nur das iſt gewiß, daß er außerordentlich viel bey ihr galt, und daß er es vorzüglich war, der ihr die griechiſchen Raupen in den Kopf ſetzte. Sie nannte ihn die attiſche Biene: ein Ehrennahme, den die Griechen dem Sophokles, Xenophon und andern geiſtreichen Männern beylegten; daher denn freylich auch der gelehrte Waſſerfloh den [illegible] Anſpruch darauf hatte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! —

7.

Der Geburtstag.

Madame Frank hatte nicht vergeſſen, den Umſchlag ihres Briefes mit einer derben Fraktur-Excellenz zu bezeichnen, damit er nicht an der Gränze des Alfanziſchen Griechenlandes, wie eine verbothene Waare, zurück gewieſen werden ſollte. Dieſer Stempel, nach [illegible] der Ceremonienmeiſter im Vorzimmer [illegible] gierigen Augen blickte, bewirkte denn auch, daß Wilhelm ohne Widerrede gemeldet und ſein Beſuch angenommen ward. Aus beſond[illegible]den erließ man ihm ſogar den langen Kreislauf durchs ganze Haus: wenn dieß nicht etwa aus Beſorgniß geſchah, daß er in den Göttertempeln, durch die ihn der Weg führte, neue Verwüſtungen anrichten möchte.

Frau von Alfanz nahm ihn ſehr huldreich auf. Der Brief, worin die künftige Brautwerbung um Aspaſien mit ſchmeichelhaften Wendungen eingeleitet wurde, hatte ſie in eine frohe Stimmung verſetzt: denn ſie, die vormahls auf Pfänder lieh, wußte ein Vermögen von achtzig tauſend Thalern, das Wilhelm einſt zu hoffen hatte, nach Würden zu ſchätzen. Aspaſia war geg[illegible]ig, nahm aber, mit ſich und dem S[illegible]äftigt, von dem ihr beſtimmten B[illegible]gam wenig Kenntniß. Die Geheime Räthin lud ihn zu ihrem Geburtsfeſte ein, das des folgenden Tages auf [illegible] nahen Landgute gefeyert werden ſollte. Er ſagte zu, und empfahl ſich.

Da wir hier einmahl vom Brautwerden ſprechen, ſo wollen wir auch gleich Antonio's zweyte Heirath, die wir nicht ganz übergehen können, mit flüchtigen Worten berühren. Die Zeit bis nach der Meſſe ward ihm zu lange; er ſchrieb an ſeinen Freund Wigand, und legte ihm die Fragen vor: ob er Röschens Gemüth genau kenne? ob ſie in einem unbeſcholtenen Ruf ſtehe, und überhaupt ſeiner Liebe würdig ſey? — Wigand beantwortete dieſe Fragen mit Ja. Antonio bevollmächtigte ihn nun zum Freywerber, und erhielt bald die Nachricht: Röschen habe ſeinen Antrag mit Freuden angenommen, und ohne Rückhalt geſtanden: daß Antonio ihr ſeit dem Tage, da er ſie aus den Schlingen eines Verführers gerettet habe, unvergeßlich und vor allen Männern lieb und werth geworden ſey. — Kurz darauf reiſ'te er nach Leipzig, that ſeine Geſchäfte ſo geſchwind als möglich ab, machte auf dem Rückwege eine Abſchweifung nach Hühnenthal, und hielt Hochzeit.

Wir haben mit dieſem Heyrathsbericht der Zeitfolge um einige Monate vorgegriffen, und kehren nun wieder zur Ordnung der Geſchichte zurück.

Die Geheime Räthin hatte den poſſierlichen Einfall, ihr Wiegenfeſt im griechiſchen Styl zu feyern. In Ermangelung eines atheniſchen Kochs war jedoch die Tafel deutſch beſtellt, und man ſaß auch auf gewöhnlichen Stühlen, weil die gemachten Verſuche, auf Ruhebetten liegend zu ſpeiſen, nicht gelungen waren. Die Familie hatte mehrere Tage hinter einander Probe gelegen. Die Geheime Räthin, ihre Tochter und der Griechling Waſſerfloh fanden ſich bald darein; allein der Herr Geheime Rath war und blieb zu ungeſchickt dazu, ungeachtet man ſich unſägliche Mühe gab, ihn abzurichten. Liegen konnte er trefflich; nur nicht dabey eſſen und trinken. Er warf alle Schüſſeln und Teller, mit welchen er manövriren mußte, unter den Tiſch, und zerbrach Flaſchen und Gläſer. Seine Ungelehrigkeit ſchreckte die Geheime Räthin ganz ab, dieſe griechiſche Sitte bey der feſtlichen Tafel in Ausübung zu bringen. „Wer ſteht uns dafür,“ ſagte ſie, „daß nicht einer und der andere Gaſt ein eben ſo unbehülflicher deutſcher Michel iſt, und gleiche tolle Wirthſchaft anrichtet?“ —

Die Geſellſchaft beſtand (einige ganz artige junge Leute ausgenommen) meiſtens aus geiſtloſen, breiten Alltagsgeſichtern, die mit den Blumenkränzen, welche ihnen, beym Anfang der Tafel, ein als Sklavin gekleidetes Mädchen aufſetzte, nicht anders ausſahen als Farren und Schafe, die den Göttern geopfert werden ſollten.

Die Königin des Feſtes wies Wilhelmen ſeinen Platz neben ihrer Tochter an, um den jungen Leuten den Weg zu einem freundlichen Verhältniſſe zu öffnen. Es fehlte aber nicht viel, ſo hätten ſie ſich mit einander gezankt. Der Jüngling vom Lande war auf die kleinen, zierlichen Aufmerkſamkeiten, welche die Damen der großen Welt von den Herren verlangen, nicht eingehetzt, und verſäumte ſie theils ganz, (weil er nur immer an Luiſen dachte, und jedes Glas Wein auf ihre Geſundheit trank) theils erwies er ſie nicht mit der feinen Gewandtheit, die einem geübten Weltmann eigen zu ſeyn pflegt. Ein verſtändiges Frauenzimmer hätte dieſen verzeihlichen Mangel an Lebensart überſehen; Aspaſia hingegen rügte ihn durch ſpöttiſche Mienen und Geberden, und ſprach endlich gar mit ihrem andern Tiſchnachbar von ländlichen Steifmätzen.

Wilhelm rächte ſich augenblicklich. Er fragte ſeine zweyte Nachbarin, eine ſanfte, beſcheidene Frau: ob ſie das Tages vorher aufgeführte Luſtſpiel geſehen habe. Sie antwortete Nein. „Sehr Schade!“ ſprach er: „Die Hauptrolle des Stücks, eine junge, wilde, von Eigendünkel und Unarten ſtrotzende Närrin, ward trefflich dargeſtellt. Geſtern hielt ich dieſen Charakter zwar für ein übertriebenes Zerrbild: aber heute hab' ich mich überzeugt, daß er nach dem Leben gemahlt iſt.“ —

Aspaſia horchte und bezog, nach Wilhelms Wunſch, jedes Wort auf ſich. Sie glühte vor Zorn, und öffnete ſchon die zitternden Lippen, um ein heftiges Gezänk zu beginnen, als noch glücklicher Weiſe die von ihr beſchloſſene Kriegserklärung durch einen ſeltſamen Auftritt verhüthet wurde, der plötzlich die Augen und Ohren der ganzen Geſellſchaft in Beſchlag nahm.

Es erſchien ein Trupp griechiſch gekleideter Dorfmuſikanten, die mit Flöten und Schalmeyen ein abſcheuliches Katzenkonzert blieſen. Der Schulmeiſter (den eine ſtark mit Mehl beſtreute Stutzperücke verrieth, die gegen ſeine rothe Tunika wunderlich abſtach) führte das Chor wie ein Regimentstambour auf, und ſchlug mächtig den Takt. An die Spielleute ſchloſſen ſich ungefähr zwanzig Landmädchen, mit weißen Tuniken angethan. Sie ſtellten ſich, als die Flöten und Schalmeyen die Ohren eine Weile gefoltert hatten, in verſchiedene Reihen, um einen Tanz anzufangen.

Waſſerfloh ſchweigte jetzt durch einen Wink die Muſik, und erklärte der Geſellſchaft, daß gegenwärtiger Aufzug eine Nachahmung der altgriechiſchen Sitte ſey, ſich bey Gaſtmählern von Flötenſpielern und Tänzerinnen beluſtigen zu laſſen. „Die heitern Athener“ — ſetzte er hinzu — „hatten zwar die angenehme Gewohnheit, ihre Augen an den unbekleideten Geſtalten der jungen, ſchönen Tänzerinnen zu weiden, und ſie thaten, wie ich offenherzig geſtehen muß, nicht übel daran: aber uns ſauerſichtigen Deutſchen iſt nun einmahl ein ängſtliches Vorurtheil gegen den göttlichen Stand der Natur angeboren, und es ſchien daher räthlich, ſich darnach zu bequemen.“ —

„Ey, was! Daran hätte man ſich nicht ſtoßen ſollen!“ fiel ein alter, glatzköpfiger Kammerherr ärgerlich ein, und muſterte mit ſeiner Lorgnette ſehr emſig eine Dirne nach der andern. Erröthend und ernſthaft ſchlugen die meiſten Damen der Geſellſchaft die Augen nieder; nur Aspaſia und ihre Mutter lachten über das Schelten des Hoffmanns laut auf, und blickten frey umher. Waſſerſtoh gab den

Tänzerinnen ein Zeichen; ſie taumelten eine Viertelſtunde lang wie Bären durcheinander, und verließen dann wieder, unter der Anführung des Taktſchlägers, den Saal.

In derſelben Minute ward auch die Tafel aufgehoben. Statt der dabey gewöhnlichen Verbeugungen, kehrten ſich Wilhelm und Aspaſia den Rücken, und wichen den ganzen Tag einander vorſichtig aus.

8.

Die olympiſchen Spiele.

Die Geheime Räthin und der Gräculus verſchwanden aus der Geſellſchaft. Nach einer Stunde kamen ſie in prachtvoller griechiſcher Kleidung zurück. Man drängte ſich ſtaunend um ſie her; man fragte, was dieſe glänzende Erſcheinung bedeute.

„Wir werden die Ehre haben,“ antwortete Frau von Alfanz, „Ihnen, meine Damen und Herren, einen Schatten der berühmten olympiſchen Spiele zu zeigen, die vormahls in Griechenland alle vier Jahre gefeyert wurden. Anfangs war, wie Ihnen bekannt iſt, den Frauenzimmern unterſagt, ſich als Zuſchauer dabey einzufinden; es wurden ſogar einige, die dieſes Verboth übertraten, zum Tode verurtheilt, und von einem Felſen herab geſtürzt: dennoch ſchlichen ſich mit der Zeit mehrere Heldenweiber in Mannskleidern ein, miſchten ſich ſogar unter die Wettkämpfer, erſiegten den Preis, und öffneten dadurch ihrem Geſchlecht und alſo auch — mir die Schranken. — Nun von der Vorrede zur Sache! Haben Sie insgeſammt die Güte, uns zur Kampfbahn zu begleiten. Nur erwarten Sie von uns ja nicht alle Arten von Spielen, die zu Olympia gewöhnlich waren. Wir halten kein Pferde- und Wagenrennen; wir ringen nicht, und verabſcheuen den blutigen Fauſtkampf: unſer kleines Schauſpiel, worauf wir gefällige Zuſchauer einladen, beſchränkt ſich auf einen Wettlauf und auf das Schleudern des Diskus oder der Wurfſcheibe. Wem dieſe leichten Uebungen nicht zu unbedeutend ſcheinen, der folg' uns, und ſey unſer Richter!" —

Ehren halber konnte ſich niemand von der Prozeſſion in den Luſtgarten ausſchließen, wo ein ebener, grüner Platz zur Rennbahn eingerichtet und mit Schranken umgeben war. Unter den ſchattigen Bäumen rings umher hatte man für die Zuſchauer Sitze bereitet. Das treffliche Muſikchor, deſſen Bekanntſchaft wir bey der Tafel machten, ſtand im Hintergrunde, und blies den Deſſauer Marſch.

Als die Zuſchauer ihre Plätze eingenommen hatten, ſtellten ſich die Wettläufer neben einander; die Spielleute ſchwiegen; es herrſchte eine große Stille. Plötzlich gab ein Trompetenſtoß das erwartete Zeichen. Die Läufer flogen ihre Bahn. Ein drolliger Anblick! Seit dem Anfange der Welt ſah man wohl kein ſo ungleiches Paar um die Palme der Geſchwindigkeit ringen. Die Dame war klein und faſt kugelrund; der Griechling baumlang und klapperdürr. Sie griff mit aller Kraft und Macht weit aus; er hob ſeine langen Storchbeine gewaltig hoch, ſetzte ſie aber beynahe in ſeine eigenen Fußſtapfen wieder nieder, um ihr nicht den Vorſprung abzugewinnen.

So kamen ſie bis in die Mitte der Laufbahn. Hier hatte die keuchende Dame das Unglück, einen Fehltritt zu thun, und zu Boden zu ſtürzen. Einige Zuſchauer brachen wider Willen in ein Gelächter aus, das ſie aber gleich wieder erſtickten. Waſſerfloh war ſo großmüthig, daß er den Unfall ſeiner Mitkämpferin nicht zu ſeinem Vortheil benutzte. Er arbeitete ſo lange, bis ſie ſich wieder aufgerafft hatte, mit den Füßen bloß in der Luft, ohne damit eine Spanne weiter zu kommen. Sie ſetzte den Wettlauf fort. Einige Schritte vom Ziele machte Waſſerfloh einen Meiſterſtreich der Galanterie.

Er fiel ſehr geſchickt über ſeine eigenen Beine, und ließ der Dame dadurch Zeit, das Ziel vor ihm zu erreichen. Ein allgemeines Jauchzen erſchallte. Die Zuſchauer ſprangen von ihren Sitzen auf, und wünſchten der Siegerin Glück. Aspaſia drängte ſich vor, umarmte ſie mit theatraliſcher Zärtlichkeit, reichte ihr einen Palmzweig, und ſetzte ihr eine Blumenkrone auf. Der Beſiegte ſtand von weitem, und hüllte den Kopf in ſeine Tunika, als ſey er von Scham und Betrübniß durchdrungen. Die Siegerin theilte, um ihn zu tröſten, den Palmzweig mit ihm.

Beyde ſchickten ſich nun an, den Diskus zu werfen. Dieß war zu Olympia eine dicke Scheibe von Stein oder Metall, welche die Athleten, mit Einem Fuße auf einer kegelförmigen Erhöhung ſtehend, ſo weit als möglich zu ſchleudern ſuchten. Unſre beyden olympiſchen Affen wären nicht

nicht im Stande geweſen, eine ſo ſchwere Metall- oder Steinmaſſe, wie dort gebräuchlich war, zu bewegen: ſie hatten ſich deßhalb ein Paar ziemlich große Wurfteller aus Holz fertigen laſſen, und begaben ſich damit auf den Platz, wo zwey Kegel in die Erde befeſtiget waren.

Sehr bedachtſam erſtiegen ſie dieſe gefährlichen Poſtemente, und bemühten ſich, mit Einem Fuße darauf zu ſtehen, und mit dem andern in der Luft zu ſchweben. Eine Sekunde lang erhielten ſie ſich im Gleichgewicht; ſo bald aber die Athletin die erſte kleine Bewegung machte, um ihren hölzernen Teller von ſich zu werfen, verlor ſie die Balance, und fiel mit einem Nothſchrey zur Erde. Der höfliche Athlet beſann ſich keinen Augenblick, dieſe Partie mit zu machen. Plautz! lag er neben ihr. Die Zuſchauer kamen der Gefallenen zu Hülfe; man bat und beſchwor ſie, dieſe halsbrechende Wettübung zu unterlaſſen; aber ſie antwortete mit Heldenſtolz: das würde ihr ewig zur Schande gereichen; ſie müſſe ſchlechterdings einen neuen Verſuch wagen, wenn ſie auch Geſundheit und Leben darüber in die Schanze ſchlagen ſollte.

Trotz dieſer heroiſchen Erklärung erlaubte ſie jedoch einigen freundſchaftlichen Händen, ſie auf den Kegel hinauf zu heben, und ſo lange feſt zu halten, bis ſie den Wurfteller geſchleudert hatte. Er flog etwa drey Schritte weit, und blieb geduldig liegen, anſtatt daß er, wie ein Rad, in der Bahn fortrollen ſollte.

Waſſerfloh hatte ihren Wurf abgewartet, um den ſeinigen darnach zu mäßigen. Da es aber faſt nicht möglich war, den Flug ſeiner Scheibe nach einem nähern Platze zu lenken, ſo warf er ſie mit verſtellter Ungeſchicklichkeit über ſeinen Kopf, und ließ ſich weidlich auslachen. Die Siegerin ward wieder unter allgemeinem Jubel gekrönt.

Sie forderte nun zum Scherz ihren ſchwerfälligen Gemahl auf, einen Wettlauf mit ihr zu verſuchen. Er dankte gehorſamſt. Wilhelm, der bisher dem Poſſenſpiele mit ſtillem Lächeln zugeſehen hatte, miſchte ſich jetzt ins Geſpräch, um der Geſellſchaft zu zeigen, daß auch er mit den olympiſchen Spielen nicht unbekannt ſey. „Der Herr Geheime Rath,“ fing er an, „thun ſehr recht, daß Sie bey Ihrer geſegneten Korpulenz keinen Anſpruch auf Behendigkeit machen. Sie hätten dagegen gewiß Kraft und Stärke genug, die Rolle des bekannten Milon von Crotona zu ſpielen, der einſt bey den olympiſchen Spielen einen Schwank machte, um den ihn vielleicht Simſon beneidet hätte. Er trug nähmlich auf ſeiner Schulter einen zweyjährigen Stier die Rennbahn entlang, tödtete ihn am Ziel mit einem einzigen Faustſchlage, und verzehrte noch an demſelben Tage, ohne Gäſte zu bitten, das ganze Rind allein.“ —

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo warf ihm die Geheime Räthin einen Furienblick zu, und kehrte ihm barſch den Rücken. Die übrige Geſellſchaft lächelte verlegen. Niemand antwortete ihm. Er wußte ſich dieſe Begegnung nicht zu erklären. Aber bald fiel ihm mit Schrecken die Herkunft des Geheimen Raths ein, und nun ward es ihm deutlich, daß man ſeine Erzählung für einen ſatyriſchen Hieb gehalten hatte. Das that ihm um ſo mehr leid, da er auf der Stelle keine Möglichkeit ſah, die Scharte wieder auszuwetzen. Eine Entſchuldigung hätte die Sache noch ſchlimmer gemacht. Drum ſchien ihm der beſte Rath, den angefachten Zorn von ſelbſt verrauchen zu laſſen.

Die Geſellſchaft fuhr und ritt bald darauf nach der Stadt zurück. Der Tumult des Abſchiednehmens kam ihm zu Statten, daß er ſich unbemerkt entfernen und auf den Weg machen konnte.

9.

Die vertrauliche Frage.

Eines der folgenden Tage ließ ihn der Geheime Rath zu ſich einladen, weil er über eine gewiſſe Sache mit ihm unter vier Augen zu ſprechen habe. Der wird mir tüchtig den Leviten leſen! dachte Wilhelm: Er fordert mich allenfalls gar auf

Piſtolen! — Indeſſen war ihm nicht bange, mit Sr. Excellenz fertig zu werden. Da er vollends von dem Bedienten erfuhr, daß die olympiſche Siegerin verreiſ't ſey, und erſt nach einigen Tagen zurück komme, ſo verſprach er ohne Bedenken, ſeine Aufwartung zu machen.

Herr von Alfanz empfing ihn ſehr freundſchaftlich in ſeinem Tabaksſtübchen. „Hören Sie doch," fing er an, „Sie erzählten neulich auf meinem Landgute ein wunderbares Hiſtörchen von einem Manne — wie hieß er doch gleich? Mi ..., Mi ..."

„Milon von Crotona vielleicht?" fiel Wilhelm ein.

„Richtig! Milon von Crotona. Das muß ein Hexenmeiſter geweſen ſeyn! Einen zweyjährigen Stier auf der Schulter zu tragen — Hahaha! ein luſtiges Mährlein! Geſtehn Sie's nur!" —

„Ich bitt' um Verzeihung, Herr Geheimer Rath! Die Geſchichte iſt wahr. Ich könnt' Ihnen allenfalls hundert und mehr Bücher nennen, worin ſie von glaubwürdigen Männern erzählt wird.“

„Herr Je! iſt das möglich? — Nun, ſo ſagen Sie mir doch: wie viel Pfund wog das Rind?“

„Davon ſchweigen die Geſchichtſchreiber.“

„Ey, über die dummen Leute! Das iſt gerade die Hauptſache!“ —

„Allerdings! Aber leicht mag das Thierchen wohl in keinem Falle geweſen ſeyn.“ —

„Und mit einem einzigen Fauſtſchlage hat er's getödtet?“ —

„So ſagen die Skribenten.“

„Das überſteigt nun vollends allen Glauben. Ich weiß aus Erfahrung, wie ſchwer es manchmahl mit einer eiſernen Axt hält, eine ſolche hartköpfige Beſtie auf den erſten Schlag zum Stürzen zu bringen.“ —

Wilhelm ſchwieg, weil er dieſe offenherzige Anſpielung auf die Tage der Vorzeit für einen Fallſtrick anſah.

„Das können Sie mir ſicher glauben;“ ſetzte der Geheime Rath lachend hinzu: „denn ich habe manchem ehrlichen Ochſen das Lebenslicht ausgeblaſen.“

Wilhelm ſchwieg noch immer.

„Ich ſchäme mich gar nicht zu geſtehen,“ fuhr Jener fort, „daß ich in meiner Jugend ein Fleiſcher geweſen bin. Wer kann für ſeine Herkunft? Mein Vater war Hofmetzger, und erzog mich zu ſeinem Handwerke. Iſt denn das eine Schande?“ —

„Nein, Herr Geheimer Rath!“ antwortete Wilhelm. „Kein vernünftiger Menſch wird Ihnen darüber einen Vorwurf machen.“

„O, meine gnädige Frau thut's ſehr oft! Aber jetzt will ich ihr den Daumen auf's Auge ſetzen. Sieh, will ich ſagen, Du lobſt immer alles, was in Deinem alten Griechenland geſchehn iſt, und nun will ich Dir beweiſen, daß vor Zeiten ein Edelmann in Griechenland mit eigner Hand einen Ochſen geſchlachtet hat.“ —

„So? Haben Sie darüber Nachrichten?“

„Wie ſeltſam Sie fragen! Ich meine den Herrn von Crotona.“ —

„Verzeihen Sie! Hier herrſcht ein kleines Mißverſtändniß. Der Nahme des ſtarken Mannes war Milon und ſein Geburtsort Crotona.“ —

„Blitz! da wär' ich bey meiner Frau ſchön in die Tinte gekommen. Er war alſo wirklich kein Edelmann?“

„Ich zweifle ſehr. Unſer heutiges Adelthum war damahls noch unbekannt.

Es gab edle Männer, aber keine Edelleute.“ —

„Sapperment! das ärgert mich. Und auch Ihretwegen, Herr Frank, iſt mir das Ding nicht lieb; denn ich will's Ihnen als guter Freund entdecken, daß Sie durch Milons Geſchichte das Kalb in die Augen geſchlagen haben. Meine Frau läßt ſich's nicht ausreden: die Sache ſey eine Fabel, und bloß von Ihnen erſonnen, um mir mein gelerntes Handwerk vorzurücken.“

Wilhelm betheuerte, daß er nicht daran gedacht habe.

„Goldſchatz, ich glaub's Ihnen; aber Sie wiſſen, wie's geht. Die meiſten Weiberchen ſpötteln ſelbſt gern über alles, und denken daher, daß andere Zungen eben ſo ſtechen. Nur das wundert mich, junger Mann, daß Sie mit meiner Tochter krakeelt haben. Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren werden? Wie ſoll's dann mit euch ausſehen, wenn ihr mit einander vor dem Altar geſtanden habt?" —

Staunend über dieſen väterlichen Verweis, entgegnete Wilhelm: hier müſſe wohl wieder ein Mißverſtändniß obwalten. Das Fräulein beſitze Eigenſchaften genug, einen Mann glücklich zu machen: er aber könne nicht dieſer Glückliche ſeyn, weil er ſchon mit einem andern Mädchen den Gang zum Altar verabredet habe.

„So begreif' ich nicht, was die liebe Mama will!" rief der Geheime Rath. „Sie hat meiner Frau geſchrieben, daß es ihr höchſter Wunſch ſey, zwiſchen Ihnen und unſerer Aspaſia eine Heirath zu ſtiften." —

„Ein ſonderbarer Schritt von meiner Mutter! Sie weiß doch, daß mein Herz nicht mehr frey iſt." —

„Macht was ihr wollt! Ich miſche mich nicht in dieſen Wirrwarr. Nur ſo viel will ich Ihnen noch vertrauen, daß meine Frau geſtern an Ihre Mutter geſchrieben, und Sie wegen des Milons und wegen der Häkeleyen mit meiner Tochter verklagt hat. Sie mögen immer auf eine Vertheidigung denken. Aber die Hand auf den Mund, und mich nicht verrathen! Meine Frau darf gar nicht wiſſen, daß ich mit Ihnen geſprochen habe. Ich ließ Sie bloß her bitten, um von Ihnen das Gewicht des griechiſchen Stiers im Vertrauen zu erfahren; und ſo gab denn ein Wort das andre. Uebrigens heirathen Sie meine Tochter oder nicht, wir bleiben gute Freunde.“ —

10.

Der Spielball.

Wilhelm ſchrieb noch deſſelben Tages an ſeine Mutter, um die gegen ihn erhobene Klage zu entkräften. Er meldete ihr aufrichtig, was bey dem Geburtsfeſte vorgefallen war, und berief ſich wegen Milons von Crotona auf den Paſtor Trufelius, der ihm dieſe Anekdote erzählt habe.

Der Brief der Geheimen Räthin kam einen Poſttag früher als der ſeinige in Hühnenthal an, und erregte viel Aergerniß. Herr Frank lachte zwar herzlich darüber, daß Wilhelm mit ſeiner Bücherweisheit einen ſolchen Placker gemacht hatte: dagegen mißbilligte er die Händel mit dem Fräulein von Alfanz eben ſo ſehr als ſeine Gattin. Beyde ſchoben alle

Schuld auf Luiſen, und gingen in ihrer Erbitterung ſo weit, daß ſie dem guten Mädchen den Tod wünſchten.

Madame Frank war vor allen Dingen darauf bedacht, ihre beleidigte Freundin wieder zu verſöhnen. Sie wandte ſich an den Pfarrer Trufelius, und erſuchte ihn um ein ſchriftliches Zeugniß, daß Milon von Crotona wirklich einen Stier getragen, getödtet und verzehrt habe. Das war Waſſer auf des Pfarrers Mühle. Er nahm ſich vor, den ganzen Umfang ſeiner Gelehrſamkeit dabey zu zeigen, und entwarf eine weitläuftige Abhandlung, die er mit zahlloſen griechiſchen und lateiniſchen Noten ſpickte. Dieſes gründliche Werk forderte viel Zeit. Er verſchrieb ſich dazu Bücher aus fernen Orten. Madame Frank verging faſt vor Ungeduld, und ſchickte ihm Bothen über Bothen, die das Atteſtat abhohlen ſollten, aber nur immer den leeren Troſt zurück brachten, daß es bald fertig ſeyn werde.

Das dauerte gegen zwey Monate, und würde noch länger gewährt haben, wenn der Paſtor nicht indeſſen ſein geiſtliches Amt faſt ganz an den Nagel gehangen hätte. Er forderte von einem Sonntage zum andern dienſtbefliſſene Kandidaten auf, für ihn Gaſtpredigten zu halten, damit er an ſeinem Traktat ungeſtört arbeiten konnte. So kam denn endlich ein Wälzer von dreyßig enge geſchriebenen Bogen zu Stande. Die ganze Geſchichte Griechenlands und Simſons und Herkuls Lebensläufe waren darein verwebt. In Rückſicht der Reichhaltigkeit dieſer Materien muß man geſtehen, daß ſich unſer Autor immer noch kurz genug faßte. Schrieb doch ein Gelehrter, Nahmens Martorelli, über ein altes Tintenfaß einen ungeheuern Folianten. —

Wilhelm, der nicht wußte, daß die mühſame Ausarbeitung des Pfarrers in Steindorf den Stillſtand des Briefwechſels mit ſeiner Mutter verurſachte, wunderte ſich ſehr, daß er von ihr keine Antwort bekam. Doch war es ihm darum nicht unangenehm, weil er ſo auch von Anſpornungen, der olympiſchen Siegerin und ihrer naſeweiſen Tochter zu höfeln, befreyt blieb. Er ſah und hörte nichts von dieſer hohen Familie, und beſchäftigte ſich ruhig mit Mathematik und andern Wiſſenſchaften. Nebenbey ſchrieb er fleißig an Luiſen, und erhielt die herzlichſten Briefe von ihr. Zur Erhohlung beſuchte er das Theater, wenn meiſterhafte Luſtſpiele gegeben wurden, die ihm Antonio als eine Fundgrube der Welt- und Menſchenkenntniß empfahl. An Kaſſenſtücken voll Pomp und wildem Rumor fand er kein Behagen. So oft ein ſolches Schauſpiel angekündigt war, blieb er zu Hauſe, und verplauderte lieber den Abend mit Antonio und deſſen wackern Gattin, die ſich in den Ton der Stadt ſo leicht fand, als ſey ſie da geboren und erzogen. Ein Geſpräch mit ihr von Luiſen ergötzte Wilhelmen mehr als das ſchauerliche Getöſe der Schlachten, die auf zierlich gehobelten Bretern und unter kryſtallenen Kronleuchtern geliefert werden.

An gewiſſen Tagen in jeder Woche kamen auch noch die Herren ins Haus, die ihm am Abend vor ſeiner Verhaftung Räthſel aufgaben. Da ward denn manche paradoxe Meinung zum Scherz durchgefochten. Unter andern warf er ſelbſt einſt die Kantiſche Lehre von der Pflicht der Wahrheit (womit Truſelius den Katheder in Hühnenthal einweihte) als Spielball auf die Bahn. Damahls beſtritt er dieſen ſtrengen Lehrſatz; jetzt vertheidigte er ihn. Die ganze Geſellſchaft erhob ihre Stimme dagegen: allein er ließ ſich nicht übertäuben; er kämpfte faſt eine Stunde lang ritterlich. Antonio ward zuletzt über ſeine Hartnäckigkeit beynahe böſe. „Nun, Sie ſollen Recht haben, Sie Starrkopf!“ ſprach er. „Aber ich warne Sie, Ritter der Wahrheit, nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht etwa über kurz oder lang ein Feind in meinem Hauſe aufſucht. Ich liefere Sie, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ihm aus, wenn Sie ſich auch auf dem oberſten Boden oder im Keller verkrochen hätten!“ — So endigte ſich der Streit mit Lachen; doch blieb er nicht ganz ohne Folgen.

II.

Der Kampfplatz.

So bald Madame Frank den gelehrten Wulſt, über den ſich ihr Mann nicht ſatt lachen konnte, aus Steindorf erhielt, ſchrieb ſie einen Brief an die Geheime Räthin dazu, und ſandte das Packet ihrem Sohne zur Uebergabe. Dabey befahl ſie in einem ungewöhnlich harten Tone: die Frau von Alfanz und ihre Tochter um Verzeihung zu bitten, und Luiſen nun ernſtlich aufzugeben; ſonſt müßte man, ſetzte ſie drohend hinzu, gegen dieſe Unheilsſtifterin und ihre Aeltern Maßregeln ergreifen, die ihnen nicht gefallen würden, und er ſelbſt laufe Gefahr, von ſeinem äußerſt erbitterten Vater enterbt zu werden.

Dieſe ungerechte Strenge machte Wilhelmen böſes Geblüt. Er ſchwor in ſeinem Herzen, keinem Schickſal, das ihn ſeiner Liebe wegen treffen könnte, den Nacken zu beugen, und nicht um alle Schätze der Welt Luiſen zu entſagen. Die Drohungen gegen ſie ſetzten ihn wenig in Sorgen. „Was kann man ihr thun?“ rief er aus. „Sie iſt das ſchuldloſeſte Geſchöpf unter der Sonne, und ihre Aeltern ſind ehrliche Leute.“ —

Die Familie Alfanz ward ihm nun in den Tod verhaßt, da ihretwegen Luiſe Verfolgungen leiden ſollte. Er konnte ſich nicht überwinden, den Brief ſeiner Mutter perſönlich abzugeben, ſondern ſchickte ihn der Geheimen Räthin ins Haus, und kümmerte ſich nicht weiter darum.

Einige Tage nachher ließ ſie ihn in ihren Garten, nahe bey der Stadt, zu einem Gaſtmahl einladen. Er ging mit Widerwillen dahin, und that es bloß ſeiner Mutter zu Gefallen. Als er ankam, ballte die Geheime Räthin ſchalkhaft ihre runde Hand gegen ihn, war übrigens ſehr höflich, und gedachte der alten Fehde ſo wenig als er. Aspaſia ſchmollte noch, ſchnitt ihm Geſichter wie eine hämiſche Meerkatze, und wich ihm überall aus, als hätte er das gelbe Fieber.

Herr Waſſerfleh, der natürlicher Weiſe in der Geſellſchaft nicht fehlte, war dieß Mahl nicht griechiſch gekleidet, ſondern trug ſich in der abenteuerlichſten Fratzentracht eines franzöſiſchen Karrikaturgecken zur Schau. Beſonders entſtellten ihn ein Paar ungeheuer weite Schifferhoſen.*)

---

*) Dem Erzähler iſt ſehr wohl bekannt, daß die feine Welt das Wort Hoſe als unanſtändig in den Bann gethan hat: es läßt ſich aber in Zuſammenſetzungen und im komiſchen Styl nicht entbehren, beſonders wenn man dieſes Kleidungsſtück mehrmahls hinter einander erwähnen muß, wie hier der Fall ſeyn wird.

Sie umflatterten, wie ſchlaffe Segel, ſeine Spillbeine, und verhielten ſich zu ihnen ungefähr wie ein Getreideſack zum Stiel einer thönernen Tabakspfeife. Der Griechling ſchien ſich in dieſer abgeſchmackten Kleidung ungemein zu gefallen, würde ſie aber wahrſcheinlich zu Hauſe gelaſſen haben, wenn ihm das Unglück geahnt hätte, das ihm nach der Tafel, als ſich die Geſellſchaft in einer ſchattigen Gegend des Gartens befand, damit begegnete.

Ein Lieblingskätzchen der Geheimen Räthin, das ſie überall mit ſich herum trug, und jetzt im Graſe zu ihren Füßen ſaß, entzweyte ſich mit einem Schooßhunde, den eine andere Dame mitgebracht hatte. Der kleine Bramarbas neckte, biß und jagte die Katze; ſie ſuchte fliehend ein Schlupfloch, und glaubte dieß in Waſſerflohs geräumigen Beinkleidern zu finden, worin allerdings ein halbes Schock

Katzen bequem herbergen konnten. Da ſie mit ihm ſehr bekannt und vertraut war, ſo rechnete ſie darauf, daß er ihr dieſe Freyſtätte nicht verſagen werde, und fuhr alſo, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu bitten, in ſeine Pluderhoſen hinein, die ihr unten über den Schuhen, wo ſie aufgeſchlitzt und nicht befeſtigt waren, ein großes Thor öffneten. Aber leider! war ihrem Feinde dieſes Aſyl nicht heilig: er folgte raſch ihr nach. Waſſerfloh ſprang, als er ſeine Pantalons zu einem Kriegsſchauplatz werden ſah, entrüſtet vom Stuhl auf, um ſich dadurch der ſtreitenden Parteyen zu entledigen. Allein das war vergebens. Die Katze lief mit der ihrem Geſchlechte eigenen Behendigkeit an ſeinen Beinen hinauf, der Hund kletterte, wie ein Schorſteinfeger, ihr nach, und nun begann oben im Hintergrunde der Beinkleider, wo ſie den weiteſten Tummelplatz anbothen, ein neues, hitziges Treffen. Der Eigenthümer des Schlachtfeldes wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen, und machte ein jämmerliches Geſicht, das zwiſchen Lachen und Weinen ſchwankte.

Wilhelm ſah die Noth des armen Griechlings, und ſchaffte — mehr aus Muthwillen als guter Abſicht — ſchleunige Hülfe. Er hob ihm den Frack hinten auf, und zerſchnitt mit einem ſcharfen Meſſer den Gürtel der Hoſen, die ſich, von den kämpfenden Thieren beunruhigt, wie Waſſerwogen bewegten. Schnell ſanken ſie von den Hüften herab, und Hund und Katze, die ſich noch immer bey den Köpfen hatten, burzelten heraus. Da erhob ſich ein unauslöſchliches Gelächter, wobey das gewaltige Haha des Geheimen Raths alle andere Stimmen überſchallte. Schamhaft äugelten die kichernden Damen hinter ihren Fächern hervor; doch ohne

Grund befürchteten ſie einen unanſtändigen Anblick. Die entgürtelten Beinkleider waren bloß ein leichter Ueberwurf anderer, die ſich vor den keuſcheſten Augen ſehen laſſen konnten.

Die einzige Perſon, die bey dieſem Vorfall nicht lachte, war die Geheime Räthin. Die Schande ihres Hausfreundes und die Leiden ihres Kätzchens waren zwey Dolche von gleicher Schärfe für ihr empfindſames Herz. Sie ſprang zornig auf, um das kleine, liebe Geſchöpf dem Hunde aus den Zähnen zu rücken; und als dieß glücklich gelungen war, nahm ſie den beſtürzten Waſſerfloh in ihren Schutz. „Mein Herr,“ ſprach ſie zu Wilhelmen, „ich habe Sie nicht in dieſe Geſellſchaft gebeten, um alte Freunde meines Hauſes von Ihnen beleidigen zu ſehen.“ —

„Excellenz verzeihen, das war nicht meine Abſicht.“ —

„Schweigen Sie, ſchweigen Sie! Man hält wohl Ihren grünen Jahren und Ihrer ländlichen Erziehung kleine Verſtöße wider die Höflichkeit zu gute —“

„Wer alſo in der Stadt grau geworden iſt, darf große begehn?“ —

„Sie werden immer unartiger, und fahren gerade ſo fort, wie Sie es an meinem Geburstag anfingen. Die ganze Geſellſchaft ergötzte ſich an den kleinen Beluſtigungen, die ich veranſtaltet hatte; nur Sie ſaßen da, und drückten durch Ihre Mienen Spott und Tadel aus.“ —

„Dieſe Beſchuldigung möchte wohl ſchwer zu beweiſen ſeyn. Indeſſen geſteh' ich, daß mir ein griechiſcher Wettlauf mitten in Deutſchland ein wenig ſonderbar ſchien.“ —

„Urtheilen Sie doch ja über nichts, was mit Griechenland in Beziehung ſteht!

Denn Sie ſind — was die Griechen einen Barbaren nannten.“ —

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich den Spieß umkehre! Die ſtolzen Griechen nannten jeden, der nicht zu ihrem Volke gehörte, einen Barbaren; und ſo ſollte man in Deutſchland diejenigen nennen, die ihr ehrenwerthes Vaterland verachten, und ſich durch Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche von ihm trennen und losſagen.“ —

„Herr Frank! Sie ſind — Sie betragen ſich — “

„Schmiedet eure Zungen auf dem Amboß der Wahrheit! — ſang der berühmte Dichter Pindar. — Dieſe Lehre hab' ich befolgt, und ich hoffe, die gnädige Frau werden das gut heißen, da Pindar ein griechiſcher Dichter war.“ —

Dieſer Wortwechſel, den wir nicht weiter genau protokolliren, ward immer lebhafter und endlich ein heftiger Zank. Auch Waſſerfloh und Aspaſia miſchten ſich darein. Jener ſprach mit hoch aufgeworfener Naſe von Gemeinheit. „Sie ſchelten immer auf Gemeinheit!“ verſetzte Wilhelm: „Sogar Ihre Poeſie ſchimpft auf Gemeinheit! Und doch iſt nichts in der Welt ſo gemein als — Gecken und ſchlechte Verſe!“ — Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Hute. Die Geheime Räthin rief ihm zu: er möge ſie künftig mit Beſuchen verſchonen. „Sie haben nicht nöthig, ſich dagegen zu verwahren!“ antwortete er. „Ich that eben in meinem Herzen den Schwur, mich Ihnen nie wieder zu nähern; und wenn ich ihn jemahls breche, ſo ſtrafe mich der Himmel mit dem fürchterlichſten Anfall der Gräcomanie!“ —

Dieß ſagend machte er der übrigen Geſellſchaft eine Verbeugung, und verließ eilig den Garten. Frau von Alfanz ſchrieb, ſo bald ſich ihre Gäſte weg begeben hatten, einen bitterböſen Brief nach Hühnenthal, ſchilderte Wilhelms Aufführung mit den ſchwärzeſten Farben, brach die Heirathsverhandlungen völlig ab, und verbat alle weitere darauf Bezug habende Korreſpondenz.

12.

Die Schleppe.

Ehe noch Wilhelm die ſchlimmen Wirkungen dieſes Klageſchreibens erfuhr, gerieth er in andere verdrießliche Händel.

Er ging eines Mittags in ein Gaſthaus, um da zu ſpeiſen, und hatte ſich kaum an die öffentliche Wirthstafel geſetzt, als der Lieutenant Schierling mit großem Geräuſch ankam, und nicht weit von ihm einen Platz wählte. Starr ſahen ſie einen Augenblick einander an, ohne ſich zu grüßen. Wilhelm hätte gern das Speiſezimmer wieder verlaſſen; allein er blieb, damit der Officier nicht glauben ſollte, man fürchte ſich vor ihm.

Die meiſten Tiſchgäſte waren junge Herren von des Lieutenants Bekanntſchaft. Es ward Anfangs vom Theater und beſonders von den Reitzen der Schauſpielerinnen geſprochen. „Je nun ja,“ fiel Herr von Schierling einem Lobredner ins Wort, „bey Lichtern und Lampen nimmt ſich die Geſichtsmahlerey dieſer Damen vortrefflich aus. Ich halt's aber mit der lieben Natur, und ich kenne ein gewiſſes Mädchen auf dem Lande, das all' Eure geſchminkten Göttinnen weit hinter ſich läßt.“ —

„Hm!“ verſetzte Jener: „rothbäckige Bauerdirnen gibt's genug; deßhalb ſind ſie aber nicht ſchön. Dazu gehört eine zarte Geſtalt und feine Geſichtszüge.“

„Dieß alles beſitzt das Mädel, das ich meine!“ entgegnete Schierling: „Und ich bitte mir aus, die Königin meines Herzens keine Bauerdirne zu ſchelten! Ihr Vater iſt ein halbgeiſtlicher Herr und ein ganzer Schulmeiſter.“ —

Dieſe Witzeley ward belacht. Wilhelmen ſtieg das Blut ins Geſicht.

„Ich war neulich,“ fuhr Schierling fort, „in der Gegend ihres Wohnorts auf Urlaub. — Das Neſt heißt, denk' ich, Hühnenthal. — Kurz, ich ſah den holden Engel oft, nur fand ich keine Gelegenheit, mich ihm mit meinen irdiſchen Begierden zu nähern. Doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! Ich ruhe nicht, bis ich dieſes Röschen gebrochen habe.“ —

„Das werden Sie bleiben laſſen, Herr Lieutenant!“ fiel Wilhelm lachend ein, und plötzlich entſtand eine allgemeine Stille.

„Ey! wer ſpricht denn da?“ fragte Schierling mit einem gedehnten, höhniſchen, krähenden Tone.

„Ein Mann, den Sie ſehr wohl kennen!“ antwortete Wilhelm. „Allenfalls kann ich aber auch Ihrem Gedächtniß mit gewiſſen Erinnerungen zu Hülfe kommen; nur ſteh' ich nicht dafür, daß ſie Ihnen Ehre bringen.“ —

„Darüber werd' ich mir nach Tiſche eine Erklärung ausbitten;“ ſagte der Lieutenant: „Jetzt hungert mich.“ — Er aß mit Haſt, ſprach wenig, und kein Wort von Hähnenthal. Seine Erzählung, daß er neuerlich dort geweſen ſey, war überhaupt ein bloßer Windſchnitt, um Wilhelmen

helmen (deſſen Verhältniß mit Luiſen ihm noch von der Lagerzeit her bekannt war) zu ärgern und in Unruhe zu ſetzen.

Als man von der Tafel aufgeſtanden war, umringten den Herrn von Schierling ſeine Freunde, und forſchten nach dem Nahmen des Tolldreiſten, der ihm nicht erlauben wollte, ein hübſches Mädchen zu verführen. Da ſie hörten, daß er ein unbedeutender Menſch ohne Rang und Stand ſey, ſo fanden ſie ſeinen Einſpruch noch unverzeihlicher, und pflogen heimlich Rath, wie er dafür beſtraft werden müſſe. Er nahte ſich, weil dieſes Flüſterns kein Ende ward, dem vertraulichen Zirkel, und fragte den Herrn von Schierling: ob er mit ihm noch etwas zu ſprechen habe; er könne ſich nicht länger aufhalten.

„Unſere Sache läßt ſich hier nicht abthun;“ antwortete der Lieutenant: „Sie werden weiter von mir hören!“ —

„Und Sie von mir,“ verſetzte Wilhelm, „wofern Sie ſich beykommen laſſen, dem Mädchen in Hühnenthal nachzuſtellen!“ —

Indem er dieß ſagte, erhoben Schierlings Freunde ein unwilliges Gemurmel gegen ihn; er ſah einen nach dem andern an; ſie ſchwiegen, und er ging ruhig ſeines Weges.

Antonio, dem er dieſen Vorfall erzählte, nahm die Sache auf die leichte Achſel, und hielt dafür, ſie werde von keinen Folgen ſeyn, weil Herr von Schierling in dem Ruf ſtehe, daß er mehr Mundwerk als Muth habe. „Mir iſt gar nicht bange vor ihm;“ antwortete Wilhelm: „dennoch will ich, wo möglich, einen ernſthaften Streit mit ihm vermeiden. Ich kenne meine Hitze; ſie führt mich oft weiter als gut iſt. Wenn er alſo kommen und nach mir fragen ſollte, ſo weiſen Sie ihn nur mit dem Vorwand ab, ich ſey nicht zu Hauſe.“ —

„Mit nichten, Freund!“ rief Antonio lachend: „Was würde Kant dazu ſagen, wenn ich ſo die Wahrheit verletzte? — Wiſſen Sie noch, was ich Ihnen drohte, als Sie neulich in unſrer Abendgeſellſchaft ſeinen Grundſatz ſo tapfer vertheidigten? — Dabey bleibt es!“ —

Wilhelm hielt dieſe Rede für einen Scherz, und ging, ohne ſie zu widerlegen, in ſein Zimmer.

Bald darauf hörte er, daß am Vorſaale geklingelt, die Thür von Antonio geöffnet, und der Ankommende zu ihm gewieſen wurde. Starke Schritte polterten über den Saal; ein Fauſtſchlag krachte an ſeiner Stubenthür; im gleichen Moment ward ſie ſtürmiſch aufgeriſſen, und Herr von Schierling trat mit bedecktem Kopf ins Zimmer.

„Ich erbitte mir vor allen Dingen Höflichkeit!“ rief ihm Wilhelm entgegen, und der Lieutenant warf ſeinen Hut auf den Tiſch.

„Sie haben mich beleidigt!“ fing er an. „Ich würde Genugthuung fordern, wenn ich ſie von Ihnen durch den Degen erhalten könnte —“

„Und ich Thor genug wäre, mich mit Ihnen zu ſchlagen!“ fiel Wilhelm ein.

„Dieſe Ehre widerfährt Ihnen gar nicht, mein Herr!“ verſetzte der Officier.

Wilhelm lachte laut.

„Ich verlange nichts von Ihnen als eine ſchriftliche Abbitte und Ehrenerklärung, ſammt einem förmlichen Widerruf Ihres Vorwurfs, daß Sie Dinge von mir wüßten, die mir zur Schande gereichten.“ —

„Wie? — Ich ſoll mich und die Wahrheit Lügen ſtrafen? — Nimmermehr? Eine ſolche Schrift ſtell' ich in keinem Fall aus!" —

„Herr, Sie müſſen!" —

„Keinen Federzug!" —

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?" ſchnaubte der Lieutenant, indem er ihm den raſch gezogenen Degen auf die Bruſt ſetzte.

„Meuchelmörder!" rief Wilhelm, und entrang ihm den Degen. Schierling wollte ſein Schwert mit Gewalt wieder erobern. Wilhelm warf es zum Fenſter und ihn zur Thür hinaus.

Plötzlich hörte man ein Geſchrey auf der Gaſſe. Es entſtand ein Auflauf. Der Degen war ſenkrecht auf die lange Schleppe eines vorbey gehenden Frauenzimmers herab geſchoſſen, und mitten hindurch in den Boden gedrungen. Das erſchrockene Frauenzimmer ſtand wie gefeſſelt. Ein Polizeybedienter, der ſich unter den herbey ſtrömenden Leuten befand, zog den Degen aus der Erde, eilte damit in Antonio's Haus, und erkundigte ſich genau nach dem Hergang der Sache. Zum Unglück des Entwaffneten war unter der Menge, die ſich mit herein drängte, ein Officier von männlichem Alter und ernſthaftem Anſehen. Herr von Schierling rief ihn gegen den Polizeybedienten, der die Auslieferung des Degens verweigerte, zum Beyſtand auf: allein er zuckte ſchweigend die Achſeln, und ging fort.

Eine Stunde nachher ward Wilhelm verhaftet, und wieder in das feſte Stübchen gebracht, das er ſchon ein halbes Jahr zuvor einige Tage bewohnte. Auch Herr von Schierling mußte ſein Quartier mit einem engen Zimmer in der Hauptwache verwechſeln. Antonio bereute nun doch, daß er Kants Lehre befolgt, und den Friedensſtörer nicht an der Thür abgewieſen hatte.

13.

Herodes und Pilatus.

Herr Mückenfänger, lächerlichen Andenkens, war abermahl zu Wilhelms Richter ernannt worden. „Ich dachte wohl,“ hob er das Verhör an, „daß wir einander bald an dieſem Orte wiederſehen würden!“ — Nun folgte über die Texte: „Unglück iſt wohlfeil“ — und „Jugend hat nicht Tugend“ — eine lange Strafpredigt, mit welcher aber wir den Leſer nicht ſtrafen wollen.

Ungeachtet Wilhelm ſehr verdrießlich war, daß er wieder vor dem heißen Brete ſtehen mußte, ſo konnte er ſich dennoch mitunter des Lachens nicht enthalten. Das war beſonders der Fall, als der Herr Kriminalrath mit unbeſchreiblicher Bedächtlichkeit eine Elle ergriff, und die verwundete Schleppe langſam ausmaß, um die Nähe der Todesgefahr des Frauenzimmers zu beſtimmen, das übrigens, wie Wilhelm jetzt erfuhr, keine Dame von Stande, ſondern eine gemeine Köchin geweſen war, die ſich über die Gebühr herausgeputzt, und mit einer Schleppe von richtigen drey Ellen die Gaſſen gefegt hatte. Dieſer Umſtand gab ihm einen halb ſcherzhaften Vertheidigungsgrund an die Hand. Die Köchin, ſprach er, ſey an dem Schrecken, den ſie gehabt habe, ſelbſt Schuld. Hätte ſie ſich nicht über ihren Stand erhoben, und ſich einen ſo unmäßig langen Prachtſchweif angeſchafft, ſo würde ſie den hinter ſich herab fallenden Degen gar nicht bemerkt haben. „Das verändert nicht den statum causae,“ verſetzte der Rath; doch ließ er Wilhelms Ausfall gegen die Schleppenwuth der Dienſtmägde ſehr ausführlich ins Protokoll eintragen.

Antonio ruhte nicht, bis er ſeinen Freund aus dem Gefängniſſe losgebürgt hatte. Die Unterſuchung ging ihren Schneckengang fort. Am Ende blieb Wilhelm zwar mit Strafe verſchont, erhielt aber die Weiſung, binnen acht Tagen die Hauptſtadt zu verlaſſen. Herr von Schierling ward auf den Antrag ſeiner Kameraden (die mit ihm, weil er zur Thüre hinaus geworfen worden war, nicht mehr dienen wollten) ſeiner Officiersſtelle für verluſtig erklärt, und über dieß, als Urheber des Streits und Hausfriedensbrecher, zu einer halbjährigen Feſtungsgefangenſchaft verurtheilt.

Das Kriminalgericht hätte nicht nöthig gehabt, Wilhelmen aus der Stadt zu weiſen; denn noch vor Bekanntmachung dieſer Sentenz thaten es ſeine Aeltern. Doch ehe wir von dieſem Abruf weiter ſprechen, müſſen wir zuvor der mancherley Beſchwerden und Hiobspoſten erwähnen, die ihn veranlaßten. In die Fußſtapfen der Geheimen Räthin (die, wie wir ſchon wiſſen, nach dem Gezänk über Waſſerflohs Beinkleider eine zornſprühende Epiſtel abgehen ließ) trat der Rath Mückenfänger mit einem ängſtlichen, drey Foliobogen ſtarken Sendſchreiben, worin beynahe die ganzen Acta criminalia contra Wilhelm Frank kopiert waren, und alſo auch der Umſtand nicht fehlte, daß Luiſe den Zwiſt veranlaßt hatte. Dieſe weitſchweifige Relation war nichts als eine Einleitung zu der Anfrage: ob ſich Wilhelm mit Wiſſen und Willen ſeiner hoch- und werthgeſchätzten Aeltern in der Reſidenz aufhalte.

Man kann ſich vorſtellen, was für einen widrigen Eindruck dieſe beyden Briefe in Hühnenthal machten, wie ſehr ſie die Galle gegen Luiſen erregten! Madame Frank war außer ſich, daß die ſchöne Hoffnung, ihren Sohn in ein adeliges und über dieß ſehr reiches Haus zu verheirathen, nun auf Ein Mahl, wie eine bunte Seifenblaſe, in Nichts zerfloß. Ihr Geburtsſtolz hätte vielleicht den Schlag, der ihn traf, bald überwunden: aber ihre Mutterliebe konnte ſich nicht zufrieden geben, daß Wilhelm ein Glück verſcherzt hatte, das in ihren Augen unerſetzlich war. Aus Mutterliebe haßte ſie nun Luiſen und deren Aeltern ſo glühend, daß ſie ihren Gatten auf alle mögliche Art zur Bedrückung der ſchuldloſen Familie anreitzte.

Viel Mühe koſtete das nicht; denn ſeit dem Tage, da Wigand (bey Gelegenheit des Korbes, den der Pfarrer in Steindorf bekam) ſo feſt und männlich mit ihm ſprach, lag ſchon der Zunder der Rache in ſeinem Herzen.

Herodes und Pilatus werden oft Freunde, um einen Dritten gemeinſchaftlich zu verfolgen. So ging es auch hier. Herr Frank hatte den ſchmeichleriſchen Pfarrer (der ihm einsmahls, wie ſich der Leſer erinnern wird, ſeinen unterthänigſten Dank für eine genoſſene Mahlzeit durch einen Handkuß bezeigen wollte) bisher ſehr kalt behandelt, und ihn nie wieder zur Tafel gezogen: aber jetzt auf Ein Mahl erhielt der geiſtliche Herr eine Einladung ins Schloß, und konnte ſich vor Freude darüber kaum faſſen. Ein Schmarotzer, dem eine Weile der Brodkorb hoch gehängen wurde, läßt ſich zu allem brauchen, ſo bald man ihm den Korb wieder näher rückt. Auch der Herr Paſtor verſprach mit den heiligſten Betheuerungen gehorſamſte Folge, als ihm jetzt der Gerichtsherr bey einem vertraulichen Glaſe Rheinwein unter den Fuß gab, auf den Schulmeiſter ein wachſames Auge zu haben, und ihm nicht bey der geringſten Vernachläſſigung ſeines Amtes durch die Finger zu ſehen. „Die Kinder meiner Unterthanen“ — ſprach der Mann, der ſonſt ein Verächter des Schulweſens war — „wachſen wie die Hottentotten auf; ihr Lehrer verſäumt ſie; er kurirt lieber Pferde, als daß er die ihm anvertrauten jungen Seelen bilden ſollte. Ich kann als Gerichtsobrigkeit nicht länger dazu ſtill ſchweigen, und verweiſe Sie, Herr Paſtor, hiermit auf Ihre Pflicht, die Schule fleißig zu viſitiren. — Ueber dieß iſt der Wigand ein Medikaſter, der den Aerzten ins Handwerk pfuſcht, und ein Schlachtopfer ſeiner Unwiſſenheit nach dem andern auf den Gottesacker liefert. Seiner ſtörriſchen und trotzigen Gemüthsart nicht zu gedenken.“ —

„Die ich leider ſchon oft mit der tiefſten Kränkung empfand!“ fiel ſeufzend der Paſtor ein. „Können Ew. Wohlgebornen glauben, daß er wie Gleich und Gleich mit mir umgeht, und mir noch nie bey geiſtlichen Amtsverrichtungen den Prieſterrock oder Mantel nachgetragen hat, wie doch alle Schulmeiſter im ganzen Lande thun?“ —

„Ey! warum ſind Sie — bald hätt' ich geſagt ſo ein Schaf — daß Sie das leiden? — Dringen Sie bey der nächſten Gelegenheit darauf, und wenn er ſich, wie zu vermuthen iſt, mit Unbeſcheidenheit weigert, ſo erſtatten Sie darüber an Ihre Vorgeſetzten Bericht, und laſſen Sie darin alle Beſchwerden zuſammen, die Sie gegen ihn haben und auftreiben können. Ich werde, ſo viel in meiner Macht ſteht, Ihre geiſtliche Würde jederzeit ſchützen und handhaben.“ —

Der Pfarrer war ſo gerührt, daß ihm Thränen in die Augen traten, und er gelobte nochmahls feyerlich an, den hohen Befehlen pflichtſchuldigſte Folge zu leiſten.

14.

Der Mantelſtreit.

Wie der Herr Paſtor ſeine Gelobung erfüllte, und was ſonſt für Kabalen geſchmiedet wurden, das ergibt ſich aus einem Briefe, den Wilhelm von Wiganden erhielt. Hier ein Auszug davon:

Ueber meinem Haupte, ſchrieb er, zieht ſich ein Ungewitter zuſammen, das aus dem Lande der Liebe kommt. Sie und Luiſe — ihr habt es erregt! Mein Herr Paſtor ſpielt den Jupiter, und ſchleudert Blitze. — Doch ich will von kleinlichen Dingen nicht ſo hoch ſprechen; ich will natürlich erzählen.

Wir haben ſchon zwölf oder dreyzehn Jahre die Ehre, unſern Herrn Pfarrer zu beſitzen, und in dieſer langen Zeit fiel es ihm nur Ein Mahl — und zwar gleich Anfangs — ein, mich zu ſeinem Mantelträger brauchen zu wollen. Ich lehnte dieſes Bedientengeſchäft, das ich bey ſeinem Vorgänger nie verrichtet hatte, höflich ab,

und

und er war nachher ſo vernünftig, mich nicht wieder dazu aufzufordern. Als wir aber vor acht Tagen — nachdem er kurz vorher bey Ihren Aeltern zur Tafel geweſen war — zu einem Kranken ans äußerſte Ende des Dorfs gerufen wurden, wollte er mir mit Gewalt ſeinen geiſtlichen Ornat aufpacken. Herr Paſtor, ſprach ich, Sie zogen ſeit ſo vielen Jahren den Prieſterrock bey dergleichen Amtsgängen in Ihrem Zimmer an: warum wollen Sie eben heute von dieſer Gewohnheit abgehn? Er wird Ihnen auf dem Leibe recht wohl thun; das Wetter iſt rauh. — Dieſe beſcheidene Antwort nahm er ſehr übel auf, und verfolgte mich mit ſeinem ſchwarzen Talar bis an die Treppe. Ich kroch rückwärts wie ein Krebs, und griff durchaus nicht zu. Er bekleidete ſich nun ſehr haſtig damit.

Wir gingen fort. Er lief vor Zorn ſo ſchnell, daß ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte.

Noch an demſelben Tage erſchien er plötzlich in der Schulſtube, wo er ſich ſeit undenklichen Zeiten nicht hatte ſehen laſſen, und fing an, die Kinder zu examiniren. Er legte ihnen lauter ſchwere Doktorfragen vor, bey denen er wahrſcheinlich ſelbſt ſtumm geblieben wäre, wenn man ihm unvorbereitet damit auf den Zahn gefühlt hätte. Kein Wunder alſo, daß meine Buben auf Tauſend nicht Eins antworten konnten. Er ſtieß heuchleriſche Seufzer aus, und ging ſeines Weges, ohne mich anzuſehen.

Tages darauf erfuhr ich, daß er einen Brief an den Superintendenten durch einen reitenden Bothen abgeſchickt hatte. Die Folge war eine ſchriftliche Ladung, ſogleich nach Verleſung dieſes vor Ihro Hochwürden zu erſcheinen. Ich ging getroſten Muthes, und vertheidigte mich tapfer gegen die Klagepunkte, die mir vorgehalten wurden. Es war ein großer Haufe; denn auch Ihr Herr Vater hatte ſein Kontingent dazu geliefert, und einen alten verdorbenen Advokaten, der dem Teufel überall die Feuergabel nachträgt, in der ganzen Gegend umher geſchickt, um alles gegen mich ausſpären und aufſammeln zu laſſen, was nur irgend zu meinem Nachtheil verdreht werden konnte. Ich ſtehe, zum Beyſpiel, dann und wann einem Kranken mit unſchuldigen Hausmitteln bey: das hießen unverſtändige Kuren und mediciniſche Vergiftungen; — ich ſtrafe bisweilen einen ungezogenen Knaben mit einem Schilling: das hieß

Kinder zu Krüppeln ſchlagen, und ſo weiter. Kurz, es war eine lange, häßliche Litaney, die mir der Superintendent vorſang, und er kündigte mir zuletzt an: er müſſe meine Vergehungen, ob ich ſie gleich nicht eingeräumt habe, ans Konſiſtorium berichten. Sein ganzes Benehmen verrieth, daß man ihn zum Bunde gegen mich gewonnen hatte.

Trotzend auf meine Unſchuld, erniederte ich mich zu keiner Bitte um Schonung. Doch kam ich mit einem trüben Geſichte nach Hauſe, und erzählte meinen Leutchen zu offenherzig, was mir in der Superintendtur begegnet war. Meine Frau, deren Geſundheit ſchon ſeit einigen Monaten gewankt hatte, ward darüber von einem Schrecken befallen, der ſie aufs Krankenbett warf. — —

So weit Wigands Schreiben, das Wilhelmen um ſo mehr ängſtigte, da er ſelbſt der Veranlaſſer dieſer Feindſeligkeiten war, und kein Mittel ſah, ihren Fortgang zu hemmen. Zu gleicher Zeit empfing er von ſeinen Aeltern einen Brief, der Hand und Fuß hatte, und den Befehl enthielt: ſofort die Reſidenz zu verlaſſen, und ſich in ein gewiſſes, eine Tagereiſe davon entlegenes Städtchen, Nahmens Rockenwitz, zu begeben, wo der daſige Bürgermeiſter, Herr Peter Mohn, von ſeiner Ankunft ſchon unterrichtet und bereit ſey, ihn mit Wohnung und Koſt zu verſorgen.

„Du haſt oft aus meinem Munde gehört,“ ſetzte ſeine Mutter hinzu, „daß der Herr Bürgermeiſter zwar kein witziger Kopf, aber in ſeiner Art ein Cröſus iſt, und eine einzige Tochter hat, die das allgemeine Gerücht als ein Wunder der

Schönheit und Anmuth rühmt. Ich habe ſie Dir, da Du Dich um die Gunſt des Fräuleins von Alfanz gebracht haſt, zur Gattin beſtimmt, und ich hoffe, ſie wird Deinem ländlichen Geſchmack beſſer zuſagen als die Damen der Reſidenz, mit denen Du Dich nicht vertragen kannſt. Aus mehrern Urſachen wünſche ich, daß Du uns von nun an in allen Punkten unbedingten Gehorſam leiſteſt: denn es iſt der einzige Weg, den Schulmeiſter Wigand zu retten, über deſſen Haupte ein Schwert an einem Haare hängt.“ —

Wilhelm antwortete ſogleich: „Die Hauptſtadt iſt mir verhaßt; ich gehorche mit Vergnügen dem Befehl, ſie zu verlaſſen. Aber wäre auch das Mädchen in Rockenwitz die Krone ihres Geſchlechts, ſo kann ſie doch nie meine Gattin werden. Ich ſchwor Luiſen ewige Treue, und ich werde ſie halten: es gehe, wie es gehe.

Daß Wigand wegen unſrer Liebe Bedrückungen leidet, iſt nicht fein. Seine Schuldloſigkeit wird und muß über alle Ränke ſiegen, wenn Recht und Gerechtigkeit im Lande herrſcht. Unterliegt er aber der Kabale, ſo eil' ich unaufhaltſam ihm zu Hülfe; und kann ich nichts weiter für ihn thun, ſo flüchte ich mit ihm und ſeiner Familie in einen ſtillen und ruhigen Winkel der Erde, und ernähre die Armen, die meinetwegen an den Bettelſtab gebracht wurden, durch meiner Hände Arbeit.“ —

Antonio und ſeine Frau bedauerten ſehr, daß ſich ihr Freund und Hausgenoß von ihnen trennen mußte. Auch ihm beklemmte der Abſchied von dieſen braven Leuten das Herz. Er verabredete mit ihnen einen wöchentlichen Briefwechſel, und ſie begleiteten ihn einige Meilen.

15.

Der Wåhrwolf.

Es war ſchon dunkler Abend, als Wilhelm in Rockenwitz anlangte. Er hielt es für unſchicklich, den Herrn Bürgermeiſter ſo ſpåt zu überfallen, und ſtieg deßhalb in einem Gaſthofe ab, deſſen Wahl keine Schwierigkeiten machte, weil er der beſte und der ſchlechteſte des Oertchens zugleich war. Gerade an dieſem Tage zeigte er ſich in ſeinem größten Glanze, und ſchien mit den berühmteſten Hotels der Hauptſtadt wetteifern zu wollen. Alle Fenſter des erſten Stocks waren pråchtig erleuchtet; Muſik und fröhlicher Jubel ſchallte herab.

Wilhelm ſtand dagegen auf der Hausflur verlaſſen. Niemand, den er um ein

Zimmer anredete, hielt ihm Stich. Der Wirth und ſein Hausgeſinde jagten ſich, mit Wein- und Bierflaſchen in den Händen, die Treppe hinauf, und hatten für ihn nicht eher Augen und Ohren, bis er wild ward, und mit einer Klage bey dem Herrn Bürgermeiſter drohte. Das ſchlug an. Man verſprach ihm ein köſtliches Zimmer und alle mögliche Bequemlichkeit, ſo bald nur die Societät, die wöchentlich an dieſem Tage das ganze Haus inne habe, aus einander gegangen ſey. Indeſſen möge er ſich, ſetzte der Wirth hinzu, geneigt gefallen laſſen, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen, die es ſich zur Ehre rechne, anſtändigen Fremden ihren Zirkel zu öffnen.

Gereizt durch die ſchöne Gelegenheit, die elegante Welt von Rockenwitz beyſammen zu ſehen, und ſie, wie auf einem Vogelherde, mit Einem Ruck zu fangen, folgte Wilhelm dem Wirth ins obere

Stockwerk, vermied aber, weil er geſtiefelt und überhaupt reiſemäßig gekleidet war, auf den erſten Anlauf den Tanzſaal, und ließ ſich vor der Hand in ein Nebenzimmer führen, wo die Veteranen von Rockenwitz und Andere, die Terpſichorens Kunſt verachteten, in Tabakswolken gehüllt ſaßen. Sie empfingen ihn mit großen Reverenzen; und als ſie nach einigen Minuten hörten, daß er aus der Reſidenz kam, ſtanden ſie abermahl ſammt und ſonders von ihren Stühlen auf, ſetzten ſich mit neuen Scharrfüßen von noch größerer Länge und Breite in Unkoſten, und waren unerſchöpflich, ihm Achtung und Ehre zu erweiſen. Seine beſcheidene und natürliche Sprache machte ſie jedoch bald beherzt, recht traulich mit ihm zu koſen.

Er ſah einen nach dem andern forſchend an, um den Cröſus des Städtleins, den er unter ihnen vermuthete, heraus zu finden. Seine Mutter hatte geſagt und geſchrieben: Herr Peter Mohn ſey kein witziger Kopf; das diente ihm zum Wegweiſer. Es waren aber ſo Viele da, auf welche dieſe Bezeichnung paßte, daß er endlich nach dem rechten Manne fragen mußte.

„Den ſuchen Sie hier vergebens!“ antwortete lachend ein alter Invaliden-Hauptmann mit einem Stelzfuße: „Der ſitzt zu Hauſe, und lieſ't Doktor Fauſts Höllenzwang oder eine Abhandlung über Waſſernixen und Bergmännchen.“ —

„Ich kann Ihnen hierüber ganz beſtimmte Auskunft geben;“ fiel der Stadtſyndicus ein: „Ihro Wohlweisheit ſtudieren jetzt, wie ich geſtern geſehen habe, Franciſci hölliſchen Proteus oder den tauſendkünſtigen Verſteller: eine hundertjähjährige Schwarte, worin eine Menge Geſpenſtergeſchichtchen in einem ſteifen Styl erzählt ſind, der noch abgeſchmackter iſt als ſie ſelbſt.“ —

Wilhelm lächelte ungläubig; aber ſie verſicherten Mann für Mann, daß der Herr Bürgermeiſter, Trotz einem alten Weibe, an Geſpenſter glaube.

„Wie kann's anders ſeyn?“ ſprach der Apotheker. „Ich kenne den guten Hern von Kindesbeinen an; er ward zum Fabelhans erzogen. Sein Vater, ein eben ſo einfältiger als reicher Kaufmann, verkleidete ſich oft ſelbſt in den Knecht Ruprecht oder in ein anderes Ungethüm, um ſeine Kinder zu erſchrecken. Das war des alten Pinſels größter Spaß; und er ſelbſt ſah jeden ſchwarzen Kater für den Teufel an. Meines Vaters Apotheke befand ſich wohl dabey. Die niederſchlagenden Pulver, die jährlich ins Mohnſche Haus geliefert wurden, trugen eine erkleckliche

Summe ein. Der kleine Peter — unſer jetzt hochzuverehrender Herr Bürgermeiſter — und ſeine Geſchwiſterchen fürchteten ſich vor ihrem eigenen Schatten, und hätten ſich lieber ſpießen laſſen, als daß ſie Abends, ohne eine ſtarke Begleitung und Schutzwache, einen Schritt aus dem hellen Zimmer gegangen wären.“ —

„Alles wahr!“ rief der Accis-Inſpektor Schnepper. „Ich war mit dem Herrn Bürgermeiſter auf der Schule, und erlebte manchen Schwank, der ihm von luſtigen Geſellen geſpielt wurde. Unter andern überredeten wir ihn: er ſey ein Währwolf; das heißt: ein beſeſſener Menſch, der vom böſen Geiſte zu gewiſſen Zeiten in einen natürlichen Wolf verwandelt und gezwungen werde, ſich in allen Stücken wie dieſes Raubthier aufzuführen. Er widerſprach nur ſchwach, weil er die Lehre von den Währwölfen mit der Muttermilch eingeſogen hatte, und dem Fürſten der Hölle eine unbegränzte Zauberkraft zutraute. Wir waren damit nicht zufrieden. Um ihn völlig zu überzeugen, luden wir ihn zu einem Trinkgelage, benebelten ihn, daß er wie ein Dachs ſchlief, nähten ihn dann vom Fuß bis an den Kopf in einen Wolfspelz, ſtellten eine Menge Lichter um ihn her, rückten den Stuhl, auf dem er ſaß, einem Spiegel gegen über, verließen ſämmtlich das Zimmer, und ſchickten einen großen Hund hinein, der ihn anbellte. Der Währwolf erwachte, betaſtete ſich, erblickte mit Schaudern ſeine Geſtalt im Spiegel, brach in ein widriges Geheul aus, und rannte fort auf die Gaſſe. Es war ein warmer Sommerabend und heller Mondſchein. Alle Menſchen, die dem Währwolf begegneten, und ihn wenigſtens für einen entſprungenen Tollhäusler hielten, geriethen in Schrecken, ſiohen über Hals und Kopf, und die Weiber kreiſchten nach Hülfe. Er lief zum nächſten Thore, um ſich vermuthlich, ſeiner wölfiſchen Obliegenheit gemäß, in den Wald zu verfügen. Der Weg führte ihn durch eine Gaſſe, wo der Schulrektor wohnte. Dieſer befand ſich eben in einem Zimmer des Erdſtocks, hörte das Laufen und Schreyen der Fliehenden, und riß geſchwind einen halben Fenſterflügel auf, um zu ſehen, was vorging. Indem er den Kopf hinaus ſteckte, ſtand das Ungeheuer vor ihm. Er war faſt des Todes, und zog ſich ſo ſchnell und ſo unglücklich zurück, daß er durch einen heftigen Kopfſtoß ein paar Scheiben zerbrach, und ſeine groſſe, weißgepuderte Wolkenperücke — denn er gab eben Kindtaufen — am Fenſterrahmen abſtreifte und verlor. Sie fiel auf die Gaſſe, der Währwolf machte ſich über ſie her, und zerriß ſie mit Grimm, weil er ſie wahrſcheinlich für ein weißes Lamm anſah, das er, als ein rechtſchaffener Wolf, zerfleiſchen zu müſſen glaubte. Nach dieſer Heldenthat wollte er zum Thore hinaus. Die entſchloſſene Schildwache hielt ihm das Bajonett vor, und rief ihre Kameraden zu Hülfe. Er wurde gefangen, und verſchlief die Nacht auf der harten Pritſche ſeinen Rauſch. Am Morgen wußt' er ſehr gut, daß er kein wildes Thier, ſondern ein zahmer Schüler war, der ſich vor dem Herrn Rektor und einer derben Schulſtraſe über alle Maßen fürchtete. Er kam mit einem blauen Auge davon, weil ſein Vater das zerriſſene Lamm zwanzigfach erſetzte; wir aber mußten im Karzer büßen.“ —

Dieſer Schwank ward allgemein belacht; am meiſten von dem Erzähler. Einige Herren konnten ſich beſonders wegen der zerzauſ'ten Haarmütze des Schulmanns

manns vor Freude gar nicht faſſen. „O, meine Goldfreunde,“ rief der Accis-Inſpektor, „von Perücken weiß ich tauſend luſtige Schnurren. Ich will Euch nur Eine zur Probe mittheilen. Der weltbekannte Phyſiognomiſt Lavater beſuchte einſt mit ſeinem Sohne den berühmten Naturforſcher Bonnet. Auf Ein Mahl ſprang er, mitten in einem ruhigen Geſpräche, haſtig vom Stuhl auf, riß dem alten Bonnet die Perücke vom Kopf, und ſprach zu ſeinem Sohne: Sieh, wo Du einen ſolchen Kopf findeſt, da lerne Weisheit!“ — *)

Der Invaliden-Hauptmann wollte über dieſe charakteriſtiſche Gewaltthätigkeit (die heutigen Tages jeder Perückenmann von

---

*) Dieſe Anekdote erzählt auch der Ruſſe Karamſin im vierten Bändchen ſeiner Reiſen, mit der Verſicherung, daß er ſie aus Bonnets eigenem Munde gehört habe.

irgend einem eifrigen Anhänger der Schädellehre des Doktors Gall zu befürchten hat) eine Bemerkung machen; allein der Accis-Inſpektor ließ ihn nicht zum Worte kommen, ſondern überſchrie ihn mit der Anekdote vom ruſſiſchen Kaiſer Peter dem Großen, der in einer Kirche zu Danzig,*) während der Predigt, dem gravitätiſchen Bürgermeiſter, ohne Anfrage, ſeine große Alongenperücke abnahm und ſich aufſetzte, weil ihn an den Kopf fror, doch ſie nach der Predigt dem Kahlkopf, der indeſſen wie verſteinert neben ihm geſeſſen hatte, mit einer kleinen Verneigung zurück gab.

---

*) Im Jahr 1716, auf ſeiner Reiſe nach Holland.

16.

Der Haſenbraten.

Indem der Herr Accis-Inſpektor ſein Geſchichtchen endete, und ſchon wieder ein neues auf dem Rohr hatte, ſchwieg die Tanzmuſik im Saale, und die Trompeten blieſen zur Tafel. Der Tabaksklub legte die dampfenden Pfeifen bey Seite, und erhob ſich, um dem angenehmen Ruf zu folgen. Wilhelm wollte zurück bleiben; allein er mußte mit fort.

Im Speiſezimmer war ein ſchwirrendes Getümmel, daß man ſein eigenes Wort nicht hörte. Wilhelm wurde von ſeinen Begleitern, die ihre Bekannten aufſuchten, an der Thür verlaſſen, und hatte nicht die beſten Ausſichten, ſeine Eßluſt zu befriedigen. Es war nur kalte Küche ſpärlich genug aufgetiſcht, und bloß die Damen hatten, wegen Mangel des Platzes, die Ehre, an der Tafel zu ſitzen. Hinter ihren Stühlen, die wie eine Wagenburg feſt an einander gedrängt waren, ſtanden die Herren, und baten gehorſamſt und unterthänig bald um ein Scheibchen Braten, bald um ein Semmelſchnittchen. Jede Dame hatte wenigſtens einen hungerigen Kammerherrn hinter ſich. Bey manchen Stühlen ſah man aber auch mehrere Supplikanten, und ein ſolches zuſammen gedrängtes, und nach den ihm zugereichten Biſſen ſchnappendes Häuflein glich einem Neſte junger Vögel, die den Schnabel begierig öffnen, wenn ſie von ihren Aeltern gefüttert werden.

Wilhelm fand, in ein Fenſter gelehnt, dieſe dürftige Art von Abſpeiſung als Zuſchauer ziemlich luſtig; doch ſchien ſie ihm für die Empfänger etwas unbequem und erniedrigend. Er ſelbſt hatte keine Luſt, daran Theil zu nehmen, und konnte es auch nicht, weil er bey keiner Ausſpenderin den Brodbrief der Bekanntſchaft aufzuweiſen hatte. Indeſſen wurden die Semmel- und Bratenthürmchen auf den Tellern immer kleiner, und die meiſten waren ſchon bis auf den Grund abgetragen, als mit Einem Mahl der Erzähler des Wolfsgeſchichtchens (der bisher, wie ſelbſt in einen Wolf verwandelt, gegeſſen hatte) auf den faſtenden Fremdling die Augen warf, und mit eilenden Schritten zu ihm ging. „Aber ums Himmels willen!“ rief er: „was ſtehn Sie ſo fern? Eſſen ſehen macht doch nicht ſatt! Kommen Sie, kommen Sie! Mein Frauchen ſoll Ihnen alles von der Tafel zureichen, was Sie belieben.“ —

Wilhelm folgte ihm ohne großen Widerſtand, weil ſein gebieteriſcher Magen befahl, keine Komplimente zu machen. „Mein Schatz,“ ſprach Herr Schnepper zu ſeinem Frauchen, „hier bring' ich Dir einen blöden Freund, den ich Deiner milden Vorſorge beſtens empfehle. Ich bin ſatt, und laſſe nun mit Vergnügen dieſen Herrn Akzeſſiſten in meine Brodſtelle hinter Deinem Stuhle einrücken. Sagen Sie nur, wertheſter Freund und Gönner, was Ihrem Gaumen gelüſtet. Hier iſt Schinken und Wurſt — Apropos! wiſſen Sie, was der Kellner zum Koch ſprach? Brätſt Du mir eine Wurſt, lösch' ich Dir den Durſt! — Hahaha! das iſt der Welt Lauf. Eine Hand wäſcht die andre. — Doch zur Sache! Was beliebt Ihnen? Hier iſt Wurſt und Schinken, dort Kalbs- und Haſenbraten. Alles in Hüll' und Fülle.“ —

„Ich bitt' um Haſenbraten;“ ſprach

Wilhelm mit einer Verbeugung gegen die Dame. Sie griff freundlich nach dem Teller; indem ſie ihn aber Wilhelmen reichte, und er zulangen wollte, drängte ſich Herr Schnepper dazwiſchen. „Apropos!“ rief er: „Ad vocem Haſen fällt mir ein drolliges Geſchichtchen ein, das ich Ihnen erzählen muß.“ — Mit dieſen Worten zog er Wilhelmen von der Tafel weg an ein Fenſter. „Rouſſeau“ — fing er an — „Sie kennen doch den berühmten Sonderling? — Alſo Rouſſeau bewohnte eine kleine Einſiedeley zu Montmorency. In der Nähe hauſ'te ein Landjunker, der ein recht gediegener Nimrodsſohn und auf ſein rothes Ordensband ſehr ſtolz war. Nun fügte ſich's, daß einer von ſeinen leibeigenen Haſen auswanderte, und einen Kohlgarten, unweit der Einſiedeley des Philoſophen, beſuchte. Hier ward der Dieb gefangen, und mit dem

Tode beſtraft. Das erfuhr ſein Herr, und ſpie Feuer und Flammen. Die Kohlgärtnerin zitterte vor ſeiner Rache. Rouſſeau ſprach ihr Muth ein, und diktirte ihr einen Entſchuldigungsbrief, der ſich ſo ſchloß: Ich habe vor Ihren Haſen, gnädiger Herr, den größten Reſpekt; damit ich ſie aber von andern Haſen unterſcheiden kann, ſo geruhen Sie huldreich, ihnen ein rothes Band anzuhängen. — Hahaha! war das nicht ein ſcharmanter, epigrammatiſcher Einfall? — Und da drängt ſich mir eben noch ein anderes Anekdötchen auf. Auch das muß ich Ihnen erzählen. Ein Landedelmann, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe, veranſtaltete ſeiner verſtorbenen Gemahlin ein feyerliches Begräbniß. Matt und tief gebeugt ging er hinter dem Sarge, als ob er bey jedem Schritt in die Erde ſinken wollte. Plötzlich ſah er ein Häschen über den Weg laufen. Huſch! warf er ſeinen Trauermantel ab, verfolgte mit zwey Windhunden, die ihm zur Seite gingen, den Haſen, erlegte ihn, kehrte athemlos zum Leichenzuge, der indeſſen Halt gemacht hatte, zurück, und ſprach in einem weinerlichen Tone: Vollendet nun mit mir, meine Freunde, die traurige Feyerlichkeit, die mich von dem Einzigen trennt, was mir auf Erden lieb war! — Hahaha! was ſagen Sie zu dieſem zärtlichen Witwer? — Aber nun kommen Sie geſchwind! Wir wollen über dieſen Haſengeſchichtchen unſern Haſenbraten nicht vergeſſen. Er iſt delikat, ſehr delikat!" —

Nur Schade, daß keiner mehr da war, als ſie zur Tafel zurück kehrten. Madame Schnepper verſicherte mit Bedauern, der kleine Reſt ſey ihr, indem ſie ſich nur ein Mahl umgeſehen, unter den Händen verſchwunden. „Du biſt daran Schuld!"

ſprach ſie zu ihrem Manne: „Du ſtellteſt Dich dem Herrn in den Weg, als er eben zugreifen wollte.“ —

„Ein fataler Streich!“ rief Herr Schnepper. „Doch nichts in der Welt iſt ſo ſchlimm, daß es nicht etwas Gutes bewirkte. Meine Frau erinnert mich durch den Vorwurf, daß ich Ihnen im Wege geſtanden, an ein allerliebſtes Bonmot vom Profeſſor Käſtner in Göttingen. Er ſtellte einſt, in Gegenwart vornehmer Studierenden, ich weiß nicht was für Beobachtungen durch ein Sehrohr an, ſah aber mitunter nichts, als den Körper eines lebhaften jungen Prinzen, der ſich immer vor dem Auge des Rohres herum bewegte. Käſtner ließ ſich das ein Weilchen gefallen; endlich aber ſprach er lächelnd: Ew. Hoheit ſind durchlauchtig, aber nicht durchſichtig.“ —

Der Plaudermatz lachte wieder aus

vollem Halſe, und Wilhelm machte ihm das Kompliment, daß ſich über ſeinen angenehmen Anekdoten der Verluſt eines Stückchens Haſenbraten leicht verſchmerzen laſſe. „Beſonders, wenn man noch Wurſt, Schinken und Kalbsbraten im Hinterhalte weiß!“ fiel Herr Schnepper ein. „Allons! Wir wollen dieſe Hülfstruppen anrücken laſſen!“ —

Aber auch ſie waren, leider! ſchon total geſchlagen, und die Tafel glich einem Felde, über welches Raubheere von Heuſchrecken zogen, die — wie Ramler ſingt — vor ſich her blühendes Land und hinter ſich Wüſten ſehn. Doch wie dieſe geflügelten Plünderer hier und da ein geringes Hälmchen zum Andenken ſtehen laſſen, ſo waren auch noch auf der Tafel einige Ueberreſte von Semmel, Franzbrod und holländiſchem Käſe vorhanden. Der Accis-Inſpector ſammelte ſehr eifrig dieſe Broſamen, und both ſie, zum Erſatz des durch ihn entſtandenen Verluſtes, Wilhelmen an. Dieſer verbat ſie höflich. Während des Komplimentirens darüber ſtelzte der Hauptmann mit einer vollen Flaſche vorbey. „Potz Bomben und Granaten!“ — rief er in einer luſtigen Weinlaune — „ſeyd Ihr nicht klug, Inſpektor! daß Ihr unſerm Gaſt ſo trocknen Proviant zuführt? — Kommen Sie, junger Mann, und trinken Sie mit mir ein Glas Wein!“

Wilhelm wollte dem Invaliden folgen, um dem Schwätzer zu entwiſchen. Umſonſt! Dieſer hielt ihn feſt. „Warten Sie noch einen einzigen Augenblick!“ ſprach er: „Das goldne Hauptmännchen hilft mir mit ſeinem Wein auf eine wunderſchöne Anekdote, die ich Ihnen um alles in der Welt nicht vorenthalten kann. — Bey einem Profeſſorenſchmauſe zu Leipzig trank ein luſtiger Kopf dem ſehr ernſthaften Dekan der theologiſchen Fakultät die Geſundheit zu: Vivant omnes virgines![*]) Der geiſtliche Herr entſetzte ſich darob, ſchüttelte den Kopf, ſtieß aber endlich doch an, da ihm Jener vorſtellte, daß auch die Kirche eine Jungfrau und Chriſti Braut ſey. Hierauf brachte der Spaßvogel dem juriſtiſchen Dekan die Geſundheit der Witwen zu; dem mediciniſchen ein Vivat der Ehefrauen. Jeden dieſer Trinkſprüche begleitete er, wie den erſtern, mit einem paſſenden Grunde, und dieß alles in lateiniſcher Sprache. Zuletzt wandte er ſich an den Profeſſor Gottſched, der damahls philoſophiſcher Dekan war, mit dem deutſchen Ausruf: Es leben alle Junge-Mägde! — Gottſched, deſſen Geſchmack an hübſchen Dienſtmädchen (die man in Leipzig Junge-Mägde nennt) ſtadt- und landkündig war, fuhr zuſammen, und glühte, beym Gelächter und Händeklatſchen der ganzen Geſellſchaft, vor Zorn und Scham, weil er merkte, daß die ſcherzhaften Geſundheiten bloß auf ihn gemünzt waren. Doch der Trinkſprecher ſetzte ſogleich, um ihn zu beruhigen, hinzu: Friſch angeſtoßen, Herr Profeſſor! Die Philoſophie iſt die Zofe der übrigen Wiſſenſchaften.“ —

---

*) Es leben alle Jungfrauen!

Herr Schnepper mußte die letzten Worte ſeinem ungeduldigen Zuhörer ins Ohr ſchreyen; denn der plötzliche Aufſtand von der Tafel verurſachte ein betäubendes Getöſe. Die Herren beehrten ſich durch die Bank mit einem Bruderkuß; die Damen wurden ebenfalls nach der Reihe von ihnen geherzt, und auch Herr Schnepper ſtürzte ſich ins Getümmel, um den ihm gebührenden Antheil von Küſſen in Empfang zu nehmen. Froh über dieſe Erlöſung, ſuchte Wilhelm den Kapitän, fand ihn aber nirgends; und ſo hatte ihn der Anekdotenkrämer auch um die Gelegenheit gebracht, ſeinen brennenden Durſt durch ein Glas Wein zu löſchen. Glücklicher Weiſe kam ihm der Gaſtwirth in den Weg. Dem trug er auf, ihn mit Speiſe und Trank in einem Nebenzimmer zu verſorgen.

17.

Die Kanone.

Der Wirth ſchaffte bald Rath, und Wilhelm hatte ſchon beynahe eine Flaſche Wein auf Luiſens Wohl geleert, als in dem Zimmer, wo er allein ſpeiſ'te, eine Punſchgeſellſchaft ihren Sitz aufſchlug. „Aha!“ — rief der Hauptmann, der ſie anführte — „da find' ich den Patron, der mich und meinen Wein verſchmähte! Warten Sie, loſer Vogel, ich werde Krieg mit Ihnen anfangen!“ — Wilhelm entſchuldigte ſich. „Nu, nu,“ ſagte der Invalide, „ich ſah wohl, daß Sie von unſerm General-Pappelhans aufgehalten wurden.“ —

„Herr Hauptmann! — Herr Hauptmann!“ fiel der Inſpektor ein, und drohte mit dem Zeigefinger.

Ohne ſich durch dieſen Verweis irren zu laſſen, fuhr der Kapitän fort: er habe nicht länger im Speiſeſaale warten können, weil das Lager abgebrochen worden ſey, und er dann immer ſo bald als möglich die Flucht ergreiſe, um mit ſeinem hölzernen Pedal nicht in die Klemme zu kommen. „Wenn ich aber Friede halten ſoll,“

ſoll," fügte er hinzu, „ſo bringen Sie jetzt beym Punſch ein, was Sie beym Weine verſäumten!" —

Es half kein Sträuben; Wilhelm mußte ſich mit zur dampfenden Schale ſetzen. Er gehörte nicht zu den geübten Zechern, die bey Bacchusfeſten ſo kühl bleiben, als ſchlürften ſie Waſſer: er ward, da ihn der Wein ſchon erwärmt hatte, nach dem Genuß einiger Gläſer Punſch ſehr luſtig, und nahm ſich ſogar, wie wir bald hören werden, die Freyheit heraus, den Herrn General-Accis-Inſpektor (der über dieß Advocatus immatriculatus et Notarius publicus Caesareus, auch verpflichteter Gerichts-Direktor auf mehrern adeligen Gütern war) ein wenig zum Beſten zu haben.

Dieſer titelreiche Mann wollte hier wieder ſeinen Anekdotenkram auslegen, und den Alleinhandel der Unterhaltung behaupten; die Uebrigen hatten ſich aber Muth getrunken, ihm dieß Monopolium ſtreitig zu machen, und überſchrien ihn von allen Seiten. Da ſie ihn nicht in Einem Athem fort ſchwatzen ließen, gönnte er auch ihnen dieſe Glückſeligkeit nicht. „Still, meine Herren!“ rief er. „Laſſen Sie den jungen Mann aus der Reſidenz ſprechen! Wir haben ſo ſelten Gelegenheit, von dort her Neuigkeiten zu erhalten. Er kann und wird uns damit erfreuen.“ —

Nun hob er an nach tauſend Dingen zu forſchen. Doch ſchien ihm mehr an den Fragen als an den Antworten zu liegen: denn er wartete ſie ſelten ab, und war er ja bisweilen ſo geduldig, ſo thaten ſie ihm, ſie mochten ſo gegründet ſeyn als ſie wollten, keine Genüge. Er wußte alles beſſer. „Je, daß dich das Mäuschen beiß!“ rief er oft: „Das junge Herrchen will uns Naſen drehn! Ja, ja, das iſt in großen Städten gebräuchlich!" —

„Sie irren ſich!" antwortete Wilhelm. „Im Gegentheil wird jetzt in der Reſidenz die Wahrheit allgemein Mode. Der Hof fing an, ihr zu huldigen, und alle Schmeicheleyen zu verbannen. Die Stadt folgte nach. Zahlreiche Geſellſchaften traten zuſammen, und verbanden ſich feyerlich, im Reden und Handeln gerade und offen zu ſeyn, und die Biederbheit der deutſchen Vorwelt wieder herzuſtellen." —

Alle lachten, alle zweifelten; nur Schnepper nahm den Scherz für Ernſt, um den unartigen Leuten, die ihn nicht das Wort allein führen ließen, zu widerſprechen. „Warum wäre das nicht möglich?" rief er aus. „Ich glaub' es vollkommen; beſonders, da ich höre, daß der Hof die Bahn gebrochen hat. Unſer Landesvater liebt Kürze und Einfachheit in allen Geſchäften; und das wird mir doch jeder, der ſich nicht erſt ſeit geſtern in der Welt umſieht, zugeſtehen, daß die Wahrheit das beſte Mittel dazu iſt.“ —

„Sehr richtig!“ verſetzte der Stadtſchreiber. „Man plackte ſich, zum Beyſpiel, oft Jahre lang mit lumpigen Dieben, um hinter ihre Streiche zu kommen: wenn aber die Schufte künftig zur Fahne der Wahrheit ſchwören, und gleich im erſten Verhör alle begangene Räubereyen an den Fingern herzählen, ſo kann man ihnen ſtehenden Fußes den Strick um den Hals werfen laſſen. — Und was würden Sie, Herr Inſpektor, für contrebande Waaren erbeuten, wenn die Schleichhändler, ſo bald ſie glücklich damit zum Thor herein wären, bey Ihnen zur Beichte gingen!“ —

„Spottet, wie Ihr wollt!“ ſchrie der Inſpektor ins allgemeine Gelächter. „Ich ſag's und bleibe dabey: Wahrheit iſt ein gut Ding! Was verdirbt man nicht in der Welt für Zeit damit, daß man da und dort und überall mit leiſen Katzenſchritten und in weiten Bogen um den Brey herum ſchleicht! Gerade aus iſt der kürzeſte Weg! Und geſetzt auch, der Hof und die Hauptſtadt wären uns nicht mit dem rühmlichen Beyſpiele der Wahrheitsliebe vorangegangen, ſo wollen wir's thun; wir wollen uns durch einen deutſchen Handſchlag verbinden, frey, offen und ohne Komplimente zu ſprechen und zu handeln; wir wollen, mit Einem Worte, eine Wahrheitsbrüderſchaft ſtiften.“ —

„Freund, Du ſchwärmſt!“ fiel der Hauptmann ein. „Die Wahrheit iſt eine Kanone, die ſich leicht abbrennen läßt: aber, gegen uns gerichtet, ihren Donner zu hören — das koſtet Muth!“ —

„Den hab' ich und jeder ehrliche Mann!“ ſagte der Inſpektor mit Enthuſiasmus, und griff nach dem Punſchglaſe. „Angeſtoßen, Brüder! Es lebe die Wahrheit! Vivat hoch!“ —

Gegen dieſen Trinkſpruch war nichts einzuwenden. Die Gläſer klirrten, und Herr Schnepper forderte dann den Handſchlag des Bundes ein. Alle gaben ihn lachend ab, weil ſie dieſe Verbrüderung als einen luſtigen Einfall betrachteten, der über Nacht wieder vergeſſen ſeyn werde. Aber mit dieſer leichtſinnigen Behandlung ſeiner ernſthaften Idee war der Inſpektor nicht zufrieden. Er ſehe wohl, ſagte er, daß ſich eine ſo wichtige Sache beym Punſchglaſe nicht abhandeln laſſe: er werde daher an einem der nächſten Tage ein Circular-Schreiben herum ſenden, das jeder, der dem Bunde der Wahrheit beytreten wolle, mit ſeinem Nahmen unterzeichnen möge. Dieſer Vorſchlag fand einſtimmigen Beyfall, und es ward nun von andern Dingen geſprochen.

18.

Liebeskummer.

Wilhelm bemerkte in der Geſellſchaft einen jungen Officier, der von ſeinem Glaſe nur nippte, wenig ſprach, noch weniger lachte, ihn oft anſah, und dabey immer einen Seufzer zu unterdrücken ſchien. Es fiel in die Augen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und daß ihm unſer Ritter der Wahrheit aus irgend einer Urſache keine gleichgültige Perſon war. Wilhelmen beunruhigte das. Er zog den Inſpektor bey

Seite, und erkundigte ſich nach dem Nahmen des jungen Mannes.

„Lieutenant Woldemar;“ antwortete Schnepper: „ein Sohn jenes alten Hauptmanns von Kapernaum mit dem Stelzfuße.“ —

„Was mag ihm fehlen?“ fragte Wilhelm weiter. „Er ſcheint einen geheimen Kummer zu haben.“ –

„Ich weiß, wo ihn der Schuh drückt!“ verſetzte der Inſpektor. „Er iſt verliebt, bis zum Sterben verliebt in die Tochter unſers venerablen Bürgermeiſters, und Emilie — ſo heißt das ſchöne, gute Mädchen — liebt ihn nicht minder. Der Alte ſchien bisher nicht abgeneigt, in ihre Verbindung zu willigen; aber vor ungefähr acht Tagen bekommt er — Gott weiß wo her — einen Brief, der ihn ganz umkehrt. Er befiehlt ſeiner Tochter ſogleich, allen Umgang mit Woldemarn einzuſtellen, weil ſich eine vortheilhaftere Partie für ſie gefunden habe. Es werde nächſtens, ſagt er, ein reicher, junger Mann eintreffen, den ſie heirathen ſolle und müſſe. — Emilie weint, ringt die Hände, bittet und fleht, ihr Herz nicht ſo gewaltſam zu zerreißen: doch das hilft alles nichts; er beſteht auf ſeinem Kopfe, tobt und ſchnaubt wie ein grimmiger Währwolf, verbiethet dem Liebhaber, der ſonſt täglich freyen Zutritt hatte, das Haus, und bewacht das Mädchen mit hundert Augen. Unter ſolchen Umſtänden muß freylich dem guten Woldemar der Punſch gallenbitter ſchmecken; und das um ſo mehr, da ſich ſeit einigen Stunden in unſerer Geſellſchaft das Gerücht verbreitet hat, daß Sie, mein wertheſter Herr, der vom Vater begünſtigte Nebenbuhler wären.“ —

Wilhelm gab dem Plaudermatz auf ſeine zudringliche Frage, ob dieſe Sage gegründet ſey, eine zweydeutige Antwort, und machte ſich von ihm los, um mit Woldemarn zu ſprechen. Hierzu fand er bald Gelegenheit, da ſich die Punſchgeſellſchaft nach und nach zerſtreute. Woldemar blieb zurück; ſo bald er ſich aber mit Wilhelmen allein ſah, ſtand er unruhig auf, um ſich ebenfalls zu entfernen.

„Erlauben Sie mir ein Wort im Vertrauen!“ redete Wilhelm ihn an. „Meine Gegenwart drückt Sie; ich hoffe jedoch, mich Ihnen mit zwey Worten angenehmer zu machen. Sie lieben Emilien — Sie fürchten von mir, durch Mißbrauch der väterlichen Gewalt verdrängt zu werden. Beſorgen Sie nichts! Ich bin ſchon mit einem andern Mädchen verlobt. Wär' ich aber auch noch frey, ich würde dennoch Ihnen nicht in den Weg treten. Rechnen Sie vielmehr auf mein redlichſtes Beſtreben, das gute Vernehmen zwiſchen

Ihnen und Emiliens Vater wieder herzuſtellen.“ —

„Edler Mann!“ rief Woldemar. „Kennen Sie Emilien ſchon?“

„Nein,“ ſagte Wilhelm.

„Das iſt ſchlimm! Ich fürchte, wenn Sie das liebenswürdige Mädchen ſehen, Sie nehmen Ihr Wort zurück.“ —

„In keinem Fall! Und kann es zu ihrer Beruhigung dienen, ſo reiſe ich mit Anbruch des Tages wieder ab.“ —

„Nein, bleiben Sie, ſeyn Sie der Schutzgeiſt meiner Liebe!“ —

Die Jünglinge umarmten ſich.

„So ward denn doch ein Mahl“ — fuhr Woldemar fort — „durch einen Schwätzer etwas Gutes geſtiftet! Er hat mir eine Felſenlaſt vom Herzen gehoben. Doch indem er mir dieſe Wohlthat erzeigte, und mit Ihnen bey Seite flüſterte, kam gegen ihn eine Verſchwörung zu Stande. Die Punſchgeſellſchaft beredete ſich, ſeinen Bundesbrief, den er in der Stadt herum ſenden will, insgeſammt zu unterſchreiben, und dann die Kanone der Wahrheit — wie mein Vater ſagt — recht ſcharf gegen ihn ſelbſt zu richten. Ich möcht' ihn wohl aus Dankbarkeit warnen, ſich nicht lächerlich zu machen.“ —

„Laſſen Sie das!“ ſprach Wilhelm. „Er verdient dafür eine kleine Züchtigung, daß er alle meine Antworten auf ſeine Neuigkeitsfragen für Unwahrheiten erklärte. Ich rächte mich endlich durch eine ſcherzhafte Lüge, und gerade dieſe fand Glauben bey ihm. Einem ſolchen Querkopf kann's nicht ſchaden, wenn er mit ſeiner vermeinten Klugheit ein wenig anläuft.“ —

„Sie haben Recht;“ verſetzte Woldemar, und die neuen Freunde blieben traulich beyſammen, bis die Geſellſchaft völlig aus einander ging.

19.

Der Heerwurm.

„Seyn Sie mir herzlich willkommen!“ ſprach Herr Peter Mohn, als ihn Wilhelm am folgenden Tage beſuchte, und die erſten Komplimente vorbey waren: „Dacht' ich's doch, daß mir heute etwas Angenehmes begegnen würde! Ich ſah gegen Morgen im Traume ein großes Feuer, und nota bene! ohne Rauch. Das bedeutet Glück. Wenn aber Rauch dabey iſt, ſo zeigt dieß an, daß irgend eine frohe Erwartung fehlſchlagen wird.“ —

Wilhelm geſtand, daß er in der Traumdeutungskunſt ganz unerfahren ſey.

„Die heutige Welt ſpottet freylich darüber!“ ſeufzte der Bürgermeiſter: „Sie ſehen aber ſelbſt, wie ſchnell mein Traum in Erfüllung gegangen iſt. Ich bin, nota bene! kaum aus dem Bett aufgeſtanden, da tritt ſchon das mir geweiſſagte Glück in der Geſtalt meines künftigen Herrn Schwiegerſohns in mein Haus!“ —

„Sollten der Herr Bürgermeiſter nicht etwa bey Ihrem Traumfeuer ein wenig Rauch überſehen haben?“ —

„Gewiß nicht; dafür ſteh’ ich! Doch warum wollen Sie mir bange machen?“ —

„Nicht bange! — Meine offenherzige Erklärung, daß ich nicht die Ehre haben kann, Ihr Eidam zu werden, wird Ihnen keine Unruhe verurſachen.“ —

„Wie? Hör’ ich recht? Sie ſchlagen meine Tochter aus? — unbeſehen aus?“ —

„Um ſo weniger kann es Sie beleidigen.“ —

„Aber es iſt nicht möglich! Ich ſah doch Feuer ohne Rauch, und ich begreife nicht, wie ſich Ihre Geſinnungen ſo ſchnell geändert haben können. Es ſind ja, nota bene! kaum acht Tage, daß ich von Ihrer Frau Mutter einen förmlichen Anwerbungsbrief erhielt. Er fiel mir wie vom Himmel, und ich ſah ihn beſonders deßwegen für ein Werk des Schickſals an, weil ich mit den wertheſten Aeltern — die ich, nota bene! ſeit alten Zeiten kenne und ſchätze — die letztern zehn Jahre her nicht im geringſten Verkehr ſtand. Die Fama muß alſo, wie mich ſehr freut, den Ruhm meiner Tochter durchs ganze Land ausposaunt haben.“ —

Wilhelm ſchloß ihm nun ſein ganzes Herz auf, und eröffnete ihm alles, was der Leſer ſchon weiß. Damit ward jedoch nichts ausgerichtet. Der alte Herr entgegnete: es ſtehe mit Sternenſchrift am Himmel geſchrieben, daß Wilhelm Frank und Emilie Mohn ein Paar werden ſollten, und ſie möchten ſich beyde dagegen ſträuben wie ſie wollten, das Schickſal werde ſie dennoch dazu zwingen. — Man lache bey Leibe darüber nicht! Er ſprach ganz im Tone des jetzt blühenden deutſch-griechiſchen Parnaſſes, wo man Meiſter und Lehrlinge beſchäftigt ſieht, den Menſchen als einen gefeſſelten Sklaven des blinden Schickſals darzuſtellen.

Wilhelm war ein ſo unpoetiſcher Kopf, daß er lächelnd erwiederte: er ſey doch neugierig, wie es das Schickſal anfangen wolle, ihn mit Gewalt zum Traualtar zu ſchleppen; und wenn es hierzu Miene mache, werde er ſich dieſem unſichtbaren Tyrannen mit Muth und Kraft widerſetzen. „Aber ich bitte Sie, Herr Bürgermeiſter,“ fuhr er fort, „erſparen Sie mir dieſen Kampf, und Ihrem Kinde Jammer und Thränen! Warum wollen Sie zwey liebende, für einander geſchaffne Herzen trennen? Meine Mutter that nicht

nicht wohl, daß Sie Ihnen, ohne mein Vorwiſſen, hierzu Veranlaſſung gab. Der brave Woldemar, den Sie bisher freundlich behandelten, und nur um meinetwillen aus Ihrem Hauſe entfernten, grämt ſich unausſprechlich, und ich ſelbſt werde nicht eher ruhig, bis Sie ihm Ihre Gunſt wieder ſchenken." —

„Ich bin gar nicht böſe auf ihn;" ſprach der Bürgermeiſter gutmüthig: „ich mag ihn nur, nota bene! nicht zum Schwiegerſohn haben: denn pro primo iſt er arm; pro secundo iſt er Officier." —

„Ein ehrenvoller Stand!" fiel Wilhelm ein.

„Habe nichts dagegen;" verſetzte Herr Mohn. „Aber Soldatenfrauen werden leicht Witwen. Am Rheine ſcheidet der Krieg Ehen über Ehen, und bald wird er's auch hier thun. Der Heerwurm zeigt ſich ſchon auf den Landſtraßen.*) Haben Sie auf Ihrer Reiſe keinen bemerkt?“ —

„In Wahrheit, nein. Doch, wenn Ihnen bange iſt, Ihren Schwiegerſohn auf dem Schlachtfelde zu verlieren, ſo kann er ja den Kriegsdienſten entſagen.“ —

„Wovon dann leben?“

„Je nun, allenfalls von dem Ertrag eines feinen Rittergütchens, das Sie unmaßgeblich zur Mitgift Ihrer Tochter ankaufen.“ —

„Gehorſamer Diener! Ich wär' ein rechter Eulenſpiegel, wenn ich mich ſo entblößte! Was hab' ich denn das nöthig? Ich halte mich vor der Hand noch an Sie, mein Herr! Sie ſind, nota bene! ſchußfrey — haben ein Rittergut — wenigſtens zu erwarten — und beſitzen mithin alle die ſchönen Eigenſchaften, die ich von einem Schwiegerſohne verlange. Freylich fehlt Ihnen die Luſt, es zu werden; doch das kümmert mich nicht. Was ſeyn ſoll, fügt ſich wohl. Ich ſah Feuer ohne Rauch, verlaſſe mich übrigens auf die gewaltige Hand des Schickſals, und gehe jetzt ruhig aufs Rathhaus. Richten Sie ſich indeſſen unter meinem Dache nach Ihrer Bequemlichkeit ein; aber, nota bene! ich bitte ſehr, keine Spinne zu tödten. — Adieu, Herr Sohn, adieu! Ich muß eilig aufs Rathhaus; es iſt ein wichtiger Prozeß auf dem Tapete. Damit Sie indeſſen nicht lange Weile haben, will ich Ihnen meine Tochter zur Geſellſchaft her ſchicken.“ —

---

*) Der Heerwurm, den der Aberglaube für einen Vorbothen des Krieges hält, beſteht aus einer Geſellſchaft zahlloſer ſchwarzköpfiger Raupen, die ſich bisweilen einige Ellen lang an einander hängen, und wie ein ſtarkes Seil auf den Heerſtraßen fortziehen.

20.

Das Schönheitsmittel.

Der kleine, runde, bausbäckige Herr (deſſen an der Wand aufgehangener Schattenriß wie ein großer Tintenfleck ausſah) wackelte lachend zur Thür hinaus, und kurz darauf trat ein Mädchen herein, deſſen ſchöne Geſtalt Wilhelmen überraſchte. Auch Emilie ſchien betroffen, einen ſo wohlgebildeten Jüngling zu finden, grüßte ihn mit Erröthen, und nahte ſich, um Worte verlegen, mit einem bangen, ſchüchternen Blick. Ein ſüßer Herr hätte ſie ohne Zweifel eine Weile mit Schmeicheleyen geängſtet: nicht ſo Wilhelm. Er hob ihre Beklemmung mit wenigen ſchlichten Worten, entdeckte ihr die Lage ſeines eigenen Herzens, erklärte ſich als Woldemars

Freund, und bat mit einem herzlichen Tone, ein unbeſchränktes Vertrauen zu ihm zu faſſen.

Dieſe unerwartete Sprache dünkte Emilien Anfangs ein Traum. Doch bald verwandelte ſich ihre Bangigkeit in Freude. Wilhelm überließ es ihrer Entſcheidung: ob er — um ihres Vaters Abſichten auf ihn mit Einem Mahl zu vernichten — noch deſſelben Tages Rockenwitz wieder verlaſſen, oder ſich ſo lange da aufhalten ſolle, bis es ihm auf eine oder die andere Art gelungen ſey, ihr und ihrem Geliebten gute Dienſte zu leiſten. Sie wählte das Letztere. Er ließ ſein Gepäck aus dem Gaſthofe hohlen, und nahm von dem ihm zubereiteten Zimmer Beſitz.

Emiliens Vater kam etwas mißlaunig vom Rathhauſe zurück. Es war einige Tage vorher der herrlichſte Anſchein zu einem Hexenprozeſſe vorhanden geweſen;

der Herr Bürgermeiſter hatte ſich, wie ein Kind auf Weihnachten, darauf gefreut: aber der fatale Stadtſchreiber, der an keine Zauberey glaubte, unterſuchte die Sache ſo ſcharf, daß die alte Frau, die, wegen ihrer rothen Augen und ihrer ſchwarzen Katze, von einer boßhaften Nachbarin (deren Kühe eine Zeit lang keine Milch gegeben hatten) der Hexerey beſchuldigt worden war, völlig losgeſprochen werden mußte. Dieſer ſchnelle und unverhoffte Ausgang des Prozeſſes brachte den Bürgermeiſter — ungeachtet er Feuer ohne Rauch im Traume geſehen hatte — um das erwartete Vergnügen, ſeinen Hexenglauben triumphiren, und einen Scheiterhaufen brennen zu ſehen. Er eilte mit Unwillen vom Rathhauſe, und nahm ſich unter Weges vor, Emilien ſeinen Verdruß ausbaden zu laſſen, wenn er bey ſeiner Heimkunft bemerken ſollte, daß ſie dem jungen Frank unartig und zurückſtoßend begegne.

Aber er fand ganz das Gegentheil. Die jungen Leute waren ſo einig, daß er ſich nicht genug darüber verwundern konnte. „Ich habe doch Recht!“ ſprach er ſchmunzelnd: „Ich ſah Feuer ohne Rauch! — Und auch hier iſt, wie ich mit Wohlgefallen wahrnehme, ein Herzensfeuerchen aufgegangen, das wir, nota bene! ja nicht löſchen, ſondern ſorgfältig unterhalten wollen.“ —

Erröthend machte ſich Emilie ein Geſchäft, um das Zimmer verlaſſen zu können. „Ha! ſehen Sie, junger Herr!“ rief er jetzt aus: „das Schickſal fängt an zu wirken! Sie müßten auch, bey meiner Seele! aus Eis zuſammen gebaut ſeyn, wenn Sie gegen mein Milchen kalt bleiben wollten. Iſt ſie nicht nett und zierlich, wie aus dem Ey geſchält? — Ich will Ihnen auch das Geheimniß vertrauen, warum ſie ſo ſchön, wie eine Roſe, blüht. Sie hat ſich, ſo lange ſie lebt, mit Oſterwaſſer waſchen müſſen, das den erſten Feyertag vor Sonnenaufgang aus einem Fluſſe geholt wird. Aber, nota bene! es darf kein Wörtchen dabey geſprochen werden.“ —

„Vertrauen gegen Vertrauen!“ fiel Wilhelm ein. „Ich bewundere Emilien, aber ich liebe Luiſen. Laſſen Sie ſich alſo, Herr Bürgermeiſter, durch mein freundliches und gefälliges Betragen gegen Ihre Tochter nicht irre führen. Ich geſteh' Ihnen ehrlich, daß wir bloß darum ſo unbefangen mit einander umgehen, weil wir uns gegenſeitig verſprochen haben, einander — nicht zu lieben.“ —

„Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl!“ rief der Bürgermeiſter, und lachte ſich aus dem Athem. Er übergab nun die Sache dem Schickſal, und blieb ſelbſt — auf ſeinen geheimen Agenten ſich verlaſſend — ganz unthätig dabey. Wilhelm und Luiſe wurden nicht im mindeſten von ihm gedrängt, ſich beſtimmt, nach ſeinem Wunſch und Willen, zu erklären. Sie lebten zwanglos, wie Geſchwiſter, gingen oft mit einander ſpazieren, und außerhalb des Thores war immer Woldemar der dritte Mann. Ihm wieder Zutritt im Hauſe zu verſchaffen, wollte jedoch auf keine Weiſe glücken. Alle Vorſtellungen, die Wilhelm über dieſen Punkt that, wurden verworfen. Indeſſen war ihm nicht bange, den Liebenden ſein Wort zu halten. Die ſchwache Seite des Alten lag offen genug, und ihn da zu faſſen, konnte dem ehemahligen Schüler eines Taſchenſpielers und Gauklers nicht ſonderlich ſchwer fallen. Die Anwendung eines ſolchen Mittels ſparte er aber, um Emiliens kindliches

Zartgefühl zu ſchonen, bis dahin auf, wenn alle Stränge reißen würden.

21.

Der kleine Sultan.

Indeſſen hatte der Accis-Inſpektor eine weitſchweifige Einladung zum Bunde der Wahrheit, in der Geſtalt einer Lobrede derſelben, ausgearbeitet, und ließ ſie in den Häuſern der Großen von Rockenwitz umher laufen. Der Bürgermeiſter hatte natürlicher Weiſe die Ehre, dieſes Kreisſchreiben zuerſt zu erhalten. Er las es mit großen Augen, und konnte lange nicht errathen, was eigentlich damit gemeint ſey. Als er dieß endlich gefaßt hatte, griff er mit unwilligem Kopfſchütteln zur Feder, und ſchrieb, wie ein Sultan, darunter: „Ich, Peter Mohn, bin regierender Bürgermeiſter, und laſſe mir von niemanden die Wahrheit ſagen.“ —

In den Häuſern der übrigen Magnaten machte der Umlauf mehr Glück. Der Stadtſchreiber und einige andere helle Köpfe unterzeichneten ihn freylich bloß zum Scherz; doch gab es auch mehrere Dunſe, die ſich von Schneppers Panegyricus blenden ließen, und im Ernſte glaubten, durch ihren Beytritt zum Wahrheitsbunde viel Nutzen und Vergnügen einzuernten.

Als der Accis-Inſpektor ſeinen Kreisbrief, nach vollendetem Lauf, zurück erhielt, ärgerte er ſich lachend über die etwas unhöflich an den Tag gelegte Wahrheitsſcheu des regierenden Konſuls, freute ſich aber dagegen der langen Reihe glänzender Nahmen, die er hinter demſelben mit beyfälligen Erklärungen fand. Er ſchrieb nun einen feyerlichen Bundestag aus, an welchem ſich alle Mitglieder zu einem brüderlichen Liebesmahle im Gaſthofe verſammeln ſollten, um die erſten köſtlichen Früchte der Wahrheit zu ſchmecken. Indeſſen ſey es auch, ſetzte er hinzu, ſchon von Dato an jedem Mitgenoſſen erlaubt, ſich aller Gerechtigkeiten und Freyheiten zu bedienen, die ihm als einem Bundesverwandten eigneten und gebührten.

Bey ihm ſelbſt war die Wahrheit ſchon längſt das tägliche Hausbrod, womit er gegen ſeine zwey Schreiber nicht ſparſam umging; und er buk es nicht aus ſeinem Mehl, ſondern gab es ihnen ſammt der Kleye zu koſten. Sie erſuchten ihn mehrmahls, das Sieb der Höflichkeit zu gebrauchen: er fand es immer nicht nöthig. Als er ihnen beſonders jetzt das

Circulare zur Reinſchrift übergab, verwies er ſie darauf, und bedeutete ſie, daß er als Haupt des Bundes befugt ſey, die Wahrheit in ihrer natürlichſten Geſtalt aufzutiſchen. Die Schreiberlein entgegneten: das ſtehe ihm nur bey ſeiner Mitgenoſſenſchaft zu; doch auch ſie würden es ſich ohne Widerrede gefallen laſſen, wenn man ſie in den Verein aufnähme. „Wartet damit,“ gab er ihnen zur Antwort, „bis Ihr Euch aus dem Stande der Dienſtbarkeit zum Range der Herrſchaft erhoben habt!“ — Sie ſchwiegen; allein nicht ohne den Vorſatz, dem Herrn Prinzipal gelegentlich eine Tücke zu ſpielen.

Dieß war nicht das einzige Aergerniß, das ihm ſein Wahrheitseifer noch vor dem Bundestage verurſachte. Er hatte, um recht viel Mitbrüder zu bekommen, die Uebereilung begangen, auch den Unter-Accis-Einnehmer anzuwerben. Dieſer ungeſchlachte Menſch, der vorher gemeiner Soldat und dann Güterbeſchauer geweſen war, fing ſogleich an, ſeine purpurrothe Branntweinsnaſe höher als gewöhnlich zu tragen. Das nächſte Mahl, da der Inſpektor in die Acciſsſtube kam, blieb der Grobian, mit der Sammtmütze auf dem Kopfe, wie angepflöckt ſitzen, und ſchnaubte ſeinem Vorgeſetzten (den er vorher immer mit einer höflichen Erhebung vom Stuhle beehrte) einen trotzigen guten Morgen entgegen. Dem Inſpektor, der ſehr auf ſeine Würde hielt, war nicht anders, als ſchüttete man ihm einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf, und er fragte mit einem empfindlichen Tone: ob der Herr Einnehmer etwa mit einer gichtiſchen Lähmung befallen worden ſey.

„Nichts weniger!“ ſagte Dieſer. „Ich bin geſund wie ein Hirſch.“ —

„Das freut mich;“ verſetzte der Inſpektor: „Aber bey meinem Eintritt ſchienen Sie wirklich die Starrſucht in den Beinen zu haben.“ —

„Aha! weil ich nicht gleich vom Stuhl aufſprang! Wo ſteht denn geſchrieben, daß das geſchehen muß?“ —

„Im Geſetzbuche der Höflichkeit;“ antwortete Herr Schnepper.

„Gilt denn das noch?“ fragte der Einnehmer. „Ich denke, die Komplimente ſind in unſerer Wahrheitskompagnie abgeſchafft.“ —

„Ey, warum nicht gar!“ rief der Inſpektor. „Nur der Ueberfluß der läſtigen, in Heucheley ausartenden Höflichkeitsbezeigungen zwiſchen Gleich und Gleich ſoll gehemmt und eingeſchränkt werden. Dagegen leidet das gebührende Verhalten der Subalternen gegen ihre Vorgeſetzten keine Abänderung. Sie, mein Herr Unter-Einnehmer, haben mich alſo ganz mißverſtanden, und es reuet mich ſehr, daß ich Sie in den Bund aufgenommen habe.“ —

„Geſchehn iſt geſchehn!“ ſprach der Einnehmer, und ſagte nun im Verfolge des Wortwechſels ſeinem Obern ſo viel bittere Wahrheiten, daß Dieſer am Ende die Ohren zuhielt, und im höchſten Zorn davon lief. Auf der Gaſſe both ihm ein anderer Untergeordneter, ohne nur an den Hut zu greifen, einen deutſchen Handſchlag. Der Inſpektor ſah ihm grimmig ins Geſicht, und rannte fort, bekam aber den Vorwurf, daß er ein ſtolzer Mann ſey, auf den Weg. „Ach, wenn doch ſchon der Bundestag da wäre!“ ſeufzte er für ſich: „Dann werden wohl dieſe groben Hachen von geſitteten Leuten den rechten Ton treffen lernen.“ —

32.

Die Bundeslade.

Das Feſt erſchien; die Brüderſchaft verſammelte ſich Mittags im Gaſthofe, und drückte Mann für Mann dem Stifter des Bundes ſo biederb und kräftig die Hand, daß er einige Mahl vor Schmerz laut aufſchrie. Von allen Seiten rief's: Bruder Schnepper, Freund Schnepper oder gar nur Schnepper ſchlechtweg. Niemand nannte ihn Herr, niemand Accis-Inſpektor, niemand Sie; alle duzten, erzten und ihrzten ihn. Grauſam verſchnupfte ihn das; er ward bald bleich, bald roth, hörte endlich auf dieſe vertraulichen Zurufe nicht mehr, und als man ihn darüber gröblich ausfilzte, gab er zur Antwort: er ſey der Anrede mit ſeinem Amtstitel ſo gewohnt, daß er beynahe ſeinen Nahmen darüber vergeſſen habe. Plötzlich fuhr ihm die ganze Geſellſchaft, wie eine Koppel Hetzhunde, auf den Hals. „Wie? was? Er will auf die Hinterbeine treten?“ rief der Eine. „Habt Ihr die Abſtellung des Komplimentirweſens nicht ſelber in Vorſchlag gebracht?“ brüllte der Andre. Kurz, alle ſtürmten hitzig auf ihn ein, ſchalten ihn einen ſtolzen Pfau, und als er ſich dieſe Beleidigung verbat, ſchrien ſie wie aus Einem Munde: „Es iſt Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit!“ — Er ſetzte ſich rechts und links zur Wehre; aber je mehr er ſich erboßte, deſto unbarmherziger hielt man ihm den Spiegel aller ſeiner Gebrechen vor. Seiner Frau, die ihm beyſtehen wollte, ging es nicht beſſer. Die elendeſten Klatſchereyen, in die ſie ſeit Menſchengedenken verwickelt geweſen war, wärmte man auf, muſterte ihre altmodiſche Kleidung, ſpottete ſogar über ihre Zahnlücken, und das alles hieß — freundſchaftlicher Spaß.

Als man den bedrängten Ehegatten nichts weiter vorzuwerfen wußte, bekamen ſie Ruhe. Die gegen ſie vereinigt geweſenen Plagegeiſter theilten ſich nun in kleine Truppchen, und zogen ſich wechſelsweiſe durch die Hechel. Wer Jahre lang einen geheimen Groll wider ein Geſellſchaftsglied mit ſich herum getragen hatte, ließ ihn ohne Bedenken aus, und berief ſich, wenn der Gegner darüber unwillig ward, auf den Freybrief der Wahrheit. Es war ein rechtes Herzensfeſt für heimtückiſche Häkler, und ſchon im erſten halben Stündchen vor dem Eſſen wurde der Same ſo viel neuer Feindſchaften ausgeſtreut, als vielleicht ohne den unglücklichen Wahrheitsbund nicht in zwanzig Jahren entſtanden wären.

Ungefähr ſo vergnügt wie ein Soldat, der Spießruthen gelaufen iſt, und keine weitere Strafe zu befürchten hat, war Herr Schnepper, als man ſich zu Tiſch ſetzte. Er hielt ſich für überzeugt, daß nun kein neuer Anlaß mehr vorhanden ſey, ihm die Schandglocke vor den Ohren zu läuten. Mit dem behaglichen Gefühl dieſer Sicherheit ſah er frohen Muthes ſeinen Kompanen zu, wie ſie die Pfeile der Wahrheit gegen einander abdrückten, und ſich alle mögliche Unanſtändigkeiten erlaubten. Denn wer auch zu gutherzig war, ſich auf eine hämiſche Art in den Krieg Aller gegen Alle zu miſchen, und ſeinen Freunden und Bekannten ihre Fehler vorzurechnen, der verſündigte ſich wenigſtens vorſätzlich gegen die gute Lebensart, um das vermeinte Privilegium der Offenherzigkeit und zwangloſen Geradheit nicht unbenutzt zu laſſen. „Frau Muhme, Sie haben ein größeres Stück Braten als ich!" — „Sie greifen aber auch gleich nach dem delikatſten Biſſen von der Torte, Frau Gevatterin!" — „Ey, ey, Herr Vetter, wenn Sie ſich ſo oft einſchenken, was bleibt denn uns übrig?" — „Pfuy, Herr Nachbar, Ihr vieles Tabakſchnupfen beym Eſſen iſt nicht appetitlich!" — Solche feine Komplimente flogen in Schaaren über der Tafel herum, und jedes bekam eine Antwort von gleichem Schlage. Die meiſten wurden von dem ſchmetternden Gelächter, das ohne Pauſe den Speiſeſaal erſchütterte, verſchlungen. An ein kluges Geſpräch war nicht zu denken. Keiner ließ den andern zum Worte kommen. Man überſchrie ſich, um ſeinen eigenen Schnack zu Markte zu bringen. Bey allen dieſen Unarten und grobkörnigen Späßen (die Wilhelmen, der als Ehrenmitglied gegenwärtig war, faſt vom

Tiſche vertrieben) waren unſere Kleinſtädter in ihrem Elemente, und nahmen auf der Stelle nichts übel.

Indem man ſich den Nachtiſch, wie ungezogene Kinder, vor dem Munde wegſchnappte, und die ausgelaſſenſte Freude durch Jauchzen und Juchheyen an den Tag legte, erſchienen plötzlich die zwey Schreiber des Accis-Inſpektors, keuchend unter der Laſt eines Schrankes, den ſie getragen brachten. „Potz Hagel!“ rief Hauptmann Woldemar: „Da kommt wohl unſere Bundeslade!“ — Die ganze Geſellſchaft machte einen langen Hals. Der Inſpektor erſchrak, ſprang auf, und winkte heftig den Schreibern, ſich zu entfernen. Aber ſie eilten deſto ſchneller heran, und ſetzten den Schrank vor ſeiner erblaßten Gattin nieder. „Was ſoll das?“ rief er entrüſtet. „Uns hungert;“ — ſprach der Eine — „die Frau Inſpektorin haben, wie gewöhnlich, das Brod hier verſchloſſen, und den Schlüſſel zu ſich geſteckt: wir wollten alſo gehorſamſt bitten, den Schrank zu öffnen, und uns ein Stück mitzutheilen.“ — Ein tobendes Gelächter brach aus. Der Inſpektor ergriff den nächſten Stock, deſſen er habhaft werden konnte, und ſtürzte damit auf ſeine Brödlinge los. „Gemach, Herr Inſpektor!“ ſagten ſie. „Was thaten wir Uebels? Wir ſprachen kein erlogenes Wort; und es iſt doch wohl am heutigen Wahrheitsfeſte erlaubt, die Wahrheit zu reden?“ — Das Gelächter der Geſellſchaft war fürchterlich. „O ihr heilloſen Buben!“ rief Schnepper, und machte dabey ſehr ernſtlich Miene, das dicke ſpaniſche Rohr, das ihm in die Hände gefallen war, aus Leibeskräften zu brauchen. Die Schreiber, deren Abſicht erreicht war, lieſen windſchnell davon, und ſeine grimmigen Luſthiebe hinter ihnen her erreichten ſie nicht. Athemlos kam er von dieſer Hetze zurück. Der Schrank ſtand noch da, wie ein Schandpfahl des Geitzes ſeiner Hausehre. Wüthend ſtieß er ihn um. Das alte Würmergeniſt zerbrach; zwey ſchwarze Kommißbrode und eine thönerne Butterbüchſe rollten heraus. Neue Scham, neues Gelächter! Er ſtöhnte vor Verzweifelung, knirſchte mit den Zähnen, die Augen rollten ihm wild im Kopfe, und mit beyden Händen raufte er ſich Haare aus. Man ſuchte ihn zu beruhigen, und nahm ihm Meſſer und Gabel weg, weil man einen Selbſtmord befürchtete.

„Ach! was ſoll ich anfangen?“ ſprach er nach Tiſche zum Hauptmann. „Ich hab' in ein Weſpenneſt geſtochen, und bin beſchimpft, ewig beſchimpft! Dieſer unglückliche Tag ſchmiedet die Nägel zu meinem Sarge!“ —

„Nicht ſo kleinmüthig, Freund!“ ſagte Woldemar. „Laſſen Sie über den Bettel Gras wachſen. In acht Tagen iſt er vergeſſen.“ —

„Könnt' ich mich nur unſichtbar machen!“ ſeufzte Schnepper. „Wo ich geh' und ſtehe, wird man mich anfallen. Der vermaledeite Bund läßt ſich nicht ſogleich wieder vernichten. Er gleicht der Hydra, deren abgeſchlagene Köpfe immer durch neue erſetzt wurden.“ —

„Ein ſchlimmer Umſtand!“ ſprach der Kapitän. „Aber ſagt' ich's Ihnen nicht voraus? Nun hörten Sie doch die Kanone der Wahrheit donnern! — Es war kein glücklicher Einfall, den Sie hatten, mein Freund! Ein Weiſer des Alterthums ſprach: wenn er auch alle Wahrheit in ſeiner verſchloſſenen Hand hielte, ſo würde er ſie doch nicht öffnen. — Ferner ſteht in der Bibel: ein Narr ſchüttet ſeinen Geiſt gar aus. — Und ein Sprichwort ſagt: Wahrheit reden lautet wohl, aber freundet übel. — Beweisſtellen genug für meinen Grundſatz: daß wir ſchwachen Menſchenkinder, die wir alle mehr oder weniger Fehler haben, ſanft und ſchonend mit einander umgehen müſſen. Auch die Höflichkeitsbezeigungen, die Sie, mein Freund, abſchaffen wollten, ſind nicht zu entbehren. Man thut freylich oft darin zu viel: aber die feine Lebensart iſt ein goldner Zaum, der die Menſchen abhält, ſich einander unerträglich zu machen.“ —

Der betrübte Inſpektor hörte dieſer Predigt ſehr andächtig zu, und entwich dann mit ſeiner Gattin heimlich aus der Geſellſchaft. Zu Hauſe war ſein erſtes Geſchäft, die hungrigen Schreiber mit Ohrfeigen zu ſpeiſen, und ihnen den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen.

Als die übrigen Mitglieder den Tummel des Feſtes ausgeſchlafen hatten, fühlten ſie erſt die Herzensſtiche, die ihnen am vorigen Tage beygebracht worden waren. In allen Häuſern wiederhohlte man die Schmähungen, die der Herr Gevatter und die Frau Gevatterin, der Herr Vetter und die Frau Baſe ausgeſtoßen hatten, und verwünſchte den Urheber dieſes babyloniſchen Wirrwarrs. Ein Wahrheitsbündner nach dem andern lief in ſein Haus, um ihm recht tüchtig den Kopf zu waſchen: allein er kroch ins Bett, ließ ſich krank anſagen, und gab niemanden Audienz. Nun erhielt er einige Dutzend mit Grobianismen angefüllte Handbriefchen, worin er dringend aufgefordert wurde, die zerſtörte Ordnung wieder herzuſtellen. In der Angſt ſeines Herzens ließ er ein neues Circulare herum laufen. „Man habe bemerkt,“ ſchrieb er darin, „daß die gute

Stadt Rockenwitz zum weiſen Gebrauch der Wahrheit noch nicht reif ſey: deßhalb werde hiermit der wohlmeinende Vorſchlag gethan, den geſchloſſenen Bund wieder aufzulöſen, und ſich ganz nach der alten Weiſe gegen einander zu betragen.“ — Dieſen Kreisbrief unterſchrieben die meiſten Bundesglieder mit Beyfall und Freude; nur der Unter-Einnehmer und einige andere ſeines Gelichters, denen der Freyſchein der Unhöflichkeit gar zu viel Vergnügen gemacht hatte, gingen ſchwer daran. Seit dieſer Zeit ſpielten ſich zwar die Herren und Damen in Rockenwitz nicht mehr ſo übel mit als am Bundestage; doch die Spur dieſer Poſſe ließ ſich nicht ganz verwiſchen, und dickbeſagtes Städtlein zeichnet ſich noch bis auf den heutigen Tag durch die Derbheit ſeines geſellſchaftlichen Tones vor allen andern Landſtädten aus.

23.

Der Armſeſſel.

Schon über einen Monat lebte Wilhelm im Hauſe des Herrn Peter Mohn, und Woldemars Exil dauerte immer noch fort; denn Emiliens Vater hoffte von einem Tage zum andern, das Schickſal werde den Ritter der Wahrheit bekehren, und ihn gleichſam bey den Haaren ins Brautbett ziehen. Dieſer war unmuthig, daß es ihm nicht glücken wollte, die Liebenden, die ſeine Dazwiſchenkunft getrennt hatte, wieder zu vereinigen; aber noch mehr bekümmerte ihn, daß er aus Hühnenthal keine Zeile bekam, weder von ſeiner Mutter noch von Luiſen.

Antonio ſchrieb ihm indeſſen oft, und unter andern auch dieß: „Der kaſſirte Lieutenant Schierling (der nur vier Wochen Feſtungsgefangener geweſen iſt, und dann auf Fürſpruch ſeines Vaters die Freyheit wieder erhalten hat) kam vor einigen Tagen in mein Haus, fragte ſehr dringend nach Ihnen, und verlangte mit ſtürmiſcher Heftigkeit, daß ich ihm den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts entdecken ſollte. Da ich das nicht für nöthig fand, ſo verließ er mich mit der Großſprecherey: er werde Sie zu finden wiſſen, wenn er Sie auch durch ganz Europa verfolgen müßte.“ —

Wilhelm vergaß das, ſo bald er's geleſen hatte. Ihn beunruhigte jetzt bloß das Ausbleiben der Briefe aus Hühnenthal, bey dem ihm nichts Gutes ahnte. Er beſchloß, Woldemars Wiedereinſetzung in ſeinen vorigen Stand auf eine oder die andere Art ſchnell zu erzwingen, und dann — Trotz dem Verbothe ſeines

Vaters, ihm nicht vor die Augen zu kommen — unverzüglich in ſein Geburtsdorf zu reiſen, um zu ſehen, was dort vorgehe. Zur Ausführung dieſes Entwurfs erbat er ſich von Antonio einen guten Rath, wie er dem abergläubigen Bürgermeiſter auf dem kürzeſten Wege beykommen könne. Acht Tage darauf erhielt er durch einen Frachtfuhrmann, der aus der Hauptſtadt kam, einen ſchönen, großen, ſorgfältig eingepackten Armſtuhl, — eine Reliquie aus Antonio's Gauklerleben — nebſt einer ausführlichen Anweiſung zum Gebrauch dieſer Maſchine.

Zufälliger Weiſe hatte ſich Herr Mohn, der die Bequemlichkeit liebte, ſchon längſt einen recht wohlthätigen Seſſel mit ſtählernen Springfedern gewünſcht, und mehrmahls beklagt, daß dergleichen angenehmer Hausrath in Rockenwitz nicht zu haben ſey. Dieſer Umſtand erſparte Wilhelmen alle Schlauheiten, die er ſonſt hätte anwenden müſſen, um das Gauklergeräth an den rechten Mann zu bringen. „Der Herr Bürgermeiſter,“ ſprach er, „äußerten neulich den Wunſch, einen bequemen Armſtuhl zu beſitzen. Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen einen anzubiethen, den ich ausdrücklich für Sie verſchrieb. Haben Sie die Güte, ihn als ein freundſchaftliches Andenken nicht zu verſchmähen.“ —

Doppelt freute den Bürgermeiſter dieſe Darbiethung. Der Stuhl war an ſich ſelbſt aller Ehren werth, und nahm ſich, mit rothem Sammt bekleidet, im Zimmer des Oberkonſuls von Rockenwitz vortrefflich aus. Hauptſächlich aber war ihm dieſe Schenkung darum willkommen, weil er ſie für ein ſicheres Unterpfand hielt, daß es dem bisher unthätigen Schickſal nun endlich Ernſt werde, Wilhelms Herz zu lenken, und das ſo lange verſchobene Geſchäft der Eheſtiftung zu beginnen.

Der Konſul wiegte ſich einige Tage mit froher Behaglichkeit auf dem elaſtiſchen Seſſel; Wilhelm war jedoch nicht gemeint, ihm den ruhigen Genuß dieſes Vergnügens lange zu gönnen. Nur Emiliens beſtändige Gegenwart hinderte ihn, die angelegte Mine ſpringen zu laſſen. Die gute Tochter (der die Führung des Hausweſens allein oblag, weil ihre Mutter todt war) begab ſich Abends nicht eher zur Ruhe, bis es der Vater that, um immer bey der Hand zu ſeyn, wenn er etwas bedürfte. Doch eines Tages beſtand er ſelbſt darauf, daß ſie früher zu Bett gehen mußte; denn Wilhelm hatte ihm die Erzählung einiger Geiſtergeſchichten verſprochen, und dabey geſagt: er wage ſich mit dieſer Unterhaltung nicht heraus, wenn Emilie Zuhörerin ſey, weil er Unglauben und Spott von ihr befürchte.

So bald ſie das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte ſich der Herr Bürgermeiſter in ſeinem weichen Stuhle recht feſt, und Wilhelm fing an, eine ſchauderhafte Spukgeſchichte vorzutragen. Er machte mitunter eine kleine Pauſe, und ahmte während dieſer Stille auf eine täuſchende Art das Hämmern des Holzwurms nach, deſſen Pochen in der Wand abergläubigen Leuten Herzklopfen verurſacht. Herr Mohn horchte, ward unruhig, horchte wieder, und fragte bänglich und leiſe: „Hören Sie nichts?“ — Wilhelm ſagte Nein, und hämmerte fort. „Hören Sie nicht die Todtenuhr ſchlagen?“ — Der Uhrmacher antwortete: er vernehme nichts als das Picken und Ticken des Wandſchmids, der von den Naturforſchern Termes pulsatorius genannt werde.

„Mir ſchlägt auch wirklich der Puls ſehr heftig;“ verſetzte der Bürgermeiſter, der nichts weniger als ein Lateiner war: „Aber die gelehrten Freygeiſter mögen dieſes Geräuſch nennen wie ſie wollen, ich weiß, daß es die Todtenuhr iſt, die einen nahen Sterbefall in dieſem Hauſe verkündigt.“ —

Wilhelm zuckte die Achſeln, fuhr in ſeiner Erzählung fort, und bediente ſich bald darauf der Bauchſprache, um wie eine Eule zu ſchreyen. Herr Mohn ſchrak zuſammen, und faltete die Hände. „Gott ſey uns gnädig!“ ſprach er: „Da meldet ſich der zweyte Bothe des Todes!“ —

So war er vorbereitet, wie ihn Wilhelm wünſchte. Es kam nun darauf an, ihn eine halbe Minute lang von ſeinem rothſammtenen Throne hinweg zu bringen. Das war nichts Leichtes, weil ihn die Furcht ſo eingenommen hatte, daß er ſich weder rechts noch links umſah. Um ihm den nöthigen Muth einzuflößen, erzählte Wilhelm verſchiedene Hiſtörchen, die ſich wie ein Geiſterſpuk angelaſſen, aber in der Folge natürlich entwickelt und luſtig geendigt hatten. Der andächtige Zuhörer hielt ſie freylich für echte, wahre Geſpenſtergeſchichten: ſeine Bangigkeit minderte ſich aber doch ſo weit, daß er dem argliſtigen Vorſchlage, eine Pfeife Tabak zu rauchen, Gehör gab. Viel war damit nicht gewonnen, weil er keine Luſt bezeigte, vom Stuhl aufzuſtehn, und ſein Tabaksgeräth zu hohlen, wie er, nach Wilhelms Abſicht, thun ſollte. Er nahm ſich gegen ſeinen Geſellſchafter die Freyheit heraus, ihm die Herbeyſchaffung der erforderlichen Bedürfniſſe aufzutragen. Allein damit gewann auch er nicht viel: denn Wilhelm hatte ſich auf dieſen Fall vorgeſehn, und des Bürgermeiſters Leibpfeiſe von ihrem gewöhnlichen Platze weggenommen und an einen andern gelegt, um ſagen zu können, ſie finde ſich nicht.

Nun mußte der Konſul Herz faſſen, ſich ſelbſt zu erheben. Er that es mit Zittern, nahm zwey Lichter in die Hand, und ſuchte da und dort. So bald er den Rücken wandte, traf Wilhelm ſchnell und unbemerkt eine gewiſſe Vorrichtung am Stuhle. Der Bürgermeiſter fand indeſſen ſeine Pfeiſe, ſtopfte ſie, und ſetzte ſich wieder. Urplötzlich geſchah ein Knall, wie ein Piſtolenſchuß; ein Todtengerippe ſprang hinter ihm aus dem Stuhle empor, umklammerte ihn mit dürren Armen, und dumpf wie aus einem Grabe ſchallten die Worte:

„Deine Stunde wird ſchlagen
In drey Mahl drey Tagen,
Wenn Woldemar und Dein Kind
Indeß nicht Verlobte ſind!“ —

Der Bauchredner, der dieß ſprach, ſaß mit den gleichgültigſten Mienen, wie blind und taub, bis der halb entſeelte Konſul die Hände flehentlich nach ihm ausſtreckte, und, unvermögend ein deutliches Wort zu ſprechen, jämmerlich ächzte und ſtöhnte. Wilhelm ſprang auf, eilte fragend, was ihm fehle, zu ihm hin, drückte auf eine geheime Feder, und das Skelett raſſelte wieder in den Stuhl hinein.

Der Bürgermeiſter hatte keinen Gedanken daran, daß er durch ein mechaniſches Kunſtwerk erſchreckt worden war. Er verſicherte, als er der Sprache wieder mächtig wurde, der Tod ſey ihm leibhaftig erſchienen. Daß Wilhelm nichts davon geſehen und gehört haben wollte, fiel ihm nicht auf; er fand es vielmehr ganz in der Ordnung, und führte eine Menge Beyſpiele von Erſcheinungen an, die nur den Perſonen denen ſie gegolten, merkbar geweſen wären.

Von dem Zuruf wußte er, ſeines Entſetzens ungeachtet, doch ſo viel, daß der ſouveräne König des Schreckens gebothen hatte, Woldemarn und Emilien ohne Verzug mit einander zu verbinden.

Wilhelm mußte die Nacht über bey ihm bleiben, und ſo bald es Tag ward, Woldemarn herbey rufen. Welche Ueberraſchung für Emilien, als ſie den Geliebten im Zimmer ihres Vaters fand! Dieſer erwähnte nichts davon, daß ihm Freund Hein durch den Sinn gefahren war; er gab vor, ein angenehmer, prophetiſcher Traum, daß Woldemar und Emilie ein ſehr glückliches Paar werden würden, habe ſeine bisherige Abneigung gegen ihr Bündniß gehoben. Sie umarmten ihn, küßten ihm die Hände. Er beſtimmte einen der nächſten Tage zur Verlobung. Sie ward fröhlich gefeyert.

24.

Sieg der Kabale.

Wilhelms Geſchäft in Rockenwitz war nun abgethan, und er bereitete ſich ſchon zur Abreiſe, als ihm Antonio durch einen reitenden Bothen folgenden Brief mittheilte, den er aus Hühnenthal erhalten hatte:

Wigand an Antonio.

Ich weiß, daß Sie, mein wackerer Freund, an mir und meinen Schickſalen aufrichtig Theil nehmen; und es gewährt mir jetzt, da ich wie Hiob leide, ein wehmüthiges Vergnügen, mein Herz in Ihren Buſen auszuſchütten.

Es iſt Ihnen bekannt, daß mir das Liebesverſtändniß des jungen Franks mit meiner Tochter ſchon vor einigen Monaten vielen Verdruß machte. Sein Vater und der Pfarrer verklagten mich bey dem Superintendenten; dieſer vernahm mich darüber, und erſtattete Bericht ans Konſiſtorium. Meine arme, kränkelnde Frau zog ſich dieſe Verfolgungen zu Gemüthe, ward bettlägerig, und geſtern — begrub ich ſie. Ich kam faſt von Sinnen, als die treue Gefährtin meines Lebens die Augen ſchloß; aber der Gedanke, daß ſie ausgelitten hat, und aller Erdennoth, die mir noch bevorſteht, entgangen iſt, tröſtet mich nun über ihren Tod, der ein Glück für ſie war. Ihre Gebeine ruhen an dem Orte, wo ſie geboren ward. Gottes Friede ſchwebe ſanft um die Aſche des guten Weibes! —

Ich habe mich eine halbe Stunde lang ausgeweint, und greife nun wieder zur Feder, um Ihnen den Fortgang der gegen mich angelegten Kabale zu melden.

Das Konſiſtorium ſchien aus dem Berichte des Superintendenten wahrgenommen zu haben, daß man mir hämiſch auf den Dienſt lauere, und war ſo gerecht, nichts weiter darauf zu verfügen, als daß die wider mich angebrachten und zur Zeit noch unerwieſenen Beſchwerden mehr ins Licht geſetzt werden ſollten: wenn dieß aber nicht durch Zeugen oder andere rechtliche Mittel geſchehen könnte, ſo ſey die Unterſuchung einzuſtellen, und mir bloß für die Zukunft die genaueſte Beobachtung meiner Dienſtpflicht einzuſchärfen. — Den Inhalt dieſer Verordnung entdeckte mir ein Freund, der ein kleines Aemtchen beym Konſiſtorio bekleidet. Ich freute mich der Nachricht, weil mich mein Bewußtſeyn überzeugte, daß man mir durchaus keine ſtraffälligen Vergehungen beweiſen könne.

Aber meine Feinde gaben das Spiel ihrer Ränke noch nicht verloren. Sie bemühten ſich, falſche Zeugen zu dingen. Der Pfarrer war ſo boßhaft und läppiſch zugleich, daß er meine Schulkinder dazu mißbrauchen wollte. Er ließ die Knaben — wie ſie mir nachher ſelbſt erzählten — zu ſich kommen, theilte Pfeffernüßchen unter ihnen aus, knipp ſie ſchmeichelnd in die Backen, und ermahnte ſie liebevoll, alles zu beichten, was ſie gegen mich auf dem Herzen hätten. Da waren denn einige Rangen aufgetreten, und hatten ſich über harte Züchtigungen beklagt. Der Pfarrer ſchreibt ihre Ausſagen ſehr emſig nieder. Er fragt: ob ich ſie blutrünſtig geſchlagen? ob die Spuren der empfangenen Schläge vielleicht noch auf ihren Körpern zu ſehen wären? Er will ſogar ihren Kammerdiener machen, und ſie entkleiden; ſie ſagen ihm aber, er möge ſich nicht bemühen, weil die Sache ſchon ſo lange her ſey, und die Blutmahle wieder verſchwunden wären. Ihre Aeltern hätten ſie geſehen, und würden es bezeugen.

Das ließ ſich der Pfarrer nicht umſonſt geſagt ſeyn. Er lud die Väter dieſer Buben (die ich wirklich einige Mahl, wegen grober Unarten, glimpflich geſtraft hatte) zu ſich ein, und forderte von ihnen ein ſchriftliches Zeugniß, daß ich ihre Kinder unbarmherzig gemißhandelt habe. Zwey dieſer

Väter ſind liederliche Trunkenbolde, die für ein Glas Branntwein im Stande wären, ihrem freundſchaftlichſten Nachbar einen rothen Hahn auf's Haus zu ſetzen. Warum hätten ſie ſich alſo bedenken ſollen, für eine ganze Flaſche ihres Lieblingsgetränks, womit ſie der Paſtor traktirte, alles zu bejahen und zu unterſchreiben, was er von ihnen verlangte? Drey oder vier andere Väter hingegen ſchlugen den angebothenen Fuſel aus, und erklärten ehrlich und brav: ſie hätten gegen mich gar keine Klage, ſondern dankten es mir vielmehr, daß ich ihre wilden Jungen in gebührender Zucht halte. Sie wüßten ſich auch nie zu erinnern, daß ich bey meinen Schulſtrafen die Gränzen vernünftiger Mäßigung überſchritten habe.

Einer dieſer redlichen Männer vertraute mir, was bey dem Dejeuner im

Pfarrhauſe vorgefallen war. Mein Blut wallte auf; ich ſetzte den Pfarrer zur Rede, und ſagte ihm freymüthig ins Angeſicht, er grabe mir eine Grube. Er wollte das läugnen. O, ich kenne Sie! ſprach ich: Sie gehören zu der Klaſſe von Menſchen, die vor Höhern im Staube kriechen, und ſich für dieſe Demüthigung dadurch entſchädigen, daß ſie den Niedern in den Staub treten! — Ich warf ihm vor, daß er nach der Pfeife des Gerichtsherrn tanze, und mich um mein Brod zu bringen ſuche, um eine Mahlzeit im Schloſſe zu gewinnen. Kurz, ich zergliederte ſeinen ganzen Charakter, und hielt ihm den Leichnam ſtückweiſe vor. Er richtete die Augen gen Himmel, ſchlug an ſeine Bruſt, und ſagte: was er gegen mich unternommen habe, ſey bloß auf Antrieb ſeiner Pflicht und ſeines Gewiſſens geſchehen. — Pfuy! rief ich: Sie ſind ein nichtswürdiger Heuchler! — Jetzt verlor er ſeine heimtückiſche Faſſung, und zeigte ſich in ſeiner wahren Dämonengeſtalt. Wie? was? ſchrie er mit verzerrten Geſichtszügen auf: Einen Heuchler ſchilt Er mich? Das ſoll Ihm theuer zu ſtehen kommen! — Ich entfernte mich ſchnell, um mich nicht an ihm zu vergreifen.

Indeſſen war auch der Gutsherr nicht unthätig geweſen. Er hatte dem alten Zungendreſcher, den ich den Feuergabelträger des Teufels zu nennen pflege, den Auftrag ertheilt, die erforderlichen Beweiſe meiner Uebelthaten herbey zu ſchaffen. Der ſchändliche Kerl lief nun im Dorfe herum, und ſuchte die Bauern zu bereden, daß ſie eine mit Lügen angefüllte Schmähſchrift, die er gegen mich aufgeſetzt hatte, unterſchreiben und alsdann gerichtlich beſchwören ſollten. Ich bekam Wind davon, und ließ mir im Geſpräch mit einem ehrlichen Nachbar (der vormahls mein Kriegskamerad war) den Wunſch merken, daß ich den Aufwiegler irgendwo auf der That ertappen möchte. Kurz darauf kam die Frau dieſes Nachbars gelaufen, und ſagte mir: der Advokat ſey jetzt in ihrem Hauſe, und ich könne in einem Kämmerchen neben ihrer Wohnſtube jedes Wort hören, das er mit ihrem Manne ſpreche. Mit ſechs Sprüngen war ich dort, und erniedrigte mich das erſte Mahl in meinem Leben zum Horchen. Der Rabuliſt both alle ſeine Beredſamkeit auf, meinen Nachbar zur Ablegung eines falſchen Zeugniſſes zu beſchwatzen, und ſagte ſo viel unwahre und

und ehrenrührige Dinge von mir, daß ich mich nicht enthalten konnte, wie ein Sturmwind aus der Kammer hervor zu brechen. Elender Verleumder! — rief ich — hätt' ich dich in meinen vier Pfählen, du ſollteſt meine ſchwere Hand fühlen! — Machen Sie keine Umſtände! ſagte mein Nachbar lächelnd: Thun Sie ganz, als ob Sie zu Hauſe wären! — Dieſer Scherz hatte mich ſchon wieder etwas abgekühlt, als der Schurke trotzig den Hut aufſetzte, die Arme in die Seiten ſtemmte, und mir mit den Worten: Unterſteh' Er ſich, mich anzurühren! — nah auf den Leib trat. Schwapp! hatte er ein Paar Ohrfeigen. Ich prügelte ihn, da wir nun einmahl mit einander auf dieſem Fuße ſtanden, vollends aus dem Hauſe, und warf ſeine Lügenſchrift, die ich in kleine Stücke zerriß, hinter ihm her. Er lief, als ob ihm der Kopf brennte, aufs Schloß. Mein Nachbar ward in die Gerichtsſtube gefordert, und über die Art und Weiſe, wie ich den Zungendreſcher gedroſchen hatte, vernommen. Der Schuft hat nachher einem Vertrauten bekannt: er habe mich mit Willen gereitzt, Hand an ihn zu legen, und daß ich's gethan habe, ſey ihm lieber als funfzig Thaler.

Es verſteht ſich, daß ein Eilbothe ſo bald als möglich an den Superintendenten abgeſchickt wurde. Er ließ mich vorladen, und verhörte mich ſehr ſcharf, ſowohl über den Thathandel mit dem Advokaten, als auch über den Wortſtreit mit dem Pfarrer. Ich läugnete keine Sylbe, keinen Schlag. Der Superintendent befahl, mich aller Amtsverrichtungen zu enthalten, bis die Sache völlig entſchieden ſey. Eine

Woche nachher ward ich auf Konſiſtorialbefehl meines Dienſtes entſetzt und bedeutet, innerhalb acht Tagen das Dorf zu räumen.

Ich hatte bisher meiner kranken Frau alle neuere Verdrießlichkeiten, die mich betrafen, verſchwiegen, und mich ſelbſt krank geſtellt, um ihr die vorläufige Unterſagung meiner Dienſtgeſchäfte nicht merken zu laſſen: aber den Hauptſieg meiner Feinde mußte ich ihr nothwendig entdecken. Ich that es mit der möglichſten Vorſicht; doch ihre geſchwächte Natur konnte dieſen harten Schlag nicht aushalten; ein jäher Tod überfiel ſie in meinen Armen. —

Luiſe iſt untröſtlich, und kann ſich um ſo weniger faſſen, da ſie von dem jungen Manne, um deſſen willen wir ſo unglücklich ſind, vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Wir haben ſeit ſechs oder acht

Wochen auf keinen unſerer Briefe eine Antwort von ihm erhalten. Sagen Sie ihm unſer Lebewohl. Wir wandern an einem der nächſten Tage von hier fort, wiſſen aber in dieſem Augenblicke noch nicht wohin. So bald wir feſten Fuß gefaßt haben, melde ich es Ihnen. Ich hoffe, daß Ihre Freundſchaft uns arme Pilger begleiten wird.

25.

Die Ueberraſchung.

Dieſer Brief erſchütterte Wilhelmen ſo heftig, daß er laut aufſchrie, und mit dem Kopfe gegen die Wand lief. Woldemar, der gerade im Hauſe und in der Nähe war, hörte ihn ſchreyen, und eilte in ſein Zimmer. Wilhelm ſtürzte ihm entgegen: „Um Gottes Willen, ſchaffen Sie mir Pferde! Ich muß fort — fort — auf der Stelle fort!“ —

Woldemar beſchwor ihn, ſich zu beruhigen, und ihm die Urſache ſeiner Verzweifelung zu entdecken. „Da leſen Sie!“ ſprach Wilhelm, und machte ſich reiſefertig, indem ſein Freund den Brief mit flüchtigen Augen durchſah. Das Couvert lag auf dem Fußboden. Woldemar hob es auf, und zog ein Blättchen von Antonio's Hand heraus, das Wilhelm in der Beſtürzung nicht bemerkt hatte. Es enthielt die Worte:

> Ich überſende Ihnen hierbey einen Brief voll trauriger Nachrichten. Laſſen Sie ſich aber dadurch nicht zu ſehr niederſchlagen; es kann noch alles einen beſſern Ausgang gewinnen, als es bis jetzt das Anſehen hat. Ich habe in derſelben Stunde, in der ich den Brief des armen Wigands erhielt, eine Stafette an ihn abgefertigt, und ihn dringend gebeten, geraden Weges hierher zu kommen, und mein Haus und Hab' und Gut als das ſeinige anzuſehen. Allem Vermuthen nach iſt er ſchon von Hühnenthal weg; doch wahrſcheinlich weiß mein Schwiegervater, in welche Gegend er ſich gewandt

hat, und wird ihm den Brief nachſchicken. Sollten alle dieſe Anſtalten, die ich in der größten Eil traf, ihren Zweck verfehlen, ſo müſſen wir warten, bis Wigand mir Nachricht gibt, wo er ſich aufhält. Ich werde dann keinen Augenblick ſäumen, ihn aus allen Kräften zu unterſtützen. Ein mir unerklärliches Etwas feſſelt mein Gemüth an dieſen Mann, und macht mir ihn ſo lieb und werth, daß ich ihm mein Leben aufopfern wollte. —

Woldemar las Wilhelmen, der noch mit dem Ankleiden beſchäftigt war, dieſe Zeilen vor, und gab ihm den Rath, die Wirkung von Antonio's Anſtalten in Rockenwitz abzuwarten, weil ſich doch für Wiganden nichts thun laſſe, bis man wiſſe, wo er ſey. „Freund, was muthen Sie mir zu?“ antwortete Wilhelm: „Ich ſoll hier bleiben? Soll ruhig eſſen, trinken und ſchlafen, indeſſen das Mädchen, das ich mehr als alles in der Welt liebe, mit ſeinem unglücklichen — durch mich unglücklich gewordenen Vater, troſtlos herum irrt? — Ha! was wär' ich für ein erbärmlicher Menſch, wenn ich das könnte! Ich würde mich ſelbſt verachten, ewig verachten! — Nein, kein Schlaf komm' in meine Augen, bis ich die armen, ins Elend verwieſenen Leute gefunden habe. — Leben Sie wohl, lieber Woldemar! Ich kann mich keinen Augenblick länger aufhalten. Die Erde brennt unter mir. Erzeigen Sie mir die einzige Freundſchaft, laſſen Sie mich in der Stille davon reiſen. Ich kann mit Abſchiednehmen keine Zeit verlieren. Grüßen Sie Emilien, grüßen Sie Ihren Schwiegervater, und danken Sie beyden in meinem Nahmen für die gute, freundſchaftliche Aufnahme, die ich in dieſem Hauſe fand.

Ich werd' es nächſtens auch ſchriftlich thun. Meine Bücher und Kleider bleiben indeſſen hier. Ich werfe mich, wie ich geh' und ſtehe, in einen leichten Kourierwagen. Leben Sie wohl, Freund, leben Sie wohl! Wir werden uns wiederſehn.“ —

Woldemar umarmte ihn mit Rührung, und begleitete ihn nach dem Poſthauſe.

„Sie kommen wie gerufen, Herr Frank!“ ſagte der Poſtmeiſter. „In dieſem Augenblicke überbrachte eine Stafette dieſen Brief an Sie.“ —

Wilhelm erbrach ihn ſchnell. Er war von ſeiner Mutter, und beſtand bloß aus dieſen wenigen Zeilen:

Mein lieber Sohn,

Dein Vater und ich wünſchen, wegen eines wichtigen Vorfalls, Dich hier zu ſehen. Reiſe, wenn es möglich iſt, noch in dieſer Stunde von Rockenwitz ab, und verſprich Dir bey uns einen freundlichen Empfang. Ich bin mit herzlicher Liebe u. ſ. w.

Höchſt unerwartet war ihm dieſer Ruf. Die Spannung, in der er ſich mit ſeinen Aeltern befand, und die gerade jetzt ſtärker als jemahls war, machte ihn gegen den liebreichen Ton der Einladung etwas mißtrauiſch, und er hätte ſie ſchwerlich ſogleich befolgt, wenn es ihm nicht wahrſcheinlich geweſen wäre, daß die Straße über Hühnenthal der rechte und der nächſte Weg ſey, Luiſen zu finden. Er ſchlug ihn alſo ſchnurſtracks ein, fuhr ohne Ruhe und Raſt, und machte die Poſtknechte durch Freygebigkeit ſo thätig, daß er ſchon in der Abenddämmerung des folgenden Tages das väterliche Schloß erreichte.

Er eilte, von niemanden bemerkt, die Treppe hinauf. Ein Bedienter, den er oben traf, öffnete ihm, als er nach ſeiner Mutter fragte, die Thür des Wohnzimmers. Er trat hinein, und ſtand einen Augenblick auf der Schwelle ganz unbeweglich vor Staunen; denn er glaubte Geiſter zu ſehen. Wigand und Luiſe ſaßen vor einem Bette, in welchem ſein Vater, mit bleichem Geſicht und verbundenem Kopfe, lag. Sie ſprangen mit einem Freudengeſchrey auf. Der Vater reichte ihm die Hand entgegen. Die Mutter drückte ihn mit Thränen an ihr Herz, führte ihn zu Luiſen, und ſprach mit einem rührenden Tone: „Umarme das edle Mädchen!“ — Er küßte Luiſen in einer trunknen, ſprachloſen Betäubung, flog dann hin ans Bett ſeines Vaters, und ſtammelte: „Biſt Du krank?“ — Der Vater nickte ſanft mit dem Kopfe. „Nöthige den armen Vater nicht zum Sprechen!“ ſagte die Mutter: „Der Arzt hat es ihm unterſagt. Du ſollſt alles, was Dich hier befremdet, aus meinem Munde erfahren, ſo bald Du Dich vom Schwindel der Ueberraſchung ein wenig erhohlt haſt.“ —

Nach einigen Minuten, die unter neuen Umarmungen verflogen, fing die Mutter ihre Erzählung an; der Fluß ihrer Worte ward aber von Wilhelms Fragen und andern Zwiſchenreden ſo oft gehemmt, daß es vielleicht angenehmer ſeyn wird, die Geſchichte des Vorfalls, der die wunderbare Zuſammenkunft der Liebenden bewirkte, ohne Unterbrechung zu leſen.

26.

Die edlen Freunde.

Herr von Schierling, der verabſchiedete Lieutenant, war gegen Wilhelmen äuſerſt aufgebracht, und wirklich nicht ohne Grund; denn hätte ſich der junge Menſch im Gaſthauſe geduldig necken und foppen laſſen, wie ſeine verdammte Schuldigkeit war, oder hätte er wenigſtens die von ihm, mit der Spitze des Degens auf ſeiner Bruſt, höflich erbetene Ehrenerklärung in Unterthänigkeit ausgeſtellt: ſo wäre der Herr Lieutenant nicht aus der Stube geworfen, nicht kaſſirt, nicht auf die Feſtung gebracht worden. Man kann es ihm alſo gar nicht verdenken, daß er, nach ſeiner Befreyung aus der Gefangenſchaft, den heilloſen Buben in Antonio's Hauſe aufſuchte, um an ihm Rache zu nehmen, oder ſich noch ein Mahl von ihm über die Schwelle ſtoßen zu laſſen.

Da er ihn nicht fand, und er auch von dem verſtockten Buchhändler den Aufenthalt ſeines Feindes nicht erfahren konnte, beſtieg er einige Zeit nachher ſeinen Gaul, ritt nach Hühnenthal, ließ ſich bey Wilhelms Vater anmelden, und fragte, ohne weitere Vorrede, mit kurzen und rauhen Worten: ob ſein Sohn hier ſey.

Herr Frank ſah ihn, wegen ſeines unhöflichen Betragens, mit großen Augen an, und antwortete Nein.

„Nun, ſo ſagen Sie mir geſchwind, wo ich ich ihn finde!“ polterte Schierling.

„Soll ich meines Sohnes Hüther ſeyn?“ — verſetzte Herr Frank. „Und über dieß begreif' ich nicht, was Sie mit ihm noch auszumachen haben, da

Ihre Streitſache, ſo viel ich weiß, völlig abgethan iſt.“ —

„Sie irren ſich ſehr, wenn Sie das glauben!“ fuhr der Lieutenant auf. „Der junge Herr muß noch erſt recht tüchtig dafür die Ruthe bekommen!“ —

„Von Ihnen doch nicht?“ — ſprach Wilhelms Vater, und lächelte ſehr unangenehm.

„Spotten Sie nicht, mein Herr!“ ſagte der Edelmann drohend.

„Betragen Sie ſich anders,“ erwiederte Jener, „ſo hab' ich keinen Anlaß, über Sie zu lachen. Ich bin in mancher Rückſicht mit meinem Sohn unzufrieden, und habe ſeine Händel mit Ihnen gar nicht gebilligt: wenn Sie ſich aber gegen ihn ſo aufführten, wie gegen mich, ſo muß ich geſtehen, daß er ganz recht that, Sie zur Thür hinaus zu werſen; und machen Sie mir des Lärms hier zu viel, ſo bin auch ich, meines Alters ungeachtet, gar nicht abgeneigt, einen Tanz mit Ihnen zu verſuchen.“ —

„Ja, ja,“ — ſprach Herr von Schierling, ohne ſich auf das letztere Anerbiethen einzulaſſen — „ich konnt' es wohl denken, daß Sie Ihren lieben Sohn in Schutz nehmen würden, und es iſt auch in gewiſſer Betrachtung ſehr billig: denn er lernte ja ſeine feinen Sitten von Ihnen.“ —

„Er lernte von mir, ſich von keinem Uebermüthler und Großſprecher unter die Bank ſtecken zu laſſen. Hätten Sie von Ihrem gnädigen Herrn Papa — dem alten Hundenarren, der ſich ſeiner ſchmutzigen Kläffer wegen zum Denuncianten erniedrigt — hätten Sie von Dem nichts Schlimmers gelernt, ſo wär' Ihnen wohl nicht eingefallen, den Banditen zu ſpielen, und meinem unbewaffneten Sohn Ihren Degen auf die Bruſt zu ſetzen.“ —

„Alle Teufel!“ ſchrie der Lieutenant, und machte eine Bewegung, als ob er ausſchlagen wollte.

„Laſſen Sie Ihre Teufel zu Hauſe!“ ſagte Herr Frank. „Ich hab' ein Paar Bedienten in der Nähe, die ſich vor der ganzen Hölle nicht fürchten.“ — Mit dieſen Worten zog er zwey Mahl heftig die Klingel; ein Jäger und ein Bedienter erſchienen. „Begleitet dieſen Herrn,“ ſprach er, „vor's Schloßthor hinaus, und laſſet ihn nie wieder vor mich!“ —

Herr von Schierling rief nochmahls mit verſtärkter Stimme alle Teufel herbey; doch kein einziger Bockfüßler kam ihm zu Hülfe. Dagegen machten die beyden handfeſten Bedienten die Stubenthür angelweit auf, und winkten ihm, hinaus zu ſpazieren. „Gut, mein Herr,“ ſprach er abgehend. „Ich befreye Sie jetzt von der Angſt meiner Gegenwart; denn vor dieſen Zeugen Ihrer Feigheit hab' ich nichts mit Ihnen zu verhandeln. Aber verlaſſen Sie ſich darauf, ich komme wieder!" —

„Sie werden meine Bedienten immer zu Hauſe finden!" rief ihm Herr Frank unter der Thür nach, und ſchlug ſie lachend zu.

Schäumend vor Wuth lief Herr von Schierling ſpornſtreichs nach dem Schulhauſe, um ſeinen Grimm an Luiſen auszulaſſen; allein er fand die Thür verſchloſſen, und ſie ward auch auf ſein ſtürmiſches Anklopfen nicht geöffnet. Wigand und ſeine Tochter, die in der Frühe des folgenden Tages das Dorf verlaſſen wollten, waren ausgegangen, um von ihren Freunden Abſchied zu nehmen.

Herr von Schierling, der dieſen Tag

nicht ganz unthätig hinbringen wollte, ritt zu einem ſeiner Freunde, der in der Nähe ein Landgütchen beſaß. Er war ein ſittenloſer, ausſchweifender und dabey argliſtiger Menſch, wußte ſich aber ſo geſchickt zu verſtellen, daß er in der Gegend umher ziemlich beliebt, und auch im Frankſchen Hauſe immer willkommen war. Schierling erzählte ihm den Auftritt, den er dort gehabt hatte, und erbat ſich Rath und Beyſtand.

Herr von Spitzkopf — ſo hieß ſein edler Freund — zuckte die Achſeln. „Brüderchen,“ ſprach er, „verſchone mich mit der Aufforderung, wider den Iſegrimm in Hühnenthal frey und offen zu Felde zu ziehen. Das ſchlag' ich Dir rund ab. Nicht aus Freundſchaft gegen ihn — bewahre der Himmel! Er iſt ein unerträglicher Hans Tapps, der einem die unangenehmſten Dinge, die er Wahrheiten nennt, und die es wohl auch bisweilen ſind, unter die Naſe reibt: aber ſo grob er iſt, ſo fein ſind ſeine Speiſen und Weine, und bloß denen zu Liebe mag ich's mit ihm nicht verderben. Da man über dieß ſchon daran gewöhnt iſt, daß er keine Faſſon hat, ſo macht man ſich aus ſeinen ſogenannten Wahrheiten ſo wenig, als aus dem Geſumſe einer Brummfliege. Ich laſſe, wenn ich zu ihm ſchmauſen gehe, die Ohren zu Hauſe, und nehme nur den Magen mit; der iſt taub.“ —

„Unglücklicher Weiſe hatt' ich meine Ohren bey mir, als er mir heute die Wahrheit geigte!“ verſetzte Herr von Schierling. „Aber ich will ihm dafür den Fiedelbogen um den Kopf ſchlagen! — Es wär' auf der Stelle geſchehen, wenn mir nicht ein Rieſenpaar von Bedienten im Wege geſtanden hätte. Sag mir nur wenigſtens, Herr Bruder, wo ich ihn ohne dieſe Leibgarde antreffen kann.“ —

„Nichts iſt leichter!“ antwortete Spitzkopf. „Er reitet alle Morgen, wenn es das Wetter nur einiger Maßen erlaubt, allein ſpazieren, und nimmt gemeiniglich ſeinen Weg in einen Wald, der diesſeits des Dorfs Hühnenthal unweit der Landſtraße liegt.“ —

„Die nahe Landſtraße —“ ſprach Herr von Schierling bedenklich.

„Schadet Dir nichts, Herr Bruder!“ fiel Spitzkopf ein. „Sie iſt überhaupt nicht ſehr lebhaft, und beſonders in den Frühſtunden ganz einſam und menſchenleer. Bleib dieſe Nacht hier, und reite morgen kurz nach Sonnenaufgang an einen gewiſſen Ort, den ich Dir genau beſchreiben werde, ſo biſt Du ſicher, Deinen Mann zu finden. Schieß oder ſtich ihn aber nur nicht über den Haufen; ſonſt bin ich Jahr aus Jahr ein um wenigſtens funfzig köſtliche Mahlzeiten geprellt.“ —

27.

Die Rührung.

Herr von Schierling entſchloß ſich zu der vorgeſchlagenen Wegelagerung, und hielt bey guter Zeit zu Pferde an der ihm angewieſenen Stelle. Er lauerte nicht lange vergebens. Herr Frank (der an dieſem Tage, des rauhen Wetters ungeachtet, nicht zu Hauſe geblieben war, weil er einen verdrießlichen Abſchiedsbeſuch von Wiganden befürchtete) kam ohne Begleitung eines Bedienten geritten. „Halt!“ brüllte

Schierling, und ſprengte mit gezogenem Degen aus ſeinem Hinterhalte hervor. Frank hielt ſtill, und fragte, was er wolle. „Abbitte wegen der geſtrigen Grobheiten!“ war die Antwort. „Die hätt' ich zu erwarten;“ ſagte Jener: „aber ich ſchenke ſie Ihnen.“ — Durch dieſen friedfertigen Ton noch muthiger gemacht, ritt Schierling ganz nah heran, und forderte mit vorgeſtrecktem Degen ſeinen Gegner auf, er ſolle vom Pferde ſteigen, und ihn mit entblößtem Haupte um Verzeihung bitten. „Ein lächerliches Begehren,“ verſetzte Frank, „das nur ein bewehrter Bandit gegen einen Waffenloſen ausſprechen kann. Es wäre Thorheit, mich unter dieſen ungleichen Umſtänden und in dieſer einſamen Gegend mit Ihnen in einen Streit einzulaſſen. Ich werde mir vor Ihren meuchelmörderiſchen Nachſtellungen Sicherheit zu verſchaffen wiſſen.“ —

Mit den letzten Worten lenkte Herr Frank ſchnell ſein Pferd, und jagte auf einem Fußſteige, der quer durch den Wald nach der Landſtraße führte, im ſtärkſten Galopp davon. „Feige Memme!“ rief Schierling, und drückte im Nachſetzen ein Piſtol ab. Die Kugel ſtreifte Franks Schulter; das ſcheue Pferd that einen jähen Seitenſprung, und ſchmetterte ihn mit dem Kopfe ſo heftig gegen einen Baum, daß er betäubt zur Erde fiel. Schierling ſprang vom Pferde. „Bitten Sie ab, oder es koſtet Ihr Leben!“ ſprach er wüthend, und ſetzte die Degenſpitze auf Franks Bruſt.

„Heh da! Ruhe!“ rief plötzlich eine ſtarke Stimme, und Wigand und Luiſe, die auf der Reiſe begriffen waren, eilten mit flügelſchnellen Schritten von der Landſtraße her. Sie hatten ihre Bündel weggeworfen, um dem Verwundeten, den ſie von weiten kannten, deſto geſchwinder beyſpringen zu können. Der Vater lief mit der größten Anſtrengung voraus, und drohte mit einem dicken Knotenſtocke. So bald Schierling die Kommenden ſah, verſetzte er ſeinem Feinde mit hämiſcher Behendigkeit einige Hiebe, warf ſich aufs Pferd, und ritt mit verhängtem Zügel von dannen. Ihn aufzuhalten und feſt zu machen war nicht möglich.

Wigand richtete den Blutenden auf, und verband ſeine Wunden, wozu Luiſe mit Freuden ihre feinſten Tücher hergab, die ſie aus den weggeworfenen Reiſebündeln im Sprunge hohlte. Herr Frank hatte Beſinnung und Sprache verloren, ſah ſeine Retter mit ſtarren Augen an, und ſchien ſie nicht zu kennen; doch nach einigen Minuten ſprach er leiſe Wigands Nahmen aus, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er von der thätigen Hülfe, die ihm geleiſtet wurde, gerührt ſey. Sein Pferd war nicht weit von dem Platze, wo er herab ſank, ſtehen geblieben. Wigand beſtieg es, um aus Hühnenthal einen Wagen zu hohlen. Da er aber beſorgte, daß der Meuchler ſeine Abweſenheit benutzen und einen neuen Ueberfall verſuchen möchte: ſo trug er den Kranken erſt weiter hin an die Landſtraße, machte ihm von Kleidern und Leinengeräth ein bequemes Lager, und übergab ihn Luiſens Aufſicht. Sie kniete bey ihm nieder, vergoß theilnehmende Thränen, lauſchte ängſtlich auf ſeine ſchwachen Athemzüge, wiſchte jeden hervor quellenden Blutstropfen ſorgfältig ab, und ließ ihm kein Inſekt zu nahe kommen. Indem ſie ſich ſo gutmüthig beſchäftigte, ward ſie durch ein Geräuſch im nahen Gebüſch erſchreckt. Schierling hatte ſich heran geſchlichen, und belauerte die ſchöne Samariterin. Im

Begriff, hinter den Bäumen hervor zu ſpringen, ward er durch ein Paar Männer, die des Weges gingen, und bey dem Verwundeten ſtehen blieben, wieder verſcheucht. Bald darauf kam Wigand mit einem Wagen und einigen Leuten aus Hühnenthal zurück. „Leben Sie wohl, Herr Frank!“ ſprach er, als er ihn in den Wagen gehoben hatte. „Ich freue mich, daß ich Ihnen, indem ich aus dieſer Gegend wandere, noch einen kleinen Dienſt leiſten konnte.“ — Er wollte ſich nun entfernen. „Bleiben Sie, mein Lieber!“ ſagte Herr Frank. „Begleiten Sie mich in mein Haus! Es wär' unverzeihlich, den Retter meines Lebens ohne Erkenntlichkeit von mir zu laſſen.“ — Wigand betheuerte, daß er für die Erfüllung ſeiner Menſchenpflicht durchaus nichts annehme. „Nun, ſo ſchenken Sie mir,“ erwiederte Jener, „wenigſtens Ihre Geſellſchaft auf einige Stunden, damit wir als Freunde von einander ſcheiden.“ —

Um nicht unverſöhnlich zu ſcheinen, gehorchte Wigand der wiederhohlten dringenden Aufforderung, ſich mit ſeiner Tochter in den Wagen zu ſetzen. Er hatte, bey deſſen Abhohlung, aus Beſcheidenheit verſchwiegen, daß er ſelbſt es war, der den Meuchelmörder in die Flucht trieb. Madame Frank erſtaunte daher nicht freudig, da ſie ihren Gatten in Geſellſchaft der beyden ihr verhaßten Perſonen ankommen ſah. Aber kaum hörte ſie aus ſeinem Munde, wie ſehr ſie ſich um ihn verdient gemacht hatten, ſo verſchwand aller Groll aus ihrem Herzen. Sie drückte Wiganden die Hand; ſie umarmte Luiſen; und als ſie ſich mit der Letztern (die ſie ſeit anderthalb Jahren mit keinem Auge geſehen und auch vorher wenig geſprochen hatte) in eine Unterredung einließ, ward ſie von dem angenehmen Mädchen ſo eingenommen, daß ſie ihrem Sohne ſeine unbezwingliche Leidenſchaft nicht mehr verdachte, und ſich ſogleich entſchloß, der Vereinigung der Liebenden nicht länger entgegen zu ſeyn. Dieſen Entſchluß beförderte wahrſcheinlich auch der Umſtand, daß ſie außer dem Fräulein von Alfanz und Emilien, die beyde für Wilhelmen verloren waren, kein Frauenzimmer kannte, das ſie ſich zur Schwiegertochter gewünſcht hätte.

Herr Frank (dem die bisherigen Beſtrebungen, eine reiche Heirath zu Stande zu bringen, nicht ſo ſehr als ſeiner Frau am Herzen gelegen hatten, und deſſen Hartſinn durch den jetzigen Unfall geſchmeidiger worden war) billigte ohne Widerſpruch ihren Vorſchlag, Luiſen zur Schwiegertochter anzunehmen, und ſie und ihren Vater auf dieſe anſtändige Weiſe zu belohnen. Er war überhaupt dem Mädchen nie abhold geweſen; nur Wilhelm und Wigand hatten ihn durch muthigen Widerſtand, den er nicht gern vertrug, gegen ſich in Harniſch gebracht, und ihn — da er vollends von ſeiner Gattin immer noch mehr aufgereitzt ward — zu den harten Maßregeln bewogen, die ihm jetzt auf dem Krankenbette leid thaten. Auch fand er an Wiganden ſelbſt, da er jetzt nicht mehr Schulmeiſter war, weniger Anſtoß als zuvor; kurz, es vereinigte ſich alles, um unſerm Liebespaare den Weg in Hymens Reich zu ebenen.

Keine Beſchreibung erreicht Wigands Erſtaunen und Luiſens Entzückung, als Madame Frank ihnen eröffnete, was im geheimen Eherathe beſchloſſen worden war. Sie fertigte hierauf die Staſette nach Rockenwitz ab. Am folgenden Tag traf Antonio's Brief an Wiganden ein. Er bebeantwortete dieſe Einladung, von der man ihn nicht Gebrauch machen ließ, mit Ausdrücken des wärmſten Danks.

Alle dieſe Vorfälle wurden Wilhelmen in der erſten Stunde ſeiner Ankunft erzählt; nur wußte niemand, daß Herr von Spitzkopf den Plan der Wegelagerung angegeben hatte. Unter vier Augen geſtand Madame Frank ihrem Sohne, daß ſie alle Briefe, die er und Luiſe in den letztern zwey Monaten an einander geſchrieben, aufgefangen habe. „Ich that es,“ ſetzte ſie hinzu, „weil ich den Werth des guten, edlen Mädchens nicht kannte, und in dem thörichten Wahn ſtand, Du könnteſt nicht anders, als durch eine reiche Frau, glücklich werden.“ —

28.

Die Entführung.

So war denn alles bis auf die Hochzeit in Ordnung. Dieſe ward, wegen Luiſens Betrübniß über den Tod ihrer Mutter, einige Monate verſchoben. Indeſſen machte Herr von Schierling einen Verſuch, ſie zu ſtören.

Ungeachtet er, als ein Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit, von der Juſtiz überall aufgeſucht und ſogar mit Steckbriefen verfolgt wurde, ſo war er doch nirgends zu finden, und man glaubte daher, er ſey aus dem Lande geflüchtet. Allein er hielt ſich bey dem Herrn von Spitzkopf verborgen, und brütete in einer Bodenkammer (wo ihm ſein treuer Jonathan

than mit eigener Hand Speiſe und Trank zutrug) über neuen Unthaten. Er war von Luiſen, als er ſie an der Landſtraße belauſchte, entzündet worden, und machte nun, von Wolluſt und Rache geſpornt, den Anſchlag, Wilhelmen bey der empfindlichſten Seite anzugreifen, und ihm ſeine Braut zu entführen.

Herr von Spitzkopf — der ſich nach wie vor alle Wochen ein Mahl an Franks Tafel recht ſatt aß, und immer deſto heftiger auf Schierlingen loszog, je mehr ſich der Koch angegriffen hatte — war auch bey dieſem Vorhaben willig, ſeinem Freunde mit Rath und That unter die Arme zu greifen. Es kam darauf an, Luiſen eines Abends aus dem Schloſſe zu locken, und während dieſer Zeit Wiganden und Wilhelmen zu entfernen. Herr Frank, der ſich noch unter den Händen des Wundarztes befand, konnte bey ſeiner jetzigen

Kraftloſigkeit der Entführung kein Hinderniß in den Weg legen.

Die Sache ließ ſich beſſer nnd leichter an, als man vermuthet hatte. Herr von Spitzkopf erfuhr, als er einsmahls in Hühnenthal ſpeiſ'te, daß Luiſe gewohnt ſey, mit Madame Frank Abends im Mondſchein vor dem Dorfe ſpazieren zu gehen. Da nun eben das ſchönſte Sommerwetter war und der Vollmond eintrat, ſo entſchloß ſich Spitzkopf auf der Stelle, die beyden obgenannten Herren auf den folgenden Tag zu Gaſte zu bitten, und ſie ſo lange bey ſich aufzuhalten, bis die Entführung geſchehen ſey.

Sie nahmen, nichts Arges denkend, ſeine Einladung an, und ſtellten ſich zu Pferde bey ihm ein. Er bewirthete ſie ſo gut als möglich, und ſuchte ſie durch allerley höfliche Kunſtgriffe in ſeinem Hauſe zu feſſeln. Er brachte es auch wirklich dahin, daß ſie bis zur Abenddämmerung bey ihm verweilten. Jetzt wollten ſie plötzlich fort. Er ſtellte ſich ganz erſchrocken, und bat dringend, noch zu Abend bey ihm zu ſpeiſen, und dann erſt beym lieblichen Mondenlicht, das jetzt dem hellen Tage gleiche, zurück zu reiten, oder auch, was ihm noch lieber ſey, die Nacht über unter ſeinem Dache zu bleiben. Wigand hatte Luſt, noch ein paar Stündchen zu verharren; aber Wilhelm empfand auf Ein Mahl eine gewiſſe Bangigkeit, die mit jeder Minute ſtieg. Er drang heftig darauf, ohne Verzug fort zu reiten. Spitzkopfs Bitten und Schmeicheleyen waren verloren; ſeine Gäſte ſetzten ſich zu Pferde, und legten die zwey Meilen nach Hühnenthal in möglichſter Eile zurück.

Nah am Dorfe kamen ihnen zwey Bedienten vom Schloſſe auf ungeſattelten Pferden entgegen geſprengt, und erzählten im Vorbeyjagen, Luiſe ſey vor einer halben Viertelſtunde von der Seite der Madame Frank entführt worden. Mit Entſetzen hörten Wilhelm und Wigand dieſe Nachricht, und folgten ſammt dem Reitknechte, den ſie bey ſich hatten, den beyden Bedienten.

Als ſie ungefähr eine halbe Meile weit geritten waren, ſahen ſie einen Wagen vor ſich, der ſchnell von der Straße ablenkte, und auf ein nahes Gebüſch zueilte. Wie ein Donnerwetter war Wilhelm hinterher, und fiel den Pferden ſchon in die Zügel, als auch ſeine vier Begleiter mit wildem Geſchrey anlangten. Dadurch erſchreckt ſprang der Kutſcher vom Bock, und floh nebſt einem Kerl, der hinten auf dem Wagen ſtand, in den Wald. Man ließ ſie laufen, hielt aber einen Herrn feſt, der ſich aus der Kutſche heraus ſtürzte, und gleichfalls entwiſchen wollte. Es war Herr von Schierling in hoher Perſon. Luiſe lag mit gebundenen Händen und einem Tuche, das man ihr in den Mund gedreht hatte, ohnmächtig im Wagen, erhohlte ſich aber ſogleich, als man ſie feſſellos machte, und Wilhelms Stimme ihren Nahmen rief. Er ſetzte ſich zu ihr in den Wagen; ein Bedienter lenkte die Pferde; die beyden andern nahmen den Gefangenen, den man billiger Maßen zu Fuß gehen ließ, in die Mitte; Wigand ritt vor ihnen her, und führte den Zug.

Als man in Hühnenthal ankam, ward der Arreſtant in ein mit Schlöſſern, Riegeln und eiſernen Fenſtergittern verwahrtes Zimmer gebracht, und erhielt eine Ehrenwache von ſechs ſtammhaften, mit Spießen und Knitteln bewaffneten Bauern. Düſter, wie ein Uhu, ſaß er in ſeinem Käfich, und ſprach kein Wort. Am folgenden Tage ließ ihn der Befehlshaber der nächſten Beſatzung, dem man den Vorfall gemeldet hatte, durch ein Kommando abhohlen, und lieferte ihn in die Hauptſtadt, wo er zu ewiger Feſtungsgefangenſchaft verurtheilt wurde.

Auch Herr von Spitzkopf bekam bey dieſer Geſchichte eine tüchtige Schlappe. Er hatte ſeinem Buſenfreunde Wagen und Pferde zur Entführung geliehen, und erſchrak daher außerordentlich, als er hörte, daß ſie verunglückt und ſeine Equipage den Feinden in die Hände gefallen ſey. Man kannte ſie in Hühnenthal ſehr genau, weil er hundert Mahl damit zum Schmauſe gekommen war: dennoch beſaß er die Frechheit, ſie zu verläugnen, und gerieth darüber in eine Unterſuchung, die ihm mehr koſtete, als alle Mahlzeiten werth waren, die er jemahls im Frankſchen Hauſe genoſſen hatte. Das Wägelchen und die Rößlein wurden öffentlich verſteigert, und er durfte ſich von nun an in Hühnenthal nicht wieder ſehen laſſen.

„Wie wunderbar ſich doch manches in der Welt fügt!“ ſprach Herr Frank, als einſt von Luiſens Entführung die Rede war — „Erinnerſt Du Dich noch, mein Sohn, aus Deinen Kinderjahren, daß Du einſt die Hunde des alten Herrn von Schierling karbatſchteſt?“ —

„O ja!“ antwortete Wilhelm.

„Glaubſt Du wohl, daß dieſer Knabenſtreich bis dieſen Augenblick fortwirkte? — Alle Deine Händel mit dem Lieutenant entſtanden daraus. Er mahlte Dir einen Eſel an die Thür, ſchalt Dich einen Hundevogt, band im Gaſthof mit Dir an, überfiel Dich in Deinem Zimmer, ward vom Regimente gejagt, ſuchte Dich hier auf, begann mit mir einen Streit, verwundete mich im Walde, entführte Luiſen, und ſitzt nun zum Lohn dieſer Thatenreihe zeitlebens auf der Feſtung.“ —

„Alles wahr, lieber Vater!“ entgegnete Wilhelm. „Aber in dieſer Kette von Begebenheiten fehlt noch ein Glied, und gerade das beſte!“ —

„Was wäre das?“ fragte Herr Frank.

„Ich mag es nicht eher nennen,“ erwiederte der Sohn, „bis Du mich verſichert haſt, daß Dich Deine Wunden nicht mehr ſchmerzen.“ —

„Hm! wie fällt Dir das ein? Ich bin ja ganz wieder geſund.“ —

„Nun, ſo erlaub' ich mir die Bemerkung, daß ich meiner kindiſchen Hundehetze ſogar Luiſen verdanke. — Du hätteſt vielleicht nie in unſere Verbindung gewilligt, wenn nicht bey Gelegenheit Deiner Verwundung die Herzensgüte des Mädchens und der biedere, ganz rachloſe Charakter des Vaters aus dem Dunkel des Verkanntſeyns hervor getreten wären.“ —

„Das räum' ich Dir ein;“ ſprach Herr Frank. „Ich bin überhaupt ein rechter Märtyrer Deiner Liebſchaft: denn bekam ich nicht auch ihretwegen vor einigen Jahren im Schulgarten einen verdammt harten Kopfſtoß vom Magiſter Truſelius?“ —

So ſcherzend verfolgten Vater und Sohn noch weiter den Faden, der bey ihren Hausbegebenheiten Urſach und Wirkung verknüpft hatte. Da ihn jeder aufmerſame Leſer von ſelbſt finden wird, ſo können wir uns der Mühe überheben, die Fortſetzung ihres Geſprächs aufzuzeichnen. Wir benutzen lieber den Raum, uns der Schierlingſchen Familie auf immer und ewig durch die Nachricht zu entledigen, daß der alte Herr — kurz nach der Abreiſe ſeines Sohnes auf die Feſtung — durch einen ſchnellen

Tod ſeinen Hunden entriſſen wurde. Er hinterließ ein Teſtament, worin ſie, nach Abzug des dem Lieutenant gebührenden Pflichttheils, zu Univerſalerben eingeſetzt waren. Die Summe ſeines Nachlaſſes belief ſich ſo hoch, daß der letzte, ſeine Miterben überlebende Hund fünf- bis ſechshundert Thaler jährliche Einkünfte zu verzehren hatte, und alſo in ſeiner Art ein großes Haus machen konnte. Erſt dann, wenn dieſer reiche Kauz Todes verfahren ſeyn würde, ſollte die Hauptſumme des Vermächtniſſes, nach dem letzten Willen des Erblaſſers, einem Hoſpital zufallen, und beſonders zur Verpflegung ſolcher mitleidswürdigen Perſonen verwandt werden, die auf eine gründliche Art beweiſen könnten, daß ſie in ihren vormahligen beſſern Umſtänden viel Hunde gehalten, und ſich dadurch an den Bettelſtab gebracht hätten. — Daß der Teſtierer ſeinen

Sohn nicht wenigſtens zum Nacherben ſeiner innigſt geliebten Hündlein beſtimmte, geſchah aus der gerechten Beſorgniß, der böſe Bube möchte ihnen nach dem Leben trachten, um ſich je eher je lieber in den Beſitz ihres Vermögens zu ſetzen.

29.

Der Polterabend.

Bis gegen den Hochzeittag fiel nun nichts Merkwürdiges weiter vor. Das Schloß in Hühnenthal war ein Schauplatz der Eintracht und Freude. Nur Wiganden ſah man oft in Trübſinn verſunken. Ihn drückte, wie er ſelbſt geſtand, ein geheimer Kummer, den er niemanden entdecken wollte.

Des Pfarrers Schlangenwindungen und Demüthigungen vor ihm waren luſtig. Die Nachricht, daß der abgeſetzte und vertriebene Schulmeiſter dem Gutsherrn das Leben gerettet habe, und in deſſen Kutſche wieder zurück gekommen ſey, ſchlug wie ein ſchweres Gewitter im Pfarrhauſe ein. Der Paſtor wußte vor Beſtürzung nicht, was er beginnen ſollte. Er ſetzte die Stutzperücke zehn Mahl auf, um den Kranken zu beſuchen, und zehn Mahl nahm er ſie wieder ab, um Wiganden nicht zu ſehen. Endlich überwand er dieſe Scheu, ließ ſich bey dem Patienten anmelden, und ward abgewieſen. Herr Frank, der Wigands Verfolgung bereute, haßte den Pfarrer, dem er nie hold war, jetzt um ſo mehr, weil er ſich auf den erſten Wink zum Werkzeuge derſelben hatte gebrauchen laſſen. So geht es gemeiniglich den Helfershelfern dieſer Art, und ſie verdienen es nicht beſſer.

Wie vom Schlage gelähmt, ſchlich der Pfarrer nach Hauſe; ihm ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken. Er ließ ſich in den nächſten Tagen mehrere Gänge aufs Schloß nicht verdrießen: ſie waren aber alle vergeblich. Nun ſchrieb er an Wiganden (auf den er den Verdacht warf, daß er ihn durch rachgierige Verhetzungen in Ungnade geſtürzt habe) einen ſehr ſchmeichelhaften Brief, beglückwünſchte ihn über Herrn Franks Rettung, nannte ihn ein dazu auserwähltes Rüſtzeug Gottes, bat um großmüthige Verzeihung vormahliger Mißverſtändniſſe, und empfahl ſich ſeiner ſchätzbaren Gewogenheit und Freundſchaft. Dieſes unterwürfige Schreiben bewirkte nichts, als daß ihm Wigand mit zwey Zeilen antwortete: er verzeihe von ganzem

Herzen; doch von Freundſchaft könne unter ihnen nicht die Rede ſeyn.

Je näher die Hochzeit rückte, deſto häufiger und ängſtlicher wurden die Bemühungen des Pfarrers, ſich im Schloſſe wieder in Gunſt zu ſetzen. Alle Menſchen, die dort aus und ein gingen, ſprach er an, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Unter mancherley bibliſchen Bildern und Gleichniſſen erwähnte er ſeiner Verbannung aus den Augen des Gutsherrn ſogar auf der Kanzel, und wehklagte, bitterlich weinend, daß man ſein gutes Herz verkenne. Doch das alles half ihm nichts: er bekam dennoch keinen Biſſen vom Hochzeitſchmauſe, um den es ihm hauptſächlich zu thun war. Wilhelm beſtand darauf, ſich nicht von ihm einſegnen zu laſſen. Seine Gebühren ſchickte man ihm ins Haus, und ein anderer Geiſtlicher ward, mit Erlaubniß des Konſiſtoriums, erkoren, die Trauung zu verrichten. Die Wahl wäre auf den Magiſter Trufelius gefallen, wenn ihn nicht Luiſe ausdrücklich verbeten hätte.

Gepoltert ward am Polterabend eben nicht viel. Es bedurfte keiner großen Zurüſtungen zur Hochzeit, weil Antonio der einzige fremde Gaſt war, den man erwartete. Seine Ankunft heiterte den melancholiſchen Wigand ſo auf, wie man ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte. Man erinnerte ſich der erſten Bekanntſchaft im Gaſthofe, und lachte noch herzlich über die damahls vorgefallenen luſtigen Auftritte mit den beyden überklugen Herren Gevattern.

Antonio erzählte mancherley Neuigkeiten aus der Hauptſtadt, und unter andern auch die: daß Fräulein Aſpaſia in ihrem neunzehnten Jahre an der griechiſchen Mode geſtorben ſey. Sie hatte, den

Warnungen der Aerzte zum Trotz, ihre ſchamloſe Nacktheit immer weiter bis faſt zum paradieſiſchen Feigenblatte getrieben, und es ſo der Senſe des Todes recht bequem gemacht, ſie auf eine unheilbare Art zu verwunden. —

Bey der Abendtafel, die Herr Frank mit ſeinen beſten Weinen verſehen hatte, war unſere kleine Geſellſchaft ſehr vergnügt. Wigand allein ſaß bisweilen einige Minuten lang in tiefem Nachdenken, ſah ſchweigend und ſtarr vor ſich hin, und nahm an dem frohen Geſchwätz um ihn her keinen Antheil. Antonio munterte ihn auf, ſich mit den Fröhlichen zu freuen. „Freund, das kann ich nicht immer!“ ſeufzte Wigand. „Mein Leben gleicht einem Apriltage, deſſen lachende Heiterkeit oft durch Stürme unterbrochen wird. — In den frohſten Stunden — beſonders wenn ich Familienfeſten beywohne

wohne — überfällt mich bisweilen eine Schwermuth, über die ich nicht Herr bin.“ —

„Sagen Sie uns, was Sie betrübt!“ bat Antonio: „Mittheilung erleichtert jeden Kummer. — Sie ſind hier unter lauter Freunden, und ein Mann von Ihrem Charakter kann kein Geheimniß auf der Seele haben, deſſen Entdeckung ihm Schande brächte.“ —

„Ich habe kein Verbrechen begangen;“ antwortete Wigand: „aber von Gewiſſensbiſſen über eine jugendliche Unvorſichtigkeit bin ich nicht frey. Ich könnte ſie entdecken, und war ſchon ſeit einigen Tagen dazu entſchloſſen — doch was hilft's? Mich kann nichts beruhigen, bis ich — wozu ich längſt alle Hoffnung aufgab — einen Mann von ungefähr acht und dreyßig Jahren gefunden habe, der an ſeinem linken Fuße nur vier Zehen hat.“ —

„Iſt das Scherz oder Ernſt?“ — ſprach Antonio ſtutzend, und verwandelte ſich im Geſicht. —„ Nach dem Merkmahle, das Sie angeben, bin ich der Mann, den Sie ſuchen.“ —

„Gott! — wär's möglich?“ — rief Wigand, und ſprang mit erhobenen Armen vom Stuhl auf. „Ich beſchwöre Sie, täuſchen Sie mich nicht!“ —

„Es iſt, wie ich Ihnen ſage: ich bin mit dieſem Mangel geboren.“ —

„Wo? — wo ſind Sie geboren?“ —

„Das weiß ich in der That nicht. Ich erinnere mich bloß aus meinen Kinderjahren, daß ich in einer ſehr anmuthigen Gegend an einem breiten Strome geſpielt habe.“ —

„O Himmel, das war der Rhein! — Sie ſind — Du biſt's — Du biſt mein verlorener Bruder!“ — Mit dieſen Ausrufungen ſtürzte Wigand an Antonio's

Hals. Die Geſellſchaft erſtaunte. Fragen über Fragen ergingen an ihn. Antonio bat dringend um Auflöſung des Räthſels. Wigand konnte vor Beſtürzung und Wehmuth nicht im Zuſammenhang ſprechen. Man ließ ihm Zeit, ſich zu erhohlen, und hörte dann von ihm folgende Geſchichte, bey der wir bloß auslaſſen, was Antonio und die Uebrigen dazwiſchen redeten.

30.

Wigands Geſchichte.

„Der Nahme Wigand, den ich bisher führte, iſt ein angenommener Nahme. Ich bin der Sohn eines Edelmanns, der

Rudolph von Windag heißt, und noch in dieſer Stunde, als ein beynahe achtzigjähriger Greis, am Rheine lebt. Bis in mein angehendes Jünglingsalter hatte ich an ihm einen guten, liebevollen Vater. Er ſchonte keine Koſten, mich ſorgfältig erziehen, und von den geſchickteſten Lehrern, die er auffinden konnte, unterweiſen zu laſſen.

Ich war noch nicht ſechzehen Jahre alt, als meine rechtſchaffene Mutter ſtarb. Mein Vater, der ſie ſehr geliebt hatte, machte bald nach ihrem Tode eine Reiſe von mehrern Monaten, um ſeinen Gram zu zerſtreuen. Er kam mit einer jungen Dame von blendender Schönheit zurück, und ſtellte ſie mir als meine künftige Stiefmutter vor. Sie nahm die beſten Zimmer des Hauſes in Beſitz; doch nichts war ihr prächtig genug. Mein Vater, der jeden Wink ihrer Augen als einen Befehl aufnahm, verſchrieb ſogleich in den nächſten Tagen neue koſtbare Möbeln von aller Art. Dennoch war ſie nicht völlig damit zufrieden, ungeachtet ſich vielleicht manche Fürſtin bedacht hätte, ſo theure Geräthe zu kaufen.

Die hohe Sprache, die ſie bey jeder Gelegenheit führte, konnte zu dem Glauben verleiten, daß ſie wenigſtens aus einer gräflichen Familie ſtamme; allein man flüſterte mir von allen Seiten ins Ohr: ſie ſey eine Theaterprinzeſſin von der niedrigſten Geburt. Dieſe Nachricht, die ſich immer mehr beſtätigte, machte einen deſto unangenehmern Eindruck auf mich, da ſich mein Vater von dieſer Perſon ganz beherrſchen ließ, und merklich kalt gegen mich ward. Er verſagte mir manches nöthige Bedürfniß, um den verſchwenderiſchen Aufwand, den ihre unbegränzte Prachtliebe verurſachte, beſtreiten zu können. Am meiſten aber ſchmerzte mich, daß er einen arabiſchen Schimmel, den er nur kurz vor dem Tode meiner Mutter für mich gekauft hatte, zum Leibpferde der Dame beſtimmte. Ich durfte das ſchöne Thier, das meine einzige Freude war, von nun an nicht mehr beſteigen.

Einſt beklagte ich mich gegen meinen Vater darüber. Er gab mir eine kurze, liebloſe Antwort. Tief gekränkt entgegnete ich: es betrübe mich ſehr, ſeine Liebe verloren zu haben, und einem Frauenzimmer nachgeſetzt zu werden, von dem man hier und da nicht mit Achtung ſpreche. Erröthend befahl er mir, mich deutlicher zu erklären. Ich ſagte ihm, was ich gehört hatte. Er wollte meine Gewährsleute wiſſen. Dieſe hatten ſich Verſchweigung ihrer Nahmen bedungen, und ich verrieth ſie nicht. Er zürnte heftig darüber, und beging die Schwachheit, der

Abgöttin ſeines Herzens zu entdecken, was ich von ihr geſprochen hatte.

Von dieſem Tage an hatte ich keine gute Stunde. Die Beleidigte ſetzte mich zwar wegen des Geſprächs mit meinem Vater nie zur Rede, verfolgte mich aber mit heimlicher Rachſucht, und er verſchoß dienſtfertig alle ihre Bolzen gegen mich. Ich ſehnte mich nun fort aus dem Hauſe; und da ich Luſt hatte, in Kriegsdienſte zu gehen, bat ich ihn oft, meine Anſtellung bey der Armee zu bewirken. Er verſchob es von einer Zeit zur andern, und klagte immer, daß die Equipirung eines Officiers ſehr viel koſte. Wenn hingegen meine Stiefmutter (die es nun durch eheliche Einſegnung förmlich geworden war) einen engliſchen Wagen oder einen neuen Zug Pferde verlangte, ſo beſann er ſich keinen Augenblick, ihren flüchtigen Einfällen doppelt ſo viel aufzuopſern, als zur Gründung meines künftigen Glücks nöthig geweſen wäre. Ich mache mir noch heute Vorwürfe, daß ich das alles geduldig ertrug, und nicht meinen Stab in die weite Welt ſetzte. Dieſer Entſchluß hätte mir mehr als dreyßigjährige Leiden erſpart.

Die Geburt eines Knaben, der nur vier Zehen am linken Fuße zur Welt brachte, — und der, wenn mich nicht alles triegt, hier neben mir ſitzt — machte meinem Vater außerordentlich viel Freude. Es war ein wohlgebildetes, freundliches Kind, das bey der Taufe den Nahmen Anton erhielt. Ich liebt' es über allen Ausdruck, ungeachtet es mir den letzten Reſt der väterlichen Gunſt entzog; denn von nun an galt ich gar nichts mehr im Hauſe. Jeden Groſchen, den mein Vater für mich ausgeben mußte, warf er mit Murren hin; und dennoch konnt' ich nicht den Weg aus dieſer Marterhöhle finden. Ich war wie gefeſſelt.

Als der kleine Anton ungefähr drey Jahre alt war, ging in dem Benehmen meiner Stiefmutter gegen mich eine wunderbare Veränderuug vor. Sie ward milder und freundlicher, machte mir allerley angenehme Geſchenke, und beredete meinen Vater ſogar, mir ein ſehr ſchönes Reitpferd zu kaufen, das vierzig Louisd'or koſtete. Dieſe gefälligen Annäherungen waren aber, leider! das Vorſpiel widerwärtiger Auftritte, über die ich ſo flüchtig als möglich hinweg eilen will. Meine Stiefmutter forderte mich — mit Einem Worte — zu einem Verbrechen gegen die Natur auf; und als ich ihre Lockungen mit Abſcheu zurück wies, überfiel ſie mich einſt des Nachts im Bette, um mich, mit einem Dolch in der Hand, zur Befriedigung ihrer Lüſte zu zwingen. Ich entwaffnete ſie, und drohte, meinem Vater alles zu entdecken. Sie bat mich auf den Knien um Verſchwiegenheit. Ich verſprach ſie ihr unter der Bedingung, mich mit dergleichen empörenden Anträgen nie wieder in Verſuchung zu führen, und meinen Vater dahin zu vermögen, daß er mich ohne Verzug außerhalb des Hauſes verſorge. Beydes gelobte ſie mir mit den heiligſten Betheuerungen.

Seit dieſer Nacht ſchlug ſie die Augen nicht mehr gegen mich auf, vermied mich ſo viel als möglich, und war bey Tiſch und überall, wo ſie mir nicht ausweichen konnte, ſtumm und verlegen. Das freute mich, weil ich hoffte, ſie würde mich ſchnell aus dem Hauſe zu entfernen ſuchen. Dennoch bemerkte ich in den nächſten Tagen und Wochen nicht die geringſte Anſtalt dazu. Meiner Verſchwiegenheit nicht trauend, mochte ſie wohl mit einem Anſchlag umgehen, mir den Mund auf ewig zu ſchließen. Ich kann ihr das nicht mit voller Ueberzeugung beweiſen: doch war eine Portion Gift, die ſie ſich verſchaffen wollte, wahrſcheinlich für mich beſtimmt. Sie ſchickte einen Bedienten (der wegen verſchiedener Ausrichtungen in die nächſte Stadt abgefertigt wurde) mit einem verſiegelten Briefchen in die Apotheke; der Apotheker las den Zettel mit Kopfſchütteln, und ſagte kurz: er dürfe kein Gift verkaufen. Meine Stiefmutter ward bey Meldung dieſer Antwort blutroth, und fuhr auf: der Kerl ſey ein Narr; ſie habe nicht daran gedacht, Gift von ihm zu verlangen. — Das alles erzählte mir der Bediente; ich achtete aber damahls wenig darauf, und es fiel mir erſt nachher, als ich ſchon das väterliche Haus verlaſſen hatte, der Gedanke ein, daß mir wohl der ehrliche Apotheker das Leben gerettet haben möchte.

Ungefähr um dieſe Zeit ritt ich eines Morgens am Rheinufer ſpazieren, und nahm den kleinen Anton, wie ich oft zu thun pflegte, vor mich auf den Sattel. Das machte ihm immer viel Vergnügen, mir aber bisweilen etwas lange Weile, weil ich ſeinetwegen nur im Schritt reiten konnte. Mein Pferd war an dieſem Tage beſonders muthig, und ich bekam Luſt, ihm ein Weilchen den Zügel ſchießen zu laſſen. Ich ſetzte daher den Knaben ins Gras, und ſagte ihm, er ſolle Blumen pflücken, ſich aber nicht von der Stelle entfernen.

Als ich nach einer halben Stunde zurück kam, fand ich ihn nicht mehr. Erſchrocken ſprengt' ich am Ufer auf und ab und in der Gegend herum: er war nirgends. Ich ritt voll Verzweiflung heim, und meldete meinen Aeltern das Unglück. Die Mutter erhob ein Zetergeſchrey; der Vater fluchte und betete durch einander. Beyde wütheten wie Furien gegen mich. Sie ſandten alle ihre Leute fort, um den Knaben zu ſuchen. Der Vater drohte mir, mich niederzuſchießen, wenn ich ohne das Kind zurück käme, und lud ſchon eine Flinte für mich.

Ich jagte wieder fort, und fragte jeden Menſchen, der mir begegnete, ob er ein herum irrendes Kind geſehen habe. Alle gaben mir eine verneinende Antwort. Endlich ſagte mir ein Reiſender, es ſey eben ein Trupp Kunſtreiter und Seiltänzer, theils zu Pferde, theils zu Wagen, am Rhein herab gezogen, und der Knabe könnte vielleicht der bunten Schaar, die ſich durch auffallende Kleidung und Federbüſche ausgezeichnet habe, nachgelaufen ſeyn. Ich flog fort, hohlte die Seiltänzer ein; aber mein Anton war nicht dabey, und die Gaukler, die ich Mann für Mann nach dem Kinde fragte, verſtanden entweder nicht deutſch, oder ſtellten ſich wenigſtens ſo. Kurz, ich mußte troſtlos zurück reiten. Die Kräfte meines Pferdes waren erſchöpft. Ich ſtieg ab, warf mich am Rheinufer nieder, und beweinte meinen unglücklichen Bruder, den ich für todt hielt: denn, nach ſo vielen vergeblichen Nachforſchungen, blieb mir nur noch die Vermuthung übrig, daß er beym Blumenpflücken dem Ufer zu nahe gekommen und in den Strom hinab geſtürzt ſey. Ich fand abgebrochene Blumen hin und her verſtreut, und ſammelte ſie mit heißen Thränen.

Als es Nacht wurde, ritt ich nach dem Hauſe meines Vaters zurück, wagte mich aber nicht hinein. Ich klopfte von außen ans Fenſter des Pförtners, und fragte leiſe, ob ſich mein Bruder wieder gefunden habe. Der Pförtner — ein alter, ehrlicher Mann — ſagte Nein, und beſchwor mich, meinem Vater nicht unter die Augen zu gehen. Er tobt und raſet, ſprach er, ſo fürchterlich gegen Sie, daß er keinem Menſchen gleicht. Ihr Leben wäre verloren, ſo bald er Ihrer anſichtig würde. — Nach dieſer Warnung reichte mir der gute Alte einen Beutel mit Geld, und ſagte weinend: Da nehmen Sie dieſe paar Thaler, und helfen Sie ſich damit ſo weit, als Sie können! Hier iſt nun einmahl Ihres Bleibens nicht mehr. —

Sträubend, doch genothdrungen nahm ich das Geld des gutmüthigen Greiſes, verließ mein Vaterland, änderte meinen Nahmen durch Verſetzung der Buchſtaben, ging hier als gemeiner Huſar in Dienſte, und ſchrieb an meinen Vater einen rührenden Brief, worin ich alles erſchöpfte, was ſich nur ſagen und vorſtellen ließ, um ihn zur Verzeihung zu bewegen. Aber ein Freund, dem ich dieſen Brief zur Uebergabe zuſchickte, meldete mir: mein Vater ſey unverſöhnlich gegen mich aufgebracht, und habe die gräßlichſten Schwüre gethan, mich nicht eher wieder für ſeinen Sohn zu erkennen, bis ich ihm ſein verlorenes Kind zurück bringe. In einem eben ſo feindſeligen Tone habe meine Stiefmutter geſprochen, und beyde hätten dringend verlangt, den in meinem Briefe verſchwiegenen Ort meines Aufenthaltes zu wiſſen, um mich von der Obrigkeit an ſie ausliefern zu laſſen. —

Fünf und dreyßig Jahre lang habe ich nun ſchon durch dieſen treuen Freund mit meinem Vater um Ausſöhnung unterhandelt, ohne ſein verſteinertes Herz erweichen zu können. Nur vor wenigen Monaten hat er meinem Freunde, der ihm ſein hohes Alter und die wahrſcheinliche Nähe ſeines Todes vorſtellte, geantwortet: er wolle ſeinen Haß gegen mich mit in die Ewigkeit hinüber nehmen; denn er habe meiner Stiefmutter — die im vorigen Jahre geſtorben iſt — im letzten Augenblick ihres Lebens verſprochen, mir nie zu verzeihen.“ —

31.

Antonio's Geſchichte.

„Armer, unglücklicher Mann!“ rief Antonio: „Dein raſcher Ritt kam Dir theuer zu ſtehen! — Aber nun ſey heiter und froh! Du haſt Deinen Bruder, den Du im Rhein ertrunken glaubteſt, wieder gefunden. Alle Umſtände überzeugen mich, daß ich es bin. — Kannſt Du Dich wohl erinnern, wie ich damahls gekleidet war?“ —

„Das weiß ich ſehr genau;“ antwortete Alexander von Windag: „Du trugſt ein Jäckchen vom feinſten Scharlach, mit Kragen und Aufſchlägen von ſchwarzem Sammt.“ —

„Vielleicht auch einen runden grauen Hut, mit einer weißen Feder?“ fragte Antonio.

„Richtig, bey meinem Leben!“ —

„Komm an mein Herz, Alexander!“ rief Anton, und die Brüder fielen einander in die Arme. — „Nun iſt der letzte Schatten eines Zweifels verſchwunden; denn ich kann Dir alle Kleidungsſtücke die wir jetzt nannten, vor Augen legen. Sie ſind in meinem Hauſe in einem beſondern Käſtchen verwahrt. Ich werde ſie morgen mit Anbruch des Tages hohlen laſſen.“ —

„O Anton, mein Anton! — Die Freude ſprengt mir die Bruſt! – Sag mir geſchwind, wie Dir's erging! Dich raubten alſo doch wohl die Seiltänzer?“ —

„So iſt's, lieber Alexander! Ich werde Dir alles in der Ordnung erzählen. — Die hellen Erinnerungen meines Jugendlebens beginnen mit meinem ſechsten oder ſiebenten Jahre. Ich fand mich damahls gleichſam erſt ſelbſt unter einer Geſellſchaft ſogenannter engliſcher Kunſtreiter, die mit einer Bande Seiltänzer und Taſchenſpieler verbunden war, und von Land zu Land zog. Ihr Haupt hieß Laroni, und mich nannte man Antonio. Ich hatte unter dieſen wilden und rohen Menſchen keine gute Zeit. Sie wollten mich durchaus zu ihren Poſſen abrichten; es fehlte mir aber an Geſchicklichkeit und Luſt. Die Unvollkommenheit meines linken Fußes machte mich zum Seiltanz ganz unfähig, und dennoch verſuchten die Barbaren fort und fort, mir durch Hunger und Schläge eine Fertigkeit einzupfropfen, die mir die Natur verſagt hatte. So oft ich vom Seile herunter fiel, bekam ich in vier und zwanzig Stunden nichts zu eſſen. Etwas glücklicher war ich in den Reitkünſten, und bracht' es endlich ſo weit, daß ich mich auf einem gewiſſen Pferde, das einen ſehr ſanften und gleichmäßigen Galopp ging, ſtehend erhalten konnte. Wenn aber dieſes Pferd etwa krank war, und ich ein anderes beſteigen mußte, lag ich bald im Sande, und ward, meiner ausgeſtandenen Angſt und Lebensgefahr ungeachtet, grauſam behandelt. Meine größte Pein waren die halsbrechenden Menſchenpyramiden, bey denen ich gemeiniglich, als der Kleinſte der Geſellſchaft, die Spitze bilden mußte. Ich bereitete mich immer vorher im Stillen zum Tode.

Die glücklichſten Stunden jener traurigen Jahre waren die, wenn ich allein ſeyn und mein Elend beweinen konnte. Da dünkte mich oft, es ſey mir einſt beſſer ergangen. Bey unſerer Geſellſchaft war ein junger Menſch, der Alexander hieß. Ich liebte ihn wegen dieſes Nahmens, ohne daß ich mir davon einen Grund anzugeben wußte. So oft ich ihn rufen hörte, ſchlug eine ſanft tönende Saite in meinem Herzen an, und es war mir, als würde die dunkle Nacht meiner frühern Jugend durch einen Blitzſtrahl erleuchtet. Ich erblickte eine lachende Gegend — ſah einen majeſtätiſchen Strom mit Schiffen — hörte freundliche Stimmen, die mir liebkoſeten; — doch das alles waren ſchwankende Nebelbilder, die in dem Augenblicke, wenn ich ſie feſthalten wollte, wieder zerfloſſen.

Nach ſolchen angenehmen Fantaſien ward mir immer die Wirklichkeit rauher und drückender als zuvor, und ich wäre vor Gram vergangen, wenn mich nicht bisweilen ein holdes, freundliches Weſen getröſtet und manches Leiden von mir abgewandt hätte. Angelika, die Tochter Laroni's, — ein Mädchen von ſechzehen Jahren, das die Geſtalt und die Güte eines Engels in ſich vereinigte — war mein Schutzgeiſt und die Stütze ihres Vaters. Ihre Schönheit und ihr bewundernswürdiger Anſtand, wenn ſie ſich als Reitkünſtlerin zeigte, füllte täglich unſere Spielbahn mit Zuſchauern.

Ich mochte, meines Bedünkens, zwölf Jahre alt ſeyn, als ich einſt in Hamburg, wo wir unſere Künſte ſehen ließen, von einem Pferde, deſſen Gang ich nicht gewohnt war, mehrmahls hinter einander herab fiel. Zürnend riß mich Laroni von der Reitbahn hinweg, und ſtrafte meine Ungeſchicklichkeit mit heftigen Schlägen. Angelika ſprang dazwiſchen, und ſuchte ihn zu beſänftigen; aber es fehlte nicht viel, ſo hätt' er auch ſie geſchlagen. Ein junger, reicher Edelmann, Nahmens Mello, der unſer täglicher Zuſchauer und mit Laroni bekannt war, machte dieſer Scene ein Ende, indem er meinem erbitterten Herrn den Vorſchlag that, mich ihm zu überlaſſen. Der Knabe ſcheint gutartig, ſprach er, nur paßt er nicht für Ihre Geſchäfte. Ich will ihn, im Fall Sie nichts dagegen haben, als Reitburſch in Dienſte nehmen. — Er ſteht Ihnen mit Vergnügen zu Befehl, antwortete Laroni, wenn Sie mir nur den zwanzigſten Theil der Koſten erſetzen, die mir der unnütze Bube ſeit acht oder neun Jahren verurſacht hat. — Sie gingen mit einander bey Seite, wurden bald über mich Handels eins, und noch denſelben Tag trat ich meinen Dienſt beym Herrn von Mello an, der nicht für immer in Hamburg wohnte, ſondern ſich nur einige Zeit da aufhielt.

Es war ſeine Art, von einer großen Stadt zur andern zu reiſen, und in jeder ſo lange zu bleiben, als es ihm gefiel. An allen Orten, wo wir eine geraume Zeit verweilten, ließ er mich die beſten Schulen beſuchen oder von Privatlehrern unterrichten, und ſorgte überhaupt wie ein Vater für mich. Ich hatte nichts zu thun, als ihn dann und wann zu Pferde zu begleiten, und auch dieſe Spazierritte benutzte er zu lehrreichen Geſprächen, worin er mir ſeine Welterfahrungen mittheilte.

Als ich bey dem vortrefflichen Manne,

deſſen Andenken mir immer heilig ſeyn wird, ſechs Jahre lang in dieſen Verhältniſſen gelebt hatte, ſagte er einſt zu mir: er betrachte mich als ſeinen Sohn und ſey entſchloſſen, mich auf eine Univerſität zu ſchicken. Dieſes großmüthige Erbiethen nahm ich dankbar an, und wählte auf ſeinen Rath die Arzneywiſſenſchaft. Ich ſtudierte zwey Jahre in Göttingen, und dann ſchon faſt eben ſo lange in Leipzig, als ich auf Ein Mahl — es war der ſchrecklichſte Tag meines Lebens! — aus Wien die Nachricht erhielt, daß mein väterlicher Wohlthäter plötzlich und ohne Teſtament geſtorben ſey. — Ach, wie unglücklich war ich jetzt! — Von ſeinen auf mich ſchon längſt neidiſchen Verwandten konnte ich keine Unterſtützung erwarten, und — was das Schlimmſte war — ich hatte die Thorheit begangen, die Arzneykunde nur als Nebenwerk zu betreiben, und mich faſt bloß mit ſchönen Künſten zu beſchäftigen. Ich fühlte, daß ich nicht mit gutem Gewiſſen als Arzt auftreten konnte, und war alſo hülflos und unfähig, mich zu ernähren.

Unruhe und Verzweifelung trieben mich aus meinem Zimmer. Ich eilte vor's Petersthor. Hier fiel mir — es war gerade zur Zeit der Oſtermeſſe — eine große Bude ins Geſicht, worin fremde Thiere gezeigt wurden. An der Thür derſelben ſtand zu meinem Erſtaunen — Laroni. Ich ging auf ihn zu, gab mich ihm zu erkennen; er entſann ſich meiner ſogleich, bezeigte die lebhafteſte Freude, mich zu ſehen, und bat mich, auf den Abend, wenn ſein Schauplatz geſchloſſen ſey, zu ihm zu kommen, weil er mir etwas von Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich fragte nach Angelika. Er antwortete weinend: ſie ſey todt; ein unglücklicher Fall vom Pferde habe ihr das Leben gekoſtet; mit ihr habe ihn ſein Glück verlaſſen, und er ſey von dem wohlhabenden Führer einer glänzenden Kunſtreitergeſellſchaft zum Taſchenſpieler und Beſitzer einiger Affen und Hunde herab geſunken. —

So erfuhr ich alſo an Einem Tage den Tod der beyden beſten Menſchen, die ich auf Erden gekannt hatte! —

Lieber Antonio, — ſprach Laroni, als ich ihn am Abend beſuchte — ich hab' Ihnen viel zu entdecken und viel abzubitten. Sie wären vielleicht jetzt ein ſehr glücklicher Mann, wenn Sie nicht, als Sie noch ein zartes Kind waren, einer meiner Leute von der öffentlichen Landſtraße hinweg geraubt hätte. Ich war damahls in Italien. Als ich zurück kam, erfuhr ich die Unthat, und war höchſt unzufrieden damit. Ich hätte Sie gern ihren Verwandten zurück gegeben; aber man konnte oder wollte mir nicht den Ort genau beſtimmen, wo Sie entführt worden waren. Sie hatten, am Wege ſitzend, Blumen gepflückt. Meinem vorbey ziehenden Trupp fällt Ihre nette Kleidung in die Augen. Einer ſpringt vom Wagen, hebt Sie hinauf, ſetzt Sie in einen Korb, und droht Ihnen, ein großer ſchwarzer Hund — der ſich mit auf dem Wagen befindet — ſolle Sie freſſen, wenn Sie einen Laut von ſich gäben. Kurz darauf kommt ein Jüngling in vollem Galopp, und fragt nach einem verlornen Kinde. Sie hören ſeine Stimme — Sie rufen: Alexander! — aber mein Volk macht Geräuſch und Getöſe, damit er Ihren Ruf nicht vernehme, und er vernimmt ihn nicht. Er jagt wieder zurück; Sie laſſen ſich durch Spielwerk beruhigen, und finden beſonders an den Pferden viel Vergnügen; doch immer verlangen Sie auch weinend dazwiſchen nach Ihrem Bruder Alexander. Man fragt, wie Sie heißen; Sie nennen ſich Anton, und man gibt Ihnen nun den italiäniſchen Nahmen Antonio. — Wie es Ihnen weiter bey uns erging, deſſen werden Sie ſich noch ſchmerzlich genug erinnern. Vergeſſen und vergeben Sie, was ich mir gegen Sie zu Schulden kommen ließ, und nehmen Sie alles, was ich noch im Vermögen habe, als eine kleine Entſchädigung an. Ich bin nicht ſo arm, als ich mich machte: ich beſitze außer Affen und Hunden auch Löwen, Tieger und andere ſeltene Thiere, nebſt mehrern tüchtigen Wagen, guten Reit- und Zugpferden, und einem anſehnlichen Vorrath künſtlicher Maſchinen. Kurz, lieber Antonio, was ich Ihnen aus gutem Herzen anbiethe, iſt in Bauſch und Bogen unter Brüdern tauſend Thaler werth. —

So ſprach Laroni. Ich verſicherte ihn meiner herzlichen Verzeihung, wies aber ſein mir angetragenes Geſchenk zurück. Er drang es mir von neuem auf, und betheuerte, daß er in dieſer Welt nichts mehr bedürfe, weil er ſein Leben in einem Kloſter ſeines Vaterlandes beſchließen wolle, und mit Reiſegeld dahin ſchon überflüßig verſehen ſey. Unter dieſen und mehrern Vorſtellungen bat er mich mit Thränen, das Opfer ſeiner Reue nicht zu verwerfen: denn die Ruhe ſeines Herzens hänge davon ab. — Ich gab endlich nach, und empfing nun auch von ihm die Kleidung, in welcher ich entführt worden war. Er habe ſie, ſprach er, mit gutem Bedacht aufgehoben, weil ſie mir vielleicht zur Entdeckung meiner Herkunft behülflich ſeyn könnte.

Auf dieſem Wege kam ich alſo zu den Thieren, mit welchen ich vor zwölf Jahren hier einzog. Die Taſchenſpielerkünſte und Bauchrednerey, womit ich das hieſige Publikum beluſtigte, hatte ich ſchon als Knabe von Laroni gelernt.“ —

32.

Final.

So erzählten die Herren von Windag ihre Schickſale, und freuten ſich mit immer neuer Lebhaftigkeit ihrer glücklichen Wiedervereinigung. Alle Anweſende miſchten ſich in ihren Jubel. Vorzüglich war Madame Frank ungemein vergnügt, und erſtickte Luiſen faſt unter Küſſen und Umarmungen, weil ſie nun — ein Fräulein war.

Von dem Vermählungsfeſte kein Wort, als daß plötzlich, indem man ſich zur Tafel ſetzen wollte, der General Türk anlangte. Er hatte durch ſeine Couſine von der Heirath ihres Sohnes Nachricht erhalten, und bey ſeiner jetzigen Rückkehr aus dem Felde einen Umweg von einigen Meilen gemacht, um der Hochzeit beyzuwohnen. „Seyd mir alle herzlich gegrüßt!“ rief er mit ſeiner Donnerſtimme. „Ich bringe zwar nicht ſo viel Lorberblätter aus dem Kriege mit, als man zu einer Schüſſel Ragout braucht: aber ich bin kerngeſund, und recht dazu aufgelegt, mich über den Glück verſprechenden Bund dieſes ſchönen, jungen Paares zu freuen.“ —

Einige Tage nach der Hochzeit kam der Bothe zurück, den Anton in die Hauptſtadt geſandt hatte. Er brachte das Käſtchen mit der oben erwähnten Kinderkleidung.

dung. Alexander ward bey ihrem Anblick sehr erſchüttert. Bald darauf reiſten die Brüder zu ihrem Vater. Es war dem ſchwachſinnigen und faſt erblindeten Greis ſchwer begreiflich zu machen, daß ſeine Söhne vor ihm ſtanden; doch nach und nach überzeugten ſie ihn, und es erfolgte nun eine rührende Erkennungs- und Ausſöhnungsſcene, die ſich beſſer empfinden als beſchreiben läßt. Sie blieben einige Wochen bey ihm, und beſuchten täglich den Platz, wo Anton vor fünf und dreißig Jahren geraubt wurde.

Als der alte Vater bald nachher ſtarb, verkauften ſie das von ihm geerbte Rittergut, — wie Anton ſchon vorher mit ſeiner Buchhandlung gethan hatte — bauten ſich in Hähnenthal an, und leben nun dort mit den beyden Herren Frank und ihren Gattinnen wie Eine Familie. Vater Frank wird durch den täglichen Umgang mit dieſen braven Männern immer geſchliffener und ſanfter, hält aber ſeiner Erziehungsmethode und ſeiner vormahligen derben Freymüthigkeit noch manche Lobrede. „Sieh, mein Sohn,“ ſpricht er oft, „hätt' ich Dich nicht zu einem muthigen und entſchloſſenen Mann erzogen, und hätt' ich dem Herrn von Schierling nicht ſelbſt recht tüchtig die Wahrheit geſagt: ſo ſäßen wir wahrlich nicht ſo froh und einig beyſammen.“ —

Ende des zweyten und letzten Theils.

Berlin,
gedruckt bey G. Hayn in der Zimmerſtraße
Nr. 29.

Verzeichniß einiger Werke, welche in der Schüppelſchen Buchhandlung in Berlin kürzlich erſchienen ſind.

Langbein, A. Fr. E., neue Schriften, 2 Bände mit Kupfern von Fr. Catel, H. Ramberg, Meyer und Jügel. 8. jeder Band 1 Thl. 9 Gr.

— Die Schule der Eleganz, eine Poſſe in 3 Aufzügen; mit einem Kupfer von Fr. Catel und Meyer 8. 20 Gr.

— Der Ritter der Wahrheit, 2 Bände mit Kupfern von W. Jury. 8. Jeder Band 1 Thlr. 8 Gr.

Bothe, H. F., Frühlings-Almanach; mit Kupfern von Fr. Catel und Jügel. gr. 16. 1 Thl. 12 Gr.

Rambach, F. Dramatiſche Gemälde; mit geſtochenem Titel und Vignette, 8. geheftet 1 Thl. 6 Gr.

— der Nabob oder das Geheimniß, Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— der Triumph des Frohſinns, Schauſpiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— die Terne oder Künſtlerglück, Nachſpiel in einem Akt. 8. 4 Gr.

Stedtmann's Reiſen in Surinam; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 3 illum. Kupfern gr. 8. ſauber gebunden 1 Thlr.

La Peyrouſe Reiſe um die Welt; für die Jugend bearbeitet von M. Chr. Schulz. Neue Auflage mit 5 illum. Kupfern gr. 8. ſauber gebunden 1 Thlr.

Parks, Mungo, Reiſe in das Innere von Afrika, für die Jugend bearbeitet von Schulz; mit 5 illum. Kupfern und 1 Karte. gr. 8. ſauber gebunden 1 Thl.

Mackartney's Reiſe nach China; nach dem Engliſchen frey bearbeitet für die deutſche Jugend von Hirſchmann. Neue Auflage mit 6 illuminirten Kupfern gr. 8. ſauber gebunden 1 Thlr.

Bourguet, D. Ludw. chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen; fortgesetzt von D. Richter (Verfasser des Werks über die neuern Gegenstände der Chemie.) 5 Bände gr. 8. jeder Band 1 Thl. 8 Gr.

— desselben Werks 6ter und letzter Band. gr. 8. 1 Thlr.

Willdenow, D. Carol Ludw, Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones plantarum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. I — IV us cum tabulis aeneis XLVIII. coloratis. Fol. maj. Jeder Fasci. 4 Thl 4 Gr.

Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire appartenans à l'empire de Russie; dessinées d'après les originaux en 1797 et 1798 par L. de Waxel, conseiller de cour au service de S. M. J. de toutes les Russies etc. avec 21 planches et une carte. gr. 4. 5 Thl.

Waxel, L. von, Russ. Kaiserl. Hofrath etc. Sammlung einiger Alterthümer, an den Küsten des schwarzen Meeres innerhalb den Gränzen des Russischen Reichs entdeckt. In den Jahren 1797 und 1798 nach den Orginalen gezeichnet; mit 21 Kupfertafeln und einer Karte gr. 4. 5 Thl.

Schlimbach, G. Chr. Fr. Beſchreibung ſeines neu erfundenen Kochpultes, einer ſehr einfachen, Holzſparenden und bequemen Anlage zum Kochen, Braten am Spieße und im Ofen, Kaffeebrennen im Großen zum Verkauf, und im Kleinen für den Hausbedarf; zur Stubenerwärmung :c. mit 2 Kupfern. 4. geheft 12 Gr.

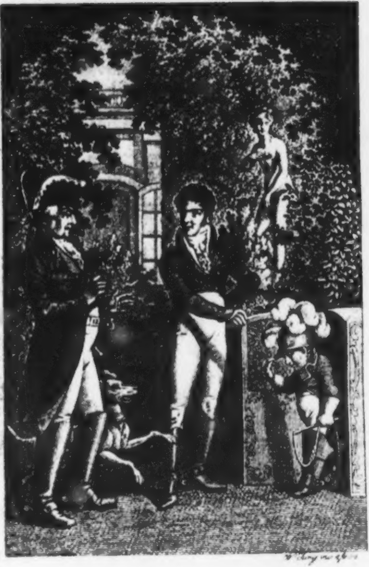
Rebentisch, I. F, prodromus Florae Neomarchicae, secundum systema proprium conscriptus, cum praefatione et dispositione vegetabilium cryptogamicorum a D. C. L. Willdenow. Figuris XX aeneis coloratis adornatus. 8 maj. 2 Thl. 12 Gr.

— Index plantarum circum Berolinum sponte nascentium, adjectis aliquot fungorum nov. sp. descriptionibus 8 maj. 6 Gr.

Klug, D. Fr. monographia Siricum: cum tabulis aeneis VIII. coloratis 4. 3 Thlr. 12 Gr.

Wrede, E. F. Geognoſtiſche Unterſuchungen über die Südbaltiſchen Länder, nebſt einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Waſſerſtandes auf der nördlichen Halbkugel; mit einem Kupf. gr. 8. 16 Gr.

304.



Der

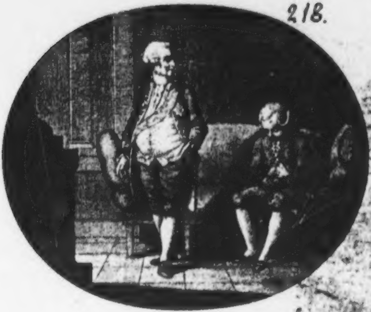
Bräutigam ohne Braut

Roman

von

A. F. E. Langbein.

218.



Berlin.
in der Schüppelschen Buchhandlung
1810.

Der
Bräutigam ohne Braut.

Erſtes Kapitel.

Aller Dinge Anfang iſt klein, und ſo erſcheint hier zuerſt ein Zwerg.

Die Zugbrücke vor dem Schloſſe Runenſtein ſchwebte noch über dem Graben, und drey große Kettenhunde, die vom Abend bis zum Morgen, als Nachtwächter, frey herum gingen, waren noch nicht an ihre Hütten gefeſſelt. Das zeigte gewöhnlich an, daß der Burgherr noch in den Federn lag. Doch dießmahl irrte man ſich. Er ſaß ſchon ſeit einigen Stunden in ſeinem Kabinette, und beſchäftigte ſich mit der beſchwerlichen

Ausarbeitung eines wichtigen Briefes, wobey er jedes Wort auf die Goldwage der Vorſicht legte. Es that ihm bey dieſer Kopfanſtrengung wohl, daß ſich ſeine Diener und Dienerinnen, die ſämmtlich ihn noch in den Armen des Schlafes vermutheten, bloß auf den Zehen durchs Schloß bewegten, und keine Thür knarren ließen. Er liebte, mit der Feder in der Hand, die höchſte Stille, und geboth ſogar um ſich her Ruhe, wenn er nur ſeinen Nahmen zu ſchreiben hatte. Das einzige Mitglied ſeines Hofſtaats, das ſich bey dergleichen Gelegenheiten wenig Zwang anthat, war ſein Kammerdiener Trill, ein dickköpfiger, doch übrigens nicht mißgeſtalteter Zwerg, der ſich gegen viele kleinliche Anordnungen ſeines Herrn halsſtarrig bezeigte, und dennoch, als eine Seltenheit, geduldet wurde. Er wartete jetzt im Vorgemach auf den Ruf der herrſchaftlichen Klingel, und ſang indeſſen:

Herrlich lebt ſich's hier im Hayne!
Seine meilenlangen Arme
Schützen vor der Thorheit Schwärme
Dieſes alte Felſenneſt.
Hirſche, Reh' und wilde Schweine
Sind mir liebere Geſellen
Als das Volk, das ſeine Schellen
In den Städten klingen läßt.

„Schweig, oder ich zerſchlage dir deinen Poetenkaſten!“ rief Herr von Runenſtein, der in einem anſtoßenden Zimmer den Sänger behorcht hatte, und plötzlich, mit einem dreyfach verſiegelten Briefe in der Hand, heraus trat.

Trill, nicht gewohnt, ſich vor ſeinem Herrn zu fürchten, fragte keck, warum er ſo hart angelaſſen werde.

„Darum, weil es eine gefährliche Unbeſonnenheit iſt, irgend ein Glück, das man beſitzt, an die große Glocke zu ſchlagen. Der Neid erwacht, die Argliſt trachtet nach

Beute — kurz, man iſt dann am längſten glücklich geweſen.“

„Beruhigen ſich Ew. Gnaden!“ verſetzte der Zwerg mit Hohnlächeln. „Ich ſang zwiſchen tauben Wänden, und hätt’ ich auch mein Liedchen auf den Marktplätzen der Hauptſtadt erſchallen laſſen, ſo würde ich allenfalls rechts und links Ohrfeigen bekommen, aber es fiele der dort ſeßhaften Narrenzunft gewiß nicht ein, ihre luſtige Schlaraffenwelt zu verlaſſen, und ſich in unſerm öden Walde anzuſiedeln.“

„Dem ſey, wie ihm wolle!“ ſagte Herr von Runenſtein. „Beſſer bewahrt als beklagt! Das iſt mein Grundſatz, und dagegen mucke man nicht!“

Er befahl nun dem Zwerge, ſich zu ſtiefeln, weil er nach Bärenfels (wo Herr von Ellerbach, ein Vetter Runenſteins, reſidirte) als reitender Eilbothe abgehen ſolle. Trill zog ein finſtres Geſicht. Ein Zwangritt von funfzehn bis zwanzig Meilen machte ihm verdammt wenig Vergnügen. Er hatte zu Pferde das Unglück, immer und überall, wo ſich auch ſonſt keine Spur eines Raubthiers zeigte, von Wölfen angefallen zu werden, die er mit Hirſchtalg füttern mußte. Ueberdieß verwickelte ihn auf der Heerſtraße ſein Taſchenformat oft in Händel. Die Folianten blieben ſtehen, und lachten ihn aus. Das verdroß ihn, und er ſchimpfte: denn kleine Töpfchen laufen leicht über. Jene fielen dann mit ihrer ganzen Schwere über ihn her, und er kam mit einem blauen Rücken nach Hauſe. Alle dieſe Unbilden ſtellte er dem Herrn von Runenſtein vor, um ſich von der Reiſe los zu machen; allein es half nichts, er mußte ſeinen Kouriersornat anlegen, der in einer rothen, mit Gold beſetzten Reitjacke, ungeheuer weiten Stiefeln, Handſchuhen mit ſteifen Stülpen, und einem Kaskett mit einem Federbuſche beſtand.

Wer ihn ſo ſah, konnte ſich unmöglich des Lachens entwehren; nur Herr von Runenſtein hielt in vollem Ernſte dafür, daß ſein Schnellläufel (eine altdeutſche Dolmetſchung des Wortes Kourier) Anſtands halber ſo gekleidet ſeyn müſſe.

Unter der Zeit, als ſich der Zwerg in ſeinem Kämmerlein, murrend und fluchend, ſattelfertig machte, umſchlug ſein Herr den nach Bärenfels beſtimmten Brief mit einem Dutzend Makulaturbogen, nähte ihn in Wachsleinwand, verſiegelte das Packet nochmahls, und legte es ſäuberlich in eine große lederne, mit einem Schloſſe verſehene Taſche, wozu er ſeinem Vetter ſchon vor geraumer Zeit den Schlüſſel zugeſchickt hatte. Mit dieſem Briefbehälter umgürtet, und weitläuftig unterrichtet, wie er ſich in Bärenfels zu verhalten habe, wurde Trill auf einen großen Gaul gehoben, und ritt in Geſellſchaft eines tüchtigen Stallknechts, der ihm, wegen der feindlichen Folianten, als Schirmvogt und Leibgardiſt beygeſellt wurde, mit Peitſchenknall von dannen.

Zweytes Kapitel.

Jugendjahre und Eigenheiten des Herren von Runenſtein. — Lob der Häßlichkeit.

Die Geſandtſchaft nach Bärenfels betraf eine Vermählung. Es läßt ſich aber jezt noch nicht bequem davon ſprechen. Der Leſer muß vorher mit einigen Hauptperſonen dieſer Geſchichte bekannt werden.

Herr Arbogaſt von Runenſtein, ein etwas langſamer und unbehülflicher Mann von ſtarkem Gliederbau, war ein geſunder und wohlerhaltener Funfziger: betrachtete man aber ſeine altfränkiſchen Sitten, Gebräuche und Hausgeräthe, ſo ſchien er hundert Jahre älter zu ſeyn, oder gar noch aus der Ritterzeit herzuſtammen. Ein ſo hohes Alter drückte ſeine Burg. Sie war in den letzten Zeiten des Fauſt- und Kolbenrechts erbaut, und ſeine Ahnherren, die von Anbeginn darin hauſten, hatten nichts daran verändert, ſondern waren ihr nur in den äußerſten Nothfällen mit Ausbeſſerungen zu Hülfe gekommen. Arbogaſt folgte ihrem Beyſpiele. Jeder Stein ſeines gothiſchen Stammhauſes war ihm heilig. Auch die Eingeweide deſſelben entriß er mit möglichſter Vorſicht dem Zahne der Zeit. Die Holzwürmer in den Thüren und Fenſtern waren keinen Augenblick vor ihm ſicher. Er mauerte ſie gleichſam lebendig ein, indem er ihre Höhlen mit Wachs verſtopfte. Noch mehr Sorgen verurſachten ihm die Tapeten von gemahltem und vergoldeten Leder, die ſeit einigen Menſchenaltern des Schloſſes Wände bekleideten, aber, dieſes langen Dienſtes überdrüſſig, hier und da Miene machten, ihre Poſten zu verlaſſen. Er wandte auf ihre Pflege ſo viele Koſten, daß er dafür Stellvertreter nach dem neueſten Geſchmack haben konnte; doch jede gangbare Mode war ihm verhaßt. Er bediente ſich noch eines der ungeheuern Rieſenbetten, in welchen unſere Altväter, mit Weib und Kind und Hunden und Katzen, ſchliefen. Die Oefen in ſeinen Zimmern hatten die Größe kleiner Häuſer; und wer ſeine Tiſche, die auf Elephantenbeinen ruhten, und ſeine Lehnſtühle, worin ſich zwey Dickbäuche gemächlich neben einander vertragen konnten, von der Stelle bewegen wollte, durfte wahrlich kein Schwächling ſeyn.

Alle ſeine Vorfahren hatten auf der Burg Runenſtein das Licht der Welt erblickt, und auch dort, nach einem ruhigen Pflanzenleben, das Zeitliche geſegnet. Unbekanntſchaft mit der Welt war die forterbende Eigenthümlichkeit dieſer Familie. Nur Arbogaſt machte davon eine Ausnahme. Er verlor, als er zwey und zwanzig Jahre alt war, in einem kurzen Zeitraume Vater und Mutter. Dieſe plötzlichen Todesfälle verödeten ihm auf eine unerträgliche Weiſe ſein Schloß. Ein nachbarlicher Freund, der ſich in einem ähnlichen Falle durch Reiſen aufgeheitert hatte, rieth ihm ein Gleiches zu thun, und mahlte ihm die Welt jenſeit des Waldes mit den lieblichſten Farben. Arbogaſt gab, nach zahlloſen Bedenklichkeiten, dem freundſchaftlichen Rathe Gehör, und verließ die engen Gränzen der Heimath, um Deutſchlands merkwürdigſte Provinzen zu bereiſen. Aber wie ſich ein junger Vogel, der aus dem Neſte flattert, leicht fangen läßt: ſo erging's auch dem erfahrungsloſen Gelbſchnabel in der nächſten großen Stadt, wo er ſich einige Wochen aufhielt. Er gerieth in die Bekanntſchaft einer reitzenden Phryne, die dem Vogelleim glich, weil jeder, der ſich ihr nahte, Federn laſſen mußte. Auch unſern jungen Gimpel beraubte ſie der goldnen Schwingen, die ihn noch hundert Meilen weiter tragen ſollten. Er kehrte verdrießlich in den heimiſchen Wald zurück, und that ein Gelübde, ſich von nun an ſo wenig, als ſeine Väter, daraus zu entfernen.

Jenes unglückliche Abenteuer legte in ſeine Seele den erſten Keim der ſonderbaren Vorſichtigkeit, durch die er ſich in der Folge auszeichnete, und mitunter lächerlich machte. Er beſchloß vor allen Dingen, der Leimruthe weiblicher Schönheit aus dem Wege zu gehen, und ſogar bey der Wahl einer Gattin, die er als wirthliche Gehülfin nicht entbehren konnte, dieſen Grundſatz in Anwendung zu bringen. Ein Entſchluß, der mehr Lob als Tadel verdient. Träten nur alle Männer, die von treuloſen oder übermüthigen Schönen hintergangen und verächtlich behandelt wurden, in ſeine Fußſtapfen! Dann käme manches gute Mädchen, das die Schuld der Natur durch Eheloſigkeit büßt, unter die Haube, und es gäbe ſicher mehr gleichgeſtimmte und zufriedene Paare als jetzt, da nur Schönheit — mit Ausnahme des magnetiſchen Goldes — die Schaaren der Freyer an ſich zieht, aber hinter dem Altare gern mit hohen Anſprüchen und ſchlimmen Launen hervor tritt.

Schönheit gleichet oft dem bunten Schilde
Eines Gaſtwirths, der die Gäſte ſchnellt:
Haßlichkeit oft einem Meiſterbilde
Hohen Werthes, nur von Staub entſtellt.

Schönheit baut das Gärtlein ſüßer Reitze,
Doch des Geiſtes Feld liegt ungepflegt:
Statt daß Häßlichkeit mit klugem Geitze
Frucht in des Verſtandes Scheuern trägt.

Schönheit fordert Männerhuldigungen,
Wie der Sultan von den Bey's Tribut:
Häßlichkeit, hat ſie den Sieg errungen,
Weiß von Stolz nichts und von Uebermuth. *)

Frey von dieſen Untugenden war auch Alwina, eine unbemittelte Waiſe, die Arbogaſt zu ſeiner Gemahlin erkor. Pöbelſpott nannte ſie die Häßliche mit dem ſchönen Nahmen; aber tauſendfach erſetzte ihre Herzensgüte den Mangel vergänglicher Reitze. Sie machte ihren Gatten vollkommen glücklich, und ſchenkte ihm einen wohlgebildeten Knaben. Die ſchönſten Mütter in einem weiten Umkreiſe hatten kein ſo niedliches Kind aufzuweiſen.

---

*) Entlehnt aus einem längern launigen Gedichte, deſſen Verfaſſer, Georg Karl Alexander von Richter, im April 1806 zu Dresden ſtarb. Die Freundſchaft pflanzt hiermit eine Todtenblume auf ſein frühes Grab.

Drittes Kapitel.

Die Familie von Ellerbach. — Der Einſiedler und der Weltmann. — Die Erbverbrüderung.

Um dieſelbe Zeit, als Arbogaſt ſeine Braut heimführte, vermählte ſich auch Herr von Ellerbach auf Bärenfels, der ſonſt in allen Stücken ein Gegenfüßler ſeines Vetters Runenſtein war. Sie wichen in ihrer Denkart und Lebensweiſe himmelweit von einander ab; übrigens ſtanden ſie damahls auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße, als es ſich mit dem Herrn von Ellerbach ſtehen ließ. Er hatte ſchon in ſeinem zwölften Jahre, als Edelknabe, am Hofe gelebt, hatte ſeitdem den Verkehr mit der großen Welt ununterbrochen fortgeſetzt, und ſich in dieſen Verhältniſſen mehr Feinheit und Geſchmeidigkeit, als der Einſiedler auf dem Schloſſe Runenſtein beſitzen konnte, zu eigen gemacht; aber

ein

ein beſſerer Mann war er nicht. Die Schleifmühle des Hofes und der großen Welt hatte, bey Glättung ſeiner Außenſeite, auch ſein Inneres berührt, und einige zarte Beſtandtheile der deutſchen Redlichkeit davon weggeſchliffen. Er kitzelte jedermanns Ohren mit den verbindlichſten Worten; doch hinter dem Rücken der Geſchmeichelten machte er ſie zum Ziele ſeiner Spöttereyen, oder ſchmähte ſie ernſthaft, wenn ſie den Planen und Beſtrebungen ſeiner Selbſtſucht auf die unſchuldigſte Weiſe im Wege ſtanden.

Arbogaſts Heirath war ihm höchſt unangenehm. Nach ſeinen Wünſchen ſollte ſein Vetter, deſſen nächſter Verwandter er war, unvermählt bleiben, und vom Schauplatz der Welt zeitig abtreten, um die Vermählung der Güter Runenſtein und Bärenfels zu befördern. Dieſe heitere Ausſicht verdunkelte Alwina, und Ellerbachs ſtechende Zunge nahm dafür Rache. Unermüdet witzelte er über Alwina's Reitzloſigkeit; doch, ihr gegen über, war er ihr feurigſter Lobredner, ihr zärtlichſter Freund. Er hatte bisher die Rolle eines Eheverächters geſpielt, um ſeinen Vetter zur Nachahmung zu reitzen: da aber dieſe Liſt ihres Zwecks verfehlte, und er der Familie Runenſtein den einſt möglichen Anfall des Gutes Bärenfels mißgönnte, ſo eilte auch er zum Traualtare, und führte eine junge Gräfin von vorzüglicher Schönheit dahin. Arbogaſt, den dieſer Triumph demüthigen ſollte, ſah ihn mit Gleichgültigkeit an, und empfand nicht den geringſten Neid darüber. Herr von Ellerbach war auch in der That nicht zu beneiden. Er hatte, um ein glänzendes Bündniß zu ſchließen, einen Mißgriff gethan, den er bald im Stillen bereute. Seine Gemahlin war eben ſo herrſchſüchtig und zur Verſchwendung geneigt, als die gute Alwina ſanft und haushältig war.

Uebrigens ließ er die Hoffnung auf den

künftigen Beſitz des Gutes Runenſtein noch nicht ſinken. Arbogaſt und Alwina waren Sterbliche; ſie konnten ja, wenn das Glück dem Herrn von Ellerbach wohlwollte, bald und ſchnell hinter einander zu Grabe getragen werden. Aber ſie konnten freylich auch vorher ein Teſtament, zum Vortheil fremder Perſonen, errichten, und dem Herrn von Ellerbach, der nicht ihr Notherbe war, keine Hand voll Stroh hinterlaſſen. Er hatte nur dann etwas zu erwarten, wenn die Familie Runenſtein ohne Vermächtniß ausſtarb, oder ihn aus freyem Willen zum Erben einſetzte. Um ſich nun deſſen zu verſichern, und in dieſem Punkte ſo viel als möglich von den Launen des Zufalls unabhängig zu werden, entwarf er im neunten oder zehnten Monate nach ſeiner Vermählung einen Vertrag zwiſchen den Häuſern Runenſtein und Ellerbach. Die Hauptgegenſtände deſſelben waren ewige Freundſchaft und wechſelſeitige Erbfolge. Kurz, eine förmliche Erbverbrüderung. Dieſe trug er ſeinem Vetter an, als eben ihre Frauen, innerhalb weniger Zwiſchentage, Söhne geboren hatten. Der Zeitpunkt war ſchlau gewählt: denn die Wagſchalen des Gewinns und Verluſtes ſtanden jetzt gleich.

Arbogaſt horchte bey Ellerbachs Antrage hoch auf, ſagte weder Ja noch Nein, ſondern verlangte drey Monate Bedenkzeit. Sie ward ihm zugeſtanden. Er hohlte von inn- und ausländiſchen Juriſtenfacultäten und Schöppenſtühlen rechtliche Gutachten ein, und bat in ſeinen Sendſchreiben dringend, ihm alle nur mögliche Vorſichtsregeln an die Hand zu geben. Das geſchah. Er erhielt für ſchweres Geld einen anſehnlichen Schatz von Cautelen. Ellerbach ließ ſich gefallen, daß dieſe juriſtiſche Blumenleſe dem Erbvertrage einverleibt wurde, und Arbogaſt unterzeichnete nun ohne weiteres Bedenken ſeinen Nahmen.

Bald darauf litt das Gleichgewicht der erbverbrüderten Häuſer einen gewaltigen Stoß. Freund Hain hob aus Ellerbachs Schale den kleinen Junker heraus, und Runenſteins Schale ſank dadurch vortheilhaft. Der kinderloſe Vater vermaledeite jetzt den geſchloſſenen Vertrag, und grollte mit ſeinem Vetter nicht anders, als hätte dieſer den Tod gerufen.

Viertes Kapitel.

Die rothe Hand. — Junker Ludolph und ſeine Warterin. — Die leoniſchen Herrſchaften.

Einige Monate ſpäter wünſchte Alwina, die Meſſe einer berühmten, acht bis zehn Meilen weit entlegenen Handelsſtadt zu beſuchen. Ihr gelüſtete nicht, in den anlockenden Kaufläden der franzöſiſchen Modenhändlerinnen große Summen zu vergeuden: ſie überzuckerte im Gegentheil ihrem Gemahl den Vorſchlag der Meßreiſe mit der Erklärung, daß ſie keinen Thaler für Putz ausgeben, ſondern bloß häusliche Nothwendigkeiten, die auf jenem großen Marktplatze am beſten zu haben wären, einkaufen wolle. Dennoch ſtieß Arbogaſt den ſo verſüßten Reiſeplan, wie einen Wermuthsbecher, von ſich. Vergebens ſang ihm Alwina eine lange Litaney von fehlenden Hauptbedürfniſſen vor. Seine Gegenſtrophe klang: man könne das Geſchäft des Einkaufs durch Agenten beſorgen laſſen. Alwina ſchwieg, und ſchob ihren Einfall geduldig ins Fach vieler andern billigen Wünſche, die ſich mit Runenſteins übertriebener Vorſichtigkeit nicht vereinigen ließen.

Aber dießmahl kam ein glücklicher Zufall der guten Frau zu Hülfe. Sie fand in einer Zeitung, die ſie früher als ihr Gemahl las, angekündiget: daß während der bevorſtehenden Meſſe eine anſehnliche Sammlung von Harniſchen, Panzerhemden, Bickelhauben, Lanzen und andern ritterlichen Waffen der Vorzeit öffentlich verſteigert werden ſollte. Eine wichtige Nachricht für den Herrn von Runenſtein! Er beſaß ſelbſt eine kleine alterthümliche Rüſtkammer, und vermehrte ſie bey jeder Gelegenheit. Alwina nahm daher Rothſtift, und zeichnete auf das Zeitungsblatt eine Hand, deren Zeigefinger auf die Ankündigung wies. So legte ſie das Blatt auf Arbogaſts Leſetiſch, und entfernte ſich ſtillſchweigend mit der frohen Ahnung, daß es einen erſprießlichen Eindruck machen werde.

Nach einer halben Stunde trat er, mit der Zeitung, in ihr Zimmer. „Man entdeckt doch immer neue Geſchicklichkeiten bey dir, Alwina!" ſprach er freundlich, und ſah ihr ſcharf ins Geſicht. „Es war mir ganz fremd, daß du eine gute Zeichnerin biſt!“

„Ich verſtehe dich nicht, mein Lieber!“ antwortete ſie.

„Aber ich verſtehe, du Schälkin, daß deine rothe Hand, wie ein Wegweiſer an der Landſtraße, nach der Meßſtadt hin zeigt!“

„Nun, wenn du ſo viel verſtehſt,“ ſagte ſie lachend, „ſo verſtehſt du doch wohl auch Scherz?

„Ey wohl!“ ſprach er. „Doch aus der Meßreiſe wird Ernſt. Die Waffen-Auction zieht mich unwiderſtehlich an. Welche Kleinode! Und ſie werden mir vielleicht für ein Spottgeld zugeſchlagen! Aber dieſes Geſchäft kann ich keinem unwiſſenden Menſchen anvertrauen. Ich muß mit eigenen Kenneraugen prüfen, ob die ausgebothenen Alterthümer wirklich ächt ſind.“

Alwina gab ihm vollkommen Recht. Er las die Ankündigung laut. Freude blitzte aus ſeinen Augen. „Ja, ja, wir müſſen hin!“ rief er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Morgen, bey Anbruch des Tages, reiſen wir ab!“

„Da kommen wir viel zu früh;“ ſagte Alwina. „Die Auction wird erſt in acht Tagen gehalten, und wir brauchen höchſtens vier und zwanzig Stunden zur Reiſe.“

„Leichtſinnige Frau!“ fiel er faſt verdrießlich ein. „Weißt du gewiß, daß wir in vier und zwanzig Stunden an Ort und Stelle gelangen? Können uns nicht Unfälle begegnen, die uns acht Tage lang unter Weges aufhalten? Ich ärgerte mich krank, wenn ich zu ſpät käme!“

Alwina gab ihm wieder Recht. Es war ihr nicht unlieb, daß die Meßferien ſo lange dauern ſollten. Arbogaſt bat ſie dringend, die Reiſeanſtalten in ihrem Geſchäftskreiſe ſofort zu beginnen. Er ſelbſt hatte ſchon die Thür in der Hand, um ſich von der Feſtigkeit aller Beſtandtheile des Wagens zu überzeugen, und die Hufeiſen des Poſtzuges zu unterſuchen. In dieſem Momente erhob der Stammhalter Ludolph Wiprecht im Nebenzimmer ein heftiges Geſchrey. „Himmel!“ rief der Vater: „wir bauen hier Luftſchlöſſer, und gedenken des Kleinen nicht! Was fangen wir, während der Reiſe, mit ihm an?“

Die Mutter ſagte: es würde das Beſte ſeyn, den Knaben, unter der Obhuth ſeiner Amme, im Schloſſe zurück zu laſſen.

„Alwina! Alwina!“ ſprach Arbogaſt, mit dem Finger drohend. „Du nimmſt doch alles zu ſehr auf die leichte Achſel! Wie kann dir einfallen, unſer einziges Kind einige Wochen lang den Händen einer unbeſonnenen Perſon anzuvertrauen?“

„Lieber Mann,“ verſetzte Alwina, „du

thuſt mir und Chriſtinen zu viel! Ich kenne ſie von Jugend an als ein gutes Mädchen.“

„Wer tadelt ihr Herz?“ entgegnete Arbogaſt. „Aber unbeſonnen iſt ſie in einem hohen Grade. Das beweiſet ſchon der Fehltritt, der ſie in den Stand ſetzte, Ludolphs Amme zu werden.“

Es wurden über Chriſtinen noch mehrere Worte gewechſelt. Dieſes fortgeſetzte Geſpräch wollen wir jedoch unterdrücken, weil oft Leute, die ſich für ſehr vornehm halten, ohne es zu ſeyn, großes Mißfallen äußern, wenn ihnen Menſchen aus tiefern Klaſſen in Romanen oder Schauſpielen vorgeführt werden. Mancher Plebejer, bey dem das Glück den Kammerdiener machte, und ihm, ſtatt des angebornen groben Kittels, ein feines Kleid anzog, beurkundet dann und wann ſeine gegenwärtige Vornehmheit dadurch öffentlich, daß er Theaterſtücke zu Boden pfeift und pocht, wenn darin Bauern oder Handwerker, als Hauptperſonen, auftreten, und ſich auf der Bühne mauſig machen. Wegen ſolcher merkwürdigen Erfahrungen zittert die Feder, die dieß ſchreibt, bey dem unverſchieblichen Bekenntniſſe: daß Chriſtine in vorliegender Geſchichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle ſpielt. Es iſt daher aus vielen Gründen eine dringende Nothwendigkeit, ihren frühern Lebenslauf mit wenigen Worten zu erzählen. Um uns aber gegen jene leoniſchen Herrſchaften, die ſich mit Hack und Mack nicht gern gemein machen, aufs möglichſte gefällig zu bezeigen, wollen wir die Amme (ungeachtet ſie eines Predigers Tochter war) von der feinern Welt entfernen, und ſie ins Peſthaus eines beſondern Kapitels bringen, damit alle, die von ihr nichts wiſſen wollen, mit abgewandtem Geſicht vorüber gehen können.

Fünftes Kapitel.

Chriſtinens Geſchichte, die ein rühmliches Beyſpiel eines neidloſen Freundſchaftsbundes zwiſchen Häßlichkeit und Schönheit aufſtellt.

Alwina und Chriſtine waren in Einem Dörfchen geboren, und als Geſpielinnen mit einander aufgewachſen. Der erſtern Vater war Gutsherr und ein alter Edelmann, gehörte aber nicht unter die Zahl der Herrſchaften, zu deren Nutzen und Frommen dieſes Peſthaus errichtet iſt. Er geſtattete ſeiner Tochter einen freundſchaftlichen Umgang mit der Tochter des Pfarrers. Die beyden Mädchen waren Ein Herz und Eine Seele, und ſahen ſich täglich. Alwina war häßlich, Chriſtine' ſchön; doch jene liebte dieſe ſo neidlos, als wäre der Fall umgekehrt geweſen.

Des Pfarrers frühzeitiger Tod trennte die Freundinnen. Chriſtine, die nun das geiſtliche Haus, worin ſie geboren war, räumen mußte, wandte ſich in eine kleine Stadt, wo ſie von einer Tante aufgenommen wurde. Dort ſah ſie ein junger Edelmann, der ſich bey einem benachbarten Forſtmeiſter, als Jagdſtudent, aufhielt. Sie ſehen und lieben war bey dem feurigen Jüngling Eins. Er fand Gelegenheit, mit ihr Bekanntſchaft zu machen. Chriſtine blieb nicht gleichgültig gegen ihn. Sie ſchworen ſich ewige Liebe. Doch die Hoffnung, ſich einſt geſetzlich verbinden zu können, dämmerte ihnen nur in dunkler Ferne. Leopold von Görnitz (ſo hieß der Liebende) war vielleicht der ärmſte Junker im Lande, und es herrſchte dort die leider! unſterbliche Gewohnheit, bey Ertheilung der landesfürſtlichen Aemter und Dienſte die reichen Bewerber allen andern vorzuziehen. Durch Nepotismus waren zwar auch vortreffliche Stellen zu gewinnen; aber was half das dem armen Leopold? Er hatte keine mächtigen Verwandten. Dieſe widrigen Umſtände ſchlugen jedoch der Liebenden Muth nicht nieder. Ihre Herzen wuchſen immer feſter in einander.

Indeſſen war auch Alwina's Vater geſtorben, und ein halbes Jahr ſpäter ward ſie Runenſteins Braut. Sie erbat ſich von ihm, ihre Jugendfreundin, als Gehülfin im Hausweſen, zu ſich rufen zu dürfen. Arbogaſt bewilligte dieſen Wunſch. Sie lud Chriſtinen ein. Dieſe frohlockte im erſten Augenblicke über die nahe Vereinigung mit der geliebten Schweſterſeele; doch in der nächſten Minute ſtieß ihr der Gedanke, daß ſie ſich durch Veränderung des Wohnorts von Leopold entferne, ein Schwert in die Bruſt. Die Magnetnadel ihres Herzens zitterte zwiſchen Freundſchaft und Liebe; aber die Tante, die ihrer Koſtgängerin gern wieder entledigt ſeyn wollte, ſtätigte dieſes Schwanken durch die Entſcheidung, daß die Einladung nach Runenſtein angenommen werden müſſe.

So war der Liebenden Trennung unvermeidlich. Leopold wollte darüber verzweifeln, und ſetzte ſich mit Flammenworten dagegen. Chriſtine ſtellte ihm vor, daß ſie in einem Hauſe, wo man anfange, die Ausübung der Gaſtfreundſchaft läſtig zu finden, nicht länger bleiben könne. Das begriff der hochſinnige Jüngling, und ergab ſich in die unabänderliche Nothwendigkeit. Doch in der einſamen Scheideſtunde erwachten die Stürme ſeiner Leidenſchaft mit neuer Gewalt. Er ſetzte die Spitze des Hirſchfängers auf ſeine Bruſt und ſchwor, ſich bey dem erſten treuloſen Gedanken, der in ihm aufſtiege, mit eigener Hand zu durchbohren. Rührung und Liebe übermeiſterten Chriſtinen; ſie ſank in ſeine Arme, und — fiel.

Vom Frohſinn der Unſchuld verlaſſen, eilte ſie zu ihrer Freundin. Alwina bemerkte bald, daß dieſes ſonſt heitere Gemüth von düſtern Wolken umhüllt war. Sie forſchte mit freundſchaftlicher Beſorgniß nach der Urſache, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Unterdeſſen führte Chriſtine mit ihrem Geliebten einen geheimen Briefwechſel, der ſie immer ſchwermüthiger machte. Sie fühlte mit Schaudern, daß ſie auf dem Wege war, Mutter zu werden. Die Veränderung ihrer Geſtalt ließ ſich nach einigen Monaten nicht länger verhehlen. Alwina ſtaunte; doch mit der ſanfteſten Schonung hörte ſie die Thränenbeichte der Gefallenen an, und verſprach mitleidig, ſie nicht zu verlaſſen. Herr von Runenſtein, eben ſo menſchenfreundlich als ſeine Gattin, erlaubte Chriſtinen, ihr Wochenbett im Schloſſe aufzuſchlagen. Aber, gegen Leopold eifernd, verboth er mit unerbittlicher Strenge die

Annahme eines von Dieſem ihr angekündigten Beſuchs. Sie mußte dem Geliebten ſchreiben: ſie dürfe ihn nicht ſehen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wolle, in ihrem jetzt ſo hülfsbedürftigen Zuſtande aus dem Schooße der Freundſchaft verſtoßen zu werden. Aufgebracht über den gegen ihn ausgeſprochenen Bann, antwortete Leopold mit ungerechten Verwünſchungen des Herrn von Runenſtein, und meldete zugleich: er gehe nun außer Landes, um für ſich und ſie ein anſtändiges Unterkommen zu ſuchen.

Chriſtine gebar ein ſchwächliches Kind, das an eben dem Tage, an welchem ihre Freundin entbunden ward, wieder ſtarb. Da zu damahliger Zeit noch die meiſten Frauen von Stande die eigene Bruſt ihren Kindern verſagten, ſo war ſchon eine Lohnamme bereit, ihren Dienſt anzutreten; aber Chriſtine drängte ſich bittend an deren Stelle, und Alwina gab ihr um ſo lieber den

Vorzug, da ſie an der gemietheten Säugerin eine ſtumpfſinnige Dirne fand, und ihr der Arzt Sorge machte, daß dieſe an Blödſinn gränzende Geiſtloſigkeit einen nachtheiligen Einfluß auf des Säuglings Seelenkräfte haben könnte. Den Grund oder Ungrund dieſes mediciniſchen Bedenkens zu unterſuchen, iſt hier der Ort nicht.

Sechstes Kapitel.

Große Vorbereitungen zur Reiſe — ein lehrreicher Unfall unter Weges — Ankunft in der Meßſtadt.

Der eheliche Streit, den wir im vierten Kapitel unausgemacht verließen, endigte ſich mit der Uebereinkunft, daß der junge Erbherr von Runenſtein, ſammt ſeiner Wärterin, mit zur Meſſe reiſen ſolle. Der behutſame Vater glaubte, das geliebte Kind auf dieſe Art vor allen widrigen Begegniſſen ſicher zu ſtellen. Alwina beſorgte gerade das Gegentheil; doch ſie gab nach. Wir werden ſehen, wer Recht hatte.

So bald die Reiſe feſt beſchloſſen war, beſtellte Herr von Runenſtein ſein Haus, als wollte er ſich nach Weſtindien einſchiffen. Er machte ſein Teſtament, und verbrannte alle nicht mehr brauchbare Papiere; ſogar Wäſchzettel, Neujahrswünſche, Preiscouranten und leere Briefhülſen, deren unſchuldigen Kern das Feuer ſchon vor vielen Jahren verzehrt hatte. Dieſes Auto da Fé dauerte bey verſchloſſenen Thüren bis nach Mitternacht; und auch dann ließ ihn die Sorge, daß noch irgendwo ein gefährliches Blatt verſteckt ſeyn könnte, kein Auge ſchließen.

Mit Anbruch des Tages ſtand er auf, und ſchrieb für jeden ſeiner Hausbedienten, der im Schloſſe zurück blieb, einen beſondern Verhaltungsbefehl. Den älteſten und angeſehenſten ſeiner Diener ernannte er zum einſtweiligen Schloßcommandanten, ſtellte ihn in dieſer Würde den übrigen vor, und hielt bey dieſer feyerlichen Handlung eine lange, kraftvolle Rede. Indeſſen mußte der Poſtzug, der ſchon ſeit ſechs Stunden vor der Thüre zur Abfahrt bereit ſtand, in den Stall zurück geführt und gefüttert werden. Auch Herr von Runenſtein verzehrte noch in vollen Reiſekleidern ein flüchtiges Mittagsmahl, das er in einer Ferne von vier Meilen hatte einnehmen wollen. Dann that er den Dieben, die ihn etwa, während ſeiner Abweſenheit, heimſuchen könnten, den Poſſen, daß er jedes ſeiner zehn Zimmer durch eiſerne Riegel und zwey künſtliche Vorhängeſchlöſſer zu einer unüberwindlichen Feſtung machte; und als nun unter allen dieſen Geſchäften die vierte Nachmittagsſtunde heran gekommen war, begab er ſich endlich die Treppe hinab, und beſtieg mit ſeiner Gemahlin und Chriſtinen, die den kleinen Junker auf den Armen hatte, den Wagen.

Aber indem ſchon der Poſtillon die Peitſche erhob, um das Viergeſpann in Trab zu ſetzen, rief Herr von Runenſtein ängſtlich: „Halt!“ Er ſah nach der Uhr und nach dem Stande der Sonne, und erklärte: es ſey nun zur Abreiſe zu ſpät. Alwina erſtaunte, und ſtellte ihm vor: ein Nachtlager müſſe doch einmahl (da er ſeinen Pferden nicht mehr als höchſtens fünf oder ſechs Meilen in vier und zwanzig Stunden zumuthete) an dieſem oder dem folgenden Tage unter Weges Statt finden, und es laſſe ſich heute viel angenehmer in einer nahmhaften, bequem erreichbaren Stadt, als morgen in einem Dorfe halten. „Das mag ſeyn;“ ſprach er: „es iſt aber wider alle Regeln der Klugheit und Ordnung, der einbrechenden Nacht entgegen zu reiſen.“ — „Lieber Arbogaſt,“ verſetzte Alwina, „wir haben noch vier volle Stunden Tag, und dann Vollmond.“ — „Vollmond!“ wiederhohlte Runenſtein wie ein Echo: „Das wäre wohl eine große Thorheit, auf dieſen unzuverläſſigen Straßenbeleuchter zu rechnen!“ — So ſcheltend ſtieg er haſtig aus dem Wagen, ließ abpacken, und befahl dem Kutſcher, der eben nicht freundlich vom Sattelgaul herunter blickte, den folgenden Morgen bey Aufgang der Sonne wieder anzuſpannen.

Tages darauf ging die Reiſe wirklich vor ſich. Man war aber kaum zwey Meilen gefahren, als plötzlich ein Rad zerbrach, und der Wagen umſchlug. Alwina zitterte, ungeachtet niemand Schaden genommen hatte, vor Verwünſchungen ihrer Reiſeluſt; doch Herr von Runenſtein lächelte ſo vergnügt, als wäre ihm das Angenehmſte begegnet. „Nun, Frauchen, wer hat Recht?“ rief er aus. „Du behaupteteſt, binnen vier und zwanzig Stunden unfehlbar an Ort und Stelle zu ſeyn: ich aber war der Meinung, man könne leicht durch Unglücksfälle acht Tage lang unter Weges aufgehalten werden, und es läßt ſich zum Eintreffen meiner Prophezeihung recht artig an.“ — Alwina ſtimmte ihm bey, um ihn bey dieſer guten Laune zu erhalten, und er verſicherte nun ſogar: der Vorfall ſey ihm lieb; denn er lerne dabey, daß man nicht ausfahren dürfe, ohne **ein halbes Dutzend Wagenräder für den Nothfall mitzunehmen**, und er werde künftig dieſe Vorſicht nie unterlaſſen.

Das zerbrochene Rad nöthigte ihn, in derſelben Stadt, die ihm ſeine Gemahlin Tages vorher zum Nachtquartier vorſchlug, bis zum folgenden Tage ſtill zu liegen. Alwina triumphirte ſcherzend darüber, daß ſie in dieſem Punkte Recht behalten hatte.

Der übrige Theil der Reiſe blieb von Unfällen frey. Aber je näher Herr von Runenſtein der Meßſtadt kam, je banger ſchlug ihm das Herz. Er quälte ſich auf der ganzen letzten Station mit Bedenklichkeiten über die Wahl des Hauſes, wo er abtreten wollte. Unaufhörlich hielt er die Liſte der Gaſthöfe in der Hand, und las mehr als hundertmahl ihre Nahmen. Keiner gefiel ihm, ohne daß er davon einen Grund anzugeben wußte. Er kannte weder des einen noch des andern innere Beſchaffenheit oder Lage. Am Ende entſchied er ſich für ein Wirthshaus, der goldne Helm genannt, bloß deßwegen, weil er, um Helme einzukaufen, zur Meſſe reiſ'te.

Es war für ihn noch Raum in der Herberge; doch der erſte Blick aus dem Fenſter machte ihm ſein Quartier verhaßt: denn er bemerkte in einem Gaſthofe gegen über die erbverbrüderte Familie vom Schloſſe Bärenfels, die ſeit dem Hintritt ihres Söhnleins mit ihm ſchmollte. Er zog ſich ſchnell, aber vergebens zurück. Herr von Ellerbach ſah ihn durch ſeine Lorgnette, und warf unzähliche Kußhände in den goldnen Helm hinüber. Ihnen folgte blitzgeſchwind der Läufer, und meldete ſeinen Herrn. Arbogaſt war unſchlüſſig, ob er den unbequemen Beſuch in dieſem Augenblicke annehmen wolle oder nicht; doch indem er den Zeigefinger an die Naſe legte, um mit ſich darüber zu berathſchlagen, ſtand ſchon Herr von Ellerbach mit höfiſcher Freundlichkeit vor ihm. Umarmungen über Umarmungen! Hinterher aber auch Katzenhiebe. „Auf Ehre, lieber Runenſtein,“ ſagte der Höfling, „man glaubt es kaum ſeinen Augen, daß Sie auf der Meſſe ſind. Es ſcheint, Sie wollen den alten Menſchen ganz ausziehn. Sie thun recht! Man kann mehr als gewöhnlich aufgehen laſſen, wenn man ſo glänzende Erbfolgsausſichten vor ſich hat, wie Sie!"

„Daran denk' ich nicht;" erwiederte Arbogaſt. „Ich wünſche Ihnen ein hundertjähriges Leben und eine zahlreiche Nachkommenſchaft."

„Still, ſtill! Dagegen wird der kleine Stammhalter proteſtiren;" verſetzte Herr von Ellerbach, und wandte ſich zu dem Knaben. „Ha! wie er aus muntern Augen ſieht, der holde Engel!" rief er aus, und biß hinterher vor Aerger und Neid die Lippen zuſammen. Arbogaſt, der es ihm anſah, daß Gift in ihm kochte, winkte der Amme, ſich mit dem Kinde zu entfernen. Herr von Ellerbach ward ſogleich heiterer, als ihm der Dorn aus dem Auge gezogen war. Er ſchlug allerley geſellige Luſtbarkeiten vor; Arbogaſt lehnte ſie aber ſämmtlich von ſich ab, und geſtand treuherzig, daß er bloß zur Meſſe gekommen ſey, um ſeinen Waffenſaal zu bereichern. „Mon Dieu! welche altmodiſche Liebhaberey!“ rief der Erbbruder: „Kaufen Sie doch lieber Gobelin-Tapeten, Lyoner Stickereyen und Pariſer Galanteriewaaren!“ Hiermit tanzte er lachend davon, und fuhr mit ſeiner Gemahlin ins Schauſpiel.

Siebentes Kapitel.

Arbogaſt und Alwina verrathen, daß ſie auf dem Dorfe wohnen.

„Mir geht doch alles ſchief!“ ſagte Herr von Runenſtein, als er von der Begleitung ſeines Vetters zurück kam. „Zwanzig Gaſthöfe ſtanden mir offen, und ich wählte gerade den, wo ich das fatalſte Vis-à-vis von der Welt habe! Nein, Alwina, ich halt' es hier nicht aus! Sahſt du wohl die Baſiliskenblicke, die er auf das Kind ſchoß? Ich glaube, er könnt' es vergiften, wenn er eine bequeme Gelegenheit dazu hätte."

Alwina vertheidigte den Herrn von Ellerbach, ungeachtet ſie wußte, daß er ihr Feind war; doch ihre Schutzrede that keine Wirkung. Arbogaſt ließ plötzlich wieder anſpannen und aufpacken, ſchickte dem Wirth einen Ducaten, und fuhr in den entlegenſten Gaſthof der Stadt. Vorher aber mußten ſeine Leute im goldnen Helme ausſtreuen: er reiſe wegen eines unverſchieblichen Geſchäfts, das ihm erſt jetzt eingefallen ſey, ſchnurſtracks wieder nach Hauſe.

Der Gaſthof, in welchen er floh, glich gegen den goldnen Helm einer Pönitenzpfarre. Alles war ſchlechter als dort; dennoch freute ſich Herr von Runenſtein dieſes Aſyls, weil er ſich darin vor den Nachſtellungen ſeines Erbbruders ſicher glaubte. Er wollte ſich erſt bey der Waffenverſteigerung wieder öffentlich ſehen laſſen; aber die Sehnſucht nach dieſen Köſtlichkeiten lockte ihn ſchon am folgenden Morgen aus ſeinem Schlupfwinkel hervor. Er hüllte ſich, der brennenden Sonne eines heitrn Maytages zum Trotz, bis an die Augen in einen dichten Mantel, und trieb einen Wegweiſer zum Auctionshauſe haſtig vor ſich her. Schweißtriefend kam er dort an, und hatte das Glück, einige Lanzen zu ſehen, die aus den Ecken der Fenſter gleichſam auf ihn herab blickten. Sie hatten eine gute, ehrliche Miene, und er brannte vor Begierde, nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu machen; doch der Zutritt ward ihm, als er im Hauſe darum anſuchte, unerbittlich verſagt. Der heiße Gang reute ihn dennoch nicht, und er kam ſo wohlgemuth in den Gaſthof zurück, daß er Alwina's Bitte, auf den Abend mit ihr ins Theater zu gehen, augenblicklich gewährte. Er hätte ſich ohne Zweifel minder bereitwillig dazu finden laſſen, wäre nicht gerade ein Ritterſchauſpiel angekündigt geweſen. Das Einzige bedung er ſich, daß noch eine Gitterloge zu haben ſeyn müſſe, weil er, wegen der Familie Ellerbach, ein ſtrenges Incognito beobachten wollte.

Der fortgeſprengte Lohnbediente fand eins der geheimen Schaugemächer noch unvermiethet, und überbrachte die Einlaßkarten. Nun entſtand, wie vor der Meßreiſe, die Frage: was während der Theaterzeit mit dem Kinde anzufangen ſey. Es mitzunehmen ſchien jetzt nicht rathſam. Man befürchtete, daß es unter der Vorſtellung laut werden möchte, und mit ſolchen Mißtönen wollte man das Publikum gern verſchonen. Eine ſonderbare Bedenklichkeit, die nur einfältige Landleute beunruhigen konnte! Das Publikum großer Städte muß ja von Unmündigen, die von der dramatiſchen Kunſt faſt eben ſo viel als ein Säugling verſtehen, oft noch ſchlimmere Störungen dulden, wenn es den klugen Milchbärten beliebt, ſich öffentlich, als lohnende oder ſtrafende Beurtheiler des Schauſpiels und der Darſtellung, mit Mund, Hand und Stock vernehmen zu laſſen. — Aber auf der andern Seite ſtand Herr von Runenſtein in großen Sorgen, daß ſich Ellerbach unter der Schauſpielzeit in den Gaſthof einſchleichen, und irgend einen feindlichen Angriff auf den kleinen Ludolph unternehmen könnte, um ihn aus dem Wege zu räumen. Gegen eine ſolche Unthat ſchien jedoch das Einſchließen der Amme und des Kindes in ein Zimmer nothdürftig zu ſchützen, und Herr von Runenſtein faßte den muthigen Entſchluß, es für dieß Mahl bey dieſer Vorſichtsmaßregel bewenden zu laſſen. Er ſchärfte Chriſtinen ein, nicht ans Fenſter zu treten, keinem Anklopfenden zu antworten, und ihr Daſeyn durch keinen Laut zu ver-

verrathen. Hierauf verſchloß er das Zimmer, verſenkte den Schlüſſel in ſeine tiefſte Taſche, und begab ſich mit ſeiner Gemahlin ins Schauſpielhaus, wo ihn das Ritterweſen auf der Bühne ſo ergötzte, daß er aller Sorgen darüber vergaß.

Achtes Kapitel.

Ein räthſelhafter Vorfall, der die erbverbrüderten Familien gänzlich entzweyt.

Nach dem Schauſpiele wartete unſerer Ehegatten ein fürchterlicher Schrecken im Gaſthofe. Sie fanden ihr Zimmer offen, und Ludolph und Chriſtine waren daraus verſchwunden. — Entſetzen verſteinerte ſie eine Minute lang, und raubte ihnen Athem und Stimme.

Als ſich Arbogaſt von den Feſſeln der erſten Beſtürzung losgeriſſen hatte, durchlief er mit dem fliegenden Schritte der Verzweifelung das ganze Haus, ſuchte Chriſtinen überall, und rief hundertmahl ihren Nahmen aus. Sie antwortete nicht; ſie war nirgends; der Wirth und ſeine Leute wußten von ihr keine Auskunft zu geben. Niemand hatte ſie geſehen, niemand etwas bemerkt, das zur Erklärung der wunderbaren Begebenheit führen konnte. Die Thür zeigte keine Spur von gewaltſamer Oeffnung; aus dem Zimmer war nichts geraubt, und ſogar Chriſtinens und Ludolphs Kleider lagen, mit Ausnahme derer, die ſie an dieſem Tage trugen, in ungeſtörter Ordnung an ihren Stellen.

„Ein heilloſes Bubenſtück!“ rief Arbogaſt ſeiner händeringenden Gattin zu. „Haſt du noch Luſt, den heimtückiſchen Hofſchranzen zu vertheidigen? Kannſt du noch zweifeln, daß der Raub unſers Kindes ſein Werk ſey?" —

Sie hatte nicht Muth, Ja oder Nein zu ſagen. Die Bemerkung, daß ihr Rath, das Kind zu Hauſe zu laſſen, in jedem Falle der beſſere geweſen ſey, ſchwebte ihr auf der Zunge; aber ſie verſchonte den troſtloſen Vater des verlorenen Sohnes mit dieſem Vorwurfe, der auch ſchwerlich ſeine Ohren erreicht hätte: denn er ſtürzte ſchon, ohne Erwartung ihrer Antwort, die Treppe hinab, um den verdächtigen Erbbruder aufzuſuchen, und ſein Kind von ihm zurück zu fordern.

Er rannte nach dem Gaſthauſe, wo er ihn am Fenſter geſehen hatte, und ſtürmte mit der Frage: „Iſt Herr von Ellerbach hier?" in den Hof. Seine donnernde Stimme verſammelte ſogleich den Wirth und die Aufwärter um ihn her. Sie berichteten ihm: Herr von Ellerbach ſey vor einer Stunde mit Sack und Pack abgereiſet.

„O, das konnt' ich denken!“ rief er mit Zähnknirſchen. „Führte er nicht ein Kind und eine fremde junge Weibsperſon mit ſich fort?“

„Das haben wir nicht geſehn;“ antworteten alle.

„War er kurz vor ſeiner Abreiſe zu Hauſe, oder war er ausgegangen?“

„Ausgegangen;“ war die Antwort. „Er kam, nach einer Abweſenheit von mehrern Stunden, ſchnell wieder heim, und gab Befehl zur Abreiſe. Wir und ſeine Domeſtiken erſtaunten über dieſen unerwarteten Aufbruch, weil er vorher Willens geweſen war, länger hier zu bleiben, und ſeine Zimmer noch auf eine ganze Woche gemiethet hatte.“

„Das alles paßt ganz vortrefflich!“ rief Herr von Runenſtein, und eilte ſo geſchwind hinweg, als er gekommen war.

„Der Räuber iſt fort, über alle Berge fort!" ſprach er heftig, als er zu der jammernden Mutter zurück kam. „Man will zwar bey ſeiner plötzlichen Abreiſe weder unſer Kind noch die treuloſe Wärterin bey ihm geſehn haben; aber ſo klug war er wohl, ſeine Schandthat nicht vor Zeugen zu vollführen, die man gegen ihn aufrufen könnte. Er hat einen geheimen Schlupfwinkel und einen Hehler ſeines Verbrechens gehabt: denn in großen Städten iſt der Teufel und ſeine Hölle für Geld feil!" —

Bey dieſen Umſtänden hielt er es für eine fruchtloſe Mühe, den Herrn von Ellerbach auf der Ferſe zu verfolgen, und ihn auf der Landſtraße oder in einem Gaſthofe zur Verantwortung zu ziehen. Es ſchien ihm rathſamer, die Sache in Bärenfels abzumachen, und ohne Verzug dahin zu reiſen. Das Getümmel der Meſſe, das ihn ſchon zuvor anekelte, war ihm nun unerträglich.

Es ſchmerzte ihn allerdings, daß er den herrlichen Waffenvorrath, die Angel ſeines Mißgeſchicks, mit den Rücken anſehen ſollte: aber wäre ihm auch der ganze Kram zum Geſchenk angebothen worden, er hätte ſich dadurch nicht länger als bis zum folgenden Morgen in der Unglücksſtadt aufhalten laſſen. Er ſandte Alwinen mit ſeinen eigenen Pferden nach Runenſtein zurück, und fuhr mit Extrapoſt nach Bärenfels.

Ellerbach machte große Augen, als ſein Vetter ankam, und ihn des Kinderraubes beſchuldigte. „Sie ſcherzen oder ſchwärmen!" rief er lachend. „Ich nehme mir nicht die Mühe, Ihnen darauf ernſtlich zu antworten."

„Nun, ſo ſollen Sie es vor Gericht thun müſſen!" ſchrie Herr von Runenſtein, und warf ſich augenblicklich wieder in ſeinen Wagen.

Kurz darauf ward Ellerbach, als Seelenräuber, förmlich von ihm angeklagt. Das fürſtliche Obergerichtsamt forderte Verantwortung von dem Beſchuldigten. Er läugnete ſtandhaft, und beſchönigte ſeine ſchnelle Abreiſe von der Meſſe, die ihn ſehr verdächtig machte, durch Angabe eines tadelloſen und nicht unwahrſcheinlichen Bewegungsgrundes, der aber freylich auch ſo beſchaffen war, daß er ein leerer Vorwand ſeyn konnte. Dafür erklärte ihn Arbogaſt, und ruhte nicht, bis eine Commiſſion ernannt ward, alle Winkel des Schloſſes Bärenfels genau zu durchſuchen, ob das in Streit befangene Kind vielleicht dort verborgen ſey. Es fand ſich nicht. Der Verklagte ward, wegen gänzlichen Mangels gültiger Schuldbeweiſe, freygeſprochen. Herr von Runenſtein ſetzte nun in den Zeitungen einen Preis von zweytauſend Thalern auf die Entdeckung einer Spur von ſeinem verſchwundenen Sohne; aber niemand meldete ſich mit einer brauchbaren Nachricht. Ein liederlicher Vagabond brachte ihm zwar eines Tages ein Knäblein, das er in einem Walde gefunden haben wollte; es hatte jedoch mit dem kleinen Ludolph nicht die geringſte Aehnlichkeit, ſondern war, wie man nachher erfuhr, des Landſtreichers eigenes Kind, das er um ein ſo nettes Sümmchen zu verkaufen gedachte.

Chriſtine und ihr Pflegling waren und blieben verloren.

Neuntes Kapitel.

Junker Ortlieb, die Hauptperſon dieſer Geſchichte, wird geboren.

Jenes traurige Ereigniß hatte zur Folge, daß Runenſteins bisher ſchon hoch getriebene Vorſichtigkeit vollends ganz in die lächerlichſte Vorſichteley ausartete. Er ließ zuförderſt alle Thore ſeines Schloſſes, mit Ausnahme eines einzigen Pförtchens, zumauern, um ſich vor Befehdungen und Ueberfällen, die er von Ellerbachs Seite befürchtete, ſicher zu ſtellen. Die feſte Brücke des Schloßgrabens ward abgebrochen, in eine Zugbrücke verwandelt, alle Abende bey Sonnenuntergang aufgezogen, und niemand mehr herüber oder hinüber gelaſſen. War dann von jener Seite noch irgend ein Brief oder ſonſt etwas abzugeben, ſo bediente man ſich dießſeits einer langen Stange zum Heber und Communicationsmittel. Ferner ward auf die Burgmauer ein Thürmchen gebaut, und darin ein treuer, mit einem vorzüglich guten Gehör begabter Wächter einquartiert, der bey Nacht nach allen Gegenden hin horchen, und in jeder Viertelſtunde ſeine Wachſamkeit durch einige Stöße in ein Horn beweiſen mußte. Kurz, Herr von Runenſtein machte Sicherheitsanſtalten, als hätte er mitten in den Fehdezeiten. Man bemerkte aber nie, daß ſich Ellerbach mit einer Heeresmacht gegen ihn feindlich bewegte. Die erbverbrüderten Häuſer hatten von jetzt an eine lange Zeit weder im Guten noch im Böſen den geringſten Verkehr mit einander.

Sechs Monate nach Ludolphs Verluſt gebar Frau von Runenſtein einen zweyten Sohn, der ſeinem ältern Bruder an Wohlgeſtalt nichts nachgab.

„Er ſoll Wolfgang Ortlieb heißen!" ſprach der Vater zu dem Geiſtlichen, der auf's Schloß gerufen worden war, die Taufhandlung zu verrichten.

„Ortlieb?" — fragte der Pfarrer mit Verwunderung. „Hört' ich recht?"

„Ja, ja, Ortlieb!" wiederhohlte Herr von Runenſtein. „Haben Sie gegen dieſen guten altdeutſchen Nahmen etwas einzuwenden?"

„Nichts in der Welt, gnädiger Herr, als daß er mir noch nie vorkam.“

„Sehr möglich, lieber Paſtor! Die Geſchichte der deutſchen Vorzeit iſt, leider! nicht Ihr Fach: ſonſt wüßten Sie, daß bey einem Turniere, welches Anno Chriſti 1311, in der Woche nach Bartholomäi, im Lande Schwaben gehalten wurde, ein **Ortlieb von Weſterſtetten** erſchien.“

„Wirklich?“ ſagte der Pfarrer lächelnd. „Nun, ſo haben wir ja eine Autorität vor uns!“

„Und wäre das auch nicht;“ fuhr Herr von Runenſtein fort: „wäre der Nahme Ortlieb noch in keines Menſchen Sinn und Mund gekommen, ſo hätt' ich ſelbſt ihn erfunden, um meinem Sohne dadurch einzuſchärfen, daß er den **Ort** ſeiner Geburt **lieb** habe, und ſich nimmer von ihm trenne. Die Runenſteine ſind nun einmahl nur in ihrer Heimath glücklich. So bald ſie heraus treten, verfolgt ſie ein feindliches Schickſal, wie ihr Schatten.

Zehntes Kapitel.

Anmeldung eines kleinen Fräuleins, das uns mit der Zeit wichtig werden wird.

Ortlieb war kerngeſund, nährte ſich wacker, wuchs in die Höhe und noch mehr in die Breite, und verrieth, zur Freude ſeines Vaters, einen ſehr ruhigen Geiſt. Er wünſchte und begehrte nichts lebhaft als Speiſe und Trank. Ward er damit reichlich bedient, ſo war er das frömmſte Kind von der Welt. Die Aeltern ſchmeichelten ſeiner Nahrungsluſt durch Beſchenkung mit einer Küche, die kaum den Umfang einer Quadratelle hatte, aber mit allen Geräthen einer gewöhnlichen

Küche verſehen war. Er wirthſchaftete nun den ganzen Tag in derſelben herum, und bereitete ſich Leckerbiſſen. Der Kern einer wälſchen Nuß vertrat, zum Beyſpiel, die Stelle einer gebratenen Gans, und Aepfelſchnitte waren der dazu gehörige Salat.

Vater Arbogaſt, der gegen alle ſtille und gelaſſene Menſchen eine beſondere Zuneigung hegte, ergötzte ſich an ſeines Söhnleins geräuſchloſer Thätigkeit, ſah ihm Stunden lang zu, wenn er emſig kochte und briet, und lieferte ihm fleißig Victualien in ſeine Küche. Es war ihm auch gar nicht mißfällig, daß Ortliebchen bis in ſein achtes Lebensjahr, als eigner Mundkoch, täglich fortarbeitete, und keine Luſt blicken ließ, etwas anders zu lernen, oder ſich mit anſtändigern Knabenſpielen zu vergnügen, und im Freyen herum zu ſchwärmen. Er ging immer gemächlich und langſam, wie ein altes Männlein, und bewegte ſich nur etwas raſcher auf dem Wege von ſeiner Küche zur väterlichen, wo er oft nachfragte, was Mittags geſpeiſ't werde. Ungeachtet aber ſeine Sprünge bey dieſer Gelegenheit höchſt unbedeutend und gefahrlos waren, ſo rief der Vater doch ſtets mit Angſt und Zittern: „Liebchen, geh ſachte!“

Der kleine Koch war ſchon acht Jahre alt, als erſt für ihn ein Hofmeiſter verſchrieben wurde. Herr von Runenſtein wandte ſich deßhalb an einen berühmten Profeſſor, der ein gelehrtes Commiſſionsbüreau unterhielt, und immer junge Pädagogen bey der Hand hatte, die er auf Verlangen mit umgehender Poſt abſenden konnte. Auch nach Runenſtein ſpedirte er unverzüglich ein tüchtiges, mit allen erforderten Eigenſchaften verſehenes Subjekt. Es war ein Kopfhänger und Leiſetreter ohne Gleichen. Um ſo mehr gefiel der fromme Magiſter ſeinem Principal, und ſie lebten volle ſiebzehn

Jahre im beſten Vernehmen mit einander. So lange dauerte Junker Ortliebs Hauserziehung, die man eine geiſtige Stallfütterung nennen konnte, weil er während derſelben von der Außenwelt nichts zu ſehen und zu hören bekam.

Außerdem ereigneten ſich in dieſer geraumen Zeit auf dem Schloſſe Runenſtein nur zwey Merkwürdigkeiten, die hier aufgezeichnet zu werden verdienen.

Die erſte war die: daß in demſelben Jahre, da der Hofmeiſter ſein Amt antrat, Herr von Ellerbach eine Karte überſandte, auf welcher die Niederkunft ſeiner Gemahlin mit einer Tochter höchſt laconiſch gemeldet war. Herr von Runenſtein trieb aber den Laconismus noch weiter, und erſparte ſich Antwort und Glückwunſch.

Die zweyte Merkwürdigkeit beſtand in der Acquiſition des Zwergs. Sie iſt an und für ſich weniger bedeutend als jene; da aber die Fata des kleinen Weſens ziemlich luſtig ſind, ſo wollen wir ihnen einige Blätter widmen.

Eilftes Kapitel.

Eine wunderbare Erſcheinung, die Herr von Runenſtein für ein Gegenſtuck zu dem trojaniſchen Pferde hält.

Junker Ortlieb (der, beyläufig geſagt, allein Hahn im Korbe blieb, und keine jüngern Geſchwiſter hatte) ging eines Tages, als er ungefähr achtzehn Jahre alt war, mit ſeinem Vater und ſeinem Hofmeiſter ſpazieren. Das geſchah in der Nähe des Schloſſes ſehr oft; doch dießmahl wagte ſich das vorſichtige Kleeblatt faſt bis an die Landſtraße, die eine halbe Stunde weit entfernt war, und eben

eben jetzt von einem ſeltſamen Fuhrwerke befahren wurde. Es war ein kleiner, mit zwey Eſeln beſpannter Wagen, auf welchem ein hoher, buntgemahlter Kaſten ſtand, der zweyen Affen, die oben auf der Decke ſaßen, zum Belvedere diente. Ein Wagenlenker in ausländiſcher Tracht ging nebenher, und knallte mit ſeiner Peitſche den ſäumigen Grauen immer vor den Ohren herum. Ortlieb, ein ſchärferer Seher als ſeine Begleiter, entdeckte die ungewöhnliche Erſcheinung zuerſt, ſchrie vor Verwunderung laut auf, und lief ſo ſchnell, als er kaum in ſeinem ganzen Leben gelaufen war, drauf zu. „Lieber Sohn! beſter Junker! ſachte, ſachte!“ riefen Vater und Mentor zugleich; aber er ließ ſich, von Neugier fortgeriſſen, nicht halten. „Himmel! es kann ihm ein Unglück begegnen!“ ſagte Herr von Runenſtein, und begann mit dem Hofmeiſter einen Wettlauf, um den tollkühnen Springinsfeld vor Unfällen zu bewahren. Aber bevor ſie ihn erreichten, ſtand er ſchon am Wagen, und erhob ein Zetergeſchrey, weil ihm einer der Affen den Hut vom Kopfe riß, und der andere die Haare zerzauſ'te. Vater Runenſtein, der dieſe Feindſeligkeiten in einer Entfernung von hundert Schritten ſah, ſchrie noch gräßlicher als Ortlieb, und ſtürzte über Stock und Stein ihm zu Hülfe. Doch ſchon vor ſeiner Ankunft vermittelte des Eſeltreibers Peitſche den Frieden.

Athemlos ſchloß Arbogaſt den geliebten Sohn in die Arme, und fragte ängſtlich, ob er verwundet ſey. Ortlieb antwortete mit einem tröſtlichen Nein; dennoch ſetzte Jener den Fremdling hitzig zur Rede: wie er ſich unterfangen könne, mit ſo gefährlichen Thieren die Landſtraße unſicher zu machen.

„O, niks gefährlik, Excellenz!“ erwiederte der Affenwärter mit entblößtem Haupte. „Sie ſpaße nur, die kleine Sapaju's.“

„Der Henker hohl' ihren Spaß!“ zürnte die neugeſchaffene Exzellenz. „Und was ſteckt denn in dieſem Käfich? Wahrſcheinlich ein grimmiges Raubthier, das ſich über kurz oder lang in Freyheit ſetzen und Menſchen zerreißen wird!“

Und indem er das ſagte, entſtand ein Teufelslärm im Kaſten, und erſchütterte ihn ſo gewaltig, daß er vom Wagen zu ſtürzen drohte. Arbogaſt und ſeine Gefährten ergriffen mit Entſetzen die Flucht. Ihnen folgte ein Gelächter aus dem Kaſten und der Eſeltreiber, der ſie in ſeinem gebrochenen Deutſch flehentlich bat, ſich nicht zu fürchten: denn der Rumorgeiſt ſey kein wildes Thier, ſondern ein zahmer Menſch, der, wegen ſeiner außerordentlichen Kleinheit, für Geld gezeigt werde. Ihnen aber — ſetzte der höfliche Mann hinzu — ſtehe dieß angenehme Schauſpiel, das ſchon viele Fürſten ergötzt habe, unentgeldlich zu Dienſten, und er bitte höchlich, dieſe Entſchädigung für den ausgeſtandenen Schrecken in Gnaden anzunehmen.

„O ja, lieber Papa!“ rief Ortlieb. „Laſſen Sie mich das kleine Männchen ſehn!“

„Wir wollen's ſehn;“ ſagte der Vater mit leichterm Herzen: „aber nicht hier auf der Heerſtraße.“

„Warum denn nicht?“ ſprach Ortlieb. „Sie glauben wohl, die Leute verlieren an ihrer Nahrung, wenn die Engel vom Himmel herab gratis zuſchaun?“

Arbogaſt lächelte; allein kopfſchüttelnd verwies der Hofmeiſter ſeinem Eleven dieſen Scherz, und erklärte mit einer weiſen Miene: der gnädige Herr habe ſehr Recht, die Befriedigung der Neugierde auf öffentlicher Straße unſchicklich zu finden.

„Folg' Er mir mir mit Seiner ganzen

Equipage in mein Schloß!“ rief Arbogaſt dem Fremdling zu.

Dieſer entfernte ſich eilig, um den erfreulichen Befehl zu vollziehen.

„Die Sache iſt mir doch bey dem allen bedenklich;“ ſagte Arbogaſt, mit einem Geſichte voll Unruhe und Verlegenheit, zum Hofmeiſter. „Sie erinnern ſich der Liſt, die einſt durch das bekannte trojaniſche Pferd ausgeführt wurde. Könnte nicht hier ein ähnlicher Anſchlag im Werke ſeyn und gelingen, wenn ich den räthſelhaften Kaſten ins Schloß bringen ließe? Ich hab' einen Feind, Herr Magiſter, einen ſehr verſchlagenen Feind!“

Der Pedant zuckte die Achſeln und erwiederte: man dürfe der Boßheit nicht trauen.

„Sie, Herr Magiſter, haben nichts zu fürchten;“ fuhr Arbogaſt fort: „aber ich, und beſonders mein Sohn, deſto mehr!

Gehn Sie alſo den Eſeln entgegen, und laſſen Sie ſich den Kaſten ſo weit öffnen, daß Sie ſehen können, ob wirklich ein wehrloſer Zwerg oder gewaffnete Mannſchaft darin verborgen iſt. Im erſtern Falle ſchwenken Sie Ihr Schnupftuch, wie eine Friedensflagge, hoch in die Luft, und führen Sie das Fuhrwerk ins Schloß; im letztern Fall aber ergreifen Sie mit möglichſter Geſchwindigkeit das Haſenpanier!"

Der Doctor der Philoſophie war mit dieſem kitzlichen Auftrage nicht ſonderlich zufrieden, und ſetzte ſich langſam in Bewegung. Deſto ſchneller begann Arbogaſt den Rückzug nach dem Schloſſe, und riß ſeinen Sohn eine gute Strecke mit ſich fort. Endlich nahm er hinter einem Hügel eine vortheilhafte Stellung, und lauerte, durch dieſe Bruſtwehr gedeckt, wie die Unterſuchung des neuen trojaniſchen Pferdes ablaufen werde.

Mit zagender Vorſicht näherte ſich demſelben der Magiſter. Er ließ, noch zwanzig Schritte davon entfernt, die verdächtige Maſchine ſchon öffnen, um allenfalls, wenn ein feindliches Ungethüm heraus ſtürzte, im Vortheil eines guten Vorſprungs zu ſeyn. Aber es hatte nicht Noth. Die Friedensfahne flatterte luſtig empor. Arbogaſt und Ortlieb gingen vergnügt nach dem Schloſſe. Der Wagen folgte.

Zwölftes Kapitel.

Das Männlein im Kaſten zankt mit ſeinem Zwingsherrn, und erbiethet ſich der Frau von Runenſtein zu Pagendienſten.

So bald Herr von Runenſtein in der Burg anlangte, befahl er ſeinen zwey Jägern, ihre Büchſen zu laden, ſtellte ſich dann mit ſeinem Sohne in die Mitte der beyden ſchußfertigen Grünrocke, und erwartete ſo mit ziemlicher Ruhe das abenteuerliche Fuhrwerk.

Es kam im Burghofe an; der große Schrank ward herab gehoben, die Thür aufgeſchloſſen, ein Zwerg trat mit ſtolzen Schritten und lächerlichem Ernſt heraus, und beugte ſich vor den beyden, von ihrer Leibgarde umflügelten Herrſchaften bis an die Erde, wohin ſeine Naſe keine weite Reiſe zu machen hatte. Er ſpazierte hierauf mit feyerlicher Würde vor ihnen umher, damit ſie ihn von allen Seiten bequem betrachten konnten. Die kleine drollige Perſon gefiel allgemein. Arbogaſt fand an ihr beſonders darum großes Vergnügen, weil ſie eben ſo gekleidet war, wie er auf alten Gemälden und Kupferblättern die Zwerge geſehen hatte, die im Mittelalter den Damen die Schleppe trugen, und überhaupt in den Häuſern der Fürſten und reichbegüterten Ritter zu manchen kleinen Ehrendienſten und zur Kurzweil gebraucht wurden. Er äußerte dieſe Bemerkung laut, ließ ſeine Gemahlin auf den Schauplatz einladen, und ging ihr mit der Frage entgegen: ob ſie wohl einen ſolchen Pagen zu haben wünſche.

„O, ſagen Sie doch Ja, gnädige Frau!“ begann der Zwerg, der bisher noch keinen Laut von ſich gegeben hatte. „Ich bin für hundert Stück Ducaten feil, und ſtehe mit Leib und Seele zu Ihren Dienſten.“

„Wie iſt das gemeint mit den hundert Ducaten?“ fragte Arbogaſt.

„Ich bin ſie,“ verſetzte der Zwerg, „dieſem Manne ſchuldig, und gewiſſer Maßen ſo lange ſein Leibeigner, bis ſie bezahlt ſind.“

Der Eſeltreiber bejahte dieſe Ausſage, und erklärte dabey: er wolle im Nothfall von ſeiner Schuldforderung etwas fallen laſſen, um des läſtigen Brodeſſers, an dem man ſich in Europa ſatt geſehen habe, los zu werden.

„Undankbarer Knauſer!“ rief der Zwerg. „Ihr ſeyd durch mich reich geworden; es ziemt Euch alſo nicht, verächtlich von mir zu ſprechen!“ Er kehrte jetzt ſeinem Deſpoten den Rücken, und wandte ſich wieder zu dem gegenwärtigen Adel. „Meine gnädigen Herrſchaften,“ ſprach er, „Sie ſehen mich hier zu einer armſeligen Schaufigur erniedrigt: aber ich befand mich einſt in glänzenden Umſtänden, und es wäre mir eine angenehme Herzenserleichterung, wenn Sie erlaubten, Ihnen meinen Lebenslauf zu erzählen."

„Können wir ihn doch anhören;" ſagte Arbogaſt zu ſeiner Gemahlin. „Doch wollen wir uns, um mehr Bequemlichkeit zu haben, in ein Zimmer begeben."

Sie ſtiegen die Schloßtreppe hinauf. Der Gläubiger des Zwergs ſchloß ſich an die Proceſſion an, um ſeinen Sclaven nicht aus den Augen zu verlieren. Herr von Runenſtein, dem dieſe Geſellſchaft anſtößig war, befahl ihm, bey ſeinen Eſeln zu bleiben. Er wich zum Schein etwas zurück, ſchlich aber, ſo bald der Edelmann mit ſeinem Gefolge in ein Gemach, unweit der Treppe, getreten war, auf den Zehen ihm nach, und ſtellte ſich vor der Thür auf die Wache.

Innerhalb ſetzte ſich der Zwerg, nach

erhaltener Erlaubniß, auf ein Fußbänkchen, und begann ſeine Geſchichte.

Dreyzehntes Kapitel.

Leben, Thaten und Widerwärtigkeiten eines kleinen Gerngroß.

Mein Nahme iſt Zachäus Trill. Ich bin der Sohn eines Arztes. Er war nur zwey oder drey Zoll größer als ich, hob ſich aber durch Schuhe mit ſehr hohen Abſätzen und eine hochgekräuſelte Perücke aus dem Pygmäengeſchlechte heraus, und war, trotz ſeiner lilipuiiſchen Geſtalt, ein tapfrer Gegner des Todes. Seine Siege an den Krankenbetten wurden ihm reichlich vergolten. Die Heirath mit meiner Mutter vermehrte ſeinen Wohlſtand. Sie brachte ihm eine ſo beträchtliche Mitgift zu, daß ſie über die aufgethürmten Geldſäcke nicht hinweg ſehen konnte: denn ſie war noch kleiner als mein Vater. Gleich und Gleich hatte ſich geſellt.

Die einzige Frucht dieſer Miniatur-Ehe ſchauen Ew. Gnaden hier vor ſich.

Vater und Mutter freuten ſich, daß ich ihnen nicht über die Köpfe wuchs: ich hingegen war mit dem kurzen Maßſtabe, womit mich die Natur gemeſſen hatte, von Jugend auf unzufrieden, und ſann Tag und Nacht, wie ich, dem bekannten Bibelſpruch gleichſam zum Trotz, meiner Länge eine Elle zuſetzen könne. Dabey ſpielt' ich immer auf die lächerlichſte Weiſe den Gerngroß.

Ich übergehe die Eulenſpiegelſtreiche meines Knabenalters. Auf der Univerſität, wohin mich mein Vater ſandte, damit ich einſt in ſeine Fußſtapfen treten ſollte, gewann meine Thorheit ein freyeres Feld zu merkwürdigern Thaten. Ich machte einen ungeheuern Aufwand, hielt Reit- und Wagenpferde, hatte eine fürſtliche Garderobe von geſtickten und gallonirten Kleidern, gefiel mir aber am beſten in bunten, kecken, ſoldatiſchen Trachten, die mit meiner Figur auf die ſeltſamſte Weiſe im Widerſpruch ſtanden, und mich dem öffentlichen Gelächter ausſetzten. Doch das kümmerte mich nicht. Ich erregte Aufſehen, und das war mein Ziel.

So trieb ich's zwey Jahre, und lernte nichts. Anſtatt der Hörſäle beſucht' ich Kaffeehäuſer, und machte ſchönen Damen den Hof. Sie verlachten mich wegen meiner Kleinheit; aber die großen Geſchenke, die ich ihnen darbrachte, ließen ſie ſich in Gnaden gefallen.

Einſt befand ich mich, nebſt mehrern angeſehenen Männern, in einer zahlreichen Geſellſchaft muthwilliger Frauen und Mädchen. Sie waren ſehr aufgelegt, ſich über mich luſtig zu machen. Ich ertrug das ein Weilchen; da mir aber ihre Ausgelaſſenheit nach und nach läſtig fiel, verließ ich den Kreis der Spötterinnen, und verfügte mich in ein Nebenzimmer zu den Männern, die ſich, bey einer Pfeife Tabak, mit gelehrten Geſprächen unterhielten. Hier ſetzte ich mich auf ein Sopha und — ſchlief ein. Plötzlich ward ich aufgeriſſen; ein junger, ſtarker Maulaffe hielt mich an den Armen hoch empor, und ſchrie: wer kauft ein lebendiges Nadelküſſen! — Die Damen, mit Lichtern in den Händen, ſtanden um mich her, beleuchteten meine Beine, und lachten ſich aus dem Athem. Das hämiſche Völkchen war nähmlich dahinter gekommen, daß ich mit künſtlich ausgepolſterten Waden prangte, und hatte, während ich ſchlief, in eine derſelben einige Schock Stecknadeln tief eingepflanzt, ohne daß ich darüber erwacht war. Ich ſtrampelte mich zornig aus den Händen des Maulaffen los, rannte fort, und ſann auf Rache.

Die Hauptthäterin bey dieſer Beſchimpfung war die Tochter einer Profeſſors, die ſich durch unweibliche, faſt rieſenhafte Länge vor allen Frauenzimmern der Stadt auszeichnete. Man wies überall mit Fingern auf ſie, und lachte hinter ihr her. Sie aber bildete ſich auf ihren hohen Wuchs nicht wenig ein, und trug auf Promenaden gewöhnlich ein Amazonenkleid, um die zierliche Schlankheit ihres Körpers ins vortheilhafteſte Licht zu ſtellen. Auf dieſe Umſtände gründete ich den Plan meiner Rache. Ich kannte einen Studenten, der ein eben ſo entſchiedener Rieſe war, als ich, leider! ein Zwerg bin. Dieſem that ich den Vorſchlag: er ſolle zum Scherz einmahl in Frauenzimmerkleidern mit mir ſpazieren gehn. Der einfältige Tropf — denn das war er in einem hohen Grade — willigte ein. Ich ließ für ihn auf meine Koſten ein Amazonenkleid fertigen, das gerade ſo ausſah, als wär' es

aus

aus dem Kleiderſchranke der Profeſſorstochter geſtohlen. Dazu kaufte ich noch einen Hut mit Federn, wie ſie gewöhnlich trug. So puzte ich an einem May-Sonntage, deſſen anmuthiges Wetter alle Menſchen auf die Beine gebracht hatte, meinen Enacksſohn an. Wir nahmen unſern Weg nach der Straße, wo ſein Vorbild wohnte. Eine gewaltige Volksmenge, die ſich bey jedem Schritte vermehrte, umſtrömte uns jubelnd von allen Seiten, und hundert Stimmen ſchrien: Mamſell Goliath! Mamſell Goliath! — So nannte der Pöbel auch zu andern Zeiten die Rieſenjungfer, die ſich ſchnell, vom Getümmel ans Fenſter gelockt, mit dem halben Leibe heraus legte. Sie erblickte die ungeſchlachte Amazone an meiner Seite, und erſchrak ſo heftig, wie etwa (wenn man alten Geiſtergeſchichten glauben darf) die Menſchen erſchraken, die ſich ſelbſt ſahn. — Todtenbleich fuhr ſie vom Fenſter zurück, und ich hörte nachher, ſie ſey in Ohnmacht gefallen.

Als ich meinen Rachdurſt ſo geſtillt hatte, ſetzten wir unter dem Tumulte des jauchzenden Volkes unſern Triumphzug durch mehrere Straßen fort, und wanderten endlich hinaus vor ein Thor, wo immer Miethwagen zur Fahrt nach benachbarten Luſtörtern bereit ſtanden.

Wir wollten uns zu gleicher Abſicht eines ſolchen Fuhrwerks bedienen. Schwärme von lumpigen Kutſchern umringten uns mit dem Anerbiethen ihrer Fiaker. Jeder rühmte den ſeinigen, und pries die Schnelligkeit der vorgeſpannten Pferdegerippe. Ich überblickte ſtolz die Wagenburg, tadelte die Geſchirre ſammt und ſonders, und war unentſchloſſen, welchem ich die Ehre, von uns gebraucht zu werden, zuwenden wollte.

„Ey, was machen wir da viel Federleſen!" rief ein vierſchrötiger Kerl, und nahm mich raſch, wie ein Kind, auf den Arm, um mich in ſeine Kaleſche zu tragen, und ſo zu ſeinem Kunden zu preſſen.

Ein tauſendſtimmiges Gelächter brach aus und erſchallte ſo ſtürmiſch, daß ſogar die vierbeinigen Kopfhänger vor den Wagen darüber ſcheu wurden, und zum Theil ausriſſen.

Ich mauſchellte indeſſen den gewaltſamen Werber rechts und links, und ſtieß ihm meine geſtachelten Ferſen in den Leib. Deſſen ungeachtet hielt er mich feſt, rannte mit mir zu ſeinem Wagen, warf mich hinein, ſprang auf den Bock, ergriff die Zügel, und jagte fort. Wüthend zog ich mein langes Renommiſtenſchwert, um ihn von hinten zu durchbohren; doch, ſchnell beſonnen, ſchenkt' ich ihm das Leben, und zeichnete nur ſeine Fäuſte mit einigen Hieben. Er ſchrie mörderlich, wie der Rieſe Polyphem, als ihm Ulyſſes einen glühenden Pfahl in ſein einzi ges Auge ſtieß. Und wie dort die nachbarlichen Cyclopen dem geblendeten und vor Schmerz brüllenden Menſchenfreſſer zu Hülfe eilten, ſo ſtürzten auch hier zwanzig bis dreyßig Lohnkutſcher herzu, und wollten über mich herfallen. Ich aber huſchte aus dem Wagen, hieb mit meinem Sarraß gräßlich um mich herum, und verſetzte den Hülfstruppen verſchiedne Wunden in Schenkel und Waden: denn höher konnt' ich von ebener Erde nicht reichen. Unterdeſſen erhielt ich Succurs von meiner gigantiſchen Dame, die ihren Sonnenſchirm auf den Schädeln meiner Feinde entzwey ſchlug. Sie ſteckten freylich auch ihre Hände und Peitſchen nicht in die Taſche; doch wär' uns wahrſcheinlich ein glücklicher Rückzug gelungen, hätte ſich nicht plötzlich ein eben vorbey ſtreifendes Polizeycorps in den Streit gemiſcht, und mich und meine Heldenamazone gefangen genommen.

Wir ruhten einige Monate auf unſern Lorbern im Carcer. Mein Vater mußte mich mit zweytauſend Thalern auslöſen. So hoch beliefen ſich meine akademiſchen Schulden, die Kriegs- und Unterſuchungskoſten, das Schmerzengeld und die Heilung der verwundeten Kutſcher. Das alles ward honett bezahlt und ich zum Dank — relegirt.

Meine Rückkehr ins Vaterhaus war keine joyeuse entrée. Doch veranſtaltete mein Vater ohne große Koſten ein kleines Feuerwerk. Er beſchenkte mich nähmlich fünf Minuten lang mit ſo geſchickten Ohrfeigen, daß mir Funken aus den Augen ſprangen. Dieſe Feyerlichkeit wiederhohlte er des folgenden Tages bey dem Examen, das er mit mir anſtellte. Doch ſchien er weder mit meinen gelehrten Antworten, noch mit meinem beſcheidenen Stillſchweigen auf ſeine gelehrten Fragen, zufrieden. Er behauptete im Gegentheil: ich ſey nicht würdig, Arzeneyen für einen kranken Hund zu verſchreiben, geſchweige denn für einen Menſchen.

In der Folge errichtete er in ſeinem Hauſe eine hohe Schule, ſetzte ſich ſelbſt zum Lehrer an, und hielt mir mediciniſche Vorleſungen, die ich nicht ſchwänzen durfte, wie die Collegien auf jener Univerſität, von welcher man mich (ohne gebührende Rückſicht auf meine verdienſtliche Betriebſamkeit, viel Geld unter die Leute zu bringen,) ſchimpflich verwieſen hatte. Unſere Hausakademie ging jedoch nach kurzer Dauer wieder ein. Indem mein Vater eifrig beſchäftiget war, mich zu einem rüſtigen Widerſacher des Todes zu bilden, überfiel ihn Dieſer, wie ein Dieb in der Nacht, und ſchlug ihn mit einem einzigen Streiche zu Boden.

Auch meine Mutter hatte kurze Zeit nachher daſſelbe Schickſal. Ich war eben kein lachender Univerſalerbe, doch gereichte mir die Vorſtellung, daß ich nun unbeſchränkter Herr eines ſtattlichen Vermögens ſey, zu einigem Troſte.

Wie ſehr betrog ich mich! Mein Vater — ein eben ſo leidenſchaftlicher Gernreich als ich ein Gerngroß — hatte die Goldmacherkunſt im Stillen getrieben, und ſich dadurch um ſein Gold gebracht. Ich fand kaum ein Zehntheil des Erwarteten. Das verdroß mich etwas. Ich konnte nun in meiner Vaterſtadt auf keinem großen Fuße leben, und ſetzte deßhalb meinen kleinen Fuß hinaus vor's Thor, um auf Reiſen zu gehen. Omnia mea mecum porto! rief ich mit dem alten Bias. Ich hatte die ganze Erbſchaft in guten Wechſelbriefen in der Taſche.

Sie war immer noch anſehnlich genug, daß ich ungefähr anderthalb Jahre in verſchiedenen Hauptſtädten Europens luſtig damit wirthſchaften konnte. Allein in Petersburg — ein Ort, deſſen Andenken mir in der That nicht heilig iſt, ungeachtet er in Schrift und Druck immer ein Sanct an der Stirne führt — in Petersburg verſiegte die goldne Freudenquelle. Ich bemühte mich, ſie durch allerley Finanzſpeculationen wieder in Gang zu bringen, und es gelang eine Weile nicht übel. Aber zuletzt gerieth ich, wegen elender zweyhundert Ducaten, ins Schuldgefängniß, und ich ſollte daraus nicht entlaſſen werden, bis ich den letzten Heller bezahlte.

Jetzt hatte ich zum erſten Mahl in meinem Leben einige Urſache, Gott zu danken, daß ich ein Zwerg war. Bey natürlicher Mannslänge wär' ich wahrſcheinlich ein ewiger Gefangener geblieben; kein Menſch hätte ſich um den alltäglichen Menſchen bekümmert: aber mein Zwergthum reizte die Gewinnluſt eines Bären- und Affenführers, mit mir in Unterhandlung zu treten. Er lieh mir die benöthigten zweyhundert Ducaten auf unbeſtimmte Zeit, und ich verſchrieb ihm dafür zum Unterpfande meinen Leib, und Statt der Zinſen die Befugniß, mich überall, wo es ihm beliebte, ſo lange zur Schau auszuſtellen, bis ich ihm das vorgeſchoſſene Löſegeld wieder bezahlte. Es war kein ehrenhafter Vertrag, das geſteh' ich; doch ich wußte keinen andern Weg aus dem Schuldthurme, und es dünkte mich ein Leichtes, durch Geſchenke von Fürſten und andern Standesperſonen bald ſo bereichert zu werden, daß ich mich von meiner Sclaverey loskaufen könne.

Aber dieſe Rechnung war falſch. Ich ſtellte zwey Jahre lang vielen großen und kleinen Erdengöttern, die mich in höchſten und hohen Augenſchein zu nehmen geruhten, meine traurige Lage vor, ich bettelte mündlich und ſchriftlich, in Proſa und in Verſen, und brachte dennoch nicht mehr als hundert Ducaten zuſammen, die ich meinem Gläubiger nach und nach abtrug. Das zweyte Hundert bin ich ihm noch ſchuldig. O möchten ſich doch Ew. Gnaden entſchließen, mich durch eine Hand voll Gold aus meinem ambulanten Käfich zu erlöſen, und ſich dafür einen getreuen Diener einzuhandeln! Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Tauſendkünſtler. Sie können mich als Leibarzt, Barbier, Secretär, Vorleſer, Tanz- und Sprachmeiſter, Hauspoeten, Kammerdiener, luſtigen Rath — mit Einem Worte: als Factotum brauchen.

Uebrigens werden Sie darum, weil ich vor Zeiten ein Gerngroß war, keine ſchlimme Meinung von mir hegen. Ich ward in der Schule der Trübſal von meiner Narrheit geheilt; es giebt aber noch Tauſende, die zwar nicht, wie ich, auf körperlichen, doch auf geiſtigen Stelzen herum ſchreiten, und durch dieſen Kunſtgriff hier und da als wahrhaft große Männer gelten. Wer kennt nicht irgend einen Gernwitz, einen Gernklug, einen Gerngelehrt und ſo weiter? Allen ſolchen Gerntäuſchern kann mein Beyſpiel zur Lehre dienen. Wer höher ſtrebt, als er dazu gediegene Kraft in ſich hat, an dem rächt ſich endlich die beleidigte Natur. Die Stelzen, auf denen er übermüthig einher wandelt, brechen einſt plötzlich unter ihm, und es wird an ihm wahr, was die Schrift ſagt: wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget werden. —

Jetzt erhob ſich Zachäus von dem Fußbänkchen, machte einen tiefen Bückling, und erwartete Reſolution.

Vierzehntes Kapitel.

Herr von Runenſtein erklärt ſich gegen anmaßliche Univerſalgenie's, und nimmt dennoch ein ſo windiges Weſen in ſeine Dienſte.

„Mein gutes Männchen," begann Arbogaſt, „Seine drollige Geſchichte hat mich angenehm unterhalten; Er ſcheint mir aber noch bis dieſe Stunde ein arger Schwindler zu ſeyn. Er nennt ſich ſelbſt einen Tauſenkünſtler, und erbiethet ſich in Einem Athem zu zehnerley Aemtern, von welchen jedes ſeinen eigenen Mann erfordert, wenn es gehörig verwaltet werden ſoll. Ich bin kein Freund von vorgeblichen Univerſalgenie's. Sie gleichen den Univerſalarzeneyen, die nichts, gar nichts leiſten, ſo bald es in einzelnen Fällen zum Treffen kommt."

„Ich bitt' um Entſchuldigung, gnädiger

Herr!“ verſetzte Zachäus. „Ich verſprach nicht mehr, als ich vermag, und bin auf der Stelle bereit, ein Examen rigorosum auszuhalten. Befehlen Sie, daß ich ein Recept ſchreibe oder Ihnen den Bart abnehme? Wollen Sie Balletſprünge ſehn? Soll ich einen Brief abfaſſen, ein Gedicht declamiren, eine grammatiſche Vorleſung in fünferley Sprachen halten, oder aus dem Stegreif Verſe machen?

Ich zittre nicht vor allen dieſen Proben,
Und du, Mäcen! wirſt mich bey jeder loben.“

„Still, ſtill!“ rief Arbogaſt mit abwehrender Hand. „Ein Poet wär' in meinem proſaiſchen Hauſe ſo überflüſſig als ein fünftes Rad am Wagen. — Die übrigen Geſchicklichkeiten, deren Er ſich rühmt, ſind nicht zu verachten. Ehe wir uns aber weiter mit einander einlaſſen, iſt noch ein wichtiger Punkt zu erörtern. Dieſer betrifft Sei nen ſchelmiſchen und ſchadenfrohen Charakter, der ſich ſogar ſchon gegen mich äußerte."

„Himmel! wie ſo?" fragte Zachäus mit ſtarren Augen.

„Stell' Er ſich nicht ſo fremd!" antwortete Herr von Runenſtein. „War's nicht eine Schelmerey, daß Er mich in Seinem Kaſten durch ein Getümmel erſchreckte, als wär' eine Legion Teufel darin?"

„O, dieſer Spaß war nicht auf Ew. Gnaden gemünzt!" ſagte der Zwerg. „Könnt' ich durch die Bretwände meines Reiſekäſtchens ſehn, daß ein ſo achtungswerther Herr vor mir ſtand? Ich hörte nur über Verunſicherung der Landſtraße eifern, und glaubte — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! — glaubte wirklich, dieſe gebietheriſche Stimme gehöre einem Landreuter oder ſonſt einem Polizeymenſchen. Da ich nun gegen dergleichen Leute, wegen ihrer Einmiſchung in meinen Kampf mit den Lohnkutſchern, einen alten Groll habe, ſo — —"

„Gut, gut!" fiel Arbogaſt ein. „Dieſe Ausrede mag gelten. Tret' Er jetzt ab! Wir wollen uns über Sein Geſuch beſprechen und entſchließen."

Mit einem fröhlichen Luftſprunge war Zachäus an der Thüre, ſtieß ſie haſtig auf, und verſetzte damit ſeinem Gläubiger einen tüchtigen Kopfſtoß. Der Kerl ſchnitt ein grimmiges Geſicht, verbiß aber ſtumm den Schmerz, um ſich nicht als Horcher zu verrathen, und vielleicht den ſich gut anlaſſenden Zwerghandel dadurch rückgängig zu machen.

Nach einer viertelſtündigen Berathſchlagung mit ſeiner Gemahlin rief Herr von Kunenſtein den Gerngroß wieder ins Zimmer.

„Wir ſind entſchloſſen," ſprach er, „hundert Ducaten für Ihn zu zahlen, wenn Er ſich mit der Stelle und den gewöhnlichen

Einkünften eines Kammerdieners begnügen will.“

„Ich ſtehe mit Freuden zu Befehl,“ antwortete Zachäus.

„Aber noch eine Frage!“ fuhr Herr von Runenſtein fort. „Iſt Er, der in alle Sättel gerecht zu ſeyn vorgiebt, auch im Pferdeſattel zu Hauſe? Das heißt: kann Er reiten?“

Dieſe Kunſt war dem Zwerge nicht fremd, aber verhaßt, weil ſich in frühern Zeiten manches Roß das Vergnügen gemacht hatte, den faſt ſchenkelloſen Reiter abzuwerfen, und er überhaupt bey jedem Ritt allerley Unbequemlichkeiten empfand. Er ſtutzte daher bey jener Frage, faßte ſich jedoch ſchnell, und antwortete: „Ich geſtehe, gnädiger Herr, daß ich Alexanders Bucephalus kaum gebändigt haben würde; doch einen lenkſamen Klepper weiß ich recht gut zu regieren.“

„Mehr

„Mehr bedarf es nicht;“ ſagte Herr von Runenſtein. „Ich werde Ihn bisweilen zu meinem Depeſchenreiter brauchen.“

Der Italiäner — oder was er ſonſt für ein Landsmann war — erhielt nun ſeine hundert Ducaten, lieferte dagegen die Leibverſchreibung aus, fuhr mit ſeinen Affen von dannen, und nahm von dem Zwerglein ſo wenig Abſchied, als wär's eine todte Waare geweſen, die er verkauft hätte.

Hier ſchließt ſich die Epiſode vom kleinen Zachäus, und die Hauptgeſchichte beginnt wieder.

Funfzehntes Kapitel.

Herr von Ellerbach will Feuer und Waſſer mit einander vermählen.

Junker Ortlieb hatte (ohne uns durch irgend eine meldenswürdige Handlung zu einer einzigen Zeile Stoff zu geben) das vier und zwanzigſte Lebensjahr erreicht, und machte der Familie Ellerbach, die unter der Hand fleißig nach ſeinem Befinden forſchte, noch immer nicht das Vergnügen, einige Anlage zur Schwindſucht oder zu einer andern frühtödtlichen Krankheit zu zeigen. Wie hätte auch ein ſo gelaſſener Jüngling, den nichts in der Welt beunruhigte, der ſich weder erhitzte noch ärgerte, dem Tod eine ſolche Bloße gegeben? Er ſchien von ſeiner kerngeſunden Natur beſtimmt, alle ſeine Verwandten zu Grabe zu begleiten, und einſt die Güter Runenſtein und Bärenfels unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen.

Ellerbach hatte ihm keinen männlichen Sprößling entgegen zu ſtellen. Sein Eheſeegen begann und endigte mit der Tochter, deren Geburt er (wie ſich der Leſer aus dem zehnten Kapitel erinnert) ſeinem Erbbruder anzeigte. Fräulein Helene — ſo hieß ſie — war acht Jahre jünger als Ortlieb, und jetzt, in ihrem ſechzehnten Frühling, vielleicht ſchöner als ihre berühmte Nahmensſchweſter, die Gemahlin des Königs Menelaus, deren Reitze den Untergang Troja's veranlaßten.

Doch darauf iſt zu wetten, daß Ihro Majeſtät, die griechiſche Königin, nicht ſo wild und hummelartig herum ſchwärmte wie unſere deutſche Helene. Dieſe war ein raſches Weſen, das bloß aus Luft und Feuer zuſammengeſetzt ſchien, keinen Augenblick ſtill und ruhig ſeyn konnte, immer unbeſonnen auf ſeine Geſundheit losſtürmte, und jede

Warnung vor Gefahren für Pedanterey erklärte. Die Aeltern mußten ſie, zum Beyſpiel, bey Bällen ſorgfältig bewachen, daß ſie nicht, von einem ewigen Walzer noch entathmet und glühend, den Giftbecher der kühlſten Limonade leerte, und ſich dadurch fertig machte, vom Tode zum Tanz aufgefordert zu werden. Es ſchien, als ſehnte ſie ſich recht nach dieſem nackten Tänzer. Sie lief ihm, wenn man nicht auf ſie Acht gab, im leichteſten Batiſtkleide durch Wind und Wetter entgegen, und kam ihm noch mit ſo vielen andern Liebesäußerungen zuvor, daß es höchſt wahrſcheinlich war, er werde nicht lange unempfindlich bleiben, ſondern ſie bald mit zärtlichen Armen umfangen.

Ueberlebte ſie aber auch ihre Aeltern, ſo war dennoch, Kraft des geſchloſſenen Erbvertrags, Junker Ortlieb befugt, ſogleich nach deren Abſterben das Gut Bärenfels in Beſitz zu nehmen, und Helenen dafür mit einer gewiſſen Geldſumme, die dem Werthe des Grundſtücks bey weitem nicht entſprach, abzufinden.

Dieſer Vertragspunkt war, wie das Ganze, ein Werk des Herrn von Ellerbach, und von ſeiner Seite gleichſam ein gewagter Einſatz in des Zufalls Lotterie. Sein damahls neugeborenes Söhnchen ſchien ihm mit unverwüſtlicher Lebenskraft ausgerüſtet: Ortlieb hingegen war Anfangs kein ſo derber und tüchtiger Knabe. Aus dieſem Umſtande ſchöpfte Herr von Ellerbach die luſtige Hoffnung, daß Ortlieb bald ſterben und keinen männlichen Nachfolger haben würde. Daher überredete der ſchlaue Höfling ſeinen Vetter, die weibliche Linie durch die Erbverbrüderung von der Lehnsfolge auszuſchließen, und den ihr gebührenden Pflichttheil in baarem Gelde zu beſtimmen.

Aber der argliſtige Mann fiel in ſeine eigene Schlinge. Der blinde Tod that einen unerwarteten Mißgriff, Hymen leiſtete keinen Erſatz, und es verſchwand nach und nach aller Anſchein, daß er ihn jemahls leiſten werde.

Herr von Ellerbach grübelte nun unermüdet, wie er ſein treffliches Gut Bärenfels für Helenen retten und erhalten könne. Es gab zwiſchen Himmel und Erde keinen andern Ausweg, als eine Vermählung des Fräuleins mit dem verhaßten und ungebildeten Ortlieb. Ein bitteres Nothmittel, und noch dazu mit Alpen von Schwierigkeiten umgeben! Die Familien Ellerbach und Runenſtein lebten in Zwieſpalt, oder waren vielmehr für einander ſo gut als todt. Sie hatten ſich ſeit länger als vier und zwanzig Jahren nicht geſprochen, nicht geſehen, keine Briefe gewechſelt. Eine ſo tief entſchlafene Bekanntſchaft zu wecken, war für Herrn von Ellerbach beſonders darum ein mißliches Unternehmen, weil er befürchten mußte, daß aus der Gruft der Vergeſſenheit zugleich das Bild des verlorenen Kindes aufſteigen, und mit zartem Finger auf ihn als Räuber oder gar Mörder zeigen werde. Er war freylich von der ihm beygemeſſenen Unthat durch ein Rechtsurtheil freygeſprochen: aber kann der Themis Schwert, ſo ſcharf es iſt, auch die Wurzel des Verdachts aus dem Herzen des Beleidigten heben und tilgen? — Nimmermehr!

Herr von Ellerbach verlor dennoch nicht den Muth. Er rechnete auf den Beyſtand der mächtigern Zeit, die Gutes und Böſes allmählich auf der Tafel der Erinnerung auslöſcht. Ueberdieß kannte er Runenſteins ſchwache Seite; er wußte, daß ſich viel bey ihm ausrichten ließ, wenn man ihm ein Geſchenk mit deutſchen Alterthümern machte, oder ſie ihm wenigſtens zum Kauf verſchaffte.

Entſchloſſen, dieſen Beſtechungsweg einzuſchlagen, forſchte er nach dergleichen Seltenheiten hin und her. Man wies ihn endlich an einen alten wunderlichen Gelehrten, in deſſen Muſeum wir ihn im nächſten Kapitel begleiten wollen.

Sechzehntes Kapitel.

Die eiſerne Hand. — Unerwartete Freude eines Autors, der zu einer Schrift keinen Verleger finden konnte.

Doctor Cornelius, der vorgeſchlagene Nothhelfer, war vor Zeiten auf einer Univerſität Profeſſor geweſen, hatte ſich aber nun in einem Städtchen, unweit Bärenfels, zur Ruhe geſetzt, und lebte und webte dort in einer Rumpelkammer voll angeblicher Antiquitäten. Einige Stücke dieſer planloſen und verworrenen Sammlung waren nicht ohne Werth; doch das übrige Gerüll hatten freche Betrieger dem leichtgläubigen Tändler aufgeſchwatzt und beträchtliche Summen dafür aus ſeiner Taſche in die ihrigen geleitet.

Auf der Univerſität hielt er ſeine Antikengallerie lange Zeit geheim und verſchloſſen. Als ſie aber ſo angefüllt war, daß er allen gekrönten Häuptern des Erdbodens damit trotzen zu können glaubte, that er ſie großmüthig auf, und lud Kenner und Kunſtfreunde öffentlich in den Zeitungen zur Beſchauung ein. Was werden die Leute für Augen machen! ſprach er für ſich, als die halbe Univerſität gleich darauf begann nach ſeinem Hauſe zu wallfahrten.

Nun ja, ſie machten Augen, die Leute; aber worüber? — Ueber die wüſte, mit Lappalien aller Art angefüllte Trödelbude, die ihnen, als eine Schatzkammer der herrlichſten Antiken und anderer Merkwürdigkeiten, geöffnet ward. Der große Hauſe gaffte ſtumm; das kleine Häuflein der beſſer unterrichteten aber beſcheidenen Männer gönnte dem Eigenthümer ſeinen ſüßen Wahn, und beſtärkte ihn ſogar durch zweydeutiges Lob darin: aber drey oder vier gelehrte Tölpel — es gab deren zu allen Zeiten — ſagten ihm vor vielen Ohrenzeugen ins Angeſicht und predigten von den Dächern, daß ſein ganzer Raritätenkram ins Auskehricht gehöre.

„Der Neid ſpricht aus ihnen!“ ſagte Cornelius tröſtend zu ſich ſelbſt; und es iſt wohl wahr, daß der Dämon des Neides in vielen Gelehrten — auch nur ſogenannten Gelehrten — wohnt, und nicht nur Weiß in Schwarz vor ihren Augen verwandelt, ſondern ſie auch zu tölpelhaften und hämiſchen Urtheilen über den Beneideten verführt. — Aber hier war dieſer Unhold nicht im Spiele. Die Grobiane hatten, ihre Grobheit abgezogen, vollkommen Recht. Darauf trotzend fuhren ſie auch fort, des Doctors geliebtes Steckenpferd eine unnütze Mähre zu ſchelten, und ihn ſogar in Zeitungen und Journalen an den Pranger der Unwiſſenheit zu ſtellen.

Er grämte ſich krank, legte ſein Lehramt nieder, floh ins Dunkel eines Landſtädtchens, ergötzte ſich im Stillen an ſeinem Plunder, ſah ſich aber bald durch Mangel gezwungen, ein Stück nach dem andern zu veräußern und in Brod zu verwandeln. Sein Markt ward in der umliegenden Gegend berühmt und häufig beſucht. Er verfuhr mit reichen Ignoranten, wie man mit ihm verfahren hatte; nur mit dem ehrenhaften Unterſchiede, daß er feſt und innig glaubte, er bediene ſeine Kunden ſehr redlich.

Herr von Ellerbach reiſ'te zu ihm. Das Haus, worin er wohnte, war ſo klein und enge, daß er die Gränzen ſeines Muſeum bis auf die Treppe hatte ausdehnen müſſen. Schon da ſtanden Aſchenkrüge und Weinhumpen, Götterbilder und Thiergerippe, neben und über einander; man konnte kaum durchkommen.

Cornelius trat, als Herr von Ellerbach anlangte, in einem alten damaſtenen Schlafrocke, mit einem Strick umgürtet, aus dem Wirrwarr ſeiner Polterkammer hervor, und fragte ſcheu, was zu Dienſten ſtehe.

Ellerbach eröffnete ſeinen Wunſch, einige altdeutſche Waffen zu kaufen. Hurtig brachte der Doctor **verſchiedene Streitkolben, Sturmhauben und** Tartſchen herbey, und nannte die Ritter, die damit turniert haben ſollten. Der Handel kam um einen leidlichen Preis zu Stande.

„Ich wünſchte nun noch irgend ein vorzüglich merkwürdiges Stück;“ ſagte Ellerbach. „Etwas einziges in ſeiner Art, das ſonſt niemand zu beſitzen ſich rühmen könnte.“

Schweigend ſtand Cornelius eine Minute lang, und ließ die Augen rings umher über ſeine Vorräthe gleiten. Dann ſprang er geſchwind auf ein Käſtchen zu, nahm es in die Hände, und drückt' es zärtlich an ſeine Bruſt. „Hier, mein Herr," ſprach er, „hab' ich ein Kleinod, von dem ich nicht ohne Thränen ſcheiden könnte. Es iſt nur von Eiſen, mir aber werther als Gold."

„Was iſt's denn?" fragte Herr von Ellerbach neugierig.

„Des berühmten Ritters Götz von Berlichingen eiſerne Hand!" antwortete Cornelius mit einem feyerlichen Tone. „Betrachten Sie mit Staunen und Ehrfurcht dieſe köſtliche Reliquie der alten deutſchen Tapferkeit!"

Er öffnete das Käſtchen, hob eine gelenkſame roſtige Hand von ſchauerlichem Anſehen heraus, führte ſie zu ſeinen Lippen, und mit eintönigem Pathos, als ob er ein auswendig gelerntes Penſum herſagte, ſprach er: „Dieſes Heiligthum war ein Nothglied des edlen Ritters, den die Fürſten haßten und an den die Bedrängten ſich wandten. Seine natürliche rechte Hand ward ihm vor Landshut abgeſchoſſen; es ſchmerzte ihn, zu ſeinem Beruf verſtümmelt zu ſeyn; doch es fiel ihm ein, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Getröſtet ſah ſich Götz nach einem Künſtler um, der ihm ſeinen Verluſt erſetzen könne, und es gelang ihm, einen zu finden. Lange nachher traf er mit einem Kloſterbruder, der ihn nicht kannte, in einer Herberge zuſammen. Sie ſprachen traulich über Mönchs- und Ritterleben; am Ende reichte ihm Götz zum Abſchied die linke Hand. Warum reicht ihr mir die Linke? fragte der Bruder. Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth? — Und wenn ihr der Kaiſer wärt, antwortete

Götz, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich; ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh; ihr ſeht, er iſt Eiſen. — Da erkannte der Mönch, daß der wackre Götz mit ihm ſprach, und freudig ſegnet' er ihn." —

„Ich erinnere mich dunkel, dieſe Anekdote ſchon irgendwo gehört oder geleſen zu haben;" ſagte Herr von Ellerbach mit einem leichten, nachläſſigen Tone, um durch dieſe ſcheinbare Kälte einen wohlfeilen Preis zu erliſten. „Aber, mein Herr Doctor," fuhr er fort, „es iſt höchſt ungewiß, ob das mechaniſche Kunſtwerk, das wir hier vor uns haben, mit dem tapfern Arme des alten Götz wirklich vereinigt war, oder ob vielleicht — —"

„Ich empfehle mich Ihnen!" fuhr der Doctor ärgerlich auf, drehte dem Edelmann den Rücken zu, legte die Hand wieder ins Käſtchen, und trug es an ſeinen Ort.

„Nun, nun, werden Sie nur nicht gleich böſe!" ſagte Jener begütigend.

„Ja, Sie beleidigen mich!" brummte Cornelius, immer noch ſeine Kehrſeite zeigend. „Ich bin von der Aechtheit dieſes Kleinods ſo feſt überzeugt, daß ich jeden Zweifel daran für Blasphemie erkläre."

„Mit Ihnen iſt nicht gut ſcherzen, Herr Doctor!" ſprach Ellerbach. „Merkten Sie denn nicht, daß mein Einwand eine bloße Neckerey war?"

Cornelius ſah ſich beſänftigt um, und Ellerbach, der die eiſerne Hand für ſehr brauchbar hielt, ſie ſeinem Vetter zur Verſöhnung entgegen zu ſtrecken, fragte nach dem genaueſten Preiſe derſelben.

„Sie koſtet mich ſelbſt dreyhundert baare Reichsthaler," ſagte der Doctor.

„Ey, ey! das iſt viel für ein Pfund altes Eiſen!“

„Herr!“ rief Cornelius zornig, „wenn Ihnen dieſe Wunderhand nur als Eiſen gilt, ſo ſind Sie nicht werth, ſie für eine Million zu beſitzen!“

Ellerbach mußte ſich wieder auf's Gebieth des Scherzes flüchten, um einer ſcharfen Lection zu entgehen; und von dieſer Freyſtätte herüber both er mit lachendem Munde auf die ritterliche Reliquie den ſechsten Theil des Einkaufspreiſes.

Der Doctor erglühte vor Unwillen. Ellerbach ſetzte noch funfzig Thaler zu, ſchwor aber dabey ernſtlich: er werde' nun keinen Groſchen weiter zulegen. Cornelius ſchüttelte mürriſch den Kopf; der Handel ſtand auf dem Punkte, ſich zu zerſchlagen. Schon übergab Ellerbach die gekauften Stücke ſeinem Bedienten, wünſchte dem Doctor wohl zu leben, und wandte ſich nach der Thüre.

Der arme Mann, der eine bedeutende Summe höchſt nöthig brauchte, trippelte ängſtlich herum, verhüllte ſein Geſicht, um eine Thräne zu verbergen, und ſeufzte: „Nehmen Sie hin!“ Er reichte haſtig das Käſtchen dem Bedienten, und winkte, ſich damit eilig zu entfernen.

Es geſchah; der Käufer zahlte, und bat um Ausfertigung eines Beglaubigungsſcheins, daß die eiſerne Hand eine Perle der deutſchen Alterthümer ſey, und vom Ritter Götz wirklich herſtamme.

„Statt eines Scheins kann ich Ihnen ein ganzes Buch geben,“ ſagte der Doctor, und zog ein dickes Pack beſtaubter Papiere aus einem Winkel hervor. „Sehen Sie, dieſes ſtarke, mit wichtigen Urkunden und Belegen ausgeſtattete Werk ſchrieb ich über die eiſerne Hand, und wollt' es drucken laſſen: aber die Buchhändler huldigen dem frivolen Geiſte des Zeitalters, geben ſich mit

Romanen, Comödien und andern Leichtfertigkeiten ab, und können vor ſolchen Schnurrpfeifereyen nicht dazu kommen, eine gehaltreiche antiquariſche Schrift zu verlegen."

Ellerbach durchblätterte das Manuſcript. Es ſchien ihm eine überaus gründliche Unterſuchung des Gegenſtandes zu enthalten. „Herr Doctor," ſprach er, „würde es Ihnen wohl Freude machen, Ihr Werk gedruckt zu ſehn?"

„O, wenn ich das Glück erlebte!" rief der Antiquarius, und ſein Antlitz verklärte ſich.

„Sie ſollen's erleben!" ſprach Jener. „Das Buch ſoll auf meine Koſten ans Licht treten."

„Iſt's möglich?" jauchzte Cornelius. „Göttlicher Mann, Sie heben mich zu den Sternen!" Er faßte ſeines Wohlthäters Hand, und küßte ſie unwiderſtehlich.

„Faſſen Sie ſich, faſſen Sie ſich!"

ſagte Ellerbach. „Ich bedarf nur eines einzigen Exemplars, doch werde ich mehrere hundert Stück prachtvoll drucken laſſen, und Ihnen, als Honorar, überſenden.“

Er eilte fort, um allem weitern Dank zu entrinnen; doch der überglückliche Autor ſprang ihm nach, und ſtieß im Wonnetaumel auf der Treppe einige Statüen um, die nun mit ihm zugleich den hohen Patron bis auf die Hausflur begleiteten.

Siebzehntes Kapitel.

Der ehrliche Zugvogel, oder der Hausfreund, wie er ſeyn ſoll.

Das antiquariſche Meiſterſtück ward der Preſſe übergeben, ſchnell von ihr gefördert, und der Verfaſſer erhielt ſeinen papiernen Ehrenlohn. Der geiſtige Geburtshelfer begnügte ſich an einem einzigen auf Velin gedruckten Prachtexemplare, das er, um ſeinem Vetter damit ein glänzendes Geſchenk zu machen, in rothen Saffian binden ließ. Auch der eiſernen Hand ward eine zierliche Wohnung von marokkaniſchem Leder bereitet. Inwendig ruhte ſie auf Sammt, und alſo weicher und üppiger, als ihr vermeinter Urbeſitzer, der immer raſtloſe und oft bedrängte Götz, jemahls geruht hatte.

Herr von Ellerbach hielt es für anſtändig und erſprießlich, die Verſöhnungsgeſchenke mit einer gewiſſen Feyerlichkeit in Runenſtein übergeben zu laſſen. Der ſchicklichſte Mann zu dieſer Ambaſſade ſchien ihm ein alter Hausfreund, ein ſeit länger als dreyßig Jahren verabſchiedeter Lieutenant, der ein Gütchen in der Nähe beſaß, aber keinen weitern Vortheil davon zog, als daß er darin ſein Haupt zur Ruhe legen konnte, und Brod und Kartoffeln genug hatte, um ſich ſatt eſſen zu können. Aber dieſer magern Koſt widerſtand ſein Gaumen; er ſpeiſ'te daher lieber bey Andern, als bey ſich ſelbſt, und verwandte die wenigen Einkünfte ſeiner verpachteten Hufe größten Theils auf den Unterhalt eines Roſinante *), der ihn von

---

*) Man ſpricht und ſchreibt gewöhnlich „die Roſinante;" aber es iſt falſch, weil Don Quixote's berühmter Gaul, der Stammvater aller Roſinanten, ein Hengſt war.

einem Ritterſitze zum andern trug, und es gern that, weil auch er an fremden Krippen beſſer als in der Heimath bewirthet wurde. Unſer Lieutenant war, wegen ſeiner guten Geſellſchaftsgaben und beſcheidenen Fügſamkeit in die Gemüthsart aller ſeiner Bekannten, überall angenehm und willkommen. Fing man irgendwo an, ihn mit Kälte zu behandeln, ſo zog er, wie ein Strichvogel, in eine wärmere Gegend.

Bey dieſen Kreuz- und Querzügen geſchah es denn oft, daß er von dem und jenem, beſonders von neugierigen Damen, über die innern Verhältniſſe der Häuſer, wo er ein und aus ritt, und ſogar über die in denſelben geführten Geſpräche befragt ward. Aber in ſolchen Fällen benahm er ſich wacker und weltklug, und überhaupt ſo, wie es jedem tüchtigen Manne ziemt und gebührt. Weit entfernt, durch Ausplauderey um freundliche Geſichter zu buhlen, ſchützte er ſich gegen Geheimnißforſcher mit dem Schilde der Unwiſſenheit. Verlangte man, er ſolle die Tiſchreden ſeiner Gaſtfreunde verrathen, ſo konnte er freylich weder ſeine Ohren verläugnen, noch vorgeben, es würden an jenen Orten ſtumme Gaſtmahle gehalten; er mußte, um die Frager nicht zu beleidigen, irgend etwas bekennen: aber zu dieſen Zwangopfern der Höflichkeit wählte er immer die gleichgültigſten Dinge, aus welchen ſich kein Gift ſaugen ließ. Afterreden, die in ſeiner Gegenwart über Abweſende geführt wurden, trug er um keinen Preis hin und her; nur für das Gute, das man von einander ſagte, war er ein williges Sprachrohr, und dichtete mitunter ſogar etwas Angenehmes hinzu, wenn es darauf ankam, entzweyte Familien wieder zu vereinen.

Ein ſo löblicher Zuträger war er ſeit vielen Jahren zwiſchen den Häuſern Runenſtein und Bärenfels: denn auch jene ferne

Gegend gehörte zum Sprengel ſeiner Gaſtritte. Er beſuchte ſie gewöhnlich im Sommer, und bezog, wenn der Herbſt die Wälder entlaubte, ſein altes Winterquartier mit einer reichen Beute guter Neuigkeiten und freundſchaftlicher Briefchen und Grüße, die er an den gehörigen Orten vertheilte.

Hätte er ſich aber auch mit dem Speditionshandel böſen Leumunds befaßt: er wäre doch durch jene beyden Häuſer wenig beſchäftiget worden. Die Flamme ihrer Feindſchaft loderte jetzt nicht mehr hell; es glimmten nur noch Funken unter der Aſche. Herr von Runenſtein konnte zwar den Mann, den er für den Räuber ſeines Erſtgebornen hielt, unmöglich lieben; aber er haßte ihn immer weniger, je mehr die Nebelgeſtalt des ihm vor vier und zwanzigen Jahren entriſſenen Sohnes in den dunkeln Hintergrund der Vergangenheit zurück trat, und je mehr ſich ihm Ortlieb durch ſein geſetztes und ſpießbürgerliches Weſen (das andern Leuten an einem ſo jungen Manne eine höchſt alberne Kalmäuſerey dünkte) werth und angenehm machte.

Arbogaſt war überhaupt zu vorſichtig, von jemand Uebels zu reden, und ſich dadurch der Gefahr einer Injurienklage bloßzuſtellen. Auch Alwina erlaubte ſich über niemand ein unglimpfliches Urtheil: es ward alſo in Runenſtein von der erbverbrüderten Familie in Bärenfels entweder gar nicht oder unverfänglich geſprochen.

Ellerbach hielt freylich in frühern Jahren ſeine Zunge nicht ſo ſchonend im Zaume; da er aber in der Folge von ſeinem Vetter nichts weiter ſah und hörte, ſo ward er es allgemach überdrüſſig, mit bittern Einfällen auf ihn Jagd zu machen. Er kehrte im Gegentheil ſeit der Zeit, da er ſich mit dem Heirathsplane zu beſchäftigen anfing, den Spieß völlig um, ſprach von Ortliebs

Aeltern recht gut, und trug ſogar dem Lieutenant, als dieſer kurz nachher ſeinen Sommerzug begann, viele Grüße an ſie auf.

Herr von Löffler — dieß war der Nahme des ehrlichen Krippenreiters — beſtellte die ihm mitgegebenen Empfehlungen getreulich, und ſchmückte ſie, nach ſeiner Art, mit allerhand ſchmeichelhaften Verzierungen aus. Der Schlaukopf ahnte, was im Werke war, und er handelte folgerecht, indem er beſonders von Helenen viel Schönes und Gutes in Runenſtein ſagte. Er that es mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ſich Alwina ſchon von ſelbſt im Stillen das Fräulein zur Schwiegertochter wünſchte.

Aber der Lobredner hieb ſtark über die Schnur. Helenens Aeltern waren kurz zuvor gezwungen geweſen, das wilde Mädchen, das ſie nicht mehr bändigen konnten, einer Penſionsſchule in der Hauptſtadt zu übergeben. Sie hatten, in Rückſicht der ausſchweifenden Lebhaftigkeit ihrer Tochter, eine Erziehungsanſtalt gewählt, deren Vorſteherin, wegen der Strenge ihrer Zucht, bekannt und beynahe verſchrien war.

Achtzehntes Kapitel.

Herr von Ellerbach beſchließt, einen Großbothſchafter nach Runenſtein zu ſenden.

Während der Zeit, als ſich Löffler in der Gegend von Runenſtein als Sommervogel aufhielt, und dort dem Herrn von Ellerbach geſchickt vorarbeitete, wurden die ſchon erwähnten Alterthümer dem Doctor Cornelius abgekauft, und im Herbſte waren ſämmtliche für Arbogaſt beſtimmte Geſchenke, mit Einſchluß des Buchs über die eiſerne Hand, zur Abſendung bereit.

Jetzt traf Löffler in ſeinem leeren Winterneſte wieder ein, ritt gleich des folgenden Tages nach Bärenfels, und überbrachte zehnmahl mehr Complimente und Freundſchaftsverſicherungen, als man ihm in Runenſtein aufgetragen hatte. Die letztern waren ſogar ſeine eigene Erfindung; doch bey der jetzigen Lage der Dinge nahm ſie Herr von Ellerbach für gute Münze, und freute ſich ihrer.

Dieſes ſichtbare Wohlbehagen weihte den klugen Hausfreund in das ihm noch bisher verſchwiegene Geheimniß immer tiefer ein, und er hielt auf der Stelle, um das warme Eiſen zu ſchmieden, dem Junker Ortlieb eine Lobrede. „Sie glauben nicht," rief er aus, „was es für ein herrlicher Junge geworden iſt! Geſund und ſtark, wie eine Eiche, vereinigt er altdeutſche Biederkeit mit altdeutſcher Kraft. Es iſt wahr, er zeigt wenig Anlage, ein zierlicher Weltling zu werden; er iſt etwas eckig, ungelenk und umſtändlich: aber was thut das? Iſt der Kern gut, ſo überſieht man die rauhe Schale. Ich wenigſtens betrachte die Menſchen nicht wie die Zimmtbäume, an welchen die Rinde das Beſte iſt. — Kurz, Ortlieb iſt mein Mann! Und wär' ich reich und hätt' eine Tochter: kein Anderer als er ſollte mein Schwiegerſohn werden!" —

Herr von Ellerbach und ſeine Gemahlin wechſelten bedeutende Blicke. „Wie kommt Ihr denn heute zu dieſer begeiſterten Sprache?" begann Jener. „Man hat Euch in Runenſtein wohl gar zum Brautwerber gedungen?"

„Nein, das geſchah nicht;" verſetzte der Lieutenant. „Aber man fragte viel nach Fräulein Helenen, und hörte alles Schöne und Gute, was ich von ihr erzählte, mit beſonderer Theilnahme an."

„Iſt das wirklich ſo, wie Ihr ſagt?“ ſprach Herr von Ellerbach.

„Auf mein Wort!“ erwiederte Löffler. „Sie wiſſen, daß ich weder heuchle noch ſchmeichle.“

„Nun gut!“ ſagte Jener. „So erfolgt doch wohl, ehe wir's uns verſehen, eine Anwerbung.“

„Das glaub' ich nicht, Herr von Ellerbach, ungeachtet ich den jenſeitigen Wunſch, ein ſolches Bündniß mit Ihrem Hauſe zu ſchließen, nicht im geringſten bezweifele.“

„Und wenn dem ſo wäre, warum ſollten die Leute nicht mit der Sprache herausgehn?“

„Weil ſie, mit Einem Worte, zu zaghaft ſind;“ antwortete Löffler.

„Dann muß man ihnen Muth machen und die Zunge löſen;“ ſprach Ellerbach. Er entdeckte nun dem Lieutenant, was er im Sinne hatte, und zeigte ihm die zu dieſem

Behuf angeſchafften Alterthümer. „Aber Ihr bekommt dabey ein Stück Arbeit, Freund Löffler!“ fuhr er fort. „Ich kenne meinen ſtöckiſchen, maulenden und federſcheuen Herrn Vetter; ich darf ihm dieſe Geſchenke nicht mit der Poſt oder durch einen Diener ſenden: er wäre ſonſt fähig, ſie eben ſo ſtumm hinzunehmen, als vor ſiebzehn Jahren meine höfliche Notification von Helenens Geburt. Ich muß ſchlechterdings, um ihn auf eine impoſante Weiſe aus ſeinem Schlummer zu wecken, einen Bothſchafter von Rang und Anſehen an ihn abfertigen, und zu dieſem Ehrengeſchäfte hab' ich Euch auserſehn.“

„Ich danke für das gute Vertrauen,“ ſagte der Lieutenant: „aber Ihr Geſandter wird auf ſeinem dürren Klepper einen ſehr glanzloſen Einzug in der Burg Runenſtein halten.“

„Laßt mich für Eure Ausrüſtung ſorgen!“ erwiederte Herr von Ellerbach. „Es kommt nur darauf an, ob Ihr mir den Gefallen thun wollt, Euch zu einer kleinen Maskerade zu entſchließen. Ich bin nähmlich geſonnen, meinen Vetter, der bekannter Maßen ein Freund und Verehrer des alten Ritterweſens iſt, mit einem feyerlichen Aufzuge in dieſem Coſtum zu überraſchen. Ihr ſollt, als ein geharniſchter Ritter, auf meinem ſchönſten Pferde bey ihm einreiten, und einer von meinen Dienern ſoll Euch als Schildknappe begleiten."

„Der Einfall iſt nicht übel;" ſagte Löffler: „und ich vermuthe ſelbſt, daß dieſes Mummenſpiel innerhalb der Mauern von Runenſtein vielen Beyfall erhalten würde: aber eh' ich dahin komme, wird man mich auf den Straßen weidlich auslachen und glauben, Don Quixote und ſein Sancho Panſa wären wieder von den Todten erſtanden."

„Dieſem Uebel können wir abhelfen;“ ergegnete Herr von Ellerbach. „Ihr reitet in Eurer gewöhnlichen Kleidung bis in den nächſten Gaſthof vor Runenſtein, und legt erſt dort die Rüſtung an, die ich, ſammt den Geſchenken, zu Wagen und wohlverdeckt dahin bringen laſſe.“

Mit dieſer Einrichtung war der Lieutenant zufrieden. Es ward für ihn ein Harniſch bey einem kunſtreichen Blechſchmide beſtellt; nach einigen Wochen war der ganze Ritterſchmuck fertig, und Löffler reiſ'te ab.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Blick in das ſtille Wohnzimmer der Familie von Runenſtein.

An einem düſtern Novembertage ſaß Herr von Runenſtein, mit der Feder in der Hand, an ſeinem Schreibpulte, und fertigte aus einem alten, ihm aber ſehr ſchätzbaren Buche — aus Hönns Betrugs Lexicon — einen Taſchenauszug, um ihn, als ein Gegengift wider Bevortheilung aller Art, immer bey ſich zu führen. Alwina nähte ſchweigend am Fenſter, und legte die Schere, ſo oft ſie ſolche gebraucht hatte, mit zarter Behutſamkeit wieder auf den Tiſch, damit ihr Gemahl ja nicht durch das geringſte Geräuſch in ſeinem Fleiße geſtört werden ſollte. Weniger vorſichtig war Junker Ortlieb. Er trieb auf dem Canapee zwar auch ein ſtilles Geſchäft: er rauchte Tabak; aber er ſchlief allmählich darüber ein, das Pfeifenrohr fiel ihm aus der Hand, und ein daran befeſtigter meerſchaumener Kopf von anſehnlicher Größe und Schwere polterte nieder auf die Dielen.

Arbogaſt machte vor Schrecken einen Tintenklecks auf ſein Manuſcript, ſah ſich finſter um, und fragte: „Was giebt's?“

„Ich bin wie behext;“ ſagte Ortlieb, und rieb ſich die Augen. „So bald ich mich auf's Canapee ſetze, überfällt mich der Schlaf.“

„Nun, ſo ſetze dich künftig nicht ſo weich!“ erwiederte der Vater. „Oder binde dir wenigſtens, wenn du Tabak rauchſt, die Pfeife feſt an den Leib, daß ſie nicht herunter fallen, zerbrechen und mich erſchrecken kann.“

Er ſtand auf, beſah die Pfeife genau von oben bis unten, ob ſie Schaden gelitten habe, forderte von Alwinen ein Band, ſchlang es um das Rohr, und unterrichtete ſeinen Sohn weitläuftig, wie er die daran geknüpfte Bandſchleife an einen tüchtigen Rockknopf hängen ſolle, um ruhig und ohne Gefahr zwiſchen Schlaf und Wachen rauchen zu können. „Das iſt, Gott ſey Dank, wieder abgemacht!“ ſprach er am Ende der Lection. „Nun ſtöre mich niemand weiter!“

Er kehrte zum Betrugs-Lexicographen zurück, und bemühte ſich, den verlorenen Faden ſeines Geſchreibes wieder zu finden. Es war nicht möglich; denn vor der Thür und auf der Treppe entſtand eben jetzt ein tolles Gelauf, und ins Zimmer flog ein Bedienter mit der Meldung: es halte unten im Schloßhofe ein geharniſchter und gewaffneter Reiter, der ſein Geſicht in eine Blechhaube verſteckt habe, und ſeinen Nahmen nicht nennen wolle, ſondern unmittelbar den Herrn von Runenſtein zu ſprechen verlange.

„Ein geharniſchter und gewaffneter Reiter?“ rief Arbogaſt bleich und ſtarr. „Himmel! was will ein ſolcher Mann hier? — Ich muß ihn ſehen, eh' ich mich entſchließe, ihn vorzulaſſen.“

Er eilte mit wankenden Knien in ein Zimmer, aus welchem er die Ausſicht in den Hof hatte, und ſtaunend erblickt' er einen Ritter, der in voller glänzender Rüſtung auf einem hohen Roſſe ſaß. Hinter ihm hielt ein berittener Schildknappe den Zügel eines Handpferdes, das unter einer prächtigen Decke mit Waffen beladen ſchien.

Dieſe mahleriſche Gruppe hätte auf den Herrn von Runenſtein, der ſie hinter dem Fenſtervorhang belauſchte, den angenehmſten Eindruck gemacht, wäre ihm nicht ſeine Augenluſt durch Angſt und Beſorgniß, daß ihm der rüſtige Kämpe den Fehdehandſchuh hinwerfen möchte, verbittert worden. Ohne Bewegung, wie ein ſteinernes Bild, ſaß der

Ritter im Sattel, und wartete ruhig auf Antwort; aber die muthigen Roſſe ſtampften ungeduldig gegen die Erde, und hieben und ſcharrten ſie auf. „Ich wollte, ſie verſchläng' euch und eure Reiter!" murmelte Arbogaſt, als er ſich ſatt geſehen hatte.

Doch durch Verwünſchungen ward er den wunderbaren Fremdling nicht los; er mußte Muth faſſen, mit ihm zu ſprechen. Dazu entſchloß er ſich endlich; er ſchickte aber noch zuvor Ortliebs Hofmeiſter (den er, als die angeſehenſte Perſon im Hauſe, dazu erkor, und gleichſam wie eine verlorene Schildwache voraus ſchob) hinab in den Hof, und ließ durch ihn den Ritter befragen, ob er in freundlichen oder feindlichen Abſichten gekommen ſey.

„In freundlichen, bey Ritterwort und Ehre!" war die Antwort, die der Kundſchafter empfing, und wohlgemuth zurück brachte.

Freyer athmend legte nun Arbogaſt ſchnell ein Feyerkleid an, begab ſich mit ſeiner Familie ins Prunkzimmer, ließ die geſammte Dienerſchaft — nicht ſo wohl zur Pracht als vielmehr zur Sicherheit — in den Vorſaal zuſammen rufen, und fertigte ſodann den Magiſter ab, den Ritter zur Audienz zu führen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Es wird eine Rede gehalten, die einem der Zuhörer Thränen entlockt.

Der Ritter erſchien mit noch geſchloſſenem Viſir, verbeugte ſich tief, ſchob das Helmfenſter ſo weit zurück, daß er bequem heraus ſprechen konnte, und begann mit einer etwas gezwungenen hohlen Stimme folgende Rede:

„Edler Ritter von Runenſtein! Der Ritter von Ellerbach auf Bärenfels entbiethet Euch ſeinen Gruß, und giebt Euch mit Leidweſen zu vernehmen, wasgeſtalten die zwiſchen Euch und ihm aus Irrſal entſtandene Spaltung durch alle Freuden ſeines Lebens einen ſo gewaltigen Riß gemacht hat, daß ſein Haar vor der Zeit ergraut, und ihn mählich der Gram in einen Schemen verwandelt. Er wünſcht daher, bevor Hans Holzmeier an ſeine Pforte pocht, jene alte Fehde beendigt zu ſehn, und Eure verſöhnte Freundſchaft mit in jene Welt hinüber zu nehmen. In dieſer Wohlmeinung hat er mich als Friedensbothen zu Euch entſandt und beauftragt, Euch allerhand Kleinode, die noch aus den ruhmvollen Tagen der alten deutſchen Degenheit herſtammen, als Merkmahle ſeiner Liebe und Achtung zu überliefern.“ —

Jetzt trat der Schildknappe, der auf dieſes Stichwort vor der Thüre gelauert hatte, behend ins Zimmer, legte Streitkolben, Sturmhauben und Tartſchen vor dem Herrn von Runenſtein nieder, und reichte dem Redner ein zierliches, mit rothem Saffian überzogenes Käſtchen, nebſt einem eben ſo bekleideten und mit Gold verbrämten Buche. Herr von Runenſtein blickte ſchmunzelnd auf die Waffen, erhob mit freudiger Verwunderung beyde Hände, und der Sprecher fuhr fort:

„Es hieße Waſſer ins Meer tragen, edler Ritter, ſo ich Euch, einem hochverſtändigen Kenner des vaterländiſchen Alterthums, vorliegende Waffen benahmen, erklären und anrühmen wollte. Sie ſind, unbeſchadet ihres eigenen Werthes, nur untergeordnete Vorläufer eines Kleinods von höherm Range, das einzig und ohne Nebenbuhler in der Welt vorhanden iſt, und von nun an die Krone Eurer Rüſtkammer werden ſoll.“ —

Er öffnete bey dieſen Worten das rothe Käſtchen, und übergab die eiſerne Hand, ſammt der dazu gehörigen erklärenden Schrift des Doctors Cornelius. Herr von Runenſtein gerieth bey dem Nahmen Götz von Berlichingen in ein angenehmes Schrecken, und empfing die heilige Reliquie mit der feyerlichſten Ehrfurcht.

Der Ritter fuhr dann in ſeiner mit veralteten Wörtern aufgeſtutzten Rede weiter fort, ermahnte dringend zur Verſöhnung, und rührte den guten Arbogaſt ſo ſtark, daß ſich ſeine Augen mit Thränen füllten. Zuletzt erbat ſich der Geſchäftsträger, als Zeugniß des von ihm treulich vollführten Auftrags, ein Brieflein an den Herrn von Ellerbach, und wollte hierauf, nach einer devoten Verbeugung, abtreten.

„Nicht alſo!" ſprach Arbogaſt, ihn bey der Hand faſſend. „Weilet hier, laſſet uns Euer Angeſicht ſehen, und ſpendet uns Euren Nahmen!"

Da zog der Geharniſchte das Helmgitter auf, und zeigte ſein wohlbekanntes Geſicht. „Löffler! iſt's möglich?" rief Arbogaſt froh beſtürzt, und Alwina ſchalt ihn einen böſen Mann, weil er ſie ſo lange, ohne ſich zu erkennen zu geben, in einer unbequemen Spannung erhalten hatte.

Löffler beſtrebte ſich nun mit mehrerer Freyheit der Zunge, den Zweck ſeiner Sendung zu erfüllen, und es gelang ihm über alles Erwarten. Arbogaſt und Alwina erklärten mit herzlichen Worten, daß ſie der alten Mißhelligkeiten nicht weiter gedenken wollten. Der Lieutenant nahm von beyden, in Ellerbachs Nahmen, den Handſchlag der Verſöhnung an, und fand es nachher nicht zu gewagt, noch einen kühnen Hauptſchritt zum Ziele zu thun. Er warf, wie einen eben erſt jetzt in ſeinem Gehirn entſprungenen Einfall, den Gedanken hin: daß eine Vermählung zwiſchen Ortlieb und Helenen die erneute Familienfreundſchaft am ſicherſten befeſtigen würde.

Ortliebs Aeltern (denn er ſelbſt war nicht gegenwärtig, ſondern beſah, unter Obhuth ſeines Erziehers, die noch im Hofe haltenden Ritterpferde) lächelten Anfangs über Löfflers Vorſchlag etwas zweydeutig, doch im Fortgange des Geſprächs äußerten beyde, daß ſie von ihrer Seite nichts dagegen hätten, wenn einſt mit der Zeit zwiſchen den Kindern eine zärtliche Neigung entſtände.

„Aber auch in dieſem Falle,“ fuhr Alwina fort, „würden wir fürchten, unſern Sohn mit einem Körbchen nach Hauſe geſchickt zu ſehen: denn die Aeltern der ſchönen Helene haben gewiß höhere Abſichten mit ihr.“

„Das ſollt' ich nicht glauben;“ verſetzte der Lieutenant mit einem gleichgültigen Tone. „Doch kann ich freylich auch nicht dafür bürgen, da man mich in Bärenfels über dieſen Gegenſtand nie zum Vertrauten gemacht hat.“

Hiermit brach der ehrliche Lügner das Geſpräch ab, und wiederhohlte ſeine Bitte um eine Waffenquittung in Briefform.

Das war für Herrn von Runenſtein der einzige verdrießliche Umſtand bey der Sache. Er ſchrieb überhaupt nicht gern Briefe, und ſcheute ſich um ſo mehr davor, da ihn ſeine Vorſichtigkeit bey jedem Federzuge an das bekannte „Litera scripta manet“ erinnerte. Jetzt war freylich kein anderer Rath: er mußte ſich für die erhaltenen Geſchenke bedanken. Er that es in ſechs ſteifen Zeilen, verwüſtete aber darüber ein halbes Buch Papier; denn war das Brieſchen geſchrieben, ſo zerriß er es nach dem Durchleſen wieder, weil ihm irgend ein Wort zu kalt, zu warm, oder verfänglich ſchien. So machte er von ſeiner Epiſtel zehn bis zwölf neue verbeſſerte Auflagen, bis endlich ein ganz vollendetes Werk entſtand, dem er ſein Siegel aufdrückte.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Löffler damit zurück.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Der Leſer erfährt den Inhalt des Briefes, mit welchem der Zwerg im erſten Kapitel verſchickt ward.

Herr von Ellerbach, mit des Lieutenants Geſchäftsführung vollkommen zufrieden, erließ in den nächſten Tagen an ſeinen Vetter ein Antwortſchreiben, worin er unter Scherzen und Poſſen um Ortliebs Hand für Helenen warb. „Wir wechſeln zwar auf dieſe Weiſe die Rollen;“ ſchrieb er: „der junge Herr ſollte ſich um das Mädchen bemühen: aber heut zu Tage ſteht die Welt bey hundert andern Gelegenheiten auf dem Kopfe, und man darf ſich alſo ein Quid pro quo unbedenklich erlauben.“

Dieſes ſpaßhafte Schreiben machte auf die Gemüther in Runenſtein einen ungleichen Ein-

Eindruck. Arbogaſt, der immer gern nach der alten Tabulatur handelte, und jedes Spiel der verkehrten Welt mit Mißfallen anſah, fand es höchſt unſchicklich, daß ein Vater für ſeine Tochter freyte. Ueberdieß waren ihm alle Störungen ſeines ſtillen Hauslebens verhaßt; er beſorgte bey jedem neuen Verkehr mit Menſchen, die nicht zu ſeiner täglichen Umgebung gehörten, Fallſtricke und Fußangeln; und hauptſächlich war er abgeneigt, ſich mit ſeinem liſtigen und alles ſchlau berechnenden Vetter in eine ſo wichtige Verhandlung einzulaſſen. Darum fiel in dem darüber gehaltenen Familienrathe ſeine Stimme verneinend aus. — Anders geſinnt war Alwina. „Lieber Mann!“ ſagte ſie: „wenn unſers Sohnes Verheirathung ſo lange ausgeſetzt bleiben ſoll, bis er oder wir die erſten Schritte thun: ſo lebt und ſtirbt er als Hageſtolz. — Iſt es nicht dankenswerth, daß man uns halben Weges entgegen kommt?

Und wär' es etwas anders als Steifheit und Eigenſinn, dem alten Herkommen zu Liebe, ein gutes Erbiethen auszuſchlagen?" — Ortlieb erklärte ſich Anfangs weder für noch gegen die Sache; aber die Mutter zog ihn unter vier Augen mit einem köſtlichen Stück Torte auf ihre Seite, und er ging ſtracks, als er es verzehrt hatte, zum Vater und ſagte: „Papa, ich habe Luſt, Helenen zu heirathen."

So überſtimmt legte ſich Arbogaſt, troß ſeinem Widerwillen, zum Ziele. Herr von Ellerbach erhielt eine geneigte Antwort, deren wiederhohlte Verbeſſerung und Auspolierung noch mehr als ein halbes Buch Papier koſtete.

Nun entſtand zwiſchen den Höfen zu Runenſtein und Bärenfels ein ſtarker Courierwechſel. Der letztere trug darauf an: daß ſich Junker Ortlieb auf einige Zeit in die Hauptſtadt begebe, um ſeine noch dort in einer Penſionsſchule den weiblichen Künſten obliegende Braut kennen zu lernen, und ſich zugleich um ein Hofamt — wenigſtens um einen Hoftitel — zu bewerben. Arbogaſt, der den Hof und die Reſidenz als die gefährlichſten Eisbahnen für einen jungen Erdenwaller anſah, ſchüttelte verdrießlich den Kopf. Es war eine herkuliſche Arbeit, ſeine Einwilligung in dieſen Punkt zu erhalten: aber durch Klugheit und Geduld kam Alwina damit zu Stande, und der Zwerg, den wir im erſten Kapitel nach Bärenfels reiten ſahn, brachte damahls das zuſtimmende Ultimatum dahin.

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Arbogaſt entwirft für ſeinen Sohn Lebens- und Sittenregeln, die zum Theil auch von andern Leuten beherziget werden können.

Ortliebs Ausrüſtung zur Reiſe ſetzte das Schloß in eine Thätigkeit, dergleichen ſeit Menſchengedenken nicht darin geherrſcht hatte. Es wurden die feinſten Kleidungswaaren verſchrieben, und geſchickte Nähterinnen und Schneider aus nahen und fernen Städten berufen. Arbogaſt ging fleißig an den Werktiſchen dieſer Leute herum, und ermahnte ſie dringend, alles recht haltbar zu machen. Auch ſchrieb er in usum Delphini ein Büchlein, von deſſen charakteriſtiſchem Inhalte wir ungefähr den zehnten Theil zur Probe mittheilen wollen.

Klugheitsregeln

für

meinen Sohn,

als er eine Reiſe in die Hauptſtadt machte.

Geh langſam, immer langſam, ſehr langſam, und ſieh nicht nach den Wolken, ſondern auf deinen Weg.

Die breiten Steine der Straßenmitte überlaß Krakeelern, die darauf herum ſtrotzen, und Händel ſuchen. Geh aber auch nicht zu nah an den Häuſern, damit dir kein Dachziegel auf den Kopf falle.

Führ' immer Steine in der Taſche, um den Anfall beißiger Hunde durch eine lebhafte Canonade von dir abzuwehren.

Drücke den Hut tief in die Augen, und wende ſie ab, wenn dir ein üppig entblößtes Frauenzimmer begegnet. Je mehr ſich eine Tochter Eva's mit ihrer Tracht in den

Stand der Unſchuld verſetzt, deſto weniger unſchuldig iſt ſie.

Begegnet dir auf der Straße ein junger Menſch, der noch keinen Bart, aber eine Brille vor den Augen hat, ſo geh ihm weit aus dem Wege: denn es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß ein ſolcher glasäugiger Gelbſchnabel nicht blödſichtig ſondern blödſinnig iſt.

Verlaß deine Wohnung ſo ſelten als möglich. Innen iſt Sicherheit, draußen Gefahr. Der größte Schritt, ſagt ein altes Sprichwort, iſt der Schritt aus der Thür.

Reitze deinen Barbier nicht zum Zorn, und laß ihn keine beträchtliche Menge Geld ſehen. Ein ſolcher Menſch, mit dem Schermeſſer an deiner Kehle, iſt Herr deines Lebens.

Liebe die Menſchen; aber reiße den Zaun der Zurückhaltung zwiſchen dir und ihnen nicht nieder.

Laß dich von Schmeichlern nicht verblenden. Sie ſind ſchlimmer als Raben. Dieſe hacken nur den Todten, jene den Lebendigen die Augen aus.

Legt man dir etwas in den Weg, ſo ſtolpere nicht darüber, und geh lieber einen weiten Bogen herum, als daß du dich zankſt.

Vertraue niemanden das geringſte; und ſollte dich jemand fragen, was du heute gegeſſen haſt, ſo verrath' es ihm nicht. Die meiſten Menſchen verſchweigen nur, was ſie nicht wiſſen.

Thu bey allen Geſchäften die Augen weit auf. Der Blinde ſchluckt manche Fliege mit hinunter.

Wo ein Weniges ausreicht, verwende nicht Vieles. Nur ein Wahnſinniger zündet ſein Haus an, um einen Eyerkuchen zu backen.

Gehſt du — was aber nur im unver

meidlichſten Nothfall geſchehen darf — in eine große öffentliche Geſellſchaft, ſo nimm deinen ſchlechteſten Hut mit: denn obgleich viele Köpfe ſchwer unter Einen Hut zu bringen ſind, ſo giebt's doch viele Köpfe, die ſich gern unter einen fremden Hut bringen, wenn er beſonders beſſer iſt als ihr eigener.

Enthalte dich des wilden Schwärmens an luſtigen Orten. Des Apothekers Mörſer verdirbt des Kunſtpfeifers Muſik.

Setze dich in Geſellſchaften auf kein Canapee oder Sopha, weil dich auf ſolchen weichen Plätzen der Schlaf gern beſchleicht.

Fällt in deiner Nähe einer von mehrern Herren umgebenen Dame der Fächer oder ſonſt etwas aus der Hand, ſo rühre dich deßhalb ſo wenig als ein Pfahl. Es iſt beſſer, den unbedeutenden Dank der Dame zu entbehren, als von den Herren, die ſich alle zugleich nach dem Verlorenen bücken, bedeutende Kopfſtöße zu bekommen.

Willſt du einem vornehmen Hof- und Staatsmann aufwarten, ſo laß dir im Vorzimmer die Schuhſohlen ſtark mit Kreide beſtreichen: denn ſolche Herren wohnen auf einem ſchlüpfrigen Boden, wo ſie oft ſelbſt ausgleiten und fallen.

Tröſte dich, wenn du am Hofe kein Glück machſt. Der Hof gleicht einem Orte, wo Almoſen vertheilt wird. Da dringt oft ein frecher Taugenichts durch den Haufen, und ſchnappt dem beſcheidenen Armen das Brod vor dem Munde hinweg.

Verlaß dich in nichts, in gar nichts, auf verächtliche Wetterhähne, die ſich, wenn du in einem Staatskleide nach Hofe fährſt, bis zur Erde vor dir beugen, dich aber nur über die Achſel anſehen, wenn du in einem ſchlichten Rocke auf der Straße zu Fuß gehſt. Dergleichen Schwachköpfe taugen zu nichts, als daß ſie ein Fürſt zu ſeinem Garderobemeiſter macht, und ſie ſo in den für ſie geſchaffenen Himmel verſetzt. Da können ſie denn Tage lang vor Sr. Durchlaucht Kleiderſchränken ſtehen, und ſich vor den darin hängenden Götzen von Sammt und Seide ſo tief bücken, als ſie wollen.

Weiche nie, ſelbſt nicht in der gleichgültigſten Sache, von der Wahrheit ab. Mit jeder Unwahrheit iſt Gefahr, wenigſtens die Gefahr der Beſchämung, verbunden. Merke dir, was ein alter Dichter ſagt:

> Lüg' iſt nur Waſſer, Wahrheit Oehl: ſie
> ſchwimmt
> Doch endlich obenauf, ſo viel man Waſſer
> nimmt.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Der redliche Diener. Ein Gemählde nach dem Leben *).

Die Hauptſorge der geſchäftigen Aeltern war die Wahl einer Perſon, die den jungen Herrn in die Hauptſtadt begleiten und immer um ihn ſeyn ſollte, daß ihm kein Leid widerfahre. Sein frommer Hofmeiſter konnte ihm nicht dahin folgen, weil er eben jetzt den längſt erwarteten Ruf erhalten hatte, die Schäflein eines Dorfes geiſtlich zu weiden. Arbogaſts Livreebedienten waren allenfalls geſchickt genug, Kleider und Schuhe zu bürſten; aber zu einem Alles in Allem, wie

---

*) Dieſes Kapitel widmet der Verfaſſer ſeinen Verwandten zur Erinnerung an einen abgeſchiedenen Getreuen.

es jetzt nöthig war, taugte keiner. Hierzu fand man, nach langem Berathſchlagen, unter den geſammten Bewohnern des Schloſſes einen einzigen Mann tüchtig, ungeachtet ſein Aeußeres mit dem Prunk und dem Geiſte der Reſidenz kaum vereinbar ſchien.

Gebler — ſo hieß dieſer Mann — war ein angehender Graubart zwiſchen funfzig und ſechzig Jahren. Er hatte vor Zeiten das Schneiderhandwerk getrieben, ſich aber in dieſem Fache, ſo viel wir wiſſen, keinen beſondern Ruhm erworben. Wenigſtens war das bekannte Sprichwort: „Kleider machen Leute," durch die Schöpfungen ſeiner Nadel und Schere gewiß nicht entſtanden. Das konnte man aus der Geſtaltung ſeiner eigenen Kleider, die er ſich, als ein guter Wirthſchafter, noch ſelbſt fertigte, mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen. Er trug gewöhnlich einen ſchlotternden und eben nicht feintuchenen Ueberrock von Getreideſackfarbe, und unter demſelben eine Weſte von dunkelrothem Calamank, die ſich mit ſeinen Knieen ſehr vertraut machte. Ein Caftan von demſelben Zeuge, auf welchem alle Farben des Regenbogens in breiten Streifen durch einander ſpielten, war ſein tägliches Hauskleid. Auf Reiſen ſchützte ihn gegen Wind und Wetter ein grauer Roklor, der keine Aermel, ſondern nur auf beyden Seiten von der Schulter bis an den Elbogen offne Armthüren hatte, die durch Knöpfe verſchloſſen werden konnten. Fuchsrothe, weitfaltige Fiſcherſtiefeln waren beynahe Gränznachbarn der Weſte. Ein plattgedrückter Hut, der drey gleiche, ſcharf zugeſpitzte Ecken hatte, ruhte hinten, wie ein Sporn auf dem Spornleder, auf dem hohen Sattel eines geflochtenen Zopfes, der kaum eine Spanne lang aus Haaren beſtand, aber — wie bisweilen unvollendete Werke berühmter Todten von fremden Federn gehaltlos ergänzt werden —

durch ein wollenes Bandgeflecht den ganzen Rücken hinab fortgeführt, und am Ende mit einer Schleife, in Geſtalt eines kleinen Windmühlenflügels, geziert war.

Solche Kleider machen freylich keine Leute: aber Geblern machte ſeine Redlichkeit, ohne daß er's ſelbſt wußte, zu einem hochachtbaren Manne.

Wir haben nicht erforſcht, wie er in Arbogaſts Dienſte kam. Er war im Schloſſe Runenſtein ſeit langen Jahren ein getreuer Laſtträger vieler Bürden, denen ſich andere gemächliche Diener entzogen, oder die man ihnen nicht anvertrauen wollte.

Man hatte ihm beſonders das Amt eines Proviantcommiſſars zugetheilt. Es war mit großen Beſchwerlichkeiten verbunden: denn er machte ſeine Geſchäftsreiſen weder auf ſchönen Roſſen noch in bequemen Wagen, wie andere Proviantcommiſſare. Aber er zeichnete ſich vor manchen Herren dieſes

Standes und Titels auf die rühmlichſte Weiſe darin aus, daß er, ungeachtet des oft ſtarken Geldlaufs durch ſeine Hände, jede gewiſſenloſe Bereicherung verabſcheute. Per pedes Apostolorum ging er mit einem Sakke, der von ſeinem Rocke kaum zu unterſcheiden war, in die umliegenden Städte, und kaufte ſo gut und ſo wohlfeil als möglich alle Bedürfniſſe für die herrſchaftliche Küche und das ganze Hausweſen.

Es war eine Freude, ihn am Abend eines mühevollen Tages, mit dem ſtrotzenden Sacke, der ihm halb vor der Bruſt und halb auf dem Rücken hinunter hing, zurück kommen zu ſehn. Sein Geſicht, das von Hauſe aus eben nicht heiter war, zeigte ſich lachend und wolkenfrey, wenn er vortheilhafte Geſchäfte gemacht hatte. Aber er zögerte mit der Verkündigung dieſes Glücks; er ſpannte ein Weilchen bloß durch Mienen und Geberden die Erwartung auf's höchſte. Seine

Lippen klappten ohne Laut, wie der Mund eines nach Luft ſchnappenden Fiſches, auf und zu; und gleich einem ſchwerfälligen Vogel, der ſich durch wiederhohltes Schlagen mit den Fittichen zum Fluge bereitet, ſchwang er die Arme empor, und flatterte gleichſam damit. Endlich öffnete er den ungeheuern Querſack, legte ſeinen Kram aus, gab den Hauptwaaren, bey welchen er einen beſonders guten Handel gemacht zu haben glaubte, den vornehmſten Platz, und ſah es für ſein Leben gern, wenn man ſich darauf einließ, den Preis derſelben zu errathen. Nannte man nun eine höhere Summe, als er bezahlt hatte, ſo ſchlug er ein Triumphgelächter auf, rieb die Hände geſchwind und heftig gegen einander, und wußte ſich vor Freude nicht zu laſſen.

So entſprang für ihn aus jedem Nutzen, den er ſeinem Gebiether zufließen ſah, eine Quelle des innigſten Vergnügens. Das

war

war — um nur noch ein einziges Beyſpiel anzuführen — unter andern der Fall bey Fiſchereyen in wilden Gewäſſern, wo man nicht, wie bey Teichen, auf eine gewiſſe Ausbeute rechnen konnte. Gebler führte bey dieſen Fiſchzügen einen langen und an dem einen Ende mit einem dicken und tellerbreiten Filzkopfe verſehenen Treibſtab, um die Kinder der Fluth aus ihren Wohnklüften am buſchigen Ufer hervor zu ängſten. Da ſtürzte denn gewöhnlich eine Menge kleiner Fiſchlein in das um ſie her geſtellte Netz; doch geſchah mancher Zug, ohne einen wichtigen Gefangenen zu machen. Bey ſolchen Nieten oder unbedeutenden Gewinnen war der Stabelmeiſter ganz ſtumm, und eine düſtere Wolke bedeckte ſein Geſicht. Sah er aber einen Großfiſch im Garne herum ſtürmen, da erhob er ein freudiges Siegsgeſchrey, rief den Nahmen des vornehmen Gefangenen nach allen Weltgegenden aus, und war in dieſem Momente der glücklichſte Menſch auf Erden.

Kurz, wär' es möglich geweſen, Sonne, Mond und Sterne für ſeinen Herrn vom Himmel herab zu langen: er hätt' es gethan, und nicht das kleinſte Sternchen in ſeine Taſche geſteckt.

Er war friedfertigen Gemüths; allein er ſchimpfte wie ein Rohrſperling, und konnte ſich balgen und raufen, wenn jemand ſeine Herrſchaft bevortheilen oder ſonſt in etwas beeinträchtigen wollte. Auch war er nur dann geſprächig, wenn es Gelegenheit gab, der Herold ihrer Ehre zu ſeyn. Da ward ſein von Natur unberedter Mund zu einer Poſaune, die jede löbliche und erfreuliche Kleinigkeit verkündigte.

Herr von Runenſtein, der auf keine Weiſe gern von ſich ſprechen ließ, ſchalt ihn darüber oft, und ſchärfte ihm beſonders bey der Beorderung zur Reiſe in die Hauptſtadt dringend ein, ſeine lobſüchtige Zunge ſtreng im Zaume zu halten. Er verſprach es, doch ohne feſten Willen des Gehorſams; denn er war, in Rückſicht ſeiner Herrſchaft, der Meinung: es ſey weder nöthig noch recht, die Flamme ihres Ruhmes mit dem Lichthute des Schweigens zu erſticken.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Ortlieb will einen Backfiſch eſſen, und wird auf eine unerwartete Weiſe bedient.

Unſer Junker hielt in der gewühlvollen Hauptſtadt ſeinen Einzug. Gebler ſtand mit fliegendem Mantel, und überhaupt in ſeiner alltäglichen Landtracht, hinten auf dem Wagen, und belferte herunter auf die Rotten der Straßenbuben, die über eine ſo geſchmackloſe Lakeyengeſtalt unartigen Spott trieben.

Es war ſchon im Zwielicht, als die Reiſenden vor einem Gaſthofe abſtiegen, der, zwiſchen Hotel und Kneipe in der Mitte, ſich mehr zu dieſer als zu jener Gattung hinneigte. Gebler trug das Gepäck in das angewieſene Zimmer; und ſo oft er dahin ging, befahl er mit eifrigen Worten dem Kutſcher, auf den Wagen wohl Acht zu geben, damit nichts daraus weggekapert werde. „Denn hier ſtehlen die Menſchen wie die Raben," ſetzte er halblaut hinzu, und ſah ſich rechts und links um, ob ihn ein Rabe behorchte.

Indeſſen öffnete Junker Ortlieb ſein Taſchenbuch, worin ſich die väterlichen Verhaltungsbefehle befanden. Da ſtand denn gleich oben an: „So bald du in der Stadt angelangt biſt, ſchicke Geblern ins Haus der Madame Tarantel," (ſo hieß die Vorſteherin der Penſionsanſtalt, worin Helene erzogen ward) „und laß deiner künftigen Braut deine glückliche Ankunft melden, auch zugleich höflich anfragen, wenn du ihr des folgenden Tages aufwarten könnteſt.“

Gebler eilte mit dieſer Bothſchaft fort. Sein ſtaubiger Mantel flog, wie ein Segel, durch die Straßen um ihn her; denn er fand es nicht für nöthig, ſich zu der Sendung an Damen zu ſchmücken.

Kurz darauf kam ein tölpiſcher Hausknecht in Junker Ortliebs Zimmer geſtapft. Er ſtrählte ſich an der Thüre ſeine rothen Haare mit dem Halbmond eines meſſingenen Kammes, und fragte während dieſer Arbeit, ob der junge Herr etwas zu befehlen habe.

„Beſorgt mir einen Backfiſch!“ ſprach Ortlieb mit leiſer Stimme; denn ſein Vater hatte ihm anempfohlen, in der Reſidenz nie laut zu reden.

„Einen Backfiſch?" — brüllte Chriſtoph mit rohem Gelächter.

„Ja doch!" liſpelte der Junker. „Schreit nur nicht ſo! Muß es denn das ganze Haus wiſſen, wozu ich Appetit habe?"

Der Hausknecht drohte ſcherzhaft mit dem Zeigefinger, als wollt' er ſagen: „Sie loſer Schelm!"

So ging er fort. Indem ſich aber Ortlieb noch über des Tölpels Betragen wunderte, kam er wieder zurück, und fragte lächelnd: „Was wenden Sie denn ungefähr dran?"

„O, mein Gott!" flüſterte der Junker etwas unwillig: „ein Backfiſch wird doch wohl zu bezahlen ſeyn! Macht nur geſchwind!"

„Hat's denn ſo gar große Eile?" ſagte der ſeltſame Menſch, und ſtiefelte lachend die Treppe hinab.

Ortlieb konnte nicht begreifen, was der

Kerl für Raupen in ſeinem ſtruppigen Kopfe hatte. Darüber nachſinnend ging er faſt eine Viertelſtunde lang in der Stube auf und ab, und ſchrieb endlich in ſein Tagebuch: „Es giebt in der Reſidenz närriſche Hausknechte.“

Jetzt that ſich die Thür plötzlich auf. Ein ſchlankes, freundliches, ſauber gekleidetes Mädchen hüpfte munter ins Zimmer, und grüßte den ſtaunenden Tagebuchhalter wie einen alten Bekannten. Dieſer Erſcheinung folgte Chriſtoph, und nickte ihm hinter des Frauenzimmers Rücken vertraulich zu.

Ortlieb war äußerſt verlegen. Er glaubte im erſten Schrecken, ſeine Braut komme ihm mit einem Beſuch zuvor. Voll dieſes Gedankens ging er mit tiefen Verbeugungen auf die junge Schöne zu, und wollte ihr die Hand küſſen. Aber ſie nahm dieſe Huldigung nicht an, ungeachtet er faſt Gewalt brauchte. Er trippelte bänglich vor ihr herum, both ihr einen Stuhl, wollte ſprechen, und wußte nicht, wie er die Unterhaltung eröffnen ſollte. Endlich zog er ſich, mit Angſttropfen auf der Stirne, nach der Thür eines Nebengemachs zurück, und winkte dem hämiſch lachenden Rothkopf. Sie gingen mit einander hinein.

„Sagt mir um's Himmels willen, wer iſt das Frauenzimmer?" wiſperte der Junker.

„Nun, das iſt der verlangte Backfiſch!" war die Antwort.

„O, ſpaßt jetzt nicht!" verſetzte Ortlieb voll Aerger. „Ich frage nach dem Nahmen und Stand der Dame, die mit Euch kam."

„Ja, wie ſie heißt, das weiß ich nicht;" ſagte der Hausknecht. „Und den Stand — den darf ich Ihnen wohl nicht erſt nennen." —

Ortlieb war über dieſe verkehrten Antworten ganz außer ſich. Er wollte eben den Wirrkopf bey den Ohren faſſen, und ihm allerley Schimpf- und Scheltworte hinein raunen, als er die Thür des andern Zimmers aufgehen und Leute kommen hörte. Verdrießlich eilte er hinein, um zu ſehen, wer da ſey.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ortlieb gerath zwiſchen zwey Feuer, und weiß ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Wer war gekommen? Herr Gebler, in Geſellſchaft eines andern jungen Frauenzimmers, das noch eleganter als Nummer Eins gekleidet war. (Wir wollen die unbekannten Schönen, um ſie nicht zu verwechſeln, durch Zahlen von einander unterſcheiden.) „Das iſt die wahre Braut!" ſagte Ortlieb zu ſich ſelbſt. Er rückte mit Kratzfüßen und ſtammelnd: „Unterthänigſter Diener, mein gnädiges Fräulein!" gegen ſie an, und angelte — doch abermahl vergebens — nach einem Handkuß. Sie lachte ihm ſchmetternd ins Geſicht, warf die Hände auf den Rücken, maß Nummer Eins mit ſcharfen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen, kehrte ſich dann zu dem Junker, und ſagte mit einem ſchnöden Tone: „Das gefällt mir!" — Auch Meiſter Gebler ſchüttelte mit einem ernſten Schulmeiſtergeſichte ſein Haupt, und zuckte drohend mit den Lippen, als wollt' er ſchelten. Ortlieb ſtand zitternd, wie ein Verbrecher vor ſeinem Richter, und hatte weder Muth noch Geſchick, den Knoten dieſer Verwirrung zu löſen.

Hierzu machte, nach fünf peinlichen Minuten, Nummer Eins den Anfang. „Ich bin, wie ich ſehe, hier überflüſſig," ſagte ſie, vom Stuhl aufſpringend; und, mit einem ſtechenden Blick auf Nummer Zwey, ſchlüpfte ſie zur Thür hinaus.

„Mein Herr von Runenſtein“ — begann jetzt das noch gegenwärtige Frauenzimmer mit höhniſchem Geziere — „ich wundere mich über alle Maßen, ein ſolches Geſchöpf in Ihrem Zimmer zu finden, und ich bin bey dieſen Umſtänden in der That unſchlüſſig, ob ich den an Sie erhaltenen Auftrag ausrichten ſoll oder nicht. Doch will ich's thun, und die weitere Unterſuchung der Sache dem Fräulein von Ellerbach und der Madame Tarantel anheim ſtellen. Beyde freuen ſich Ihrer glücklichen Ankunft — oder ich muß vielmehr ſagen: ſie freuten ſich, weil ſie nicht wußten, daß Sie, mein ſchöner Herr, ſchon in demſelben Moment eine für Dero künftige Braut höchſt unerfreuliche Geſellſchaft bey ſich hatten —“

„Beſte Mademoiſelle!“ ächzte Ortlieb mit gefalteten Händen: „ich verſtehe von dem allen nichts — ich bin ſo unſchuldig wie ein Kind —"

„Incommodiren Sie ſich nicht mit Entſchuldigungen bey mir!" ſagte die pretiöſe Zofe. „Verantworten Sie ſich bey meinen Damen, die ſich die Ehre erbitten, Sie morgen Vormittags um zehn Uhr bey ſich zu ſehen."

Hiermit flog ſie aus dem Zimmer, ohne den armen Junker weiter zum Worte kommen zu laſſen.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Aut Deus aut lapis est, qui non juveniliter ardet;
ſoll der Kirchenlehrer Hieronymus geſagt
haben, und er hat Recht.

„Was war denn Jene für ein Weibsbild?" brummte Gebler mit ſauertöpfiſchen Mienen.

Ortlieb verwies ihn mit ſeiner Frage an den Hausknecht.

„Ey nun," ſagte Chriſtoph, „es war ein Mädchen, das ſchon manchen fremden Herrn hier im Gaſthofe beſucht hat."

„Aber wie konnte ſich die Kreatur unterſtehen, in unſere Stube zu dringen?" fuhr der Schneidermeiſter wild auf.

„Eingedrungen iſt ſie eigentlich nicht;" verſetzte der Rothkopf. „Ich führte ſie herein, weil es der junge Herr befahl."

Gebler ſchlug vor Erſtaunen die Hände

zuſammen, und ſtarrte den Junker an, der jetzt ſo in Zorn gerieth, daß er das väterliche Verboth, laut zu ſprechen, rein vergaß. „Unverſchämter Lügner!“ ſchrie er: „wie könnt Ihr mir eine ſolche Unwahrheit ins Geſicht ſagen! Ich verlangte von Euch einen Backfiſch —“

„Und den hab' ich gebracht!“ ſchnaubte der Hausknecht grob zurück. „Wir nennen hier ein Mädchen einen Backfiſch.“ —

„Ihr ſeyd toll! Ich wollte gebackene Fiſche eſſen.“ —

„Ja, das iſt was anders! Vom Eſſen ſagten Sie aber kein Wort. Beſorgt mir einen Backfiſch! ziſchelten Sie mir ins Ohr, und thaten dabey ſo ſchüchtern und heimlich wie ein Menſch, der kein gutes Gewiſſen hat.' Was konnt' ich anders glauben, als daß Sie in der Stille die Geſellſchaft eines hübſchen Mädchens verlangten?“ —

Dieſes luſtige Mißverſtändniß nöthigte

ſogar dem ernſthaften Gebler ein Lächeln ab, und entrunzelte ſeine Stirn. „Mich wundert nur,“ ſagte der Hausknecht, „daß unſer Backfiſch ſo ruhig fortſchwamm, ohne ſich für Weg und Verſäumniß ein Gratial auszubitten.“

Auch dieſes Räthſel löſ'te ſich auf der Stelle. Ortlieb ſuchte ſeine Börſe, die, mit einigen Thalern beſchwert, auf dem Tiſche gelegen hatte. Sie war weg. Die Dirne hatte ſie während der Zeit, als im Nebenzimmer über ſie geworţwechſelt ward, zu ſich genommen. „Hab' ich's doch geſagt: die Menſchen ſtehlen hier wie die Raben!“ rief Gebler, und forderte den Rothkopf auf, der Diebin nachzuſetzen. Dieſer hatte jedoch keine Ohren dazu, weil die Entwendung, wie er ſagte, nicht bewieſen ſey, und der fehlende Geldbeutel vielleicht auf irgend eine andere Art abhanden gekommen ſeyn könne. Kurz, man mußte den Verluſt verſchmerzen.

Der Hausknecht entfernte ſich, um wirkliche Backfiſche in der Küche zu beſtellen. Nun begann zwiſchen dem Junker und ſeinem Diener ein vertrautes Geſpräch über den unangenehmen Vorfall. Beyde waren darin einig, daß der Zofe Dazwiſchenkunft die ſchlimmſte Seite der Geſchichte ſey. „Das entſteht aus dem verdammten großſtädtiſchen Ceremonienweſen!“ rief Gebler aus. „Ich war der Madame Tarantel nicht Mannes genug, das leere Compliment allein nach Hauſe zu tragen. Die vornehme Kammerjungfer — denn ſo titulirt man ſie — mußte ſich mit auf den Weg machen.“

„Ach! ſie wird mich, trotz meiner Unſchuld, bey ihrer Herrſchaft tief in die Tinte bringen!“ ſeufzte Ortlieb.

„Ja, ſie hat eine Schwertzunge, gnädiger Herr! Drum will ich gleich hin, und ihr den Wirrwarr erklären, und ſie um Schweigen bitten. Aber ich bliebe, bey mei meiner Seele! lieber zu Hauſe. Man wandelt hier wahrlich nicht auf Roſen. Ich wurde vorhin von den unzählichen Carreten, die ins Kreuz und in die Quere nach der Comödie hinjagten, beynahe gerädert. Zur Zugabe fiel ich noch in etliche Rinnſteine, und ein paar junge Gaſſenteufel, die meinen Mantel unausſtehlich fanden, fragten mich keck, ob ich ihn vom Doctor Fauſt geerbt hätte. — O ihr Galgenvögel, ſagt' ich, redet nicht vom Doctor Fauſt! Den hat der Geyer gehohlt, und euch wird's nicht beſſer gehn!"

Ortlieb meinte: es würde fruchtlos ſeyn, die geſtrenge Jungfer um Schonung anzuflehen, weil ſie vermuthlich ſchon geplaudert hätte. „Nein, nein!" erwiederte Gebler mit fröhlichem Händereiben: „das mußte das Kammerkätzchen wohl bleiben laſſen! Fräulein Helene und die Schuldame fuhren vor meinen Augen in die Comödie oder ins Puppenſpiel, und kommen erſt nach drey Stunden zurück."

Junker Ortlieb hörte ganz gelaſſen von ſeiner künftigen Gemahlin ſprechen, ohne daß es ihm einfiel, ſich ihre Geſtalt ein wenig beſchreiben zu laſſen. Ueber dieſe Steinkälte (die ſogar dem Kirchenlehrer Hieronymus an Jünglingen ein Aergerniß war) wunderte ſich Ortliebs grauer Diener ein Weilchen im Stillen, und begann hierauf mit ſüßlich geſpitztem Munde von ſelbſt: „Hören Sie, das **Fräulein von Ellerbach** iſt ſchrecklich ſchön! Ihr Geſicht ſtellen Sie ſich vor wie eine Schüſſel voll Milch, worin Roſen ſchwimmen; der Körper gleicht einer jungen ſchlanken Birke, und das ganze liebe Frauenzimmerchen iſt ſo gelenk und behende — wenn Sie mir dieſen Vergleich nicht ungnädig nehmen wollen — ſo gelenk und behende wie eine Eidechſe." —

Er lachte ſich über dieſes gelungene Conterfey ſelbſt Beyfall zu.

„Aber die Schulhalterin" — fuhr er mit rauherer Stimme und plötzlicher Verfinſterung ſeines Antlitzes fort — „die Schulhalterin gefällt mir nicht ein Bißchen. Sie iſt lang und hager, hat ein ernſthaftes Geſicht wie ein Leichenbitter, trägt ihre Habichtsnaſe ſehr hoch, und —"

„O halt' Er ein!" rief Ortlieb. „Ich fürchte mich ohnedieß ſchon genug."

Um dieſe Furcht zu mäßigen, eilte Gebler fort in die Wohnung der ſchreckbaren Frau. Er kam aber bald und äußerſt mißlaunig zurück. „Es war ein Fleiſchergang!" ſprach er. „Ich klingelt' am Vorhauſe; eine alte Köchin that mir auf; ich fragte: ob ich die Ehre haben könne, mit der Kammerjungfer ein Wörtchen zu ſprechen. Ey bewahre! ſagte der Aſchenbrödel mit einer Wichtigkeit, als wäre von einer Gräfin die

Rede — ey bewahre! ſie iſt zu einer Freundin zum Thee gegangen. — Warum nicht gar gefahren! brummt' ich zwiſchen den Zähnen, und ging fort, ohne ihr eine gute Nacht zu wünſchen. Ich kann nun einmahl das verfluchte Großthun nicht leiden!" —

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Ein kleines Abenteuer, wobey ſich der Schneidermeiſter als ein beherzter Mann zeigt.

Der fruchtloſe Gang ärgerte Geblern noch überdieß darum, weil unter Weges ſein Mantel, der durchaus in der Reſidenz kein Glück machte, von Hunden angefallen worden war, und einen beträchtlichen Hiatus bekommen hatte. „Sehn Sie nur den jämmerlichen Riß, gnädiger Herr! Iſt's nicht Sünd' und Schande, daß ſo viele Menſchen — ſich zum Vergnügen und Andern zum Verdruß — dergleichen Beſtien unterhalten, und auf den Gaſſen herum toben laſſen?"

„Das iſt freylich unrecht;" ſprach Ortlieb: „allein im Ganzen iſt der Hund ein nützliches Thier, und auf dem Lande, wegen nächtlicher Einbrüche, nicht zu entrathen."

„Aber wozu braucht man die unzähligen Kläffer in großen Städten?" fuhr Gebler hitzig fort. „Und gerade da muß jede Bettelfrau ihr Schooßhündchen haben!"

„Ey, wenn ſie es nur immer auf dem Schooße behielte!" ſagte der Junker.

„Dann möcht' es ſeyn!" verſetzte Gebler. „Doch die lieben Hündchen wohnen auf der Straße, und beißen, wen ſie wollen. Es iſt unbegreiflich, daß man von oben herab dieſem Unfug nicht ſteuert. Man belegt die unentbehrlichſten Dinge mit Taxen und

Abgaben: warum nicht die entbehrlichen Hunde?"

„Ich werde gelegentlich bey Hofe darüber ein Wörtchen fallen laſſen;" ſprach Ortlieb. „Indeſſen beſorg' Er mir eine gute Anzahl reinlicher Steine, die ich morgen, nach meines Vaters Rath, in die Taſche ſtecken, und auf das Hundegeſchmeiß abfeuern will."

Ortlieb hatte, wegen der bevorſtehenden Unannehmlichkeiten des folgenden Tages, (wobey die Hunde gar nicht in Rechnung kamen) eine ſchlafloſe Nacht; und drückte ihm bisweilen ein flüchtiger Schlummer die Augen zu, ſo ſtellte der hämiſche Traumgott die großnaſige Madame Tarantel vor ſein Bett, und ließ ihn derb von ihr ausſchelten. Helenen ſah er nicht. Gebler fand dieſe Träume, die ihm des Morgens erzählt wurden, ungemein bedenklich.

Gegen zehn Uhr trat Ortlieb, mit Steinen auf dem Herzen und in der Taſche, den ſauern Beſuchsweg an. Er belud die letztere ſo ſtark, daß Gebler beſorgte, ſie würde berſten; und er, ein Kunſtverſtändiger, war befugt, darüber zu urtheilen: aber der Junker ſetzte ſein Köpfchen auf, und gab nicht den kleinſten Kieſel zurück. Er meinte, die Hunde würden ihm die Taſche bald erleichtern. Doch es war, als merkten die ſchlauen Thiere, was er gegen ſie im Schilde führte. Es begegneten ihm zwar viele, ſie beleidigten ihn aber nicht. Ein einziger Spitz verletzte das Gaſtrecht ſo gröblich, daß er ihm heimtückiſch in die Waden fiel. Da bekam er denn eine Handgranate auf den Pelz, und ergriff heulend die Flucht.

„Papa's Mittel iſt gut!" ſagte Ortlieb zu ſeinem Nachtreter, und lachte über den fliehenden Spitz.

„Herr! warum ſteinigen Sie meinen Hund?" rief eine quäkende Stimme.

Er ſah ſich um. Dicht vor ihm ſtand ein junger Milchbart, und ſtarrte ihn durch Brillengläſer an. Ortlieb, eingedenk der väterlichen Warnung, zog ſich mit großen Krebsſchritten zurück, ſchlüpfte in ein Haus, und warf die Thür hinter ſich zu. Das Bübchen verfolgte ihn mit einer dicken, knorrigen Keule, die einen Spazierſtock vorſtellen ſollte. „Laſſen Sie meinen Herrn ungehudelt!“ zürnte Gebler, und ſtellte ſich beherzt, ſo breit er war, vor die Thür. Es erhob ſich ein Streit, der viel Zuhörer, beſonders Barfüßer, verſammelte. Ortliebs Vertheidiger ſagte: der beißige Spitz habe den Steinwurf verdient. Des Spitzes Anwald verſetzte: er habe kein Beißen geſehn. „Das wäre des Henkers!“ ſprach Gebler. „Nicht geſehn? — So iſt Ihr Brillenmacher ein Spitzbube, und hat Sie betrogen!“ — Es ward gelacht. Der junge Herr hielt ihm ſeine herkuliſche Keule vor die Naſe. „Hängen Sie Ihrem Hunde den Knüttel an!“ rief Gebler, und ſtieß den Fant zurück. Die Umſtehenden jubelten und klatſchten in die Hände. Da nun der Brillenträger ſah, daß ſein Gegner die Lacher auf ſeine Seite gebracht hatte, ſo zog er mit behenden Schritten ab, und ein unmäßiges Hohngeſchrey der verſammelten Jugend folgte ihm nach.

„Ueber den dummen Jungen!“ ſagte Gebler zu einem bejahrten ehrbaren Herrn, der mit heitern Geſichtszügen unter den Zuſchauern ſtand. „Ein ſolches Knäbchen mit einer Brille gemahnt mich an die jungen Lämmer, denen man Brillen aufſetzt, um ſie vom Saugen zu entwöhnen.“ — *)

---

*) Ein Leder mit Stacheln, das man zu dem angeführten Behuf jungen Lämmern auf die Naſe bindet, wird in der Landwirthſchaft eine Brille genannt.

„Ein guter, paſſender Einfall!“ rief der alte Herr mit lautem Gelächter. „Man ſieht's Ihm gar nicht an, mein Freund, was für einen Schalk Er hinter den Ohren hat!“

Gebler rieb ſich vergnügt die Hände, und hohlte ſeinen Junker aus dem Verſteck hervor. Sie gelangten, ohne weitern Anſtoß, in die Wohnung der Madame Tarantel. Der Diener blieb unten im Hauſe; der Herr ſtieg ſeufzend die Treppe hinan. „Sind Ihro Gnaden da?“ ſagte die Kammerjungfer ſpitzig, indem ſie die Pförtnerin machte. „Verziehen Sie hier; ich werde Sie melden.“

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Ein ſcharfes Verhör, bey welchem Adelung und Goethe als Zeugen aufgerufen werden.

Ortlieb verwandte die viertelſtündige Contumaz, die er im Vorſaale halten mußte, theils zu Stoßſeufzern, theils zu heimlicher Wiederhohlung der Schutzrede, die er ſich auf den Nothfall, wegen des Backfiſches, ausgeſonnen hatte. Indeſſen kam die Kammerjungfer zurück, winkte ihm, war ſein vorſchwebender Leitſtern durch einige Zimmer, öffnete zuletzt eine Thür, und gab ihm ein Zeichen, hinein zu treten.

Er ſtolperte über die Schwelle. Vier oder fünf Bologneſer Hündchen ſtürzten bellend aus einem andern, halb offnen Gemach auf ihn zu, umſprangen ihn von allen Seiten, zerrten und zupften an ſeinem Kleide, und thaten nicht anders als wollten ſie ihn zerreißen. Er drehte ſich wie ein Kreiſel, und wehrte mit dem Armhute die hitzigſten Angreifer von ſich ab. Deſſen ungeachtet ſetzten ſie die Feindſeligkeiten mit verdoppelter Erbitterung fort, und brachten auch ihn endlich ſo auf, daß er die Heiligkeit des Ortes vergaß, und haſtig in die Taſche griff, um einen Steinhagel auf die böſen Kröten zu ſchleudern. Aber in dieſem Augenblicke begegnete ihm ein ſonderbares Unglück. Die Taſche — entweder durch die Zähne der Bologneſer verletzt oder überhaupt ihrer Bürde nicht länger gewachſen — zerriß; ein praſſelnder Strom von Steinen, der den ſchwachen Damm des ſeidnen Rockfutters durchbrach, ergoß ſich auf den Fußboden; erſchrocken, als hätte der Donner eingeſchlagen, flohen die Hunde nach der Gegenthür, geriethen dort ihrer Herrin, der Madame Tarantel, die eben ſchnell heraus kam, unter die Beine, wurden getreten, und erhoben ein Zetergeſchrey.

„Sie kündigen ſich auf eine wunderliche Weiſe hier an, Herr von Runenſtein!" rief die Dame heftig und mit funkelnden Augen: denn höchſt ärgerlich war ihr das Leid, das ſie ihren kleinen Lieblingen zugefügt hatte. „Ich bitte Sie," — ſprach ſie etwas gemäßigter — „was ſoll dieſe Steinſaat? Wollen Sie ein zweyter Deukalion *) werden?"

Ortlieb ſteckte vor Angſt einige Steine, die er von den Dielen aufgeleſen hatte, in die zerriſſene Taſche, und ſie kehrten ohne Aufenthalt nach den Dielen zurück. Mada-

---

*) Deukalion (der einer Ueberſchwemmung, die alle Bewohner der Urwelt vertilgt hatte, entgangen war,) ſäete Steine, um die Erde wieder zu bevölkern, und es entſtanden daraus neue Menſchen, deren Nachkommen zum Theil noch jetzt an ihren harten Urſprung bisweilen erinnern.

me Tarantel mußte lachen. „Sie erklären mir pantomimiſch, wie es mit der Steinſaat zuging;" ſagte ſie: „nun möcht' ich aber auch wiſſen, warum Sie dieſen Ballaſt einluden. Haben Sie ſich vielleicht wegen des geſtrigen Abends — Sie verſtehen mich! — dieſe Bußübung aufgelegt?"

„Ich habe nichts zu verbüßen;" erwiederte Ortlieb. „Mein Papa hieß mir, immer Steine bey mir zu tragen, um mich damit gegen Straßenhunde zu wehren, und ich thue gern alles, was der Papa will."

„Recht ſchön, daß Sie ein gehorſamer Sohn ſind!" ſprach Madame Tarantel. „Aber was Sie geſtern Abends thaten, hieß das Ihnen auch der Papa?"

„Ha! ich merke, Dero Kammerjungfer hat nicht reinen Mund gehalten!" verſetzte der Junker. „Nun, es ſchadet nichts. Ich bin unſchuldig wie die Sonne am Himmel, und habe von dergleichen loſen Stadthändeln kaum einen Begriff. Es war ein dummer Streich des Hausknechts. Ich verlangte einen Backfiſch —"

„Nun alſo, Herr von Runenſtein! Sie geſtehen ja ſelbſt —"

„Was denn? Madame!"

„Daß Sie eine Perſon, deren Benennung meine Lippen nicht entweihen ſoll, zur Geſellſchaft begehrten."

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Madame!" ſprach Ortlieb etwas aufgebracht, und darum beherzter. „Es herrſcht hier in der Reſidenz eine Sprachverwirrung, wie bey dem babyloniſchen Thurmbau. Ein Backfiſch und ein Mädchen — das ſind doch, bey meiner Seele! zwey verſchiedene Dinge. Wie iſt's möglich, ſie mit einander zu verwechſeln?"

„Das will ich Ihnen gedruckt zeigen, mein Herr!"

Sie ging ins Nebenzimmer, kam ſogleich

mit einem Quartanten zurück, und fragte: „Kennen Sie Adelungs Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart?“

„Nein!“ antwortete der Junker verdrießlich. „Ich habe noch nie ein ſo großes Buch geſehn.“

„Dieß Werk iſt claſſiſch; ſeine Ausſprüche ſind von Gewicht;“ ſagte ſie. „Laſſen Sie uns das Wort Backfiſch aufſchlagen. Der Backfiſch — ſchreibt Adelung — iſt eine allgemeine Benennung aller derjenigen Fiſche, welche man in den Küchen lieber zu backen als zu kochen pflegt.“

„Ganz recht!“ rief Ortlieb vergnügt. „Das klingt ja, wie aus meiner Seele geſchrieben! Einen ſolchen Fiſch hab' ich gemeint.“

„Triumphiren Sie nicht zu früh: Adelung fährt fort: Im Scherze nennt man ein junges Mädchen einen Backfiſch.“ —

„O,

„O, Sie ſpaßen, werthe Madame! Steht das wirklich hier?"

Er ſah ins Buch, und las: „Im Scherze nennt man in Niederſachſen ein junges, zum Heirathen noch nicht tüchtiges Mädchen einen Backfiſch." — Er ſchüttelte ſtutzig den Kopf, und gab der Dame nicht undeutlich zu verſtehen, ſie habe beym Vorleſen ein Falſum begangen. „Hier ſteht: in Niederſachſen, bloß in Niederſachſen! — Leben wir denn in Niederſachſen?" —

„So viel ich weiß, nicht; aber Adelung hat auch in den beyden Punkten, die ich unterdrückte, ganz Unrecht. Das läßt ſich aus Goethe's Werken beweiſen. Die kennen Sie doch?"

„Ich kann mich nicht erinnern;" ſagte Ortlieb mit kalter Gleichgültigkeit.

„Himmel! Sie ſind ein Deutſcher, wollen für einen gebildeten Deutſchen gelten, und haben Goethe's Schriften nicht geleſen!" —

Ortlieb fand nicht für nöthig, ſich zu verantworten. Sie ging ins Beyzimmer, und brachte den fünften Band der Tübinger Ausgabe.

„Ah! dieß Buch iſt allerliebſt eingebunden!" rief der Junker.

„Nebenſache!" ſagte ſie mit einem verächtlichen Tone. „Im Schauſpiele Götz von Berlichingen —"

„Ha! den Mann kenn' ich!" fiel Ortlieb ein. „Mein Papa beſitzt ſeine eiſerne Hand." —

„Kaum möglich!" — ſprach Madame Tarantel. „Doch das bey Seite! — Im Schauſpiele Götz von Berlichingen ſagt ein ländlicher Bräutigam von ſeiner Braut: er habe den hübſchten Backfiſch im Dorfe. *)

---

*) Goethe's Werke, fünfter Band, S. 76.

Dieſe Stelle widerlegt den Herrn Adelung. Franken, wo Götz von Berlichingen lebte, liegt bekanntlich nicht in Niederſachſen, und ein Mädchen, das einen Bräutigam hatte, mußte wohl zum Heirathen tüchtig ſeyn." —

„Das ſollte man denken!" verſetzte der Junker. „Doch auf dieſe Art ſcheint es, als hätte auch Herr Adelung Goethe's Werke nicht geleſen." —

„Sie ſagen in aller Unſchuld ein treffendes Wort!" erwiederte ſie. „Geleſen mag er ſie wohl haben; es hat ihm nur nicht gefallen, in ſeinem Wörterbuche darauf gebührende Rückſicht zu nehmen." —

Mancher Leſer wundert ſich vielleicht, daß die Dame ſo vorbereitet war, eine lange und gelehrte Brühe über den Backfiſch zu gießen. Das ging aber natürlich zu. Als ſie Abends vorher aus der Comödie und die Kammerjungfer aus ihrer Theegeſellſchaft kam, erzählte die Letztere, was für ein verdächtiges Weſen ſie im Zimmer des Herrn von Runenſtein angetroffen hatte. Dieſen Bericht vernahm Helenens Erzieherin mit großem Mißfallen. Sie wünſchte, mehr Licht in der Sache zu bekommen; und da ſie vom Gaſtwirthe, den ſie perſönlich kannte, alle Umſtände genau zu erfahren hoffte, ſo ſchickte ſie noch gegen zehn Uhr, als Ortlieb und Gebler bereits zur Ruhe gegangen waren, die Kammerjungfer an Jenen ab. Er verhörte in ihrer Gegenwart den Hausknecht. Dieſer ſagte aus: der junge Cavalier habe einen Backfiſch mit ſolcher Heimlichkeit beſtellt, wie wohl kein anderer vernünftiger Menſch ein Küchengericht fordern würde, und er, Referent, glaube daher noch immer, der junge Herr habe Anfangs wirklich ein böſes Lüſtchen gehabt, und ſey nur nachher durch irgend einen Umſtand auf beſſere Gedanken gebracht worden.

Die Kammerjungfer rapportirte das alles

getreulich. Madame Tarantel erinnerte ſich, daß ihr vor Kurzem im Theater, bey Vorſtellung des Götz von Berlichingen, die ungewöhnliche Nebenbedeutung des oft erwähnten Wortes vorgekommen war. Sie ſuchte und fand die Stelle, verglich ſie mit dem Wörterbuche, und war übrigens eben ſo mißtrauiſch, als Chriſtoph, gegen den ſchuldloſen Junker. Aufrichtig entdeckte ſie ihm, daß ſie ſeinetwegen im Gaſthofe hatte nachforſchen laſſen, und erklärte zuletzt: er müſſe vor der Hand auf das Vergnügen, dem Fräulein von Ellerbach aufzuwarten, verzichten. „Das liebe Mädchen iſt mir auf die Seele gebunden;" ſagte ſie. „Ich muß den geſtrigen Vorfall nach Bärenfels melden, und von dorther weitere Anordnung erwarten."

Beſtürzt empfahl ſich Ortlieb, und hinterließ der feindlichen Kammerjungfer die Ernte der Steine, die er geſäet hatte.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Unſer Junker iſt in Gefahr, ſich zu verlieben, wird aber noch wie ein Brand aus dem Feuer geriſſen.

Gebler entſetzte ſich über den unglücklichen Ausſchlag des Beſuchs. Er verwünſchte die Kammerjungfer, und ſprach dem Hausknecht das Urtheil: er ſolle beym Abzug aus dem Gaſthofe kein Trinkgeld bekommen. Indem er ſich ſo ereiferte, fiel ihm die zerriſſene Taſche in die Augen. Ortlieb geſtand ihm, daß er ihr Schickſal richtig vorausgeſagt habe. „So geht's, gnädiger Herr, wenn man den guten Rath eines alten, treuen Dieners verachtet!“ rief Gebler. Er zog zugleich ein beinernes Etui, worin ſich Nadeln, Zwirn und andere kleine Schneidergeräthſchaften befanden, aus der Tiefe ſeiner Weſte hervor, und nähte auf der Stelle das Unterfutter, das in Fetzen über den Saum des Kleides herab hing, mit flüchtigen Stichen zuſammen.

Bey dieſer Arbeit betraf ihn die Kammerjungfer, die eben die Treppe herab kam, und Ortliebs Steine in der Schürze trug, um ſie auf den Hof zu werfen. Sie raſſelte damit wie ein Poltergeiſt, und brach in ein unverſchämtes Gelächter aus, als ſie ſah, daß der Schneidermeiſter ſeine Werkſtatt hier aufgeſchlagen hatte. „Schon gut, Mamſell!“ fuhr er ſie an. „Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Wer zuletzt lacht, der lacht am beſten.“ — So ſchalt er ihr nach in den Hof, ſchnitt geſchwind den Faden ab, und entwich mit ſeinem Herrn aus dem Hauſe, um die Rückkunft des ſchnippiſchen Mädchens nicht abzuwarten.

Vater Runenſtein hatte befohlen, den Gaſthof ſo bald als möglich mit einer Wohnung in einem ehrbaren Privathauſe zu vertauſchen. In dieſer Abſicht durchſtrichen Ortlieb und Gebler, nach eingenommener Mahlzeit, einen beträchtlichen Theil der Stadt. Sie gingen in mehr als zwanzig Häuſer, ehe ſie ein erwünſchtes Unterkommen fanden. Ortlieb trug nachher die Geſchichte dieſer Wanderung in ſein Tagebuch ein. Wir wollen etwas davon ausheben, uns aber hier und da erlauben, die überflüſſigen Ranken ſeines weitſchweifigen Styls zu beſchneiden.

Nro. 1. Eine geſchminkte Dame, deren Geſicht zwanzig Jahre jünger war als ſie ſelbſt, führte mich in ein Prachtzimmer, worin ein herrliches Sopha ſtand. Ich ſetzte mich zur Probe darauf; es war mit den trefflichſten Stahlfedern verſehen. Dieſer Bequemlichkeit mich erfreuend, fragte ich nach dem monatlichen Miethpreiſe. „Zwey Louisd'or;" antwortete ſie; „aber rauchen

Sie Tabak?" — „O, recht ſtark!" ſagte ich, weil ſie in einem Tone fragte, als ob ſie ſich recht nach Tabaksrauch ſehnte, und keinen andern Miethmann, als einen tapfern Schmaucher, annehmen wollte. Allein ſie rümpfte die Naſe, und complimentirte mich zum Zimmer hinaus.

Nro. 2. Die Vermietherin war eine alte Matrone von Stande, doch unſauber gekleidet. Der Geiß ſah ihr aus den Augen, und ihre dürren Finger ſchienen mir länger, als andere Menſchen ſie haben. Das Canapee — wornach ich immer zuerſt ſehe — war nur mit Heu geſtopft. Ich rügte das. „Die Zeiten ſind ſchlecht;" ſagte ſie: „und mit den theuern Roßhaaren füttert man doch nur die Motten." Das Bett machte von weiten eine gute Miene; als ich es aber näher unterſuchte, griff es ſich ſonderbar an. „Sie werden recht geſund darauf ſchlafen;" ſagte die Dame. „Die Ausdünſtung der

Federn iſt ſchädlich.“ — Kurz, das gerühmte Bett war — ein Luftbett von ſtarkem Leder, mit eingenähten hölzernen Röhren, durch die es, mittelſt eines Blaſebalgs, aufgeſchwellt wurde. Die Oeffnungen der Röhren waren durch Zapfen geſchloſſen. Ich zog einen heraus; der hohe Luftbau ſank platt zuſammen. „Gehorſamer Diener, Madame!“

Nro. 3. Mein Unſtern führte mich wieder zu einer Geizigen. Kein Canapee, aber ein ſolides Bett. „Sind Sie gewohnt, auf dem Bette Mittagsruhe zu halten?“ — „Nach advenant; beſonders da, wo kein Sopha vorhanden iſt.“ — „Gut, mein wertheſter Herr, ſo zahlen Sie doppelte Bettmiethe.“ — „Warum das?“ — „Ich verleihe meine Betten bloß zur Nachtruhe, und laſſe mir immer einen ſchriftlichen Revers ausſtellen, daß man bey Tage keinen Gebrauch davon machen will. Außerdem wird doppelt bezahlt." — „Gehorſamer Diener, Madame!"

Nro. 4. „Wer ſind Sie? wie heißen Sie? was treiben Sie für Geſchäfte? wie lange werden Sie ſich hier aufhalten?" rief mir ein Dickbauch, ohne Berührung ſeiner Nachtmütze, donnernd entgegen. Ho! ho! du Grobian, dacht' ich, du wärſt ein Mann für meinen Papa! — und ſtumm zog ich mich zurück.

Nro. 5. Ein leidliches Zimmer, aber unleidliche Hausgenoſſen. Rechts ein Waldhornbläſer; links eine Singeſchule; im obern Stock ein öffentlicher Tanzboden; im Erdgeſchoß auf der einen Seite eine Schmiede; auf der andern eine Herberge voll betrunkener Handwerksgeſellen. „Wird oft hier getanzt?" fragte ich mit einer ſchlaufreundlichen Miene. „Beynahe täglich;" antwortete raſch die muntere Wirthin, weil ſie wahrſcheinlich glaubte, ich wolle dieſe nahen Bälle beſuchen. „Der Schmid iſt wohl ein ſehr fleißiger Mann?“ — „Sehr fleißig! Er ſteht ſchon Morgens um vier Uhr mit ſeinen fünf Geſellen vor den Amboſen.“ — „Und die wackern Burſche?“ — „Singen oft die ganze Nacht luſtige Lieder.“ — „Gott bewahre mich! da kann nur ein Todter hier ſchlafen. Adieu.“

NB. Ich bin in meinem Leben noch nicht ſo liſtig geweſen.

Nro. 6. Eine adelige Witwe — und Mutter ſieben unverheiratheter Töchter von ſechzehn bis fünf und zwanzig Jahren — ſah mir's gleich an, daß ich ein Edelmann war, und es half kein Läugnen, ich mußte meinen Nahmen geſtehen. Da rief ſie, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein, die Mädchen zuſammen, ſtellte ſie mir vor, und rühmte mir alle zur geſelligen Unterhaltung dienenden Talente und Künſte derſelben. „Auguſte ſpielt den Flügel, Thereſe die Harfe, Agnes die Guitarre, Ottilie ſingt und declamirt, Kunigunde iſt eine Meiſterin in Räthſeln und Charaden, Mathilde macht aus dem Stegreif die niedlichſten Verſe, und Korinne ſpielt Schach.“ — Die Fräulein errötheten; einige ſchlugen die Augen nieder; die jüngſten verſteckten ſich hinter einander. Mama winkte; ſie mußten ſich vor mir gleichſam in Parade ſtellen. Es waren allerliebſte Geſichtchen darunter. Ich fühlte ein gewiſſes *ich weiß nicht was*, das ich vorher nie empfunden hatte. Wie berauſcht küßte ich die Reihe herum ſieben alabaſterne Händchen; aber auch ſiebenmahl zupfte mich Gebler hinten am Rocke, und immer ſtärker und ſtärker. Ich wandte mich endlich; er hatte fingerdicke Runzeln auf der Stirn, und flüſterte mir ins Ohr: „Miethen Sie hier nicht, bey Leibe nicht!“ Unbegreiflich war mir ſeine Abmahnung; doch ich hatte nicht den Muth, ſie in den Wind zu ſchlagen. Ich bat alſo mit Zittern und Zagen die gnädige Frau um Geſtattung einer kurzen Bedenkzeit. „Warum wollen Sie ſich bedenken?“ ſagte ſie. „Dünkt Ihnen für dieſe zwey netten Zimmer der geforderte Preis von vier Louisd'or zu viel, ſo verliere ich gern die Hälfte, um einen werthen Hausfreund zu gewinnen.“ — Gebler zerrte mir beynahe das Kleid vom Leibe. Ich wiederhohlte mein Geſuch um Bedenkzeit. „Nach Ihrem Belieben!“ ſagte die Mutter der ſchönen Töchter, und entließ mich mit Kaltſinn.

„Aber zum Henker! was hat Er denn?“ fuhr ich auf der Treppe Geblern an. „Warum ſoll ich hier nicht einmiethen?“

„O, das wäre gefährlich!“ ſprach er, und hob die Hände hoch empor. „Sahn Sie nicht, wie es die Alte darauf anlegte, Ihnen das Seil über den Kopf zu werfen? Sie will gern eine von ihren Prinzeſſinnen unter die Haube bringen; aber Sie, gnädiger Herr, haben ja ſchon eine Braut! Wie leicht könnten Sie ſich hier, in täglicher Geſellſchaft der ſieben Schweſtern, mit einer recht böſen Sieben verplämpern! Die Zahl Sieben iſt eine unglückliche Zahl, und man muß ſie fliehen, wo man nur kann.“ —

Dreyßigſtes Kapitel.

Die Einſiedeley in der Mitte einer volkreichen Hauptſtadt.

Genug aus dem Tagebuche! Die Quartierſucher wanderten noch in viele andere Häuſer, wo Zimmer zu vermiethen waren, und überall fanden ſie Steine des Anſtoßes. Endlich kamen ſie an ein ſchönes, großes Gebäude, worin ſich ſelbſt Vater Arbogaſt ohne Bedenken eine Wohnung gewählt hätte. Es ſah mit dreyßig Augen oder — um der Proſa getreu zu bleiben — es hatte dreyßig Fenſter nach der Straße heraus; doch alle waren dicht verhangen; nirgend zeigte ſich eine Spur von Leben. „Hier mag es wohl ſpuken;“ ſagte Gebler: „das Haus ſieht ganz öde.“ — Doch es war heller Tag; ſie klingelten ohne Furcht. Die Pforte öffnete und ſchloß ſich wie von ſelbſt; kein Pförtner war ſichtbar. So fanden ſie bis in den dritten Stock hinauf noch drey Thüren, die ſich auf gleiche Art ihnen aufthaten. Hausflur und Treppe waren rein wie Schnee. Gebler ging, aus Ehrfurcht gegen dieſe Sauberkeit, bloß auf den Zehen.

Hinter der vierten Thüre, die aus ſtarken Eiſenſtäben bereitet war, lauſchte ein ſilberhäriger Greis in einem ſeidnen Schlafrocke. Er fragte durch's Schutzgitter die Fremdlinge nach ihrem Anbringen. Sie ſagten es ihm. „Sind Sie vom Lande?“

fragte

fragte er weiter. Ortlieb geſtand es ſchüchtern. „Das freut mich!“ rief Jener. „Sie ſind mir deßhalb doppelt willkommen.“

Herr Uhrmann — dieß war der Nahme des Alten — ſchloß nun die eiſerne Thür auf, und nöthigte die Gäſte in ſein Wohnzimmer, in welchem die ängſtlichſte Ordnung herrſchte. Winkel- und wagerecht ſtanden die Stühle nach der Richtſchnur geſtellt; ihre Entfernung von einander war mit dem Zirkel gemeſſen; und hätte man auf den ſämmtlichen ſpiegelblanken Geräthſchaften oder auf dem Fußboden mit dem größten Fleiß ein Stäubchen geſucht, es wäre nicht zu finden geweſen.

„Ich bin ein Stadteremit;“ — begann Herr Uhrmann — „ich habe ſeit zwanzig Jahren keinen Baum und kein Gras geſehen, und faſt eben ſo lange bewohnte ich dieſes geräumige Haus ganz allein. Doch der Krieg, der alles aus den Angeln der

Gewohnheit und Ordnung hebt, zwang auch mir bewaffnete Hausgenoſſen auf. Ich überließ ihnen das Erdgeſchoß, und gab mit vollen Händen, was ſie verlangten, und mehr als ſie verlangten, um hinter meinen vier Thüren vor ihnen Ruhe zu haben. Sie führten ſich erträglich auf, und bey dieſer Gelegenheit gewöhnt' ich mich, einen Theil meines Hauſes fremden Perſonen zu überlaſſen. Ich hätte das zwar nicht nöthig; doch ich bin ein ſcharfer Rechner. Mein Haus, das mir Kriegslaſten auf den Hals zog, muß mir nun auch die Nachwehen überſtehn helfen."

Er both hierauf dem Junker das ganze Parterre für einen, nach Verhältniß des Raumes, mäßigen Zins an.

Ortlieb ſchlug dieſen Antrag aus. „Mein Papa," ſprach er, „hat mir ausdrücklich unterſagt, auf ebener Erde zu wohnen, weil man da dem Anlauf des Straßenpöbels, der

Bettler, der Diebe, und tauſend andern Ungemächlichkeiten ausgeſetzt ſeyn ſoll.“

„Das iſt wahr;“ ſagte Herr Uhrmann: „und es nimmt mich ganz für Sie ein, daß Sie in einer ſolchen Schule der Vorſicht erzogen ſind. In dieſer Rückſicht ſteht Ihnen die Hälfte des Stocks, den ich ſelbſt bewohne, zu Dienſten, wenn ſie ſich nach den unabänderlichen Geſetzen meines Hauſes bequemen wollen. Es wird im Winter und im Sommer Abends um acht Uhr, wie eine Feſtung, geſchloſſen; aller Ein- und Ausgang hört auf, und findet erſt des Morgens um acht Uhr wieder Statt. Hausſchlüſſel für Miether ſind bey mir nicht gewöhnlich. — Kleider und Schuhe werden im Hofe gereiniget, und auch dort die Haare gepudert. — Hunde, Katzen, Vögel, und überhaupt alle andere Thiere, dürfen mein Haus nicht in eine Arche Noahs verwandeln. — Muſik, Schmauſerey, Trinkgelag, Zank und Streit, kurz, alles Getöſe, iſt mit der Stille dieſer Mauern unverträglich, und muß unterbleiben.“ —

Der Geſetzgeber fuhr noch weiter fort; da wir aber ſammt und ſonders bey ihm nicht einmiethen werden, ſo iſt es unnöthig, alle ſeine Gebothe zu wiſſen. Ortlieb unterwarf ſich ihnen, verſprach pünktlichen Gehorſam, und zog des folgenden Tages mit Sack und Pack ein, weil es der nahe Thorſchluß nicht eher erlaubte.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Ein kleiner Sündenfall, von unangenehmen Folgen begleitet.

Ortlieb befand ſich in ſeiner neuen Wohnung vortrefflich. Sie enthielt unter andern Bequemlichkeiten ein ſtattliches Sopha, auf dem er einige Tage von ſeinen bisherigen Ermüdungen ausruhte. Auch Herr Uhrmann war mit ſeinen Nachbarn zufrieden. Nur Geblers Stiefeln lärmten ihm zu viel. Sie waren zwar nicht — wie es jetzt in Paris Mode iſt — mit ſilbernen Platten, in Geſtalt eines Hufeiſens, belegt, aber mit eiſernen Nägeln beſchlagen, die ſich nicht auf den Kopf treten ließen, ohne darüber ſehr laut zu werden. Von dieſem unlieblichen Getrampel befreyte ſich Herr Uhrmann durch ein Paar leichte, mit Filz beſohlte Pantofſeln, die er Geblern mit der Bedingung ſchenkte, ſie fort und fort im Hauſe zu tragen. Das that der gutwillige Schneidermeiſter recht gern, und trieb ſeine Gefälligkeit ſo weit, daß er allezeit, wenn er aus- und einging, an der Hausthüre Relais machte, und ſeine Fußbekleidung dort wechſelte.

Nach drey oder vier in weichlicher Ruhe verträumten Tagen dachte Junker Ortlieb wieder ernſtlich daran, warum er ſich eigentlich in der Reſidenz befand. Im Hauſe der Madame Tarantel war freylich jetzt nichts auszurichten; aber er ſollte ſich auch um eine Hofſtelle bewerben, und in dieſer Abſicht dem Oberhofmarſchall ein Empfehlungsſchreiben des Herrn von Ellerbach perſönlich übergeben. Ein ſchwerer Gang! Doch er mußte gethan werden. Gebler begleitete ſeinen Herrn in des Oberhofmarſchalls Pallaſt. An der Schwelle des Vorzimmers überzog er ihm, nach Vater Arbogaſts Geboth, die Sohlen der neuen Schuhe mit einer dicken Rinde von Kreide, und wünſchte ihm zu ſeinem Vorhaben Glück und Segen.

Furchtſam trat Ortlieb ins Vorgemach, und verbeugte ſich rechts und links gegen ein halbes Dutzend anweſender Bortenröcke. Sie blieben mit eingeſchlagenen Armen in ſtolzer Ruhe ſitzen, und dankten ihm nicht. Er wickelte, von ihnen behohnlächelt, das Empfehlungsſchreiben aus einem ſeidenen Taſchentuche heraus, reichte es in einer demüthigen Stellung dem nächſten Müßigſitzer, und gab dabey mit zitternder Stimme zu vernehmen, daß er Sr. Excellenz in Unterthänigkeit aufzuwarten wünſche. Der übermüthige Lakey beſann ſich ein wenig, eh' es ihm gefiel, ſeine träge Hand zur Annahme des Briefes zu bewegen. Dann las er mit Gemächlichkeit die Aufſchrift, beſah das Siegel, fragte den Junker nach ſeinem Nahmen, erhob ſich gähnend, ging mit dem Briefe fort, kam bald ohne denſelben zurück, und ſetzte ſich ſtumm wieder an ſeinen Platz.

Nach einer vollen, und für unſern Ortlieb äußerſt unluſtigen Viertelſtunde erſchien die feyerliche Geſtalt eines betagten Kammerdieners im Vorſaale, führte den Supplicanten ins Audienzgemach, erſuchte ihn, des Herrn Oberhofmarſchalls Excellenz hier zu erwarten, und trat mit einer Verbeugung ab.

Ortlieb ſtand, wie eine Bildſäule, an der Thüre, und liebäugelte mit einem Sopha, das, mit Sammt bekleidet, an Schönheit alle übertraf, die er jemahls geſehen hatte. Er ſehnte ſich darnach wie Eva nach der Frucht des verbothenen Baumes: denn dieſer Frucht glich das Sopha, weil ihn ſein Vater vor weichen Polſtern höchlich gewarnt hatte. Aber ſeine unbezwingliche Lüſternheit machte ihn zu einem Caſuiſten. Er beleuchtete und prüfte den gegenwärtigen

Gewiſſensfall von allen Seiten, und zog folgenden Schluß: „Papa ſchrieb in ſeinem Sittenbüchlein: „„Setze dich in Geſellſchaften auf kein Sopha."" — Hier aber iſt keine Geſellſchaft: alſo darf ich mich auf dieß Sopha ſetzen." —

Er ſteuerte ſofort darauf los. Der Spiegel des getäfelten Fußbodens ſchreckte ihn nicht: er verließ ſich auf ſeine gekreideten Sohlen. Doch Gebler hatte des Guten zu viel gethan. Jeder Schritt zeichnete Ortliebs Fußſtapfen auf das braune Parkett. Allein auch dieſer verrätheriſche Umſtand hielt ihn von ſeinem Vorſatz nicht ab. Er verwiſchte von Schritt zu Schritt ſeine Fährte mit dem Schnupftuche, und kam langſam, doch glücklich auf's Sopha. Hier ſaß er nun wie in Abrahams Schooße, drückte ſich behaglich in einen Winkel, und dachte: wenn du das geringſte Geräuſch hörſt, ſo ſpringſt du auf! Aber nach weni gen Minuten vergingen ihm alle Gedanken: er ſchlief ein.

Der Oberhofmarſchall (der eben das epinöſe Geſchäft des Anordnens der Hoftrauer um eine fremde fürſtliche Perſon abzumachen hatte) ließ ihn eine halbe Stunde ruhig ſchlummern. Als endlich die Beſchaffenheit und Dauer der Pleureuſen und ſchwarzen Hauben entſchieden war, begab er ſich aus ſeinem Cabinett ins Audienzzimmer. Ortlieb, der allenfalls in die Geſellſchaft der Siebenſchläfer gepaßt hätte, erwachte nicht. Der Oberhofmarſchall — mit einiger Augenſchwäche behaftet, und dennoch ein Feind der Brillen — wunderte ſich bey ſeinem Eintritt, daß der Supplicant ſo unbeweglich auf dem Sopha (wohin er überhaupt noch gar nicht gehörte) ſitzen blieb. Se. Excellenz bewegte ſich näher hin, und ſah mit dem höchſten Erſtaunen nicht nur des Junkers Augen feſt geſchloſſen, ſondern hörte ſogar ihn leiſe ſchnarchen. Er ſchüttelte mit großem Mißfallen den Kopf, und verſuchte durch gelindes Räuspern und Huſten den Schläfer zu wecken. Würde und Anſtand erlaubten nicht mehr; und da dieſes ſanfte Ermunterungsmittel nicht anſchlug, ſo verließ der beleidigte Hofmann mit Unwillen das Zimmer, und befahl ſeinem Kammerdiener, den Uſurpator des Sopha's zu entthronen.

Der ſteife Kämmerling eilte mit dienſteifrigen Schritten ins Audienzgemach, und rüttelte gewaltſam den Schlafratz. Dieſer ſchlug die Augen weit auf, ſah ſcheu umher, und konnte ſich nicht beſinnen, wo er war. „Um Gottes willen, was machen Sie!“ ſagte der Kammerdiener. „Se. Excellenz waren hier, wollten Ihnen Gehör geben, und zogen ſich, weil Sie ſchliefen, ungnädig zurück.“

„Ich bitte tauſendmahl um Verzeihung;“

ſprach Ortlieb, und taumelte empor. „Belieben Sie dem Herrn Oberhofmarſchall zu melden, daß ich jetzt wache.“

„Für heute iſt nun an keine Audienz zu denken;“ verſetzte der Kammerdiener. „Laſſen Sie den Zorn Sr. Excellenz einige Tage verkühlen, und kommen Sie dann, wenn Sie einmahl recht ausgeſchlafen haben, gefälligſt wieder.“

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Der Schneidermeiſter macht unerwartet eine angenehme Bekanntſchaft.

Was lange währt, wird gut! dachte Gebler, als ſich die Wiederkunft ſeines jungen Herrn über eine Stunde verzog. Endlich ſah er ihn die breite Treppe langſam herab ſteigen. „Nun, haben Sie den Kammerherrn in der Taſche?“ rief er ihm mit fliegenden Armen entgegen. „Noch nicht; aber die beſten Hoffnungen;“ wiſperte der Junker, und zwang ſich ein heiteres Geſicht auf. Es war ihm unmöglich, ſeinem theilnehmenden Diener zu geſtehen, daß er die Audienz verſchlafen hatte.

Sein Mißgeſchick ſetzte ihn auf ſolche Art ganz außer Thätigkeit, und aus Verdruß beſchloß er, in den erſten vierzehn Tagen keinen Schritt zu thun, der ihn dem Hofe oder dem Hochzeitbette näher bringen könnte. Das dringendſte Geſchäft war ein Brief ins väterliche Haus, der ihm nicht leicht ward, weil er ſeine begangenen Fehler künſtlich bemänteln mußte. Die Geſchichte mit dem Backfiſch erzählte er ziemlich getreu; doch das Schläſchen, das er im Audienzzimmer des Oberhofmarſchalls gemacht hatte, verſchwieg er, und half ſich mit der Nothlüge, er habe bis jetzt Sr. Excellenz, wegen des täglichen Zudrangs anderer Hofierer, noch nicht aufwarten können.

Als der Brief fertig und zuſammengelegt war, ward er, nach Vater Arbogaſts Weiſe, mit einer zarten ſeidenen Schnur durchzogen und dreyfach petſchiert. Gebler trug ihn auf die Poſt, blieb lange aus, und da er zurück kam, war er ungemein fröhlichen Angeſichts, uud ſchien ein wenig zu taumeln.

„Was iſt Ihm?“ fragte Ortlieb. „Er thut ja, als wär's im Oberſtübchen nicht richtig.“

„Beynahe, gnädiger Herr!“ antwortete Gebler. „Ein Unbekannter, den ich in meinem Leben nicht geſehen habe, tractirte mich mit einer Flaſche Wein; und wie ſich das fügte, will ich Ihnen erzählen. Als ich vorhin auf die Poſt ging, kam nicht weit von unſerm Hauſe ein Fremder an mich heran, und fragte höflich nach einer Straße, die ich ihm nicht nachweiſen konnte. Bey dieſer Gelegenheit fielen ſeine Augen auf Ihren Brief. Er wunderte ſich über die ſeidene Naht und die vielen Siegel, und bat mich um Erlaubniß, dieſe vorſichtigen Anſtalten näher zu betrachten. Mißtrauiſch hielt ich den Brief mit beyden Händen, und ſo beſah er ihn hinten und vorn. Er machte viel Weſens von der Künſtlichkeit der Befeſtigung; er freute ſich, daß er etwas

Neues und Nützliches gelernt hätte, und aus Erkenntlichkeit nöthigte er mich, als ich den Brief auf die Poſt gegeben hatte, in ein Weinhaus. Da ließ er denn ein gutes Tröpfchen einſchenken, und fand ſolch Gefallen an mir, daß er mich beym Abſchiede bat, morgen um dieſelbe Stunde wieder ſein Gaſt zu ſeyn.“ —

„Curios!“ ſagte Ortlieb. „Wenn nur nicht etwa der wohlthätige Weinengel ein Gauner iſt, der auf Betrug ausgeht.“

„Ho! ho!“ rief Gebler: „wäre das ſeine Abſicht, ſo driſcht er bey mir leeres Stroh. Ich trinke, wenn er will, das Königſteiner Weinfaß mit ihm aus, und er ſoll dafür nicht meinen ſchlechteſten Rockknopf erhaſchen.“

So getroſt ging er des folgenden Tages wieder zu Weine. Er kam noch luſtiger als das erſte Mahl zurück, und war von ſeinem neuen Freunde ganz bezaubert. „Ein ſcharmanmanter Mann!“ ſprach er. „Auch muß er Batzen haben: denn er zehrt hier von der Schnur, und hängt bloß dem Vergnügen nach. Ich bat um ſeinen werthen Nahmen, und da erfuhr ich denn, daß er Niemand heißt.“

Das alles ließ Ortlieb an ſeinen Ort geſtellt ſeyn.

Einige Tage nachher ging er mit Geblern aus. Als ſie kaum den Fuß über die Schwelle geſetzt hatten, tipfte der Schneidermeiſter ſeinen Herrn von hinten auf die Schulter, und ſagte leiſe: „Da kommt Herr Niemand!“ — Es war ein wohlgekleideter Mann von ungefähr dreyßig Jahren. Er grüßte im Vorbeygehen den Junker mit Anſtand, winkte ſeinem Freunde mit den Augen, und beſprach ſich in einiger Entfernung mit ihm. „Der Mann iſt ordentlich in mich verliebt!“ ſagte Gebler nachher. „Er hat mich ſchon wieder auf morgen ins Weinhaus eingeladen."

Dießmahl ſetzte Herr Niemand ſeiner wunderbaren geſelligen Neigung zu dem trocknen Schneider dadurch die Krone auf, daß er mit ihm Brüderſchaft trank. Der ernſthafte Meiſter geſtand: er habe ſich in ſeinen Jahren zu dieſer burſchirenden Vertraulichkeit ungern entſchloſſen, und mit Widerwillen nur nachgegeben, um ſeinen freygebigen Freund nicht zu beleidigen.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Ortlieb erhält verdrießliche Briefe, und wird von einem Grobian aus dem Bette geſtäubert.

Geblers Trinkfeſte dauerten fort. Sein Dutzbruder begnügte ſich in der Folge nicht mehr, ihn zufällig auf der Straße zu finden; er kam, wenn er bey einem Glaſe Wein mit ihm ſchwatzen wollte, ins Uhrmanniſche Haus, und führte ihn mit ſich hinweg, oder beſtellte ihn auf eine gewiſſe Stunde. Ortlieb, mehr Freund als Gebiether, gönnte und erlaubte ſeinem alten Getreuen dieſe Ergötzlichkeiten; er ſelbſt aber hatte von allen Seiten nichts als Verdruß.

Einſt, als er ſich eben mit lebhafter Eßbegierde zu Tiſch ſetzen wollte, erhielt er folgende Zuſchrift:

„Mein Herr von Runenſtein, es hat

„Ihnen geſtern beliebt, einen Brief an Fräulein
„von Ellerbach in meine Wohnung zu
„ſenden: da aber aus bekannten Urſachen
„für jetzt keine Correſpondenz Statt finden
„kann, ſo habe ich ihn unentſiegelt dem
„Vulcan geopfert. Dieß zur Nachricht von

Ihrer ehrendienſtergebenen
Rebecka Tarantel."

Er las mit großen Augen; er las wiederhohlt. Die Kammerjungfer wartete auf Antwort. „Es iſt mir gleichgültig," — ſprach er, nach einigem Beſinnen, ziemlich herzhaft — „ſehr gleichgültig iſt es mir, daß Madame Tarantel dem Vulcan ein Opfer gebracht hat. Der Brief war nicht von mir; das betheuere ich bey meiner Ehre."

„Still, ſtill!" ſagte die Kammerjungfer. „Sollte man das glauben, ſo müßte den Brief nicht Ihr alter Bedienter gebracht haben. Den kenn' ich an ſeinem Mantel wie einen Dreyer!"

Ortlieb wollte Geblern rufen und mit ihr confrontiren; aber huſch! war ſie fort.

Drey Tage darauf kam ſie abermahl, und wieder ein Brief.

„Ich verbitte künftig Serenaden vor „meiner Wohnung. Sie ſetzten dadurch in „der vorigen Nacht die ganze Straße in „Bewegung. Wollen Sie Fräulein Helenen „in einen übeln Ruf bringen? Den Brief „haben Sie abgeläugnet; aber bey dem „Ständchen dürfen Sie mir dieſe Ausflucht „nicht biethen. Ich ſah Sie, mit meinen „eigenen Augen ſah ich Sie und Ihren al„ten Diener an der Spitze der Muſikanten. „Himmel! wer hätte das in Ihnen geſucht!

Rebecka Tarantel."

„Mamſell, das wird mir zu bunt!" fuhr Ortlieb auf. „Madame ſcherzt entweder mit mir, oder die Serenade muß ein teufliſches Blendwerk geweſen ſeyn. Um welche Stunde ſoll ich ſie denn eigentlich gebracht haben?"

„Wunderbare Frage!" verſetzte die Kammerjungfer. „Das wiſſen Sie doch ſelbſt! Sie ſtanden ja in Lebensgröße vor den Muſikanten, und traten mit dem Fuße den Takt. Es war in der vorigen Nacht zwiſchen elf und zwölf Uhr." —

„Das iſt mir lächerlich!" ſprach der Junker. „Um dieſe Zeit bin ich immer, wie ein Gefangener, hier eingeſchloſſen. Das muß mir im Nothfall mein Hauswirth vor Gericht bezeugen."

„Wir glauben unſern Augen mehr;" ſagte die Kammerjungfer, und wipſte fort.

Wenige Tage nachher gab es einen noch ſchlimmern Auftritt.

Eines Morgens um vier Uhr ward die Hausklingel heftig gezogen. Herr Uhrmann erwachte, wunderte ſich, machte jedoch keine Anſtalt, ſein Pförtneramt zu verwalten, weil er das nie früher als um acht Uhr that. Die Glocke lärmte indeſſen eine Viertelſtunde lang immer ſtärker; dann ward die Hausthür mit Händen und Füßen bearbeitet, eine Menge kleiner Steine an die Fenſter geworfen, und dabey aus vollem Halſe gerufen: „Herr von Runenſtein! Herr von Runenſtein!“ So ſtieg der Lärm, bis Uhrmann, um ſein Haus vor Verwüſtungen zu retten, den Stürmer hereinließ. Es war ein gemeiner Menſch; er verlangte, den Herrn von Runenſtein augenblicklich zu ſprechen; der Junker mußte geweckt werden. „Sie ſind mir ein ſchöner Kunde!“ fuhr Jener auf ihn los. „Ich leihe Ihnen ein junges, ſchönes Pferd, das ein König reiten könnte, und Sie ſchicken mir eine alte, blinde und lahme Kracke zurück!“ — Ortlieb ſtarrte ihn an, und raunte ſeinem Hauswirth ins Ohr: „Iſt vielleicht das Tollhaus in der Nähe?" — Uhrmann ſchüttelte den Kopf; der Junker wandte ſich zu dem Tumultuanten, und fragte: wer er ſey, und was er wolle. „Ich bin der Pferdeverleiher Schimmel, und verlange meinen braunen Engländer." — „Von mir?" — „Zum Henker! von wem ſonſt? Sie ließen ihn ja geſtern Nachmittags bey mir abhohlen, ritten in die Marienſtraße, und courbettirten da vor einem Hauſe, worin junge Frauenzimmer erzogen werden, eine halbe Stunde lang auf und nieder. Das weiß ich von ſicherer Hand. Nachher führte Sie der Teufel hinaus nach Gauchheim, wo immer ein Convent von Miethpferden iſt, und da tranken Sie ſich wahrſcheinlich einen Haarbeutel, und erhaſchten beym Fortreiten in der Nacht ein unrechtes Pferd." —

„Das iſt nicht möglich, Herr Schimmel!" fiel Uhrmann ein. „Dieſer junge

Cavalier war geſtern den ganzen Tag zu Hauſe, und kann alſo weder in die Marienſtraße noch nach Gauchheim geritten ſeyn.“

Doch indem der Eremit ſeinen Hausgenoſſen ſo vertheidigte, und der Pferdeverleiher ſchon zweifelhaft ward, trat Gebler herzu, und verdarb wieder alles. „Donner und Wetter!“ rief Schimmel: „da ſteht ja leibhaftig der Mann, der den Braunen bey mir abhohlte!“ — Gebler ſtutzte; als man ihn aber von dem wunderbaren Anſpruche des Pferdeverleihers näher unterrichtete, gerieth er in einen unbeſchreiblichen Zorn, und es fehlte nicht viel, ſo wären ſie einander in die Haare gefallen. Zum Glück tönte jetzt auf's neue die Hausglocke, und dießmahl war es Friedensgeläut: denn ein Bothe aus Schimmels Hauſe meldete ihm die erfreuliche Ankunft des braunen Engländers, den ein anderer Pferdeverleiher gegen ſeinen invaliden Gaul ehrlich ausgetauſcht hatte.

„Nun iſt's gut!" ſagte Schimmel, und trabte vergnügt von dannen; aber Junker Ortlieb und ſein Diener ſahen ſich traurig an, und waren beyde geneigt, ſich für bezaubert zu halten.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Eine unerfreuliche Audienz und ein Scheltbrief, der vollends dem Faße den Boden ausſtößt.

Des Oberhofmarſchalls Zorn hatte nun Zeit genug zum Verkühlen gehabt: Ortlieb wagte ſich alſo wieder ins Vorzimmer Sr. Excellenz, und ward, nach erfolgter Meldung, ins Audienzgemach geführt, wo ihn beym Anblick des Sopha's, auf welchem er einige Wochen zuvor ſo ſüß geſchlummert hatte, ein Schauer befiel. Kerzenſteif blieb er dießmahl an der Thüre ſtehen, und der Oberhofmarſchall kam ſo ſchnell, als wär' ihm bange, der junge Phlegmaticus möchte ſonſt wieder einſchlafen.

Ortlieb verbeugte ſich ſo tief, als er nur konnte. Es half ihm nichts; der hohe Patron ließ ſich dadurch nicht beſtechen, ihn mit dem zugedachten Verweiſe zu verſchonen. „Ich wunderte mich neulich, Sie hier ſchlafend zu finden;" begann er mit kalter Gelaſſenheit: „aber das Räthſel iſt gelöſ't; ich höre, Sie ſind ein Bon-vivant, der ſeinen Nächten ihr Recht entzieht, und ſie zu Bacchanalen und Serenaden verwendet. Eine ſo diſſolute Lebensart iſt mit den ſtrengen Sitten unſers Hofes unverträglich: bemühen Sie ſich alſo vor der Hand nicht weiter um Anſtellung, die unter ſolchen Umſtänden nicht Statt finden kann." —

Mit dem letzten Worte verſchwand der

ſträfliche Hofmann, ehe noch Ortlieb einen Laut zu ſeiner Vertheidigung aufbringen konnte. Er ſchlich kopfhängend nach Hauſe, und es ward ihm bey den unbegreiflichen Beſchuldigungen, womit man ihn von allen Seiten angriff, immer glaublicher, daß ein böſer Zauberer ſein Spiel mit ihm treibe.

Es verging indeſſen nachher eine ruhige Woche, ohne daß er ein neues widriges Begegniß erfuhr. Aber dieſen Waffenſtillſtand kündigte folgender Brief auf:

„Sie ſind mir ein wahres Phänomen!
„Nach Ihrem Anſehen ſollte man glauben,
„Sie könnten nicht bis auf Drey zählen:
„aber Sie ſind ein Wolf im Schafskleide,
„den ein feindſeliges — mir feindſeliges
„Fatum hierher führte. Sie und Ihre
„abenteuerlichen Streiche ſetzen meine Er-
„ziehungsanſtalt in Gefahr, ihren ſeit zwan-
„zig Jahren behaupteten guten Ruf zu ver-
„lieren. Bey Nacht Serenaden, am Tage

„Gallopaden vor meinen Fenſtern! — was „muß die Welt von mir und meinen Zöglingen denken! — Und immer ſchleicht „Ihr alter Geſchäftsträger, der ſich durch „ſeinen abſcheulichen Mantel bemerkbar und „zum Kinderſpott macht, wie ein Geſpenſt „um's Haus, und lauert auf Gelegenheit, „Briefe an Fräulein von Ellerbach hinein „zu paſchen. Fruchtloſe Mühe! Alle Ihre „Briefe kamen in meine Hände; ich verbrannte wenigſtens ein Dutzend, ohne Verletzung des Siegels; doch den letzten zu „erbrechen, rieth mir ein guter Engel, und „ich fand ſtaunend, daß Sie mit dem Plan „umgehen, Helenen zu entführen. — Ich „danke dem Himmel, daß ich dieſen heilloſen Anſchlag entdeckte. Wär' er Ihnen „gelungen: er hätte den gänzlichen Verfall „meiner Penſionsanſtalt zur Folge gehabt. „Doch die Gefahr iſt vorbey. Ich habe „Fräulein Helenen, um ſie allen weitern

„Nachſtellungen zu entrücken, ihren Aeltern „zurückgeſendet. Sie iſt geſtern unter ſicherm „Geleit nach Bärenfels abgereiſ't, und nun, „mein Herr, hoffe ich vor Ihnen Ruhe zu „haben.

Rebecka Tarantel."

Dieſer Brief trieb dem Junker die Haare zu Berge. „Ach, was wird Papa ſagen!" ſprach er ſeufzend. „Aber wer kann dafür? Es iſt doch nun klar, daß alle dieſe Geſchichten nicht mit rechten Dingen zugehen."

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Ein großer Auflauf, den ein ankommender Courier verurſacht.

Die Braut war fort, der Weg zu einem Hofamte verſchloſſen: unſer Held hatte folglich in der Reſidenz nichts mehr zu ſchaffen, und konnte nach Hauſe reiſen, wenn er wollte. Er ſehnte ſich auch herzlich nach der Ruhe des Landlebens; ihm war nur bange, daß er von ſeinem Vater übel empfangen werden möchte. „Was hilft das Zaudern?“ ſagte Gebler. „Friſch gewagt iſt halb gewonnen, und ein gutes Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen. — Doch halten Sie es für gut, gnädiger Herr, ſo will ich erſt meinen Freund Niemand, der ein ſehr verſtändiger Mann iſt, um Rath fragen.“

Ortlieb hatte nichts dagegen. Gebler

ging zu ſeinem Orakel, und meldete ihm den neuen Vorfall: denn die ältern waren ihm ſchon zuvor nach und nach bey der Weinflaſche vertraut worden. Herr Niemand ereiferte ſich ſchrecklich über Madame Tarantel. „Das Weib hat Erſcheinungen oder iſt rein toll!“ fuhr er auf. „Aber des Fräuleins Aeltern werden das eigenmächtige Schalten und Walten mit ihrer Tochter gewiß nicht billigen. Darum iſt mein wohlmeinender Rath: ihr wartet den Ausgang der Sache hier ab; denn da der alte Herr ein ſo pünktlicher und bedachtſamer Mann iſt, ſo würde er ohne Zweifel die unbefohlne Rückkehr ſeines Sohnes für eine Uebereilung erklären, und ihr guten Leutchen kämt dann aus dem Regen in die Traufe.“ —

„Du haſt Recht, Herr Bruder!“ ſagte Gebler. „Wir dürfen unſern Poſten nicht verlaſſen.“ —

Sie blieben alſo in der Hauptſtadt, und er-

erwarteten von einem Tage zum andern ihren Rappell. Während dieſer Zeit, die ſich faſt auf einen ganzen Monat ausdehnte, begab ſich nichts Neues bey ihnen. Herr Uhrmann, den die bisherigen Störungen ſeines Hausfriedens nicht wenig verdroſſen hatten, ward nun allmählich mit ſeinen Miethleuten wieder zufrieden. Aber dieſes gute Vernehmen dauerte nicht lange.

Eines Morgens wälzte ſich eine jauchzende Volksmaſſe die Straße herab, und auf das Uhrmannſche Haus zu. In der Mitte der wogenden Menge knallte von Zeit zu Zeit eine Peitſche, und ein Federbuſch ragte hervor, auf den alle Augen gerichtet waren. Ortlieb und Gebler ſprangen ans Fenſter, und riefen beyde zugleich: „Da kommt unſer Zachäus!" Und es war wirklich der Zwerg, der, als Courier, von Runenſtein anlangte. Das zahlreiche Gefolge, das er durch ſeine Geſtalt und ſeltſame Tracht an ſich gezogen hatte, machte ihn nicht im mindeſten verlegen. Ernſt und ſtolz wie ein Fürſt, der, von jubelnden Unterthanen umringt, ſeinen Einzug hält, ritt der kleine Gerngroß daher. Als er an der Thür abſtieg, drängten ſich mehrere Knaben zu der Ehre, ſein Roß zu halten. Er wählte den tüchtigſten aus, übergab ihm den Zügel, und befahl ihm mit aufgehobener Peitſche, ſeinen Dienſt gehörig zu verrichten, oder einer nachdrücklichen Züchtigung gewärtig zu ſeyn.

Er ſtiefelte mit klirrenden Spornen, wie ein Küraſſier, die Treppe hinauf, und übergab dem Junker folgendes Schreiben:

„Mein Sohn!

„Was du thuſt, das thue bedachtſam, „und bedenke das Ende! — Dieſen Spruch „eines alten Weiſen hörteſt du tauſendmahl „aus meinem Munde: er ging aber, leider! „bey dir zu einem Ohre hinein und zum

„andern wieder hinaus. Dein kurzer Aufenthalt in der Hauptſtadt war eine lange „Kette von Unbeſonnenheiten und Ausſchweifungen, worüber die betrübendſten Nachrichten bey mir eingelaufen ſind.“

(Hier folgte nun das ganze Sündenregiſter, das aus des Oberhofmarſchalls und der Madame Tarantel nach Bärenfels geſchriebenen Briefen entnommen, und ziemlich vollſtändig war.)

„Es iſt ein Glück,“ — fuhr Arbogaſt fort — „ein großes Glück, daß Herr von „Ellerbach anders denkt als ich. Er tadelt „von allen deinen Vergehungen nur die einzige, daß du auf dem Sopha Sr. Excellenz des Oberhofmarſchalls eingeſchlafen „biſt. Das ſcandalöſe Mißverſtändniß mit „dem Backfiſch beluſtiget ihn; deine halsbrechenden Courbetten auf dem Steinpflaſter,

„die ich mir nicht ohne Grauſen denken kann, haben ſeinen ganzen Beyfall, und den abenteuerlichen Gedanken, Helenen zu entführen, erklärt er für eine romantiſche Plaiſanterie. Bey dieſen Anſichten zürnt er auf Madame Tarantel, daß ſie den artigen Scherz — wie er deinen tollen Einfall zu nennen beliebt — ſo ernſthaft genommen hat. Auch Fräulein Helene iſt dir nicht abhold. Die Heirathstractaten ſind daher, zum Vergnügen und Troſt deiner Mutter, noch nicht abgebrochen. Vetter Ellerbach ſchmeichelt ſich ſogar, Se. Excellenz zu verſöhnen, und dir noch einen Hoftitel — wovon er nun einmahl nicht abgeht — auszuwirken. Vor allen Dingen aber verlangt man in Bärenfels — ich weiß nicht aus welchem Grunde — ein getreues Bildniß von dir. Laß dich alſo von einem geſchickten Künſtler mahlen, und die Ähnlichkeit des Porträts entweder gericht-

„lich oder durch einen geſchwornen Notarius mit rechtskräftigen Formalitäten beglaubigen. Die darüber ausgefertigte Urkunde ſende mir, nebſt dem Gemählde, „durch meinen Kammerdiener Zachäus Trill „baldmöglichſt zu, und ſey indeſſen ſtill und „ehrbar in der Reſidenz weiterer Anordnung „gewärtig.

„Dein Hauswirth iſt ein Mann nach „meinem Herzen. Empfiehl mich ihm, und „lebe wohl.

Arbogaſt von Runenſtein.“

„Ha! ha! ha! wir kommen mit einem blauen Auge davon!“ rief Gebler freudig aus, als ihm Ortlieb den Brief vorgeleſen hatte. Sie überlegten nun, wo ſie einen guten Bildnißmahler auftreiben ſollten. Der Schneidermeiſter wollte ſeinen Dutzbruder darüber zu Rathe ziehen, und in dieſem Moment trat Herr Niemand, wie gerufen, herein. Gebler trug ihm die Sache vor, und kam glücklicher Weiſe gleich vor die rechte Schmiede. „Ich verſtehe ſelbſt ein wenig von der Mahlerkunſt;“ ſagte Niemand: „und ich bin gern bereit, dem Herrn von Runenſtein mit meinem Pinſel zu dienen.“ — Dieſes gefällige Erbiethen ward mit Freuden angenommen. Herr Niemand eilte fort, um ſeine Mahlergeräthſchaften zu hohlen. Er brachte, nach einer kurzen Abweſenheit, Zeichenpapier und Rothſtift, und entwarf in wenigen Minuten von Ortliebs Kopf einen flüchtigen Umriß. „Das iſt genug;“ ſagte er, „Meine Fantaſie überhebt Sie der Mühe, mir länger zu ſitzen. Ich werde, ohne weitere Vorbereitungen, innerhalb zwey oder drey Tagen ein Oehlgemählde liefern, womit ich Ehre einzulegen hoffe.“ — Mit dieſem Verſprechen empfahl er ſich.

„Das ſcheint mir ein Windbeutel!“ ſprach Zachäus. „Er crayonnirte ſtümperhaft, und aus ſolchen ungeſchickten Anſtalten kann überhaupt kein gutes Oehlbildniß entſtehen."

„Man kümmere ſich doch nicht um ungelegte Eyer!" ſchalt Gebler.

„Nun, nun, Alter, brumme nur nicht!" ſagte der Zwerg. „Führe mich lieber ein wenig in der Stadt ſpazieren, und halte mir durch dein ehrwürdiges Anſehen den ungezogenen Pöbel vom Leibe!"

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Eine Erkennungsſcene. — Der Zwerg reitet aus einem Zimmer ins andere. — Herr Niemand hält Wort.

Zachäus und Gebler gingen mit einander aus. Die Wachparade zog eben auf. Vor der Janitſcharenmuſik brüſtete ſich mit ſpaniſchen Schritten eine Rieſengeſtalt, warf ihren Commandoſtab hoch in die Luft, fing ihn wieder, und machte noch andern Hokus Pokus damit. „Alle Wetter!“ rief Zachäus. „Da finde ich meinen Univerſitätsfreund Knochenberg — die ſogenannte Mamſell Goliath — in einen martialiſchen Regimentstambour verwandelt!“ — Sie folgten der Parade, bis ſie ſich in einzelne, nach den Wachhäuſern beſtimmte Abtheilungen auflöſete, und auch die muſikaliſchen Janitſcharen aus einander gingen. Zachäus drängte ſich zu ihrem Aga hin. Der Rieſe ſah ihn nicht, und trat ihn beynahe zu Boden. „Sachte, ſachte, Mamſell Goliath!“ ſchrie der Zwerg. Der Janitſcharen-Aga blickte hinab, erkannte ſeinen winzigen Freund, hob ihn mit Freudengeſchrey zu ſich empor, küßte ihn herzlich, und trug ihn durch die andringende Fluth des Volks in ein nahes Weinhaus.

Hier erzählten ſie einander ihre Lebensläufe. Knochenberg war eben ſo, wie Trill, wegen des blutigen Gefechts mit den Kutſchern, von der Akademie verwieſen worden. Mangel an Vermögen und nützlicher Wiſſenſchaft hatte ihn Anfangs genöthiget, dem Kalbfell zu folgen: doch ſeine impoſante Geſtalt und ein wenig Tonkunde erhoben ihn bald zu der Ehre, dem Kalbfell voran zu gehen, und er war mit ſeinem Looſe zufrieden.

Indem Zachäus mit ſeinem Freunde einige Flaſchen Wein ausſtach, gab es ſeinetwegen zwiſchen dem Junker und deſſen Wirth einen Streit. Herr Uhrmann war über den Auflauf, den der Zwerg vor der Hausthüre veranlaſſet hatte, ſehr ungehalten, und wollte ſchlechterdings dem Unruhſtifter nicht erlauben, in der Einſiedeley zu wohnen. Der friedfertige Jüngling hätte nachgegeben, wäre nicht gerade Gebler dazu gekommen. Aber dieſer tapfere Vertheidiger der Rechte ſeines Gebiethers entſchied: es ſtehe jedem Herrn die Macht zu, ſeine Diener bey ſich zu haben, und das könne kein Teufel ihm wehren. Uhrmann, der die Wahrheit dieſes Ausſpruchs fühlte, widerrief nun ſein Interdict unter der Bedingung, daß ſich der kleine Kobold alles Lärmens enthalte, und wenig am Fenſter erſcheine, um der Neugier des Volks keine Nahrung zu geben.

Das verſprach man ihm halb und halb. Der Tag verfloß auch in ruhiger Stille; aber Nachts um elf Uhr entſtand wieder ein ungeheures Spectakel vor dem Hauſe. Der Janitſcharen-Aga rückte mit ſeinem ganzen Corps an, um dem werthen Univerſitätsfreunde eine feyerliche Nachtmuſik zu bringen. Die Straße, von Fackeln beleuchtet, ſchien in vollen Flammen zu ſtehen. Uhrmann erwachte mit Schrecken, ſtürzte ſich aus dem Bette, und griff nach ſeinen Koſtbarkeiten und Documenten. Doch die Muſik begann unter den Fenſtern; er zitterte nicht mehr; er barſt nur beynahe vor Zorn.

Plötzlich donnerte Zachäus an ſeine Stubenthür, und verlangte den Hausſchlüſſel. Er wollte das Janitſcharenheer in die Eremitage führen, und mit Wein und Kuchen bewirthen. Uhrmann ſchnob ihm ein grimmiges Veto entgegen. Fußſtampfend wiederhohlte Zachäus ſeine Forderung. Nochmahls rund abgeſchlagen! Nun ſchien ihm Selbſthülfe erlaubt: er griff raſch auf den Tiſch nach einem Ringe voll Schlüſſel. Aber mit längerm Arme kam Uhrmann ihm zuvor, und hielt den eiſernen Reif ſo hoch, daß ihn der Zwerg nicht erreichen konnte. Vergebens that er einige Sätze darnach. Doch bald ſprang er nicht mehr in die leere Luft; er ſprang dem Einſiedler, wie einem hölzernen Voltigirpferde, auf den Rücken, um die Schlüſſel auf dieſem Wege zu erobern. Uhrmann fluchte, ſchüttelte ſich, und wüthete wie ein unbändiger Gaul. Da er aber dadurch des Reiters nicht los ward, ſo rannte er mit ihm in Ortliebs Zimmer und ſchrie: „Hülfe! Hülfe! das Ungethüm bringt mich um!"

Zachäus ſprang ab. „Was giebt's denn?" fragte der Junker. „Dieſer Unhold verlangt den Hausſchlüſſel, um ein Regiment hier einrücken zu laſſen;" antwortete Uhrmann: „aber ich ſterbe lieber auf der Stelle, als daß ich den Schlüſſel herausgebe! — O, Herr von Runenſtein," — fuhr er ſeufzend fort — „in welche Unruhe verſetzen Sie mein Haus! — Ich hatte feindliche Dragoner, Küraſſiere, Huſaren, Chaſſeurs, und ſogar Mammeluken, im Quartiere: doch Keiner ſpielte mir ſo mit wie dieſer teufliſche Gnom! — Ich bitte Sie, Herr von Runenſtein, ziehen Sie aus! Ich beſtehe darauf: ziehen Sie aus!"

„Das kann in vier Wochen geſchehen;" ſagte des Junkers Vormund, der Schneidermeiſter.

„Nein, noch heute! noch heute!" rief Uhrmann hitzig.

„In vier Wochen!" wiederhohlte Gebler mit kaltem Blute. „Unſer Miethcontract läuft von Monat zu Monat. Wer uns früher los werden will, mag uns verklagen!"

„Gut, in vier Wochen!“ ſagte der proſeßſchene Eremit. „Gott helfe mir dieſe Zeit überſtehen!“ —

Er ging in ſein Zimmer zurück. Zachäus hatte ſich ſchon zuvor, aus Gefühl ſeines Unrechts, hinweg geſchlichen. Er lag im offnen Fenſter, klatſchte den Tonkünſtlern Beyfall zu, und rief hinab: er werde morgen die Ehre haben, ihnen insgeſammt an einem öffentlichen Orte eine Fete zu geben. —

Am dritten Tage nach dieſem Vorfall genoß Gebler des Triumphs, daß ſein Freund Niemand das verſprochene Porträt überbrachte. Es war zum Sprechen ähnlich; der Künſtler hatte nur Ortliebs ſteifen Lockenbau und veralteten Kleiderſchnitt ein wenig moderniſirt. Das herrliche Gemählde war auch ſchon in einen zierlichen, reichvergoldeten Rahmen gefaßt. Uebrigens verbat der großmüthige Mann alle Belohnung, und entfloh unaufhaltſam, als man ihm ein

Röllchen Ducaten, das ſchon für ihn bereit lag, aufdringen wollte.

„Der Menſch kann hexen!“ ſagte Zachäus. „Ich begreife kaum, wie er nur das gezwungen hat, daß die Oehlfarben in ſo kurzer Zeit trocken geworden ſind.“

„Das Bild iſt fertig, damit holla!“ brummte Gebler. „Und es iſt ſo wohlgerathen, daß wir getroſt damit vor Gericht treten können.“

Er und Ortlieb begaben ſich ſofort auf's Rathhaus. Als ſie aber um Vidimirung des mitgebrachten Gemähldes geziemend anſuchten, lachte man ihnen ins Angeſicht, und wies ſie ab. Sie fragten hierauf nach einem Notar. Man nannte ihnen einen alten Scribax, der ſich für baares Geld kein Bedenken machte, eine Albernheit zu begehen. Er fertigte ihnen mit der größten Bereitwilligkeit folgendes Inſtrument aus:

„Kund und zu wiſſen, wem es zu wiſſen nöthig. Nachdem Se. Hochwohlgeboren, S. T. Herr Ortlieb von Runenſtein, mich Endesbenannten anſuchend aufgefordert, ein mir vorgezeigtes Conterfey mit Deroſelben Geſichtszügen zu collationiren, und über den Befund eine ſchriftliche Urkunde auszuſtellen: als habe ich, in Gemäßheit ſothaner Aufforderung, das Abbild mit dem perſönlichen Originale ſorgfältig verglichen, und jenes dieſem (mit Ausnahme einiger unweſentlichen Varietäten im Gewand und in der Haarkräuſelung) vollkommen ähnlich befunden. Welches ich hiermit unter eigenhändiger Unterſchrift und beygedrucktem Sieg. zu bezeugen nicht ermangeln wollen.

„Getreulich, ſonder Gefährde. Jedoch mir und ſonſt männiglichen ohne „Scha-

„Schaden. So geſchehen und gegeben „u. ſ. w.“

(L. S.)

Mathias Gallus (vulgo Hahn.)

Notarius publicus Caesareus juratus
et immatriculatus.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Zachäus giebt ſeinen Freunden ein Bankett, und macht ſich dann unſichtbar.

Der geſtiefelte Kater — dieſen Spitznahmen hatten die Witzbolde der Hauptſtadt dem Zwerge beygelegt — ritt mit dem Porträt und der Beglaubigungsurkunde nach Runenſtein zurück. Drey Wochen nachher traf er in der Hauptſtadt wieder ein. Er überbrachte dem Junker den längſt erwarteten Rappell, und einen Brief des Herrn von Ellerbach an den Oberhofmarſchall. Dieſes neue Empfehlungsſchreiben griff durch. Ortlieb erhielt nach wenigen Tagen den Charakter eines Kammerjunkers, und es iſt nun unſere Schuldigkeit, ihn hinfort ſo zu betiteln.

Der väterliche Brief, den der Courier mitbrachte, war heiter; mitunter faſt ſcherzhaft. Das Porträt hatte in Bärenfels ausnehmend gefallen, und beſonders Helenen entzückt. „Sie ſpielt wie ein Aeffchen damit;" ſchrieb Arbogaſt: „ſie läßt es nicht aus den Augen. Eure künftige Ehe ſcheint wirklich im Himmel geſchloſſen, und wir beyderſeitigen Aeltern ſind geſonnen, euer Verbindungsfeſt ſo bald als möglich zu veranſtalten. Eile daher — die Poeten ſchreiben der Liebe ja Flügel zu — in deine Heimath. Wir reiſen dann mit einander nach Bärenfels, und feyern Schlag auf Schlag Verlobung und Hochzeit.“ —

Der Herr Kammerjunker fühlte ſich eben nicht mit Liebesflügeln verſehen; doch die gnädigen Aeltern wollten, daß er ſich ſchleunig vermählen ſollte, und er ſelbſt freute ſich heimlich auf den hochzeitlichen Tafelgenuß: daher beſtimmte er einen der nächſten Tage zur Abreiſe.

Indeſſen machte ſich der Zwerg tapfer luſtig. Er hatte, außer dem Oberhaupte der Janitſcharen, noch zwey Univerſitätsfreunde in der Reſidenz ausgegattert. Der eine war Inhaber und Director eines Puppentheaters; der andere ein Landſtreicher, der ſeit zehn Jahren Deutſchland durchzog, und Vorausbezahlung auf Bücher einſammelte, die er weder ſchreiben konnte noch wollte. Dieſe Herren bildeten, mit Einſchluß des Regimentstrommlers, ein treffliches Kleeblatt, und waren die täglichen Geſellſchafter des Zwergs. Doch ſtand er auch jetzt mit dem wackern Niemand auf einem freundſchaftlichen Fuße. Gebler wunderte ſich nur, daß dieſer Ehrenmann die lockere Fliege ſeines Umgangs würdigte.

Zachäus ſollte nach Runenſtein voraus reiten, und des Bräutigams Ankunft dort melden. Den letzten Abend in der Hauptſtadt wählte er zu einem Bankett, wozu er, mit Erlaubniß des Kammerjunkers, ſeine drey Freunde, den Rieſen, den Puppenſpieler und den Landſtörzer, ins Uhrmanniſche Haus einlud. Auch der gute Herr Niemand verſprach, in die Geſellſchaft zu kommen, und er hielt, wie immer, ſein Wort.

Es war ſchon faſt ſieben Uhr, als der lauerſame Hauswirth die Anſtalten des Banketts entdeckte. Er ſah Speiſen bringen, und Flaſchenkörbe mit Wein. Kurz darauf erſchienen die Gäſte. Nun ward ihm bange. Er ging auf den Zwerg, der geſchäftig hin und her lief, mit der Frage los: „Sollen denn die vielen Lebensmittel, die man hier einſchleppte, von jetzt bis acht Uhr verzehrt werden?“ — „Bis morgen früh um acht Uhr gewiß!“ antwortete Zachäus ſehr ernſthaft. Uhrmann ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen.

Der Schmaus begann; der Wein erhitzte die Köpfe; die luſtigſten Studentenlieder wurden geſungen. Gegen Mitternacht kam auch die Reihe an das berühmte Gaudeamus und den eben ſo berühmten Landesvater. Man ſpießte beym letztern, nach alter Burſchenſitte, einen Hut über den andern auf des Regimentstambours breiten Säbel. Zachäus, der ſeinen befiederten Courierhelm zu dieſer Feyerlichkeit nicht brauchbar fand, griff nach Geblers Hute. Der alte Meiſter verweigerte dieß verderbliche Darlehn. „Ey, zum Teufel!“ ſchrie der betrunkene Gnom: „ein Schneiderfilz muß ſich's zur Ehre ſchätzen, mit Studentenhüten zuſammengeſpießt zu werden!“ Damit entriß er Geblern den Hut, und blitzſchnell war er vom Schwerte durchbohrt. Der Eigenthümer ſchimpfte gräßlich. Zachäus wollte ihm eine Flaſche an den Kopf werfen; doch, des Ziels verfehlend, flog ſie mit ſchrecklichem Gepraſſel durch's Fenſter auf die Straße. Schäumend rannte Gebler fort, um des Kammerjunkers Beyſtand aufzurufen. Der tolle Zwerg lief ihm mit einem Stocke nach, und driſch ihn bis vor die Thür des Herrn.

Mit Unwillen vernahm der Kammerjunker die Mißhandlung ſeines treuen Dieners; und da der neue Hofrang ſeinen ſchwachen Muth etwas geſtärkt hatte, ſo war er flugs entſchloſſen, ſich aus dem Bette zu erheben, und durch ein Machtwort dem wilden Trinkgelage ein Ende zu machen. Aber indem er ſich ankleidete, fuhren die unſaubern Geiſter ſchon aus. Herr Uhrmann hatte ihnen, auf Anſuchen des Zwerges, mit wahrem Vergnügen die Hausthür geöffnet. Auch der kleine Trunkenbold, der ſich nichts Gutes verſah, war mit ſeinen Gäſten fortgegangen.

Am folgenden Tage erwartete man ihn von Stunde zu Stunde. Er ließ ſich nicht ſehen. Man glaubte Anfangs, er ſey ſchon nach Runenſtein geritten; aber ſein Pferd ſtand noch in dem Gaſthofe, wo es eingeſtallt war. Der Regimentstambour, bey dem ſich Gebler nach dem verſchwundenen Männchen erkundigte, betheuerte mit Eidſchwüren: er wiſſe nicht, wohin es geſtoben und geflogen ſey. Auch Herr Niemand zeigte ſich ſeit dem Bacchanale nicht wieder im Uhrmannſchen Hauſe, ob er gleich unter allen Zechern der beſcheidenſte geweſen war, und alſo nicht etwa nöthig hatte, ſich vor

Scham zu verbergen. Gebler wußte ſeine Wohnung nicht, und er hätte ſich doch gar zu gern bey ihm Raths erhohlt, wie man den abhanden gekommenen Zwerg in der unermeßlichen Stadt wieder finden könne. Vater Arbogaſt hatte ſich nun einmahl an ihn gewöhnt, und man ſcheute ſich daher, ohne das Diminutivum eines Kammerdieners nach Runenſtein zurück zu reiſen.

Das mußte denn endlich doch, nach drey oder vier Tagen, geſchehen, und der Kammerjunker noch vorher die Koſten des Banketts bezahlen, die ihm vom Speiſewirth und Weinſchenken dringend abgefordert wurden. Gebler hinterließ im Hauſe ein Abſchiedsbriefchen an ſeinen geliebten Dutzbruder, der es aber, wie ſich in der Folge zeigen wird, nicht abhohlte.

Am nächſten Sonntage ward, auf Herrn Uhrmanns Verlangen, unter andern Abkündigungen auch folgende von der Kanzel verleſen: „Ein hieſiger angeſehener Einwohner und Hausbeſitzer danket dem grundgütigen Gott für Errettung aus einer groſsen Unruhe, worin er ſich ſeit einigen Monaten befunden hat." —

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Arbogaſt hat üble Laune, und läſst ſie an einem Unſchuldigen aus.

Wohlbehalten kamen die Reiſenden in Runenſtein an. „Willkommen, willkommen!" rief Vater Arbogaſt, und ſchloß ſeinen Sohn freudig in die Arme. „Aber was iſt das?" ſprach er, als er das ledige Courierpferd hinten am Wagen angebunden ſah. „Wo habt ihr unſern Trill gelaſſen?"

„Wir glaubten, ihn hier zu finden;“ ſagte der Kammerjunker.

Kein Auge hatte ihn geſehen. Seine Ausſchweifungen in der Reſidenz wurden erzählt. Der Schneidermeiſter zeigte, zum Beweiſe der Wahrheit, die Wunde ſeines Hutes vor.

„Es iſt entſetzlich!“ rief Arbogaſt. „Ein trauriges Beyſpiel, daß ſich ein böſes Naturell zwar eine Weile zähmen, aber nicht ganz bändigen läßt.“

„Ja, ja!“ ſagte Gebler: „Die Katze läßt das Mauſen nicht!“

„So wenig als Er, mein Freund, Seine unglückliche Angewohnheit, immer von mir und meiner Familie zu plaudern;“ fiel Arbogaſt finſter ein, und bewies durch dieſen vom Zaune gebrochenen Vorwurf, daß ihn der Verluſt ſeines Kammerdieners verſtimmt hatte.

„Ich ſpreche nie etwas Böſes von Ihnen, gnädiger Herr!“ ſagte der redliche Diener. „Das weiß Der, der alles weiß!“ Er ſtreckte hierbey ſeine Hand muthig gen Himmel.

„Auch das Gute ſoll Er verſchweigen!“ ſprach Herr von Runenſtein etwas freundlicher. „Aber ich wette, Er hat in der Stadt wieder fleißig in die Trompete geſtoßen, und wer weiß, was für Unheil über kurz oder lang daraus entſteht.“ —

Betroffen ſchwieg Gebler. Er dachte an ſeine Trinkgeſpräche mit dem Dutzbruder. Doch war er übrigens ganz außer Sorgen, daß der biedere Niemand aus den Blumen des freundſchaftlichen Vertrauens Gift ſaugen könne und werde.

Alwina war im Stillen froh, daß ſich der unartige Zwerg, der nie recht in ihrer Gunſt ſtand, verkrümelt hatte. Nur Arbogaſts üble Laune, die dadurch rege wurde, war ihr unlieb. Er hatte ſeinen Zachäus ſogleich wieder nach Bärenfels ſenden wollen, um den Bräutigam anzumelden. Nun fehlte ein ſchicklicher Eilbothe. Das machte den alten umſtändlichen Herrn ſo verdrießlich, daß er einige Tage lang von der Reiſe gar nichts hören wollte. Doch nach und nach brachte ihn Alwina wieder ins rechte Geleis und in den Wagen. Sie ſelbſt begleitete mit ihm den werthen Sohn an den Ort der Vermählung. Auch Gebler ward mitgenommen, um allenfalls, wenn des Kammerjunkers Reſidenzleben vor dem Tribunale zu Bärenfels in Unterſuchung gezogen werden ſollte, zum Zeugen der Unſchuld zu dienen.

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Man will dem Kammerjunker ſtreitig machen, daß er ſeines Vaters Sohn ſey.

Herr von Ellerbach hob die Frau von Runenſtein ehrerbiethig aus dem Wagen, und umarmte herzlich ihren Gemahl. Als ſich aber der Kammerjunker, der indeſſen auch das feſte Land betreten hatte, vor ihm verbeugte, wich er mit Befremdung einige Schritte zurück, ſah ihn ſtarr an, und ſagte langſam und gepreßt: „Mit wem habe ich denn die Ehre — —?“

„Ey, das iſt ja mein Sohn, der Kammerjunker!“ rief Arbogaſt lachend.

„Ihr Herr Sohn?“ — fragte Ellerbach, und blickte bald ihn, bald den Kammerjunker, mit großen Augen an. Endlich machte er dem Letztern eine kalte Verbeu gung, und führte ſtumm und gedankenvoll Alwinen die Treppe hinauf.

Oben im Zimmer zog er den Vater Runenſtein an ein Fenſter, und ſagte mit leiſer Stimme: „Wie viel Söhne haben Sie denn?“

„Leider nur Einen!“ ſeufzte Arbogaſt.

„Nun ja, das weiß ich! Und dieſer Sohn befindet ſich ſchon ſeit vier Tagen in meinem Hauſe.“

„Sie ſcherzen ſonderbar!“

„Auf Ehre: er iſt ſeit vier Tagen hier, und nur heute mit meiner Frau und meiner Tochter auf ein benachbartes Rittergut zum Beſuch gefahren.“

„Spaßhafter Mann!“ rief Arbogaſt. „Sie legen es darauf an, mich in Verwirrung zu ſetzen.“

„Nein, das iſt Ihre Abſicht, mein werther Couſin!“ entgegnete Ellerbach. „Sie bringen einen fremden jungen Mann mit, und geben ihn für Ihren Sohn aus!"

Arbogaſt lachte laut auf, rief ſeine Gemahlin herzu, und trug ihr den Wirrwarr vor. Sie lächelte, wie über einen Scherz.

Ellerbach ging raſch in ein Nebenzimmer, brachte des Kammerjunkers Porträt, und ſagte: „Dieſes Gemählde haben Sie mir doch wohl zugeſchickt?"

„Ey wohl!" antwortete Arbogaſt. „Und ich ſandte Ihnen zugleich ein Notariatszeugniß, daß es das wohlgetroffene Bildniß meines Sohnes ſey."

„Es hat allerdings mit dem jungen Herrn, den Sie Ihren Sohn zu nennen belieben, einige Aehnlichkeit;" verſetzte Ellerbach: „allein der rechte Mann, deſſen zarteſte Geſichtszüge, wie aus dem Spiegel entführt, auf dieſe Leinwand gezaubert ſind, deſſen natürliche Friſur und moderne Kleidung mit dem Gemählde auf's genaueſte übereinſtimmen, und den meine Tochter, die ihn oft in der Reſidenz unter ihren Fenſtern zu Pferde ſah, beym erſten Anblick des Gemähldes wieder erkannte — kurz, der wahre Ortlieb von Runenſtein, der dieſen zum Scherz eingeführten Nebenbuhler ſiegreich aus dem Felde ſchlagen wird — langte bereits vor vier Tagen hier an, und meldete, daß ihm ſeine lieben Aeltern bald folgen würden. Das iſt denn, zu meinem großen Vergnügen, jetzt eingetroffen, und Sie werden nach einigen Stunden die Freude haben zu bemerken, wie zärtlich Ihr trefflicher Sohn und mein Mädchen ſich lieben. Ich erwarte ſie noch vor Abend zurück." —

Das Blatt hatte ſich nun gewendet. Anfangs war Herr von Ellerbach beſtürzt und Arbogaſt lachte: doch jetzt gerieth die Familie Runenſtein in ein dunkles Labyrinth, und irrte verlegen und ängſtlich darin umher. Am ruhigſten war der Kammerjunker, ungeachtet man ihm ſeine Braut und ſeinen Nahmen ſtreitig machte. Er ſtopfte ſich eine Pfeife, ſetzte ſich auf's Sopha, und erwartete gelaſſen den Ausgang.

Gegen Abend raſſelte ein vierſpänniger Wagen in den Schloßhof. „Da kommen die Meinigen!" ſagte Ellerbach. „Nun, Herr Gegenbräutigam, rüſten Sie ſich!"

Nach einer Minute traten Frau von Ellerbach und Helene ins Zimmer, und hinter ihnen der vorgebliche Ortlieb von Runenſtein, ein ſchöner, junger, blühender Mann. „Es iſt Zeit, daß Sie kommen, lieber Runenſtein!" rief ihm Ellerbach zu. „Es hat ſich ein Afterbräutigam eingefunden." —

„So?" — ſagte der junge Mann mit ruhigem Lächeln.

Indeſſen begrüßten die Damen von Ellerbach das Runenſteinſche Paar. Der Kammerjunker legte ſeine Pfeife, wiewohl ungern, aus der Hand, und ſcharrfüßelte zu

Helenen hin. Zuſammenſchreckend, als ſähe ſie ein Geſpenſt, zog ſie ſich zurück, und trat, wie Schutz ſuchend, neben ihren Begleiter, den die ganze Familie Runenſtein anſtarrte.

„Die Herrſchaften ſpielen ihre Rollen ſo vortrefflich, als wären ſie auf dem Theater geboren!“ rief Ellerbach luſtig aus. „Und auch Sie“ — ſprach er zu dem Fremdling — „auch Sie tragen das Ihrige zum Gelingen der gut einſtudirten Comödie redlich bey! — Aber laſſet uns der Poſſe ein Ende machen, und ohne Zwang heiter und fröhlich ſeyn! — Gehn Sie, werfen Sie ſich Ihren Aeltern in die Arme!“ —

„O, wenn ich das dürfte!“ — ſagte der junge Mann mit einem ernſten, wehmüthigen Tone.

Es entſtand eine Todtenſtille, und er fuhr fort, wie folgt.

Vierzigſtes Kapitel.

Geſtändniſſe eines Abenteurers.

„Ich habe nicht das Glück, der Familie von Runenſtein anzugehören.“ —

Ellerbach und die Seinigen erſchraken. Helene bedeckte mit beyden Händen ihr Geſicht.

„Weder Rang noch Reichthum ſind mir angeboren — doch davon hernach! Ich erkläre mich zuerſt über meinen kühnen Schritt in dieſes Haus. Die Liebe führte mich hierher, und die Liebe ſpreche mein Urtheil! —

Vor einigen Monaten kam ich, nach verſchiedenen Land- und Seereiſen, in die Reſidenz, ſah im Schauſpielhauſe Fräulein Helenen, und fand in ihr das Ideal von Schönheit und Anmuth, das mir lange vorgeſchwebt, und das ich noch nirgends gefunden hatte. Für mich gab es nun kein Schauſpiel; ich ſah nur ſie.

Es war natürlich, daß ich nach des Fräuleins Nahmen, Wohnung und Verhältniſſen forſchte. Ich erfuhr, ſie ſey einem Herrn von Runenſtein zur Gemahlin beſtimmt, und der Bräutigam ſey eben in der Hauptſtadt eingetroffen. Traurige Bothſchaft! Doch ich weiß nicht, wie es kam: es glimmte noch fort und fort ein Fünkchen von Hoffnung in meinem Herzen.

Ich war neugierig, den Glücklichen zu ſehen und zu ſprechen. Ich wollte ihn und mich gleichſam auf die Wage legen, und ſo mich prüfen, ob ich mit ihm einen Wettſtreit um Helenens Liebe beginnen dürfe. Es ward mir ſchwer, mich von der Wohnung meines Nebenbuhlers zu unterrichten; und als ich ſie endlich entdeckte, ſagte man mir: er lebe ſehr eingezogen, gehe nie in Geſellſchaft, und halte mit niemand Umgang. So war's unmöglich, mich ihm zu nahen. Ich trug daher meinem Bedienten auf, mit den Domeſtiken des jungen Einſiedlers Bekanntſchaft zu machen, und ihnen zu entlocken, was ich zu meinem Zweck wiſſen wollte.

Kurz darauf hatte mein Kundſchafter einen alten Diener des Herrn von Runenſtein auf der Straße getroffen, ihn angeredet, und bey einem Glaſe Wein von ihm erfahren, daß ſein Herr die ihm beſtimmte Braut noch nicht perſönlich kenne, weil er durch ein kleines, zwiſchen ihm und ihrer Erzieherin ausgebrochenes Mißverſtändniß bisher behindert worden ſey, dem Fräulein aufzuwarten." —

Vater Arbogaſt ſtutzte, und machte gegen ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn eine Pantomime, als wollte er ſagen: „Hört, hört, wie Gebler geplaudert hat!" —

„Dieſe Nachricht war mir unausſprechlich angenehm;“ fuhr der Erzähler fort: „ſie belebte das Fünkchen meiner Hoffnung zu einer wohlthätigen Flamme. Mein Bedienter pflog weitern Umgang mit dem Alten, ſchloß mit ihm Freundſchaft, ſpähte vor der Wohnung des Herrn von Runenſtein fleißig umher, und meldete mir bald mit großem Jubel: er habe den jungen Herrn auf der Straße geſehn, und mit Erſtaunen bemerkt, daß er mir an Geſtalt und Angeſicht außerordentlich gleiche. Ich gab mir Mühe, mich von der Wahrheit dieſer wunderbaren Entdeckung mit eigenen Augen zu überzeugen. Es glückte mir; ich ſah den Herrn von Runenſtein, ohne von ihm geſehen zu werden; und da ich wirklich zwiſchen ihm und mir Aehnlichkeit fand, ſo beſchloß ich raſch, ſeine Bräutigamsrolle zu ſpielen, und das Glück in Verſuchung zu führen, ob es, nach ſeiner alten Gewohnheit, dem Kühnen beyſtehen wolle.

Ich ſchrieb unter dem Nahmen Runenſtein an Fräulein Helenen. Mein Bedienter trug die Briefe. Er, vormahls ein Winkelſchauſpieler, gab ſich zu dieſem Bothengeſchäfte und zu allen andern, bey welchen er als Runenſteinſcher Diener gelten und erſcheinen wollte, die Geſtalt ſeines alten Freundes, der — wenn ich nicht irre — Gebler heißt. Mein Schlaukopf kleidete ſich genau wie Jener — der eben kein Schlaukopf ſeyn mag — und veralterte ſich mit theatraliſcher Kunſt durch Schminke. Die beyden Menſchen wären kaum, wenn man ſie beyſammen geſehen hätte, von einander zu unterſcheiden geweſen.

Es kam meinem Bedienten gut zu Statten, daß unſer Wohnhaus in zwey verſchiedenen Straßen Ausgänge hatte. Durch die Hauptthür ging er in ſeiner natürlichen Geſtalt, durch die Hinterthür als Gebler aus und ein. So blieb unſer Gaukelſpiel den

Nachbarn ein Geheimniß, und niemand konnt' es verrathen.

Meine Briefe fielen der Madame Tarantel in die Hände, und wurden verbrannt. Ich brachte dem Fräulein eine Serenade: Herr von Runenſtein erhielt deßhalb von der Erzieherin einen derben Verweis. Ich paradirte auf den beſten Miethroſſen, die zu haben waren, vor Helenens Fenſtern, und der Herr Kammerjunker gerieth einſt darüber mit einem Pferdeverleiher in Händel. Alle dieſe Verdrießlichkeiten klagte Gebler, als Neckereyen eines unbegreiflichen Schickſals, meinem Bedienten.“ —

Vater Runenſtein drohte mit geballter Hand hin nach der Thür, und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Warte, du alter Schwätzer!“ —

„Doch ſolche kleine Ränke“ — fuhr der Abenteurer fort — „brachten mich meinem Ziele nicht näher. Ein Hauptſtreich mußte gewagt werden. Ich bat Helenen — mit glühenden Worten der Liebe bat ich ſie, ſich der Tyranney ihrer Hofmeiſterin zu entreißen, und mit mir zu entfliehen. — Dieſen wichtigen Brief vertraute mein Pſeudo-Gebler einer Nähterin an, die er oft in das Erziehungshaus gehen ſah. Er beſtach ſie mit Gold; ſie gelobte treue Dienſte; doch ſie ward entweder vorſätzlich zur Verrätherin, oder ſie ließ ſich durch Ungeſchick ertappen. Kurz, mein Brief ging den Weg ſeiner Vorgänger: er kam in die Hand der ſtrengen Pädagogin; und da er ihr beſonders inhaltreich ſcheinen mochte, ſo warf ſie ihn nicht, wie die übrigen, ungeleſen ins Feuer; ſie erbrach ihn, und veranſtaltete hierauf plötzlich Helenens Abreiſe.“ —

„Das war unter ſolchen Umſtänden ſehr klug von ihr gehandelt!“ fiel Herr von Ellerbach ein. „Ich tadelte ſie Anfangs; denn ich glaubte, der ächte Bräutigam habe ſich nur ein wenig im romantiſchen Briefſtyl geübt. Aber bald nachher ahnten wir Intriguen oder Irrungen in der Perſon. Aus dieſem Grunde verlangt' ich des Kammerjunkers Porträt. Doch eben das, wodurch ich die Cabale entdecken wollte, machte mich wieder ſicher, indem meine Tochter, als das Bild ankam, gleich ausrief: Ja, das iſt er, das iſt Runenſtein!" —

„Aber wie konnte Fräulein Helene das ſagen?" wandte Arbogaſt ein. „Sie hatte [illegible] Sohn nie geſehn!"

„Freylich nicht;" verſetzte Ellerbach: „doch jedesmahl, wenn ſich der Rival unter den Fenſtern zu Pferde ſehen ließ, zeigte ihn Madame Tarantel meiner Tochter als den Herrn von Runenſtein: denn ſogar dieſe kluge Frau, die doch den Herrn Kammerjunker von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte, ward durch die Aehnlichkeit der beyden Geſtalten getäuſcht. — Aber das iſt mir ein

Räthſel, wie Sie, Herr Glücksritter, es anſtellten, daß des Herrn von Runenſtein Bildniß Ihnen ähnlicher ward als ihm ſelbſt.“ —

„Das ging äußerſt natürlich zu;“ antwortete der Fremdling. „Es iſt mein eigenes, ſchon vor einem halben Jahre gemahltes Porträt, das mein Bedienter, für einen Mahler ſich ausgebend, dem Herrn Kammerjunker in die Hände ſpielte.“ —

„O Himmel!“ rief Arbogaſt aus: „Und auch der dumme Notar atteſtirte blind ins Zeug hinein! Wie ward doch alle meine Vorſicht zu Schanden!“ —

„Nun hatt' ich gewonnen;“ ſprach der ſchlaue Gaſt weiter. „Ich erhielt nachher durch meinen gewöhnlichen Kanal die erwünſchte Nachricht, daß mein Bildniß, als ächt, hier anerkannt worden war, und Beyfall gefunden hatte; ich erfuhr Tag und Stunde, wenn der Herr Kammerjunker zu ſeiner Braut reiſen würde, und meine Leidenſchaft ſpornte mich zu dem Verſuch, ihm den Rang abzulaufen. Zu dieſem Wagſtück war ich an Leib und Seele gerüſtet: denn ich konnte der mir von der Natur zugetheilten Maske mit ſchicklichen Reden leicht entſprechen, weil mich mein Bedienter, durch Ausforſchung ſeines alten Freundes, in der Familie Runenſtein ſo einheimiſch gemacht hatte, als wär' ich in ihrem Schooße geboren. — So trat ich kühn, als Bräutigam, in dieſes Haus, und erwarte nun von der Liebe mein Urtheil." —

„Das würde wahrſcheinlich zu mild ausfallen;" ſagte Herr von Ellerbach. „Wir verfahren gelind genug, wenn wir Ihnen die Freyheit zugeſtehen, ſich ſogleich, ohne weitere Rüge Ihres ſtrafbaren Unternehmens, aus unſern Augen zu entfernen." —

Weinend ſprang Helene vom Stuhl auf, umarmte den Geliebten, und rief: „So gehn wir mit einander! Nichts ſoll uns ſcheiden!" —

Es ward ein allgemeiner Aufſtand. Nur der Kammerjunker blieb ruhig auf ſeinem Seſſel.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Jugendgeſchichte des Unbekannten.

„Helene!" — ſagte der Vater mit einem ſtrengen Tone — „bezeige dich deiner Abkunft würdig! Hier ſitzt dein Bräutigam!"

„Ach, eben weil er hier ſitzt, kann er nicht mein Bräutigam ſeyn!" antwortete ſie mit einem tragiſch-komiſcher Seufzer: denn auch ihr gegenwärtiges Leid konnte den angeborenen Muthwillen nicht ganz beherrſchen.

Alwina winkte dem bequemen Sohne, ſich zu erheben. Er ſtand gehorſam auf.

„Sprich ernſthaft!“ ſagte Ellerbach mit heimlicher Neigung zum Lachen: „was haſt du gegen den wackern Kammerjunker einzuwenden?“

„Nichts, mein Vater! Doch unſere Gemüther ſtimmen nicht zuſammen, und ich liebe dieſen Mann.“ —

„Verblendetes Mädchen!“ fiel Frau von Ellerbach ein: „wie kannſt du noch Den lieben, der dich und uns alle beliſtete, und uns noch kein Wort von ſeiner dunklen Herkunft geſagt hat?“ —

„Dunkel war ſie in der That;“ begann der Fremde mit einem Tone, worin ſich ſein Gefühl der Beleidigung ausſprach. „Ich lebte bis in mein zwölftes Jahr in einer elenden Waldhütte. Das war die Dienſtwohnung meines Vaters, der Auerfeld hieß, und im Auslande ein ſchlechtbeſoldeter Forſtmann war. Armuth und oft drückender Mangel, Entfernung von aufheiternder Geſellſchaft, und vielleicht ein geheimer Gram, deſſen Quelle mir verborgen blieb, bildeten ihn zu einem rauhen, furchtbaren Manne, zu einer Geißel des Schreckens für mich und meine Mutter. Er ſprach Wochen lang mit uns kein Wort, ſaß düſter, wie über geheimen Anſchlägen brütend, in einem Winkel, und berauſchte ſich in ſtarken Getränken. Zu andern Zeiten war er ein grillenhafter Zänker; man konnte ihm nichts zu Danke thun, und das kleinſte Verſehen brachte ihn ſo auf, daß er nach geladenen Gewehren griff, und Mord drohte. Wir Unglücklichen flohen oft bey ſolcher Gefahr in den Wald, und verweinten darin ganze Tage und Nächte, weil wir uns nicht in des Furchtbaren Nähe zurück wagten. Mir beſonders ſchwor er hundertmahl den Tod. Er haßte mich unausſprechlich. Ich kann mich keines an mich gerichteten freundlichen Wortes von ſeinen Lippen erinnern.

Einſt war meine Mutter einige Tage abweſend, und ich mit dem feindlichen Mann allein. Ich mußte ihn bedienen; ich that es mit willigſter Anſtrengung aller meiner Kräfte; doch Mißhandlungen waren mein Lohn. Angſt und Zittern machten mich nun wirklich ungeſchickter als ich in einem ruhigen Zuſtande war, und ſo beging ich einen Fehler, für den ich von ihm keine Verzeihung hoffen konnte. Ich ſtieß nähmlich, indem ich ihm etwas zureichte, eine volle Flaſche ſeines Lieblingsgetränks vom Tiſche, und ſie zerbrach. Wüthend fuhr er auf; ich entfloh; er verfolgte mich, weil er eben kein Feuergewehr zur Hand hatte, mit gezogenem Hirſchfänger tief in den Wald hinein: aber ich war ein beſſerer Läufer, er konnte mich nicht erreichen, und kehrte mit gräßlichen Flüchen wieder um.

Ich war kurz entſchloſſen, mich lieber durch die Welt zu betteln, als von ſeiner Hand zu ſterben. Keinen Pfennig hatt' ich in der Taſche; doch fiel mir ein, daß mir einſt meine Mutter ein ſorgſam verwahrtes Päckchen gezeigt und dabey mit Thränen geſagt hatte: Das iſt dein Erbtheil! — Dieſes Eigenthum wollt' ich nicht verlieren. Ich wußte, daß mein Vater gewöhnlich gegen Abend in einem Lehnſtuhle ſchlief, und ſehr feſt ſchlief. Um dieſe Zeit ging ich nach dem Forſthauſe zurück, ſchlich durch eine Hinterthür hinein, bemächtigte mich des Päckchens, und entkam damit glücklich. Aber meine Hoffnung, Geld darin zu finden, ſchlug fehl. Es enthielt werthloſe Kleinigkeiten, die mich gar nichts anzugehen ſchienen.

So war ich ein förmlicher Bettler. Ich ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, fand viel mitleidige Menſchen, die mich beſchenkten, doch vergebens ſucht' ich einen Herrn, der mich zum Diener annehmen wollte. Dieſer Irrlauf führte mich nach fünf oder ſechs Wochen vor die Mauern einer großen Stadt, wie ich noch keine geſehen hatte. Die Schildwachen am Thore ſchreckten mich. Es war mir bange, ſie würden mir den Eingang verwehren. Ich hoffte, in der Abenddämmerung unbemerkt hinein zu ſchlüpfen, und durchſtrich indeſſen einen nahen Luſtwald.

Hier ging in einer einſamen Gegend ein alter, wohlgekleideter Mann, mit einem Knaben meines Alters, ſpazieren. Das lebhafte Kind gaukelte fröhlich vor ihm herum, und er lachte gutmüthig darüber. O, wie glücklich, dacht' ich, iſt dieſer Knabe gegen mich Armen! — Mit dieſem Gedanken folgt' ich ihnen. Sie kamen an einen breiten und tiefen Waſſergraben, über welchen eine Fahrbrücke geſchlagen war, doch auch ein ſchmaler Steg führte. Der Knabe flog auf leytern zu, und, gegen des Vaters Abmahnungen taub, übte er ſich auf dem ſchwanken Brete in luſtigen Tanzſprüngen. Zugleich warf er, indem er ſich gerade über der Mitte des Kanals befand, einen Ball hoch in die Luft, richtete die Augen nach ihm empor, that einen Fehlſprung, und ſtürzte ins Waſſer. — Der Vater ſtieß einen entſetzlichen Schrey aus, und rief um Hülfe. Ich, der einzige Menſch in der Nähe, eilte hin, ſprang in den Graben, und rettete mit Gefahr, ſelbſt zu ertrinken, das verunglückte Kind, das einer Leiche ſchon ähnlich war, doch in einem ziemlich entfernten Hauſe, wohin ich es athemlos trug, wieder zum Leben gebracht wurde. Ich ſank dagegen, von Hunger und Ermüdung erſchöpft, zu Boden, und glaubte zu ſterben.

Der dankbare Vater erquickte mich möglichſt auf der Stelle, ſandte nach einem Wagen, und führte mich in ſein Haus, wo ich in eine ſchwere Krankheit fiel, aber durch ſorgſame Pflege genaß. Mein Wohlthäter, einer der reichſten Kaufleute des Orts, ließ mich nun, da ich ihm meinen hülfloſen Zuſtand entdeckte, nicht wieder von ſich, und behandelte mich ganz wie den einzigen Sohn, den ich gerettet hatte, und der mich deßhalb auch brüderlich liebte. Wir wurden bis ins Jünglinsalter zuſammen erzogen; dann machten wir vieljährige Land- und Seereiſen mit einander. Der Tod meines Wohlthäters, deſſen Geſchäfte mein Reiſegefährte übernehmen mußte, rief uns vor acht Monaten in die Heimath zurück, und ich fand im Teſtamente des Erblaßten mir ein Kapital beſtimmt, deſſen Zinſen mich bis an meinen Tod vor Nahrungsſorgen bewahren, und mich ſogar in den Stand ſetzen, mit einer Gattin von edler Abkunft ein bequemes Hausweſen einzurichten.“ —

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Ein Geheimniß, welches die ganze Geſellſchaft zu einer Reiſe bewegt.

Auerfeld bemerkte mit geheimer Freude, daß der Schluß ſeiner Lebensgeſchichte auf die Zuhörer einen beſſern Eindruck machte als der Anfang, den die Familie von Ellerbach, das Fräulein ausgenommen, mit verdrießlichen Geſichtern vernahm. Als der Erzähler vollends den Bettelſtab ergriff, da fehlte nicht viel, man hätte ſich, wie bisweilen in Recenſionen geſchieht, die Fortſetzung verbeten. Allein das große Kapital (deſſen Beſitz vollkommen gegründet war) ſchaffte ihm wieder Achtung. Deſſen ungeachtet erklärte ihm Herr von Ellerbach mit höflichen Worten: er müſſe ſich von Helenen unvermeidlich trennen; ſie ſey nun einmahl des Herrn von Runenſtein Braut; gewiſſe Familienverhältniſſe erlaubten es nicht, dieſes Band wieder aufzulöſen; und wäre das auch möglich, ſo würde doch er ſich nimmer entſchließen, in eine Mißverbindung ſeiner Tochter zu willigen.

„Ich eben ſo wenig, mein Herr!“ ſetzte die geborene Gräfin ſchnell hinzu.

„Und wie entſcheidet Helene?“ fragte Auerfeld zärtlich.

„Sie hat hier keine Stimme!“ riefen ihre Aeltern, wie aus Einem Munde.

„Ein hartes Urtheil ſprechen Sie uns!“ ſagte der junge Mann. „Eh' ich aber mit blutendem Herzen von Lieb' und Lebensglück ſcheide, will ich noch Eins verſuchen. In der Gefahr des Ertrinkens ergreift man wohl einen ſchwimmenden Strohhalm, um ſich zu retten. — Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen von einem Päckchen erzählte, das ich bey der Flucht aus dem väterlichen Hauſe mitnahm. Es enthielt Dinge, die mir erſt jetzt wichtig werden. Meine Mutter nannte ſie mein Erbtheil, und ſie ſind ſo beſchaffen, daß ſie die Vermuthung erwecken, ich ſey von adeliger Geburt. — Die Sache wäre nicht unmöglich. Meiner Mutter Herkunft und Schickſale ſind mir durchaus unbekannt. Sie verband ſich mit Auerfeld vielleicht als Witwe eines Edelmanns, der mein Vater war. — Daß man mich, ſeit ich denken kann, Ludwig Auerfeld hieß, entkräftet dieſe Muthmaßung nicht. Meine Mutter kann aus Scham der Armuth, oder aus andern mir unbekannten Gründen, meinen wahren Nahmen unterdrückt haben. — Dem allen giebt Auerfelds unnatürlicher Haß gegen mich einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit.“ —

Die Geſellſchaft hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und mehrere Stimmen fragten nach der Beſchaffenheit ſeines ſogenannten Erbtheils.

„Ich kann es Ihnen zeigen;“ war ſeine Antwort.

Er ging in ſein Zimmer, und brachte von daher ein Päckchen, worin ſich ein Kinderhemd, eine Windel, und eine ſilberne Klapper befanden, die ſämmtlich mit den Buchſtaben L. W. v. R. bezeichnet waren.

„Heiliger Gott!“ rief Alwina. „Dieſe Sachen gehörten unſerm Erſtgebornen, unſerm Ludolph!“ —

„Wär's möglich!“ ſprach Herr von Runenſtein. „Ja, fürwahr! hier ſteht mein Wappen auf der Klapper eingegraben.“ —

Alle ſtaunten, alle wurden von einer freudigen Ahnung ergriffen. Beſonders Helene ſchwärmte ganz ausgelaſſen herum, und küßte Vater und Mutter. Nur Auerfeld, mit den frühern Begebenheiten in der Familie Runenſtein unbekannt, ſah den Glücksſtern, der ihm aufzugehen ſchien, nicht ſo hell wie die Andern, und ſtand im Kreiſe der Jubelnden ſinnend und ſchweigend.

Als ſich die Wogen des erſten Freudenerguſſes ein wenig gelegt hatten, fragte Alwina den jungen Mann nach dem Wohnorte ſeiner vorgeblichen Aeltern.

„Sie befinden ſich nicht mehr in der Waldhütte;" gab er zur Antwort. „Der Vater hat ſich vor einigen Jahren entleibt; die Mutter iſt nachher in ihr Vaterland zurück gegangen, und hält ſich jetzt unweit von hier im Städtchen B** auf."

„O, hätt' ich das eher gewußt!" ſagte Herr von Ellerbach. „Ich war vor nicht langer Zeit in dieſem Städtchen, als ich dem ehrlichen Doctor Cornelius, der dort lebt, die eiſerne Hand abkaufte." —

„Es hat mir viel Mühe gemacht, den Aufenthalt meiner Mutter zu erforſchen;" fuhr Auerfeld fort. „Mein Wohlthäter unterſagte mir durchaus, meinen Aeltern von mir Nachricht zu geben. Er beſorgte, der rauhe Vater würde mich in ſeine Gewalt zurückfordern, oder andere unangenehme Händel beginnen. Ich mußte, ungeachtet mein Herz widerſtrebte, dem Befehle des edlen Mannes, dem ich ſo viel verdankte, gehorchen. Als ich aber, nach ſeinem Tode, von Reiſen zurück kam, war es mein erſtes Geſchäft, mich nach dem Zuſtande meiner Aeltern zu erkundigen. Da erfuhr ich denn ſogleich, daß Auerfeld zum Selbſtmörder geworden war; wohin ſich aber ſeine Witwe gewandt hatte, das wußte niemand. Ich erhielt erſt vor drey Monaten davon Gewißheit, und war eben im Begriff, die Unglückliche aufzuſuchen, als mir in der Hauptſtadt die Liebe Feſſeln anlegte. Indeſſen ſchrieb ich der armen Frau, daß ich noch lebe, und ſie bald ſehen würde.“ —

„Und das geſchehe gleich morgen!“

ſprach Alwina. „Ich habe nicht eher Ruhe.“

„Auch ich bin von alten Zeiten her bey der Sache ſehr intereſſirt;“ fiel Ellerbach ein. „Und es iſt wohl niemand unter uns, der nicht daran Theil nähme. Ich werde daher morgen zwey Wagen anſpannen laſſen, und wir reiſen, wie wir hier beyſammen ſind, zu Madame Auerfeld.“ —

Dieſer Vorſchlag fand einſtimmigen Beyfall.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Ein Zwiſchenſpiel von zwey luſtigen Auftritten.

Vater Runenſtein bat jetzt um Anweiſung der ihm beſtimmten Zimmer. „Ich kann es kaum erwarten," ſprach er, „bis ich mich zwiſchen vier Wänden befinde, wo ich eine Art von Hausrecht ausüben darf: ich will jemanden recht tüchtig den Kopf waſchen."

„Ich bitte Sie! wem denn?" fragte Herr von Ellerbach.

„Meinem Gebler, dem verdammten Plaudermatz!" antwortete Runenſtein. „Seine unbändige Zunge hat doch einzig und allein die ärgerliche Verwirrung in der Reſidenz angerichtet."

„Verzeihen Sie ihm!" ſagte Auerfeld. „Der argloſe Mann war der Liſt meines Bedienten nicht gewachſen."

„Das entſchuldiget nicht;“ verſetzte Arbogaſt. „Ein Mann muß ſchweigen können; ſonſt gehört er ans Waſchfaß!“ — Hiermit eilte er, von Ellerbach geführt, ſeinem Gebiethe zu.

So bald er hier allein war, wurde Gebler vorgefordert, und grauſam geſcheuert. Er war wie zerſchmettert, als er die Treuloſigkeit und Ränke ſeines Freundes erfuhr. Indem er nun ſo auf einem heißen Brete aushalten mußte, ward an die Thür geklopft. Er öffnete ſie, und bebte zurück: denn, als ſäh' er ſeine völlige Geſtalt in einem großen Spiegel, erblickte er einen ihm ganz ähnlichen Mann, der kecklich in die Stube herein trat, und ihn anredete: „Brüderlein, kennſt du mich nicht?“ — Es war Herr Niemand, der ſchon ſeit einer Stunde ſein Schalksgewand angelegt, und ſich ſeines Dutzbruders Runzeln auf's Geſicht gemahlt hatte, um aus Muthwillen ihm ſo zu erſcheinen. Daß er ſich in Runenſteins Zimmer wagte, geſchah auf Ellerbachs Anſtalt, der durch eine ſchmale Thüröffnung die luſtige Scene belauſchte.

Gebler zog ſich vor ſeinem zweyten Ich ein paar Schritte zurück; als er aber füglich nicht weiter konnte, ohne ſeinen Herrn auf die Füße zu treten, blieb er ſtehen, und rief ſtark, wie eine Schildwache: „Wer iſt da?“ — „Gut Freund;“ antwortete Niemand: „Kennſt du deinen Dutzbruder nicht mehr?“ — „Ha, Spitzbube!“ ſchrie Gebler: „Rund vorbey mit der Brüderſchaft! Ich verfluche jeden Tropfen Wein, den ich mit einem ſolchen Schlangenkopf trank. Heh! wie viel hat Er für mich in der Weinſchenke bezahlt? Mach' Er mir auf der Stelle die Rechnung! Ich will einem ſo falſchen Patron für keinen Heller verpflichtet ſeyn.“ —

Der Schelm (deſſen Nahme ſogar Lug

und Trug war) fing an, ſeine Handlungen mit Ironie zu entſchuldigen.

„Maul gehalten!“ rief Gebler. „Das ſchlimmſte Rad knarrt immer am meiſten. Aber ich mag nichts hören. Fort, fort! Sonſt bitt' ich den gnädigen Herrn um Erlaubniß, einen ſchlechten Kerl zur Thür hinaus zu prügeln.“

„Ich habe nicht das geringſte dawider;“ ſprach Arbogaſt: „und allenfalls helfe ich ſelbſt mit.“ —

Der Comödiant machte ſich aus dem Staube, indem Herr und Diener nach Stökken griffen.

Des folgenden Tages waren die Männer ſchon längſt reiſefertig, als die Frauen noch viel an ihren Putztiſchen zu thun hatten. Dieſen müßigen Zeitpunkt nutzte Auerfeld zu einer Entdeckung, die er dem Herrn Arbogaſt von Runenſtein zu machen hatte. Er führte ihn in den Garten, ſchloß einen

Pavillon auf, trug aus demſelben einen netten, wie eine Sänfte geſtalteten Kaſten hervor, öffnete die Thür, und — Zachäus trat in ſeiner Couriertracht heraus.

„Was ſeh' ich!" rief Arbogaſt. „Wie kommt dieſer lockre Zeiſig hierher?"

Der Zwerg ſchlug die Augen nieder. Auerfeld warf ſich zu ſeinem Wortführer auf.

„Es iſt Ihnen ohne Zweifel ſchon bekannt, Herr von Runenſtein, daß dieſer kleine Mann in der Hauptſtadt einige Univerſitätsfreunde fand, ſich mit ihnen in der Wohnung des Herrn Kammerjunkers etwas gütlich that, und im Rauſch verſchiedene Uebereilungen beging, die ihn mit Furcht und Scheu erfüllten, wieder vor Ihr Angeſicht zu kommen. In dieſer verzweifelten Lage trug ihm mein unternehmender Bedienter eine Maskopey an. Sie wollten mit einander durch Europa ziehen, die kleine Perſon ſollte ſich in den Städten für Geld zeigen, und die Einnahme mit ihrem Compagnon theilen. Mein Bedienter, der ſchnell zu allem Rath weiß, trieb ſogleich dieſen Kaſten auf: denn Zachäus wollte hieher, wo man ihn kennt, nicht anders als unſichtbar reiſen, und den Weg durch dieſes Haus mußte er nehmen, weil ihn ſein künftiger Gefährte, der noch vier Wochen in meinen Dienſten bleibt, nicht aus den Augen verlieren wollte. Als wir hier ankamen, machte der ſonderbare Kaſten nicht wenig Aufſehen; doch mein Bedienter erklärte ſogleich: wir hätten einen großen Pavian bey uns, der bisweilen in ſeinem Käſich viel tobe, und daher am beſten in einem Gartenhauſe unterzubringen ſeyn würde, damit er durch ſein Gelärm im Schloſſe nicht läſtig werde. Man glaubte dem Lügner, wies ihm dieſen Pavillon an, übergab ihm den Schlüſſel, und ſo war der befürchteten Entdeckung vorgebeugt: als aber der

Kleine geſtern hörte, daß ſein gütiger Herr angekommen ſey, ward er in ſeinem Käfich ſo unruhig, wie der Wein im Faſſe, wenn die Reben blühn. — Er wollte heraus, der reuvolle Sünder, er wollte ſich Ihnen zu Füßen werfen, und Sie um Wiederaufnahme zu Gnaden flehentlich bitten. Sein eigennütziger Compan bemühte ſich, ihn mit guten und böſen Worten zu beſchwigtigen: ich aber entſchied, daß der freye Menſch nicht wider ſeinen eigenen Willen in Gefangenſchaft gehalten werden könne, und übernahm es ſelbſt, Ihnen den Deſerteur auszuliefern, und Sie um Begnadigung deſſelben zu erſuchen." —

Zachäus, der bis jetzt mit geſenktem Haupte in der Thür des Vogelbauers ſtand, und den Vortrag ſeines Fürſprechers abwartete, rückte nun mit ſtarken Schritten heran, um ſich ſeinem Gebiether zu Füßen zu werfen; aber die ſteifen Courierſtiefeln hinderten ihn, eine Kniebeugung zu Stande zu bringen. „Laß Er's gut ſeyn!“ ſprach Arbogaſt. „Er iſt von Natur niedrig genug, und hat ſich auch niedrig in der Reſidenz aufgeführt: dennoch will ich Gnade für Recht walten laſſen, will Ihm ſeine Unarten vergeben, und Ihm ſeine alte Stelle wieder verleihen. Zieh' Er im Frieden!“ —

Der Zwerg küßte ihm die Hand, ſprang fröhlich, mit der Peitſche knallend, aus dem Garten, und erbat ſich, als er die Reiſeanſtalten ſah, vom Herrn von Ellerbach ein Pferd, um den Wagen vorzureiten, und ſich ſo förmlich in ſeinen Dienſt wieder einzuſetzen. Es ward ihm zugeſtanden; die Damen hatten ihren Anzug vollendet; die Reiſe ging vor ſich.

Vier und vierzigſtes Kapitel.

Eine ſeit vielen Jahren vermißte Perſon löſet den Knoten der Geſchichte.

„Wohnt hier im Städtchen eine Madame Auerfeld?“ fragte der dienſteifrige Courier, als er, weit vor den Wagen voraus, durch's Thor jagte. Zwanzig Kinder, die er gleich, wie ein Magnet, an ſich gezogen hatte, riefen Ja, und einige ältere Leute zeigten ihm das nahe Wohnhaus der Witwe. Er ſprengte zurück, und führte die Wagen dahin.

Man wies die ausgeſtiegene Geſellſchaft eine enge, doch reinliche Treppe zu einem Hinterſtübchen hinauf. Eine Frau, mit abgehärmten Wangen, öffnete die Thür, und erſchrak über den zahlreichen und glänzenden Beſuch. „Sind Sie Madame Auerfeld?“ fragte Alwina. Die Witwe ſchauderte zuſammen, ſah die Fragende ſtarr an, ward todtenbleich, wankte mit gefalteten Händen zurück, und ſank ohnmächtig auf einen Stuhl. „Gott! es ahnte mir!“ ſprach Frau von Runenſtein zu ihrem Gemahl. „Es iſt Chriſtine! — Aber wie hat der Gram ſie verwandelt, wie iſt das graue Alter ihren Jahren vorgeeilt!“ —

Auerfeld ſprang fort, um Waſſer und Eſſig herbey zu ſchaffen. Indeſſen ward die Erſtarrte ſchon durch ein Riechfläſchchen wieder belebt. Sie ſchlug die Augen auf, erhob ſich mit Anſtrengung, und rief händeringend: „Sie iſt da, die Stunde des Gerichts! Ich ſtehe vor der Freundin meiner Jugend als Verbrecherin. — Ach, Frau von Runenſtein, ich bin ein Ungeheuer! Laſſen Sie mich in den Kerker, laſſen Sie mich zum Rabenſtein führen!“ —

„Beruhige dich, arme Chriſtine!" ſprach Alwina, und reichte ihr freundlich die Hand.

„O, nicht dieſe himmliſche Güte!" ſagte Jene. „Ich that das Gräßlichſte — ich raubte Ihnen Ihr theures Kind." —

Jetzt kam Auerfeld eilig zurück. „Mutter! Mutter! wie iſt dir?" rief er aus, und umarmte Chriſtinen. Sie ſah ihn, wie verſteinert, an. „Erſchrick nicht, Mutter!" ſprach er ſanft: „ich bin dein Ludwig." —

„Ludwig!" — Mit dieſem Schrey ſtürzte die Witwe auf die Knie. „Allmächtiger Gott, ich danke dir!" Raſch erhob ſie ſich wieder, herzte und küßte den Jüngling, führte ihn dem Herrn von Runenſtein und Alwinen zu, und ſchluchzte: „Hier geb' ich Ihnen, nach einem vier und zwanzigjährigen Raube, Ihren Ludolph zurück." —

„Seliger Augenblick!“ rief Alwina, und mit Freudenzähren umarmten die Aeltern den wiedergefundenen Sohn. Die Uebrigen ſtanden gerührt umher, ohne die heilige Stille einiger Minuten durch einen Laut zu unterbrechen. Dann wurde Ludolph die Reihe herum begrüßt und geküßt. Helene hatte Mühe, ihre Wonnetrunkenheit im Zügel des Anſtands zu halten. Auch Ortlieb bezeigte über den Bruder, von dem er doch manchen Eintrag und Abbruch zu befürchten hatte, die innigſte Freude, und bewies dadurch, daß er ein guter Menſch war.

Indeſſen hatte ſich Chriſtine genug geſammelt, um die Neugier der Anweſenden befriedigen zu können, und ſie begann:

„Sie erinnern ſich, Herr von Runenſtein, daß Sie mich, als wir auf der Meſſe waren und Sie eines Abends das Schauſpiel beſuchten, im Gaſthofszimmer einſchloſſen, und mir verbothen, mich am Fenſter zu zeigen. Ich war, leider! ungehorſam: ich trat ans Fenſter, und kaum ſtand ich da, ſo ſah ich den Vater meines kurz nach der Geburt verſtorbenen Kindes die Straße daher kommen. Ich riß das Fenſter auf; ich rief ihm; er hörte mich, kannte mich, ſtürzte ins Haus. Die verſchloſſene Thür trennte uns. Leopold wollte ſie aufſprengen; doch plötzlich fiel mir ein Schlüſſel, der ganz nahe dabey an der Wand hing, in die Augen. Ich verſuchte ihn; er ſchloß. Leopold riß mir das Kind aus den Armen; er hielt es für das ſeinige, und küßt' es mit ſchwärmeriſcher Freude. Vergebens beſtritt ich ſeinen Wahn, und meldete ihm unſers Kindes Tod: er glaubte mir nicht; er ließ den Kleinen nicht aus den Armen, und forderte mich auf, ſogleich mit ihm zu gehen. Es ſey ihm, ſagt' er, außerhalb Landes ein

Poſten verſprochen, und er habe mich deßhalb jetzt in Runenſtein abhohlen wollen.

Ich weigerte mich, heimlich zu entfliehen. Er drang darauf, er lief mit dem Kinde nach der Treppe, er drohte mir, ſich im Meßgewühl auf immer für mich zu verlieren. Es war kein Rath, ich mußte zum Schein nachgeben. Ich bat, er ſolle mir nur Zeit laſſen, die Stube zu verſchließen; ich hatte den Schlüſſel ſchon in der Hand: aber, wie taub, rannte der wilde Menſch die Treppe hinab, und ich eilte ihm nach, weil mich der geringſte Verzug in Gefahr ſetzte, ihn und das Kind nie wieder zu ſehen. Ich hoffte, ihn noch vor dem Hauſe zur Vernunft zu bringen; doch, ſchon eine halbe Straße voraus, ſtürzte er, ohne einen Blick nach mir, immer fort, immer fort, und ließ nicht eher mit ſich reden, bis wir das Thor weit hinter uns hatten. Nun war an keine Rückkehr zu denken. Das Zimmer konnte indeſſen ſchon von Dieben ausgeräumt ſeyn, und das Kind lieferte mir Leopold nicht aus. Er ſagte mir, durch meine dringenden Bitten aufgebracht, ins Geſicht: der Knabe ſey ihm lieber als ich. —

Nach einer mühſeligen Fußreiſe von vierzig Meilen kamen wir an den Ort, wo er eine Bedienung zu erhalten hoffte; aber die Stelle war ſchon beſetzt. Wir wanderten weiter; wir hatten oft keinen Biſſen Brod. Die Noth zwang den armen Leopold, ſeine Geburt zu vergeſſen, und als Livreejäger zu dienen. Von dieſer Stunde an nannte er ſich Auerfeld. Wir waren nun zwar vor dem Hunger geſichert, und ließen uns trauen: aber mein Gatte ward unfreundlich, tiefſinnig, verwünſchte ſein Leben. Er ließ ſich jetzt von ſeinem Irrwahn in Anſehung des Kindes überzeugen, und haßte nun den Knaben — den wir aus Furcht, durch ſeinen wahren Nahmen entdeckt zu werden, Ludwig nannten — eben ſo ausſchweifend, als er ihn zuvor geliebt hatte.

Nach Verfluß eines Jahres erhielt mein Mann ein Forſtämtchen, das nicht einträglicher als der Livreedienſt, nur anſtändiger war. Dieſe Heilung ſeines verwundeten Ehrgefühls erheiterte ihn Anfangs ein wenig; doch ſeine Waldgeſchäfte in rauher Witterung gewöhnten ihn an ſtarke Getränke; er genoß ſie nach und nach in einem ſolchen Uebermaße, daß unſer kleines Hausweſen und ſein Gemüthszuſtand immer mehr dadurch zerrüttet wurden. Ludolph wird Ihnen erzählt haben, was wir oft ausſtanden. Unerträgliche Mißhandlungen hatten ihn endlich, als ich eben abweſend war, zur Flucht bewogen. Ich kam zurück; ich verging faſt vor Schmerz; doch ich durfte nicht ſeufzen, nicht weinen.

Sieben Jahre nachher, in welchen ſich mein Mann im höchſten Grade der Völlerey ergeben hatte, ward er einſt, wegen eines Dienſtfehlers, von ſeinem Obern hart angelaſſen, und mit Verabſchiedung bedroht. Er kam nach Hauſe, und erzählte mir den Vorfall. Ich brach in Thränen aus. „Sey ruhig, Chriſtine!“ ſprach er mit ungewöhnlicher Sanftheit: „Ich will frömmer werden.“ — Er griff gelaſſen nach einem Gewehre, reichte mir die Hand, und ſagte: „Leb wohl!“ — Ich glaubte, er ging' auf die Jagd; doch indem ich noch über ſein verändertes Benehmen nachdachte, fiel hinter dem Hauſe ein Schuß. Erſchrocken flog ich hinaus; der Unglückliche lag in ſeinem Blute — —“

Chriſtine konnte vor Jammer nicht weiter ſprechen. Tröſtend bat ſie Alwina, künftig wieder, als Geſellſchafterin, bey ihr zu leben. Sie erklärte ſich für unwürdig; doch die großmüthige Freundin gab nicht nach, bis ſie das Erbiethen annahm.

„Nun, lieber Runenſtein,“ ſagte Ellerbach, „nun liegt doch wohl meine Unſchuld am Tage?“ — Dem guten Arbogaſt gingen die Augen über. „Vergeben Sie mir!“ ſprach er, mit dargebothener Hand, und ſie umarmten ſich.

Ludolph unterrichtete nun noch Chriſtinen von ſeinen Schickſalen ſeit ihrer Trennung. Hierauf nahm die Geſellſchaft in der frohſten Gemüthsfaſſung von ihr Abſchied.

Fünf und vierzigſtes Kapitel.

Zachäus macht einen guten Schlag, und der Bräutigam ohne Braut reiſ't nach Hauſe.

„Apropos!" ſagte Herr von Ellerbach auf der Treppe: „wollen wir nicht den Doctor Cornelius beſuchen?"

„Ey freylich!" rief Arbogaſt, und ſie gingen, acht Häupter ſtark, zu ihm: denn auch Zachäus ſtieg aus Neugier vom Pferde, und ſchloß ſich an die Geſellſchaft an.

Der alte Mann empfing ſie freudig. Arbogaſt durchwandelte lobend und preiſend das Muſeum. „Man möchte gleich alles kaufen!" ſprach er. „Aber ich muß mich zähmen; es ſtehn mir andere ſtarke Ausgaben bevor."

Indem er das ſagte, ward Cornelius des Zwergs im Hintergrunde gewahr. „O welche köſtliche Menſchengeſtalt!" rief er aus. „Ich wollte mein halbes Muſeum drum geben, wenn ich ſie hier aufſtellen könnte."

Zachäus murrte. Ellerbach winkte ihm, ſich zu verantworten.

„Sie ſprachen einen chriſtlichen Wunſch aus, Herr Doctor!" begann der Zwerg. „Sie möchten mich wohl gern ausſtopfen, wie jenen fünfbeinigen Haſen?"

„Nicht ausſtopfen — zu einer Mumie bearbeiten;" ſagte Cornelius.

„Viel Ehre!" ſprach Zachäus. „Was zahlen Sie auf der Stelle baar für meinen Leichnam?"

„Wenn es Ihnen beliebte, noch heute zu ſterben," antwortete Cornelius, „ſo dünkten mich tauſend Reichsthaler nicht zu viel: aber auf's Ungewiſſe kann ich höchſtens nur zehn Louisd'or wagen."

„Her mit dem Lumpengelde! Ich will

mir ein guten Tag dafür machen;" ſagte der Zwerg, und murmelte bey Seite: „Der alte Narr ſtirbt doch eher als ich." —

„Meine Kaſſe iſt jetzt leer!" ſprach der Doctor. „Ich rechnete darauf, die Herrſchaften würden mir wenigſtens für funfzig Thaler Alterthümer abkaufen." —

Dazu entſchloß ſich Arbogaſt, mit der Miene, als wollt' er bloß den ſeltſamen Vertrag befördern: aber er that es eigentlich zur Befriedigung ſeiner Liebhaberey. Er wählte mancherley aus, zahlte dem Zwerge die zehn Goldſtücke, und bürgte dem Doctor für die förmliche Leibverſchreibung, die er des folgenden Tages erhalten ſollte.

Dieſer luſtige Handel erhöhte die gute Laune der Geſellſchaft. Sie kam äußerſt vergnügt in Bärenfels an. „Laßt uns den frohen Tag krönen!" rief Ellerbach. Er legte die Hände der Liebenden in einander, führte ſie zu Ludolphs Aeltern, und ſprach: „Segnet ſie!“ —

„Aber mein armer Ortlieb!“ ſeufzte Arbogaſt. „Er hat, wegen des ſchönen Fräuleins, viel Schmach und Ungemach in der Hauptſtadt erlitten, und nun — nun ſoll er Bräutigam ohne Braut ſeyn.“ —

„Es hat nichts zu ſagen;“ fiel der Kammerjunker ein. „Ich laſſe meinem Bruder gern das Vorrecht, da ich ohnedieß für mein geiſtreiches Mühmchen nicht Welt genug beſitze.“

Nach dieſer Erklärung ſegneten Arbogaſt und Alwina die Liebenden.

Frohes Muthes fuhr Ortlieb am folgenden Tage mit ſeinen Aeltern nach Runenſtein zurück. „Ich lobe dich, mein Sohn!“ ſprach der Vater unter Weges. „Helene hätte dich doch unaufhaltſam ins Weltgewühl hineingezogen, und es bleibt ewig wahr, was ich vor vierzig Jahren von meinem Schulmeiſter lernte: Qui bene latuit, bene vixit. —" Das, liebe Frau, heißt auf Deutſch: Wohl verborgen, wohl gelebt." —

Verbeſſerung.

S. 121. in der vierten Zeile von unten, leſe man anſtatt vier und zwanzigen — vier und zwanzig.

Abgenöthigtes Wehrwort.

Lucri odor bonus ex re qualibet.
Juvenal.

Das Bücherverzeichniß der heurigen Oſtermeſſe verkündiget folgende Schrift:

A. F. C. Langbein's Vorrede zu N. Langbein's neueſten Schwänken und Erzählungen. Bremen und Aurich bey Müller.

Dieſe Broſchüre iſt nicht von mir; aber wahrſcheinlich gegen mich, weil ich ungezogener Menſch mir nicht gefallen laſſen will, daß man meinen Familiennahmen, mit beliebiger Veränderung der Vornahmensbuchſtaben, auf Titel von Büchern ſetzt, die ich nicht geſchrieben habe, und um keinen Preis geſchrieben haben möchte. Man beleidiget dadurch weniger mich, als das geſammte deutſche Publikum, dem man Staub in die Augen ſtreuen will: aber dieſes ſchon oft wiederholte ſchlechte Beginnen iſt nun landkundig, und jedem ehrlichen Manne ein Ekel. Ein alter Scribent, den ich auf Verlangen nachweiſen kann, dolmetſchte im Jahre

1667 die oben angeführten lateiniſchen Worte ſo: „Ein geſtohlener Pfennig gilt nicht weniger als ein anderer.“ — Ob denn wohl auch die geraubten Nahmen noch jezt eben ſo vollgültig ſind? — Ich zweifle ſehr. Das Publikum laßt ſich nicht mehr tauſchen. Darum verliere ich über den invalid gewordenen Unfug weiter kein Wort, und jene Broſchüre bleibt von mir ganz unbeachtet.

Die jetzige Oſtermeſſe bringt von mir nichts als gegenwartigen Roman.

Ich mache zugleich, um wenigſtens auf ein halbes Jahr unredlichen Speculationen entgegen zu wirken, vorlaufig bekannt, daß ich außer den Kleinigkeiten, die einige Taſchenbücher von mir enthalten werden, zur nächſten Michaelismeſſe nichts drucken laſſe.

In den folgenden Meſſen werde ich auf die Speculanten, die ſich durch Mißbrauch meines Nahmens bereichern wollen, immer zeitig ein wachſames Auge haben, und marktverderbende Maßregeln gegen ſie ergreifen, worin mich ſicher jede ſolide Buchhandlung gefallig unterſtützen wird.

Aug. Friedr. Ernſt Langbein.

Langbeins

Neuere Gedichte.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.
1812.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Den zahlreichen Freunden meiner frühern Gedichte, die von der Dykſchen Buchhandlung in zwey Bänden verlegt ſind, übergebe ich, mit Zuverſicht einer freundlichen Aufnahme, dieſe neue, an jene ſich anſchließende Sammlung.

Der Rath einiger achtbaren Männer beſtimmte mich, die Gedichte nach ihren Gattungen zu ordnen. Doch hielt ich es eben nicht für nöthig, bey dieſer Gränzſcheidung mit ängſtlicher Strenge zu verfahren. Ich weiß, zum Beyſpiel, ſehr wohl, daß verſchiedene Gedichte, die, wegen ihrer äußern Geſtalt, unter der Rubrik Balladen und Romanzen aufgeführt ſind, eigentlich ins Fach der Erzählungen und Fabeln gehören. Was thut der Nahme zur Sache? Iſt nur ein Werk an und für ſich unverwerflich, ſo kommt auf ſolche Nebendinge nichts an. Brüſtet ſich doch Mancher mit einem leeren Titel, und man läßt ſich das, wie billig, gefallen: warum wollte man denn ein beſcheidenes Gedicht, das ſich gar nicht brüſtet, wegen ſeines Titels anfeinden?

Berlin, im Jänner 1812.

Aug. Friedr. Ernſt Langbein.

Verzeichniß des Inhalts.

Balladen und Romanzen.

Seite
Die Ruinen am See. 1803. 3
Das Hemd des Glücklichen. 1805. 9
Die Sage vom Biſchof Hatto. 1807. 21
Die Harfnerin und der Mönch. 1800. 27
Die Harfnerin und der Ritter. 1800. 31
Geſchichte der Harfnerin. 1800. 34
Der Kußhandel. 1803. 48
Amor und die Habſucht. 1804. 49
Der Kampf um die Braut. 1803. 52
Die Stelzen. 1800. 57
Die Flederwiſche. 1803. 60
Die blinde Kuh. 1807. 66
Der Kriegs- und Friedensherold. 1807. 68
Die Wehklage. 1803. 74
Bramarbas. 1803. 78
Der Paraſit. 1807. 85
Die Erſcheinung. 1801. 93
Die Roßdecke. 1808. 96

Seite
Der Bergknappe. 1810. 101
Amor und Saturn. 1810. 105
Der Korb. 1808. 107
Die hölzerne Braut. 1808. 111
Der ſchlimme Fund. 1809. 123
Die Fahrt ins Heu. 1806. 127
Der Plauderer. 1806. 130
Die Narrenmühle. 1809. 132
Der Landjunker und ſein Pudel. 1807. 136
Die Spinne. 1809. 141
Die Masken. 1806. 143
Der Stubenſchlüſſel. 1804. 146
Die Reiſe ins Bad. 1809. 157
Der Gaſtfreund. 1811. 171

Lieder.

Der Harfner. 1803. 191
Der Tanz. 1799. 193
An die Landleute. 1803. 195
Der Nachtiſch. 1803. 197
Der Himmelsweg. 1801. 199
Jägers Klaglied. 1805. 201
Champagnerlied unter vier Augen. 1804. . . . 203
Röschen. 1804. 205

Seite
Schleſiſches Wanderlied. 1800. 207
Die ſchöne Nachbarin. 1803. 209
Der junge Soldat. 1806. 211
Muth im Unglück. 1806. 213
Gruß der Freude nach dem Frieden von Tilſit. 1807. . 215
Der Zecher. 1810. 217
Der Jüngling vom Lande. 1808. 219
Lied von der Nymphe zu Geilnau. 1809. 224

Erzählungen und Fabeln.

Die Heilige oder das natürliche Wunder. 1801. . . 229
Domitian und der Witzling. 1803. 233
Die Weiſſagung. 1804. 237
Der vorſichtige Selbſtmörder. 1802. 240
Der Adler und die Schnecke. 1803. 243
Die Ausforderung. 1803. 244
Die Gans. 1802. 246
Der Affe. 1802. 248
Die neuen Hemden. 1803. 251
Der Subſtitut des heiligen Georgs. 1806. 253
Der Hahn und der Kapaun. 1806. 258
Der Hofpoet. 1802. 260
Der Univerſalerbe. 1803. 262
Der Kranzräuber. 1801. 263

Seite
Der Kapaun. 1808. 264
Der Igel und der Dachs. 1808. 269
Joſt und ſein Diener. 1803. 272
Der Koch. 1808. 273
Tamino und Pamina. 1809. 275
Der erſte Ring. 1809. 278
Der Kirſchbaum. 1809. 282
Das war ich! 1808. 289
Die Katze in der Speiſekammer. 1809. . . . 297

Vermiſchte Gedichte.

In ſolchen Waſſern fängt man ſolche Fiſche. 1803. . 301
Der Dichter und die Feder. 1807. 316
Der Unhold. 1801. 344
Die gelehrten Zänker. 1801. 345
Gevatterbrief. 1800. 347
Der Schreiner in ſeiner Werkſtatt. 1808. . . . 349
An meinen Vater. 1806. 353
Auf die Jubelhochzeit meiner Aeltern. 1806. . . . 358
Der Lehrmeiſter. 1806. 361
Der Kornwucherer und die Kartoffel. 1808. . . . 364
Des Sängers Amt. 1807. 367
Sinngedichte. 368
Räthſel. 381

Balladen und Romanzen.

1

Die Ruinen am See.

Eine wahre Begebenheit.

Rieſenſchatten wüſter Mauern fallen
Von der Stirn des Berges in den See;
Gemſen ſpringen durch die öden Hallen,
Und im Vorhof weidet kühn das Reh.
Dort erloſch, wie alte Sagen melden,
Jammervoll ein Hauptgeſchlecht der Schweiz.
Seine Söhne ſtrahlten einſt als Helden,
Seine Töchter ſchmückte Zauberreitz.

Dieſes Stammes letzte Sproſſen waren
Zwey Geſchwiſter, ihrer Ahnen werth.
Ottokar, ein Stern der Jünglingsſchaaren,
Weihte früh dem Vaterland ſein Schwert;
Agnes, ſeine Schweſter, war zur Blume
Aller Schweizermädchen aufgeblüht:
Ihre Schönheit, weit genannt vom Ruhme,
Hob und krönt' ihr Geiſt und ihr Gemüth.

Angebetet von der Ritterjugend
Wählte ſie des braven Rudolphs Hand,
Der mit hoher, unbeſcholtner Tugend
Klugen Sinn und Heldenmuth verband.
Roſamunde, ſeine zarte Schweſter,
Schloß mit Ottokar der Herzen Bund,
Und nie liebten inniger und feſter
Sich zwey Seelen auf dem Erdenrund.

Hochgefeyert ward an Einem Tage
Dieſes edlen Doppelpaars Verein,
Und es zogen zu dem Brautgelage
Hundert Gäſte dort ins Burgthor ein.
Goldgeflügelt ſchwebte zu der Feyer
Himmelab der Freude Götterchor,
Und die Sonne ſchmückte, ſonder Schleyer,
Mild zum Feſt des Frühlings Blumenflor.

Doch beym Kreisgang der gefüllten Becher,
Bey der ſchmetternden Trompeten Klang,
Und beym Afterwitz berauſchter Zecher,
Ward die Zeit den Neuvermählten lang.
Und ſie ſtahlen nach dem Ehrenmahle
Sich mit leiſen Flügelſchritten fort,
Eilten aus dem jubelvollen Saale
An des See's einſamen Wieſenbord.

„O!“ ſprach Ottokar, „hier möcht' ich bleiben!
Hier, wo uns kein Weltgewühl umſchwärmt!
Mich empört der Menſchen wildes Treiben,
Seit der Liebe Hauch mein Herz erwärmt.
Stiege doch aus dieſer Fluthen Mitte
Eines Eilands Paradies empor!
Dort mit euch, ihr Lieben, eine Hütte
Zög' ich allen Königsburgen vor.“ —

Eben lenkte müßig auf den Wogen
Ein bejahrter Schiffer ſeinen Kahn,
Und die Weiblein, die ans Ufer flogen,
Winkten ihm zum Ankerplatz heran.
„Kommt, wir machen eine Luſtfahrt!“ riefen
Sie den Rittern: „Gebt uns das Geleit!
Seht, der See iſt fromm, und nimmer ſchliefen
Ungeſtüme Winde ſo, wie heut!“

Und die vier Vermählten trug der Nachen
Von dem Strand hinaus ins kleine Meer.
Aus des Schloſſes Fenſtern ſchallte Lachen
Und der Wunſch beglückter Wiederkehr.
Hymens jüngſte Kinder warfen dankend
Abſchiedsküſſe nach der Burg hinauf,
Und, wie eine ſanfte Wiege ſchwankend,
Nahm das Schifflein förder ſeinen Lauf.

Ihren Augen ſchwand die grüne Küſte,
Und ſie ſahn das ferne Schloß nicht mehr:
Horch! da ſchnaubte durch die Waſſerwüſte
Unerwartet ein Orkan daher!
Donnerſchwangre Wolkenberge thürmten
Hoch ſich vor der Sonne goldnes Thor,
Und aus allen Wetterhöhlen ſtürmten
Wirbelwinde mit Geheul hervor.

Feindlich kam die Nacht auf Rabenſchwingen
Im Gebieth des heitern Tages an.
Um die Herrſchaft ſah man beyde ringen,
Und der Dämmrung Zwiſchenreich begann.
Ach! wie blich der Frauen Roſenwange!
Selbſt dem grauen Schiffer, der, als Kind,
Schon den See befuhr, ward ſeltſam bange,
Und die Heimath ihm ein Labyrinth.

In der Irre zwiſchen Wechſelwinden,
In dem Aufruhr ihres Wuthgefechts,
Steuert' er, den Weg ans Land zu finden,
Wie ein Blinder taſtet, links und rechts.
Nur auf friedlichem Gewäſſer wiegte
Sich ſein Fahrzeug ſonſt mit Muth und Glück,
Doch, da Welle gegen Welle kriegte,
Schaudert' es vor dem Tumult zurück.

Liebreich tröſtend die verzagten Frauen,
Ruderten die jungen Männer kühn.
Welcher Jubel, als der Uferauen
Schmaler Gürtel ihrem Blick erſchien!
Aber dieſen Hoffnungsſchimmer dämpfte
Bald der Schrecken, daß der matte Tag,
Der bis jetzt der Nacht entgegen kämpfte,
Plötzlich ſeiner Feindin unterlag.

Ihrer Wolken ſchwarze Heere ſchloſſen
Sich in lange, grauenvolle Reih'n,
Und der Himmel, den ſie rings umfloſſen,
Schien ein großes Leichentuch zu ſeyn.
Blitz auf Blitz zerriß die grauſe Hülle,
Fluthen rauſchten nieder, wie ein Meer,
Und mit erderſchütterndem Gebrülle
Wälzte ſich von fern der Donner her.

Mit des Wetters ſteigendem Getümmel
Stieg die Angſt der Liebenden im Boot.
Ach, nach ihnen griff herab vom Himmel,
Griff empor aus Wellenſchaum der Tod!
Hoffnungslos, dem Starken zu entrinnen,
Schloß ſich, feurig betend, Weib an Mann,
Um vereint den Hafen zu gewinnen,
Wo kein Erdſturm ſich erheben kann.

Und als jetzt die Fluth noch wilder ſchäumte,
Und ſich, wie ein ungezähmtes Roß,
Mit der leichten Laſt des Kahnes bäumte,
Schoß ein rother Schlangenblitz aufs Schloß.
Gräßlich hallte dort mit Donnerkrachen
Noch des Thurmes Einſturz durch die Luft,
Da verſchlang der Seeſchlund hier den Rachen,
Und ein doppelt Brautbett ward die Gruft.

Das Hemd des Glücklichen.

Ein König lag gefährlich krank,
Und gab ſich ſelbſt verloren.
Ihm half kein Pulver und kein Trank
Der trefflichſten Doctoren.
Ihr großer Kriegsrath vor dem Bett
War ſeinem Fieber ein Geſpött.

Die Opern wurden eingeſtellt,
Es ruhten alle Geigen;
Man ſah des Hofes feine Welt
Viel Schmerz mit Anſtand zeigen,
Und ſie verſchrieb ſich, wie es hieß,
Schon Trauerkleider aus Paris.

Dem alten Hofnarr'n ſchien ſogar
Die Zunge weggeſchnitten.
Er, der ſonſt ſchwatzte wie ein Staar,
Trat, wenn die Aerzte ſtritten,
In ihre Mitte, wie ein Tropf,
Und wiegte ſtill den Satyrkopf.

Einſt aber fiel der Stummheit Schloß
Ihm plötzlich von dem Munde:
„Ihr Großperücken,“ brach er los,
„Ihr taugt nur für Geſunde!
Trotz euerm Griechiſch und Latein,
Stellt, wo er will, der Tod ſich ein!

Vor euern Augen hat er ſchon
Die Majeſtät beym Kragen,
Und hört mit Lachen euer Drohn,
Ihn aus der Burg zu jagen.
Drum packt euch ſelbſt! — Es lebt ein Mann,
Der ihm die Spitze biethen kann.

Er iſt — was ihr allſammt nicht ſeyd! —
Ein großer Hexenmeiſter,
Und bannt, berufen weit und breit,
Die ſchlimmſten Höllengeiſter;
Auch prophezeyt er auf ein Haar,
Und heilet Kranke wunderbar.“

„Ey! was verſteht ein Narr davon!“
Sprach ſtolz ein Mediciner.
„Pah!“ rief der König: „Schweig, Patron!
Er iſt mein klügſter Diener.
Verachte, Hänſel, ſein Geplärr,
Und ſchaff mir deinen Zauberer!“

Des Meiſters Siedelhütte ſtand
In einem nahen Haine,
Und ſchnell macht' er, an Hänſels Hand,
Sich auf die ſchwachen Beine.
Er war, wie Neſtor, hoch bejahrt,
Und ellenlang ſein Silberbart.

Matt huſtete die Majeſtät
Ihm ihren Gruß entgegen:
„Willkommen, würdiger Prophet,
Willkommen mir zum Segen!
Sprich redlich, muß ich ſchon hinab
Vom hohen Thron ins tiefe Grab?“

„Das kann ich,“ ſprach der ernſte Greis,
„Nicht auf der Stelle ſagen.
Ich muß zuvor mit ſtillem Fleiß
Drob die Planeten fragen.
Erſt mit dem nächſten Morgenroth
Verkünd' ich Leben oder Tod.“ —

So trat er ab, und überließ
Die Hoheit ihren Sorgen;
Doch kam er treu, wie er verhieß,
Zurück am andern Morgen,
Und trug ein Buch in ſeiner Hand,
Deß Räthſelſchrift nur er verſtand.

„Herr König,“ ſprach er, „furchtbar ſteht
Der Tod Euch nach dem Leben,
Doch werden Eure Majeſtät
Sich ſtracks geſund erheben,
Wenn Euern Leib ein Hemd umſchließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.“

Die Schranzen lachten. — „Er iſt toll!“
Lief ringsum ein Geflüſter;
Doch der Monarch ſprach hoffnungsvoll
Zum Premierminiſter:
„Graf Sterz, das ſchlägt in Euer Fach,
Schafft ſolch ein Hemd in mein Gemach!

Was ſinnet Ihr und werdet bleich?
Ihr rühmtet ja noch heute:
Durch Eure Sorgfalt ſey mein Reich
Voll hochbeglückter Leute.
Stellt doch von dieſer großen Schaar
Nur einen Einzigen mir dar!“

Der Staatsmann ſchlich vom Krankenbett,
Mit Wolken im Geſichte,
Verſchloß ſich in ſein Cabinett,
Und fluchte der Geſchichte.
Zehn Federn wurden wild zerknickt,
Und dann gerieth erſt dieß Edict:

„Kund und zu wiſſen: Furchtbar ſteht
Der Tod Uns nach dem Leben;
Doch werden Wir, ſagt ein Prophet,
Uns ſtracks geſund erheben,
Wenn Unſern Leib ein Hemd umſchließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.

Wem alſo Noth und Kummer fremd,
Der wird erſucht in Gnaden,
Er leih' Uns förderſamſt ein Hemd,
Wär's auch von groben Faden.
Schlägt's an, ſo lohnen Wir's mit Gold,
Und bleiben dem Beſitzer hold.“ —

Feucht von der Preſſe hing dieß Blatt
Kaum an den Straßenecken,
Da ſah man ſchon die halbe Stadt
Empor die Hälſe recken.
Sie las den Brief, und goß ein Meer
Von bittern Gloſſen drüber her.

Die Armuth rief: „Daß Gott erbarm!
Wir ſind die rechten Leute!
An Laſten reich, an Hemden arm,
Sind wir des Elends Beute.
Der Steuerbothe ſtürmt ins Haus,
Und ſchüchtern fliebt das Glück hinaus.“ —

Manch Andrer las des Königs Schrift
Mit eingebißner Lippe,
Und dachte ſtumm, voll Gall' und Gift,
An ſeine Frau Xantippe,
Die ihm, als wär' es ihr Beruf,
Durch Zankſucht eine Hölle ſchuf.

Kurz, jeder trug ein Kreuz von Bley
Tiefſeufzend auf dem Rücken,
Und fand, daß es ſein Werk nicht ſey,
Ein Hemd nach Hof zu ſchicken.
Dort harrte man bey Tag und Nacht,
Und nicht ein Läppchen ward gebracht.

„Verdammt!“ rief der Miniſter aus:
„Das wird man hämiſch deuten!
Spannt an!“ — Er fuhr von Haus zu Haus
Nun ſelbſt zu ſolchen Leuten,
Die der gemeine Wahn der Welt
Zur überirdiſch glücklich hält.

Er fuhr zu Reichen, die mit Luſt
In ihrem Golde wühlten;
Zu Großen, die mit hoher Bruſt
Schier Götterwürde fühlten;
Zu manchem jungen Ehepaar,
Das funkelneu verbunden war.

„Ihr Theuern," ſprach er, „es entſteht
Bey Hofe viel Befremden,
Daß ihr nicht Seiner Majeſtät
Zu Hülfe kommt mit Hemden.
Bey Gott! wenn ihr nicht glücklich ſeyd,
So iſt's kein Kind der Sterblichkeit!"

Viel Herr'n und Damen wurden roth;
Ein andrer Theil erbleichte.
Sie trugen all' ein Päckchen Noth,
Doch ſcheuten ſie die Beichte,
Und öffneten dem Grafen Sterz
Den Wäſchſchrank lieber als ihr Herz.

Man gab ihm Hemden ohne Zahl;
Sie faßte nicht ſein Wagen,
Und in der Hofburg kaum ein Saal,
Wo ſie, wie Berge, lagen.
Der König ließ ſie durch die Bank
Sich raſtlos anziehn, und — blieb krank.

„Das dacht' ich!" rief der treue Hans.
„Trotz weiſen Excellenzen,
Sag' ich, der Narr: nur eine Gans
Sucht Glück in Reſidenzen,
Da iſt doch alles blauer Dunſt,
Und Affenſpiel und Katzengunſt!"

„Sehr wahr!“ fiel ihm ſein Herr ins Wort.
„Mein Hans ſpricht klug und bieder.
Drum, Graf, macht Euch aufs Land ſofort,
Und kommt nicht eher wieder,
Bis Euch der rechte Fund gelingt,
Und Ihr Geſundheitshemden bringt!“

Der Graf ſchnitt Hanſen ein Geſicht,
Und brummte: „Bärenhäuter!“
Warb einen Hofherrn von Gewicht
Sich eilig zum Begleiter,
Und fuhr ins Kreuz und in die Quer
Vier Wochen lang mit ihm umher.

Ein blaſender Trompeter ritt
Einher vor ihrem Wagen.
So ging's durch Dörfer, Schritt für Schritt,
Mit wiederhohlten Fragen:
„Iſt nicht ein Glücklicher allda?“
Doch keine Stimme ſagte Ja.

„Was hilft die Kreuzfahrt!“ rief der Graf:
„Heh! Kutſcher, umgewendet!
Der Pickelhering hat uns brav
In den Aprill geſendet.
Das Volk denkt, wenn es Glück geſteht,
Wird flugs der Steuerfuß erhöht.“

„So iſt's!" bejahte der Gefährt.
„Man hat bey Wurſt und Schinken
Nun auch des Kochs genug entbehrt,
Und faſt will mich bedünken,
Daß der verwirrte Aſtrolog
Den guten König nur betrog."

Drauf rollten denn die hohen Herr'n
Der Königsſtadt entgegen.
Sie ſuchten jetzt Fortunens Stern
Auf andern Seitenwegen,
Und fanden hier auch manches Stück,
Des beſten Schinkens, nur kein Glück.

Doch, als ſie einſt beym Morgenſtrahl
Die Fahrt begonnen hatten,
Erſcholl aus einem Wieſenthal,
In eines Wäldchens Schatten,
Am Bord des Weges, ein Geſang,
Der ſo in muntern Tönen klang:

„Juchhey! ich bin ein froher Wicht,
Als hätt' ich Fürſtengüter.
Ich lach' euch kühn ins Angeſicht,
Ihr ſtolzen Mammonshüther!
Juchhey! ich bin ein reicher Mann,
Der euern Bettel miſſen kann!" —

„Ha! welche Stimme jubelt dort
Im Dunkel jener Buchen?
Dort trillert, auf mein Ehrenwort!
Der Phönix, den wir ſuchen!“
So ſprach der Graf zum Herrn Compan,
Und rief dem Kutſcher zu: „Halt an!“

Ausſteigend ließen ſie waldein
Sich von dem Liede weiſen,
Und ſahen bald ein Bäuerlein
Aus ſeinem Milchnapf ſpeiſen.
Der Burſch, ein friſches, junges Blut,
War lauter Leben, Kraft und Muth.

Mit welcher Seelenluſt er aß!
Wie lachten Aug' und Stirne!
Und, was nicht übel war, ihm ſaß
Zur Rechten eine Dirne,
Wie Nelken ſchlank, doch drall und rund,
Und, wie ein Fiſch im Bach, geſund.

Er küßte ſie: den Lauſchern lief
Dabey der Mund voll Waſſer.
„Das iſt, bey meiner Ehre!“ rief
Der Graf, „ein rechter Praſſer!
Er würzt mit Küſſen ſeinen Schmaus,
Und lacht den reichſten Schweiger aus.“

Sie traten näher. „Ha! mein Freund,
Schmeckt's ſchon ſo früh am Morgen?
Du ſcheinſt mir ein geſchworner Feind
Von Grillen und von Sorgen!
Täuſcht nicht die Sprache deines Blicks,
So ſitzeſt du im Schooß des Glücks!“ —

„Da ſitz' ich!“ ſprach die gute Haut.
„Mich nähren Arm' und Hände;
Und ſagt mir, wo ich eine Braut
So ſchön, wie dieſe, fände?
Schaut ſie mir freundlich ins Geſicht,
So tauſch' ich mit dem König nicht!“

„Der arme König!“ rief der Graf.
„Er liegt in Fieberketten;
Doch du kannſt ihn vom Todesſchlaf
Mit leichter Mühe retten:
Ein Hemd — ſprach eines Zaubrers Mund —
Ein Hemd von dir macht ihn geſund!“

„Ein Hemd von mir?“ — verſetzte Veit
Mit ſtaunenvollen Mienen.
„Es thut mir in der Seele leid,
Ich kann damit nicht dienen.
Ich habe vollauf Freud' und Glück,
Allein von Hemden nicht ein Stück.“ —

„Gott!“ rief der Staatsmann, und ward bleich:
„Der Glücklichſte im Lande
Beſitzt kein Hemd! — Das ſtürzt das Reich
Und mich in Noth und Schande!“ —
Er ſang betrübt dieß Klagelied,
Als eben der Monarch verſchied.

Die Sage vom Biſchof Hatto.

Den Segen des Halmes im Maynzer Lande
Schlang Hatto's Speicher begierig ein.
Es däuchte der geiſtlichen Macht keine Schande,
Der eiſernſten Wucherer Haupt zu ſeyn;
Und flehten verkümmerte Schatten um Brot,
Ward ihnen mit Kerker und Geißel gedroht.

Des Hungers Schwert, das Tauſende mähte,
Zerhieb die Bande der Tyranney.
Ein Aufruhr durchſtürmte die Hauptſtadt, es krähte
Der rothe Hahn aus dem Vorrathsgebäu,
Er ſchwang die feurigen Flügel ums Dach,
Die Mauern ſtürzten mit Donnergekrach.

Zur Brandſtätte flog, mit dem Trupp ſeiner Reiter,
Der Biſchof ſchnaubend: „Ergreift die Brut!"
Die rohen Kriegsknechte warfen die Meuter,
Auf ſein Geboth, in das Meer der Gluth.
Hohnlachend hört' er die Sterbenden ſchrey'n;
„Ha!" rief er, „wie pfeifen die Kornmäuſe fein!" —

Hoch ſah von den Sternen hernieder ein Rächer,
Und ſprach das Urtheil der Blutſchuld aus.
Heim trabte der Wüthrich zum ſchäumenden Becher,
Doch ſieh, was ſchwimmt auf dem Wein? — Eine Maus!
Bleich bebte der Pfaff, und mit Grauſen trat
Vor ſein Gewiſſen die ruchloſe That.

Urplötzlich zerborſt an unzählbaren Orten
Der glänzende Marmorſpiegel der Wand,
Und aus den weit aufgähnenden Pforten
Kam eine Heerde von Mäuſen gerannt.
Sie pfiffen und heulten ein gräßliches Chor,
Und ſprangen am ſtarrenden Biſchof empor.

Er floh, mit aufwärts ſich ſträubenden Haaren,
Er keuchte die Hallen der Burg entlang:
Umſonſt! ihn verfolgten die pfeifenden Schaaren,
Und eine furchtbare Stimm' erklang:
„Und hätteſt du Flügel, ſie frommten dir nicht,
Denn tauſendmahl ſchneller iſt Gottes Gericht!“ —

Danieder gedonnert von Todesſchrecken,
Indeß um ihn her das Geziefer zerſtob,
Verbarg er ſich unter des Ruhebetts Decken,
Bleich wie ein Geſpenſt, das der Gruft ſich enthob.
Die Furcht hielt lang' ihm zu Häupten Wacht,
Doch ſchloß ſein Auge die Mitternacht.

Jetzt ſah er, in ſcheußlicher Larven Gedränge,
Zerbrechen ſeinen biſchöflichen Stab,
Und ſich, gedrückt in des Sarges Enge,
Lebendig verſenken in Nacht und Grab;
Und als er ſich losriß vom peinlichen Traum,
Durchſchlüpften Mäuſe des Bettes Raum.

„O Jammerleben voll Ekel und Grauen!
Ihr Traumgeſpenſter verkörpert euch,
Erwürgt mich, zerfleiſcht mich mit Drachenklauen,
Und ſchleppt mich hinunter ins Todtenreich!“
So rief er, indem er vom Lager ſprang,
Und voll Verzweiflung die Hände rang.

Er wandelte ſeufzend, mit zagendem Schritte,
Wie ein Geächteter, durch den Pallaſt,
Geſchreckt von dem Hall ſeiner eigenen Tritte,
Und neidend des ſchlafenden Hofgeſindes Raſt.
Es regte ſich rings keine Lebensſpur,
Das Flämmchen der Ampeln bewegte ſich nur.

Die leuchtenden Augen des Morgens ſahen
Ihn noch in der graunvollen Einöde wach.
Er hörte geſchäftige Diener ſich nahen,
Entſchlich vor Scham zum verlaßnen Gemach,
Betrat die Schwelle mit ſpähender Scheu,
Gewahrte kein Schreckniß, und lebte wie neu.

Doch als er am Mittag, ſammt Chorherr'n und Rittern,
In Freude genoß des Nektars vom Rhein,
Sah man ihn jähling erblaſſen und zittern,
Denn ach! die Bluträcher ſtellten ſich ein.
Sie wimmelten zahllos aus ſeinem Gewand,
Und rafften ihm gierig das Brot aus der Hand.

Er blickte mit Grimm der Verzweiflung gen Himmel,
Und warf in der Eilflucht den Seſſel um.
Ihm nach, wie ein Schweif, zog das graue Gewimmel,
Die Gäſte ſaßen wie Bildſäulen ſtumm,
Und ſchleunig, nach kaum erſt begonnenem Mahl,
Verließen ſie ſchaudernd den Tiſch und den Saal.

So ſpukte die läſtige Wundererſcheinung
In Hatto's Pallaſte drey Monate fort.
Bald einzeln geneckt, bald in Schaarenvereinung,
Blieb nirgend dem Biſchof ein ruhiger Ort.
Die Unholden ſtörten zuletzt ihn ſogar
Im Sange der Hochmeſſe vor dem Altar.

Er both für ein Mittel, ſie aufzureiben,
Durch Herolde manchen anlockenden Preis;
Er ließ hochberühmte Beſchwörer verſchreiben,
Sie zogen ums Schloß einen magiſchen Kreis:
Doch ſchlug ihr Bannſpruch und Talisman
So wenig als künſtliche Giftmiſchung an.

„O wär' ich unglücklicher Mann nicht geboren!“
Rief Hatto, mit himmelwärts flammendem Blick.
„Hindrängen will mich zu des Grabes Thoren
Dein eherner Arm, verhülltes Geſchick!
Ich trotze dir aber und all deiner Wuth:
Dir obſiegt der Menſch durch beharrlichen Muth!“

Er ließ, daß er ſich vor den Peinigern rette,
Sofort einen Thurm, ein ſteinernes Rund,
Auf einer Inſel, im Wogenbette
Des Rheinſtroms, erbauen auf Felſengrund.
Dort hofft' er, umarmt von dem mächtigen Rhein,
Vor fluthſcheuen Feinden geſichert zu ſeyn.

Die Waſſerburg ſtieg mit thätiger Schnelle
Hoch aus dem Schooße des Felſen empor;
Vom härteſten Marmor gewölbt war die Zelle,
Die Hatto ſich drinnen zur Wohnung erkor,
Und brennende Sehnſucht nach Ruhegewinn
Spannt' ihm die Segel zur Reiſe dahin.

Sein Schiff umrauſchten des Rheines Wogen,
Doch waren ſie ihm keine ſchützende Wehr:
Es ſchwimmen behend, wie im Waſſer erzogen,
Die ſchrecklichen Plagedämonen umher,
Verfolgten gedrängt der Gondel Bahn,
Und klommen in Schaaren den Bord hinan.

Und eine Stimme vernahm er mit Beben,
Die, wie aus den Wolken herunter, ſprach:
„Durch Blutſchuld haſt du verwirkt dein Leben,
Dein Schickſal eilt, wie dein Schatten, dir nach!
Es ſtieg mit dir in das flüchtende Boot,
Und mitten in Fluthen ergreift dich der Tod!“ —

Drauf fand man einſt Morgens im Thurmgemache
Ihn ſtarr am Fußboden hingeſtreckt,
Und, gleich einem Schwarme von Mücken am Bache,
Mit nagender Mäuſe Gewühl ihn bedeckt.
Wie Blitze verſchwand das gräuliche Heer,
Doch zuckte der blutende Leichnam nicht mehr.

Man nennt den Thurm, wo ſich dieß, nach der Sage
Vor achthundert Jahren bey Bingen begab,
Den Mäuſethurm bis zum heutigen Tage,
Und graunweckend ſieht er den Rhein noch hinab.
Kornwucherer, blickt auf dieß Hochgericht hin,
Und Schauder durchbeb' euch den eiſernen Sinn!

Die Harfnerin und der Mönch.

Ich will vom Schloſſe Drachenſtein
Ein feines Lied euch lehren.
Einſt zog ein frommer Mönch dort ein,
Um Sünder zu bekehren.
Mit Flammeneifer ſprach der Mann,
Und drohte mit dem Kirchenbann
Dem Ritter und den Knappen.

Am Abend ward er zahm gemacht
Durch Bacchus ſüße Gaben,
Und lag bis über's Ohr, bey Nacht,
Im Dunenbett begraben.
Doch als ihn Träume ſchon umblühn,
Erweckt um zwölf Uhr plötzlich ihn
Das Knarren ſeiner Thüre.

Und eine ſchlanke Jungfrau tritt,
Bey hellem Lampenſchimmer,
Mit leiſem, feyerlichen Schritt,
Tiefſchweigend in ſein Zimmer.
Sie trägt ein weißes Schleppgewand,
Im blonden Haar ein ſchwarzes Band,
Und eine Harf' im Arme.

„Wer biſt du?“ fragt er. „Willſt du mich
Ins Netz der Wolluſt locken?
Aus meinen Augen hebe dich,
Und bet' und ſpinn' am Rocken!“
Die Jungfrau hört, was er gebeut,
Verneigt ſich tief mit Sittſamkeit,
Und gehet ſtill von dannen.

Er eilet zu Gebet und Sang,
Als kaum die Sterne weichen,
Und ſieht durch einen düſtern Gang
Die Harfen-Jungfrau ſchleichen.
Er ſchilt ſie wieder tapfer aus:
„Was ſchweifſt du, Dirne, frech durchs Haus?
Treibt dich der Mondſucht Geißel?

Laß von der eiteln Harfenkunſt,
Du Weltkind, dich belehren;
Geh, und vernimm mit Andachtsbrunſt
Im Tempel meine Lehren!“
Die Jungfrau hört, was er gebeut,
Verneigt ſich tief mit Sittſamkeit,
Und gehet ſtill von dannen.

Drauf tritt er auf den Kanzelſtuhl,
Wo er ſich mächtig ſpreitzet,
Und fürchterlich den Höllenpfuhl
Mit Pech und Schwefel heitzet;
Und immer ſpähend ſuchet er
Das Harfenmädchen rings umher,
Allein er ſieht es nirgend.

Drob zürnet er beym Mittagsmahl:
„Wer iſt das Kind der Sünde,
Das mit der Harf' ich überall,
Nur nicht im Tempel, finde?“
Mit ſtarrem Munde horcht und gafft
Die ganze Tiſchgenoſſenſchaft,
Und ſchweigt auf ſeine Frage.

Doch wieder Nachts um zwölf Uhr tritt,
Bey hellem Lampenſchimmer,
Die Harfnerin, mit leiſem Schritt,
Tiefſchweigend in ſein Zimmer.
Er hebt im Bette ſich empor,
Und donnert grimmig ihr ins Ohr:
„Du Balg, was willſt du wieder?“

Sie drückt auf ſeinen Mund gemach
Die zarten Fingerſpitzen;
Drob will er einen Feuerbach
Des Zornes auf ſie ſpritzen:
Doch ſchnell verſtummt er, wie ein Fiſch,
Und kann ſeitdem nur noch bey Tiſch
Den Mund zum Eſſen brauchen.

Die Harfnerin und der Ritter.

Es war einmahl vor alter Zeit
Ein junger Rittersmann,
Deß wüſte Sittenloſigkeit
Den ſchlimmſten Ruf gewann.

Er liebte Schwelgerey und Spiel,
Und wenn, wie oft geſchah,
Der Würfel nicht nach Wunſche fiel,
Wie gräßlich flucht' er da!

Er hatte, kurz, kein gutes Haar,
Und ſonderlich war er
Ein Habicht für die Taubenſchaar
Der Mädchen weit umher.

Er zog — denn Ruhe war ihm Qual —
Durchs Land nach Schmauſerey'n,
Und ſo beſucht' er auch einmahl
Die Burg zu Drachenſtein.

Ein toll durchſchwärmter Tag entwich;
Der Wüſtling kroch zu Neſt;
Doch bald weckt' ihn der Geiſt, der ſich
Dort nächtlich ſehen läßt.

Die zarte weibliche Geſtalt
Trat ſeinem Bette nah.
Sein Zunderherz blieb nimmer kalt,
Wenn er ein Mädchen ſah.

So fühlt' er jetzt auch raſchen Trieb
Zu roher Liebeley.
„Willkommen," ſprach er, „feines Lieb!
Mein Bett hat Raum für Zwey."

Die Jungfrau ſah ihn ſchweigend an,
Und ſchweigend trat ſie ab:
So ſanft und ruhig ſchifft der Schwan
Den ſtillen See hinab.

Der Ritter ſprach vom Scherz der Nacht
Am Morgen frech und dreiſt.
„Freund," rief der Wirth, „nimm dich in Acht!
Die Jungfrau iſt ein Geiſt."

„Ein Geiſt?“ — verſetzte Jener drauf.
„Das lohnt noch mehr die Müh!
Kommt ſie mir wieder in den Lauf,
Recht tapfer küſſ' ich ſie!“

Die Stunde, die der Schatten Thor
Entriegelt, fand ihn wach,
Und ſchweigend trat, wie Tags zuvor,
Die Jungfrau ins Gemach.

Er both ihr, noch entflammt von Wein,
Hohneckend ſeinen Gruß,
Drang kühn und ſtürmend auf ſie ein,
Und rang nach einem Kuß.

Doch, eh' er ſeine Luſt geſtillt,
Faßt' ihn das kalte Weib,
Und ſchlug, wie Eiſenklammern, wild
Die Arm' um ſeinen Leib.

Er zappelt' einen Augenblick,
Dann ſchwand ihm jeder Sinn,
Und mit zerbrochenem Genick
Sank er entſeelt dahin.

Geſchichte der Harfnerin.

Auf der Erde hieß ich Kunigunde,
Eh' ich in die kalte Tiefe ſank,
Und des Todes Kelch mit bleichem Munde,
Schaudernd vor dem finſtern Abgrund, trank.
Meine Wangen blühten,
Meine Augen glühten,
Und wie eine Tanne war ich ſchlank.

Lieblich ſtrahlt' ich in dem Kreis der Damen,
Bey Turnieren, wie ein heller Stern,
Und die ſchönſten jungen Ritter nahmen
Stets den Preis aus meinen Händen gern.
Rudolph rang vor Allen,
Mir nur zu gefallen,
Doch mein Kaltſinn hielt ihn lange fern.

Endlich rührte mich ſein heißes Streben,
Und ich ward dem guten Jüngling hold.
Sein ſo ſtandhaft mir geweihtes Leben
Lohnt' ich nun mit reichem Liebesſold.
Unſrer Herzensfluthen
Selige Minuten
Kauft man nicht um alles Erdengold.

Eins des Andern Welt und Himmel, gingen
Fremde Freuden uns nichts weiter an.
Hörte Rudolph mich zur Harfe ſingen,
Das erhob ihn zu dem Sternenplan;
Und darum begleiten
Seine Lieblingsſaiten
Mich noch jetzt auf meiner öden Bahn.

Aber durch die Roſen unſrer Freude
Stach ein Dorn des Kummers oft hervor:
Armuth thürmte Felſen für uns beyde
Auf dem Pfade zum Altar empor.
Hier war zu erwägen:
Prieſterhand und Segen
Schließe nicht dem Mangel unſer Thor

Werd' ich einſt als Gattin ihn umfangen?
Oder trennet uns des Schickſals Macht?
Dieſe Zweifel düſtrer Schwermuth drangen
Auf mich ein, wie Schwerter in der Schlacht.
Meine Mutter ſagte,
Als mein Leid ich klagte:
„Harre, Kind, bis zur Andreas-Nacht!

Riegle dann, ſobald die Sterne ſcheinen,
Einſam dich in deine Kammer ein,
Nimm zwey reine Kelche, gieß' in einen
Helles Waſſer, in den andern Wein,
Und, als kämen Gäſte
Bald zu einem Feſte,
Decke deinen Tiſch, wie Schnee, ſo rein!

Haſt du dieß ſo pünktlich vorgenommen,
Und die Kelche zierlich aufgeſtellt,
Dann wird die Geſtalt des Mannes kommen,
Der von dir den goldnen Ring erhält.
Sie wird nicht verfehlen,
Einen Kelch zu wählen,
Und das deutet, welches Loos dir fällt.

Soll ein reicher Mann dich hoch erheben,
Wählet muthig die Geſtalt den Wein;
Wird ein Armer dein Gefährt durch's Leben,
Schlürft ſie nur ein Tröpfchen Waſſer ein:
Doch im dunkeln Stande
Wird durch ſtärkre Bande
Lieb' und Glück an dich gefeſſelt ſeyn.“ —

Sie erſchien, mit hellem Sternenſchimmer,
Bang' erwartet, die Andreas-Nacht.
Ich verſchloß mich einſam in mein Zimmer,
Und zwey Kelche füllt' ich ſtill und ſacht.
Ach, wer wird nun kommen!
Seufzt' ich herzbeklommen,
Und im fernſten Winkel gab ich Acht.

Spät erſt knarrten meines Vorſaals Dielen,
Und herein ins Zimmer trat alsbald,
Schön geharniſcht, wie bey Ritterſpielen,
Meines Rudolphs herrliche Geſtalt.
Mit beſcheidnen Lippen
Sie vom Waſſer nippen
Sah ich froh in meinem Hinterhalt.

Sie entfernte ſich mit ſanftem Schritte,
Und ich rief, wie trunken: „Er iſt mein!
Seine Liebe ſchmückt mir jede Hütte,
Und dem Bach entſchopft ſie Götterwein.
Möchten Königserben
Nun auch um mich werben,
Keines Andern Gattin will ich ſeyn!“

Dieſe frohe, feyerliche Stunde
War für meinen wilden Gram ein Zaum,
Und ich ſprach, mit Lachen auf dem Munde:
„Rudolph, gieb dem Kummer nicht mehr Raum!
Was bedarf's der Sorgen?
Wir ſind bald geborgen;
Das verrieth mir heut ein holder Traum.“

Doch er ſprach: „Ich ſuch' in fernen Ländern
Mit dem Schwert das Glück, das hier mich flieht.
Aber wird das Herz die Farben ändern,
Wann mich Liebchen nicht mehr hört und ſieht?
Findet treu und bieder
Dich dein Rudolph wieder,
Wann er fröhlich einſt zur Heimath zieht?“

„Ja!“ begann ich, tief gerührt, zu lallen,
Und mit Wärme drückt' ich ſeine Hand:
„Ja, mein trauter Herzensfreund, wir wallen
Treu vereint bis in das Schattenland!“
Und wir ſchworen beyde
Hohe Liebeseide,
Bis ſein ſchnelles Roß mit ihm verſchwand.

Mocht' ihm wohl die trübe Zukunft ahnen?
Ach, er ritt ſo ſchwermuthsvoll dahin!
Leider iſt, wie Wind- und Wetterfahnen,
Unbeſtändig oft der Menſchen Sinn!
Leichte Flatterſeelen,
Ich kann nicht verhehlen,
Daß ich ſo, wie ihr, zu ſchelten bin!

Nur an Rudolph dacht' ich mit Entzücken,
Nur ſein Bild erſchien mir Nachts im Schlaf;
Aengſtlich treu, ließ ich nur da mich blicken,
Wo ich keinen andern Jüngling traf:
Aber ſchlau und leiſe
Ueberſchritt die Kreiſe
Meiner Einſamkeit ein junger Graf.

Er entwickelte durch Schmeichelworte
Bald das Samenkorn der Eitelkeit,
Das geheim ſchon an des Lebens Pforte
In des Weibes Herz ein Unhold ſtreut,
Und das, drin gepfleget,
Hoch empor ſich reget,
Und zu einem Giftbaum leicht gedeiht.

Graf Lothar ließ ſeinen Reichthum funkeln,
Um durch dieſes bunte Strahlenſpiel
Meinen armen Rudolph zu verdunkeln,
Und ſein Blendwerk führt' ihn bald zum Ziel.
Ich empfand mit Schmerzen,
Daß auf's Bild im Herzen
Allgemach ein kühler Schatten fiel.

Und jetzt hört' ich ein Gerücht erſchallen,
Dem Lothar im Stillen Flügel gab:
Rudolph ſey in einem Kampf gefallen,
Und verſenkt in ein entferntes Grab.
Welche tiefe Wunde
Schlug mir dieſe Kunde!
Jammernd ſehnt' ich mich zu ihm hinab.

Aber von der Erde hebt ſich wieder
Das vom Sturm gebeugte Wieſenrohr:
So warf auch der Schmerz nicht ganz mich nieder,
Und ich hob mich nur zu bald empor.
Ohne Grund und Tiefen
Des Gerüchts zu prüfen,
Lieh ich nun dem Grafen gern mein Ohr.

Iſt es Ernſt, ſein Wort von Lieb' und Treue?
Oder iſt er nur auf Scherz bedacht?
Dieſer Zweifel drückte jetzt auf's neue
Meine Bruſt mit felſenſchwerer Macht.
Darum mußt' ich wagen,
Nochmahls zu befragen
Das Orakel der Andreas-Nacht.

Und, nach meiner Mutter Lehr' und Weiſe,
Füllt' ich beyde Kelche, ſchloß mich ein,
Und im düſtern Winkel ſeufzt' ich leiſe:
Welche Mannsgeſtalt tritt nun herein!
Bald, mit raſchen Tritten,
Kam ein Bild geſchritten,
Ganz dem Grafen gleich, und griff zum Wein.

Doch es führte kaum den Kelch zur Lippe,
Sieh, da öffnete ſich eine Wand,
Und aus ihr hervor ſtreckt' ein Gerippe
Eine Uhr mit ausgelaufnem Sand.
Dann der Wand entſteigend
Riß es, furchtbar ſchweigend,
Schnell den Weinkelch aus des Andern Hand.

Ich, umſtrickt von einer Ohnmacht Banden,
Wußte nicht, was weiter noch geſchah,
Und als ſich die Sinne wieder fanden,
Waren die Geſtalten nicht mehr da.
Aber nicht geneſen
Sah mein Geiſt das Weſen
Mit der Uhr, wo ich den Grafen ſah.

Dennoch zog mich Leichtſinn ins Verderben.
Immer ſprach er: Kindiſch grübelſt du!
Freylich müſſen alle Menſchen ſterben!
Tönt dieß alte Lied ſo rauh dir zu?
Sage, was dich ſchrecket?
Rudolph ſchläft, ihn wecket
Euer Brauttanz nicht aus ſeiner Ruh!

Fliehend nun des Trübſinns öde Zellen,
Stürzt ich in der Menſchen laute Bahn,
Schiffte jubelnd auf der Freude Wellen,
Und zu Klippen führte mich mein Wahn;
Denn im Wonneſchweben
Durch dieß heitre Leben
Trug Lothar ſich zum Gemahl mir an.

Trunken überrauſchte mein Entzücken
Jede warnende Bedenklichkeit,
Ueberbaute ſich mit goldnen Brücken
Den gefährlich dunkeln Strom der Zeit.
Und auf meinem Munde
Lag zum Liebesbunde
Für den Grafen gleich mein Ja bereit.

Und der Tag, gewählt zum Hochzeitfeſte,
Ward herbey geſcherzet und gelacht;
Es erſchienen reichgeſchmückte Gäſte,
Und wir tafelten mit ſtolzer Pracht.
Bey der Becher Klange
Und bey Rundgeſange
Schwärmten wir vergnügt um Mitternacht.

Mir ward jetzt, als ſchwebt' ein Ungewitter,
Todesblitze drohend, über mir!
Da bewegte ſich ein fremder Ritter
Durch die Gaffer an des Saales Thür.
Niemand wollt' ihn kennen,
Niemand konnt' ihn nennen;
Sein Geſicht verbarg des Helms Viſier.

Blutig war ſein Schwert, ſein Harniſch düſter;
Alle bebten, die ihn kommen ſahn.
Es entſtand ein ängſtliches Geflüſter,
Aber Keinen ſah der Fremdling an.
Stolz durch das Gedränge
Der erſchrocknen Menge
Macht' er ſich zur Tafel freye Bahn.

Und er ſtellte raſch ſich einen Seſſel
Mitten zwiſchen Bräutigam und Braut.
Jede Zunge band des Staunens Feſſel;
Seine Kühnheit ſtrafte nicht ein Laut.
Wirth und Gäſte ſchienen
Mit verſteinten Mienen
Bilder bloß, und ſaßen kalt durchgraut.

Und ſo ſaß auch eine lange Weile,
Wie gelähmt durch einen Zauberbann,
Lang und ſtarr, gleich einer ſchwarzen Säule,
Neben mir der wunderbare Mann.
Wie voll Gramgedanken,
Blickt' er ohne Wanken,
Ohne Wort und Athemzug, mich an.

Bis zum Glockenſchlag der zwölften Stunde
War die Burg ſo ſtill wie eine Gruft;
Aber plötzlich winſelten die Hunde,
Wehgeſchrey erſchallte durch die Luft.
Und der Weihrauchſchale
Wohlgeruch im Saale
Dämpfte ſchnell ein herber Leichenduft.

Es ward dunkel; alle Kerzen brannten
Schwefelblau und wie bedeckt mit Flor.
Angſtvoll ſprach ich zu dem Unbekannten:
„Sagt, wer ſeyd Ihr? Schlagt den Helm empor!“
Ach, als er ihn rückte,
Wehe mir! da blickte
Hohl und graß ein Todtenkopf hervor.

Und er ächzt' und ſtöhnte: „Kunigunde,
Iſt dir ſo dein Rudolph wieder werth?
Meine Blüthe hat die Schreckenskunde
Deiner Untreu, wie ein Brand, verzehrt.
Raſch, mit eignen Händen,
Um mein Leid zu enden,
Stieß ich in den Buſen mir das Schwert.

Doch du haſt gelobt, mit mir zu wallen,
Treu vereint, in jenes dunkle Land:
Darum komm' ich aus den öden Hallen,
Wo ich, fern von dir, nicht Ruhe fand.
Folge deinem Gatten!
Freundſchaftliche Schatten
Biethen zum Empfang dir ſchon die Hand.“ —

Er ergriff mich, und zu Eis erkalten
Fühlt' ich mein erſtarrendes Gebein;
Mich umſchwärmten luſtige Geſtalten,
Bleich und ſchwebend, wie des Mondes Schein:
Unter mir mit Krachen
Sprang der ſchwarze Rachen
Eines Abgrunds auf, und ſchlang uns ein.

Doch wie Nachts die Fledermäuſe ſchwirren,
So muß ich, zu meiner Strafe, nun
Dieſe Burg, wo ich verſank, durchirren,
Um noch ſo ein gutes Werk zu thun.
Leichtſinn zu belehren,
Leichtſinn zu bekehren,
Iſt der Preis, um den ich einſt ſoll ruhn.

Der Kußhandel, oder die vier weiblichen Alter.

Ein Hirtenmädchen, ſchön zum Mahlen,
War etwas kaufmänniſch geſinnt:
Mit zwanzig Schafen mußt' Amint
Den erſten Kuß ihr baar bezahlen.

Fünf Sommer älter war Narziſſe,
Als er den Tauſch ſchon beſſer traf:
Da blühten um ein einzig Schaf
Auf ihren Lippen zwanzig Küſſe.

Bald lag ihr Handel ganz danieder,
Und aus freywilligem Entſchluß
Gab ſie, für einen kalten Kuß,
Aminten ſeine Schafe wieder.

Die eigne Heerde, ſammt dem Hunde,
Both ſie für einen Kuß zuletzt:
Allein der Schäfer dankte jetzt,
Und flog zu Daphnens Roſenmunde.

Amor und die Habſucht.

Als Amor einſt ſeinen Geburtstag beging,
Beſchenkt' ihn ſein Mütterchen hold.
Sie gab, indem ſie ihn zärtlich umfing,
Ihm Bogen und Köcher von Gold.
Er waffnete ſich auf der Stelle damit,
Und hüpfte davon mit geflügeltem Schritt.

Und vor dem Pallaſte der Mutter ſtand
Ein altes, abſchreckendes Weib.
Der Klaue des Habichts glich ihre Hand,
Und einem Gerippe der Leib.
Ihr Blick ſchoß herum, wie ein fliegender Speer,
Und haftete gierig auf Amors Gewehr.

„Ey, ey!“ rief ſie hell, wie ein ſchmetternder Hahn:
„Hat dieß der Geburtstag beſchert?
Potz tauſend! Mamachen griff wacker ſich an;
Die goldene Rüſtung hat Werth!
Ihr Herrſchaften ſitzet dem Reichthum im Schooß,
Doch ich, liebes Männchen, bin auch nicht ganz bloß.

Betrachte, zum Beyſpiel, dieß Ringelchen hier,
Mit flammenden Herzen darauf!
Du findeſt mir nirgend, ich ſtehe dafür,
Ein ſchöneres Kleinod zu Kauf.
Welch Prachtſtück für einen empfindſamen Herrn!
Gefällt dir's, du Loſer, und hätteſt du's gern?

Es wär' für dein Liebchen ein feines Geſchenk;
Was würde das Mädchen ſich freun!
Nun höre, mich wurmt ein gehabtes Gezänk,
Drum ſoll mich ein Spielchen zerſtreun.
Ich ſetze das Ringlein und du einen Pfeil;
Gelingt dir ein Glückswurf, ſo wird dir's zu Theil."

Sie kramte drey Würfel, gebildet zum Trug,
Aus ihrem Koder heraus,
Und Amor, verliebt in das Ringelchen, ſchlug
Den lockenden Antrag nicht aus.
Der thörichte Knabe! Sein Kinderverſtand
War nicht mit den Kniffen der Hexe bekannt.

Sie lenkte die Würfel zum falſchen Gewinn
Am Faden der Schwarzkünſteley,
Warf immer den Hauptpaſch, der Sechſen ſich hin,
Und Amorn fiel Eins oder Zwey.
Ein Pfeilchen ums andere liefert' er aus,
Und alle verließen ihr glänzendes Haus.

Er weinte vor Aerger, er lachte vor Wuth,
Die Gaunerin tröſtete viel,
Und raſch ſetzt' er nun mit Verzweifelungsmuth
Auch Köcher und Bogen auf's Spiel.
Sie gingen den Weg ſeiner Pfeile geſchwind,
Und ſchluchzend entlief das betrogene Kind.

Die Habſucht verlachte den Jammernden kalt,
Und packte den Spielgewinn ein.
Sie wandelt ſeitdem oft in Amors Geſtalt,
Und rühmet ſich, Amor zu ſeyn.
Kein Wunder, daß dieſe Verlarvung ihr glückt,
Da ſie mit der Rüſtung des Gottes ſich ſchmückt!

Der Kampf um die Braut.

Der deutſche Simſon, Ritter Rauber,
War wie ein Löwe ſtark und kühn,
Doch ſtärker war Helenens Zauber,
Und ihre Schönheit feſſelt' ihn.

Man ſah ihn oft nach Hofe reiten,
Denn ſeine Dulcinea war
Ein Kind der Liebe Max des Zweyten,
Das eine Gräfin ihm gebar.

Held Rauber trat beherzt, als Freyer,
Vor kaiſerliche Majeſtät.
„O das iſt Schade, mein Getreuer,"
Verſetzte Max, „du kommſt zu ſpät!

Der Spanier, der dir im Raufen
Den Sieg nicht ſelten ſtreitig macht,
Hat dir den Rang ſchon abgelaufen,
Und gleiche Werbung angebracht.

Mit Muth und Eifer dient ihr beyde
Mir und dem Reiche brav und treu:
Drum will ich, daß ein Kampf entſcheide,
Wer Gatte meiner Tochter ſey." —

Don Pedro hatte Rieſenlänge,
Beſaß im Arme Herkuls Kraft,
Und nannte ſich mit Wortgepränge
Oft ſelbſt das Haupt der Ritterſchaft.

Er ward mit Raubern an die Stufen
Des Kaiſerthrons im Ritterſaal
Durch einen Herold aufgerufen,
Und ſie erſchienen ganz in Stahl.

Helene war geſchmückt zum Blenden,
Trug bräutlich einen goldnen Kranz,
Und ringsum ſtand an allen Wänden
Mit offnem Munde Schranz an Schranz.

„Heran," ihr Ritter!" ſprach der Kaiſer,
Und Lächeln ſchwebt' um ſeinen Mund:
„Ihr ſchlugt euch oft um Lorberreiſer
Mit blankem Schwert die Glieder wund.

Doch heute gilt des Kampfes Wette
Um eine junge, raſche Braut,
Und zu dem hochzeitlichen Bette
Geht man wohl gern mit heiler Haut.

Drum legt ſie ab, die Heldenklingen,
Legt ab den Panzer, der euch drückt!
Ihr ſollt auf eine Weiſe ringen,
Die nur mit freyem Körper glückt.“

Und als nun bis auf leichte Röcke
Das Heldenpaar entwaffnet war,
Reicht' ihm ein Kämmerling zwey Säcke
Von ungeheurer Größe dar.

„Greift zu,“ rief Max, „greift zu, ihr Herren!
Und wer's von euch erzwingen kann,
Den Andern in den Sack zu ſperren,
Der ſey des Kaiſers Tochtermann!“ —

Die Ritter horchten ſtarr, und fanden
An dieſem Scherz nicht viel Geſchmack;
Doch hielten ſie die Zung' in Banden,
Und jeder griff nach einem Sack.

Sie hörten, knirſchend mit den Zähnen,
Des Streitſignals Trompetenſtoß,
Und gingen, gleich erboßten Hähnen,
Kampfgierig auf einander los.

Wild faßte, wie mit Eiſenzangen,
Ein jeder ſeinen Gegentheil,
Und wie ergrimmte Rieſenſchlangen
Verwuchſen ſie in einen Knäul.

Sie brachen ſchier ſich alle Glieder;
Aus ihren Köpfen ſtieg ein Dampf;
Sie warfen ſich am Ende nieder,
Und jetzt begann der rechte Kampf.

Der Reck' aus Spanien lag oben,
Und hatte Raubers Kopf beinah
Schon in den Mund des Sacks geſchoben,
Als man das Blatt ſich wenden ſah.

Der Deutſche, ſich ermannend, packte
Den Goliath im höchſten Zorn,
Schwang hoch ihn in die Luft, und ſackte
Ihn ein vom Helm bis an den Sporn.

Da jauchzten alle Augenzeugen,
Da ſchmetterte Trompetenton!
Doch Rauber trug mit ernſtem Schweigen
Die rege Bürde hin zum Thron.

Den Spanier trieb das Gehöhne
Der Schranzen eilig aus dem Saal,
Und zu dem Deutſchen ſprach die Schöne:
„Willkommen, tapferer Gemahl!“

Die Stelzen.

Ich ging, als eben die Sonne ſchied,
Am Heerweg, im ſchattigen Haine:
Da ſtelzte vorbei, und pfiff ſich ein Lied
Ein alter Soldat ohne Beine.

O Himmel! dacht' ich, was muß und kann
Der Menſch auf Erden ertragen!
Drauf grüßt' ich den Alten: „Ihr armer Mann,
Habt viel von Unglück zu ſagen!“ —

„Von Unglück? — Ha! davon weiß ich kein Wort!“
Verſetzte der Hümpler, und lachte:
„Nein, Landsmann, das Schlachtfeld war eben der Ort,
Der Heil und Segen mir brachte.

Da traf mich ein Schuß, wie ein Donnerſchlag;
Hui! waren die Beine verſchwunden.
Dafür bin ich dankbar bis heutigen Tag
Der braven Kanone verbunden.

Ich möchte zwar, hinkend auf todtem Holz,
Den fliehenden Hirſch nicht ereilen:
Doch ſonſt leb' ich froher, als ging' ich ſtolz
Auf Euren lebendigen Säulen.

Strumpfwirker und Schuhmacher löſen von mir
Nicht einen verſchimmelten Heller.
Mich labt für dieß Spargeld mit Wein und Bier
Am Sonntag der wirthliche Keller.

Gern taſtet die Zecher das Zipperlein an,
Mich aber kann es nicht zwicken.
Mich ſchreckt nicht des wüthenden Hundes Zahn;
Mich ſtechen nicht Bremſen und Mücken.

Ich lauf' über Dornen und rauhes Geſtein,
Als wären es weiche Violen;
Und brech' ich die Beine, ſo ſind aus dem Hain
Mir bald ein Paar neue zu hohlen.

Oft ſchwingt ſie mein Arm, wie ſein Schwert der Huſar,
Wenn Spötter zum Zorne mich reitzen.
Wird eins zum Marſchiren mir unbrauchbar,
So muß es den Ofen noch heitzen.

Entſtelzt bin ich ſchier nur ſo lang wie ein Kind;
Und das iſt denn einſt, wann ich ſterbe,
Ein Umſtand, bey dem meine Hausfrau gewinnt:
Mein Sarg ſchmälert minder das Erbe. —

Schlaft wohl! Mein Hüttchen iſt hier nicht mehr weit.
Lebt immer, wie ich, fein zufrieden!“
So ſprach er mit herzlicher Luſtigkeit,
Und pfiff wieder raſch, als wir ſchieden.

Die Flederwiſche.

Roſicht blühten Urſels Wangen,
Urſels Wuchs war ſchlank und hehr;
Leider hob mit ſtolzem Prangen
Nur das Näschen ſich zu ſehr!
Ein berühmter Wechſelhändler
War ihr werther Herr Papa,
Und fürwahr! kein Zeitvertändler,
Wo er Vortheil keimen ſah.

Ihr Geſicht und ſeine Münzen
Lockten bald der Freyer viel;
Doch nur Grafen, wo nicht Prinzen,
Waren Urſels Eheziel.
Freylich kamen nicht durchlauchte
Und nicht hochgeborne Herr'n:
Ein Baron, der Münzen brauchte,
War der Freyer größter Stern.

Ach, mit welchen Honigreden
Höfelt' er ihr als Spenſier!
Doch ein kaltes Nein der Spröden
Wies auf ewig ihm die Thür.
Er ging ſtumm, gleich einem Fiſche,
Und ſie fegte — welche Schmach! —
Ihm mit einem Flederwiſche
Hinter ſeinen Ferſen nach.

Aufgehängt, als Warnungsſpiegel,
An des Zimmers ſeidne Wand
Wurde dann der Gänſeflügel,
Und ein Blatt, auf welchem ſtand:
„Den Reichsfreyherrn Karl von Lüttich,
„Der mit Freyen mich beſchwert,
„Hab' ich jüngſt mit dieſem Fittich
„Aus dem Hauſe weggekehrt.“

Dieſem Pranger recht zum Hohne,
Warb um ſie ein Herr von Specht.
Er war traun! der Jäger Krone,
Und ſein Adel alt und ächt.
Doch ein friſcher Federbeſen
Rauſcht' ihm nach mit Spottgeziſch,
Und ſein Nahme war zu leſen
An dem aufgehangnen Wiſch.

Nummer drey von Urſels Freyern
War ein hochgelehrter Rath.
Er ging immer wie auf Eyern,
Und im größten Gallaſtaat.
Doch er hatte ganz verloren
Seinen Trunk zur Schau gelegt,
Denn auch Ihro Wohlgeboren
Wurden ſchimpflich ausgefegt.

Kaum war es ſo abgelaufen
Mit des Kleeblatts Freyern,
Sieh, da zog ein neuer Haufen
Von Sponſierern ſchon herbey;
Und er kam mit raſchem Drange,
Wie, wenn nicht die Sage trügt,
In den Mund der Klapperſchlange
Der betäubte Vogel fliegt.

Heut erſchien ein Burgemeiſter,
Morgen gar ein Präſident,
Und ein Nachſchwarm andrer Geiſter,
Die mein Lied nicht alle nennt.
Auch Prälatenſterne blitzten
Urſeln reitzend ins Geſicht,
Aber Rang und Würden ſchützten
Gegen ihren Kehraus nicht.

Funfzig-Federwiſche hingen,
Blendend wie des Schwanes Kleid,
Ehe Jahr und Tag vergingen,
Siegesfahnen gleich, gereih't;
Und ſie kaufte täglich neue,
Um das Hundert voll zu ſehn,
Doch das Glück, das ungetreue,
Gönnt' ihr nicht ſo viel Trophä'n.

Lange hatt' es ſchon gerüttelt
An des Vaters Wechſelbank,
Und zuletzt ſo ſtark geſchüttelt,
Daß ſie plötzlich brach und ſank.
Geſtern ſah er zwiſchen Bergen
Von Ducaten noch heraus;
Heute jagten ihn die Schergen
Der Juſtiz von Hof und Haus.

In die Flucht trieb alle Freier
Des gebrochnen Bänkchens Fall,
Wie die Krähen an der Scheuer
Eines Feuerrohres Knall.
Er, der oft vergebens zielte,
Er floh ſelbſt, der Liebesgott.
Denn mit ihren Reihen ſpielte
Urſula nun auch Bankrott.

Von der ſchönen Welt verlaſſen,
Grämelte ſie manches Jahr
In der engſten Schlucht der Gaſſen,
Und ſchon graute faſt ihr Haar:
Sieh, da kam ein Dorfſchulmeiſter,
Etwas häßlich von Perſon,
Und bewarb ſich um ſie dreiſter,
Als vor Zeiten der Baron.

Der Geluſt des ſchwarzen Gecken,
Seine Hand nach Fürſtengut
So vertraulich auszuſtrecken,
Brachte Urſelchen in Wuth.
Schmähend zog ſie der Amanten
Federgeißel raſch hervor.
Und karanzte den Pedanten,
Daß er Hut und Stock verlor.

Nachher ſprach in ihrer Kammer
Kein Bewerber weiter an,
Und des Mangels ehrner Hammer
Malmte ihren Hochmuth klein.
Ach! ſie hätte dieſe Schläge
Gern durch Thätigkeit entfernt,
Doch die weiland Stolz' und Träge
Hatte leider nichts gelernt.

Einſt gebrach auf ihrem Tiſche
Auch ſogar das trockne Brot.
Ihre hundert Flederwiſche
Halfen dießmahl aus der Noth.
Dieſen Reſt von ihren Schätzen
Zu verſilbern, und damit
Sich auf offnen Markt zu ſetzen,
War ein ſchwerer Dornenſchritt.

Doch des Hungers ſtarker Hebel
Drängte ſie gewaltſam hin.
Ha! wie jubelte der Pöbel
Ob der ſeltnen Krämerin!
Und für jede vormahls Spröde
Wetzte nun der Spott den Pfeil
Dieſer ſprüchwörtlichen Rede:
„Sie hat Flederwiſche feil.“

Die blinde Kuh.

Die Klugheit hatte, da ſie noch
Ein junges Mädchen war,
Oft mit dem Liebesgott Verkehr;
Sie ſcherzten hin, ſie ſcherzten her,
Wie ein verlobtes Paar.

Ein Kettchen muntrer Spiele flocht
Sich in ihr Freundſchaftsband.
Auf ſolche Weiſe trug ſich's zu,
Daß einſt das Spiel der blinden Kuh
Der Kinder Witz erfand.

„Komm, binde mir die Augen feſt!“
Geboth der kleine Mann:
„Und ſieh, nun mußt du auf den Zehn
Den armen Blinden rings umgehn,
Bis er dich faſſen kann.“

Geſagt, geſchehn! Mit Nacht umzog
Ein Tuch der Augen Glanz.
Dann floh das Mädchen blitzgeſchwind,
Und ſchwebte, wie ein Frühlingswind,
Dahin im leiſen Tanz.

Der Blinde griff wohl rechts und links
Raſch in die leere Luft;
Er tappte dort, er tappte hier,
Doch trennte leider ihn von ihr
Stets eine weite Kluft.

So währt bis dieſen Tag das Spiel,
Als fing' es heut erſt an.
Des Liebesgottes Aug' umzieht
Noch Finſterniß, und ewig flieht
Die Klugheit ſeine Bahn.

Der Kriegs- und Friedens-Herold. 1807.

Im Odenwald ſtand hochgethürmt
Ein feſtes Ritterſchloß,
Das längſt ſchon, von der Zeit erſtürmt,
In wüſte Trümmer ſchoß.

Der Rücken eines Felſen beugt
Sich unter ihrem Graus.
Durch das Geklüft der Mauern fleugt
Der Uhu ein und aus.

Des Berges Nachbarn gehen nie
Um Mitternacht vorbey,
Denn Luftgebilde ſchrecken ſie
Mit wildem Kriegsgeſchrey.

Ein Ritter und ſein Knappentroß,
Gehüllt in blanken Stahl,
Zieht aus der Felſenburg zu Roß
Hernieder in das Thal.

Und dumpf her brauſend, wie ein Meer,
Rückt unten auf dem Plan
Ein andres nebelgraues Heer
Berittner Kämpen an.

Jetzt ordnen links und rechts ſich ſchnell
Die Reiſigen zur Schlacht.
Der Schwerter Flamme leuchtet hell,
Wie Blitze, durch die Nacht.

Schaar gegen Schaar in dichten Reih'n
Stürzt heulend in den Kampf.
Die Erde dröhnt, und Berg und Hain
Umwogt des Ackers Dampf.

Wie Hagel fällt auf Helm und Schild
Der ſcharfen Eiſen Wucht,
Bald aber räumt das Blachgefild
Ein Heer in raſcher Flucht.

Das andre führt der tapfre Geiſt
Des Ritters Rodenſtein,
Dem nie ſein Feind den Sieg entreißt,
Ins Bergſchloß wieder ein.

Er war, wie noch die Sage ſchallt,
Das Schrecken ſeiner Zeit:
Ein graſſer Hüne von Geſtalt,
Ein grimmer Löw' im Streit.

Mit frechem Uebermuth warf er,
Voll Gier nach Raubgewinn,
Der ganzen Ritterwelt umher
Den Fehdehandſchuh hin.

Er überwand ſie Mann für Mann
In manchem harten Strauß,
Und ſchleppt' aus ihren Burgen dann
Der Beute viel heraus.

Doch ſtreckte nicht ſein Durſt nach Geld
Bloß Ritter in den Staub:
Oft ſchändete der Schlagebold
Sich auch durch Straßenraub.

Wie Falken, ſtürzend aus der Luft,
Im Feld die Taube fahn,
So fiel er in des Hohlwegs Schluft
Wehrloſe Pilger an.

Der reichen Krämer Waarenfracht
Entführt' er weit und breit.
Es deckten gegen ſeine Macht
Nicht Schutzbrief und Geleit.

Selbſt Fürſten zitterten, bedroht
Von ſeiner Eiſenhand,
Bis ihn ein Stärkerer, der Tod,
Mit ew'gen Feſſeln band.

Seitdem nun führt er eine Schaar
Bey Nacht zum Fehdeplatz.
Doch Jahre lang auch unſichtbar
Bewacht er ſeinen Schatz.

Er flüchtet das geraubte Gut,
Und birgt es ſorgenvoll,
Sobald ein neuer Strom von Blut
In Deutſchland fließen ſoll.

Mit dieſem Vorgefühl verläßt
Er plötzlich, wie bekannt,
Im Frieden noch ſein Felſenneſt,
Der Schnellertsberg genannt.

Das nahe Raubſchloß Rodenſtein
Wird dann ſein Zufluchtsort.
Umſchirmt von Hochgebirg und Hain
Dünkt's ihn ein feſter Hort.

Mit Nebelkappen angethan,
Durch die kein Auge ſieht,
Iſt er, und alles, was die Bahn
Der Nachtflucht mit ihm zieht.

Doch Roßgewieher, Peitſchenknall,
Der Wagen Laſtgekrach,
Und ſchmetternder Trompeten Hall,
Macht rings die Gegend wach.

Dem Landmann dringt's durch Mark und Bein,
Und ſchüchtern lauſcht ſein Ohr.
„Gott,“ ruft er, „woll' uns gnädig ſeyn!
Es ſteht ein Krieg bevor!“

Und während Mars mit deutſchem Blut
Den deutſchen Boden tränkt,
Hält ſich bey ſeines Schatzes Huth
Der Flüchtling ſtill beſchränkt.

Doch kaum erſpäht ſein Geiſtesblick
Der Mordgefechte Ziel,
So eilt er vom Verſteck zurück
Mit lautem Luſtgewühl.

Und wer aus tiefem Schauerwald
Die Wagen raſſeln hört,
Der dankt dem Himmel, daß nun bald
Der Friede wiederkehrt.

Ach! funfzehn Jahre weilt nun ſchon
Der Ritter dort verſteckt,
Weil ſeit der Zeit um Hütt' und Thron
Der Zwietracht Flamme leckt.

Weiſſagte doch ſein Heimzug ſchnell
Uns volles Friedensglück,
Und flöhe dann der Raubgeſell
Zum Schlupfort nie zurück!

Die Wehklage.

Graus war die Nacht, und um den Giebel
Der Pachterwohnung heulte Sturm;
Der fromme Greis las in der Bibel,
Und ſieben ſchlug's im Kirchenthurm.
„Gott!“ rief Lenore mit Erbleichen,
„Schon ſieben — und Georg nicht hier!
Sein dunkler Weg ſtreift hin an Teichen,
Ach, welches Unglück ahnet mir!“

Der Sohn des Förſters in der Haide
War ihr verlobter Bräutigam,
Und glühend ſchlug ihr Herz vor Freude,
Wann der geliebte Jüngling kam.
Ein Jahr lang trat er alle Tage
Bey Sonnenuntergang ins Haus,
Doch mit dem fünften Glockenſchlage
Kam heut die Nacht, und er blieb aus.

Lenore flog ihm bang entgegen,
Und ſtürzte bald, mit ſtarrem Blick
Und athemloſen Herzensſchlägen,
Ins väterliche Haus zurück.
„Helft,“ rief ſie, „helft! — Im Uferſchilfe
Des Rohrteichs ſtöhnt ein Klageton.
Es iſt Georg — er ruft um Hülfe —
Ach, Vater, rettet euern Sohn!“

Der Alte ſchüttelte bedächtlich
Die grauen Locken. „Kind, du weißt,
Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geiſt.
Verirrt bey Nacht zum Pfuhl der Unken,
Iſt ſie mit Wagen und Geſpann
Im bodenloſen Moor verſunken,
Und warnet nun den Wandersmann.“

„O laßt das Mährchen!“ bat Lenore.
„Kommt, rettet, eh das Herz ihm bricht!
Sein Angſtruf drang zu meinem Ohre,
Und ſeine Stimme täuſcht mich nicht.“
So bat ſie knieend, bat unſäglich,
Doch, bauend auf der Sage Wort,
Blieb Vater Martin unbeweglich,
Und die Verzweiflung riß ſie fort.

„Zu Hülfe!“ — ſchrie ſie vor den Thüren
Des Dorfs — „Ein Menſch ertrinkt im Teich!
Er ächzt und winſelt! — Laßt euch rühren,
Um Chriſti Wunden bitt' ich euch!“ —
Doch, wie durch einen Bund verſchworen,
Verſetzten alle träg' und lau:
„Da wäre jeder Schritt verloren;
Es iſt das Weh der Klagefrau.“ —

„Gott!“ — rief ſie mit erhobnen Armen:
„Kein Felſenherz bewegt mein Flehn!
Du Geiſt der Liebe, hab' Erbarmen,
Und gieb mir Kraft, ihm beyzuſtehn!“
Schnell fühlte ſie, daß eine Quelle
Von Muth in ihrer Bruſt entſprang,
Und heldenkühn flog ſie zur Stelle,
Wo noch das Wehgeſchrey erklang.

Dem Greiſe ward im öden Hauſe
So bang, als läg' auf ihm die Welt.
Er wankte zitternd durch die grauſe,
Sturmvolle Winternacht ins Feld;
Er rief in das Geheul des Windes
Lenorens Nahmen hundertmahl:
Doch, ſtatt des hochgeliebten Kindes,
Antwortet' ihm der Wiederhall.

Die Dorfſchaft, von ihm aufgebothen,
Entſchloß ſich jetzt zum Rettungsgang,
Und zwanzig Kiefernfackeln lohten
Um Mitternacht den Teich entlang.
Da fand man — Schrecken ohne Gleichen! —
Unfern vom Ufer, in dem Ried,
Die Bruſt an Bruſt erſtarrten Leichen,
Die ſelbſt des Todes Macht nicht ſchied.

Mit geiſterbleichem Angeſichte
Sank Martin in der Nachbarn Arm,
Und dieſe traurige Geſchichte
War ewig ihm ein Kelch voll Harm.
Ein grauer Stein, auf dem zwey Tauben
Sich ſchnäbeln, deckt der Treuen Grab.
„Flieht,“ ſchrieb man drauf, „den Aberglauben,
Der ſie dem Tod zum Opfer gab!“

Bramarbas.

Es hatt' einſt ein altdeutſcher Ritter ein Weib,
Wie wir die Engel uns denken;
Doch pflegte der Murrkopf zum Zeitvertreib
Die ſchöne Gertraud zu kränken.

Er ſtellte ſo rauh, daß ſie Thränen vergoß,
Ihr Taubenherz täglich auf Proben,
Und polterte, wie ein Geſpenſt, durch ſein Schloß,
Um Achtung und Furcht zu ertoben.

Trotz ſeiner Gigantengeſtalt war er feig,
Und rühmte ſich dennoch zu Zeiten,
Ihn lüſte, dem hörnernen Siegfried gleich,
Mit Rieſen und Drachen zu ſtreiten.

Auch zog er nicht ſelten geharniſcht aus,
Als hätt' er mit Feinden zu ſchaffen,
Doch kam er geſund von den Fehden nach Haus,
Nur immer mit ſchartigen Waffen.

Er ritt, es wußte kein Menſch, wohin,
Stets ohne reiſige Knechte;
Drum dachte Gertraud in ihrem Sinn:
Es ſind wohl nur Spiegelgefechte!

Durch endloſe Qual in den Harniſch gebracht,
Beſchloß ſie, den Held zu belauſchen,
Und muthig mit ihm, nach bewährtem Verdacht,
Die Rolle der Herrſchaft zu tauſchen.

„Herr Wolfram,“ begann ſie einſt ſpöttlich, „Ihr ſeyd
Ein Waghals und ſpielt mit dem Leben!
Wie bleibt Ihr doch immer von Wunden befreyt?
Es muß Euch ein Schutzgeiſt umſchweben!“

„Ha, Schlange!“ verſetzt' er: „Du ſehneſt dich,
Den Witwenſchleyer zu tragen!
Nun, harre bis morgen, da werd' ich mich
Mit ſieben Raufbolden ſchlagen.“ —

Kaum wichen der Sonne die Sterne der Nacht,
Da ritt er hinweg ohne Knappen,
Und Gertraud ſchwang ſich in Rittertracht
Auf einen geduldigen Rappen.

Geheim hatte ſie, um nicht kenntlich zu ſeyn,
Das Roß und die Rüſtung entliehen,
Und ſpornſtreichs flog ſie zum Eichenhain,
Wohin man den Ritter ſah ziehen.

Sie ſtutzte, da Schwertſtreiche ſonder Zahl
Die Luft in der Ferne durchpfiffen.
Und wahrlich! ſie fand ihren theuern Gemahl
Im hitzigſten Kampfe begriffen.

Er ſchlug ſeinem eigenen Schilde, den er
An einen Baumſtamm gebunden,
Und manchem unſchuldigen Strauche beyher
Mit ſeinem Sarraß viel Wunden.

Im Fluge war ihm, mit geſchloßnem Viſier,
Der weibliche Ritter zur Seite,
Und donnert' ihn an: „Warum liegſt du hier
Mit meinen Gebüſchen im Streite?“

Herr Weltram erſchrak, ihm entſank das Schwert,
Er konnte vor Zagheit kaum ſprechen.
„O Schächer,!“ rief Gertraud: „du ſcheinſt mir kaum werth,
Mit dir eine Lanze zu brechen!

Doch Gnade für Recht! Beliebt dir nicht,
Gleich einem Knaben, die Ruthe,
So hebe dich flugs auf dein Streitroß, und ficht
Mit ritterwürdigem Muthe!"

Der ſtumme Goliath hatte nicht Luſt
Zum angebothenen Tanze.
Der Hammer der Angſt ſchlug ihm hoch in der Bruſt,
Und zögernd griff er zur Lanze.

„Fein hurtig!" ſprach Gertraud, und brummend nahm
Er endlich Platz auf dem Pferde.
Doch, als ſie nun gegen ihn angeſprengt kam,
Warf Schrecken ihn rücklings vom Pferde.

Er fiel vor der Siegerin auf die Knie,
Und bat, ſeines Lebens zu ſchonen.
„Das ſey Euch geſchenkt!" antwortete ſie:
„Doch müßt Ihr zur Strafe mir frohnen.

Ihr habt, wie ich ſeh', ein Häschen erlegt,
Und leicht iſt der Zweck zu errathen:
Man prahlt, wenn man ruhig am Ofen ſich pflegt,
Gern gegen ſein Weiblein mit Thaten.

Drum ſtrebte der Schalk nach des Rammlers Blut,
Damit es Ritterblut ſcheine. —
Heh! hab' ichs getroffen? — Nun, ſchminket Euch gut,
Dann tragt mir das Thier aus dem Haine!

Habt Ihr, als Beſiegter, den Frohndienſt gethan,
So will ich Euch friedlich entlaſſen;
Doch rath' ich Euch, meinen Nahmen fortan
Tief ins Gedächtniß zu faſſen.

Ich heiße Bramarbas. — Dieß Wörtchen ſoll Euch
Zur Sanftmuth und Wahrheit bekehren.
Kriecht, wann Ihr es höret, zum Kreuze ſogleich,
Sonſt werd' ich Gehorſam Euch lehren!"

So herrſchend begann ſie, mit Haſenblut
Des Ritters Panzer zu netzen,
Und ihm, dem Schattenmann, fehlt' es an Muth,
Sich ernſtlich zur Wehre zu ſetzen.

Er trug, wie ein Knecht, durch den Forſt ihr das Wild,
Und, als ſie damit ſich empfohlen,
Rückkehrt' er, um ſeinen verwundeten Schild,
Und Lanz' und Klepper zu hohlen.

Erſt Mittags wagt' er nach Hauſe zu ziehn,
Und rühmte ſich juſt, da gebraten
Sein Haſe vor ihm auf der Tafel erſchien,
Der größten und glorreichſten Thaten.

„Jetzt ſey mir,“ ſprach Gertraud, „ein Wörtchen vergönnt!
Es iſt eine Küchengeſchichte:
Ein Ritter, der ſich Bramarbas nennt,
Beſchenkt' uns mit dieſem Gerichte.

Er übergab es in eigner Perſon
Vor ungefähr drey bis vier Stunden,
Und kaum konnt' ich danken, ſo war er auch ſchon,
Gleich einem Blitze, verſchwunden.“ —

Herr Wolfram erblaßte, ward bratenſcheu,
Sprang auf, und mochte nicht ſpeiſen.
Die Furcht, daß Bramarbas ein Waldgeſpenſt ſey,
Durchbohrte ſein Herz, wie ein Eiſen.

Er prahlte, gezügelt durch dieſen Wahn,
Nie mehr von Fehden und Siegen;
Und auch vor der Ritterin fing er nun an
Sich wie ein Ohrwurm zu ſchmiegen.

Vergaß er ſich einſt, und erhob das Haupt,
So durfte ſie lächelnd nur fragen:
„Hat Euch das der Ritter Bramarbas erlaubt?“
Stracks war er zu Boden geſchlagen.

Der Nahme Bramarbas ward nach der Zeit
Weltkündig durch dieſe Geſchichte,
Und iſt auf tauſend Zungen noch heut
Ein Schimpf großſprechender Wichte.

Der Paraſit.

Vor Zeiten lebt' ein Herr Kriſpin
Ein weitverrufner Tellerlecker.
Sein Gott, der Bauch, trieb täglich ihn
Zur offnen Tafel reicher Schlecker.
Demüthig fern
Vom gnäd'gen Herrn,
Saß er, mit Lüſternheit der Katze,
Tief unten auf dem letzten Platze.

In höhern Gegenden ergoß
Sich geiſtbeflügelnder Tokayer;
Doch im Schmarotzerwinkel floß
Ein ſaures Bächlein ohne Feuer.
Dort war Faſan
Und Ortolan
Die Koſt der ſchwelgenden Magnaten;
Hier aber gab es Rinderbraten.

Und derben, ungeſchliffnen Hohn,
Das alte Gaſtgeſchenk der Strotzer,
Empfing vom ſtolzen Hauspatron
In ſtarken Gaben der Schmarotzer.
Auch flog, geſandt
Aus hoher Hand,
Ein Guß von Obſt und Semmelbrocken
Ihm oft zerſtörend in die Locken.

Doch, wie mit ruhigem Geſicht
Der Eſel es geduldig leidet,
Daß ihn der Bart der Diſtel ſticht,
An welcher ſich ſein Hunger weidet:
So fromm auch litt
Der Paraſit,
Daß Uebermüthler baß ihn plagten,
Wenn ihre Schüſſeln ihm behagten.

Daraus erwuchs ihm eine Fluth
Von Scherzgedichten und Satyren,
Und er, drob zürnend, fand für gut,
Mit den Poeten Krieg zu führen.
Der loſe Schwarm
War meiſtens arm,
Und nur von Herr'n, die Tafel gaben,
Ließ ſich Kriſpin zum Narren haben.

Anwerbend ein Schmarotzerheer,
Wollt' er den Helikon erſtürmen:
„Auf, Brüder, ſtellet euch zur Wehr,
Um wacker Tiſch und Herd zu ſchirmen!
Brecht in die Reihn
Der Dichter ein,
Daß ſie, gezähmt, uns nicht beſchmitzen,
Wenn wir bey Gönnertafeln ſitzen!“

Das Vaterland war in Gefahr,
Die Brüder griffen zu den Waffen,
Und manches Küchenmeſſer war
Geſchwind zum Säbel umgeſchaffen.
Der Bratſpieß ward
Zur Hellebart,
Und Flaſchenkorke ſollten ihnen
Als Hand- und Wurfgranaten dienen.

So zog's den Helikon empor,
Das Heer von tapfern Krippenrittern,
Und ſtreckte weit die Naſe vor,
Um etwas für den Mund zu wittern.
Umſonſt! Die Luft
Durchfloß kein Duft,
Wie ihn die Küchen von ſich hauchen,
Und keinen Schorſtein ſah man rauchen.

„Zurück! Hier herrſcht der Hunger!“ ſchrien
Die Helden plötzlich im Zerſtäuben;
Raſch wollte General Kriſpin
Sie mit dem Stocke vorwärts treiben.
Der ſchwache Thor
Mit ſeinem Rohr!
Dieß Zauberſtäbchen führt im Kriege
Gerade ſehr weit ab vom Siege.

Vergebens war des Feldherrn Drohn
Und das Gedonner ſeiner Flüche:
Die hungerſcheuen Burſche flohn
Nach Hauſe zur geliebten Küche.
Er riß voll Graus
Hochſelbſt nun aus,
Bedeckt mit Pfeilen, die vom Bogen
Apolls und ſeiner Jünger flogen.

Den Schimpf trug über Berg und Thal
Schnell das Gerücht mit tauſend Zungen,
Und den Schmarotzer-General
Verſpotteten die Straßenjungen.
Wo ſonſt er ſaß
Und fröhlich aß,
Da wies man jetzt mit Hohngeziſche,
Sich ſeiner ſchämend, ihn vom Tiſche.

So war er ſieben Tage lang
Von Haus zu Haus vertrieben worden,
Als die Verzweifelung ihn drang,
Mit eignen Händen ſich zu morden.
Strick oder Stahl
Lag ihm zur Wahl;
Doch ſchmerzhaft mocht' er nicht erblaſſen,
Er wollte noch im Tode praſſen.

Und es begab ſich, daß ein Haus,
Das ihn am längſten gaſtfrey letzte,
Nun auch bey einem großen Schmaus
Den Stuhl ihm vor die Thüre ſetzte.
Welch harter Schlag!
Welch ſchwarzer Tag!
Gefaßt, ſich jetzt den Hals zu brechen,
Wollt' er zugleich die Feindſchaft rächen.

Er ſchlich zum Herde, wo das Mahl
Bereitet ward bey hellem Feuer;
Hier ragt' aus der Geſchirre Zahl
Ein Fleiſchtopf, groß und ungeheuer.
„O Küchenzier,
Wie prangſt du hier!
Soll nichts von dir mein Mund bekommen,
Sey andern auch die Luſt benommen!“

So ſprach er zu dem Rieſentopf,
Mit Thränen über ihn gebogen,
Und ſtürzte ſich, vorweg den Kopf,
Tief in den Wirbel ſeiner Wogen.
Der Koch ſprang zu,
Und riß im Nu
Ihn aus der Höllengluth des Sodes,
Doch war er ſchon ein Raub des Todes.

Sein Geiſt, der zum Olymp empor,
Vom Rauch getragen, luſtig ſchwebte,
Bewies ſogleich dem Götterchor,
Daß er einſt bloß im Magen lebte.
Er eilte riſch
Zu Jovis Tiſch,
Und bat, weil er ſeit lange faſte,
Sich unterthänig ſelbſt zu Gaſte.

„Ey!“ rief der hinkende Vulkan,
Der Luſtigmacher bey den Göttern:
„Nicht übel, Freundchen, iſt dein Plan,
Beym Donnerer dich anzuvettern.
Sein Tafelwein
Iſt wunderfein!
Da trink, du alter, braver Zecher,
Trink zum Willkommen dieſen Becher!“

Der Näſcher fühlte nicht den Spott,
Und ſein entzücktes Auge lachte,
Als ſchadenfroh der Flammengott
Jetzt einen Kelch vom Schenktiſch brachte.
Kriſpin trank ſchnell;
Doch reiner Quell
Erſchreckte die verwöhnten Lippen,
Und ſcheu begann er bloß zu nippen.

„O Schmeckling!“ rief der Mundſchenk aus:
„Verſchmäheſt du der Götter Gabe?
Ein ſolcher Gaſt beſchimpft das Haus,
Und iſt nicht werth, daß man ihn labe.
Im Tartarus,
Wie Tantalus,
Sieh Ströme Weins vor dir ſich winden,
Und, wenn du ſchöpfen willſt, verſchwinden!“

„Nein!“ ſprach Neptun: „Dem ſchlimmen Gaſt
Sey etwas Schlimmeres beſchieden.
Man bett' ihn, der das Waſſer haßt,
Stracks unters Faß der Danaiden!
Da fang' er all
Der Fluthen Schwall
Durch einen Trichter in dem Munde
Mit Unluſt auf in ſeinem Schlunde!“

„Wie hart ihr ſprecht!“ fiel Bacchus ein:
„Was that euch dieſer Hochgerechte?
Er ehrte lebenslang den Wein,
Und war der König meiner Knechte.
Drum, euch zum Trutz,
Deckt ihn mein Schutz!
Geruhe, Zevs, in unſern Kreiſen
Ihm einen Seſſel anzuweiſen.“

„Hinweg mit ihm!“ rief Jupiter:
„Hinweg mit trägen Erdenſöhnen,
Die ihrer Lüſternheit, wie er,
An fremden Tiſchen bettelnd fröhnen!
Doch wer durch Fleiß
Und Arbeitsſchweiß
Sich redlich half zum kargen Mahle,
Dem reicht die volle Nektarſchale!“

Die Erſcheinung.

„Liebchen,“ ſprach ein junger Ritter,
„Herzensliebchen, weine nicht!
Ach, das Scheiden iſt mir bitter,
Doch mich rufen Ehr' und Pflicht!

Lebe wohl!“ — Er ſtieg zu Pferde,
Flog ins ferne Kampfgefild,
Und das Fräulein ſank zur Erde,
Wie ein unbelebtes Bild.

Als ſie, wie vom Schlaf, erwachte,
Rief ſie aus: „So iſt er fort,
Der mir werth das Leben machte,
Und der Tod empfängt ihn dort!

Furchtbar thronet er auf Leichen,
Und verkauft für Blut den Sieg.
Welch ein Elend ohne Gleichen
Iſt der ſchauderhafte Krieg!

Friedlich bey einander wohnen
Tieger in dem wüſten Hain;
Doch mit Schwertern und Kanonen
Stürmt der Menſch auf Menſchen ein!“ —

Und ſie ging, nach dieſer Klage,
Wie ein ſtummer Geiſt umher.
Einzig ihr Gedank' am Tage,
Einzig in der Nacht war Er.

In die ſtillſten Kloſterzellen
Sehnte ſich ihr ſcheuer Schmerz,
Und der Furcht und Hoffnung Wellen
Rauſchten wechſelnd durch ihr Herz.

Einsmahls ließ bey Nacht ihr Jammer
Seinen Thränen freyen Lauf:
Horch! da ſchlich es durch die Kammer,
Zog des Bettes Vorhang auf.

Und als ſie, darob erſchrocken,
Auf dem feuchten Küſſen ſah,
Stand mit bultgefärbten Locken
Todtenbleich der Ritter da.

Eine rothe Herzenswunde
Zeigt' er ihr mit ſtarrer Hand,
Aechzte tief aus blaſſem Munde,
Winkte dreymahl und verſchwand.

Sie erhob ſich zitternd, ſtreckte
Ihre Arme nach ihm aus,
Und ihr Wehgeſchrey erweckte
Schnell das ganze Vaterhaus.

Und ein Both', als hätt' er Flügel,
Ritt mit einem Brief daher.
Sie zerriß das ſchwarze Siegel,
Stürzte hin, und — war nicht mehr.

Die Roßdecke.

Der Weihnachtstag begann zu lichten;
Ein Nordſturm heulte durch den Forſt,
Und ſtürzte ſchneebeladne Fichten;
Der Adler floh in ſeinen Horſt.
Da ſchauderte, gebeugt von Jammer,
Ein Greis in ſeiner öden Kammer.
Die Wände flimmten ſilberweiß,
Gleich ſeinem Bart, von Reif und Eis.

Ihn trieb der Froſt in eins der Zimmer
Des ſtolzen Ritters Balduin.
Hier funkelte des Goldes Schimmer
Am Prachtgeräth und am Kamin.
Rings ſtrahlten im Kryſtall der Spiegel
Des Feuers hochgeſchwungne Flügel,
Und ſüßer Wohlgerüche Duft
Durchſchwamm die mild erwärmte Luft.

Der Alte ſchob ſich einen Seſſel
Dicht an des Marmorherdes Rand,
Um von des Froſtes harter Feſſel
Zu löſen die erſtarrte Hand.
Doch, kaum berührt vom Hauch der Flammen,
Fuhr er vor Schrecken doch zuſammen,
Denn Balduin, ſein Sohn, trat jach
Mit Donnerworten ins Gemach.

„Hinweg! Was giebt's noch hier zu warten?
Vergeßt Ihr, daß ich Burgherr bin?
Mir blüht voll Reitz des Lebens Garten,
Nur Ihr ſeyd mir ein Dorn darin!
Macht, wie ich geſtern Euch befohlen,
Euch ſchnell zum Abzug auf die Sohlen;
Sonſt treib' ich Euch, ein Wort, ein Mann!
Gewaltſam aus des Schloſſes Bann!“ —

„O Gott! wohin ſoll ich mich wenden?
Sey nicht ſo grauſam, Balduin!
Soll ich denn nackt, mit leeren Händen,
Das Stammhaus meiner Väter fliehn?
Ich ſetzte dich zum Schloßgebiether,
Ich ſchenkte dir all' meine Güter;
Nun gönne doch mir armen Mann
Ein Räumlein, wo ich ſterben kann!“ —

„Fahrt hin! — nur nicht in dieſen Mauern! —
Vorwürfe härten mich zum Stein.
Ihr konntet, ohne mein Bedauern,
Schon längſt der Würmer Speiſe ſeyn.
Wer ſchöne volle ſiebzig Jahre
Der Welt genoß, iſt reif zur Bahre!
Denn wäre dieß kein altes Muß,
Wann käm' ein Erbe zum Genuß?“

„Ach, Sohn, erinnre dich, daß heute
Der Heiland uns geboren ward!
Sey ihm, der ſich des Wohlthuns freute,
Sey ihm zu Ehren nicht ſo hart!
O, dein Gedächtniß wird dir ſagen,
Wie oft ich einſt in dieſen Tagen
Dir freundliche Geſchenke both,
Und du entziehſt mir Dach und Brot!“

Doch nur verſtockter ward der Ritter,
Je mehr der Greis ans Herz ihm ſprach.
Er tobte wie das Ungewitter,
Das um die Burg her Bäume brach.
Mit Löwengrimm legt' er am Ende
An ſeinen Vater arg die Hände,
Und zog, der ſchändliche Barbar,
Ihn hin zur Thür am greiſen Haar.

„Ach, ſchone mein! Ich will dir weichen,
Will ewig meiden deine Thür.
Doch, Balduin, ein kleines Zeichen
Von Menſchlichkeit erbitt' ich mir.
Du hörſt die Winterſtürme raſen,
Siehſt meines Rocks verſchlißne Faſen.
Drum ſchenke mir ein Reiſekleid,
Das gegen Froſt mir Schutz verleiht!“

„Die Wohlthat ſoll Euch widerfahren;
Sprach Balduin, und wandte ſich
Zu ſeinem Söhnlein von zehn Jahren,
Das, horchend, jetzt durch's Zimmer ſchlich:
„Georg! im Stall, in einer Ecke,
Hängt eine wollne Pferdedecke,
Noch neu und rein, die bringe du,
Und wirf ſie dieſem Alten zu!“ —

Der Knabe ging und kam. „Wie lange!“
Rief Balduin, „haſt du verweilt!
Und ha! was ſeh' ich, loſer Range!
Wer hat die Decke halb getheilt?“ —
„Ich!“ ſprach der Knabe ſonder Schrecken:
„Sie reicht ſo hin, ihn zu bedecken.
Die andre Hälfte, dieſer gleich,
Bewahr' ich, Väterchen, für Euch!“ —

Mit Thränen ſah der Greis gen Himmel,
Wies ſtumm die Hülle von ſich ab,
Und ſetzte dann ins Sturmgetümmel
Getroſt hinein den Wanderſtab.
Der Ritter ſchloß vergnügt die Pforte,
Belächelte des Knaben Worte;
Doch dreyßig Jahre drauf hieß ihn
Georg auch fort ins Elend ziehn.

Der Bergknappe.

„Glück auf!“ Die Bergleute fuhren
Hinab in den Eiſenſchacht,
Und ihre Lampen erhellten
Die unterirdiſche Nacht.

Dicht war mit Dornen umwachſen
Des Bergs verſchloſſener Mund;
Seit funfzig Jahren berührte
Kein Fuß den verödeten Schlund.

Denn weiland hielt, nach der Sage,
Ein Gnomengeſchlecht darin Haus,
Und trieb mit ſteinigem Hagel
Die Grubenarbeiter hinaus.

Doch alle dieſe befuhren
Seitdem das friedliche Grab;
Jetzt ſtiegen die Söhne, die Enkel,
Zur Wiege des Eiſens hinab.

Und als ein verfallener Stollen
Sich nun aus den Trümmern erhub,
Erſchien ein verunglückter Jüngling,
Den dort das Schickſal begrub.

Er lag (den Kindern ein Wunder)
Wie noch von Leben durchglüht:
Ihm waren die Roſen der Jugend
Nicht auf der Wange verblüht.

Von einer Bergwand gefangen,
In Eiſenwaſſer verſenkt,
Blieb ihm durch die Kraft des Metalles
Der Schimmer des Lebens geſchenkt.

Die Knappen trugen den Leichnam
Ans Licht des Tages empor,
Und ſchnell durcheilte die Kunde
Der Bergſtadt niedriges Thor.

Da zogen Jugend und Alter
Hinaus in gedrängten Reihn,
Und männiglich ſah mit Erſtaunen
Dort Leben und Tod im Verein.

Doch das Gewimmel des Volkes,
Das rings den Entſeelten umſtand,
Durchliefen vergebens die Fragen:
„Wer iſt er? wer hat ihn gekannt?“

Und ſiehe, da kam aus dem Städtchen,
Gekrümmt von des Alters Laſt,
Noch eine Greiſin, am Stabe,
Mit kraftlos zitternder Haſt.

Und als ſie den Leichnam erblickte,
Erbebte ſie wunderſam,
Und ſtürzte dahin, mit dem Rufe:
„O Gott! mein Bräutigam!“

Sie hub mit gewaltigem Streben
Sich unter der Ohnmacht Gewicht;
Sie beugte, mit Augen der Liebe,
Sich über des Todten Geſicht.

Sie küßte, mit ſtrömenden Zähren,
Des Mundes eiskaltes Roth,
Und die ſo lange Getrennten
Vereinte plötzlich der Tod. —

Erſchüttert ſtanden die Zeugen;
Nur Seufzer durchhauchten die Luft.
Die Liebenden ruhen nun beyde
In einer gemeinſamen Gruft.

Amor und Saturn.

Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reiſen ſchwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort
Von Ort zu Ort;
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

Matt ſchlich, den Stab in ſeiner Hand
Der ſilberbärt'ge Greis
Durch Afrika's erglühten Sand
Und über Grönlands Eis;
Und überall,
Der Welt zur Qual,
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

Gleichgültig ſah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;
Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.
Weg aus dem Saal.
Des Himmels ſtahl
Das gute Kind ſich leiſe,
Und flog hinab zum Greiſe.

Es fand ihn bald auf rauher Bahn,
Und ſprach mit holdem Gruß:
„Saturn, nimm meine Flügel an,
Du biſt nicht wohl zu Fuß!“
Und ſchnell beſchwingt
Durchflog, verjüngt,
Und raſch, wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wann er ſo reiſet, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick;
Doch fordert oft ſein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann fällt der Greis
Ins alte Gleis,
Und, was Minuten waren,
Verlängert ſich zu Jahren.

Der Korb.

In einem Städtlein war ein Schreiber,
Der liebte Mädchen, liebte Weiber,
Und both, um jene ſchlau zu fahn,
Sein Hageſtolzenherz oft an.

Sie griffen nach des Traurings Schimmer,
Und griffen in die Luft, weil immer
Bey ſeinem Wort der Küſſedieb,
Wie Haſen bey der Trommel, blieb.

Unfern des Städtleins wüſter Mauer
Stand er im Zwielicht auf der Lauer.
Es wohnte da ein ſchönes Kind;
Nach dieſem ſah er ſich faſt blind.

Er ließ von Stürmen ſich umbrauſen,
Ließ die Perücke ſich zerzauſen,
Und huſtete vier Wochen lang,
Bis ihm ein Stelldichein gelang.

Aus offnem Fenſter blickte munter
Ein Engelsköpfchen jetzt herunter.
„O Stern der Mädchen!“ rief er auf:
„Komm, öffne freundlich mir dein Haus!“

„Mein Theurer,“ ſprach Roſette leiſe,
„Das geht nicht auf ſo raſche Weiſe.
Vielleicht wird Rath um Mitternacht,
Wenn nicht mein Vater dann noch wacht.“

Sie ſchlug, die Stunde der Geſpenſter,
Der Seladon ſtand unterm Fenſter,
Doch dünkt' es ihn ein böſer Schwank,
Als ihm ein Korb zu Füßen ſank.

Das Mädchen bat, mit holdem Neigen,
In dieſes Luftſchiff einzuſteigen.
„Ich danke,“ rief er, „ſchön dafür.
Dein Haus, mein Kind, hat eine Thür!“

„Ach! auf dem Schlüſſel,“ ſprach Roſette,
„Ruht meines Vaters Haupt im Bette!
Drum, wenn die Fahrt Euch Sorge macht,
Sag' ich mit Schmerz Euch gute Nacht.“ —

Das wurmt' ihn unter ſeiner Glatze,
Und, wie um heißen Brey die Katze,
Ging er mit grämlichem Gebrumm'
Ein Weilchen um den Korb herum.

Er ſchlotterte vor kaltem Grauen,
Sich dieſem Fahrzeug zu vertrauen:
Sie aber, die oft Wunder thut,
Die Liebe macht' ihm endlich Muth.

Er überſtieg des Korbes Wände,
Schloß, wie im Betſtuhl, ſeine Hände,
Und wünſchte, bang' um ſein Genick,
Sich ſelbſt zur Reiſe gutes Glück.

Die Arche ward mit Kraft gehoben,
Als wär' der große Chriſtoph oben,
Und, weit von Liebchens Schlafgemach,
Ging raſch die Fahrt hinauf ans Dach.

Der Schreiber thät ſich wild geberden,
Doch eh' ſein Nothſchrey: „Was ſoll werden?“
Sich in der tauben Luft verlor,
Lag Mann und Korb im Straßenmoor.

An alle Fenſter flogen Lichter,
Aus allen Fenſtern ſahn Geſichter,
Und haſtig ward aus ganzer Macht
Herauf geſchimpft, hinab gelacht.

Roſettens Vater rief dazwiſchen:
„Erlaubt, Euch etwas auszuziſchen!
Das Seil hielt ſchlecht, wie da und dort,
Ihr grauer Sünder, Euer Wort!“

Die hölzerne Braut.

Ein weiblich Ungeheuer
Durchflog der Götter Haus.
Es flammte ſchwarzes Feuer
Ihm aus dem Mund heraus;
Statt Haares, ſah man Schlangen
Von ſeinem Haupte hangen,
Und lauſchend hob ſich Ohr an Ohr
Rings aus dem Viperwald empor.

Dieß Ungethüm, das leider
Auf unſerm Erdball wohnt,
Wo es, verhüllt in Kleider,
Gern am Kaffeetiſch thront,
Flog auf mit Drachenſchwingen,
Um oben Poſt zu bringen,
Daß Zeus in neuer Buhlerey
Auf Erden jetzt befangen ſey.

In Juno's Ohren raunte
Das Scheuſal den Bericht.
Die ſtolze Göttin ſtaunte
Mit glühendem Geſicht.
„Iſt's möglich?“ rief ſie zornig.
„Mein Ehepfad iſt dornig!
Der Falſche, der mir Treue ſchwor,
Treibt ſeinen Wandel nach wie vor.“

Sie ging, um ſich zu faſſen,
Raſch auf und ab im Saal.
„Nein! ich muß ihn verlaſſen,
Den froſtigen Gemahl!
Des Götterbunds Verächter,
Liebt er der Erde Töchter,
Und zeigt er manchmahl Reugefühl,
So iſt's ein leeres Heuchelſpiel.“

Sie ſprach's, indem die Quelle
Der Thränen ſich ergoß,
Und ſie verließ mit Schnelle
Ihr hohes Wolkenſchloß.
Ausweichend dem Getümmel
Im weiten Götterhimmel
Entſchwebte ſie, in Pfau'ngeſtalt,
Zu einem dunklen Aufenthalt.

Und aus dem Erdenthale
Erhob, mit ſcheuem Blick,
Sich bald zum Sternenſaale
Der Donnerer zurück.
Sein Herz ſchlug wie ein Hammer
Beym Gang nach Juno's Kammer,
Weil ſie, wann er von Reiſen kam,
Oft haarſcharf ins Verhör ihn nahm.

Doch unnoth, daß er zagte;
Die Strenge war nicht dort.
Ihr Hofſtaat weint' und klagte:
„Die Königin iſt fort!
Schon öffnete Aurore
Zweymahl die goldnen Thore,
Seit man das hohe Haupt vermißt,
Und noch weiß niemand, wo es iſt."

Zevs heuchelte Beſtürzung,
Dacht' aber: „Das iſt gut!
Zu ſüßer Zeitverkürzung
Wächſt freyer mir der Muth." —
Allein nach wenig Tagen
Befiel ihn Mißbehagen;
Denn alte Liebe roſtet nicht,
Und er empfand des Spruchs Gewicht.

Aufopfernd Speiſ' und Schlummer,
Sucht' er nun überall
Mit lobenswerthem Kummer
Sein ehliches Gemahl.
Er ließ durch Säl' und Hallen
Den Nahmen Juno ſchallen;
Sein Ruf erreichte ſelbſt ihr Ohr,
Doch trat die Schmollende nicht vor.

Troß ſtieg ſein Unmuth täglich;
Er ward ſich ſelbſt verhaßt,
Und ſeufzt' und ſtöhnte kläglich,
Wie Unken im Moraſt.
Still lachten ſein die Götter;
Nur Momus, ein Erzſpötter,
Nahm vor ſein loſes Maul kein Blatt.
„Was macht Euch,“ frug er „ſo ſchachmatt?“

„Ach!“ rief des Himmels König:
„Mein Hauskreuz kennſt du ja!
Ich liebte ſie zu wenig,
Das geht mir nun ſehr nah.
Sie hat ſich mir entriſſen,
Und könnt' ich ſie auch miſſen,
So thut der Fama ehrner Mund
Doch meine Schmach dem Weltkreis kund.“ —

„Fürwahr ein ſchlimmer Handel!“
Sprach Momus: „Denn zu gern
Stimmt ſich des Volkes Wandel
Nach ſeinem Oberherrn.
Das Ehband ſoll auf Erden
Schon jetzt unhaltbar werden,
Und bildet man ſich dort nach Euch,
Wird's einem Spinnenfädchen gleich.“ —

„O vielgeliebter Vetter,
Wie ſchrecklich wahr ſprichſt du!
Wo aber iſt ein Retter?
Wer führt mein Weib mir zu?
Ich ſtehe wie auf Nadeln;
Schaff Rath, ſtatt mich zu tadeln!
Das kann ein Hirn voll Waſſerdunſt;
Doch beſſer machen, Freund, iſt Kunſt!“ —

„Hängt,“ ſprach der Luſtigmacher,
„Nicht ſo verſtört den Kopf!
Schmollfrauen zähmt der Lacher,
Doch nie der Klagetropf.
Frau Juno, gleiches Schlages,
Kommt traun! ans Licht des Tages,
Stellt Euch nur harmlos, und ſagt laut:
Ihr freytet eine junge Braut.“ —

Zevs pries in hohen Gnaden
Dieß als ein kluges Wort.
Man ſpann des Vorſchlags Faden
Vereint nun weiter fort.
Ein Plan ward reif erwogen,
Merkur zu Rath gezogen,
Und eilend ſtiegen, traut geſellt,
Die Drey hinab in unſre Welt.

Sie ſuchten eine Wildniß,
Und ſchnitzten tief im Wald
Ein rieſenhaftes Bildniß
Von weiblicher Geſtalt.
Die Königin der Eichen,
Hoch über ihres gleichen
Von der Natur empor gebaut,
Ward Mutter dieſer Gottesbraut.

Umwallt von Purpurſeide,
Wie Fürſtenfrau'n gebührt,
Und reich mit Prunkgeſchmeide
An Hals und Bruſt geziert,
Saß ſie auf goldnem Throne
Mit einer Demantkrone.
Doch öde war es fern und nah;
Da winkte Zevs, und was geſchah?

Kryſtallne Säulen ſchoſſen,
Wie einer Springfluth Strahl,
Rings aus der Erd', und ſchloſſen
Sich ſchnell zu einem Saal;
Dann ſchuf der Gott Lakeyen
Aus bunten Papageyen,
Und rief ein plaudernd Mädchenchor
Aus einer Aelſternſchaar hervor.

„Was fehlt noch unſerm Kinde?"
Sprach er mit heiterm Blick.
„Wir machten, wie ich finde,
Ein wahres Meiſterſtück.
Nun, Sohn Merkur, nun lade,
Mit holdem Gruß der Gnade,
Flugs alle Götter, groß und klein,
Zur Feyer meiner Hochzeit ein!"

Der Bothe ſchwang den Fittich
Zur Himmelsburg empor,
Und trug dort ernſt und ſittig
Des Vaters Ladung vor.
Welch allgemeines Starren!
„Der Burſch will uns wohl narren?"
Fuhr der berußte Schmid Vulkan
Den Hochzeitbitter gröblich an.

Der aber ſchlug mit Feuer
An ſein verſchelmtes Herz,
Und ſchwor gar hoch und theuer,
Die Sache ſey kein Scherz.
Nun ging es an ein Rüſten!
Man ſchleppte Kleiderkiſten,
Und packt' und rummelte ſo ſehr,
Als zög' ins Feld ein großes Heer.

Die Herren Götter kamen
Zwar bald ins Gallakleid,
Doch zögerten die Damen
Am Thron der Eitelkeit.
Spottluſtig, ohne Zügel,
Trieb ſie Merkur vom Spiegel,
Und führte raſch, wie Schwalbenflug,
Der Reiſewagen ſtolzen Zug.

Schon an des Waldes Gränze
Hob ſich der Jubel an.
Hier ſchlangen Nymphentänze
Sich um der Gäſte Bahn.
Gehörnte Pfeifer ſtanden
Umher in ſtarken Banden,
Und ſetzten zur Beluſtigung
Die Ziegenfüße hoch im Sprung.

Umſchwärmet von den Faunen,
Ging's förder in den Wald.
Die Götter ſahn mit Staunen
Die hohe Brautgeſtalt.
Doch, als man tief ſich beugte
Und ſie das Haupt nicht neigte,
Hielt jedermann das arme Holz
Für unerträglich bauerſtolz.

„Sie thront wie eine Säule!“
Griesgrammte Vulkan.
„Was denkt ſie denn, die Eule?
Iſt man ihr Unterthan?“ —
Und Momus ſagte leiſe
Zum nachbarlichen Kreiſe:
„Mich dünkt, daß Zevs ſich jeden Kuß
Mit einer Leiter hohlen muß.“ —

So klang es in der Runde
Zum Hohn der frommen Braut;
Doch in der Spötter Munde
Starb plötzlich Wort und Laut.
Aus heiterm Himmel ſprangen
Des Blitzes Feuerſchlangen,
Und Juno kam, wie ein Orkan,
Auf ihrem Pfauenwagen an.

Hoch auf von ſeinem Sitze
Fuhr Zevs und rief: „Verdammt!
Wer ſchleudert meine Blitze?
Wer greift mir in mein Amt?“
Doch ſie, als hört' und ſähe
Sie nicht des Gatten Nähe,
Schoß ihres Auges Pfeil nur hin
Ins Wachsgeſicht der Thronerin.

Sie glich vor Zorn Meduſen,
Und, wie ein Wetterſtrahl,
Entriß ſie ihrem Buſen
Raſch einen blanken Stahl.
Hinauf des Thrones Stiegen
Sah man ſo wild ſie fliegen,
Und, lechzend nach der Rieſin Blut,
Stieß ſie nach ihr mit blinder Wuth.

Doch als die Bruſt der Eiche
Dem Mordſtahl widerſtand,
Sank nach verfehltem Streiche
Vor Schrecken Juno's Hand.
„O das iſt ſehr ergötzlich!“
Rief Zevs, und lacht' entſetzlich.
„Stoß noch einmahl mit rechtem Fleiß!
Ich gebe dir das Püppchen preis.“

Aus dieſem Scherzgehöhne
Quell ihr ein Hoffnungsſchein,
Ihm müſſe nicht die Schöne
Ans Herz gewachſen ſeyn.
Sie ſandte von der Seite
Ein Blickchen, das ihn freute,
Und liebevoll ging er im Nu
Mit offnen Armen auf ſie zu.

„Komm, küſſe deinen Alten!
Er iſt und bleibet dein.
Weg mit des Zornes Falten!
Sie kleiden dich nicht fein.
Wo warſt du denn verborgen?
Ich ſuchte dich mit Sorgen,
Bis ich auf dieſes Hochzeitſpiel,
Um dich ans Licht zu locken, fiel.“

Jetzt lüſtete, gerufen
Durch Winke ſeiner Hand,
Schnell auf des Thrones Stufen
Ein Faun der Braut Gewand;
Und mit verſchämten Blicken
Sah Juno, voll Entzücken,
Daß nur um einen Eichenſtamm
Der königliche Purpur ſchwamm.

Nun flog ſie ihrem Gatten
Mit Zärtlichkeit ans Herz.
Des Mißmuths letzter Schatten
Wich frohgelauntem Scherz.
„Wir ſpielen," ſprach ſie heiter,
„Die Hochzeitpoſſe weiter!"
Und hin zur Holzbraut hüpfte ſie,
Und beugte tief vor ihr das Knie.

Sie huldigte dem Bilde
Mit Reigen und Geſang.
Nur ſchlimm, daß dieſe Milde
Mit Eiferſucht noch rang!
Denn, mitten im Geflatter
Der Scherze, hob die Natter,
Getreten von dem Bräutigam,
Auf's neue drohend ihren Kamm.

Was hatte Zeus begangen? —
Er ſtrich zum Spaß vertraut
Die kalten Puppenwangen
Der ungeſchlachten Braut.
„Sieh, ſieh, du Ungetreuer!
Fort mit dem Klotz ins Feuer!"
Rief Juno, und mit eigner Hand
Trug ſie ein Bündel Holz zum Brand.

Der ſchlimme Fund.

Zwey Freunde gingen über Feld;
Ein Pudel war dabey.
Sein Herr beſchwor, daß in der Welt
Kein Thier ſo pfiffig ſey.

Drauf warf er in ein Waldgeſträuch
Ein blankes Thalerſtück,
Und ging, ſammt Freund und Hund, ſogleich
Zur nahen Stadt zurück.

Dort rief er plötzlich: „Auf, geſchwind!
Such, ſuch, was ich verlor!“
Der Pudel ſtürmte, wie der Wind,
Die Stadt entlang vor's Thor.

Die Ohren flogen flügelhaft,
Und bald war er im Hain,
Doch traf hier auf der Wanderſchaft
Ein Schneider früher ein.

Er hatte, hingeſtreckt auf Moos
Des Silbers Glanz entdeckt,
Und, preiſend ſein glückſelig Loos,
Den Fund ſchnell eingeſteckt.

Nun kam der Bothe keuchend an,
Und ihm verrieth alsbald
Sein wunderfeines Riechorgan
Des Thalers Aufenthalt.

Ein dummer Köther hätte wild
Den Finder angebellt,
Er aber dachte ſchlau: jetzt gilt
Verſtellung in der Welt.

Er höfelt' ihm mit manchem Sprung,
Als wären ſie bekannt,
Und küßte, wie zur Huldigung,
Scheinzärtlich ihm die Hand.

„O, bin ich nicht ein Glücksgenoß!
Welch ſchöner, neuer Fund!“
So rief der Burſch, und ſtreichelnd ſchloß
Er froh den Freundſchaftsbund.

Sie gingen, als die Sonne wich,
Selbander nach der Stadt,
Und aßen in der Herberg' ſich
Von Einem Teller ſatt.

Dann legte ſich der Wandersmann
Mit Sicherheit auf's Ohr,
Denn rüſtig ſtand ſein Jonathan
Der Kleiderwache vor.

Doch ruhte des Vertrauens Bau
Hier, leider! nur auf Sand.
Der Wächter ſtahl beym Morgengrau
Des Schläfers Beingewand.

Er bracht' im Fluge ſeinem Herrn
Den diebiſchen Gewinn.
Schlecht war die Hülſe, gut der Kern:
Der Thaler ſteckte drin. —

Vom Lager fuhr mit Schreck und Wuth
Das Schneiderlein jetzt auf,
Und ließ um das geraubte Gut
Den Thränen ihren Lauf.

„Ha!“ rief er, „dieſer Streich iſt neu!
Ich Simpel muß geſtehn,
Ich ſah bißher die Gleißnerey
Nur auf zwey Füßen gehn.

Doch dieſer ſchwarze Unglückstag
Prägt mir die Wahrheit ein:
Der Schmeichler iſt ein Schalk, er mag
Zwey- oder Vierfuß ſeyn.“

Die Fahrt ins Heu.

Nach einem alten Volksliede.

Ein ehrſamer Graukopf, ein Landmann, erkor
Die Krone des Dorfs ſich zur Frau;
Doch zog ſie bald einen Soldaten ihm vor,
Und drang in den Alten einſt ſchlau,
Er ſollte doch fahren ins Heu,
Er ſollte doch fahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Er ſollte doch fahren ins Heu.

Ey! dachte der Bauer, was fällt ihr denn ein?
Sie hat mir etwas auf dem Rohr!
Wart, wart! ich fahr' aus dem Hofe, zum Schein,
Und ſtelle mich hinter das Thor;
Ich thu', als führ' ich ins Heu,
Ich thu', als führ' ich ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich thu', als führ' ich ins Heu.

Drauf kam der Dragoner im Dörfchen herab,
So nett wie ein Hofcavalier.
Das Weiblein am Fenſter ein Zeichen ihm gab,
Und öffnete leiſe die Thür:
„Mein Mann iſt gefahren ins Heu,
Mein Mann iſt gefahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Mein Mann iſt gefahren ins Heu!“

Sie drückte den blühenden Buben ans Herz,
Und gab ihm manch feurigen Kuß.
Den Bauer am Guckloch verdroß dieſer Scherz;
Er ſprengte die Thür mit dem Fuß:
„Ich bin nicht gefahren ins Heu!
Ich bin nicht gefahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich bin nicht gefahren ins Heu!“

Geſchwind, wie ein Vogel, zum Fenſter hinaus
Ergriff der Buhler die Flucht;
Doch ſie begann muthig: „Was ſtürmſt du ins Haus?
Er hat mich in Ehren beſucht.
Ich dachte, du führeſt ins Heu,
Ich dachte, du führeſt ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich dachte, du führeſt ins Heu.“

„Potz Donner und Hagel! und wär' ich auch weit
Gefahren ins Heu oder Gras,
Verbät' ich, zum Henker! doch während der Zeit
Mir ſolchen verwetterten Spaß!
Da fahre der Teufel ins Heu!
Da fahre der Teufel ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Da fahre der Teufel ins Heu!“

Der Plauderer.

Drey wüſte Burſche zechten,
Und trieben frank und frey
Von ihren Liebesnächten
Schamloſe Prahlerey.

„Hört, Brüder,“ ſprach der eine,
„Die ſchöne Eliſabeth
Iſt heute Nacht die meine,
Und theilt mit mir das Bett.“

Hoch jubelten die Gecken;
Doch, horchend an der Wand,
Hört' Eliſabeth mit Schrecken
So ihre eigne Schand.

In der Geſpenſterſtunde
Kam flink der Schwätzer an,
Und rief mit trunknem Munde:
„Heh! Liebchen, aufgethan!“

„Fort, fort, und nicht gezaudert!“
Schalt ſie durch's Schloß der Thür:
„Wer wie ein Staarmatz plaudert,
Trifft keine Herberg' hier.“ —

„Ha! Kind, ich will nicht hoffen,
Daß du mir das wirſt thun!
Es iſt kein Haus mehr offen,
Wo ſoll mein Haupt denn ruhn?“ —

„Das, Herr, ſind Eure Sorgen!
Legt Euch auf einen Stein,
So hängt und klebt Euch morgen
Am Rock kein Federlein!“

Die Narrenmühle.

Ein alter Holzſchnitt.

Was läuft auf dem Markte die müßige Schaar?
Was ſtellt ihrer ſpähenden Neugier ſich dar?
Ein Graubart, mit allerley Bildern behangen,
Steht ringsher von grinſenden Gaffern umfangen.

Er ſchreyt wie ein Zahnbrecher: „Holla! wer kauft?
Mein Krämchen iſt werth, daß ihr euch darum rauft!
Das Lachen iſt jetzt in Europa ſehr theuer,
Ich aber verkauf's euch um wenige Dreyer.

Hier hab' ich ein altdeutſches köſtliches Blatt,
Das ſchon manchen Grämling erluſtiget hat.
Es heißt, meine Werthen, die Narrenmühle,
Und paſſet daher, wie mich däucht, für gar Viele.

Heh! iſt wohl das Bildchen nach eurem Geſchmack?
Ich mag nicht verkaufen die Katz' im Sack;
Und, um mich als ehrlicher Mann zu bewähren,
Will ich, eh' ihr zahlet, den Schwank euch erklären.

Die Mühle, von der ihr ein Conterfey ſchaut,
Hat weiland ein Querkopf erdacht und gebaut.
Er wollte, für gutes und baares Bezahlen,
Unheilbare Narren zu Mehlſtaub zermahlen.

Und als dieſe Mähr nun erſchell durch das Land,
Da hatten die Narren den übelſten Stand:
Sie wurden, wie Wildpret, gefangen in Schaaren,
In Säcke gepackt und zur Mühle gefahren.

Was lacht ihr? — Ich ſage kein unwahres Wort!
Bemerkt ihr die Reihen der Säcke nicht dort?
Und ſeht ihr nicht Kolben und Kappen mit Schellen
Durch Riſſe hervor an das Tageslicht quellen?

Hier ſchleppt auch ein Wagen mit Doppelgeſpann
Noch mehr des lebend'gen Getreides heran.
Ein Zeichen, wie gut in den blühenden Staaten
Der Königin Thorheit die Ernten gerathen. —

Jetzt wieder den Blick ins Gebäude hinein!
Die Mühlſteine wollten geſättiget ſeyn;
Da kamen die Knappen mit emſigen Schritten,
Um Speiſe für ſie in den Rumpf einzuſchütten.

Den mächtigſten Sack, der im Winkel dort ſtand,
Was er ſich auch ſträubte, bezwang ihre Hand
Und ſtürzt die Bewohner von gleichem Gelichter
Kopfüber hinab in den ſchaurigen Trichter.

Ein Narrengewimmel von jeglicher Art
Erblickt ihr dahier auf der tödtlichen Fahrt.
Ach! zierliche Schmückbolde, ſaubere Gecken,
Bekommen die hungrigen Steine zu ſchmecken!

Der ſchäumende Bach ſetzt die Räder in Gang:
Nun laſſet uns ſehn, wie das Probſtück gelang!
Der Mühlherr begab ſich mit ſtolzem Vertrauen
Bereits an den Trog, um das Mehl zu beſchauen.

Ha! ha! wie die Hoffnung den Schwindler belog!
Hoch hüpfen und ſpringen die Narren im Trog,
Und wuchſen ſogar, ſtatt vernichtet zu werden,
An Leibesgeſtalt und an frechen Geberden.

Drob ſtaunet der Meiſter und furchtet Geſpött,
Und ſiehe, da ſteht ſchon im Doctorbarett
Ein breiter Gelehrter, und ſpricht: „Ey, mein Lieber,
Ihr treibt hier ein Weſen, als ſchnapptet ihr über!

Kampf mit der Unmöglichkeit habt ihr gewagt!
Dieß Volk iſt unſterblich, wie Salomo ſagt:
Wenn man auch den Narren im Mörſer zerſtieße,
Deßhalb ſeine Narrheit doch nicht von ihm ließe.“

Der Landjunker und ſein Pudel.

Mit Pfiffen ſteuert mancher Wicht
Sein Schifflein in den Port;
Doch mir gedeihen Pfiffe nicht,
Das glaubt mir auf mein Wort!
Hart ſtieß unlängſt mein Lebensſchiff
An eine Klippe, weil ich pfiff.

Der Hauptſtadt heißes Pflaſter war
Nie recht nach meinem Sinn:
Jüngſt aber zog, wie Jahr für Jahr,
Der Roßmarkt mich dahin.
Am Abend war mein Werk gethan!
Die lange Weile focht mich an.

Sogar mein Pudel ſchien von ihr
Viel Unluſt auszuſtehn.
„Komm," ſprach ich, „du' getreues Thier,
Laß uns ins Schauſpiel gehn!"
Der Zettel meldete zum Glück
Ein neues Prunk- und Heldenſtück.

Am Kaſſentiſche welch Gewühl!
Man ſtürmte dran und drauf,
Als gäb's um einen Pappenſtiel
Ein Königreich zu Kauf.
Es war ein Kreuz, wie mir's erging,
Eh' ich die Einlaßkart' empfing.

Dann aber zeigt' ich, Drang um Drang,
Daß ich ein Kraftmann bin.
Ich kämpfte das Parterr' entlang
Zum Geigerplatz mich hin,
Und durch der Ellenbogen Muth
Saß ich am Ende vorn ſehr gut.

Der Vorhang ſtieg; ein lautes „Ah!“
Entwiſchte meinem Mund
Ob all' den Wundern, die ich ſah;
Denn männiglich ſey's kund:
Ich war, trotz meiner Jahre Laſt,
Zum erſten Mahl ein Schauſpielgaſt.

Die Menſchenpuppen däuchten mir
Mitunter wie von Holz.
Geſchmückt mit Helm und Federzier
Erſchien ein Ritter ſtolz.
Er machte Schritte, wie mein Hahn,
Und ſchnob die Andern grimmig an

Nur gegen ſeine Dirne that
Er nicht ſo löwenwild.
Hart drängten Boßheit und Verrath
Ihn und das Frauenbild:
Doch ſtandhaft ſchwor der junge Leu
Dem zarten Mägdlein Lieb' und Treu'. —

Beym Wörtchen Treue fiel mir ſchnell
Mein treuer Pudel ein.
Weg war der ehrliche Geſell;
Mir ſchoß auf's Herz ein Stein.
Was fragt' ich nun nach jenem Bund?
Ich pfiff in Aengſten meinem Hund.

Und Hundert ſtimmten, nah und fern,
Hell ein in meinen Ton.
„Ey! ſind die Pudel dieſer Herr'n
Auch eben jetzt entflohn? —
Doch nein! es iſt wohl Artigkeit,
Die meinem Kummer Hülfe leiht.“ —

So ſprach ich mit mir ſelbſt, ich Tropf,
Und pfiff und pfiff und pfiff,
Bis mir ein krauſer Schwedenkopf
Raſch nach der Kehle griff.
„Herr!“ ſchrie er mit entflammtem Blick:
„Was pfeift Ihr? Gilt es meinem Stück?“ —

„Ihr ſchwärmt wohl?“ ſagt' ich: „Welcher Wahn!
Mein Pfeifen, daß Ihr's wißt,
Geht Euer Machwerk gar nichts an,
Wenn es kein Pudel iſt.“ —
„Ja, 's iſt ein Pudel!“ — rief rundum
Mit Hohngeſchrey das Publikum.

Gelächter ohne Maß erſcholl
Durch's hohle, weite Haus.
Das Männlein brach, darüber toll,
In neue Flammen aus.
Zornſprühend hob's die Hand empor,
Und zielte ſcharf nach meinem Ohr.

Ich aber faßt' es an der Bruſt,
Und drückt' es in den Staub.
Wie jubelte die Schadenluſt!
Man ward dabey faſt taub;
Und eher fand der Lärm kein Ziel,
Als bis der Bühne Vorhang fiel.

O Seifenblaſe, Dichterruhm!
Ein Hauch — und du biſt hin! —
Des Krauskopfs Schmach und Märtyrthum
Liegt mir doch ſchwer im Sinn.
Leicht büß' ich an demſelben Ort
Die Schuld bey dieſem Ehrenmord.

Denn hört, ich ſchreib' ein Trauerſpiel,
Das ich mit Luſt begann,
Weil man auf Bühnen jetzt ſo viel
Durch Pferde wirken kann.
Ein Goldquell im Theater ſpringt,
Wenn dort ihr Eiſentritt erklingt.

Tief in der edlen Roſſe Geiſt
Drang meine Forſchgier ein:
Drum, Freunde, darf ich mich wohl dreiſt
Der Roßſpieldichtung weihn.
Ihr ſollt, was nie zuvor geſchehn,
Selbſtſtändig Pferde handeln ſehn.

Des Schauſpiels Rollen ſind von mir
Im Marſtall ſchon vertheilt.
Seht Euch am Spieltag vor, daß Ihr
Noch einen Platz ereilt!
Doch — eine Bitte von Gewicht:
Verlieret Eure Pudel nicht!

Die Spinne.

Der Kanzler eines Fürſten
Durchzog einſt ſelbſt ſein Haus
Mit Beſemen und Bürſten,
Trieb jedes Stäubchen aus.

Das Kunſtwerk einer Spinne,
In eines Winkels Schooß,
War nicht nach ſeinem Sinne,
Und raſch ging er drauf los.

„Herr Kanzler,“ ſprach vermeſſen
Die alte Meiſterin,
„Beliebt, nicht zu vergeſſen,
Wie nutzbar ich Euch bin!

Ich muß als Undank rügen,
Daß Euch mein Werth nichts gilt.
Wer fängt ſie denn, die Fliegen,
Das freche Stubenwild?“ —

„Welch ſchnödes Wort du wageſt!“
Schalt Jener heftiglich.
„Man weiß ja doch, du jageſt
Und mordeſt bloß für dich!

Mich plaget drum nicht minder
Dein Flugwild ohne Scheu:
Du zähmſt nur kleine Sünder;
Die großen ſchwärmen frey.“ —

„Peſt Kritteln!“ rief's im Netze:
„Denkt doch zuvor an Euch!
Sind Eure Landsgeſetze
Nicht meinen Fäden gleich?“ —

Der Kanzler, bey der Frage
Bis an die Ohren roth,
Schlug wild mit Einem Schlage
Die grobe Spinne todt.

Die Masken.

Einſt prunkte der Tod nicht im heutigen Glanze:
Er forderte nackend die Menſchen zum Tanze.
Man ſieht noch auf Bildern zum Ball ihn ſo gehn,
Und luſtig mit Herren und Frauen ſich drehn.

Doch floh, wer nur konnte, den hagern Geſellen,
Und wollte mit ihm nicht zum Reihen ſich ſtellen:
Drum hüllt er ſich nun in ein Maskengewand,
Und reicht uns verdachtlos die knöcherne Hand.

Dem Schlemmer kredenzt er, als Koch mit der Schürze,
Paſteten mit Indiens feurigſter Würze,
Und miſcht, wo er luſtige Zechbrüder trifft,
Als Weinſchenk, den Balſam der Traube mit Gift.

Er fertigt den Frauen, als griechiſcher Schneider,
Aus Spinnengewebe durchſichtige Kleider,
Die nur, wie ein Feigenblatt, ſchmal ſie umwehn,
Und nicht gegen mordende Fieber beſtehn.

Er ſchleicht, mit dem Brautkranz im lockigen Haare,
So ſanft wie ein Lämmchen zu Hymens Altare,
Ergreift aber bald den Befehlshaberſtab,
Und peinigt, als Unhold, den Gatten ins Grab.

Er mahlt ſich, als Luſtdirne, blühende Wangen,
Durchſchweifet die Gaſſen, um Buhler zu fangen,
Und findet er einen verliebten Compan,
So haucht er mit giftigem Athem ihn an.

Er ſitzet, als Gauner, am goldreichen Tiſche,
Und reicht, nach betrüglichem Kartengemiſche,
Dem ehrlichen Mitſpieler, den er beſtahl,
Strick oder Piſtolen zur blutigen Wahl.

Er ſchwebet bey Nacht, auf der Fledermaus Flügeln,
Ans Pult, wo Gelehrte ſtudieren und klügeln,
Und ſammelt, wie ſtumme Banditen, um ſie
Die gräßlichen Larven der Hypochondrie.

Er ſchwingt, um ſtolzierenden Schriftſteller-Pfauen
Herzbrennende Wunden der Kränkung zu hauen,
Die Kunſtrichtergeiſel mit wildem Geſicht,
Wer aber kein Pfau iſt, den ſchmerzet ſie nicht.

Er kommt, will ein Kranker ſich vor ihm bewahren,
Am Ende ſogar noch als Doctor gefahren,
Taucht ernſthaft die Feder ins Tintenfaß ein,
Und ſchreibt ihm den Paß aus der Welt in Latein.

Drum fruchtet kein ängſtliches Trachten und Sinnen,
Der Maſke, die ſtets uns verfolgt, zu entrinnen.
Ein Kluger ſteht herzhaft zu jeglicher Zeit,
Mit ihr ſeinen Reihen zu tanzen, bereit.

Der Stubenſchlüſſel.

„Bſt! bſt! — Das läuft ja wie der Wind! —
Bſt! bſt! — nur auf ein Wörtchen!
Giebt's hier herum, mein ſchönes Kind,
Ein ſtillvertrautes Oertchen?“ —

„Mein Herr, Sie zählen grundlos mich
Zum leichten Nymphenchore,
Und überdieß befindet ſich
Mein Wohnhaus vor dem Thore.“ —

„Verdammt! — Der Weg iſt mir zu weit;
Mich drücken meine Schuhe.
So wünſch' ich, Liebchen, denn für heut
Die angenehmſte Ruhe.“ —

Der Junker ging; ſie ſprach: „Ade!“
Und grollt' auf ſeinen Schuſter.
Da kam behende, wie ein Reh,
Ein gleiches Tugendmuſter.

Chriſtine klagte den Verlauf
Der Liſtigſten der Phrynen.
„O Schade!“ ſagte dieſe drauf:
„Man hätt' euch können dienen.

Ich wohnte ſonſt, wie dir bekannt,
Dort in dem kleinen Hauſe,
Und es verblieb in meiner Hand
Ein Schlüſſel jener Klauſe.

Sie paßte dir, obgleich darin
Zwey alte Jungfern niſten:
Zwey Schweſtern, die voll Heuchelſinn
Sich phariſäiſch brüſten.

Wann's dunkelt, fliegt das Eulenpaar
Stets aus zu Klatſchconventen:
Drum denk' ich, daß wir ohne Fahr
Sein Neſt benutzen könnten.“ —

„Das iſt ja ein verlornes Wort!“
Sprach Tine: „Was kann's frommen?
Herr Knappſchuh iſt nun einmahl fort,
Und wird nicht wieder kommen.“ —

„Sieh, ſieh!“ rief Gertrud: „Schilt mich blind,
Wenn er nicht dort noch hinket!
Er iſt es, wahrlich! — Friſch, mein Kind,
Gebiſtet und gewinket!“ —

Bſt! bſt! — Er ſieht ſich noch nicht um —
Bſt! bſt! — nur auf ein Wörtchen! —
Mein Herr, es giebt nun hier herum
Ein ſtillvertrautes Oertchen.“ —

„O ſeht den Schalk!“ rief Knappſchuh aus,
Mit wonniglichen Mienen.
Die Mädchen trippelten voraus,
Und humpelnd folgt' er ihnen.

Eröffnet wurde, ſonder Scheu,
Der Schweſtern öde Zelle.
Sie glich, geſchmückt von Frömmeley,
Ganz einer Betkapelle.

Ein Tiſch im Hintergrunde war
Mit ſchwarzem Tuch behangen,
Um als ein zierlicher Altar
Der Hausandacht zu prangen.

Drauf ſtand ein Schädel nackt und kahl,
Und rings, in ſchwarzen Hüllen,
Umgaben ihn in ſtarker Zahl
Die trefflichſten Poſtillen.

Auch waren Bilder an der Wand,
Mit geiſtlichen Perücken,
Und großen Bibeln in der Hand,
In Menge zu erblicken.

Der Junker ſtarrte, wie ein Bret,
Beym Anblick dieſer Schätze,
Und äußerte, daß dieß Geräth
Ihn hier in Staunen ſetze.

„Denkt denn der Herr,“ fuhr Gertrud auf,
„Wir leben wie die Heiden? —
Mit nichten! — Unſer Lebenslauf
Iſt chriſtlich und beſcheiden.

Doch jetzt ein Wort Mythologie!
Ich habe wo geleſen:
Frau Venus ſey, wenn Bacchus ſie
Nicht wärmt, ein froſtig Weſen.“ —

„So ſchafft denn," rief der Junker, „ſchafft
Wärmflaſchen für die Arme!
Recht feuervollen Rebenſaft,
Damit ſie ſchnell erwarme!"

Er reichte Truden hartes Geld;
Sie flog in einen Keller,
Und Flaſchen wurden aufgeſtellt,
Und volle Kuchenteller.

Wie im Serail ein Sultan, ſaß
Und liebelte der Knabe;
Doch trank er auch ein gutes Maß
Von Bacchus edler Gabe.

Er ſchlief zuletzt, von ſüßem Wein
Und — Opium bemeiſtert,
Gemach in einem Lehnſtuhl ein,
Und lag wie ganz entgeiſtert.

„Sieh, mauſetodt iſt dein Amant!"
Rief Trude: „Laß uns eilen,
Und uns geſchwind mit leiſer Hand
In ſeine Erbſchaft theilen!"

„Pfuy!“ ſprach die Andre, „thu' das nicht!
Mir graut vor ſolchen Thaten.
Man kann darüber vor Gericht
Ins Tintenfaß gerathen.“ —

„Ho! ho! der Gimpel iſt hier fremd:
Wie kann er uns verklagen?
Und ſchälen wir ihn bis auf's Hemd,
So hat es nichts zu ſagen.“ —

Chriſtine fügte ſich erſt dann,
Der Gaunerin zu helfen,
Als ſie des Sprüchworts ſich entſann:
Man heule mit den Wölfen!

Flink rupften die Harpyen nun
Den Gimpel aus der Fremde,
Und ſtahlen, ſammt den engen Schuh'n,
Ihm alles bis auf's Hemde.

Sie legten ihn dann, zum Geſpött,
Gekrönt mit einer Haube,
Sanft in der Schweſtern Himmelbett,
Und flohen mit dem Raube. —

Wie unter einem Leichenſtein,
Schlief ſtarr und feſt der Buhle.
Die Schweſtern trafen ſpät erſt ein
Aus ihrer Läſterſchule.

Sie ſcheuten, um ſich möglichſt bald
Auf ihren Pfühl zu ſtrecken,
Sogar den kleinen Aufenthalt,
Ein Licht ſich anzuſtecken.

Gewohnt, ihr irdiſch Himmelreich
Im Dunkeln zu beſchreiten,
Erſtiegen ſie's auch jetzt zugleich
Von ſeinen beyden Seiten.

Und an den Gränzen hart und dicht,
Geſchieden faſt zwey Schritte,
Bemerkten rechts und links ſie nicht
Den Nachbar in der Mitte.

Doch er erwacht' und rief: „Potz Daus!
Wie kamen wir ins Bette?“ —
Huy! ſtob das Schweſternpaar hinaus,
Als ob es Flügel hätte.

Sie riſſen Fenſter auf und Thür,
Und ſchrien wie Zeterſchreyer:
„Zu Hülfe da, zu Hülfe hier!
Gewaltthat! Diebe! Feuer!“ —

Schnell fuhr die edle Nachbarſchaft
Vom Lager in die Kleider.
Es eilten her mit Heereskraft
Zwey Schuſter und drey Schneider.

Sie ſchweimelten, vor Alter ſteif,
Mit Brillen auf den Naſen;
Doch ihnen folgt' ein langer Schweif
Von Weib und Kind und Baſen.

Und ſämmtlich griffen in der Eil
Nach mancherley Gewehren:
Hier drohten Beſen, dort ein Beil,
Und große Schneiderſcheren.

Im Auge flammten Zorn und Muth,
Und in den Händen Lichter.
„Wo iſt, wo iſt die Feuersgluth?
Wo ſind die Böſewichter?“ —

So riefen ſie, und drängten ſich
Ins Stübchen um die Wette.
Hier ſaß der Junker liederlich
Noch, ſchief gehaubt, im Bette.

Ihn glotzten Alle grimmig an,
Und er ſie Alle wieder.
Nur die verſchämten Schweſtern ſahn
Zur Erde züchtig nieder.

„Wie kommt Ihr in dieß Bett da her?“
Begann ein Altreiß endlich.
„Freund,“ ſprach der Junker drauf, „mach' Er
Mir ſelber das verſtändlich!

Mich luden ein Paar Mädchen ein,
Die hier beyſammen wohnen“ —
„Verdammter Lügner!“ ſchrien darein
Die heiligen Matronen.

„Allein ich muß,“ fuhr Jener fort,
„Seit wir uns her begaben,
Wohl funfzig Jahr' an dieſem Ort,
Wie todt, geſchlafen haben.

Denn damahls waren ſie fein jung,
Und holde Zeitvertreiber,
Und nun, wie durch Verzauberung,
Sind's häßlich alte Weiber.“ —

Die Schweſtern ſtürzten auf ihn los,
Um ihm, gleich wilden Katzen,
Für dieſen Höflichkeitsverſtoß
Die Augen aufzukratzen.

Zum Glücke fand ein Schneider Licht
In dieſen Dunkelheiten,
Und mühte ſich, nach Chriſtenpflicht,
Verſöhnung einzuleiten.

Die Damen machten viel Geſchrey,
Und drohten gar, zum Schrecken
Des Haubenmanns, die Polizey
Aus ihrem Schlaf zu wecken.

Doch Jener kämpfte ritterlich,
Den großen Streit zu ſchlichten,
Und unſer Junker durfte ſich
Unaufgehalten flüchten.

Er ſprach, als er ins Freye ſprang,
Kein höflich Abſchiedswörtchen,
Und fragte nun ſein Leben lang
Nicht mehr nach ſtillen Oertchen.

Die Reiſe ins Bad.

Es ſtand an dem Rebengeſtade des Rheins,
Mit ärmlicher Haube von Stroh,
Ein Hüttchen ſo niedrig, als rings herum keins,
Doch lebte Sabine drin froh.
Sie blühte hinüber ins ſiebzehnte Jahr,
Und ſchien nicht zu wiſſen, wie reitzend ſie war,
Obſchon ſie oft Buhler umſchlichen,
Die ſie mit der Sonne verglichen.

So, wie man den Spatz von der Kirſchen Genuß
Mit Klapper und Schnarre verjagt,
Ward allen den Näſchern der flüchtigſte Kuß
Von Binchen mit Schelten verſagt.
Treu liebte das Mägdlein, wie billig und recht,
Nur Einen Erwählten vom Männergeſchlecht;
Dem Burgvogt Juſtin war's gelungen,
Er hatte dieß Glück ſich errungen.

Die alternde Mutter, der längſt ſchon der Tod
Die männliche Stütze zerbrach,
Froh war ſie des Eidams, der Mangel und Noth
Vom Hauſe zu wenden verſprach.
Ihr Segen bekrönte der Liebenden Bund,
Und laut gab Juſtin ſich als Bräutigam kund;
Da ward noch ein Mitbuhler rege,
Und ging ihm ſehr dreiſt ins Gehäge.

Ein Mönchskloſter ſchaute mit üppigem Glanz
Vom Hochgebirg nieder ins Thal:
Ein Nachbar des Himmels, der aber nicht ganz
Sich jenſeit der Wolken empfahl.
Es waltete drinnen ein ſchwelgender Abt,
Der kam einſt herunter ins Blachfeld getrabt,
Und ſah mit Behagen Sabinen
Sich einſam ergehen im Grünen.

Er bog vom gezügelten Roß ſich geſchwind,
Und fragte das Mägdlein viel aus:
„Wer biſt du, wie heißt du, mein artiges Kind,
Wo ſchirmt dich dein väterlich Haus?"
Beſcheiden gab Binchen ihm kurzen Bericht,
Und floh, mit dem Purpur der Scham im Geſicht,
Als er ſie, um ſein zu gedenken,
Mit Goldmünzen wollte beſchenken.

Ihm ſchwebte des Mägdleins anmuthiges Bild
Bey Tag und bey Nacht durch den Sinn,
Und fleißig beritt er nun jenes Gefild,
Doch bracht' es ihm keinen Gewinn.
Gern hätt' er Beſuch in dem Hüttchen gemacht,
Er ſah ſich nur ſtets von der Neugier bewacht:
Drum war ihm die geiſtliche Würde
Jetzt eine belaſtende Bürde.

Sein Kämmerling fragte: „Was zehrt Euch ſo ab?
Wird doch jedes Wamms Euch zu weit!“ —
Der Obermönch lächelte ſeufzend, und gab
Dem alten Vertrauten Beſcheid.
„O!“ ſagte der Schalksknecht, „da helf' ich wohl aus!“
Und eilte ſofort ans bezeichnete Haus.
Da fand er Sabinen im Garten
Des Blumenflors emſiglich warten.

„Mein Himmel! wie blühet und duftet und grünt
Hier alles im zierlichen Kreis!
Und wahrlich das ſchönſte der Blümlein bedient
Die andern mit zärtlichem Fleiß!
O, bring doch ein Körbchen davon meinem Herrn!
Er tändelt und ſchmückt ſich mit Blumen gar gern,
Und wird dich ſo ſtattlich belohnen,
Als prangt' er mit fürſtlichen Kronen.“ —

Vor Unmuth erglühte Sabinens Geſicht,
Indem der Verſucher ſo ſprach.
„Sechs Pferde,“ verſetzte ſie, „brächten mich nicht
In Seiner Hochwürden Gemach.
All' meine buntfarbigen Zöglinge blühn
Nur meinem Verlobten, dem Burgvogt Juſtin.
Ich treibe mit Blumen nicht Handel,
Und ſittig und fromm iſt mein Wandel.“ —

Der Schleicher ging ſchmollend ins Kloſter zurück,
Und raunte dem Lüſtling ins Ohr:
„Euch blüht bey der ſchüchternen Dirne kein Glück;
Es kam ein Geſpons Euch zuvor.
Doch fügt ſich zum Fallſtrick ihr frömmelnder Sinn;
Schickt morgen den ſchlauſten der Mönche dahin,
Der rath' ihr zum Stande der Nonnen,
So wird damit Zeit uns gewonnen.“ —

Herr Pater Anſelmus, der liſtigſte Fuchs,
Der ſich in dem Kloſter befand,
Ward nun von dem Haupte der Brüderſchaft flugs
Auf geiſtliche Werbung geſandt.
Der Sender gelobte den herrlichſten Sold,
Und füllt' ihm den Seckel mit lachendem Gold,
Um, nöthigen Falles, durch Spenden
Des Mütterleins Augen zu blenden.

Der Mönchskutte Talisman öffnet' ihm gleich
Die ſorgſam verſchloſſene Thür.
„Ein Becherlein Waſſer erbitt' ich von Euch,
Und Gott ſey Vergelter dafür!“
So ſchlich er, als durſtiger Pilger, ſich ein,
Und ſchnell hob die Mutter ein Kelchglas vom Schrein,
Und ſandt' in den Keller Sabinen,
Den Gaſtfreund mit Wein zu bedienen.

„Schaut's,“ ſprach er, „e'n Dirnel, ſo daß mir gefällt!
Das Lämmelein wahre ſich nur,
Sonſt kommt in dem Tummel und Rummel der Welt
Der Sündenwolf ihm auf die Spur.
Er luget und ſuchet, er happet und jappt,
Bis er ein ſo leckeres Bißlein erſchnappt,
Und huſch! bringt's der Satansgeſelle
Dem grimmen Beherrſcher der Hölle.“

„Freund,“ ſagte die Mutter, „das hat nicht Gefahr
Und macht mir nicht Kummer und Graus.
Mein ſittſames Töchterlein hüthet fürwahr!
Der Schnecke faſt ähnlich, das Haus.
Ihr Tugendſinn ward ſchon von Lüſtlern geprobt,
Doch, unbefleckt, hat ſie ſich ehrlich verlobt,
Und wird ſich im Arm des Getreuen,
Wie immer, vor Fehltritten ſcheuen“ —

„O Weibel, das weiß man halt nit ſo genau!
Wohl mancher einſt züchtigen Dirn'
Wächſt unter der Haube der eh'lichen Frau
Flugs eine ganz eherne Stirn.
Sie liebelt und bübelt nach ihrem Gelüſt,
Dieweil der Gemahl nun ihr Schanddeckel iſt. —
Drum fort aus dem Laſtergetümmel!
Durch's Kloſter nur wallt man zum Himmel.“ —

„Ehrwürd'ger Mann Gottes, Ihr warnt mich zu ſpät!
Schon gab ſie dem Sponſen ihr Wort,
Und er, dem die Stunde der Hochzeit ſich naht,
Iſt künftig mein Stab und mein Hort.
Ach! ohne den biedern, den herzigen Mann,
Was fing' ich die ärmſte der Witwen wohl an?
Ich müßte mit eisgrauen Haaren
Noch Hunger und Elend erfahren.“ —

„Sorgt nit! Wenn Ihr's Mädel ins Kloſterle ſchickt,
Nimmt halt ein hochmächtiger Mann,
Der gern arme Seelen dem Faland entrückt,
Sich Eurer mit Vaterhuld an.
Ich, den zum Bekehrungsapoſtel er braucht,
Hab' Euch aus dem Finger kein Mährlein geſaugt.
Guck! Mißtraun und falſches Gedeutel
Hebt dieſer geldſtrotzende Beutel.“ —

Und als er gerüttelt den klingenden Sack,
Empfing er und trank er den Wein.
„Gottslohn und gehabet Euch wohl! Ich muß ſtrack,
Eh's dunkelt, noch über den Rhein.“
Er winkte der Mutter, ſie folgt' ihm vor's Haus,
Da ſchüttet' er vollends ſein Schlangenherz aus,
Und ſchob ihr und drang ihr am Ende
Ein Päckchen mit Gold in die Hände.

Sie wähnte mit Staunen, es habe wohl gar
Ein Engel geherbergt bey ihr.
Der Höllenſchlund ſtellte ſich grauſend ihr dar,
Als heiſcht' er die Tochter mit Gier.
„Kind,“ ſprach ſie, „entfleuch dem Geräuſche der Welt,
Wo ſtets dich die Sünde mit Netzen umſtellt!
Iſt dir deine Seligkeit theuer,
So wähle den heiligen Schleyer!“ —

„Ach, Mutter, Herzmutter! wie könnte das ſeyn?
Juſtin hat mein bindendes Wort!
Und wohnet denn Gott nur im Kloſter allein?
Er waltet ja hier ſo, wie dort!“ —
Wohl ging's in den Wind, als Sabine ſo ſprach;
Die Mutter gab Bitten und Zähren nicht nach,
Und, drohend mit ewigem Fluche,
Verboth ſie des Burgvogts Beſuche.

Doch wie auf den Anſtand der Weidmann ſich ſtellt,
Belauernd des Wildpretes Lauf:
So paßte, geduckt in ein Weinrebenfeld,
Der Burgvogt dem Kloſterfuchs auf;
Und als er nicht lange geſpäht über'n Zaun,
Da kam, um die Frucht ſeiner Goldſaat zu ſchaun,
Das Mönchlein mit haſtigem Schritte,
Und huſchte hinein in die Hütte.

Und ſchnell, wie nach Beute der Raubvogel ſchießt,
Verfolgte der Lauſcher den Gaſt,
Und hatt' ihn, als kaum er die Weiblein gegrüßt,
Schon an der Kapuze gefaßt.
Er riß aus der Scheide den Sarras heraus,
Und donnerte: „Bube, dein Grab wird dieß Haus,
So du nicht dein Schelmſtück bekenneſt,
Und wahrhaft den Anſtifter nenneſt!“

Anſelmus erſchrak, doch geſchwind rief er kühn:
„Freund, ehre den geiſtlichen Stand!“
„Den Stand wohl, nur Dich nicht!“ verſetzte Juſtin,
Und preßte den Mönch an die Wand.
Hier baß mit der Fläche des Schwertes geklappt,
Bekannt' er das Schelmſtück und nannte den Abt.
Mehr wollte Juſtin nicht gewinnen,
Und ließ den Apoſtel entrinnen.

Zu ſeinem Gebiether, dem Ritter Alphons,
Enteilte dann Jener und ſprach:
„Ich bin, wie Ihr wiſſet, Sabinens Geſpons,
Doch ſtellet Verführung ihr nach.
Ein geiſtlicher Herr macht den weltlichen Streich,
Und wohl iſt zu wetten, Ihr werdet ſogleich,
Nach frühern und ähnlichen Thaten,
Den Abt Hyacinthus errathen.“

„Ein ſchändlicher Wicht!“ rief der ſtreitbare Held.
„Ha! kommt mir der Bauchpfaff einmahl
Vom Feiſtneſt herunter ins offene Feld,
So rupf' ich den Fettvogel kahl.“ —
„Das war's, was ich wünſchte!“ verſetzte Juſtin.
„Ihr könnt ihn am beſten zur Rechenſchaft ziehn!
Herr! greift ihm recht ſcharf auf die Haube,
Daß er mir mein Liebchen nicht raube!“

Und riſch ging die Sage: der Abt Hyacinth
Begebe, nach ärztlichem Rath,
Mit Roſſen und Wagen und vielem Geſind,
Sich bald in ein heilſames Bad.
„Nun gilt's!“ ſprach der Burgherr mit heiterm Gemüth:
„Ihn führet ſein Weg durch mein waldig Gebieth,
Und, wenn ihn nicht Engel geleiten,
So will ich ein Bad ihm bereiten!“ —

Er machte durch heimliche Kundſchafter ſich
Die Tagfahrt der Reiſe bekannt,
Und barg in dem Hain, den die Straße durchſtrich,
Sich hinter des Vorholzes Wand.
Unfern hier von ſeinem befeſtigten Schloß
Hielt lauernd der Ritter auf ſcharrendem Roß.
Und war mit zwölf reiſigen Knechten
Im Nothfall gerüſtet zum Fechten.

Ein Schildknappe legte ſein horchendes Ohr
Flach hin auf den mooſigen Plan,
Und ſchon war's im Zwielicht, da rief er empor:
„Jetzt raſſelt ein Wagen heran!“
Raſch ausgreifen ließ nun der Ritter ſein Thier,
Gebiethend den Reiſigen: „Harret noch hier!
Doch hört ihr mein Streithorn erklingen,
So folgt mir, als hättet ihr Schwingen!“

Breit füllte den Wagen, gleich einem Koloß,
Der ſehnlich erwartete Mann.
Mit Weinfäſſern, Mönchen und Schleckerwerk ſchloß
Ein Karren ſich hinten noch an.
Zwey ſchlottrige Kloſterbedienten zu Roß
Beſchützten gewaffnet den Herrn und den Troß;
Doch friedfertig ſchienen ſie beyde,
Und Roſt hielt ihr Schwert in der Scheide.

„Willkommen, Hochwürden, auf meinem Gebieth!
Was trieb Euch vom Lehnſtuhl empor?
Und daß Ihr bey Nacht, wie die Fledermaus, zieht,
Das kommt faſt gefährlich mir vor!“
So barg Herr Alphons vor dem geiſtlichen Herrn
In lieblicher Schale den giftigen Kern,
Und, Böſes nicht ahnend, zog munter
Der Abt auch ſein Käpplein herunter.

„Herr Ritter, mich hat meines Arztes Geboth
Aus geiſtlicher Ruhe geſcheucht.
Ich reiſe gezwungen ins Bad, weil der Tod
Mich leider im Kloſter umſchleicht.
Er ſetzet ſich täglich mit mir an den Tiſch,
Verſalzt mir Paſteten und Braten und Fiſch,
Kurz, hat mir die Eßluſt verdorben,
Und das iſt ſo gut als geſtorben!“ —

„Ho! ho!“ ſprach der Ritter, „ein thörichter Rath,
Der drum ſo viel Meilen Euch ſchleppt!
Bey Launen des Magens iſt Weiſung ins Bad
Doch traun! ein zu theures Recept.“ —
„Ey wohl!“ ſagte Jener: „ich denke wie Ihr!
Ich habe ſechshundert Ducaten bey mir,
Und übrig wird nichts davon bleiben,
Denn luſtig gedenk' ich's zu treiben.“ —

„Ein Vorſchlag, Herr Abt! — Als die Mutter mir ſtarb,
Verließ ſie ein trefflich Arcan,
Das ſchlägt, wenn ein Schlemmer den Magen verdarb,
Unfehlbar und wundervoll an.
Es ſteht Euch zu Dienſten, und nehmt Ihr's jetzt ein,
Wird nicht mehr der Tod Euer Tiſchcompan ſeyn;
Ihr werdet, erſparend das Reiſen,
Bald wieder mit Wolfshunger ſpeiſen.“ —

Bethört zog der Abt mit dem Ritter ins Schloß,
Und fand dort Verhaftung und Qual.
Ein Weinhumpen lockte gleich Anfangs den Troß
In einen vergitterten Saal.
Wie hier es an Freyheit des Ausgangs gebrach,
So ging's dem Prälaten im Ehrengemach,
Und, als Arzeney für den Praſſer,
Stand drinnen ein Krüglein mit Waſſer.

Gleich einem im Wald erſt gefangenen Ur,
Vertobt' er die Stunden der Nacht,
Und rief gegen Mittag hinaus auf die Flur:
„Es werde mir Speiſe gebracht!“
Durchs Thürſchloß erſchallte die Antwort zurück:
„Befehlt Ihr von Rindsfleiſch ein tüchtiges Stück?
Sonſt giebt es hier nichts, Euch zu laben.“ —
Er murrte: „Das mag ich nicht haben!“ —

Des folgenden Tags rief er wieder hinaus:
„Wann endet der heilloſe Schwank?
Hält hier nicht der leibhafte Satanas Haus,
So bringet mir Speiſen und Trank!“
Drauf Antwort: „Beliebet Euch Hausbrot und Wurſt,
Und allenfalls Dünnbier bey wachſendem Durſt?“
„Nein!“ brüllt' er: „Ihr trotzigen Häſcher,
Das iſt nur ein Labſal für Dreſcher!“

Am dritten der Faſttage rief er: „Halloh!
Schafft Rindfleiſch und Wurſt mir nun her!“
Das Schlüſſelloch aber antwortet' ihm ſo:
„Die Fleiſchkammer ward bey uns leer.
Ein Waſſerbrey ſiedet für Euch auf dem Herd;
Ihr könnt ihn bekommen, ſo bald Ihr begehrt!“
Da flucht er: „Ihr hölliſchen Geiſter,
Nur her, geſchwind her mit dem Kleiſter!“ —

Und ſieh, durch die Thür, wo zeither nur ein Krug
Mit Waſſer bisweilen erſchien,
Trat Binchen, die zierlich den Breyteller trug,
Und nach ihr Alphons und Juſtin.
Der Abt, vor Erſtaunen und Ingrimm ganz ſtumm,
Schoß heftig mit Hechblicken um ſich herum,
Doch ließ er vom Hunger ſich beugen,
Und aß ſchnell den Brey vor den Zeugen.

„Seht," ſagte der Ritter, „ich hab' Euch geheilt:
Ein Mehlmuß iſt Euch nun ein Schmaus!
Drum dünkt es mich billig, Ihr zahlt unverweilt
Gebührenden Arztlohn mir aus.
Das iſt mit ſechshundert Ducaten gethan!
Ich weiſe der Braut meines Burgvogts ſie an.
Ihr habt für verſchuldete Zähren
Ihr dieſen Erſatz zu gewähren!" —

Jetzt zürnte der Abt, wie ein rauſchender Strom,
Und pocht' auf des Kaiſers Gewalt.
„Schreibt Ihr an den Kaiſer, ſo ſchreib' ich nach Rom!"
Verſetzte der Ritter ihm kalt.
Dieß Drohwort durchſchreckte des Geiſtlichen Sinn;
Er warf das geforderte Löſegeld hin,
Und zog von dem hochtheuern Schmauſe
Geſünder und weiſer nach Hauſe.

Der Gaſtfreund.

Legende.

1.

Zur Zeit, als der Held, den Maria gebar,
Der edelſte Bürger der Erde war,
Da lebt' auch ein Kernmann von ehrbarem Stande,
Mit Nahmen Philemon, im heiligen Lande.

Er wohnte gemächlich im herrlichſten Bau,
Betrieb des Ackers und Gartens Bau,
Und mehrte durch Fleiß die Fülle der Güter,
Doch war er kein ängſtlicher Mammonshüter.

Er reichte den Armen mit williger Hand
Erquickende Nahrung und warmes Gewand,
Und immer behagt' ihm ſein Wein am beſten
Im traulichen Kreiſe von lachenden Gäſten.

Auch wildfremde Pilger, vom Wege verirrt,
Erfanden an ihm den gefälligſten Wirth.
Gaſtfreundlich beherbergt' er alle, die kamen,
Und forſchte nicht nach Geſchäften und Nahmen.

Einſt, als er am Thore des Landhauſes ſaß,
Und froh mit den Seinen das Abendbrot aß,
Erſchien ein Fremdling mit eilenden Schritten,
Um Obdach bis folgenden Tag zu erbitten.

Willfährig lud ihn Philemon ins Haus.
„Wie gut Ihr ſeyd!“ rief der Wanderer aus.
„Nun bitt' ich, auch meinen Gefährten zu helfen:
Es folgt mir noch eine Geſellſchaft von Zwölfen.“

„Was thut das?“ verſetzte der gaſtfreye Mann.
„Und wären es doppelt ſo viel, nur heran!
Ich bin nicht gewohnt, in meinen vier Pfählen
Mit ſchielenden Augen die Gäſte zu zählen.“

Der Nachtrab der Reiſenden nahte ſich bald.
Ein blühender Mann von erhabner Geſtalt
War unter ihnen der Roſe zu gleichen,
Der andere Blumen an Lieblichkeit weichen.

Und ohne zu fragen: woher und wohin?
Empfing ſie Philemon mit herzigem Sinn.
Er leerte geſellig mit ihnen den Becher,
Und lagerte ſie in bequeme Gemächer.

Als drauf ſich der Morgen zu röthen begann,
Da ſagte der Vorläufer: „Trefflicher Mann,
Ihr nahmet uns auf, ohn' uns zu kennen,
Doch wollen wir uns nicht fremd von euch trennen.

Verzeichnet in Euer Gedächtnißbuch
Mit goldener Schrift dieſen Nachtbeſuch?
Es lief ein Glücksſchiff in Euren Hafen:
Der Gottmenſch hat hier im Hauſe geſchlafen." —

Philemon erſchrak, und klagte ſich an,
Er hab' im Bewirthen zu wenig gethan.
„Der Herr," ſprach Petrus, „iſt huldvoll zufrieden,
Und hat Euch zum Dank eine Gnade beſchieden.

Entdecket mir traulich: was möchtet Ihr gern?
Ich melde dann Euer Verlangen dem Herrn,
Und was es auch ſey, das Euch lüſtet zu haben,
Die göttliche Macht wird Euch damit begaben."

„Ey nun," ſprach Jener, „es lauſchen in mir
Der heimlichen Wünſche wohl drey oder vier.
Mich zupft ſchon der Tod am greiſenden Haare,
Und gern lebt' ich wahrlich noch fünfhundert Jahre.

Dann wünſcht' ich: ein Birnbaum, der hoch mich erfreut,
Durchblühte mit mir dieß Räumchen der Zeit,
Und wer ihn beſtiege, mich ausgenommen,
Der müßte, wie magiſch beſtrickt, nicht entkommen.

Auch Keiner vom Armſtuhl, auf welchem Ihr ſitzt.
Er iſt nicht künſtlich gebaut und geſchnitzt,
Doch wollt' ich, es möchte die Kraft in ihm walten,
Die auf ihm Ruhenden feſt zu halten." —

Raſch fuhr zum Scherz der Apoſtel empor,
Als ſtände Verhaftung im Stuhl ihm bevor.
„Mein werther Philemon," rief er mit Lachen,
„Was redet und heiſcht Ihr für drollige Sachen!

Ihr liegt, wie ein Kind, an des Glückes Bruſt,
Und ſauget unendlichen Lebensgeluſt;
Das leuchtet mir ein: doch die magiſche Feſſel,
Was ſoll ſie Euch fruchten am Baum und am Seſſel?"

„Sie ſcheint,“ ſprach Jener, „ein nichtiges Spiel,
Und nutzte mir dennoch am Baume ſehr viel.
Er iſt mir des Gartens verehrteſter König,
Doch ſeiner Gaben genieß' ich nur wenig.

Kaum ſchimmert ihr Gold durch das herbſtliche Laub,
So werden ſie nächtlicher Gaudiebe Raub,
Und niemahls ertapp' ich die liſtigen Näſcher:
Drum wollt' ich, der Baum würde ſelbſt ihr Häſcher.

Die Rede vom Stuhl war ſo ernſt nicht gemeint.
Im Winter beſucht mich oft Abends ein Freund;
Sein Herz iſt bieder, ſein Witz iſt munter;
Wie plaudern am Feuer und ſpielen mitunter.

Nun fallen die Würfel mir wunderbar hold,
Und ſteht bey uns gleich auf dem Spiele kein Gold,
Zerreißt er doch manchmahl ſich drob faſt die Krauſe,
Und läuft vor Verdruß unaufhaltſam nach Hauſe.

Dann wird mir die Zeit bis zur Nachtruhe lang;
Drum wäre des Zauberſtuhls feſſelnder Zwang,
Gleich einem Nothſtall bey ſtörrigen Roſſen,
Sehr brauchbar für meinen Abendgenoſſen.“ —

Stark ſchüttelte jetzt der Apoſtel ſein Haupt:
„Mein guter Philemon, ich hätte geglaubt,
Ihr würdet, ſtatt ſo was zur Sprache zu bringen,
Euch lieber ein Plätzchen im Himmel bedingen.“

Faſt mürriſch verließ er hiermit das Gemach;
Doch freundlicher kam er zurück, und ſprach:
„Es iſt geſchehn, und was Ihr begehret,
Hat Euch der himmliſche Gaſtfreund gewähret.

Noch fünfhundert Jahre bewohnt Ihr geſund,
Sammt Eurem Birnbaum, das Erdenrund,
Und er und der Seſſel ergreifen und fahen
Hinfort alle Fremden, ſo ihnen ſich nahen.“

„O herrlich!“ fiel Jener mit Luſtſprüngen ein.
„Ich aber kann doch die Gefangnen befreyn?“ —
„Ey das,“ ſprach Petrus, „verſteht ſich am Rande!
Ihr ſaget ein Wort, und es weichen die Bande.“

Voll Dankbegier eilte Philemon zur Thür.
„Bleibt,“ rief der Apoſtel, „ich rathe, bleibt hier!
Der Göttliche will nicht, nach menſchlicher Weiſe,
Daß man ihn geſchwätzig für Wohlthaten preiſe.“

Jetzt kamen die Waller, den Stab in der Hand,
Um weiter zu reiſen durchs jüdiſche Land.
Sie dankten dem Hauswirth für gaſtliche Pflege,
Und wanderten fort auf bethautem Wege.

2.

Philemon ſah in behaglicher Ruh
Dem Fluthengedränge des Zeitſtroms zu.
Die Welt ſtarb ſieben Mahl aus, und er lebte,
Und mit ihm ſein Glück, das ihn treulich umſchwebte.

So ſchwanden ihm fünf Jahrhunderte hin.
„Seht,“ ſprach er oft luſtig, „wie raſch ich noch bin!
Ich werde den letzten der Menſchen begraben,
Denn mich wird der Tod wohl vergeſſen haben.“

Verſenkt in dieſen anmuthigen Traum,
Beſucht' er einſt ſeinen geliebten Baum,
Und trachtend, ein Birnlein zum Munde zu führen,
Empfand er von hinten ein leiſes Berühren.

Und als er ſich umſah, erblickt' er den Tod,
Der grüßend die Hand, wie ein Freund, ihm bot. —
Bleich bebt' er zurück vor dem nackten Gerippe,
Und wandle den Blick von der gräßlichen Hippe.

„Ey!" ſagte der Tod, „komm' ich dir noch zu ſchnell?
Schier ſechshundert Jahr' lebt der alte Geſell,
Und trägt, wie es ſcheinet, noch keinen Gefallen,
Mit mir in mein ruhiges Hüttchen zu wallen."

„Das muß ich geſtehn!" ſprach Philemon beherzt:
„Mein Antheil am Leben iſt aber verſcherzt;
Ich folge dir denn mit entſchloſſenem Schritte,
Doch hab' ich noch eine gehorſamſte Bitte.

Geh, hohle mir, Trauter, zur Zehrung ins Grab,
Von dieſem Baume zwey Birnen herab!
Mir Alten iſt leider die Kraft nicht mehr eigen,
Empor zu dem Wohnſitz der Früchte zu ſteigen."

Der Tod, ſonſt gewöhnt an ein eiſernes Nein,
War eben bey Laune, gefällig zu ſeyn.
Er ſchwang auf den Baum die raſſelnden Glieder,
Und reichte zwey goldene Birnen hernieder.

Doch als er den Rückweg zu klimmen begann,
Ergriff ihn des Baumes beſtrickender Bann.
Er ſah ſich ringsum, wie von lebenden Schlangen,
Von zahlloſen Aeſten und Zweigen umfangen.

„Sieh, Wütherich!" jauchzte Philemon hinauf,
„Nun biſt du gefeſſelt, nun endet dein Lauf!
Zwar will ich dir Freyheit in Gnaden gewähren,
Doch mußt du mich erſt für unſterblich erklären."

„Nein!" ſchnaubte der Tod: „deine Hoffnung geht irr!
Ich löſe mich ſelbſt aus dem Zaubergewirr.
Du Nimmerſatt des erbärmlichen Lebens,
Du rechneſt auf weitre Geſtundung vergebens!"

Philemon, gedeckt durch des Baumes Schutz,
Belächelte kalt des Gefangenen Trutz,
Und ging, mit der Waffe des Feinds, aus dem Garten,
Um ruhig des Ausgangs der Fehde zu warten.

Der Knöchler zappelt' und rappelte wild;
Und als es nun Nacht ward, erſcholl durchs Gefild,
Zum Schrecken der horchenden Nachbargemeine,
Das Mühlengeklapper der dürren Gebeine.

Denn er, der eherne Mauern durchdringt,
Der alle Götter der Erde bezwingt,
Wand ſich, wie ein Wurm, in den hölzernen Ketten,
Und hatte nicht Macht, ſich daraus zu erretten.

Am Morgen rief er mit Zetergeſchrey
Den ſorgloſen Schläfer Philemon herbey.
„Was giebt's?“ ſprach Dieſer: „Haſt du dich beſonnen,
Und hab' ich ein ewiges Leben gewonnen?“

„Ein Jahr noch ſchenk' ich dir!“ brummte der Tod.
„Ha, Geizhals!“ rief Jener, „welch Lumpengebot!
Du mußt mir mein Leben auf ewig verſchreiben,
Sonſt wirſt du mein ewig Gefangener bleiben!“

Er rückte die Nachtmütze tiefer auf's Ohr,
Ging eilend zurück durch des Gartens Thor,
Und raſtlos erklang, immer ſtärker und ſtärker,
Drey Tage das Toben im laubigen Kerker.

Indeß ward auf Erden kein Leben verkürzt.
„Was heißt das?“ ſagte der Teufel beſtürzt:
„Kein Seelchen erſcheint! Iſt der Tod denn geſtorben?
Wer hat mir den fleißigen Kundmann verdorben?“

Jetzt zog, nach jener drey Tage Verlauf,
Der Trotzer gelindere Saiten auf,
Und bot für der Freyheit köſtliche Waare
Dem Meiſter des Bannes fünfhundert Jahre.

„Gut!“ ſagte Philemon, „ich knauſere nicht,
Doch trau' ich nicht bloß auf dein ehrlich Geſicht:
Du mußt, bevor wir in Frieden uns trennen,
Dich ſchriftlich zu unſerm Vergleiche bekennen.“

Er reicht' ihm ein Täflein, ſammt Griffel, hinan,
Und eilfertig ſchrieb der Herr Urian
Den Löſevertrag, geſetzlich und bieder,
Mit kurzen, doch kräftigen Ausdrücken nieder.

Und als er das Täflein herunter gab,
Las Jener den Freybrief, und ſagte: „Zieh ab!“
Da wichen die Feſſeln von allen Seiten,
Und ließen das Schreckbild dem Garten entſchreiten.

3.

Unalternd genoß der glückliche Mann
Mit Frohſinn der Zeit, die er liſtig gewann,
Und bis ans Ende der Laufbahn blühte
Die Luſt an der Welt in ſeinem Gemüthe.

Das Täflein, auf welchem der Freybrief ſtand,
Mit Schaudern nahm er es jetzt in die Hand,
Und fragte ſich ängſtlich: wie ſoll ich's beginnen,
Den Faden des Lebens mir weiter zu ſpinnen?

Schon raubte der Herbſt, der ihm fürchterlich war,
Den Bäumen des Gartens ihr gelbrothes Haar,
Und ſtündlich beſorgte der ältſte der Alten,
Der Tod werde kommen, ſein Amt zu verwalten.

Doch hatte man längſt ſchon gekeltert den Wein,
Da mahnt' er die Schuld der Natur noch nicht ein.
Die Winterſtürme begannen zu brauſen:
Er ließ den Schuldner auf Erden noch hauſen.

Erſt gegen der heil'gen drey Könige Tag
Beſann er ſich auf den erloſchnen Vertrag,
Und plötzlich erſchien ungemeldet, wie immer,
Der gräßliche Storch in Philemons Zimmer.

„Was kommſt du ſo ſpät?“ rief Dieſer mit Haſt.
„Ich hab' auf dich lange mit Sehnſucht gepaßt!
Mir ekelt die Welt ſeit geraumen Jahren;
Ich wäre gern längſt ſchon zur Grube gefahren.

Drum geh' ich freudig mit dir im Nu;
Ich ſiegle nur noch mein Vermächtniß zu.
Laß dich indeſſen am Feuer dort nieder,
Und thaue dir auf die ſtarrenden Glieder!“

Beyfällig nickte Herr Klapperbein,
Warf ſich in den fährlichen Fangſtuhl hinein,
Und fühlte ſogleich durch des Zaubers Walten
Sein Knochengeſäß wie von Nägeln gehalten.

„Ha!“ rief er, „du ſchändlicher Sclave der Welt
Haſt abermahl mir eine Falle geſtellt!
Doch will ich hier lieber Jahrtauſende ſitzen,
Als gegen mich ſelbſt dich auf's neue beſchützen.“

Er hieb mit der Senſe gewaltig umher,
Philemon aber entwich dem Gewehr,
Und nährte die Gluth des Kamines von weiten
Mit Harz und Schwefel und trockenen Scheiten.

„Halt ein!“ ſchrie der Tod: „Du gebarſt dich wie toll!
Willſt du, daß ich brennen und braten ſoll?
Beym Himmel! ich fange ſchon an zu glimmen!
Hilf, hilf! — Was ſoll ich zur Löſung beſtimmen?“

„Je nun,“ ſprach lächelnd der blühende Greis,
„Du kennſt unſern alten, ſehr billigen Preis:
Laß fünfhundert Jahre mich förder hier weilen,
Und gieb mir zur Sicherheit einige Zeilen!“

Gedrängt von der wachſenden Feuersnoth,
Schrieb raſch den verlangten Gewährſchein der Tod,
Sprang auf, vom Brande gefleckt, wie ein Tieger,
Und rief: „Komm' ich wieder, ſo nehm' ich mich klüger!“

4.

Und als die Vertragszeit vorüber war,
Begab er ſich nicht in neue Gefahr:
Er ſandte den Ruf in das Reich der Todten
Durch einen ehrnen, gefiederten Bothen.

„Leb-wohl, du liebe, du herrliche Welt!"
Erſeufzte Philemon, vom Pfeile gefällt.
„Du warſt mir ein wonniglich blühender Garten;
Wie droben es ausſieht, das muß ich erwarten."

Sein Wandel auf Erden war rechtlich und gut,
Das ſtählte jetzt wacker des Sterbenden Muth;
Und daß er den Pförtner des Himmels kannte,
War vollends ein Troſt, der die Furcht verbannte.

Indem er nun friſch ſich erhob durch die Luft,
Erblickt' er tief unten in einer Kluft
Die feurige Burg des Fürſten der Hölle,
Und ſtehend ihn ſelbſt an des Hauſes Schwelle.

Philemon, noch nicht von Neugier befreyt,
Schwang ſich mit des Vogels Geſchwindigkeit
Hinab in den Felsgrund, daß er in der Nähe
Die ſchaurige Pracht des Hoflagers ſehe.

Und als er lugend am Thore ſtand,
Rief Satan: „Herein, du Höllenbrand!“
„Schön Dank!“ ſagte Jener: „Ich ziehe vorüber,
Mein Weg geht gen Himmel, denn dort bin ich lieber.“

Jetzt kamen mit graunvollem, wüſten Geſchrey
Die Bürger des Abgrunds in Schaaren herbey,
Und ſtöhnten kläglich von allen Seiten:
„O, könnten wir, ſeliger Geiſt, dich begleiten!“

Es war unter ihnen manch zartes Gebild,
Und Vater Philemon, von Mitleid erfüllt,
Erglühte vor Luſt, aus den Klauen des Böſen
Ein paar der unglücklichen Seelen zu löſen.

Ihm kam ins Gedächtniß, wie vormahls im Spiel
Der Würfel ihm wunderſam günſtig fiel.
Wer Glück hat, ſagt' er zu ſich, darf es wagen,
Sogar dem Teufel ein Spiel anzutragen.

„Hört," ſprach er zum König der Flammenwelt,
„Dort oben iſt zwar mein beſtimmtes Feld,
Doch, da ich ſo gute Geſellſchaft hier finde,
Entſag' ich vielleicht der himmliſchen Pfründe.

Beliebt's Euch, ſo würfelt mit mir um mein Ich!
Gewinnt Ihr, Herr, nun dann habt Ihr mich!
Allein wenn Ihr, wie nicht glaubhaft, verlieret,
So wird Euch von mir ein Seelchen entführet."

„Es gilt!" ſchrie der Teufel: „Was wag' ich beym Spiel?
Ich habe ja ſchier des Geſindels zu viel!"
Er rief nach Würfeln hinein in den Haufen,
Und ſchnell kam ein Spieler damit gelaufen.

Die Würfel rollten, der Satan verlor;
Zwölf Seelen verlor er, da ſprang er empor:
„Nun packe dich," brüllt' er, „du ſchlimmer Geſelle!
Dein Schalksglück entvölkert mir ſonſt die Hölle!"

Der Sieger entführte, nach eigener Wahl,
Zwölf freundliche Seelen dem Schauerthal,
Durcheilte mit ihnen unendliche Fernen,
Und brachte ſie glücklich hinauf zu den Sternen.

„Willkommen!“ rief Petrus herzinniglich.
„Wir warten ſeit tauſend Jahren auf dich!
Geneuß, nach Ermüdung vom Erdenwallen,
Der ewigen Ruh' in den himmliſchen Hallen!

„Wohl mir!“ ſprach Philemon: „Doch wirſt du verzeihn,
Hochheiliger Pförtner, ich bin nicht allein.
O, möchten auch Dieſe, beladen mit Sünden,
Nach Leiden und Buße, hier Aufnahme finden!“

„Sie ſollen's!“ verſetzte der Heilige mild.
„Dein Fürſpruch iſt ihnen ein kräftiger Schild.
Die Gaſtfreundſchaft, die du übteſt auf Erden,
Mag ſo dir im Himmel vergolten werden.“

Lieder.

Der Harfner.

Ich wandre fröhlich hin und wieder
Mit meinem Saitenſpiel,
Seit jüngſt ein Strahl auf mich hernieder
Aus Engelsaugen fiel.
Da ſchwand der Gram aus meinem Herzen,
Der ſchwarz, wie Nacht, drin lag,
Und, wie beſtrahlt von Himmelskerzen,
Ward's plötzlich in mir Tag.

Die Klugheit trat mit ernſten Blicken
Beſorgt heran, und rieth,
Die jähe Flamme zu erſticken,
Die meine Bruſt durchglüht.
Dieß Feuer wird dein Herz verzehren,
Sprach ſie im Warnungston,
Denn viele Berg' und Klüfte wehren
Dir ſüßen Minnelohn.

Doch ich verſchloß dem weiſen Munde
Mit feſtem Muth mein Ohr,
Und höher ſchlägt mit jeder Stunde
Die Gluth in mir empor.
Sie mag mein Herz zu Aſche brennen;
Ich klag' und murre nie.
Erſt, wann ſich Leib und Seele trennen,
Erſt dann erlöſche ſie!

Der Tanz.

Lobſingt dem Tanz, dem Erſtlingsſohn der Freude,
Den lächelnd ſie gebar,
So bald ſie nur ins neue Weltgebäude
Herab geſtiegen war.

Als hoch entzückt in Edens Palmenkühle
Das erſte Paar ſich fand,
Da wurden ſchnell der Liebe Gluthgefühle
Zum Tanze, Hand in Hand.

Ein ſchöner Wink für künftige Geſchlechter,
So ſchuldlos ſich zu freun!
Selbſt die Natur führt ihre Söhn' und Töchter
In labyrinth'ſche Reihn.

Der Wilde kennt nicht unſre Hirngeſpinnſte,
Nicht unſern Prunk und Glanz:
Allein er kennt die freundlichſte der Künſte,
Er kennt und liebt den Tanz.

Und überall, wo ſeine Zauberkreiſe
Der Sohn der Freude zieht,
Da weicht der Gram aus ſeinem tiefſten Gleiſe,
Und Hypochonder flieht.

Die Grübeley entwölkt der Stirne Falten
Zu einem heitern Blick;
Der Menſchenhaß vermag nicht auszuhalten,
Und tritt beſchämt zurück.

Dagegen wiegt ein Chor von Freudengöttern
Im Fluge ſich heran,
Und überſtreut mit zarten Roſenblättern
Der muntern Tänzer Bahn.

Fliegt, Freunde, fliegt in dieſen Irrgewinden
An ſchöner Hand dahin!
Und läßt im Tanz ſich Amor von euch finden,
So achtet's für Gewinn!

Den Erdenſaal ſo froh hinab zu ſchweben,
Wird nimmer uns gereun.
Uns mag einſt ſelbſt der Schritt aus dieſem Leben
Ein leichter Tanzſchritt ſeyn!

An die Landleute.

Nur Thoren verachten den Bauernſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren!
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Luſt das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug,
Um es mit Scheffeln zu meſſen,
Sie würde doch, ohne den edeln Pflug,
Bald Mangel und Hungersnoth preſſen:
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Ueberfluſſes voll Weitzen und Korn.

Wie ſtolz donnert Mancher bey euch vorbey
In ſeiner hohen Karoſſe!
Wer ſäet den Hafer, wer mähet das Heu
Für ſeine ſchnaubenden Roſſe?
Laßt brach die Felder und Wieſen ſtehn,
So muß der Stolze zu Fuße gehn!

Der Geiſt der Gebildeten ordnet ſie an,
Die Kriegs- und Friedensgeſchäfte,
Ihr aber vollführt den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüſtiger Kräfte.
Ihr ſchützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland.

Beneidet ſie nicht, die Großen der Welt!
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind ſie von gefährlichen Schlingen umſtellt,
Die niemand euch legt in der Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensſtern deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm ſteckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Geſundheit dort her,
Die Brot und Waſſer euch geben.
Er kränkelt, ſo viel ſich ſein Arzt auch bemüht,
Indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Nur Thoren verachten den Bauernſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren.
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Der Nachtiſch.

Schafft ſie hinweg, die ſtolzen Braten,
Die ſchwere Küchenartill'rie!
Mit Ruhm vollbracht ſind ihre Thaten,
Der Hunger ward bezähmt durch ſie.
Nun brauche beym Nachtiſch ſein leichtes Geſchütz
Der Grillenbeſieger, der fröhliche Witz!

Der Anfang ſtockt bey allen Dingen,
Sogar bey einer Gaſterey.
Die Laune regt noch nicht die Schwingen,
Denn oft iſt uns der Nachbar neu.
Man wird erſt von Becher zu Becher bekannt,
Und drückt ſich beym Nachtiſch vertraulich die Hand.

So lange noch die Braten herrſchen,
Spricht man mit kalter Trockenheit
Von Staatenzwiſt und Heeresmärſchen,
Und führt wohl ſelbſt gelehrten Streit.
Beym luſtigen Nachtiſch erhebt ſich das Herz,
Und würzt die Geſpräche mit Lachen und Scherz.

Das Glück ſchenkt Manchem eine raſche,
Geliebte Tafelnachbarin,
Doch hinter ihrer Waſſerflaſche
Lauſcht eine Tante nach ihm hin.
Sie ſagt erſt beym Nachtiſch, beſtochen durch Wein,
Sich los von dem Aemtchen, ein Argus zu ſeyn.

Bey dem Genuß der warmen Schüſſel
Wird unſer Körper nur geſpeiſt,
Doch Bacchus hat den goldnen Schlüſſel
Zur Freudenquelle für den Geiſt.
Wie Götter ſich laben im himmliſchen Saal,
So halten die Seelen beym Nachtiſch ihr Mahl.

Man läßt es gern in frohen Stunden
Dem werthen Magen wohlergehn,
Hat man ihn aber abgefunden,
Alsdann wird erſt die Tafel ſchön.
Der Nachtiſch war immer ſeit uralter Zeit
Den Göttern der Freundſchaft und Liebe geweiht.

Der Himmelsweg.

Wer ſich freut, ſo viel er kann,
Der iſt klug zu preiſen.
Ein berühmter Ehrenmann
Soll euch das beweiſen.
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang,
Bleibt ein Narr ſein Leben lang;“
Sagte Doctor Luther.

Habe Dank, du Kirchenlicht,
Für die goldne Lehre!
Deinem Kopf und Herzen flicht
Sie den Kranz der Ehre.
Du ermahnſt zu Freud' und Scherz,
Denn ſie ſtreun ins Menſchenherz
Jeder Tugend Samen.

Ihm entſprießt die ſchöne Frucht,
Daß man Gutes übet,
Thränen abzutrocknen ſucht,
Und kein Kind betrübet.
Seht, ſo führen ſonnenklar
Liebe, Sang und Wein ſogar
Uns dereinſt gen Himmel!

Oben wohnt ein Geiſt, der nicht
Menſchlich zürnt und ſchmälet,
Und mit finſterm Angeſicht
Küſſ' und Flaſchen zählet:
Nein, er lächelt mild herab,
Wenn ſich zwiſchen Wieg' und Grab
Seine Kinder freuen.

Jägers Klagelied.

(Aus einem ungedruckten Schauſpiele.)

Froh ließ ich ſonſt mein Jägerhorn
Durch Wald und Berge ſchallen,
Und nahm ich einen Hirſch auf's Korn,
So ſah ich ſchnell ihn fallen;
Doch jetzt, ach jetzt
Hat tief mich ſelbſt ein Pfeil verletzt!

Wohl weiß ich eine traute Hand,
Die würde ſanft mich pflegen,
Und auf die Wunde den Verband
Der treuſten Liebe legen;
Doch mein Geſchick
Stößt grauſam dieſen Arzt zurück.

Ihr muntern Sänger im Geſträuch,
Wie muß ich euch beneiden!
Ihr ſeyd nicht arm, ihr ſeyd nicht reich,
Ihr liebt euch ohne Leiden.
Die Menſchen trennt
Manch rauher Geiſt, den ihr nicht kennt.

Mich treibt mit ſeiner Eiſenhand
Ein ſolcher Geiſt von hinnen.
Hier, wo ich einen Himmel fand,
Muß ich mit Schmerz entrinnen.
Wie glücklich ihr!
Euch drängt nichts fort, ihr bleibet hier!

Ich muß, mit Dolchen in der Bruſt,
Dieß Paradies nun räumen;
Doch ihr ſeht meiner Augen Luſt
Oft unter euren Bäumen.
O, ſingt hinab:
Dein Wilhelm liebt dich bis ins Grab!

Champagnerlied unter vier Augen.

Bekränzt mit duftenden Roſen fliegt
Um unſer Tiſchchen die Freude.
Sie fühlt ſich von deinem Reitz beſiegt,
Doch frey iſt die Göttin vom Neide.
Wo Amor herrſchet, da pflegt ſie ſogleich
Sich traulich mit ihm zu verbinden,
Und ſo ſich ein ſtattliches Nebenreich
Im Herzen des Mannes zu gründen.

In Wüſten blühn Paradieſe für mich
Auf Amors freundliche Winke,
Und Nektar dünkt mich das Waſſer, wenn ich
Aus Lilienhänden es trinke.
Doch ſieh, uns lächelt Champagner hier!
Laß uns in Freyheit ihn ſetzen!
Er ſtrebt aus dem gläſernen Kerker, um dir
Die Purpurlippen zu netzen.

Wie ſteigt ſie und ſchäumt die ambroſiſche Fluth,
Wie kommt ſie, gleich Blitzen, geſchoſſen!
Die Liebe hat in dieß Rebenblut
Ihr geiſtiges Feuer gegoſſen.
Drum iſt der Weingott vergebens bemuht,
Sein Sohnchen im Kerker zu zähmen:
Denn was der Geiſt der Liebe durchglüht,
Das läßt ſich nicht binden und lähmen.

Röſchen.

Das Herz iſt mir ſo enge,
So enge mir das Haus!
O, trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mein armes, kleines Dörfchen,
Wie lieb war mir's zuvor!
Nun möcht' ich von ihm ſcheiden,
Denn ſeine ſtillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reitzlos dünkt mich alles,
Was ich gern hört' und ſah!
Die Lerche ſingt mir heiſer,
Und wie verdorrte Reiſer
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Ludwig, zog zur Stadt,
Die goldene Palläſte,
Die königliche Feſte
Und zarte Schönen hat.

Ach! ob er wohl, geblendet,
Die Dörferin vergaß,
Die jenen Wonnequellen
Nichts kann entgegen ſtellen,
Als Liebe ſonder Maß!

Schleſiſches Wanderlied.

Das Rieſengebirge bewohnet ein Geiſt,
Der Rübezahl heißt,
Doch läßt er ſich ungern ſo ſchelten.
Er iſt ein gar drolliger, guter Compan,
Nur necket der loſe Herr Urian
Das Völklein der Menſchen nicht ſelten.

Wie Sand an dem Meere beſitzet er Geld,
Den Abgott der Welt,
Und geizt nicht, gleich neidiſchen Muckern.
Wenn Wahrheit den artigen Schnurren nicht fehlt,
Die man ſich von ihm bey dem Rocken erzählt,
So hilft er oft dürftigen Schluckern.

O, braver Herr Rübezahl, ſeyd mir auch hold,
Und ſchenket mir Gold!
Dann darf ich den Alten nicht ſcheuen,
Der grämlich mein herziges Liebchen bewacht:
Ich ſchüttle den Geldſack, er ſchmunzelt und lacht,
Und läßt mich ſein Töchterlein freyen.

Die ſchöne Nachbarin.

Ich vertauſchte meine Zimmer
Nicht ums größte Haus der Stadt,
Seit ein Mädchen mich auf immer
Nachbarlich gefeſſelt hat.
Ich beneide keinen Fürſten,
Der in Marmorſälen thront,
Wo kein ſolches Mädchen wohnt.

Trotz der Wache vor Palläſten,
Schleichen Gram und Sorgen ein,
Aber von ſo ſchlimmen Gäſten
Halt' ich meine Wohnung rein.
Sie entfliehn, wie Schattenbilder,
Vor der holden Zauberkraft
Meiner ſchönen Nachbarſchaft.

Mag der Himmel ſich umhüllen,
Und mit Sturm und Hagel drohn.
Mag der rauhe Nord-wind brüllen:
Allen Wettern ſprech' ich Hohn!
Meine Sonne gegenüber
Schafft mir, immer wolkenfrey,
Einen ewig heitern May.

Der junge Soldat.

Wohlan, wohlauf! Es lohnt mit hoher Ehre,
Ein tapfrer Mann zu ſeyn.
Der ehrne Wald der blitzenden Gewehre
Sey mir ein Lorberhain!

Ade! ade! Beklaget nicht den Krieger,
Wann er zum Kampfe zieht!
Beklaget Euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um Eure Stirnen blüht!

Hat der Soldat des Feindes Trotz bezwungen,
Geſchützt des Bürgers Herd,
Und Friedensheil dem Vaterland errungen,
Dann fühlt man ſeinen Werth!

Mit Achtung zeigt der Vater ihn den Söhnen,
Stellt ihn zum Vorbild dar,
Und hold lacht ihm das Auge mancher Schönen,
Die vormahls ſpröde war.

Der Held iſt dann auch nicht aus Erz geſchaffen;
Er, der dem Feind nicht wich,
Streckt vor der Macht der Schönheit ſeine Waffen,
Und ihr ergiebt er ſich.

Muth im Unglück.

Es iſt des Schickſals alte Weiſe,
Daß es nicht immer hold uns lacht;
Es tritt oft in der Menſchen Kreiſe
So furchtbar wie ein Geiſt der Nacht.
Dann ſchreckt es zwiſchen dunkeln Wänden
Nicht nur der Armuth ſeigen Sohn:
Gefaßt von ſeinen Rieſenhänden
Wankt auch im Fürſtenſaal der Thron.

Doch Muth, nur Muth in jeder Lage,
Wo uns ein Dornenwald umſtarrt!
Die Morgenröthe beßrer Tage
Glüht hinter'm' Berg der Gegenwart.
Stets früher, als die Furcht es glaubte,
Entwölkt das Schickſal ſeinen Blick,
Und alles, was ſein Zorn uns raubte,
Giebt ſeine Freundlichkeit zurück.

Man kann zum Ruhm der Zeit nicht ſingen,
Daß ſie der Deutſchen Freundin ſey:
Sie rauſchet her auf Adlerſchwingen,
Und ihre Stimm' iſt Kriegsgeſchrey.
Doch ſoll ſie uns nicht niederſtürmen
Durch ihrer Flügel wilden Schlag;
Wir ſtehen feſt, gleich Felſenthürmen,
Es komme, was da kommen mag!

Kühn muß der Menſch entgegen ſtreben
Dem ungeſtümen Geiſt der Zeit.
Er dringt, als Feind, in unſer Leben,
Und fordert uns heraus zum Streit.
Laßt uns das Schwert des Muthes faſſen!
So gehn wir ſiegend unſre Bahn.
Nur Feigen, die ſich ſelbſt verlaſſen,
Legt die Verzweiflung Feſſeln an.

Mag uns der Sturm des Kriegs umwüthen,
Und Glück und Heil zu Boden wehn,
Soll doch des Friedens Baum voll Blüthen
Im Garten des Gemüths ſtehn.
Je mehr der Wohlfahrt Säulen ſchwanken,
Je feſter ſoll zum Bund der Noth
Sich Herz an Herz mit Liebe ranken,
Und nichts ſie trennen, als der Tod!

Gruß der Freude, nach dem Frieden von Tilſit.

Was ſchwebt für ein Engel aus Wolken hervor,
Und ſchwinget den Palmzweig des Friedens empor?
Er ſtreifet im Fluge mit ſtrahlender Hand
Herab von der Schulter ein Trauergewand.

Er ſchwebt uns entgegen, mit Blumen bekränzt
Und hell von der Farbe der Hoffnung umglänzt.
Ha! kennt ihr das lächelnde Sonnengeſicht
Der theuern, geliebten Erſcheinung noch nicht?

Sie iſt es, die Holde, der ſonſt ein Altar,
Als freundlicher Hausgöttin, aufgeſtellt war,
Eh' unſre Gefilde der Kriegsgott durchzog,
Und ſie, wie ein ſchüchternes Täubchen, entflog.

Willkommen, o Freude, du himmliſcher Gaſt,
Der wieder mit Armen der Lieb' uns umfaßt!
Gleich hülfloſen Waiſen, wie ſchmachteten wir,
O Mutter des Schönen und Guten, nach dir!

Was iſt, wo du fehleſt, die Welt unter'm Mond?
Ein ſteiniger Acker, von Dornen bewohnt.
Dir weichet der Dorn, du vertilgſt das Geſtein,
Und pflanzeſt ein blühendes Eden hinein!

Drin wandelt zwar auch ein gewaffneter Held,
Der mächtigſte Sieger im Umkreis der Welt:
Doch fliehſt du auf Flügeln des Schreckens ihn nicht,
Und blickſt ihm faſt traulich ins blinde Geſicht.

Man murmelt ſogar, und wohl nicht ohne Grund,
Ihr ſtändet zuſammen in heimlichem Bund.
Du ſchließeſt, als walte Verrath und Verkauf,
Die Thore der Herzen gefällig ihm auf.

Ein Glück, daß er mild und zur Eintracht geneigt
Sich gegen eroberte Feſten bezeigt!
Er ſetzet die liebende Treue darin
Auf ewig zur ſanften Befehlshaberin

O hängte doch jede bewaffnete Hand
Im Tempel des Friedens ihr Schwert an die Wand,
Und würde die Welt nur von Amorn bekriegt,
Von ihm, der beglücket, indem er beſiegt!

Der Zecher.

Ich und mein Fläſchlein ſind immer beyſammen;
Niemand verträgt ſich ſo herrlich als wir!
Steh' auch der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichſte Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche, ſchöne,
Zaubriſche Töne!
Und ſie verſtehet der Mohr und Kalmuck.

Mancher vertändelt mit Weibern ſein Leben,
Höfelt und ſchmachtet und härmet ſich krank,
Denn auch den roſigſten Lippen entſchweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Sagt nur die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und ſie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wann ſich das Schickſal, mit Wettern gerüſtet,
Wider mich frohen Geſellen erboßt,
Und mir den Garten der Freude verwüſtet,
Dann iſt das Fläſchlein mein kräftigſter Troſt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Flüſtert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schickſal, und ſage nicht Muck.

Ich und mein Fläſchlein wir ſcheiden uns nimmer,
Bis mir der Luſtbach des Lebens verrinnt.
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Durſten beginnt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Dich muß ich miſſen,
Dorthin geriſſen,
Unter des Grabſteins umnachteten Druck.

Sie nur, ſie durſten nicht, die ihn erleben,
Den einſt die Todten erweckenden Ruf.
Köſtlichen Wein muß es oben doch geben,
Wo er regiert, der die Reben erſchuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Klingt es dort wieder;
Himmliſche Brüder
Reichen mir einen verjüngenden Schluck.

Der Jüngling vom Lande.

Ein Geſellſchaftslied.

Der Jüngling.

Ich bin ein junger Springinsfeld,
Und erſt zur Stadt gekommen.
O welche neue Wunderwelt!
Sie macht mich ganz beklommen.
Ich weiß noch weder giks noch gaks
Von euren Lebensſitten:
Drum, ihr Orakel des Geſchmacks,
Will ich um Lehre bitten.

Chor.

Suchſt du der Freude Roſenbahn,
So ſchließe feſt an uns dich an!
Folg' unſrer Becher Klirren,
So wird dein Fuß nicht irren.

Der Jüngling.

Potz Stern! da kam ich blindlings ja
Gleich vor die rechte Schmiede!
Ich war bey meiner Frau Mama
Des Kloſterlebens müde.
Sie hielt den raſchen Jugendſinn
In gar zu ſtrengen Banden.
Denkt nur, ich durfte nie dahin,
Wo Mädchen ſich befanden.

Chor.

O böſes, böſes Mütterlein,
Wir ſollten deine Söhne ſeyn!
Da frommte kein Verbiethen,
Kein Schmälen und kein Hüthen!

Der Jüngling.

Auch machte mehr noch, als Mama,
Ein alter Hausmagiſter
Mit Griechiſch und mit Algebra
Den Kopf mir warm und düſter.
Doch mein Herr Vormund, Peter Squenz,
Schwor hoch bey allen Sternen:
Ich müſſe fort zur Reſidenz,
Um Mores da zu lernen.

Chor.

Der wackre Vormund ſprach geſcheidt
Ein goldnes Wort zu rechter Zeit.
Laßt uns die Becher heben:
Herr Peter Squenz ſoll leben!

Der Jüngling.

„Ach!“ rief Mama, „du Herzensblatt,
Du Krone meiner Kinder,
Verdirb nicht in der großen Stadt,
Denn ſie hat große Sünder!
Es giebt durchs ganze A B C
Dort Glücks- und Tugendräuber.
Flieh ſonderlich ein dreyfach W,
Flieh Würfel, Wein und Weiber!“

Chor.

Ey, ey! die werthe Frau Mama
Trat' unſrer guten Stadt zu nah!
Die Würfel mag ſie ſchelten;
Das laſſen wir wohl gelten.

Der Jüngling.

Wie ſteht es aber mit dem Wein?
Gehört er zu den Giften?
Er glänzt wie milder Sonnenſchein,
Und ſollte Böſes ſtiften!

Ich bin vor Luſt ſchon halb berauſcht,
Da Fläſchen mich umblinken,
Und, weil Mama doch hier nicht lauſcht,
Will ich ein Gläschen trinken.

Chor.

Trink! junger Freund, mit frohem Muth!
Der Schiffer auf des Weines Fluth
Umſegelt, wohl geborgen,
Das Felſenriff der Sorgen.

Der Jüngling.

Doch muß ich denn allein, ihr Herr'n,
Die Fahrt durchs Leben machen?
Ich führt' ein feines Liebchen gern,
In meinen Reiſenachen.
Schon ſah ich hier manch ſchönes Kind,
Das ich mir möchte wählen;
Doch ach! Mama iſt hart geſinnt,
Und würde grauſam ſchmälen.

Chor.

Ein Leben ohne Lieb' iſt Tod!
Was denkt Mamachen beym Verbot?
Sie hat doch ſelbſt vor Jahren
Den Weltſtrom ſo befahren.

Der Jüngling.

Ihr redet mir gar tröſtlich ein,
Des Lebens zu genießen.
Wohlan, es ſoll bey Lieb' und Wein
Mir, wie ein Feſt, verfließen!
Und ſtößt der Tod die Tafel um,
Wann ich mich ſatt geſpeiſet,
So bleibt mir noch Elyſium,
Das mein Magiſter preiſet.

Chor.

Ja, reitzend mag er ſeyn, der Ort,
Allein man trinkt nur Waſſer dort,
Und auf den ſtillen Matten
Umarmet man nur Schatten.

Lied von der Nymphe zu Geilnau an der Lahn.

(Geſungen für einige Freunde derſelben
zu Offenbach am Mayn.)

Der Weingott, der mächtig die Herzen bezwingt,
Iſt immer, wie Fürſten, von Schmeichlern umringt,
Und Hofdichter hat er in Menge:
Doch, Freunde, die göttlichen Nymphen der Fluth,
Die blühenden Mädchen, ſo ſanft und ſo gut,
Entbehren noch Ehrengeſänge.

Sie tränken, zerſtreut durch des Erdkreiſes All,
Aus ſtrömenden Urnen mit Wellenkryſtall
Die dürſtende Blume des Lebens.
Ein wüſter Bacchant, dem ihr Nektar nichts gilt,
Erwartet das Heil, das den Urnen entquillt,
Von Aeſkulaps Söhnen vergebens.

Und dieſer urälteſte, heilige Trank
Wird, wie ein gezwungner Tribut, ohne Dank
Vom König und Bettler genoſſen.
O, wären die Mädchen nicht wunderſam hold,
Sie hätten ſchon lange darüber geſchmollt,
Und uns ihre Quellen verſchloſſen.

Verſöhnt ſie geſchwind, ſonſt erwachet ihr Zorn!
Denn Undank iſt wahrlich ein ſtechender Dorn,
Und ſoll uns hinfort nicht beſchimpfen.
Wir alle bewohnen des Weingotts Gebieth,
Doch, trotz der Vaſallenſchaft, ſinget ein Lied
Der Waſſerwelt lieblichen Nymphen!

Ihr Ruhm ſey unſterblich, und allen voran
Geh ſtrahlend die Nymphe, die ſich an der Lahn
Ein freundliches Wohnplätzchen wählte!
Sie hält in dem Schooß einer Wieſe ſtill Haus,
Und reicht ihren Heiltrank dem Siechling heraus,
Der ſchon zu den Schatten ſich zählte.

Die gräßlichen Geyer der Hypochondrie
Sehn neidiſch, mit drohenden Klauen, auf ſie,
Voll Wuth ob entriſſener Beuten.
Doch Bacchus iſt froh, daß ſie Prieſter ihm heilt,
Die kläglich, von Zipperleins Krücken ereilt,
Des Gottes Altardienſt bereuten.

Auch liebet die Nymphe ſein Goldſohn vom Rhein,
Und, traun! ſie iſt werth, ſeine Gattin zu ſeyn:
Drum laſſet uns beyde vermählen!
Ha! ihrer Umarmung entblühet ein Kind,
Das, gleich dem Champagner, zu rauſchen beginnt,
Doch Kraft hat, die Nerven zu ſtählen.

Dieß Eigenthum ſtammt von der Mutter ihm an,
Die tief im Geklüft' ihrer einſamen Bahn
Von Wurzeln des Eiſens ſich nähret.
Seht, wie dieß Metall, das mit Donnergewalt,
Vom Menſchen geſchleudert, das Blutfeld durchhallt,
Im Urſtand uns Wohlſeyn gewähret!

Hehr, gütig und hülfreich iſt Mutter Natur!
Ach! folgte der Menſch ihrer heiligen Spur,
Wo Selbſtſucht und Tücke nicht walten.
Stoßt an auf Veredlung der eiſernen Welt!
Und uns mag bis dahin, wenn Gott es gefällt,
Die Nymphe von Geilnau erhalten!

Erzählungen und Fabeln.

Die Heilige,
oder das natürliche Wunder.

Der Prieſter eines Dorfs in Böhmen
Verfolgte jeden Kuß, der noch nicht am Altar,
Wie ſich's gebührt, verzollet war,
Mit ſeines Eifers Flammenſtrömen.
Er ahndete mit Kirchenbann
Den heimlichen Genuß der contrabanden Waare,
Und predigte ſogar, daß man
Dafür zur tiefſten Hölle fahre.
Schien auch zu ſeiner Zeit durch jenes ganze Land,
Wie anderwärts, die Sitte gleich faſt eiſern,
Daß man in allen Prieſterhäuſern
Ein ſchönes Wirthſchaftsmädchen fand,
So war's doch ihm bequem, mit einer alten,
Eisgrauen Wittib Haus zu halten.

Bey dieſem Sonderling ſprach einſt ein Pilgrim ein,
Der, ſchwer bepackt, zurück aus fernen Ländern kehrte,
Und dankbarlich für einen Becher Wein
Ihm einen braunen Eiſenſtein
Von ihm ganz fremder Art verehrte.
Er ſandte dieß Geſchenk, deß Nahm' ein Räthſel blieb,
Mit erſter Poſt nach Prag, und ſchrieb
An einen Bildner dort: „Bereit' aus dieſem Steine,
Deßgleichen ich noch nimmer ſah,
Dem Kirchlein meiner Dorfgemeine
Das Bild der heil'gen Urſula.“

Was er verlangte, das geſchah.
Die Heil'ge kam geſund und wohl in ſeine Hände,
Und feſtlich trug er ſie, von einer frommen Schaar
Begleitet, hin zum Hochaltar,
Wo ſchon in einer Bilderblende
Ein Ehrenplatz ihr auserſehen war.

Nah bey dem engen Schilderhauſe,
Worin ſie wohnen ſollte, ſtand
Ein kleiner Heiliger (ſein Nahm' iſt nicht genannt)
In einer eben ſolchen Klauſe.
Daß er von Eiſen war, iſt mir genau bekannt;

Doch da ich ihn nicht ſelbſt gemeſſen,
Meld' ich als Sage nur, daß er kaum ſieben Zoll
Vom Schädel bis zum Fuß gehalten haben ſoll.
Sein Angeſicht und Bart war ſtark von Roſt befreſſen,
Und ach! er ſchien von Gott und aller Welt vergeſſen.

Ein ſolcher Kaltſinn gegen ihn
War ihm vielleicht ſeit Jahren nicht gelegen.
Er wollte jetzt den Blick des Volkes auf ſich ziehn,
Und fing denn an, ſo bald die Nachbarin erſchien,
In ſeiner Niſche ſich zu regen,
Und ſich zum Rand hin zu bewegen.
O welch ein Wunder! rief man laut;
Und ſieh, da ſprang der Zwerg behende,
Gleich einem Froſch, hinüber in die Blende
Der heil'gen Urſula, und ſchmiegte ſo vertraut,
So zärtlich ſich an ſie, als ob er ſeine Braut,
Nach langer Trennung, wieder fände.

Der Prieſter ſchauderte zurück;
Sein Blut vergaß beynah die Adern zu durchkreiſen;
Und einen ſtummen Augenblick
Sah er ſo ſtarr, wie ſelbſt ein Mann von Eiſen,
Dem ſonderbaren Auftritt zu.

Ihn wunderte nichts mehr als Urſels kalte Ruh',
Und daß ſie nicht begann den Buhler abzuweiſen.
Darüber glühte ſein Geſicht,
Und er befahl dem kleinen Wicht,
In ſeine Heimath ſchnell zu reiſen;
Allein das Männlein that, als ſeh' und hör' es nicht.

„Iſt's möglich,“ rief der Pfaff, „daß es ein Heil'ger wagt,
So zu entweihen dieſen Ort?
Auch du, o Urſula, treibſt nicht den Frechen fort?
Es ſcheint, als ob ſogar dir ſein Beſuch behagte!“ —
Die Heilige verſetzte drauf kein Wort.
„Ach!“ ſprach er ſeufzend, „Ihr ſeyd beyde
Fürwahr! von gleichem Schrot und Korn!
Ich bin nicht werth, daß ich mein Prieſteramt bekleide,
Wofern ich dieſen Unfug leide.“ —

Er zog hierauf im höchſten Zorn
Ein großes Meſſer aus der Scheide,
Und ſtieß die ſcharfe Spitz' und Schneide
Auf das verhaßte Liebesband.
Da gab es neue Wunderdinge,
Wobey ſein Bratenſchwert am ſchlimmſten ſich befand:
Denn raſch bemächtigte ſich Urſula der Klinge,
Und er behielt das Heft nur in der Hand.

Ein ſolcher Vorfall kann den Tapferſten entmuthen.
Der waffenloſe Prieſter ſtand
Mit ſteifem Arme drey Minuten,
Von Staunen und Entſetzen feſt gebannt,
Und ſtöhnte dann: „Bedenkliche Geſchichten!
Entheiliget iſt unſer Gotteshaus!
Geliebte Chriſten, eilt hinaus!
Ich will, was ihr geſehn, dem Biſchof ſtracks berichten.“ —

Und als er nun mit Schauder floh,
Rief hinter ihm die Jugend ſchadenfroh:
„Hat nicht der Pfaff oft Lärm um einen Kuß getrieben!
Nun ſieht er, daß ſogar die Heiligen ſich lieben!“ —

Indem man jetzt die Kirche ſchloß,
Hielt vor der Thür ein Mann zu Roß:
Es war der Freund aus Prag, der einen Luſtritt machte,
Und den für Urſels Bild verdienten Künſtlerlohn,
Als Reiſegeld, dabey in Anſchlag brachte.
„Ach!“ rief der Seelenhirt, „willkommen lieber Sohn!
Ich bin zur Zahlung dir verpflichtet,
Doch Urſula hat hier viel Unfug angerichtet.
Ein eiſernes Geſchöpf, das wir bis dieſen Tag
Für einen Heiligen in Einfalt gelten ließen,

(Von dem wohl aber nichts der Himmel wiſſen mag)
Sprang eben jetzt mit gleichen Füßen
Von ſeinem Platz zu ihr, und hängt mit Liebesluſt
Bis dieſen Augenblick noch feſt an ihrer Bruſt.“ —

Der Bildner lächelte. „Herr Vater, Ihr beſchuldigt
Zu hart den guten Eiſenmann.
Wenn er der heil'gen Dame huldigt,
So thut er nur, was er nicht laſſen kann.
Es gehet ihm wie mir und andern Erdenſöhnen:
Uns legt der Zauberblick der Schönen
Mit Allgewalt oft Feſſeln an.
Darum verzeihet ihm die Raſchheit ſeiner Liebe,
Von der ich ganz die Schuld auf Urſels Reitze ſchiebe:
Denn, ohne Scherz, ſie iſt — glaubt dem, der es verſteht! —
Ein eiſenziehender Magnet.“

Domitian und der Witzling.

Domitian, der kaiſerliche Held,
Baut' im Pallaſt ſein Lorbernfeld:
Er lebte Tag für Tag in Kriegen
Mit ſeines Zimmers frechen Fliegen.

Indem er einſt nach ihnen hieb und ſtach,
Und über manchen Fehlſtreich grollte,
Erſchien in ſeinem Vorgemach
Ein Fremder, der ihn ſprechen wollte.
Er fragte, ob der Kaiſer frey
Von anderer Geſellſchaft ſey.

„Du triffſt bey ihm nicht eine Fliege!“ —
Verſetzt' ein Höfling lachend drauf.
Schnell ſtieß Domitian, durch Züge
Der Wuth entſtellt, die Thür des Zimmers auf.

Fuhr ſeinen Diener an: „Du ſprachſt dich um dein Leben!“
Und ließ ihn ſtracks dem Henker übergeben.

Des großen Friedrichs großes Herz,
Wie oft vergab es kühnen Scherz!
Wenn aber auf dem Thron Domitiane walten,
Muß man die Zung' im Zaume halten.

Die Weiſſagung.

In einem Städtlein, deſſen Nahmen
Des Dichters Höflichkeit verſchweigt,
War das geſammte Chor der Damen
Zum Hauskrieg immerfort geneigt.
Die ſchwer geplagten Männer ſannen
Viel hin und her auf guten Rath,
Um das Geſpenſt der Zwietracht zu verbannen;
Allein es wich nicht einen Grad,
Und bombardirte wohl mit Töpfen
Bisweilen gar nach ihren Köpfen.

Einſt klagten ſie, betrübt bis in den Tod,
Dem Oberpfarrer ihre Noth.
„O liebe Herr'n!“ ſprach er mit Aechzen:
„Ihr könnet kaum ſo ſehr, als ich,
Nach Einigkeit und Frieden lechzen,

Denn auch mein Weib befehdet mich.
Doch hab' ich nicht die Hoffnung aufgegeben,
Im Schooß der Ruhe bald zu leben.
Ein Plan beſchäftigt meinen Kopf,
Den Eheteufel, der hier niſtet, zu beſiegen.
Gelingt es mir, ſo wird kein Topf
Hinfort nach unſrer Scheitel fliegen.
Erwartet nur den Sonntag mit Geduld!
Da, denk' ich, ſoll vor mir mit Schrecken,
Nach einem Donnerſchlag vom hohen Kanzelpult,
Aſmodi ſeine Waffen ſtrecken."

So tröſtete der Pfarrer, und nicht übel
Gefiel's der Hiobsbrüderſchaar.
Nun weiß ich nicht, was für ein Spruch der Bibel
Der Stoff der nächſten Predigt war:
Genug, der Paſtor ſprach ſehr ſchicklich
Von Tugenden der Weiblichkeit.
„Ihr Frauen," fuhr er fort, „ihr ahnet kaum, wie glücklich
Es hier und dort euch macht, wenn ihr geſittet ſeyd!
Der ſchwere Grundtext der Propheten
Des alten Teſtaments enthält
Weiſſagungen von jener Welt,
Die euch gewiß ins Ohr ſehr lieblich flöten.

Hört nur der einen Stelle Ton!
Heil, ruft ſie, Heil den Frau'n, die in des Lebens Tagen
Sich liebreich, ſanft und taubenfromm betragen!
Jenſeit des Grabes glänzt ihr Lohn!
Und wären ſie ſo mißgeſtaltet,
Daß man ſie nicht ohn' Abſcheu könnte ſehn:
Sie werden, wann ſich einſt des Grabes Pforte ſpaltet,
Mit Wunderſchönheit auferſtehn. —
Dagegen werden böſe Frauen,
Wenn ſie auch jetzt wie Roſen blühn,
Mit Larven, gräßlich anzuſchauen,
Hervor aus ihren Grüften ziehn!" —

Potz Element! was horchten unſre Damen!
Der Kanzelredner ſprach ſein Amen,
Und die Gemeinde ging nach Haus.
Hier zeigten ſich ſogleich die Frauen ganz verwandelt
Die Männer wurden zart und liebevoll behandelt,
Und jede war ſo ſtill wie eine Maus.
Das ganze Städtchen ward ein Schauplatz guter Ehen,
Die noch bis dieſen Tag beſtehen.

Der vorſichtige Selbſtmörder.

Roſette war ein feiner Schalk;
Sie ſah oft haarſcharf, wie ein Falk,
Den ſchlanken Karl vor ihrem Hauſe ſtehn,
Und ſchmachtend ſeine Augen nach ihr drehn;
Doch immer ſtellte ſich das loſe Kind,
Als wär' es, wie Cupido, blind.

Karl bahnte ſich durch Seufzer nach und nach
Den Weg in ſeiner Grazie Gemach,
Wo er ihr fleißig ſeines Herzens Brand
Mit zärtlicher Beredſamkeit geſtand;
Doch rümpfte ſie das Näschen bloß, und that,
Als wüßte ſie zum Löſchen keinen Rath.

Ihr machte ſelbſt ein ſtilles Flämmchen heiß;
Sie panzerte ſich nur mit ſprödem Eis;

Doch unverſehens ſchoß durch manchen Ritz
Des Panzers oft ein ſchwacher Liebesblitz.

Einſt Abends bat mit heißer Ungeduld
Der Jüngling auf den Knien um ihre Huld.
Sie aber ſprach kein mildes Herzenswort,
Und die Verzweiflung riß ihn fort.
Gewinſel, dacht' er, ziemet keinem Mann.
Ich will doch ſehn, ob ſie mich miſſen kann!

Der Vollmond trat aus Wolken hell hervor,
Da ſtürzte Karl hinaus vor's nahe Thor,
Lief wild an eines Brunnens Rand,
Bog ſich hinunter und verſchwand.

Ein Weiblein ging gerade hart vorbey,
Und that mit Grauſen einen Schrey.
„Ach!“ — ſtöhnte Karl tief aus dem Born heraus:
„Sey wer du willſt, geh' in Roſettens Haus,
Bring' ihr mein letztes Lebewohl, und ſprich:
Ein treuer Jüngling ſtirbt um dich!“ —

Das Weib beſtellte keuchend dieſen Gruß,
Als folgt' ihr ſelbſt der Tod ſchon auf dem Fuß.

Da ſtand Roſette leichenblaß verſteint,
Und rief: „O weh! mein Karl, mein treuſter Freund!“

So ſchluchzend faßte ſie ein Seil,
Flog zu dem Brunnen, wie ein Pfeil,
Ließ in das dunkle Waſſergrab
Mit Angſtgeſchrey das Tau hinab,
Und zog und wand, nach kurzem Zeitverlauf,
Den todten Mann — geſund herauf.

„Dem Himmel Dank, daß du noch lebſt!“
Rief ſie entzückt: „Ach, wie du frierſt und bebſt!
Komm, Trauter, komm' an meine Bruſt,
Erwarme hier zu neuer Lebensluſt!
Ich werfe nun mit Herz und Mund
Den ſpröden Sinn in dieſen tiefen Schlund.“

Der Adler und die Schnecke.

Adler.

Wie find' ich dich, du träges Thier,
Auf dieſem Eichenwipfel hier?
Wie kamſt du her? — So rede doch!

Schnecke.

Je nun, ich kroch.

Sein hohes Ehrenamt gewann
Nicht anders mancher Schneckenmann.

Die Ausforderung.

In einem Schauſpielhauſe band
Einſt ein franzöſiſcher blutjunger Alexander
Mit ſeinem Nachbar an, der ihm im Wege ſtand.
Die Herren, beyderſeits ſich völlig unbekannt,
Wortwechſelten ein Weilchen mit einander,
Und endlich forderte, ſo kalt auch Jener blieb,
Der Martisſohn ihn auf den Hieb.

Sie trafen ſich am nächſten Tage
In einem Wäldchen bey Paris,
Wo der Geforderte ſich auf des Gegners Frage,
Warum er keinen Degen trage,
Mit kühlem Ernſt vernehmen ließ:
„Ich bin bereit, Sie aus der Welt zu ſchaffen,
Doch mit Bedingung andrer Waffen.“

Er zog hierauf ein Schächtelchen hervor:
„Das iſt mein Zeughaus, Herr! Ich wäre wohl ein Thor,
Gäb' ich mein Lebenslicht, das man bey keinem Höker
Sich wieder kaufen kann, der fremden Klinge preis:

Ich bin ein frommer Apotheker,
Der nichts von Fechterkünſten weiß.
Doch Ihre Todesluſt zu ſtillen,
Giebt's kürzre Mittel in der Welt:
Hier, zum Exempel, ſind zwey gleichgeformte Pillen,
Wovon die eine Gift enthält.
Sie wählen, welches Stück Sie wollen,
Und ſchlucken es heroiſch ein:
Ich laſſe dann den Reſt in meinen Magen rollen,
Und Einer von uns wird im Nu des Todes ſeyn." —

„Ihr Diener!" rief der Held mit Lachen:
„Wir wollen lieber Frieden machen."

Die Gans.

Beym Jupiter beklagte ſich
Die Gans, daß ſie verachtet werde.
„Hm!“ ſagte Zevs, „die Leutchen auf der Erde
Sind unerkenntlich gegen dich!
Du betteſt ſie, für eine Hand voll Futter,
Auf zarten, weichen Flaum, und biſt
Des Schlafs getreue Pflegemutter,
Der vieler Menſchen Abgott iſt.
Was ſollſt du denn noch thun, um Achtung zu erzielen? —
Wohlan, daß jeder Freund des Schlafes dir auf's neu
Und zwiefach dankverbunden ſey,
So leg' ich Allem, was aus deines Fittichs Kielen
Hervorgeht in die Welt, wenn Stümper damit ſpielen,
Die Wirkung eines Schlaftranks bey;

Und ich will gnädiglich der Stümper Hände ſegnen:
Es ſoll dergleichen Mohnſaft regnen.“ —

Die dumme Gans mit ihrem Klaggeſchrey!
Sie konnte kaum ein größer Unheil ſtiften:
Ihr danken wir die Sündfluth ſchlechter Schriften.

Der Affe.

Man lacht, wenn ſich der Affe müht,
Das nachzumachen, was er ſieht;
Doch thut auch oft der Menſch deßgleichen,
Um irgend ein Vorbild zu erreichen.
Man ſeh nur manche ſchöne Geiſter!
Sie hinken dem und jenem Meiſter,
Wie Bettler auf Krücken, ängſtlich nach,
Und achten weder Spott noch Schmach.
Der Affe ſelbſt dient Andern zum Ziel:
Die muntern Gauche beſtreben ſich viel,
Mit Affentand und Affenſprüngen
Die Gunſt der Schönen zu erringen.
Es iſt ſogar ein Fall bekannt,
Daß einſt ein Menſch für gut befand,
Dem Menſchenthum ganz zu entſagen,
Und ſich zur Affenwelt zu ſchlagen.

Es lebte nähmlich in Griechenland
Vor alten Zeiten ein reicher Fant,
Der war beſeſſen von Uebermuth,
Vergeudete ſein Vatergut,
Ward arm wie eine Kirchenmaus,
Und wußte weder ein noch aus:
Denn meiſtens können reiche Erben
Nur Geld verthun, doch keins erwerben.

Gefoltert von des Hungers Pein,
Fiel einſt von ungefähr ihm ein,
Daß Lais, die berühmte Metze,
An drolligen Thieren ſich ergötze;
Und plötzlich faßt' er den tollen Entſchluß,
Sich ſelbſt vom Kopfe bis zum Fuß
In einen wunderſchönen Affen
Geheim und künſtlich umzuſchaffen.
Doch hatte viel für dieſen Plan
Schon die Natur an ihm gethan;
Er war pygmäenartig klein,
Schien nur eines Mannes Modell zu ſeyn,
Und überdieß beſaß der Wicht
Ein ächtes krauſes Affengeſicht.
Sein Schneider heftete vertraut
Ihn feſt in eines Affen Haut:

So war der Pavian gemacht!
Er übte ſich nun Tag und Nacht
In ſolcher Thiere Springen und Laufen,
Und ließ der Lais ſich verkaufen.

Dort ſpielt' er ſeine Rolle fein,
Und erntete viel Beyfall ein.
Es fehlt' ihm nicht an Leckerbiſſen,
Und nicht an zärtlichen Schmeichelküſſen.
Im Arme der ſchönen Buhlerin
Floß ihm ein Wonnejahr dahin.

Doch länger glückt' ihm nicht ſein Schwank.
Der arme Teufel wurde krank,
Und krümmte ſich, wie ein Wurm, vor Schmerz.
Das griff ſeiner Herrin ſtark ans Herz;
Sie ließ, zu Linderung ſeiner Leiden,
Zwey Aerzte ſofort ins Haus beſcheiden.
Die Herren ſahen den Urian
Durch ihre großen Brillen an,
Befingerten ihn nach der Kunſt,
Und ſo verſchwand der Täuſchung Dunſt;
Die Todesbanner entdeckten bald,
Daß hier ein Menſch als Affe galt.

Es ward geſtaunt, es ward gelacht.
Der Patient geſund gemacht,
Und Lais, die ſich reich geküßt,
Schenkt ihm ein Landgut für ſeine Liſt.
Doch ſie bedingte ſich dabey,
Daß er, wenn Tafel bey ihr ſey,
Und ſie ein Schauſpiel geben wolle,
Als Affe vor ihr tanzen ſolle.

Die neuen Hemden.

Ein karger Reichsgraf ließ von Pagen ſich bedienen,
Doch ſie beynahe nackend gehn.
Einſt gaben ſie ihm klagend die Ruinen
Des letzten Hemdes zu beſehn.
Das Alter guckte hier aus hundert
Verſchiednen Fenſterchen heraus,
Und dennoch rief er, hoch verwundert:
„Ey, ey, ihr haltet übel Haus!
Ihr bringet mich, ihr böſen Knaben,
Bey Zeiten an den Bettelſtab!
Allein was hilft's? Ein Hemd müßt ihr doch haben,
Und dieſes hier geht freylich ſtark ins Grab.“ —
Er wandte ſich jetzt raſch zum Feldvogt ſeiner Güter:
„Im nächſten Frühling, Hans, beſä't mir einen Rain
Mit ſchönem langen Flachs, daß dieſe Schelmgemüther
Sich neuer Hemden bald erfreun!“

Der Subſtitut des heiligen Georgs.

In einer dunkeln Dorfkapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensform auf einer hohen Stelle,
Zum Troſt des Volks, ſeit langer Zeit.
Der Prieſter ſorgte ſtets auf's beſte
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einſt zu ſeinem Feſte
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieſes gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn ſelbſt, den Herrn Patron, verſchönen,
Und ſäubert' ihn vom Fuße bis zum Schopf;
Der Beſen aber ſtieß zu hart ihn an den Kopf,
Und dieſer (der vielleicht ſchon immer
Ein wenig ſchwach geweſen war)
Brach, knacks! vom Hals und fiel in Trümmer.

Der Prieſter raufte wild ſein Haar.
„O ich Unglücklichſter auf Erden!
Was fang' ich an? Das Dorf wird raſend werden!

Ich ſtehe morgen in Gefahr,
Daß es in Rotten ſich vereinigt,
Und mich aus Chriſteneifer ſteinigt.“ —

So klagend trat er an die Thür,
Und ſeufzte himmelan: „Ihr Engel,
Ihr guten Engel, helfet mir!“ —
Es kam nicht Einer; doch dafür
Erſchien ein alter Galgenſchwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging und theils betrog.
Er ſchlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine milde Gabe.

Mit Staunen ſah der Kapellan
Vom Fuße bis zum Kopf ihn an,
Und murmelte, hinweg gewendet:
„Den haben mir die Engelein geſendet!
Er gleichet, ſchwarzbraun wie ein Mohr,
Dem Heil'gen, der ſein Haupt verlor,
So Zug für Zug, als wären's Zwillingsbrüder.
Der Kerl iſt mir ein wahrer Schatz;
Ich ſtell' ihn an Georgens Platz,
Und alles Volk fällt vor ihm nieder.“ —

Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,

Und nah und fern ließ ſich kein Lauſcher ſpuren.
So hemmte nichts den Kapellan,
Das kühne Wagſtück auszuführen,
Und leiſe fühlt' er ſtracks dem Bettler auf den Zahn:
Ob er des nächſten Tags der Rolle
Des heiligen Georgs ſich unterfangen wolle.

Der Gauner hätte wohl für ein Glas Branntewein
Sich nicht bedacht, der Teufel ſelbſt zu ſeyn:
Was ſollt' er lange ſich beſinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?
Er ſagte Ja, verſchlief die Nacht
In einem Winkel der Kapelle,
Und blähte ſich bey früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an ſeiner Stelle.

Bald fanden ſich viel fromme Seelen ein,
Und ſtrömten hin zum Könige des Feſtes.
Er that, wie ihm befohlen war, ſein Beſtes,
Und ſtand wie ein geborner Stein.
Sie warfen ſich mit flehenden Geberden
Zu ſeinen Füßen auf die Knie,
Und glaubten feſt, von ihm erhört zu werden.
„Seht, wie er lächelt!“ riefen ſie:
„Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!“

Der Afterheilige vernahm
Mit Schrecken dieſe Schmeichelworte,
Verwünſchte ſtill den böſen Kram,
Und ſehnte weit ſich weg von ſeinem Orte,
Wo bald das Ding noch ſchlimmer kam.
Ein Teufelchen, das, ohne Zweifel
Beordert von dem Oberteufel,
In einer Weſpe Körper fuhr,
Stach, wie mit einem Dolch, ihn tückiſch in die Naſe.
Er platzte ſchier heraus mit einer Flucher-Phraſe;
Doch blieb's bey dem Gedankenſchwur,
Flugs nach dem Gottesdienſt der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeiſt zu fangen und zu ſpießen.

Indeſſen nahm die ſchwellende Bleſſur
Der Fliegengott ſelbſt in die Kur,
Und eilte Balſam drauf zu gießen.
Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
Drey Spannen über'm Kopf des Subſtituten,
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend ſtand,
Und, ſchief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geitzig war mit ihren Perlengluthen.
Dieß Tropfbad hielt der Patient
Nur zwey Sekunden aus. „Kreuz tauſend Element!“
Schrie er, und ſprang mit Schmerzgrimaſſen
Herab von ſeinem Poſtement.
Ha! welcher Aufruhr in des Kirchleins Gaſſen!

Die ſämmtliche Gemeinde floh
Zur Thür mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelaſſen.
Der Bettler, ſtürzend durchs Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für ſo ein Spiel!
Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
Als ſo ein Heiliger in dieſer Angſtkapelle!"

Der Hahn und der Kapaun.

Ein Haushahn ging mit Frau und Kindern
Still und gemüthlich ſeinen Pfad.
Um hämiſch ſeine Luſt zu mindern,
Rief ein gefiederter Kaſtrat:
„Ey, wie du ſtolz biſt auf die Deinen!
Dich macht die Vaterliebe blind;
Denn unter allen dieſen Kleinen
Seh' ich kein einzig ſchönes Kind.
Es ſind gemeine Dorfnaturen,
Erbärmlich ungelenk und platt,
Kurz, ſehr alltägliche Figuren,
An welchen niemand Freude hat.“ —

„Hm!“ ſprach der Hahn: „Du ſchwacher Sünder,
Wie hoch du deine Saiten ſpannſt!
Bekrittle doch nicht meine Kinder,
Da du ſelbſt keins erzeugen kannſt!“

Ein Fabelchen für manchen Dichter
Und ſeine matten Splitterrichter.

Der Hofpoet.

Der große Alexander hielt
Sich einen kleinen Hofpoeten,
Der hätte gern viel Geld erzielt,
Denn er befand ſich oft in Nöthen.
Da er zugleich den Dienſt als luſt'ger Rath
Bey dem Eroberer vertrat,
So ſcherzt' er einſt: „Herr König, du biſt eitel,
Du ſiehſt es gern, wenn man dein Lob betreibt,
Doch haſt du einen Krebs im Beutel,
Der deine Hand bey jedem Eingriff kneipt,
Daher bey dir das Schenken unterbleibt.
Es freute dich, wenn raſtlos, dir zur Ehre,
Mein Pegaſus im Fluge wäre;
Doch, da kein goldner Sporn ihn treibt,
Und man den Hafer ihm nur an die Krippe ſchreibt,
So iſt er eine faule Mähre.
Ich bin bereit, durch ein Gedicht
Von deinem ganzen Heldenleben
Dich zu den Sternen zu erheben,
Doch für ein Spottgeld thu ich's nicht:
Drum ſage kurz, was willſt du dafür geben?"

Der König ſprach: „Ich mache gern dich reich,
Und will des Seckels gar nicht ſchonen.
Schreib nur dein Werk! Ich werde dann ſogleich
Dir jeden guten Vers mit einem Goldſtück lohnen,
Und jeden, der nichts taugt, mit einem — Backenſtreich.“

Der Verſler dünkte ſich, wie ſolche Leutchen pflegen,
Ein zweyter göttlicher Homer,
Und ihm gefiel deßhalb des Königs Antwort ſehr.
Er lachte nur zu den gedrohten Schlägen,
Und ſah im Geiſte ſchon den goldnen Münzenregen,
Der ſich, indem das Lied von ſeinen Lippen floß,
Mit Zauberglanz auf ihn ergoß:
Drum war er gar nicht laß, die Finger anzuſtrengen,
Und ſchrieb in kurzer Zeit ein Werk von zwölf Geſängen.

Er las es kräftig vor, empfing
Auch wirklich etwas Gold, doch weit mehr Backenſtreiche;
Und ach! der arme Dichterling
War ſchon im ſiebenten Geſange — eine Leiche.

Der Univerſalerbe.

Der alte Greif, der ganz und gar
Vor Geiz verrückt geworden war,
Lag ächzend in den letzten Zügen,
Und ſandte plötzlich zum Notar,
Um über ſeine große Schaar
Gefangner Füchſe zu verfügen.
Der Rechtsmann trat geſchwind herein,
Und fragte: „Wer ſoll Erbe ſeyn?“
Herr Greif erhob ſich bleich und hager,
Wie ein Geſpenſt, auf ſeinem Lager,
Warf ſeine hohlen Augen ſtier
Herum auf ſeine todten Schätze,
Und ſprach: „Mein Herr, ich muß von hier;
Drum ſey mein Haus beſtellt! Ich ſetze,
Um Hab und Gut nicht zu zerſtreun,
Mich ſelbſt zu meinem Erben ein.“

Der Kranzräuber.

Zu Markte fuhr die Stadt entlang
Ein Bauer jüngſt mit laubbekränzten Roſſen;
Und, ſchleichend ihren Schneckengang,
Gefiel's dem einen Gaul, daß er dem Stallgenoſſen
Den Kranz entriß, und ihn verſchlang. —
So pflegen's jetzt, dacht' ich mit Lachen,
Die deutſchen Dichter ſich zu machen.

Der Kapaun.

Legende.

Auf Erden ſchützt nicht Redlichkeit
Vor böſem Leumund, Haß und Neid;
Erfuhr das ſelbſt doch mit Verdruß
Der heilige Antonius.
Er lebte friedſam, ſchlicht und recht,
War ein getreuer Gottesknecht,
Und wer in Noth um Hülfe bat,
Dem ſprang er bey mit Rath und That.
Drum hielt man höher ihn als Gold;
Der Biſchof war voraus ihm hold,
Und ſtellte ſeiner Kirchenſchaar
Den Biedermann zum Vorbild dar.
Ein reicher Kauz nur, der faſt grob
Die Armuth drückte, und darob
Vom Heiligen geſcholten ward,
War in geheim ſein Widerpart.

Mißgönnt' ihm ſeinen Ruhm und Preis,
Und ſann, wie er ihn führ' auf's Eis.
Doch barg den Schalk er hinterm Ohr,
Log dem Gehaßten Freundſchaft vor,
Und lud, auf einen Streich gefaßt,
An einem Freytag ihn zu Gaſt.

Der Heil'ge ſetzte ſich zu Tiſch,
Sah ſich beſcheiden um nach Fiſch,
Den er an jedem Faſtentag,
Als röm'ſcher Chriſt, zu ſpeiſen pflag;
Doch war kein Eſſen hier zu ſchau'n,
Als ein gebratener Kapaun.
Ob dem anſtößigen Gericht
Verzog der Gaſt ſein Angeſicht;
Da hub der Hausherr an: „Verzeiht,
Daß keinen Fiſch die Tafel heut;
Es iſt ein ſchändliches Verſehn
In meiner Küche heut geſchehn.
Indeſſen leuchtet mir nicht ein,
Warum ihr wollt den Braten ſcheun.
Gott ſchuf den Fiſch und ſchuf das Huhn,
Um gütlich uns damit zu thun.
Nur Menſchenſatzung kreiſcht und ſpricht:

Genuß der Gottesgabe nicht!
Zwar ehrt man gern ein ſolch Geboth,
Doch wird zur Tugend oft die Noth,
Und in dem Fall befindet Ihr,
Verehrter Freund, Euch jetzt bey mir.
Drum ſpeiſet mit Gewiſſensruh;
Es ſchaut uns kein Verräther zu.“ —

Ihm Obſtatt hielt der Gottesmann;
Bald aber fing ſein Magen an,
Sich einzumiſchen in den Streit,
Sah mit des Hungers Lüſternheit
Aus beyden Augen hell heraus,
Begehrte ſeinen Theil vom Schmaus,
Und ließ damit nicht eher nach,
Bis daß ſein Herr die Faſten brach.
Der Kapphahn ging nun glatt ihm ein;
Es blieb nichts übrig als Gebein.

Dem Wirth das Herz vor Freude ſprang,
Als ihm ſein Pfiff ſo wohl gelang;
Und, kaum entledigt vom Beſuch,
Rafft' er die Knöchlein in ein Tuch,
Und lief mit athemloſer Haſt

Hin zum biſchöflichen Pallaſt.
„Hochwürdigſter,“ begann er dort,
„Vergönnet mir ein freyes Wort!
Es hat ſchon lange mich empört,
Daß Euch Antonius bethört.
Ihr ſtellt uns ſeinen Lebenslauf
Als Leitſtern zu dem Himmel auf;
Doch hebet aus des Laſters Moor
Dieß Irrlicht täuſchend ſich empor.
Mich ſchmerzt, daß ich es ſagen muß:
Ein Gleißner iſt Antonius.
Trotz ſeiner Frömmigkeit Geräuſch,
Ißt er an Faſtentagen Fleiſch.
Er hat von meinem eignen Herd
Heut einen Fettkapaun verzehrt,
Und ließ davon nur dieß Gebein,
Das ſoll der Wahrheit Zeug ſeyn.“ —

Der ernſte Biſchof war ganz Ohr,
Und hub erſtaunt die Händ' empor,
Indeß der hämiſche Geſell,
Ins Fäuſtchen lachend, froh und ſchnell
Das Tüchlein aus einander ſchlug,
In welchem er die Knochen trug.

Doch plötzlich ſtarrt' er wie ein Stein:
Das Tuch enthielt kein Hahngebein;
Er fand, mit dumpfbetäubtem Sinn,
Nur Gräthen eines Fiſches drin. —
„O, das iſt Gottes Finger!“ rief
Er todtenbleich, und ſeufzte tief:
„Den ich in Schmach zu ſtürzen ſann,
Der iſt, fürwahr! ein edler Mann.
Der Himmel ſtreitet ſelbſt für ihn,
Und ewig wird ſein Nahme blühn.“

„Das wird er!“ ſprach des Biſchofs Mund.
„Macht Euch, wie Jener, rühmlich kund!
Nicht werth iſt, daß die Erd' ihn trägt,
Wer ſeinem Nächſten Schlingen legt.“ —

Der Igel und der Dachs.

Von ſeiner Lagerſtatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt;
Doch nirgend zeigte man Belieben,
Die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachſes Bau,
Und bat, ihn drinnen aufzunehmen.
„Ich hoffe, Nachbar,“ ſprach er ſchlau,
„Du wirſt das Volk umher beſchämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Sein Kämmerlein bis in den Grund zerſtörte,
Hartherzig Dach und Fach verſagt.
Ein Felſenſinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall;
Allein ſieh her, ich rolle mich beſcheiden,
Daß ich kaum größer bin als eines Kindes Ball,
Und ſo kannſt du mich wohl in einem Winkel leiden.“

Er zog jetzt ſeine Stacheln ein,
Und kugelte ſich möglichſt klein.
Der Dachs, ein guter Tropf, ſah dieſem Gaukelſpiele

Mit weiten Augen zu, und ſagte: „Komm herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein.“

Der Fremdling war zwey volle Stunden
Ein ſtiller angenehmer Gaſt.
Er lag, als wär' er feſtgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Laſt.
Doch nun begann der todte Knäul zu leben;
Er ſtreckte ſich und ſeine Stacheln aus,
Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und ſtreifte frech durchs ganze Haus.
Das mußte wohl den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein,
Und konnte deſſen nicht genießen;
Drum bat er ſanft, kein Störefried zu ſeyn.
Beleidigt aber drang mit ſeinen ſcharfen Spießen
Der böſe Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte raſch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte,
Und nahm allein Beſitz davon.

„O welche ſchändliche Belohnung
Des guten Werks, das ich gethan!“
Sprach zu ſich ſelbſt der Dachs, und ſah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.

„Was fehlt dir, Freund? Haſt du nicht ausgeſchlafen?“
Fragt' ihn ein Fuchs, als beyde ſich
Bald drauf im freyen Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem tückiſchen Geſellen
Gelungen war, ihn um ſein Haus zu prellen.
„Der Schurke!“ rief der Fuchs: „Er war zuvor bey mir,
Und flehte kriechend um Quartier;
Ich aber ſchloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger,
Denn er iſt mir als Heuchler ſchon bekannt.
Mich warnte vor dem Unheilsbringer
Ein Sprichwort, das ich oft auf Menſchenzungen fand.
Es lautet, wenn ich's recht verſtand:
Giebt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen ſie die ganze Hand.“

Joſt und ſein Diener.

„Faulenzer!“ rief der Knicker Joſt,
„Trag dieſen Brief ſchnell auf die Poſt!“
„Ach!“ ſprach der Diener, „ich bin krank,
Und kann nicht aufſtehn von der Bank.“
„Hm!“ ſagte Joſt, „was iſt zu thun?
So geh' ich ſelbſt — mit Deinen Schuh'n.“

Der Koch.

Ein Kloſtermährchen.

An einem Faſtentag verließ
Ein Ordensmann, der Benno hieß,
Des ſtrengen Kloſters Speiſeſaal
Mit Murren ob dem dürren Mahl.
Sein Glück war's, daß ein Freund ſich fand,
Aus deſſen treuer Liebeshand
Er ein Paar Eier flugs empfing,
Womit er in ſein Zellchen ging.
Sie machten nur erſt halb ihn froh,
Denn leider waren ſie noch roh;
Doch half ſich der geſcheidte Mann,
Er zündete ſein Lämpchen an,
Hielt über'n Docht ſie kurz und gut,
Und brachte glücklich ſie in Sud.

Bevor dieß Kunſtſtück ganz gelang,
Durchſchlich der Abt den Zellengang,

Bog ſich zu Benno's Schlüſſelloch,
Sah hoch erſtaunt den klugen Koch,
Erſtürmte zorniglich die Thür,
Und donnerte: „Was treibſt du hier?“
Der Mönch, erſchreckt durch dieſen Gruß,
Fiel ihm mit Angſtgeſtöhn zu Fuß:
„Ich bitte, Herr, mir zu verzeihn;
Der Fürſt der Hölle gab's mir ein.“

Urplötzlich fuhr, ſchwarz wie ein Mohr,
Der Teufel unter'm Tiſch hervor,
Und brüllte: „Ha! ſo lüge du!
Mir gießt man alles in die Schuh!
Dergleichen Eierſiederey
Fiel mir mein Leben lang nicht bey.
Still ſaß ich hier, und ſprach für mich:
Der Mönch iſt pfiffiger als ich!“

Tamino und Pamina.

Ein Windhund, der Tamino hieß,
Betrug ſich oft ſehr ungerathen.
Einſt ſtahl er einen ganzen Braten,
Den ohne Schutz der Koch verließ,
Und machte glücklich mit dem Raube
Sich fort in eine Gartenlaube.

Indem er da mit Gier und Haſt
Die Zähne brauchte, kam als Gaſt
Ein Löwenhündchen aus dem Hauſe.
„Herr Camerad, halb Part vom Schmauſe!“
Rief's luſtig: „Meine Wenigkeit
Dient wieder bey Gelegenheit.“

„Man ſollte ſich des Bettelns ſchämen!“
Sprach Jener: „Doch zur Noth magſt du
Für dießmahl einen Mund voll nehmen“
Pamina langte ſchüchtern zu.

Indeſſen donnerten die Flüche
Des Bratenmeiſters in der Küche,
Und er errieth den Dieb im Nu.
Er ſtürmte fort, ihn zu entdecken,
Und feindlich führt' ein Ungefähr,
Den beyden Schmauſenden zum Schrecken,
Mit einem fürchterlichen Stecken,
Ihn ſchnurſtracks in den Garten her.
Tamino ſetzte, wie mit Schwingen,
Sich über'n Zaun in Sicherheit;
Doch, nicht gebaut zu ſolchen Sprüngen,
Entkam der Löwenzwerg nicht weit,
Ward jämmerlich vom Koch gebläut,
Und ließ ſein Weh durchs Haus erklingen.

„Was giebt's?“ begann der edle Hund
Saraſtro, ein betagter Pudel.
Pamina that ihr Unglück kund.
„O Thörin!“ ſprach der graue Mund!
„Du haſt in dieſen Schlägeſtrudel
Durch einen Fehltritt dich gebracht!
Pfuy! deinem Magen bloß zu Liebe,
Haſt du mit einem Schelm und Diebe
Vertraute Maskopey gemacht!“

„Ach, lieber, alter Vater!“ ſagte
Das Hündchen: „Warum ſchmälet Ihr?
Tamino, wann ihn Hunger plagte,
Kam fleißig auch als Gaſt zu mir.
Saht Ihr doch ſelber mich bisweilen
Die kleine Schüſſel mit ihm theilen,
Und lobtet mich ſogar dafür!“

„Ganz recht!“ erwiederte der Weiſe:
„Die That war gut, die ich erhob.
Wer fremdem Hunger ſeine Speiſe
Mildherzig reicht, verdienet Lob.
Gieb wem du willſt! Da ſey Bedenken
Und kalte Vorſicht gern verbannt;
Doch naht man Dir ſich mit Geſchenken,
So nimm ſie nur aus reiner Hand!“

Der erſte Ring.

Das Feuer war einſt nur der Götter Eigenthum,
Und ſie verſagten es dem ſterblichen Geſchlechte;
Doch dieſes Privilegium
Verloren bald die hohen Himmelsmächte.
Prometheus war der kühne Mann,
Der es den Selbſtlern abgewann.
Er zündete, nach alten Sagen,
Ein Stäbchen an dem Flammenwagen
Des Sonnengottes heimlich an,
Und, wie von Fittichen getragen,
Flog unterm Mond von Ort zu Ort
Des Feuers Geiſt wohlthätig fort.

Drob faßte, mit erglühten Wangen,
Der Gott des Donners ſchnell den richterlichen Schluß:
„Man nehme jenen Frevler ſtracks gefangen,
Führ' ihn zum Berge Kaukaſus,

Und auf der höchſten Felſenſpitze
Schmied' ihn an Fuß und Hand Vulkan
Mit ſiebenfachen Ketten an,
Daß er, gequält von Froſt und Hitze,
Dort dreyßigtauſend Jahre ſitze!“

Sofort geſchah, was Jupiter befahl.
Prometheus hob den Blick, ſtatt Mitleid zu erflehen,
Mit Edelſtolz empor zu des Olympus Höhen,
Und trug, wie ein Gebild von Stahl,
Dreymahl zehn Jahre lang der Feſſeln harte Qual.

Einsmahls umgab ihn Nacht und Grauſen,
Und aus den Wolken ſtürzt' ein Aar,
Um ſeine Leber zu beſchmauſen,
Die täglich wieder wuchs, wenn ſie verzehret war.
Wie konnte mit ſo ſchauriger Gefahr
Der ſcheue Gott des Schlafes ſich vereinen?
Doch war es jetzt ein Glück, daß er nicht wollt' erſcheinen.
Die Parzen flüſterten unfern
Von Dingen, die einſt Jupitern
Mit Umſturz ſeiner Macht bedrohten.
Das meldete, ſo bald der letzte Stern
Des Morgens wich, durch einen treuen Bothen

Prometheus dem erzürnten Herrn,
Und ſo gelegenhaft erbat er ſich die Gnade,
Daß man für ſolchen Dienſt der Feſſeln ihn entlade.

Des Himmels König war erfreut,
Das fährliche Geheimniß zu ergründen;
Doch dem Gefangenen die Freyheit zu verkünden,
Verboth ihm ein geſchworner Eid,
Den Raub des Feuers ſchwer zu rächen,
Und dreyßigtauſend Jahre lang
Den Thäter nicht vom Felſen loszuſprechen.
Allein nach kurzem Zeitvergang
Gewann die Dankbarkeit, die ſonſt bey Herrſcherthronen
Gar wunderſelten pflegt zu wohnen,
Hier vor dem Zorn ſo lobenswerth den Rang,
Daß Zevs beſchloß, ſein Wort zu wenden und zu drehen,
Und es mit Feinheit zu umgehen.
Er ſprach: „Prometheus, werde frey!
Doch bleib' ich meinem Schwur getreu,
Vom Felſen ihn nicht früher zu entbinden,
Als dreyßigtauſend Jahre ſchwinden.
Drum ſoll ſich bis zu jenem Augenblick
Ein ehrner Reif, in den ein kleines Felſenſtück
Gelöthet iſt, um ſeinen Finger winden.“ —

Prometheus blieb alſo, nach Jupiters Beſchluß,
Gefeſſelt an den Kaukaſus,
Ging aber frey zurück zu ſeinen Heerden.
Der Reif an ſeinem Finger war
Der Vater aller Ring' auf Erden,
Und ſo der goldnen auch, die heut noch am Altar
Von Liebenden gewechſelt werden. —
O, ſähe nie durch ſie, nach kurzem Sonnenſchein
Der ehelichen Flitterſtunden,
Sich jemand an ein Herz, das jenem Felſenſtein
An Kält' und Härte gleicht, gebunden!

Der Kirſchbaum, oder die Schule der Duldung.

Vor alten Zeiten ritt einmahl
Ein Pfarrer auf ſein Filial;
Doch denkt nicht, daß Herr Nikolas
Auf einem ſtolzen Gaule ſaß;
Sein Aemtchen brachte wenig ein,
Und nährte nur ein Eſelein,
Das folgſam, ohne daß er's ſchlug,
Ihn über Stock und Steine trug.
Seit Jahren galt der Ruf: „Hetz! hetz!“
Dem Grauen als ein Marſchgeſetz,
Und eine Luſt war's, wie er lief,
So bald ſein Herr dieß Wörtchen rief.

Er ritt denn mit Apoſtelſinn
Zur kleinen Tochterkirche hin,

Die weit von ihrer Mutter lag.
Der Hundsſtern herrſchte dieſen Tag,
Daher dem runden Ehrenmann
Der Schweiß vom Angeſichte rann,
Und ihn, noch fern von ſeinem Ziel,
Ein ungeheurer Durſt befiel.
Traun! theuer war jetzt guter Rath,
Denn hier in ſeinem Kirchenſtaat
Umgab ihn ringsher ödes Land,
Wo nirgend ſich ein Wirthshaus fand,
Und weder Bach noch Quelle both
Ihm einen Trunk in dieſer Noth;
Mit reifen Früchten prangte nur
Ein Kirſchbaum auf der nächſten Flur.
Das ſah der Pfarrer wohlgemuth,
Und lechzte nach der Kirſchen Blut;
Doch, ihnen beyzukommen, war
Ein Unternehmen voll Gefahr,
Denn um den Baumſtamm zog zur Wehr
Ein Dornverhack ſich breit umher.

Der Reiter trabte hin zum Hag,
Hielt ſeinen Eſel an, und ſprach,
Wie er gewohnt war, laut zu ſich:

„Was iſt zu thun? Wie nehm' ich mich
In dieſem Falle recht geſcheidt?
Dürſt und Moral ſind hier im Streit.
Sagt jener: Lange freudig zu!
Ruft dieſe: Nein, das meide du! —
Sie ſpricht fürwahr! ein kluges Wort,
Und warnend fährt ſie weiter fort:
Denk, wie von dir oft Adam hart
In Predigten geſcholten ward,
Dieweil er ſich im Paradies
Ein Aepfelchen gelüſten ließ:
Und du, der Eifrer, wollteſt nun
Mit Kirſchen hier ein Gleiches thun?
Auch dieß iſt ein verbothner Baum!
Das zeigt der breite Dornenſaum,
Womit, zur Abwehr fremder Hand,
Der Eigenthümer ihn umwand.“

Drob ſann der Pfarrer ſchweigend nach,
Ward bald dann wieder laut, und ſprach:
„Sie hat gut reden, Frau Moral,
Sie fühlet nicht des Durſtes Qual!
Auf, ſchreite du, mein Eſelein,
Friſch in den Dornenhag hinein!“

Das treue Thierlein zagte ſchier,
Doch that es ſeine Dienſtgebühr,
Durchſchritt die Dornen lobeſam,
Und drang bis an des Baumes Stamm.
Hier aber war's ein ſchlimmes Ding,
Daß allzu hoch der Fruchtſchatz hing,
Und leider nicht Herr Nikolas
Der Fürſten langen Arm beſaß.
Er reckte ſich faſt ungeſund,
Und doch kam nichts in ſeinen Mund.
Da er nun ſo vergebens rang,
Er ſchnell ſich aus dem Sattel ſchwang,
Und trat mit beyden Füßen drauf,
So reicht' er zum Gezweig hinauf,
Ergriff geſchwind den reichſten Aſt,
Und plündert' ihn mit froher Haſt.

„O ſüße Labung!“ ſprach er laut.
„Wenn nur kein Lauſcher hier mich ſchaut!
Mein Thier ſteht einem Felſen gleich;
Doch wär' es ein verdammter Streich,
Käm' jetzt mit Lärmen und Geſchwätz
Ein Narr daher, und rief: Hetz! hetz!“ —
Und kaum entfuhr ihm dieſes Wort.

Da ſprang hop! hop! der Eſel fort,
Und ſchnellte, wie ein Wetterſchlag,
Den guten Pfarrer in den Hag.

„Au weh! ſo war ich ſelbſt der Narr,
Vor dem mir vorhin bange war!“
Erſeufzt' er tief, und wollte fliehn,
Die Dornen aber faßten ihn.
Sie hakten ſich in ſein Gewand,
Sie ſtachen ihn in Fuß und Hand,
Und hielten ihn ſo häſcherhaft
In blutiger Gefangenſchaft.

Indeſſen lief der Eſel frey
Zurück zur heimiſchen Pfarrey.
Die Schaffnerin, Frau Kordula,
Erſtarrte ganz, als ſie ihn ſah.
Im Schreckenswahn, ihr Herr ſey todt,
Erließ ſie ſchnell ein Aufgeboth
An Knecht und Magd, zog ſelbſt voran,
Und wählte klug die rechte Bahn.
Noch lag ihr Brotherr feſt beſtrickt,
Und hatte kaum ſein Volk erblickt,
So rief er froh mit aller Kraft:

„Hier, Leutchen, hier bin ich in Haſt!“
Aufhorchend flog die Schaffnerin
Mit ihren zwey Trabanten hin,
Riß weit die Augen auf, und ſchrie:
„Herr Jemini! Herr Jemini!
Ich wundre mich beynah zum Stein:
Wie kamt Ihr in dieß Kreuz hinein?“
So, mit der Neugier Ungeſtüm,
Erheiſchte ſie Bericht von ihm;
Er aber forderte mit Grund:
„Braucht erſt die Hand, hernach den Mund!“
Und ward mit treuer Thätigkeit
Von ſeinen Feſſeln nun befreyt.

„Ein Bett der Hölle!“ ſprach er jetzt:
„Rock und Perücke ſind zerfetzt;
Doch fand ich auf dem Folterplatz
Der Duldung goldeswerthen Schatz.
Man tadelt im Gewühl der Welt
Oft Manchen, der uns nicht gefällt,
Und, wann der Prüfung Stunde naht,
Thut man wohl ſelbſt, was Jener that.
So ſchalt ich oft den Apfelbiß,
Der uns das Paradies entriß.

Und griff, von Lüſternheit verſucht,
Doch ſelbſt hier nach verbothner Frucht.
Die Dornen ſtraften mich dafür,
Und nun hat Adam Ruh vor mir.“

Das war ich!

Nach Jean de la Fontaine.

Noch neu war Herr von Jant vermählt;
Er hatte mit Geſchmack gewählt,
Und war doch, gleich den raſchen Winden,
Die immer ändern ihren Flug,
Bald drauf ſchon flatterhaft genug,
Der Gattin Zoſe ſchön zu finden.
Sie blühte lockend, es iſt wahr:
Kann aber dieß von Pflicht entbinden?
Wer Ringe wechſelt am Altar,
Soll ſtracks für fremden Reitz erblinden.

Dieß eheliche Hauptgeſetz
Leichtſinnig übertretend, blickte
Der Ritter keck umher, und ſtrickte
Sogar für Nanny ſchlau ein Netz

Aus Gold und ſchmeichelndem Geſchwätz,
Wobey ſie ſelbſt ihm Beyfall nickte.

Einſt Morgens, als noch alles ſchlief,
Ging ſie hinunter in den Garten,
Und er, den Amor weckt' und rief,
Ließ dort nicht lange ſich erwarten.
Sie ſaß auf einer Raſenbank,
Beſchäftigt, einen Strauß zu binden,
Und freundlich waren Gruß und Dank;
Doch gab's aus leicht denkbaren Gründen
Im Augenblick auch Streit und Zank.
Der Ritter machte durch Getändel
Und Neckerey ſich ſelbſt die Händel;
Dafür bekam er, Schuß auf Schuß,
Die Blumenſammlung an die Stirne,
Und rächte ſich mit Kuß auf Kuß.
Raſch, wie ein Reh, entfloh die Dirne,
Doch ſchlüpfrig war das Gras, ſie fiel,
Und er war ſchadenfroh befliſſen,
Sie hier zu halten und zu küſſen.

Jetzt unterbrach das loſe Spiel
Urplötzlich eine Schreckenspauſe.

Er flüſterte: „Wie wird's uns gehn!
Ich ſehe dort im Nachbarshauſe
Am Fenſter ihrer Nonnenklauſe
Das alte Fräulein Sara ſtehn,
Und mit der Brille nach uns ſpähn.
Sie hat, was mich ſchon längſt verdrießet,
Bey meiner Frau ein offnes Ohr,
Und wo ihr Fuß nur auftritt, ſprießet
Der Zwietracht Giftpilz ſchnell hervor:
Doch immerhin! Es gilt die Wette,
Daß ich durch eine Liſt mich rette.“

Und, wie verfolgt von Schwertern, lief
Er aus dem Garten in das Zimmer,
Wo Ida, ſeine Gattin, ſchlief.
„Ey!“ ſprach er, „träumt man hier noch immer?
Erwache, ſüßes Weib! Dich ruft
Ein Himmelsmorgen ſonder gleichen
Ins Labebad der freyen Luft.
Ich komme, dir den Arm zu reichen.“

Das gute Weiblein ahnte nicht
Die feine Miſchung ſeiner Karten,
Und folgte dem verſchmitzten Wicht

Mit heiterm Antlitz in den Garten.
Er bat um einen Blumenſtrauß,
Fing an muthwillig liebzukoſen,
Sie aber wich erröthend aus,
Und warf von weitem ihn mit Roſen.
Er haſchte ſie, die ſcherzend floh,
Zog küſſend in das Gras ſie nieder,
Und ſpielte Zug für Zug denn ſo
Die ſchon geſpielte Rolle wieder;
Nur fehlte, recht nach ſeinem Sinn,
Die nachbarliche Lauſcherin.

Sie ließ ſich nicht am Fenſter ſchauen,
Weil ſie juſt ſchrieb: „Juweel der Frauen,
Du meines Lebens Honigſeim!
Ich hab' etwas dir zu vertrauen,
Beſuche heut mich in geheim!“

Der Vormittag war faſt verſchwunden,
Als Ida dieſen Brief bekam,
Und ihre Neugier war ſo zahm,
Daß ſie erſt in den Abendſtunden
Gemach den Weg zum Fräulein nahm.
„Mein Gott!“ rief Saya beym Empfange.

„Warum ſo ſpät? Ich harrte lange,
Dir kund zu thun, was du nicht weißt,
Daß du im Buſen eine Schlange
Voll Gift ernährſt, die Nanny heißt.“

Ida.

Mein Kammermädchen? — Ich erſtaune!
Doch ſicher ſcherzt nur Sara's Laune,
Denn Nanny iſt ſo brav als wir.

Sara.

Dieß Compliment verbitt' ich mir.
Nicht meines keuſchen Körpers Schatten,
Geſchweig' ich ſelbſt, kam deinem Gatten
Je frech und ungeſittet nah.

Ida.

Das ſind mir dunkle Räthſelſprüche.

Sara.

Nun, ſo erfahre denn die Schliche,
Die ich mit eignen Augen ſah.
Als ich an meinem Fenſter heute
Den Hauch des Morgens in mich ſog,

Und deines Gartens mich erfreute,
Gab's dort ein Pärchen muntre Leute,
Das meinen Blick ſehr an ſich zog.
Es war belobte Jungfer Schlange,
Und ein gewiſſer junger Fant,
Der ehrenveſte Herr von Jank.
Er, ganz entſagend ſeinem Range,
Kniff ſie vertraulich in die Wange;
Doch ſie that erſt ganz jüngferlich —

Ida.

O, blinde Sara! das war ich!

Sara.

Du? — Ja, vielleicht zu andern Zeiten,
Eh dir ſein Herz die Bübin ſtahl,
Erwies auch dir dein Herr Gemahl
Im Garten manche Zärtlichkeiten:
Doch heut — darüber gilt kein Streiten —
Heut fiel auf Nanny ſeine Wahl.
Ich ſah doch ihre Liebespoſſen,
Wie, ſcheinbar keuſch, das Mädchen wich,
Und ſie dann aus der Ferne ſich,
Mit Blumen hin und her beſchoſſen.

Ida.

Ganz recht, mein Fräulein, das war ich!

Sara.

Schweig, Ida, ſchweig! Du willſt mich äffen,
Doch meiner Brille glaub' ich mehr.
Es ward nach jenem Blumentreffen
Der grüne Kampfplatz noch nicht leer.
Der edle Ritter fing und küßte
Sein feines Liebchen wonniglich.

Ida.

Als ob ich das nicht ſelbſt ſchon wüßte!
Denn die Gefangene war ich.

Sara.

Pah, pah! Sie fiel geſchickt ins Grüne,
Und zart umarmte ſich das Paar. —
Ha! glüht denn noch in deiner Miene
Kein Fünkchen Zorn? Du lachſt ſogar!

Ida.

Mit Fug und Recht, weil ich es war.

Sara.

Verblendet willſt du alſo bleiben?
Willſt ſie nicht aus dem Hauſe treiben,
Die ſolcher Streiche ſich erkühnt?

Ida.

Mir ſelbſt müßt' ich das Bannwort ſprechen;
An Nanny hab' ich nichts zu rächen;
Ich war von ihr ſtets gut bedient.

Sara.

O du einfältig-fromme Taube,
So mag denn wie ein Fels dein Glaube
An deines Mannes Tugend ſtehn!
Treuloſe Schmetterlinge werden
In Lobgeſängen dich erhöhn,
Und, wallſt du einſt nicht mehr auf Erden,
Zu dir als Schutzpatronin flehn.
„O heil'ge Ida!“ wird es klingen:
„Iſt's möglich, daß auf Geiſterſchwingen
Du dich durch Wunder offenbarſt,
So mache bey gewiſſen Dingen
Mein Weib ſo blind, als du es warſt!“

Die Katze in der Speiſekammer.

Frau Magdalis, ein leckres Weibchen,
Und unvorſichtig obendrein,
Briet ſich zum Abendbrot ein Täubchen,
Setzt' es in einen offnen Schrein,
Und ſchloß beym unverwahrten Schatze
Die heimlich nachgeſchlichne Katze
Im Raum der Speiſekammer ein.

Die Faſlerin kam erſt nach Stunden
Von nachbarlichen Plauderkunden
Mit gutem Appetit zurück.
Sie pflegte nicht den Mund zu ſchonen,
Und wollt' ihm nun ſein Tagwerk lohnen;
Doch dieß verboth ein Mißgeſchick.
Sie fand ihn nicht, den Lieblingsbraten,
Und rief mit ſtarrem Kummerblick:
„O weh! wo iſt er hingerathen?
Gebratne Tauben flogen ja
Bis jetzt nur in Utopia!“

Nicht ſcheu, gleich ungeladnen Gäſten,
Nein, mit ganz unerſchrocknem Sinn,
Saß unterm Schrein die Näſcherin,
Umgeben von des Schmauſes Reſten,
Und ſchaute ruhig vor ſich hin.
„Ha, Diebin! treibſt du hier dein Weſen?
Du ſollſt mir büßen für den Schmaus!“
Rief Magdalis, nahm einen Beſen,
Und hohlte grimmig damit aus.

„Halt!“ ſprach die Katze ſehr entſchloſſen:
Wie komm' ich denn zu Schimpf und Schlag?
Ich läugne nicht, ich hab's genoſſen
Das Täubchen, das ſo frey hier lag.
Dabey geduldet, mußt' ich glauben,
Es ſey beſtimmt für meinen Zahn.
Man ſtellt doch bey gebratnen Tauben
Die Katze nicht zum Wächter an!“ —

Sorgloſe Mütter ſchöner Töchter,
Seyd künftig ſtrenger auf der Huth!
Denn mancher Hausfreund iſt ein Wächter,
Der wie die Katze denkt und thut.

Vermiſchte Gedichte.

In ſolchen Waſſern fängt man ſolche Fiſche.

Schwank in drey Akten.

Perſonen.

Otto von Donnersberg, Huſaren-Major außer Dienſt.

Blandine, ſeine Gemahlin.

Liſette, ihre Kammerjungfer.

Zwey Knechte.

Erſter Akt.

Otto

raucht in Jagdkleidung ſein Morgenpfeifchen, und ſpricht mit ſich ſelbſt:

Hier ſitz' ich nun gebückt und krumm!
So ſaß ich nicht vor funfzig Jahren.
Da ſchnallt' ich den erſten Säbel um,
Und war ein Ausbund wilder Huſaren.

Ey, ey! wie trieb den tapfern Cornett
Des Alters roſtiges Schwert zu Paaren,
Und endlich ſogar — ins Ehebett!
Ich bin zum Glück nicht übel gefahren.
Mich liebt, Trotz meinen grauen Haaren,
Mein junges Weiblein warm und treu,
Und macht mir des Lebens December zum May.

Blandine tritt auf.

Bleib, Herzensmännchen, bleib zu Hauſe
Bey deiner guten, getreuen Frau!
Horch! hörſt du nicht des Sturms Gebrauſe?
Das Wetter iſt heute gar zu rauh!
Du könnteſt auf der Jagd erkranken,
Und in den beſten Jahren verblühn:
Ach, Trauter, bey dieſem Schreckgedanken
Wird's mir vor den Augen gelb und grün!

Otto.

Kind, ſorge doch nicht meinetwegen!
Ich bin kein Püppchen von Marzipan.
Was ficht mich alten, gehärteten Degen
Ein ungeſtümes Lüftchen an?
Der Zärtling mag ſich ſchonen und pflegen!

Ich koſtete Stürme von anderer Art.
Potz Hagel! was rauſchte der Kugelregen
Mir manchmahl um den Knebelbart!
Ich ſpornte doch meinen braven Schimmel
Ins eiſerne Todeswetter hinein,
Und ſollte jetzt zagen vor Windsgetümmel? —
Bey meinem Säbel! das ließe ſein!

Blandine.

Freund, andre Zeiten, andre Sitten!
Du haſt ſonſt brav und ritterlich
Für's werthe Vaterland geſtritten,
Doch jetzt, mein Theurer, lebſt du für mich.
Drum bitt' ich dringend, ſchone dich!
Brich, um ein Häschen zu erjagen,
Nicht deinem Leben ſelbſt den Stab.
Ach, wenn ſie dich auf den Kirchhof tragen,
Ich ſpringe vor Jammer mit dir ins Grab!

Otto.

Ha! ha! ſo ſprecht ihr immer, ihr Weiber!
Das iſt euer alter Sirenengeſang.
Doch nirgend meldet ein Chronikenſchreiber,
Daß Eine von euch in die Grube ſprang.

Blandine.

So bieth' ich zuerſt mich dem Tod zum Raube.
Mir iſt nicht mein Leben ſo lieb als du!

Otto.

O meine holde, zärtliche Taube!
Welch Engelherz führte das Glück mir zu!
Ich weiß, du biſt mir treu ergeben,
Und würdeſt weinen an meinem Sarg;
Nur ſorge nicht ängſtlich für mein Leben,
Denn was zu arg iſt, das iſt zu arg!

Blandine.

Ach, böſer Nimrod! mußt du denn jagen?

Otto.

Das macht mein Hauptvergnügen aus.

Blandine.

Wird meine Bitte rund abgeſchlagen?

Otto.

Leb wohl, ich komme zu Tiſch nach Haus.

Er eilt fort.

Blandine

ſchlägt hinter ſeinem Rücken ein Kreuz.

Zieh hin, und reit' im Sturm und Regen
Meinthalben bis zum jüngſten Tag!
Ich bat, als wollt' ich Steine bewegen,
So wenig das Ding mir am Herzen lag.
Welch hartes Loos, in meinen Jahren,
Da roſige Jünglinge für mich glühn,
Mit einem alten, eisgrauen Huſaren
Am ehelichen Joch zu ziehn!
O käme der Tod, ihn auszuſchirren,
Wie wollt' ich genießen ſein Gut und Geld!
Doch fahr' ich nur fort, ihn ſchmeichelnd zu kirren,
So kann ich ſchon jetzt thun, was mir gefällt.

Liſette

kommt und überreicht ein Billet.

Der Herr von Dahl legt ſich zu Füßen.
Sein Läufer gab dieß Briefchen ab.

Blandine

lieſ't und ſeufzt:

Wie hart läßt ihn das Schickſal büßen!
Er ſehnt, wie Werther, ſich ins Grab.

Liſette.

Darf Eure Dienerin es wagen,
Zu bitten für den armen Herrn?
Er iſt des jungen Adels Stern,
Das müſſen ſeine Neider ſagen.
Erhört doch endlich ſeine Klagen,
Und haltet ihn nicht mehr ſo fern!

Blandine.

Du biſt ein ehrliches Mädchen, Liſette,
Man kann mit dir ſprechen ein trautes Wort.
Mich feſſelt hier eine Sklavenkette,
Die freyen Gedanken ſind aber dort.
Ich liebte, wie ich gern geſtehe,
Als Fräulein ſchon den guten Dahl;
Doch man beſchwatzte mich zur Ehe
Mit meinem dreyfach reichern Gemahl.
Ich ſah nicht ſeitdem des Geliebten Schatten,
Und darf's nicht wagen, mich ihm zu nahn,
Sonſt ſchwärzen mich Feinde bey meinem Gatten
Als eine treuloſe Buhlerin an.
Er ſtreicht dann wohl, um mich zu ſtrafen,
In ſeinem Teſtamente mich aus.

Und geht er zu ſeinen Vätern ſchlafen,
So bin ich arm wie eine Kirchenmaus.

Liſette.

Ey! könnte der gnädige Herr ſo handeln?
Er wird nicht leicht zum Zorn bewegt,
Und läßt manch U in ein X verwandeln,
Eh ſich die Galle bey ihm regt.

Blandine.

Man darf dem alten Kalmäuſer nicht trauen;
Die ſtillen Waſſer ſind meiſtens tief.
Wollt' ich auf ſeine Gelaſſenheit bauen,
So ginge die Sache vielleicht ſehr ſchief.

Liſette.

Ihr müßt ſein Gemüth durch Proben ergründen.
Bleibt er geduldig, wie Hiob es war,
Und ſtraft er nicht kleine Fehler und Sünden,
So wagt man größere ſonder Gefahr.

Blandine.

Wie ſeltſam ſich unſre Gedanken kreuzen!
Ich wollte längſt den verſchloßnen Mann

Durch ſchuldlos ſcheinende Poſſen reitzen,
Um zu ſehn, wie viel er verdauen kann.
Er liebt, gleich einem ſpielenden Kinde,
Ein Kleeblatt von Dingen verſchiedener Art:
Das iſt des Gartens ſchattende Linde,
Sein Goldfaſan und ſein Knebelbart.
Erkühn' ich mich, ſie anzutaſten,
Und er verzeiht mir ſanft die Schuld,
So trägt er auch härtere Kreuzeslaſten
Mit Vater Hiobs berühmter Geduld.
Dann tret' ich keck aus der Demuth Schranken,
Beherrſche nach Laune das ganze Haus,
Und küſſe den Freund nicht mehr bloß in Gedanken.
Nein, öffentlich geht er hier ein und aus!

Liſette.

Ein herrlicher Einfall, das muß ich ſagen!
So wißt Ihr auf Einmahl, woran Ihr ſeyd.
Faßt Muth, die Proben noch heute zu wagen,
Und morgen beginnt Eure goldne Zeit.

Blandine.

Der Liebesgott gebe dazu ſeinen Segen!
Ich habe nun weder Raſt noch Ruh.

Das Glück flieht die, ſo zu viel überlegen,
Und eilt den raſchen Waghälſen zu.

Zweyter Akt.

Der Schauplatz iſt im Garten.

Blandine

nahet ſich einer großen Linde.

Dein letztes Stündlein hat geſchlagen!
Was willſt du länger unnütz ſtehn?
Du ſollſt mir Früchte der Liebe tragen,
Und ſo verdienſtlich untergehn.

Liſette

kommt mit zwey Knechten, die Holzärte in den Händen haben.

Blandine.

Geſchwind! Wie lange muß ich warten!
Fällt dieſen Baum mit Kraft und Geſchick!
Er überſchattet den halben Garten,
Und raubt ihm der Sonne belebenden Blick.

Ein alter Knecht

wirft mit Kopfſchütteln ſeine Axt auf die Erde.

Ich wollte lieber mich ſelbſt verwunden,
Als dieſen ſchönen, ehrwürdigen Baum,
Den alten Zeugen fröhlicher Stunden! —
Ach, gönnt ihm länger Leben und Raum!

Blandine.

Du wagſt zu grübeln, wenn ich befehle? —
Hinweg, du kindiſch gewordener Greis,
Und ſtimme zu Trauerliedern die Kehle!
Indeſſen befolgt dein Camrad mein Geheiß.

Der andere Knecht.

Einen Baum zu bewinſeln, das ſind mir Faxen!
Ich wollt' ihn zerhaun mit Lachen und Hohn;
Doch iſt er dem Herrn ans Herz gewachſen,
Und da gäb's halter einen ſchlimmen Lohn!

Er reibt ſich mit einem ſauern Geſichte den Rücken,
und wirft ſeine Axt weg.

Blandine.

Auch du biſt eine feige Memme!
Was nützt dir dein rieſenförmiger Leib?

Ihr ſeyd ein Paar Männer wie Eichenſtämme,
Und wagt nicht ſo viel als ein ſchwaches Weib!

Die Knechte gehen ab. Blandine ergreift eine Axt, und thut einige Hiebe in den Stamm des Baumes. Plötzlich tritt Otto in den Garten, und eilt mit Geberden des höchſten Erſtaunens herbey.

Otto.

Halt! was beginnſt du mit meiner Linde?
Was hat dir der ſchuldloſe Baum gethan?

Er fällt ihr in den Arm, und entwaffnet ſie.

Blandine.

Ey! kommſt du ſchon von der Jagd ſo geſchwinde?
Ich fing das nützliche Werk kaum an.

Otto.

Du ſprichſt von Nutzen? — Ich kann dich nicht faſſen
Erkläre mir dieß Räthſel, mein Kind!

Blandine.

Uns ziemt, mein Schatz, dieſen Baum zu haſſen,
Wenn wir vernünftige Haushälter ſind.
Es hat, wie einem ſtolzen Tyrannen,

Der um ſich her die Schwächern drückt,
Dem hundertarmigen Rieſen geglückt,
Den halben Garten zu umſpannen,
Und von den Beeten die Sonne zu bannen.
So weit er ſeine Schatten ſtreckt,
Kann weder Blume noch Pflanze gedeihen:
Dieß hat bey mir die Luſt erweckt,
Dem Gott des Feuers ihn zu weihen.

Otto.

Nein! nein! Ich gönne dem Vulkan
Davon auch nicht den kleinſten Span;
Denn, wie du weißt, ich liebe dieſen
Von dir verklagten grünen Rieſen,
Und ſeh' ihn als meinen Bruder an.
Mein Vater pflanzt' ihn vor grauen Jahren
Am Tage, da ich geboren ward,
Und was ich von Leiden und Freuden erfahren,
Das hab' ich ihm brüderlich offenbart.
Er ſchien, wenn unter ſeinem Dache
Mein Herz ſich laut ergoß, nicht taub.
Oft dünkte mich, als wein' oder lache
Mit mir theilnehmend ſein flüſterndes Laub.

Blandine.

Gutmüthiger Schwärmer, das ſind Grillen!
Doch ſoll dein Baum mir heilig ſeyn.
Ich hab' ihn verletzt ohne böſen Willen,
Und das wirſt du mir freundlich verzeihn.

Otto

reicht ihr die Hand.

Von ganzem Herzen! — Es ſey vergeſſen;
Nur thu hinfort meinem Bruder kein Leid! —
Nun, Liebchen, wie ſteht's mit dem Mittageſſen?
Mein Magen meint, es ſey an der Zeit.

Blandine.

Ich will ihn augenblicklich bedienen.
Der Braten hat ſich genug gebräunt.

Otto.

Ich dächte, wir tafelten hier im Grünen.
Die Winde ruhen, die Sonne ſcheint.

Blandine

nickt ein freundliches Ja, und geht mit Liſetten ab.

Otto,

die Wunden des Baumes betrachtend:

Gott ſey gelobt, daß die Kraft der Frauen
Nicht ihrem Leichtſinn die Wage hält!
Sonſt hätte Blandchen tiefer gehauen,
Und meinen alten Liebling gefällt.
Welch böſer Geiſt war in ſie gefahren? —
Ey nun, der Kobold Unbeſtand!
Er ſcheint, ſeit der Urwelt Wiegenjahren,
In Kopf und Herz der Weiber gebannt,
Und treibt, wie der Wind mit den Wetterhähnen,
Oft mit den Schönſten ſo toll ſein Spiel,
Daß ſie ſich immer nach Wechſel ſehnen,
Und heute verachten, was geſtern gefiel.

Blandine

kommt zurück. Ihr folgt Liſette mit Tiſchzeug und einer verdeckten Schüſſel.

Otto.

Schon wir hier?

Blandine.

Deine Wünſche geben
Mir immer Flügel, mein guter Mann.

Otto.

Gefälligkeit verſüßet das Leben,
Und fängt ſchon auf Erden den Himmel an.

Es wird unter der Linde gedeckt und aufgetragen. Die Herrſchaften ſetzen ſich zu Tiſch. Eliette tritt zurück, und lauſcht in der Ferne.

Blandine.

Nun rathe mir, Ott, das Gericht in der Schüſſel!

Sie legt die Hand auf den Deckel.

Ich ſetze das Kernſtück davon zum Preis.

Otto.

Kind, wenn man hungert, ſucht man den Schlüſſel
Zu Räthſeln nicht gern mit zögerndem Fleiß.

Blandine.

O, liebes Männchen, der leere Magen
Macht Viele witzig und gelehrt!

Otto.

Ich aber bin gleich auf's Haupt geſchlagen,
Wenn mir der Hunger den Krieg erklärt.
Schon unterminiert er bey deinem Genecke
Den Fels der Geduld, dieſer nagende Wurm:

Drum, loſes Weibchen, die Hand von der Decke,
Sonſt lauf' ich auf die Schüſſel Sturm!

Blandine.

So muß ſich wohl die Feſtung ergeben.
Da zieh mit deiner Genießluſt ein!
Sie hebt den Deckel ab.

Otto, ſtaunend:

Ha! ein Faſan!

Blandine.

Ja, ja, mein Leben!
Er wird wohl zart und lecker ſeyn.

Otto.

Wie kommſt du zu dieſem fürſtlichen Braten?

Blandine.

Er lief ſelbſt willig mir in die Hand.

Otto.

Mit deinen Räthſeln! Ich mag nicht rathen.
Sprich kurz! wie iſt die Sache bewandt?

Blandine.

Ey nun, mein Guter, wenn ich dir ſage,
Daß mir der Faſan in die Hände lief,
So iſt dieß wohl keine Räthſelfrage,
Und das Geheimniß liegt nicht tief.
Die wilden Faſane ſind nicht ſo kirre,
Daß man mit den Händen ſie fangen kann.

Otto.

Wie? was? — Blandine, du redeſt wohl irre!

Er ſpringt vom Stuhl auf.

Blandine.

Wo willſt du hin?

Otto.

Zu meinem Faſan.

Blandine, lächelnd:

Bemühe dich nicht! Er iſt in der Nähe.
Da liegt er in der Schüſſel vor dir.

Otto.

Ha, Weib! Ich wüßte nicht, was geſchähe —

Blandine.

Du zürnſt? — Und danken ſollteſt du mir!

Otto.

Iſt's möglich? — Hat dich Wahnſinn befallen?

Blandine.

Ott, mäßige dich! Ich bin geſund.
Je ſtärker du läßt deine Stimme ſchallen,
Je lauter thut ſich dein Undank kund.

Otto.

Mein Undank? — Welche Tollhausreden!
Dein Undank gleichet der ſchwärzeſten Nacht.

Blandine.

Sey ſanft! Sonſt laſſ' ich mich eher tödten,
Als ich dir ſage, wie gut ich gedacht.

Otto.

Nun, Wunders halben möcht' ich hören,
Wie du dich weiß zu brennen denkſt.

Blandine.

Es wird dich reun, — darauf will ich ſchwören —
Daß du mit harten Worten mich kränkſt.
Ich bat dich herzlich heut am Morgen.

Nicht in den Sturm hinaus zu gehn;
Allein du höhnteſt der Liebe Sorgen,
Um nur auf deinem Kopf zu beſtehn.
Da hätten nun Tauſend, an meinem Platze,
Gemault, geſchmollt und gedacht: Fahr hin!
Doch pfuy über eine ſo grämliche Katze!
Des Weibes Schmuck iſt Taubenſinn!
Ich ſeufzte gen Himmel nach ſanftern Winden
Für meinen geliebten Jäger im Hain,
Und ſann herum, mich ihm zu verbinden,
Und ihn beym Mittagstiſch zu erfreun.
Zum Unglück war meine Vorrathskammer
Mit keinem guten Biſſen beſtellt,
Und auf den Dörfern iſt's ein Jammer,
Man kann nichts haben für ſchweres Geld.
Ich lief, als ſtände mein Kopf in Feuer,
Die Treppen hinunter, die Treppen hinan.
Und da — unglückliches Abenteuer! —
Flog mir auf die Schulter der Goldfaſan.
Wir hatten uns ſonſt nicht recht vertragen:
Er hielt von mir ſich immer fern;
Jetzt aber ſchien er traulich zu ſagen:
Da! opfere mich meinem guten Herrn!

Otto.

Potz Schnack! Geſteh mir ohne Grimaſſen,
Warum begingſt du den hämiſchen Mord?

Blandine.

Müßt' ich auf der Stelle vor dir erblaſſen,
Ich könnte nicht beichten ein andres Wort.
Was ſollte mich ſonſt zu der That verleiten,
Als dir ermüdeten Nimrodsſohn
Ein leckerhaftes Gericht zu bereiten?
Ich ſelbſt begehre kein Schnittchen davon.

Otto.

Auch ich keinen Biſſen! Ich eſſe lieber,
Wie ein Carthäuſer, trocknes Brot.

Blandine

winkt Liſetten, und reicht ihr die Schüſſel zum Wegtragen.

Nun, Beſter, ſchmolle nicht weiter darüber!
Das arme Thierchen iſt einmahl todt.
Ich ſchaffe dir ein Paar andre Faſane,
Mit doppelt ſchönerer Farbengluth.

Otto.

O, geh mit deinem Entſchädigungsplane!
Es iſt nicht alles, was ſchön iſt, gut. —

Blandine.

Das ſagſt du mir mit Blicken wie Pfeile?

Otto.

Sie trafen ins Schwarze — dein Gewiſſen ſchlägt!

Blandine.

Nein! Daß ich nur manchmahl mich übereile —

Otto.

Hat dich kein ſchlimmeres Triebrad bewegt?

Blandine, zärtlich:

Wie kannſt du das glauben?

Otto,

nach einer Pauſe, wehmüthig:

Ich hatt' ihn erzogen,
Und alle Menſchen waren ihm hold.
Er war ſo ſchön wie ein Regenbogen,
Und ſein Gefieder glänzte wie Gold.
Von meiner Stimme ließ er ſich locken,
Begleitete mich, wo ich ging und ſtand,
Hob klug ſein Köpfchen, und unerſchrocken

Nahm er ſein Futter aus meiner Hand.
Es lache, wer will, doch mich kann's freuen,
Wenn der Menſch, vor dem ſich in Wald und Feld
Die grauſam verfolgten Thiere ſcheuen,
Durch Menſchlichkeit ihr Vertrauen erhält.

Blandine.

Hör' auf, hör' auf, ſo rührend zu ſprechen!
Ach, ich vergehe ſonſt vor Schmerz!
Die ſchärfſten Dolche der Reue ſtechen
Mir tiefe Wunden in das Herz.
Wirf gütig der Verzeihung Schleyer
Auf meinen Eulenſpiegelſtreich.
Ich halte künftig, was dir theuer
Und werth iſt, meinen Augen gleich.

Otto.

Ich war Soldat, doch ich liebe den Frieden,
Und ich vergeb' und vergeſſe leicht.

Blandine,

ihn freudig umarmend.

Welch ſeltnes Glück ward mir beſchieden!
Wo ſchlägt ein Herz, das deinem gleicht?

Ich unbedachtſamer Irrwiſch verdiene
Kein ſolches Kleinod von einem Mann;
Doch will ich ſuchen, wie eine Biene,
Was mir dein Lächeln gewinnen kann.
Ich will dein Leben in Honig tauchen —

Otto.

Ho! ho! ein gar zu poetiſches Wort!

Blandine.

Doch werd' es wahr! Ich achte hinfort
Auf jedes Winkchen deiner Augen.
Sprich nur, was dir zu Dienſten ſteht!
Haſt du jetzt Luſt ein Pfeifchen zu rauchen?
Ich hohle raſch dein Tabaksgeräth.

Sie eilt hinweg.

Otto.

Sie wird mir ein unerklärliches Weſen!
Ich glaubte ſchon, ich hätt' ihr Gemüth,
Wie einſt als Kind meine Fibel, durchleſen,
Allein ich irrte mich, wie man ſieht.
Das Buch des weiblichen Herzens durchblättern
Wir Männer täglich mit forſchendem Sinn,

Und dennoch ſtoßen wir oft darin
Auf dunkle Zeilen arabiſcher Lettern.

Blandine, zurück kommend:

Bin ich nicht ſchnell wie des Blitzes Strahl?
Da bring' ich aus deinem Pfeifenſchatze
Den Kopf mit der grimmigen Türkenfratze,
Sammt Tabak, Wachsſtock und Feuerſtahl.
Nun ſtopfe dem Muſelmann — ſieh, wie paßt er
Schon gierig drauf! — den Mund voll Kanaſter!

Otto.

Ey! warum wählteſt du für ihn
Das kürzeſte Rohr? — Drob wird er ſchmälen.
Du weißt ja doch, die Türken ziehn
Den Rauch gern aus den längſten Kanälen.

Er ſtopft die Pfeife.

Blandine.

Potz tauſend! ich dachte nicht daran;
Er mag's mir verzeihn, der Herr Großſultan.

Für ſich, indem ſie Feuer anſchlägt:

Ich habe dieß Rohr mit Bedacht genommen,
Um deinem Knebelbart näher zu kommen.

Otto.

Der Türke hat ſeine Mundportion.

Blandine.

Und ſieh, der Wachsſtock brennt auch ſchon.

Otto.

Gieb her!

Blandine.

Ich halte dir den Zunder.

Otto.

Je, tändeln wir doch wie die Kinder!

Er raucht an dem ihm vorgehaltenen Lichte die Pfeife an. Plötzlich thut Blandine, wie heftig erſchrocken, einen Sprung vorwärts, und ſteckt ihm den Bart in Brand.

Otto, das Feuer löſchend:

O Weib! was machſt du?

Blandine.

Eine Weſpe
Stach mich ins Ohr, und ich erſchrak,
Und bebe noch wie eine Zitteraſpe.

Otto.

Ha! welcher unglückſelige Tag!
Du häufeſt heute Sünd' auf Sünde:
Erſt wütheſt du gegen meine Linde,
Dann mordeſt du den armen Faſan,
Und zündeſt nun gar den Bart mir an!
Was ſoll ich von dieſen Streichen denken?
Wie hab' ich ehrlicher alter Mann
Es um dich verdient, mich ſo zu kränken?

Blandine.

O, bohre nicht durch ſchlimmen Verdacht
Ein Schwert in meinen bekümmerten Buſen!
Ich ſtehe wie unter der Zaubermacht
Feindſeliger Gnomen und Meduſen.
Was meine Hände berühren, verdirbt.
Hier! binde die Schadenſtifter mit Stricken!
Ich will, wenn dieß mir Verzeihung erwirbt,
Mich gern von dir gefeſſelt erblicken.
Doch hätt' ich nur einen Spiegel zur Hand,
Ich wollte dir zeigen an deinem Barte,
Daß ihn ein ſchützender Engel bewahrte,
Denn es ſind kaum drey Härchen verbrannt.

Otto.

Ich unterdrücke jede Beſchwerde;
Ich will nicht grollen, ich will verzeihn;
Doch treff' ich dich wieder auf dem fahlen Pferde,
Und ſeh' es klar und unläugbar ein,
Daß ich mit Vorſatz gehohneckt werde:
Dann bin ich gewiß nicht mehr ſo zahm,
Dann nehmen Sie ſich in Acht, Madam!

Er geht ab.

Blandine.

Triumph! ich habe mein Spiel gewonnen!
Er hat einen Magen wie ein Strauß.
Nun will ich enden, was ich begonnen,
Nun lad' ich den Geliebten ins Haus.
Mein alter Hiob wird ſich bequemen,
Als Freund ihn höflich aufzunehmen.

Dritter Akt.

Der Schauplatz iſt im Schloßhofe, der auf der einen Seite einen alten runden Thurm in ſich ſchließt.

Otto

geht, mit ſich ſelbſt ſprechend, auf und ab.

Es iſt mit meiner Blandine nicht richtig;
Sie hat ein Neſt voll Mucken im Kopf!
Sonſt war ſie nur wie Queckſilber flüchtig,
Doch heute neckt und foppt ſie mich tüchtig,
Wie einen ſchwachen, blödſinnigen Tropf.
Sie ſchmiedet ein Plänchen — ich wag' eine Wette —
Mit ihrer geheimen Räthin Liſette;
Denn lange ſchon halten ſie Conferenz.
Ich muß ſie ſprengen, die Bundeskette,
Sonſt werd' ich im Hauſe zum Peter Squenz.
Aha! dort ſeh' ich die Dirne kommen;
Sie iſt ganz reiſefertig verkappt.

Liſette für ſich:

Blitz! daß mich der Alte da gleich ertappt!
Nun werd' ich ins Verhör genommen.

Otto.

Mamſell! wohin?

Liſette.

Einen Sprung in die Stadt.

Otto.

Was giebt's da zu hohlen?

Liſette.

Eine Menge von Dingen.
Die man in der Wirthſchaft nöthig hat.

Otto.

Wie denkſt du alles fortzubringen?

Liſette.

In meinem Körbchen.

Otto.

Das hat ja kaum
Für eine Hand voll Kaffeebohnen Raum.
Doch ſcheint's mir übrigens nicht zu verachten:
Laß mich's doch ein wenig näher betrachten

Liſette

verſteckt das Körbchen hinter ihrem Rücken.

O, gnädiger Herr, es iſt ſehr ſchlecht!
Nur ein gemeines Binſengeflecht.

Otto.

Warum verbirgſt du's aber ſo bange?
Weswegen bebt deiner Stimme Ton?
Und warum wechſelt deine Wange
Die Farben wie das Chamäleon?
Ich leſe deutlich auf deinem Geſichte,
Das doppelt die Folter der Angſt verlängt,
Daß irgend eine böſe Geſchichte
Mit dieſem Körbchen zuſammenhängt.

Liſette will entwiſchen. Er hält ſie, und ringt mit ihr um das Körbchen. Es fällt ein Brief heraus. Er hebt ihn ſchnell von der Erde auf.

Sieh, ſieh! was kam denn da geflogen?
Ein Brief von meiner Gattin Hand.

Liſette.

O geben Sie her den unnützen Tand!
Ich hab' ein Blatt, das ich geſtern fand,
Zur Uebung wie ein Briefſchen gebogen.

Otto.

Und meine Frau? —

Liſette.

Betraf mich dabey,
Und ſchrieb die Addreſſe aus Tändeley,
Um eine Feder zu probieren.

Otto.

Das könnte zu ſchlimmen Gedanken mich führen.
Hm! warum traf denn ihre Wahl
Gerade den Nahmen des Herrn von Dahl? —
Darüber will ich ſie doch befragen.
Lauf du indeſſen getroſt in die Stadt!
Wenn alles ſo iſt, wie du ſprichſt, ſo hat
Die ganze Geſchichte nichts zu ſagen.

Liſette.

Das Blättchen aber wollt' ich mir
Doch unterthänig zurück erbitten.

Otto.

Was nützt dir ſo ein Schnitzchen Papier?
Geh deinen Gang mit eilenden Schritten!

Liſette.

Gleich, gnädiger Herr! Ich habe nur
Noch etwas Vergeßnes im Hauſe zu hohlen.

Otto

vertritt ihr den Weg.

Zurück, du liſtige Kreatur!
Ich rathe dir, mache dich auf die Sohlen,
Und komm mir unter zwey Stunden nicht
Im Schloßbezirke vor's Angeſicht!

Liſette ſchleicht fort. Otto ſteht mit geſenktem Haupte, die Augen auf den Brief geheftet.

Du Grab der Ruhe! Du Wiege der Reue!
Ich blicke dich an mit kaltem Graun.
Soll ich dich öffnen? Soll ich ihn ſchaun,
Den ſtarren Leichnam der ehlichen Treue? —
Ich bebe davor; doch es muß geſchehn.

Er erbricht den Brief und lieſ't.

Du Schlange! — So mit mir umzugehn!
Du wollteſt mich ſtufenweiſe gewöhnen,
Ein frommer, geduldiger Hahnrey zu ſeyn!
So leicht läßt der alte Huſar ſich nicht krönen;
Das ſollſt du fühlen, und lange bereun.
Ha ſieh, du Falſche, dort kommſt du gegangen,

Schon ſtattlich geſchmückt dem geladenen Gaſt!
Statt ſeiner ſoll dich die Rach' umfangen,
Die ungerufen den Schuldigen faßt.

Blandine.

Hier treff'n wir uns? — Doch was fehlt dir? Ich ſtaune!
Du biſt ganz verändert, ganz ſichtlich zerſtreut.

Otto.

O nein! Ich dacht' in der beſten Laune
An eine alte Begebenheit.

Blandine.

Darf ich ſie wiſſen?

Otto.

Du ſollſt ſie erfahren.
Dieß Schloß bewohnte vor hundert Jahren
Ein ehrbarer Ritter, ſo alt als ich;
Der freyte noch mit grauen Haaren
Ein Weib, das dir an Jugend glich.
Im Anfang lebten ſie friedſam wie Tauben.
Sie, eine Tochter der Heucheley,
Beſchwatzte den biedern Alten zum Glauben.

Daß er geliebt und geachtet ſey.
Doch hätte ſie gern auf dem Weberſtuhle
Der Parze ſein Lebensgeſpinnſt zerſtört;
Denn heimlich wohnt' ihr im Herzen ein Buhle,
Der hatte ſie beſtrickt und bethört.
Einſt, als ſie mit ihm ſich erfreuen wollte,
Schrieb ſie ein Briefchen, und lud ihn ein.
Der Thurm, vor dem wir jetzt ſtehen, ſollte
Der Schauplatz ihres Verbrechens ſeyn.
Zum Unglück erfuhr der alte Ritter
Den leiſen Entwurf verbothener Luſt,
Und ein gewaltiges Zorngewitter
Zog ſich zuſammen in ſeiner Bruſt.
Er ſtellte ſich ſtill im Thurm auf die Wache;
Die treuloſe Buhlerin ſchlüpfte hinein,
Sah ihn da ſtehn, wie ein Bild von Stein,
Und flog zurück, wie ein Vogel vom Dache,
Doch er — ergriff ſie, und ſperrte ſie ein.

Bey dieſen Worten ſtößt er Blandinen raſch in den Thurm, und verriegelt die Pforte.

Blandine

inwendig am Gitterfenſter.

Wie ſoll ich das deuten? Laß mich ins Freye!
Womit verdient' ich den harten Scherz?

Otto.

Du kannſt noch fragen? du Ungetreue!
Dieß Blatt verrieth mir dein Schlangenherz.

Er zeigt ihr den aufgefangenen Brief.

Genieß ein Weilchen am ſteinernen Tiſche
Dein Brot, mit Thränen der Reue gemengt!
Wer Liebe mit Boßheit vergilt, der fängt
In ſolchen Waſſern ſolche Fiſche.

Der Dichter und die Feder.

Die Feder.

Muß ich nun an den Tanz? Die Seele raubſt du mir,
Und einen Schnabel giebt dein Meſſer mir dafür.
Das dünkt dich wohl erlaubt, weil auch, wie hohle Klappern
Leer und gemüthlos oft die Menſchen weidlich plappern? —
Der ſchwarze Becher ſteht vor mir ſchon übervoll,
Woraus ich Gallenſaft mit Abſcheu trinken ſoll;
Und ſo trifft mich das Loos, gleich dieſem Krüppelhaufen
Von Kielen neben mir, mich ſtumpf und kurz zu laufen,
Wie einſt auf langer Jagd, ohn' eine Ruheſtatt,
Des Lügners Windhund ſich zum Dachs gelaufen hat.

Der Dichter.

Nicht anders! Und wozu die wunderlichen Klagen?
Was unterm Mond beſteht, muß ſein Geſchick ertragen.
Gern hätteſt du vielleicht, da dir's nicht hier gefällt,
Als Glied vom Flederwiſch, zur Köchin dich geſellt?

Die Feder.

O keineswegs! Ich mag nur dir nicht angehören,
Weil Dichter alle Welt mit Fabelwerk bethören.
Ich wünſch' ein andres Fach.

Der Dichter.

Gut, ich entlaſſe dich,
Denn deines gleichen giebt's noch Tauſende für mich.
Du kannſt, wohin du willſt, auf Abenteuer reiſen,
Und ich will dir ſogar die Wege dazu weiſen.
Dort wohnt im grauen Wolf ein tüchtiger Juriſt!
Er iſt, ſo ſagt der Neid, ein etwas böſer Chriſt;
Allein er paßt für dich: ein Gräul ſind ihm Gedichte,
Und mehr behaget ihm die tollſte Mordgeſchichte.
Er braucht der Federn viel; er ſchrieb ſich damit reich,
Und ausgeſchöpft von ihm ward ſchon ein Tintenteich.
Weit, wie ein Tanzſaal, iſt ſein ehernes Gewiſſen;
Der Scham hat er den Kopf recht herzhaft abgebiſſen,
Und ihn umſtrahlt der Ruhm, daß er den Wahlſpruch hat:
Fiat justitia et mundus pereat!
Was hältſt du von dem Herrn? Willſt du dich zu ihm wenden?

Die Feder.

Ich danke ſchön. Mir graut vor Raubuliſtenhänden.

Der Dichter.

So geh' ins goldne Faß zum alten Rentner Mard,
Der durch ſein gutes Herz ein kleiner Cröſus ward.
Ein wunderſeltner Fall! Doch ihm iſt es gelungen,
Und hohes Lob ward ihm von jungen Herr'n geſungen,
Weil er, ein Freund in Noth, manch Darlehn ihnen gab,
Wenn ſie verpfändeten der reichen Väter Grab.
Er ließ zwar Hundert ſtets vom Hundert ſich verſchreiben,
Und ſäumte nicht, die Schuld mit Sturm herbey zu treiben.
Doch eben dadurch tritt ſein gutes Herz ans Licht.
Ich thue dieß, ſagt er, aus reiner Menſchenpflicht,
Damit in Zukunft ſich die Wüſtlinge bedenken,
Bevor ſie in ein Meer von Sorgen ſich verſenken.
So practiſch lehrt Herr Mard noch heute die Moral.
Geh' hin, und miſche dich in ſeiner Federn Zahl!
Führſt du das Zinſenbuch bey dieſem Sohn der Tugend,
So nimmſt du ſelbſt mit Theil an Beſſerung der Jugend.

Die Feder.

O pfuy! ich ſoll dem Dienſt des Wucherers mich weihn?
Der Dieb, der Rabe, mag ihm ſeine Federn leihn!

Der Dichter.

Nun, ſo empfehl' ich dir Herrn Sauk, den Zeitungsſchreiber.
Er wohnt im Blaſebalg; beym Hospital der Weiber.

Die Blüthe ſeines Styls, die Zierlichkeit und Kraft,
Dankt er den Grazien in ſeiner Nachbarſchaft.
Er ſucht ſie fleißig heim, ſie ſpinnen an der Kunkel.
Er ſitzt in ihrem Kreis, belauſchet ihr Gemunkel,
Und jede Neuigkeit, die ihrem Mund entwiſcht,
Wird in der Zeitung treu dem Leſer aufgetiſcht.
Doch ſpaßhaft foppet er die alte Dame Wahrheit.
Vergebens predigt ſie, und pocht auf Sonnenklarheit:
Er ſtopfet, ſo ſie nicht nach ſeinem Sinne ſpricht,
Sich Baumwoll' in das Ohr, und lacht ihr ins Geſicht.
Er ſchlägt ſich öffentlich, wenn Fürſten blutig rechten,
Zu einer der Partey'n, und hilft ihr wacker fechten.
Der Feinde Phalanx iſt ihm nur ein Kartenhaus,
Und was nicht fällt, das reißt mit Haſenfeigheit aus.
Doch ſein geliebtes Heer ſteht im Kartätſchenwetter
Wie Fels und Eiche feſt, und wundenfrey wie Götter.

Die Feder.

Sehr mächtig iſt Herr Saus, ſehr duldſam ſein Papier!
Allein ich wandre doch zu einer andern Thür.

Der Dichter.

Vielleicht machſt du dein Glück im roſenfarbnen Affen.
Dort ſicht ein junger Fant mit Amors goldnen Waffen.

Sein Spiegel zeiget ihm den ſchönſten Mann der Welt,
Der, wie er ſelbſt geſteht, den Frauen ſtark gefällt.
Er hauchet fort und fort aus ſeines Herzens Tiefe
Auf ſeidenes Papier die zartſten Liebesbriefe.
Die Weiblein lehret er mit ſüßer Schmeicheley,
Der Ehe Heiligkeit ſey nur Pedanterey;
Den Mädchen winkt er zu, ſich aus den ſchweren Ketten
Der väterlichen Zucht in ſeinen Arm zu retten.
Kurz, er verſteht den Pfiff! Drum ſtieg' in ſeine Hand!
Schon harrt im Schreibepult ein Blatt mit goldnem Rand
Auf deines Schnabels Kuß.

Die Feder.

Zum Henker mit dem Laffen!
Ein Sittentribunal ſollt' ihn ins Zuchthaus ſchaffen.

Der Dichter.

O Grillenfängerin! Wir muſtern Haus für Haus,
Und immer ſtellſt du was an braven Männern aus.
Will ſich vielleicht dein Hang zur Trägheit nur verſchleyern,
Die vor Geſchäften flieht, und ewig wünſcht zu feyern?
Je nun, iſt das der Fall, ſo weiß ich auch wohl Rath.
Begieb dich zum Pallaſt des erſten Manns im Staat,
Zu Seiner Excellenz dem Grafen von Dunſthauſen.

Es wird dir Anfangs zwar vor Aktenbergen grauſen,
Die in dem Cabinett des Herrn Miniſters ſtehn,
Doch fürchte darum nicht, es werde ſchlimm dir gehn.
Die Alpen von Papier, durch deren enge Gaſſen
Der Supplikant ſich krümmt, ſind nur Paradewaffen.
Der Graf berührt ſie nicht; er ſchont ſich, wie bekannt,
Als guter Patriot, für's liebe Vaterland,
Weil er vom Arzt erfuhr, daß man der Lebensbäche
Geſunden, vollen Strom durch Kopfarbeiten ſchwäche.
Sie überläßt der Graf dem treuen Secretär,
Und leiht zu deſſen Fleiß den hohen Nahmen her.
Am Spieltiſch ſchützt er ſich vor leiblicher Zerrüttung,
Und was er höchſtens ſchreibt, iſt die Beſoldungsquittung.

Die Feder.

Das hielt' ich freylich aus bis an das Weltgericht,
Doch ſchäm' ich mich.

Der Dichter.

Warum? Der Graf ſchämt ſich ja nicht!

Die Feder.

Er iſt ein großer Herr und darf ſich viel erlauben.
Was man am Adler lobt, das tadelt man an Tauben.

Der Dichter.

Wohl wahr! Nun ſchlag' ich dir die letzten Orte vor.
Befördre Menſchenglück im Lotterie-Comtor,
Geh' zu dem Doctor Saft, ein Säftchen zu verſchreiben,
Hilf einem Steuerrath die Steuern höher treiben,
Entwirf und führ' ans Ziel der Hofcabalen Plan,
Und zettle Krieg auf Krieg in Cabinetten an!

Die Feder.

Halt ein! Ich ſollte mich in Menſchenblute baden,
Und den gerechten Fluch der Völker auf mich laden?

Der Dichter.

Verlaſſen willſt du doch der Muſen Luſtgebieth,
Wo niemand dich verwünſcht, wo hold der Friede blüht!
Ihm, ach! ſeit langer Zeit von Land zu Land vertrieben,
Iſt eine Freyſtatt nur in Liedern noch geblieben.
Da wird ihm liebevoll, wie einer jungen Braut,
Ein Blumenparadies von Dichtern angebaut.
Ein Chor von Mädchen ſcherzt im Duft der Roſenlauben,
In Bechern von Kryſtall ſchäumt Nektar edler Trauben,
Und wer mit offnem Sinn in dieſe Schöpfung blickt,
Fühlt ſich dem bangen Kreis der Wirklichkeit entrückt. —
Hochherzig aber führt der Dichter oft auch Kriege

Für Wahrheit und für Recht, und freut ſich ſchöner Siege.
Er donnert gegen Trotz und gegen ſtolzen Wahn,
Doch ruft er Irrende mit Glimpf zur rechten Bahn.
So wirkt er, ſtill beſchränkt und von dem Glück verlaſſen,
Mehr für der Menſchheit Wohl als hundert mächt'ge Waffen,
Und wann ſein flaches Grab längſt Thau und Reif befällt,
Dann lebt und wirkt ſein Geiſt noch im Gewühl der Welt.

Die Feder.

Wie lockend ſchilderſt du des Sängers Thun und Treiben!

Der Dichter.

Jetzt ſprach ich ernſt und wahr.

Die Feder.

Laß uns beyſammen bleiben!

Der Unhold.

Es lebt ein Unhold, ſchwach geboren,
Und ſo mit Sinnen ſchlecht verſorgt,
Daß er vom Eſel oft die Ohren,
Die Augen von dem Maulwurf borgt.

Er hinkt an einem Krückenſtocke
Rings um der Erde großes Rund.
Sein Kopf iſt hohl wie eine Glocke,
Und ſo, wie ſie, lärmt auch ſein Mund.

Umfangen von des Blödſinns Netzen,
Wählt hier und da ſein Zwerggemüth
Sich unverſtändig einen Götzen,
Vor dem er, wie ein Sklave, kniet.

Im Muſentempel ſchreyt er: „Wunder!“
Sobald ſein Götz ein Werk erzeugt,
Und wüthet, wenn bey Götzenplunder
Der Kenner achſelzuckend ſchweigt.

Doch ſtiege mit der goldnen Leyer
Apoll vom Helikon herab,
Sie lockte nicht dem wilden Schreyer
Das kleinſte Beyfallswörtchen ab.

Nach ſeinem alten Köhlerglauben
Iſt Lob und Tadel ihm nur feil;
Und darum nennt man dieſen tauben
Und blinden Molch — das Vorurtheil.

Die gelehrten Zänker.

Der Kampfhahn ſträubt ſein Gefieder empor,
Und wetzet Schnabel und Kralle:
So ſchreitet ihr immer geharniſcht hervor,
Und tauchet die Waffen in Galle!
Was frommt es, daß ihr euch feindlich verfolgt,
Und einer die Ehre des andern erdolcht?

Wohl läßt ſich, wem es nur ſonſt gefällt,
In Frieden alles behandeln.
Es gehn viel Straßen hin durch die Welt;
Man kann ohne Drängen ſie wandeln.
Sie laufen am Ziel erſt in Einen Punkt,
Wo niemand mit ſeiner Gelehrtheit mehr prunkt.

Gevatterbrief

eines Buchhändlers an einen Trompeter.

Mein liebes Weibchen hat mich heut
Mit einem Jungen, der ins Leben
Aus muntern Augen lacht, erfreut.
Ich eile, dir von dieſer Neuigkeit
Freundſchaftliche Notiz zu geben,
Denn ſieh, du ſollſt den Prinz mir aus der Taufe heben.

Dich, alter Schulfreund und Patron,
Hab' ich dazu erwählt, weil immer nach den Pathen
Die Kindlein, wie man ſagt, gerathen.
O thäte das doch auch mein Sohn!
Lernt er, wie du, poſaunen und trompeten,
So iſt zu ſeinem Glück ihm weiter nichts von nöthen.

Buchhändler einſt, ſoll er zur Schlacht
So wenig als zum Tanze blaſen:
Er ſoll nur dann mit aller Macht
In ſeine Ruhmtrompete raſen,
Wann ihm ein Schreiberbuhn ein Ey gelegt hat.

Und iſt das Ding auch hohl und matt,
(Denn man läßt gern ſich nur wohlfeile Eyer legen.)
So muß er deſto mehr die Lunge drob bewegen.
Manch Windey, welches zum Genieß
Nicht tauget, weil Apoll es unbefruchtet ließ,
Verkauft ſich reißend dann, und bringet goldnen Segen.
Wie Kinder ſtrecken ihre Hand
Die meiſten Menſchen gern nach ausposauntem Tand.
Beſonders weckt der Lärm um ſchlechte Bücherwaare
Das gläubige Vertraun der Leihbibliothekare,
Um unſer einer ſpart die großen Honorare.

Sey alſo mein Gevattersmann,
Und deinen Geiſt in meinen Sohn zu ſenken.
Auch bitt' ich, damit er ſich zeitig üben kann,
Ihm ein Trompetchen, ſtatt des Pathengelds, zu ſchenken.

Der Schreiner in ſeiner Werkſtatt.

Geſund erwacht, dem Himmel Dank!
Eil' ich zu meiner Hobelbank,
Die ſchon der Morgen übergüldet.
Ein Müßling fleh' um Fürſtenſold!
Mein Fleiß, der ſaub're Werke bildet,
Verwandelt Holz in Gold.

Ein Nachbar.

Gott grüß' Euch, Meiſter!
Habt ihr's gehört?
Mein Haus voll kleiner Geiſter
Ward noch vermehrt.
Mein Weib gebar mir einen Knaben,
Drum möcht' ich eine Wiege haben.

Der Schreiner.

Viel Glück und Heil!
Ich will in Eil

Des Knableins Bett zuſammen fugen.
Recht leicht und flott
Soll's mit Vergnügen
Sich groß und klug drin wiegen.

Der Nachbar.

Das gebe Gott!

Der Schreiner (allein).

Mein goldnes Handwerk tadle Keiner!
Sobald der Menſch ins Leben blickt,
Bedarf er flugs die Kunſt der Schreiner,
Und ſanfter Schlaf erquickt
Ihn in der Schaukel, die wir bauen.
Doch, wann der Jugend Roſenauen
Ihm nicht mehr blühn,
Dann faſſen ihn und ſchütteln ihn,
Wie Fähnlein hoher Thürme,
Mit wilder Macht
Des Schickſals grauſe Stürme,
Und manche lange Kummernacht
Wird ruhelos von ihm durchwacht

Ein Jüngling.

Ich tanze, Freund, ſeit zwanzig Stunden
Durch einen Freudenhimmel hin!
Des Vaters harten Gegenſinn
Hat Lieb' und Treue überwunden.
Eliſabeth iſt meine Braut,
Und nächſtens werden wir getraut.
Nun ſchaffet uns, mein Lieber,
Geſchwind ein Hochzeitbett!
Doch ja höchſt nett,
Ein Nichts-darüber
Von Zierlichkeit!

Der Schreiner.

Ich bin zu Eurem Dienſt bereit.
Das Werk ſoll ſeinen Meiſter loben.

Der Jüngling.

Nur, Freund, die Arbeit nicht verſchoben!
Denn Flügel hat die Zeit.

Der Schreiner (allein).

Wohl hat ſie Flügel für die Liebe,
Doch Schneckenfüße für den Haß!

Des Herzens inneres Getriebe
Wer kennet das?
Der Neigung zarte Räder ſtocken
Bisweilen plötzlich, und die Zeit
Spinnt dann am Lebensrocken
Für Mann und Weib nur Leid.
Das Eh'bett iſt die Stelle,
Wo oft umher ein Himmel blüht,
Doch öfter eine Hölle
Verzehrend glüht.

Eine weinende Frau.

Ach, ich ward Witwe! Vor zwey Stunden
Hat meinen braven Mann der Tod,
Nach langem Siechthum, ſanft entbunden
Von aller Erdennoth.

Der Schreiner.

Wohl ihm! Doch Euch muß ich beklagen.
Der Mann war ſonder Falſch und Arg.

Die Witwe.

O Gott! — — Bereitet ihm den Sarg!
Mich läßt mein Schmerz nichts weiter ſagen.

Der Schreiner (allein).

Nun, Wieg' und Brautbett, müſſet ihr
Dem Sarg den Vorrang geben.
Der Tod beherrſcht das Erdrevier;
Da hilft kein Widerſtreben.
Er löſcht des Lebens Fackel aus,
Und zwingt durch der Verweſung Graus,
Ihm nach drey Jammertagen
Sein Opfer hinzutragen
Ins enge, finſtre Haus.

Ich aber will den Zufall ſegnen,
Der mir ein hehres Schauſpiel both:
Ich ſahe Leben, Lieb' und Tod
Sich unter meinem Dach begegnen.
Welch' andre Zunft erfährt das Glück,
Daß ſo, von Lehr' und Troſt begleitet,
Durch ihre Werkſtatt ſinnvoll ſchreitet
Des Menſchen waltendes Geſchick?
Die Liebe weckt das junge Leben,
Man ſieht es eine kurze Zeit
In ihrem Sonnenglanze ſchweben,

Dann legt's ſein ſchweres Erdenkleid
Sanft in die kühle Todtenlade,
Und ſchwingt, beſtrahlt von Himmelsgnade,
Sich freudig zur Unſterblichkeit.

An meinen Vater.

(Im Nahmen ſeiner Kinder und Enkel, als er am funfzehnten
März 1806 ſein Jubiläum, als Juſtizamtmann zu Radeberg
bey Dresden, feyerte.)

In dem Schreckensjahre, da die Sachſen
Sich in Feindes Hände fallen ſahn,
Tratſt du, kaum zum Mann empor gewachſen,
Edler Greis, in der Geſchäfte Bahn;
Und du gingſt mit Muth
Durch des Krieges Gluth,
Gingſt getroſt durch manchen Dornenhain,
Wenn es galt, der Dienſtpflicht treu zu ſeyn.

Rohe Willkühr zügelloſer Schaaren,
Stürmiſch brauſend wie das wilde Meer,
Machte dir in ſieben Fehdejahren
Oft dein Amt und Leben felſenſchwer:
Doch durch Gottes Kraft
Standſt du heldenhaft,
Und der Schutzgeiſt ehelichen Glücks
Trug mit dir die Laſten des Geſchicks.

Denn vier Monden nach dem Eid der Treue,
Der dem Staat von dir geſchworen war,
Schworſt du, ohne Furcht vor ſpäter Reue,
Deiner Gattin Lieb' am Traualtar;
Und, noch nie bereu't,
Blüht der Bund bis heut,
Der uns ſie, die brave Mutter, gab,
Die wir ehren bis an unſer Grab.

Dahin gingen, ach! zwey theure Glieder
Unſers Hauſes jüngſt zu früh voran,
Und mit Antheil blicken ſie hernieder
Auf dein Ehrenfeſt vom Sternenplan.
Trauernd ſeufzen wir:
„Wären ſie noch hier!“
Doch ſie flüſtern, rings von Glanz umhellt:
„Wir ſind Bürger einer beſſern Welt!“

Darum ſtöre keine Todtenklage
Dieſer ſchönen Stunden heitern Ton!
Würden doch viel ſolcher Freudentage,
Guter Vater, deiner Tugend Lohn!
Doch dein Auge ſpricht:
„Kinder, rühmt mich nicht!“
Und ſo wäge denn ein Fremder ab,
Wie du führteſt deinen Richterſtab.

Aber daß in deines Hauſes Schranken
Du ein treuer Vater warſt und biſt,
Das muß dir mit lauter Stimme danken,
Wer ein Mitglied deines Hauſes iſt.
O, wie lohnen wir,
Herzensvater, dir?
Könnten wir dein Lebensglück erhöh'n,
Ha! wir wollten kühn durch Flammen gehn!

Rufe den hervor aus unſrer Mitte,
Der dir kann ein Stab des Alters ſeyn,
Und er wird, nach frommer Kindesſitte,
Tag und Nacht dir ſeine Kräfte weihn.
Du, der funfzig Jahr'
Immer thätig war,
Du verdienſt mit hohem Rechte nun
Auf der Muße Blumen auszuruhn.

Auf die Jubelhochzeit meiner Aeltern.

Am 22. July 1806.

Der Geiſt der Zeit verlacht der Vorwelt Sitten,
Und höhnt die Schweſter oft in Ernſt und Scherz.
Wohl iſt er ihr in Künſten vorgeſchritten,
Doch, was der Kopf gewann, verlor das Herz.

Die Selbſtſucht hat ſich an den Platz gedrungen,
Wo Biederſinn vor grauen Jahren ſtand.
Die Falſche ſpricht mit glatten Doppelzungen,
Und kein Vertrag iſt ihr ein heilig Band.

Ruhm ſey der Zeit, die Euch, ehrwürd'ge Gatten,
Zum Altar ſah mit Jugendſchritten gehn!
Was damahls Hand und Mund gelobet hatten,
Das hielt das Herz ſo feſt, wie Berge ſtehn.

Es treten heut ein halbes Hundert Jahre
Als Zeugen auf, und melden Euer Lob.
Sie ſahn, wie Euch zu einem Muſterpaare
Ein ſeltner Bund von Tugenden erhob.

Ihr liebtet Euch nicht in den Blüthentagen
Der Jugend nur, und auf des Glückes Bahn:
Ihr ſchloſſet ſtets in kummervollen Lagen
Noch inniger Euch an einander an.

Ihr lebtet ganz für Eurer Söhn' und Töchter
Nicht kleinen Kreis, der um Euch her entſtand.
Ihr waret unſrer Wohlfahrt treue Wächter,
Und führtet uns zum Glück mit ſanfter Hand.

Euch gnügte, ſtreng' im eigenen Entſagen,
Ein mäßiges, an Freuden armes Loos;
Doch war für uns ein hoher Wurf zu wagen,
So ſchien, fürwahr! kein Opfer Euch zu groß.

Ihr hättet ſelbſt, bey eines Nothfalls Dringen,
Durch Heldentod das Leben uns gewährt:
Dem Vogel gleich, der, wie die Dichter ſingen,
Mit Strömen ſeines Bluts die Jungen nährt. —

Hoch ſtehet Ihr nun auf des Alters Warte,
Und blickt hinab ins tiefe Lebensthal.
Da liegt vor Euch, wie eine Länderkarte,
All' Eurer Werke ruhmbekränzte Zahl.

O, möchtet Ihr noch lang' hinunter ſchauen,
Von Enkelkindern jubelvoll umtanzt!
Hinunter in die hellen, grünen Auen,
Wo die Erinnerung Euch Roſen pflanzt.

Wer ſo, wie Ihr, auf des Gewiſſens Wage
Stets wog und that, was gut und rechtlich war,
Dem biethet jeder Geiſt verlebter Tage
Der Seelenruh balſam'ſche Blumen dar.

Und Engel winden ſie dereinſt zu Kränzen,
Die kühlend ſich um ſeine Schläfe ziehn,
Und oben, wo die ew'gen Sterne glänzen,
Um ſein verjüngtes Haupt unendlich blühn.

Der Lehrmeiſter.

(Kurz nach einer unglücklichen Schlacht gedichtet.)

Herbey, ihr verzogenen Kinder des Glücks,
Euch rufet das Unglück zur Schule!
Es ſitzet mit düſterer Flamme des Blicks
Auf einem eiſernen Stuhle,
Hält Schlangen des Blitzes in nerviger Hand,
Und Donnergewölk iſt ſein dunkles Gewand.

Voll Unmuth erſcheinet der Zöglinge Schaar,
Und harret der furchtbaren Kunde.
Der Lehrmeiſter ſpäht, wie nach Beute der Aar,
Auf ſie herab in die Runde.
Sein funkelndes Auge weilt hier und weilt dort,
Doch ſeinen Lippen entflieget kein Wort.

Die Winde verwehn, wie ein Körnlein der Saat
Den flüchtigen Wortſchall der Lehren:
Drum will euch der Meiſter durch fühlbare That
Zum Dienſt der Weisheit bekehren.
Landplagen, entrufen dem ſtygiſchen Pfuhl,
Umſtehen gerüſtet den eiſernen Stuhl.

Dem prangenden Krieger, der, ſtolz auf ſein Schwert,
Die Söhne des Friedens verachtet,
Und ſich als das Hauptglied vom edelſten Werth
Am Körper des Staates betrachtet,
Den reißt in die donnernde Feldſchlacht der Krieg,
Und ſcheuchet von ſeinem Paniere den Sieg.

Dem ſchwülſtigen Reichen, der hoch um ſich blickt,
Voll Trotz auf den Götzen im Kaſten,
Und ſteinernes Herzens die Armuth bedrückt,
Statt hülfreich ſie zu entlaſten,
Dem ſtürzen des Krieges Harpyen ins Haus,
Und führen den glänzenden Abgott hinaus.

Den müßigen Schwelger, der bodenlos zecht,
Und Zeit und Habe verpraſſet,
Indeſſen ſein darbendes junges Geſchlecht,
Gleich Schattengebilden, erblaſſet,
Den treibt, mit ehernem Stachel bewehrt,
Die Noth zum Geſchäftstiſch und heimiſchen Herd.

So geißelt manch' anderes Jammergeſchick
Manch' andere Frevler und Thoren,
Und ſchreckt ſie vom ſchlüpfrigen Irrweg zurück,
Wohin ſie ſich taumelnd verloren.
Auch Schuldloſe werden mit Schärfe gewarnt,
Damit ſie nicht einſt noch ein Dämon umgarnt.

Beſtürzung und bleiches Entſetzen durchbebt
Des Unglücks volkreiche Schule;
Die Lehrlinge ſtehen, von Sorgen umſchwebt,
Gebeugt vor dem eiſernen Stuhle;
Doch ſchnell wird die Nacht auf des Meiſters Geſicht
Von Strahlen der Milde verdrängt, und er ſpricht:

„Senkt nicht die Häupter ſo traurig und tief,
Gleich niedergeſchloßeten Halmen!
Ich ſoll, ſo lautet mein Sendungsbrief,
Erſchüttern, doch nicht zermalmen.
Die waltende Macht, deren Diener ich bin,
Lenkt, ſtrafend, zum Guten der Irrenden Sinn.

Werft euch in die Arme der hehren Vernunft,
Folgt ihren beglückenden Lehren,
Und fliehet der Thoren und Klüglinge Zunft,
Die falſche Götter verehren:
Dann wird durch den Donner, der über euch kracht,
Der Boden der Zukunft euch fruchtbar gemacht!“

Der Kornwucherer und die Kartoffel.

Der Wucherer.

Ewig ſey von mir verflucht,
Du verhaßte Pöbelfrucht!
Dich gebar der Schooß der Erde
Für den Schlund der Borſtenheerde;
Doch des Menſchen Sparſucht hat
Aus des Maſtviehs dunkeln Koben
Dich auf ſeinen Tiſch erhoben,
Und nun eſſen Dorf und Stadt
Ohne Scham an dir ſich ſatt.
Pfuy, o pfuy! iſt das zu loben?

Die Kartoffel.

Lange von der Welt verkannt
War ich in den Stall gebannt,
Bis der Menſch, von Noth gewitzet,
Heil und Segen in mir fand.
Sprich, warum des Zornes Brand

Drob aus deinen Augen blitzet?
Glückt's der Eichel doch, wie mir!
Sie, auch ſonſt nur Nahrungsquelle
Für das wüſte Rüſſelthier,
Schwang ſich an des Koffee's Stelle
Und des Ebers Koſt wird jetzt
Gar als Leckerey geſchätzt.

Der Wucherer.

Blühteſt Du nur in der Hölle!
Was geht mich die Eichel an?
Sie hat mir kein Leid gethan.
Aber du, des Pöbels Weide,
Die den Hunger wohlfeil ſtillt,
Du haſt Schuld, daß mein Getreide
Nie nach meinem Wunſche gilt!
Taugteſt du, dich aufzubügeln,
Wie das Korn im Magazin,
O, ich eilte dann auf Flügeln,
Dich weither an mich zu ziehn,
Und dich bis zu Mangeljahren
Unter Schlöſſern zu bewahren:
Doch, du Schandkind der Natur,
Dauerſt wenig Monden nur!

Die Kartoffel.

Schönes Loos, ſo früh zu ſterben
Für das Lebenswohl der Welt!
Wucherer, dein Durſt nach Geld
Würde Tauſende verderben,
Die durch mich ein Gott erhält!

Des Sängers Amt. 1807.

Der Freude Thron umſchwebt die Zeit
Oft allzu raſch auf leichtem Schwalbenflügel;
Doch mit der Schnecke Langſamkeit
Umſchleichet ſie der Freude Todtenhügel.

Ach! welches große Freudengrab
Iſt Deutſchland jetzt, bedeckt mit Kriegeswunden!
Gebrochen iſt der Hoffnung Stab,
Verzweiflung zählt die bleyernen Secunden.

Wer mit der Menſchheit wohl es meint,
Muß mannhaft ſich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der troſtlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beſchwingen.

Sinngedichte.

Frühlingsgeſpräch eines Landwirths mit ſeinem Freunde.

Der Landwirth.

Ein warmer Regen nur! Dann ſteigt im ſchönſten Flor
Schnell alles aus der Erd' empor.

Der Freund.

O weh! das wär' für mich ein trauriger Gewinn!
Ich habe, Gott ſey Dank! zwey böſe Weiber drin.

Der Schmarotzer.

Was ſchmeichelt und was kriecht Herr Schleich,
Um einer guten Mahlzeit willen!
Dem Eimer eines Ziehborns gleich,
Bückt er ſich tief, um ſich zu füllen.

Der Luftſchiffer von Handwerk.

Ihr Menſchen klaget für und für,
Ihr könntet von der Luft nicht leben:
Seht dort das Wundermännchen ſchweben!
Das lebt von ihr.

Der Flucher.

„Hohl' mich der Teufel!“ flucht der Vater vieler Bücher,
Herr Bar, beym dritten Wort; doch ſicher
Führt Lucifer ihn nimmer in ſein Haus.
Der iſt zu klug, dieß Unheil ſich zu ſtiften!
Es löſchte ja der Strom von Barens Waſſerſchriften
Das ganze Höllenfeuer aus!

Als Rector Severus eine poetiſche Anthologie mit ſcharfen kritiſchen Noten herausgab.

Er pflanzte, daß wir ihn auch hier als Schulherrn finden,
Jüngſt einen Muſenhain, um Ruthen drin zu binden.

Die Brillenmode. 1809.

Mit Brillen zogen längſt die Spanier in Schaaren,
Und dennoch ging, wie blind, zum Abgrund jüngſt ihr Lauf.
Wir Deutſchen ſetzten erſt, als wir gefallen waren,
Bedächtig unſre Brillen auf.

Mars und Venus.

Im Ehe-Almanach droht Mars, als böſes Zeichen,
Viel Fährlichkeit dem Haupt vom Eheſtaat:
Denn manche ſchöne Frau will ganz der Venus gleichen,
Und ahmet nach, was dieſe that.

Ewige Neuheit.

Der größten Dichter Nahmen alten
Gar wunderſchnell dem deutſchen Publikum;
Doch läßt ſchon faſt ein halbes Säkulum
Hans Schlaff den ſeinigen in Taſchenbüchern walten.
Und immer glaubt man überall,
Man ſäh' ihn jetzt zum erſten Mahl.

Deutſchland oder Teutſchland?

Wir Söhne der Uneinigkeit,
Wir lagen um den Kopf vom Nahmen
Des Vaterlands in ew'gem Streit,
Und ſahn, eh' wir zur Einung kamen,
Den Körper ſelbſt zu Trümmern gehn.
Wie konnt' auch ſo ein Reich beſtehn!

Die ſitzende Jungfrau.*)

Jungfräulich ſaß Europa ſtill;
Auf Einmahl hörte ſie viel Schwerter um ſich wetzen.
Da ſtand ſie heftig auf, und will
Seitdem ſich noch nicht wieder ſetzen.

Der Geiz des Alters.

Wie thöricht iſt doch das Beginnen der Alten,
Die jeden Heller an Ketten halten!
Sie ſtehen am Ziel ihres Wegs durch die Welt,
Und ſorgen noch ängſtlich für Reiſegeld.

---

*) Auf Landkarten, nach der Vorſtellung alter Geographen.

Ehrenrettung.

Der Stadt N. N. Familientheater
Iſt, beym Apoll! von trefflichem Gehalt;
Und dennoch gab's ſo manchen Grillenvater,
Der dieſen Kunſtverein, als unnütz, ſchalt.
Doch zur Beſchämung ſolcher Ehrendiebe
Hat die Geſellſchaft nun, in kurzer Friſt,
Durch drey bildſchöne Kinderchen der Liebe
Beweis geführt, daß ſie — fruchtbringend iſt.

Das Heilmittel.

Keck ſendet ein Fantaſt — ich mag ihn jetzt nicht nennen —
Gedruckten Aberwitz an manches Fürſtenhaus,
Und wirkt dafür ſich goldne Doſen aus.
Nun immerhin! Wer wollt' es ihm nicht gönnen?
Der kranke Mann wird ſie ſehr nützlich brauchen können:
Er ſchnupfe Nieswurzpulver draus!

Die Mitgift.

Wo man Megärens Geiſt bey großem Brautſchatz trifft,
Wird oft dem Bräutigam die Mitgift wahres Gift.

Auf den Tod einer alten Kriegsgurgel.

Klaget um den edeln Kampfgeſellen,
Der ſo oft die Stirn dem Feinde both!
Schwert und Feuer konnten ihn nicht fällen;
Aber auf des Lebenswaſſers Wellen
Schwamm durch ſeinen Schlund der Tod.

Der Geſchäftige.

Rath Wilm verſchickt viel Sand in Briefen weit und breit,
Als würde flugs der Gang der Reichsgeſchäfte ſtocken,
Ließ' er der Schrift zum Trocknen Zeit. —
O Lug und Trug der Eitelkeit!
Die Briefe, die er ſchreibt, ſind von Natur ſchon trocken.

Die Ausnahme.

Ihr Deutſchen machet euch vom Sprachgemenge los!
Doch mögt ihr *General* ſtatt *Feldherr* manchmahl ſchreiben.
Das hohe deutſche Wort gebührt den Tapfern bloß,
Die Herr'n vom Felde bleiben.

Der Widerſpruch.

Ein Zoilus der heut'gen Welt
Sagt von der Dichtkunſt frech und trocken,
Es laſſe ſich damit kein Hund vom Ofen locken,
Und ſieh, er ſelber kommt und bellt!

Guter Rath.

Um ſeltne Nahmen iſt jetzt oft bey Taufen Noth;
Wer aber einen wünſcht zu haben,
Bey dem ihm nicht Nachäffung droht,
Der nenne ſeinen Knaben
Judas Iſcharioth!

Die Bärte.

Wie lang die Bärte ſind um Lippe, Wang' und Kinn!
Man ſoll ſich jetzt umringt von lauter Helden wähnen.
Doch mancher Großbart hat, im ſprüchwörtlichen Sinn,
Kein Härchen auf den Zähnen.

Die Seelenkäufer. 1810.

Sie, die im Blutkauf nicht ermüden,
Sie kommen goldbeladen über's Meer,
Und ſehn beſtürzt ſich um: denn ach! der Markt iſt leer,
Und nichts zu kaufen mehr, als — Frieden.

Räthſel.

1.

Eine Schaar ungleicher Menſchenkinder
Wohnt in *Einem* Hauſe, Kopf an Kopf;
Hier ein Fürſt und dort ein Beſenbinder,
Oder ſonſt ein armer, kahler Tropf.

Um ein kleines Häuflein ächter Weiſen
Drängen ſich Fantaſten, wie ein Meer.
Viel Bewohner thaten große Reiſen,
Andre ſind, in keinem Sinn, weit her.

Manche ſchwatzen, wie die Fiſchmarktsweiber,
Platt und albern in den Tag hinein;
Und ſogar verruchte Straßenräuber
Miſchen ſich in dieſe bunten Reih'n.

Aber ſämmtliche Geſellſchaftsglieder,
So verſchiednen Geiſtes ſie auch ſind,
Leben einig, wie vertraute Brüder,
Und betrüben nicht das kleinſte Kind.

Mächtig herrſcht der Hauswirth unter ihnen,
Und ſie haben Dach und Fach nicht frey:
Alle müſſen Geld dafür verdienen,
Und er will, daß keiner müßig ſey.

Ihr Quartier beſtimmt er nach Behagen,
Und verändert's oft nach ſeinem Plan.
Sind die alten Kleider abgetragen,
Schafft er ihnen neue wieder an.

Sie gehorchen ihm wie Sklavenſeelen,
Und die wildſten Räuber halten ſtill,
Wann er ſie hervor zieht aus den Höhlen,
Um ſie aufzuliefern, wem er will. —

Werther Leſer, dich herum zu necken,
War mein Räthſel nun genug bemüht.
Kannſt du mir geſchwind den Ort entdecken,
Wo man jene Menſchenkinder ſieht?

2.

Von ſeiner hohen Rednerbühne
Schaut er bequem herab ins Grüne,
Ergötzt ſich ſehr an ſeinem werthen Ich,
Und ſpricht, wie manche Herren Literaten,
Für's Leben gern von ſich, und immer nur von ſich.
Man meint, er thäte Wunderthaten;
Doch iſt der lächerliche Fant
Der größte Taugenichts in ſeines Königs Staaten,
Und allgemein dafür bekannt.
Er ſorgt kaum, wie man ſagt, für ſeiner Kinder Frommen,
Und ſeine Frau hat gleichen Sinn:
Sie ſchwatzt, wie er, die Zeit nur müßig hin,
Und zwingt ſogar — wenn wir die Sache recht vernommen —
Mit Liſt oft eine Nachbarin,
An ihrer Statt ins Wochenbett zu kommen.

3.

Ich bin ein Geſchenk, das Liebe bezeugt,
Ein Thier, das Flügel hat, aber nicht fleugt,
Ein Sturm, den der Dämon der Zwietracht erregt,
Und doch ſich mit Jenen gleichnahmig verträgt.

4.

Ihm flucht im Meer der Waſſermann,
Doch ein verſetzter Buchſtab kann
Bey jedem frommen Türken
Verehrung ihm bewirken.

5.

Es giebt wo einen Hof, — er liegt zwar in der Ferne,
Doch kennen wir ihn alleſammt —
Da glänzen keine Ordensſterne.
Da findet man kein Marſchallamt,
Nicht Kammerherr'n, nicht Edelknaben,
Kurz, alles nicht, was andre Höfe haben.
Der Fürſt, den dieſer Hof umringt,
Beſtrebt ſich, wie von ihm ſo mancher Dichter ſingt,
Durch ſanfte Huld den Menſchen zu gefallen;
Doch hat man ſonſt von ihm nicht eben viel Gewinn:
Denn, ohne Macht, iſt er nur einer der Vaſallen
Von einer größern Königin.

6.

Aufrichtigkeit iſt ihm Geſetz und Pflicht.
Wie ſehr die Damen auch nach ſeinem Lobe dürſten,
Er ſchmeichelt ihnen dennoch nicht,
Und ſagt ſogar den höchſten Fürſten
Die Wahrheit kühn ins Angeſicht.

7.

Wer Luſt hat, ohne Hehl und Zagen
Die Wahrheit Jedermann zu ſagen,
Braucht einen Mund, wie ich, von Stahl.
Wenn ich Putzjungfer den nicht hätte,
Verbrennt' ich mir ihn tauſendmahl
Bey meiner Herrſchaft Toilette.

8.

Ich bin ein Marterholz, bin vieler Herren Knecht,
Und kärglich nährt mich der, den ich ernähre.
Mich hudeln Hans und Kunz, bald nüchtern, bald bezecht,
Und Manchen dünkt' es wohl für ſeinen Gulden recht,
Wenn ich ein Sonnenadler wäre.
Ey, großen Dank! Dann wippt' ich meinen Gaſt,
Trotz ſeinem Stachel, ſeinem Prügel,
In einen tüchtigen Moraſt,
Und flöge frey hin über Thal und Hügel.

Doch, eitler Wunſch! — Was nützten mir die Flügel?
Sie endeten doch nicht mein Leid.
Das lehrt mich der Erfahrung Spiegel;
Denn ein Herr Ohm von meiner Wenigkeit
(Der einen wohlbekannten Nahmen
Aus einer fremden Sprache führt)
Ward einſt von Götterhand mit Fittichen geziert,
Und wird denn doch von Herr'n und Damen
Seit jener grauen Zeit bis jetzt
Ganz unbarmherzig abgehetzt.

9.

Er ſtellet ſich, er heiße wie er will,
Sammt vier und zwanzig Brüdern ſtill
Und kerzenſteif in viele tauſend Gaſſen,
Und bildet ſo des Räthſels Vorderglied,
Das man bey allen Menſchenklaſſen,
Nur nicht bey rohen Wilden, ſieht.

Man geb', im Fall das Rathen Mühe macht,
Auf jenen Schulmonarchen Acht!
Dort ſitzet er voll Ernſt auf ſeinem Throne,
Das Hinterglied des Räthſels in der Hand,
Und macht dem jungen Weisheitsſohne
Die ganze Brüderſchaft bekannt.

10.

Er trägt das, was er ſucht, auf ſeinem eignen Leibe,
Und ſorgte mit Muſik für's Blatt, auf das ich ſchreibe.

11.

Die Thoren laſſen mich ſelten ruhn;
Der Weiſe giebt mir wenig zu thun.
Nur einfach hat mich der Biedermann,
Doch doppelt der Falſchheit und Argliſt Geſpann.
Mich faßt die Gerechtigkeit ſcharf ins Geſicht,
Indem ſie wäget auf ihrer Wage,
Und dennoch dreſchen auch alle Tage
Viel Rechtsverdreher mit mir vor Gericht.

12.

Der fleißigſten Geſchöpfe Feind
Iſt er, den dieſes Räthſel meint;
Ihm dient ihr Blut als Nahrungsmittel,
Er ſelbſt, der Schuft, arbeitet nicht,
Und iſt ein ſchwacher, kleiner Wicht,
Doch führt er einen großen Titel.

13.

Ich gehe, ſpreche, ſpiel' und ſinge,
Doch, nimmer müde, ſchlaf' ich nicht.
Rund, gleich des Vollmonds hellem Ringe,
Iſt mein bedeutendes Geſicht.
Ich ſchaue, ſonder Furcht bey Stürmen,
In Rieſengröße von den Thürmen;
Doch hab' ich auch in Zwerggeſtalt
In Zimmern meinen Aufenthalt.

Sey wer du willſt — ſey Volksregierer,
Sey auch der ärmſte Erdengaſt —
Ich bin der treue Rechnungsführer
Des größten Schatzes, den du haſt!
Und trügſt du Peru's Gold zu Haufen,
So kannſt du nicht zurück erkaufen,
Was in Verluſt mein Griffel ſchrieb.
Drum ſpare, was dir übrig blieb!

Langbein's

Neuere Gedichte.

Zweiter Theil.

Stuttgard,
in der Cottaiſchen Buchhandlung.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verzeichniß des Inhalts.

Balladen und Romanzen.

Seite.
Die weiße Roſe. 1811. 3
Rechenbergs Knecht. 1812. 12
Der Kater. 1811. 16
Der ſteinerne Freund. 1810. 21
Das Glockenſeil. 1812. 33
Der goldene Hut. 1812. 41
Peters Heirath. 1811. 46
Das blinde Roß. 1813. 49
Die Verſuchung. 1813. 55
Der Strohmann. 1813. 63
Der Papagey. 1814. 70
Das Räthſel. 1815. 76
Der Mund und die Augen. 1814. 78
Herr Ego. 1812. 84
Die goldene Gans. 1815. 88
Die Büßerin. 1815. 113
Das Weitzen-Orakel. 1816. 120
Die Feuersbrunſt. 1816. 133
Der Zaubertiſch. 1816. 137
Das Spielzeug. 1817. 161
Die Hinterthür. 1818. 164

Seite.
Der Felſenhut. 1817. 168
Der graue Rock. 1817. 171
Die arme Frau und der Mönch. 1817. 173
Der Liebenbach. 1818. 176
Hans Leu. 1819. 180
Notburga. 1819. 192
Die Faſtnacht. 1818. 204

Lieder.

Zueignung an alle Freunde des Geſanges. 1820. 213
Des Pförtners Bericht. 1810. 215
Der Hirtin Wahl. 1810. 219
Julie vor dem Spiegel. 1811. 221
Ständchen eines Geizigen. 1811. 222
Die beiden Vogel. 1812. 224
Der Trinker an den Veteran der Liebe. 1810. 226
Luiſe an den jungen Nachbar. 1812. 229
Das Großvaterlied. 1812. 230
Das Amtmann-Spiel. 1813. 232
Das Kirchweihfeſt. 1813. 237
Freuden des Lebens. 1812. 241
Trinklied für alte Herren. 1814. 244
Trinkſprüche. 1816. 246
Bunte Reihe. 1818. 249
Das Trinkgelübde. 1818. 252
Lied für einen fröhlichen Abend. 1819. 254
In Sandländern zu ſingen. 1815. 257
Verwandlungen. 1817. 259
Die Zauberin wider Willen. 1820 263

Erzählungen und Fabeln.

Seite.
Sanct Petrus und die Geiß. 1810. 267
Der Reifrock. 1812. 273
Der kleine Gerngroß. 1811. 280
Der Grämling und der Frohſinnige 1812. . . . 284
Die Wegweiſer. 1812. 286
Die Wachtel und ihre Kinder. 1811. 290
Die Lehre der Mutter. 1812. 292
Der Krebs und die Schlange. 1812. 294
Die Auſter. 1812. 295
Der Köhlerglaube. 1814. 298
Das Spiel am Sabbath. 1815. 300
Der Wunſch. 1815. 302
Die Beichte. 1812. 303
Der Sünder und ſein Kind. 1815. 304
Die Marien-Fäden. 1818. 309
Das Trotzköpfchen. 1814. 312
Vergebliche Freude. 1818. 314
Beſenſtolz. 1812. 316
Der Hut mit Sitz und Stimme. 1818. 317
Der Weiberfeind. 1819. 319
Schälke muß man mit Schälken fangen. 1812. . . 320

Denkmale der Achtung und Freundſchaft.

An meinen Vater. 1813. 329
An den Oberſchulrath Eſchke. 1811. 332
Auf Eſchke's Tod. 1811. 334
An Auguſte Eſchke. 1812. 336
Ehrengedächtniß meiner Freundin Auguſte. 1815. . . 337

Seite.

An Karoline Bardua. 1820. 340
An Wilhelmine Bardua. 1820. 342
An C. H. Wolke. 1820. 344
An Karl Graßhof. 1819. 346

Vermiſchte Gedichte.

Das Geſpräch im Felleiſen. 1811. 349
Peters Betrachtungen über die Wochentage. 1811. . 353
Das Herzfenſter. 1816. 355
Freundſchaft. 1812. 357
Der Buchſtab R. 1815. 358
Die Halbheit. 1814. 360
Deutſche Volkstracht. 1815. 362
Der Spruchſprecher. 1817. 363
Neujahrswunſch für jedermann. 1812. 368
Der Ehevertrag. 1811. 370
Der Fund. 1818. 373
Die fünf Zeitwörter. 1819. 378
Ottmar und ſein Mantel. 1812. 379
Von der Katze, die bey Hofe ſpeiſte. 1819. . . 381
Dichter und Wechler. 1815. 384
David Unſterns Klagelieder. 1819. 385
Denkſprüche und andere Einfälle. 392

Balladen und Romanzen.

Die weiße Roſe.

Vor Zeiten lebt' an Lübecks Dom,
Nach Chroniken-Berichte,
Ein Stiftsherr Theodulf, der Ohm
Von einer ſchönen Nichte.
Der fromme Mann erfuhr das Leid,
Daß ihm die treugepflegte Maid
Des Lebens Reige trübte,
Dieweil ſie gegen ſein Verbot,
Umſonſt gewarnt, umſonſt bedroht,
Den Stiftsherrn Raimund liebte.

Herr Raimund, ein noch junger Fant,
Durchſchwärmte wild ſein Leben,
War bey der Spielbank wohlbekannt,
Und ſchwelgt' im Saft der Reben.
Darum ermahnt' ihn oft der Greis:
„Fleuch, Jüngling, fleuch das breite Gleis
Zu Satans Flammengrube!“
Doch Raimund, nicht dadurch erbaut,
Verlachte dieſe Warnung laut,
Und blieb ein lockrer Bube.

Der Alte wies, aus Oheimspflicht,
Ihn nun von ſeiner Thüre,
Damit der rohe Wildfang nicht
Gertruden einſt verführe.
Nach dieſer Hausverweiſung war
In Gram verſenkt das Liebespaar,
Und letzte ſich mit Briefen,
Die heimlich ein paar Monden lang,
Voll Klagen über Zwang und Drang,
Raſch hin und wieder liefen.

Doch Liebe, wie ſie Plato heiſcht,
War nicht des Lüſtlings Sache.
In der Begierden Plan getäuſcht,
Dacht' er auf Liſt und Rache.
Er ſann umher, die Scheidewand,
Die zwiſchen ihm und Trudchen ſtand,
Auf ewig einzuſtürzen,
Und dem, der Schmach auf ihn ergoß,
Als er ſein Haus ihm ſtreng verſchloß,
Die Lebensbahn zu kürzen.

Um, ſonder Beyſtand eines Gifts,
Durch Schreck dieß zu erzielen,
Wollt' er im grauen Dom des Stifts
Des Todes Rolle ſpielen.
Der Tod erwies zu jener Zeit
Den Stiftsherr'n dort die Höflichkeit,
Sich ihnen anzuſagen:
Wer da, wo er im Chore ſtand,
Früh eine weiße Roſe fand,
Der ſtarb nach dreyen Tagen. —

Nachtſchwärmend liebte Raimund nicht
Den frühen Dienſt der Mette,
Doch ſprang er noch bey Sternenlicht
Einſt Morgens aus dem Bette;
Und eine Roſe, wie der Tod
Gewöhnlich ſie den Stiftsherr'n bot,
Trug ſein verwegner Affe
Hin an des Feindes Kirchenort,
Damit des Schreckens ſtiller Mord
Ihn von der Erde raffe.

Vollführt war ſchnell der böſe Streich,
Und Trudchens frecher Buhle
Schlich wohlgemuth und hoffnungsreich
Zu ſeinem eignen Stuhle.
Er war im Tempel noch allein,
Bald aber trat der Ohm herein,
Sah auf dem Pult die Roſe,
Und mit des Schreckens ſtarrem Blick
Fuhr bleich er einen Schritt zurück
Vor ſeinem Todesloſe.

Doch mit geſchwind ermanntem Sinn,
Und langſam, ernſt und ſchweigend,
Ging er zu Raimunds Seſſel hin,
Die Sterbeblume zeigend.
Da ſprang, als flammt' um ihn ein Blitz,
Der Heuchler auf von ſeinem Sitz,
Und rief mit Händeringen:
„Welch grauſes Schickſal, das Euch droht!
Ach, warum konnte mir der Tod
Nicht dieſe Roſe bringen!“

„Mich däucht, er hat ſie Euch gebracht!“
Sprach Theodulf entſchloſſen.
„Ihr nährt den ſprießenden Verdacht
Durch Eure Gleißnerpoſſen!
Ich war der Erſte heut im Chor,
Doch keine Blume fand ich vor,
Und grüßte dann im Garten,
Des Lebens froh, den jungen Tag,
Um dort der Mette Glockenſchlag
Luſtwandelnd zu erwarten.“

„Wie?“ — zürnte Raimund: „Ihr erregt
Mir Zwiſt im Heiligthume?
Ihr meint, ich hätt' Euch hingelegt
Die mir beſtimmte Blume? —
Verleumdung, die gen Himmel ſchreit!
Es hat noch funfzig Jahre Zeit,
Eh' ich ein Röslein finde.
Doch Ihr habt's nicht zu früh gefaßt!
Euch drückt bereits der Jahre Laſt
Hinab zum ſchwachen Kinde!“

„Still!“ — ſprach der Greis mit weichem Ton:
„Was Gott will, das geſchehe!“
Sein Aug' ward hell, als ob es ſchon
Den Himmel offen ſähe.
Er blickt' aufs Röslein nun mit Luſt,
Barg's im Gewand an ſeiner Bruſt,
Kniet' an dem Pulte nieder,
Schloß zum Gebete Hand in Hand,
Und mit geſtärktem Muth erſtand
Er aus dem Staube wieder.

Und als die Mette war vollbracht,
Sagt' er den Amtsgenoſſen
Für dieſes Leben gute Nacht,
Und ihre Zähren floſſen.
Aus ihrem Kreiſe dann hinaus
Eilt' er zur Wohnung, um ſein Haus
Unſäumig zu beſtellen.
Gertrude zwang ſich Thränen ab,
Und flog im Geiſt hin über's Grab
Ans Herz des Buhlgeſellen.

Den Tod erwartend, ſchied der Ohm
Von allen Weltgeſchäften;
Doch, Wunder! ihn durchfloß ein Strom
Von neuen Lebenskräften.
Das Alter, das ſein Mark entſog,
Das ihm ſchon längſt den Nacken bog,
Schien plötzlich zu entweichen,
Und ihm herab aus Sonnenglanz
Ein Gott den friſchen Blüthenkranz
Der Jugend darzureichen.

Die Kunde flog zu Raimunds Ohr.
„Hum!“ ſagt' er keck: „es ſprühet
Sein Lämpchen noch ein Mal empor,
Eh' ganz der Docht verglühet.“ —
So baut' er feſt auf ſeinen Trug,
Ließ ſeiner Luſtgedanken Flug
Von keiner Grille ſtören,
Und ſchlief vergnügt die dritte Nacht
Im Arm der Hoffnung, früh erwacht,
Des Feindes Tod zu hören.

Doch als ihn durch ihr Zauberland
Die Fee der Träume führte,
Fühlt' er mit Grauſen eine Hand,
Die eiskalt ihn berührte.
Sie faßt' ihn hart, ſie rüttelt' ihn,
Und ſeinem ſtarren Blick erſchien
Hohläugig, gelb und hager,
Ein ſchauderhaftes Schreckenbild,
Das ſtand, in Leinwand eingehüllt,
Baumlang vor ſeinem Lager,

„Bereite dich,“ rief's hohl ihm zu,
„Bereite dich zum Sterben!
Die weiße Roſe bracheſt du
Dir ſelber zum Verderben!
In wenig Stunden gleichſt du ihr! —
Doch wird hinfort kein Stiftsmann hier
Vor dieſer Blume beben:
Denn allen, die der Himmel ruft,
Sollſt du durch Klopfen in der Gruft
Das Todeszeichen geben.“ —

Der Geiſt verſchwand, und Raimund lag
Im Bette, wie erſchlagen.
Er ward zur Gruft den dritten Tag,
Bey Sturm und Blitz, getragen.
Und als er ſchon zehn Jahre ſchlief,
Klopft' er zum erſten Mal, und rief
Damit den Feind zum Grabe;
Und die Legende ſagt, daß er
Des Todes Heroldsamt nachher
Stets ſo verwaltet habe.

Rechenbergs Knecht.

Es lebt' einmal im ſchönen Lande Meißen
Ein Ritter, Kurd von Rechenberg geheißen.
Er hatte Haus und Hof und viel Geſind',
Und jeden Diener hielt er wie ſein Kind.

So gütig war kein Herr in weiter Runde;
Kein hartes Wort entſchallte ſeinem Munde.
Der Diener Trägheit oder Ungeſchick
Beſtrafte nur ein Wink, ein ernſter Blick.

Einſt kam, dem Anſehn nach, aus fremdem Lande,
Ein junger Burſch in dürftigem Gewande,
Der, klagend über Armuth, Drang und Noth,
Beſcheiden ſich zu Dienſten anerbot.

Der Ritter ſagte: „Willſt du redlich dienen,
So biſt du mir willkommen hier erſchienen.
Ich öffne mit Vertrauen dir mein Haus;
Da richte, was dir obliegt, wacker aus!“

Der neue Diener, der Georg ſich nannte,
Flog wie ein Pfeil, wohin ſein Herr ihn ſandte,
Und Glück und Heil und Wunderſegen ſchien,
Wo ſeine Hand ſich regte, zu erblühn.

Auf wüſten Feldern, die ſein Pflug berührte,
Schwand das Geſtein, als ob's der Wind entführte,
Und Aehren wogten über ödes Land,
Wo vormals nur die Diſtel einſam ſtand.

Einſt ging der Ruf von Feinden in der Nähe;
Der Ritter ſprach: „Georg, reit' auf die Spähe!“
Er jagte fort, kam bald zurück ins Schloß,
Und zwey gefüllte Säcke trug ſein Roß.

Da fragte Kurd: „Was klirrt am Sattelkiſſen?“ —
„Hufeiſen ſind's, den Pferden abgeriſſen;
Die Feinde ſchlichen, eilig war's gethan,
Und nun hat's Zeit, bevor ſie ſich uns nah'n.“

Ein ander Mal gab ihm ſein Herr ein Schreiben:
„Ich bitte dich, den Klepper anzutreiben;
Der Ort iſt fern, die Sonne geht ſchon tief,
Und Eile fodert höchlich dieſer Brief.“

Drey rauhe Meilen waren zu beſiegen,
Und er verſprach, dem Vogel gleich zu fliegen;
Doch nach Verlauf der nächſten Stunde traf
Ihn Kurd im Stall, verſenkt in feſten Schlaf.

„Georg! Georg! geflügelt ſind die Stunden!
Iſt dir mein Auftrag aus dem Sinn entſchwunden?“
Erſchrocken fuhr vom Stroh der Jüngling auf:
„Da, lieber Herr, iſt ſchon die Antwort drauf!“

Des frommen Ritters Angeſicht erbleichte,
Als ihm Georg hiermit ein Brieflein reichte,
Und er mit ſtillem Grauſen drin die Hand
Des weit von ihm entfernten Freundes fand.

„Sprich!“ hub er an, als er das Blatt geleſen:
„Von wannen ſtammſt du, räthſelhaftes Weſen?
Ein düſteres Geheimniß ſchwebt um dich,
Und du biſt traun kein Sterblicher, wie ich!“

Jetzt, wie berührt mit einem Zauberſtabe,
Verwandelte ſich ſchnell der Wunderknabe.
Er, ſonder Anmuth ſonſt und aſchenbleich,
Ward einem Engel nun an Schönheit gleich.

Und dieſe Rede floß aus ſeinem Munde:
„Der Herr der Herren giebt durch mich dir Kunde,
Wie wohl es ihm, der alles ſieht, gefällt,
Wenn hold und mild ein Dienſtherr ſich verhält.

So thateſt du an mir und andern Knechten,
Und Gott belohnt die Thaten der Gerechten.“ —
Er ſagte dieß, erhob ſich in die Luft,
Und Jenem blühte Glück bis an die Gruft.

Der Kater.

„Heh! guten Abend, liebes Weibchen!
Biſt noch geſund?
Und hielt'ſt du, wie ein treues Täubchen,
Den Ehebund?“ —
So kam, nach ſeiner rauhen Weiſe,
Der Ritter Franz von einer Reiſe,
Und ſah, geplagt von düſterm Wahn,
Das junge Weiblein forſchend an.

„Sey tauſendmal willkommen, Lieber!“
Rief Klärchen aus.
„Doch ach! du bringſt dein altes Fieber
Zurück ins Haus!
Wirſt du denn nie davon geſunden,
Und ewig mein Gemüth verwunden?
Wie ſchlecht wird Redlichkeit belohnt!
Du ſuchſt Verrath, wo Treue wohnt.“ —

„Das wird ſich morgen früh ergeben;“
Antwortet' er.
„Von einem Zaubrer komm' ich eben
Deßhalben her.
Ich fragt' ihn, wie du dich gehalten;
Da mahlt' er gräuliche Geſtalten
Auf drey Papierchen, klein und fein,
Und gab ſie mir, wie Pillen, ein.“

„Hat Klara, ſprach er, loſe Sünden
Geheim gewagt,
So wird's ein Wunder dir verkünden,
Wann's morgen tagt.
Du wirſt von Anſehn und Geberden
Ein rabenſchwarzer Kater werden,
Und bleibſt vom Menſchenthum getrennt,
Bis Klara ihre Schuld bekennt.“

„Was ſagſt du zu dem Prophezeien? —
Ach! liebe Frau,
Mich wandelt's oft ſchon an, zu ſchreien:
Miau! Miau!
Die Maus, die ſonſt mir Graun erweckte,
Wann ich ſie nur von fern entdeckte,
Die däucht mir jetzt das ſchönſte Thier.
Ey, wäre flugs doch eine hier!“ —

„O Gott! du machſt mir angſt und bange!"
Schrie Klärchen auf.
„Du nährſt im Buſen keine Schlange,
Verlaß dich drauf!
Doch welche Thorheit deiner Mucken,
Die Hexenpillen zu verſchlucken!
Verkatert dich der böſe Mann,
Ich bin fürwahr nicht Schuld daran!" —

„Kind, warſt du treu, was giebt's für Sorgen?"
Verſetzte Franz.
„So flicht dir ja der nächſte Morgen
Der Tugend Kranz.
Jetzt, gutes Weibchen, laß uns eſſen,
Und jenes Zauberkrams vergeſſen!
Bring' uns ein Fläſchlein alten Wein,
Und dann getroſt ins Bett hinein!"

Sie ruhten unter Einer Decke,
Wie jede Nacht.
Der Ritter ſchlief in ſeiner Ecke,
Von Angſt bewacht:
Denn jedes Spuk- und Zaubermärchen
Fand Glauben bey dem frommen Klärchen,
Und des Gemahls Verwandlung war
Ihr eine mögliche Gefahr.

Doch wichen ihrer Furcht Geſpenſter,
Da nichts geſchah,
Als ſchon der Morgen durch die Fenſter
Rothwangig ſah.
Sie huſchte von des Schläfers Seite,
Daß ſie den Imbiß ihm bereite,
Und als daran nichts mehr gebrach,
Flog ſie zurück ins Schlafgemach.

Welch Schrecken! An des Ritters Platze
Saß ernſt und ſtumm
Ein rabenſchwarzer Mann der Katze,
Und ſah ſich um.
Aufſchreiend: „Ach, daß Gott erbarme!“
Schloß ihn ſchön Klärchen in die Arme,
Und drückt' ihn voll Verzweiflungsſchmerz,
Mit Thränen beichtend, an ihr Herz.

„Ach, Franz, mich ſtraft des Himmels Ruthe
Nach Jahres Friſt,
Weil da mich einſt bey frohem Muthe
Dein Ohm geküßt! —
Nichts Schlimmers hab' ich zu bekennen,
Müßt' ich mich auch vom Leben trennen,
Und ſtände vor dem Herrn der Welt,
Der das Gericht der Seelen hält.“ —

Als ſie, im Buſen eine Hölle,
So ſprach und ſchwor,
Fuhr plötzlich unter'm Bettgeſtelle
Der Schalk hervor.
„Da bin ich!“ rief er mit Gelächter.
„Vergieb, du Stern der Erdentöchter,
Vergieb mir wunderlichem Mann
Den finſtern Schwank, den ich erſann!“

„Der Gang zum alten Hexenvater
War bloß erdacht,
Und von der Reiſe ward der Kater
Still mitgebracht.
Wohl war ſie hart, die Feuerprobe,
Die du beſtandſt zu deinem Lobe,
Doch Mißtraun, Wahn und Eiferſucht
Schlug ſie auf ewig in die Flucht.“

Der ſteinerne Freund.

In Galliens alter Ritterwelt
War vor undenklichen Jahren
Herr Conſtant in allem ein tüchtiger Held,
Nur nicht im häuslichen Sparen.
Er hatte mit Jubel und frohem Muth
Sein großes ländliches Ahnengut
Vertrunken, verritten, verfahren.

Gedrängt von der heimiſchen Vaterflur
Erkor er ein Städtlein zum Wohnen,
Da raucht' auf ſeiner Tafel oft nur
Ein magres Gericht von Bohnen:
Doch ſchmückte ſein Haus, wie ein Edelſtein,
Ein zartes, roſiges Töchterlein,
Das hielt er höher als Kronen.

Längſt lag in der Erde kühlem Schooß
Des Fräuleins Mutter begraben;
Doch klug zog Conſtant die Kleine groß,
Um Freud' im Alter zu haben.
Er ſcheuchte von ihrer Schönheit Glanz
Den ringsher kreiſenden Mückentanz
Buhlſinnig ſchmeichelnder Knaben.

So war denn frey von mancher Gefahr
Die liebliche Margot geblieben,
Und hatte ſich bis in ihr ſechzehntes Jahr
Die Zeit mit der Nadel vertrieben.
Wenn aber ein Mädchen ſeit ſolcher Friſt
Den Kinderſchuhen entwachſen iſt,
So will es endlich auch lieben.

Sie, der die Männer von Fleiſch und Bein
So fremd als die Mondbürger waren,
Erwählte zum Freund einen Mann von Stein,
Und ſchwer belaſtet mit Jahren.
Klingt dieſer Bericht euch wunderbar,
So wißt, daß ihr Freund ein Heiliger war,
Und nun ſeyd ihr völlig im Klaren.

Ihn ehrte das Städtchen als Schutzpatron,
Und hin zu ſeiner Kapelle
Ging Krethi und Plethi, wie zur Frohn,
Und beugte das Knie auf der Schwelle.
Nur Margots blühender Roſenmund
Sprach immer mit Andacht aus Herzensgrund
An jener heiligen Stelle.

Erkrankt' ihr Hündlein, und brauchte vielleicht
Ihr Täubchen zur Flucht ſein Gefieder,
So warf ſie, von Angſt und Gram gebleicht,
Sich vor dem Nothhelfer nieder;
Und ſiehe, der kranke Liebling genas,
Und das entflohene Täubchen ſaß
Auf ihrer Schulter bald wieder.

Durch ſolche Wunderthaten gewann
Der Schutzherr die Liebe der Kleinen,
Und dringend flehte ſie oft ihn an:
Er möcht' ihr einmal erſcheinen,
Und ihr bezeichnen durch Lehr' und Rath
Den wahren, richtigen Himmelspfad,
Um dort ſich mit ihm zu vereinen.

Der Vater ſchalt: „Das iſt Schwärmerey!
Wie kannſt du dich ſelbſt ſo bethören!“
Doch ließ in der ſüßen Fantaſey
Sich Margot dadurch nicht ſtören.
Auch ihre Amme, Frau Magdalis,
Gab ihr den Troſt, es werde gewiß
Der Heilige ſie erhören.

Herr Conſtant, der oft zu Turnieren ritt,
Begab ſich einsmals auf die Reiſe,
Und als er eben ſein Roß beſchritt,
Sagt' er nach gewöhnlicher Weiſe:
„Halt dich fein ſittſam, mein Töchterlein,
Und laß mir ins Haus kein Fäntchen ein,
Daß ich bey der Heimkehr dich preiſe!“

Das Fräulein riegelte feſt die Thür,
Und ging nicht aus ihrer Zelle,
Als nur mit Magdalis täglich zwier
Zum Schutzherrn in die Kapelle.
Sie trug, ungeſchreckt durch ſein ſteinernes Ohr,
Bey jedem Beſuche die Bitte vor,
Daß er in Perſon ſich geſtelle.

Und in ihr Gebetbuch, ſie wußte nicht wie,
War einſt dieß Brieflein gekommen:
„Beſonders Liebe, was ſpät und früh
Du bateſt, das hab' ich vernommen,
Und werde heute bey Sternenſchein
Schlag ſieben in deiner Wohnung ſeyn,
Um dir nach Wunſch zu frommen.“ —

Der Brief, den ein flammendes Herz verſchloß,
War von dem Patron unterſchrieben.
„O Mutter! o Mutter! der Himmelsgenoß
Erſcheint mir heut Abend um ſieben!“
So ſtürzte ſie jubelnd zu Magdalis hin.
„Da ſieh,“ ſprach Dieſe, „wie klug ich bin!
Mein Troſt iſt kein Luftſchloß geblieben.“

Drauf wählte ſich Margot den einſamſten Ort,
Ließ Thränen der Freude rinnen,
Und wog zum Abendgeſpräch manches Wort,
Das Lob ihr ſollte gewinnen.
Doch Magdalis ſorgte mit emſiger Haſt
Für Kuchen und Wein, um den himmliſchen Gaſt
Ein irdiſches Mahl anzuſinnen.

Und daß er ſogleich der Achtung genug
Bey ſeiner Ankunft verſpüre,
Trat ſie, als ſieben die Glocke ſchlug,
Zum Ehrenempfang an die Thüre.
Da kam nun, in vollem Heiligenſtaat,
Ein Mann von edler Geſtalt, und bat,
Daß ſie zu dem Fräulein ihn führe.

Raſch ging's zu des Hauptzimmers dürftiger Pracht,
Wo hinter ſtrahlenden Kerzen
Schon Margot, in zierlicher Nonnentracht,
Sein harrte mit Luſt und mit Schmerzen.
Die Thür that ſich auf, das Mägdlein ſchrie:
„O, heil'ger Mann Gottes!“ und fiel auf die Knie
Mit hochaufklopfendem Herzen.

Er hub ſie vom Boden mit ſanfter Hand,
Und bat, ſie möge ſich faſſen;
Doch ward ſie beynah, als ſie vor ihm ſtand,
Vom alten Vertrauen verlaſſen.
Des Freundes Angeſicht, jugendlich zart,
Schien ihr, trotz ſeinem Apoſtelbart,
Zu keinem Heil'gen zu paſſen.

„Du zitterſt,“ ſprach er, „als wär' ich dir neu!
Wir kennen uns doch ſeit lange!
Drum heſte dein frommes Auge nicht ſcheu
Auf's Jugendroth meiner Wange!
Ich ſchied von der Welt in dieſer Geſtalt,
Und oben im Himmel wird man nicht alt,
Wie unter der Erdbürden Drange.“

„Was kann ich dafür,“ fuhr er lächelnd fort,
„Wenn man ein Standbild errichtet,
Das mich Euch darſtellt als eingedorrt,
Und ſo die Wahrheit vernichtet?
Ich bin dem Künſtler, der Eurer Stadt
Ein ſolches Zerrbild geliefert hat,
Zu keinem Danke verpflichtet.“

Und als er ſo ſprach, und ſie freundlich beſchwor,
Nicht ſchüchtern ſich von ihm zu kehren,
Ging Magdalis wieder hinaus ans Thor,
Um ſtörendem Anlauf zu wehren.
Das Fräulein ſchielte den ſeltſamen Mann
Noch immer mit heimlichem Mißtrauen an:
Er aber begann ſeine Lehren.

Urplötzlich ſchlug eines Pferdes Trott
Der Wächterin an die Ohren.
Sie ſchrak zuſammen, ſie rief: „O Gott!
Ich bin ohne Rettung verloren!“
Es war der Ritter, er kam vom Turnier,
Stieg ab, und klirrte ſchon unter der Thür
Mit ſeinen gewaltigen Sporen.

Wie eine Henne, bey Angriff und Streit,
Die Küchlein beſchützt mit den Schwingen:
So ſpreitzte nun Jene die Arme weit,
Und hemmt' ihn, förder zu dringen.
„Herr!“ ſprach ſie, „der heilige Schutzpatron
Iſt drin bey dem Fräulein in eigner Perſon,
Und redet von geiſtlichen Dingen.“

„Weib! biſt du betrunken?“ entgegnete drauf
Der Ritter mit wildem Gebrauſe.
„Zurück! Warum hältſt du ſo angſtvoll mich auf?
Ich wittere hier eine Klauſe!
Und wären auch alle Heiligen drin,
Ich frage den Teufel darnach! — ich bin
Der Herrgott in meinem Hauſe!“ —

So ſchnaubend warf er ſie ſeitwärts, und riß
Sein blitzendes Schwert aus der Scheide.
Mit beiden Händen hielt Natalis
Ihn fruchtlos hinten am Kleide.
Er ſtürmte hinein ins Prunkgemach,
Wo mit dem Fräulein der Fremde ſprach,
Und hoch auf fuhren ſie beide.

„Ho! ho!“ ſchrie Conſtant aus aller Macht:
„Wer ſeyd Ihr, den ich hier finde?
Ihr täuſcht mit Eurer Heiligentracht
Nur ſchwache Weiber und Blinde!
Drum offen gebeichtet, wer Ihr ſeyd!
Sonſt iſt mein gewichtiges Schwert bereit,
Daß es die Wahrheit ergründe.“

„Herr Ritter, gemach!“ war des Gegners Wort.
„Beherrſcht der Erbitterung Wellen!
Ich werde mit Freimuth dann ſofort
Des Räthſels Dunkel erhellen.
Doch wenn Ihr nicht Anſtand und Ruhe gewährt,
So kann ich wohl auch ein gutes Schwert
Dem Euren entgegen ſtellen.“

Dieß Kraftwort hatte das wirkſame Glück,
Den trotzigen Ritter zu zähmen.
Er gab ſein Schwert der Scheide zurück,
Und dann ließ ſich Jener vernehmen:
„Ihr habt ein treffendes Urtheil gefällt,
Ich bin kein Bürger der Sternenwelt,
Doch dürft Ihr Euch meiner nicht ſchämen.

Ich bin, Euch zu dienen, Graf Florian,
Und ringsum mit Gütern beliehen.
Ich betete längſt Eure Tochter an,
Ließ aber kein Wort mir entfliehen:
Denn Eure ſtrenge häusliche Huth,
Das Schrecken der Jünglinge, nahm mir den Muth,
Um Zutritt mich zu bemühen.

Verzeiht, daß ich mich durch ein liſtiges Spiel
Der Nähe des Engels erſreue.
Ich hatte dabey kein ſchändliches Ziel,
Das ſchwer' ich bey Rittertreue!
Ich trage dem Fraulein mich an zum Gemahl,
Und Liebe begleit' uns ins Todesthal,
Und ewig ſern ſey die Reue!“ —

„Herr!" ſagte der Ritter, und bot ihm die Hand,
„Das iſt ein Vorſchlag zur Güte!" —
Der Graf, als er jetzt ſich des Bartes entband,
Erſchien in der herrlichſten Blüthe.
Er nahte ſich ihr, die zur Erde ſah:
„Beglückſt du mich wohl durch ein bräutliches Ja,
Geſprochen aus holdem Gemüthe?" —

„Ach!" ſeufzte das Fräulein mit leiſem Ton:
„Wie kann ich, wie darf ich Euch lieben?
Ihr habt, zum Schimpf für den Schutzpatron,
Dieß loſe Vermummen getrieben!
Sie kränket mich bitter, die ſpottende Liſt,
Denn Achtung für Alles, was heilig iſt,
Ward tief ins Herz mir geſchrieben." —

„Ha!" rief er, „ich ſchwöre bey Gott dem Herrn,
Den auch die Gedanken umtönen:
Ich war von der frechen Geſinnung fern,
Den heiligen Mann zu verhöhnen:
Und führ' ich dich heim, du Krone der Frau'n,
So will ich ihm eine Kapelle bau'n,
Um ihn, wenn er zürnt, zu verſöhnen." —

„Sieh, Kind!“ fiel der Vater vermittelnd ein:
„Nun kannſt du die That nicht verdammen!
Auch wird den Patron das Gelübd' erfreun;
Sein Haus ſtürzt mählich zuſammen.
Auf! ende mit Güte des Grafen Schmerz!
Denn, ſag' was du willſt, ich ſehe dein Herz
Doch hell ihm entgegen flammen.“ —

Der Graf ſank ſchweigend vor ihr auf's Knie,
Und ließ nur die Augen ſprechen.
Als treffliche Sachwalter milderten ſie
Der Liebe kühnes Verbrechen.
Gerührt vergab ihm das Fräulein die Schuld,
Und ließ ſich am Ende zur freundlichſten Huld
Von ſeinen Rednern beſtechen.

Sie ſprach das verweigerte Ja, und daraus
Erblühte die beſte der Ehen.
Der Heil'ge bekam ein ſtattliches Haus,
Das ſieht man bis heute noch ſtehen,
Und hin wallfahrtet der Jungfrauen Schaar,
Um ſich einen Mann, wie das Gräflein war,
Vom Schutzpatron zu erflehen.

Das Glockenſeil.

Winter war's und ſpäter Abend,
Küſter Barthel ſaß vergnügt,
Sich mit einem Pfeifchen labend,
An den Ofen angeſchmiegt.
Staatsklug ſprach er aus der Zeitung
Mit dem ſchönen Töchterlein.
Aber, trotz der weiſen Deutung,
Gähnte Hannchen und ſchlief ein.

Plötzlich tönte dumpf und grauſend
Ihm die Kirchenglock' ins Ohr.
Bebend fuhr er auf: „Der Tauſend!
Was geht da im Thurme vor?
Sind das eines Kobolds Poſſen,
Oder neckt mich loſe Brut?" —
Dieß geſagt, griff er entſchloſſen
Nach Laterne, Stock und Hut.

Und er ſtieg zur Glockenſtube
Raſch die Wendeltrepp' empor.
„Wer da? Welcher Lotterbube
Macht den teufliſchen Rumor?“
Doch indem ſein Zorn ſo leuchte,
Löſchte freventlich der Wind
Ihm das Flämmchen in der Leuchte,
Und er war ſo gut als blind.

„Barthel, laß den Muth nicht ſchwinden!“
Sprach er leiſe: „Friſch hinan!
Magſt du auch den Teufel finden,
Hier iſt deines Amtes Bahn!“
Dann mit donnergleichem Rufe:
„Melde dich, du böſes Kraut!“
Kam er bis zur letzten Stufe,
Und es regte ſich kein Laut.

Alle Winkel bey der Glocke
Wurden rings von Wand zu Wand
Durchgeſuchtelt mit dem Stocke,
Durchgetaſtet mit der Hand.
Sieh, ein Körper ward lebendig!
Barthel ſtürzte ſich auf ihn,
Doch er wehrte ſich unbändig,
Um ins Freie zu entfliehn.

Feſt verflochten rangen Beide
Mit einander rund herum.
Barthel fluchte wie ein Heide,
Aber Jener kämpfte ſtumm;
Und bevor bey dieſem Kriege
Sich der kleinſte Sieg ergab,
Zog der Kampf ſich hin zur Stiege,
Und ſie taumelten hinab.

Auf des Schneckenweges Mitte
Ward der Stumme plötzlich laut:
„Halt, Herr Barthel, halt! Ich bitte,
Schonet meiner armen Haut!
Laßt zum Frieden Euch bewegen;
Ich will Freund und Sohn Euch ſeyn.
Gebt mir, Herr, mit Vaterſegen
Euer liebes Töchterlein!“

Doch der Küſter lachte ſchrecklich:
„Hat man je den Fall erlebt,
Daß ein Kirchenräuber kecklich
Nach des Städtchens Krone ſtrebt?
Und, fürwahr! zum Brautbegehren
Iſt es juſt die rechte Zeit,
Wenn man grimmig, wie die Bären,
Sich einander rauſt und blaut!“

Alſo ſchlug er mit den Fäuſten
Die erbetne Sohnſchaft aus.
Schimpflich dünkt' ihm dieß Erdreiſten
Für ſein Amt und Ehrenhaus.
Ohne Frage nach dem Nahmen
Ward der Handel abgethan,
Und ſie rollten fort und kamen
Auf der Ebne polternd an.

Himmel! welches Volksgedränge
Gaffte hier und trieb Geſpött!
Jene wunderbaren Klänge
Lockten Hundert aus dem Bett;
Und der Küſter ſah mit Schauer
Bey den Lichtern dieſer Schaar,
Daß Herr Joſt, der reiche Brauer,
Sein gebläuter Gegner war.

„Ach, Herr Jeſus! Ach, Herr Jeſus!“
Flüſtert' er, hinweg gewandt:
„An des Städtchens theuern Crösus
Legt' ich die verruchte Hand!“ —
Drauf, mit bittender Geberde,
Führt' er ihn, verſtummt und ſcheu,
Durch der Neugier bunte Heerde
In die nahe Küſterey.

Er verſchloß dem Volk die Pforte,
Das ihm auf die Ferſen trat,
Und begann: „Wo find' ich Worte,
Zu entſchulden meine That?
Edler, den ich hoch verehre,
Sieh' mich an, mich tödten faſt
Reu' und Leid, daß du die Schwere
Meiner Hand empfunden haſt!

Dienſtpflicht ſetzte mich in Feuer,
Und die rabenſchwarze Nacht
Riß mich in ein Abenteuer,
Das mir ewig Kummer macht.
Aber welche Heimlichkeiten
Führten dich zur Glock' empor?
Und ihr ſchauderhaftes Läuten,
Warum ſchreckt' es unſer Ohr?“ —

„Alles das ſollt Ihr erfahren;“
Sprach der gute, junge Mann.
„Wiſſet denn, daß ich ſeit Jahren
Euer Hannchen lieb gewann.
Sie zu ſehen, welche Wonne!
Kam ſie wo mir in den Lauf,
O, da ging mir eine Sonne
An den trübſten Tagen auf!

Doch ich fragte mich oft bange:
Liebt auch dich das ſchöne Kind? —
So umwechſelten mich lange
Furcht und Hoffnung, wie der Wind.
Täglich ward die Hoffnung kleiner,
Und als mich das nieder bog,
Traf ſich's, daß ein Trupp Zigeuner
An der Stadt vorüber zog.

Bey der Mühle, nah' am Thore,
Ruhten ſie, vom Reiſen matt,
Und mit hochgeſpitztem Ohre
Stand umher die halbe Stadt.
Die Zigeunerinnen machten
Aus den Linien der Hand
Allen, die ein Opfer brachten,
Ihr verborgnes Loos bekannt.

Bruder, ſagte die Sibylle,
Die ich auf die Seite nahm,
Dich verfolgt in tiefer Stille
Ein geheimer Liebesgram.
Zweifel haben dich umſchlungen,
Doch ſie löſ't ein guter Rath,
Der ſchon manchem braven Jungen
Wundervolle Dienſte that.

Aus dem Thurm am Gotteshauſe
Schaffe dir ein Glockenſeil!
Wär's auch noth, daß man es mauſe,
Das entkräftet nicht ſein Heil.
Wind' es nur ein paar Sekunden
Um dein Mädchen, wie zum Scherz,
Und, auf ewig feſt gebunden,
Schlägt für dich das liebe Herz. —

Seht, Herr Küſter, ſo belehrte
Mich die Drude, Wort für Wort.
Ich, der es mit Andacht hörte,
Stahl mich an den Unglücksort.
Still wollt' ich den Strang entnehmen,
Macht' ihn von der Glocke frey,
Doch ſie rief, mich zu beſchämen,
Euch zu ihrem Schutz herbey.

Nennt mich drum nicht Kirchenräuber!
Borgen wollt' ich nur das Seil,
Denn der Kern und Stern der Weiber,
Dacht' ich, wird dir dann zu Theil.
Aber Liebe zu gewinnen,
Ach, wie ſchlecht gelang mir das!
Ich erwarb durch mein Beginnen
Leider nichts als Schläg' und Haß!" —

Jetzt erhob ſich ein Gekicher;
Joſt erſchrak, und Barthel ſprach:
„Horch, das ſpukt! Da folget ſicher
Etwas Unverhofftes nach!“
Und er lief hinaus zum Poſten,
Wo das Mädchen lauſchend ſtand,
Und es kam, und reichte Joſten
Mit geſenktem Blick die Hand.

„O, ich Glücklichſter auf Erden!“
Rief er: „Stehſt du wirklich da?
Soll ich ganz ſo ſelig werden,
Als ich oft im Traum mich ſah? —
Vater, gieb uns deinen Segen!
Wohl mir, daß wir uns gerauft!
Nicht zu theuer ward mit Schlägen
Ein ſo liebes Weib erkauft!“

Der goldene Hut.

„Hier iſt ein goldener Hut zu gewinnen!
Herbey ihr Männer von Land und Stadt!
Doch keiner gelangt zu des Schloſſes Zinnen,
Der Weiberleben im Hauſe hat.
Die Brücke, von Zauberkunſt bereitet,
Bricht unter ihm, wenn er ſie beſchreitet.“ —

So foderte vor achthundert Jahren
Graf Kunibert die Mannwelt heraus.
Es war in ihm der Dünkel gefahren,
Er nur allein beherrſche ſein Haus.
Die andern Ehegemahle ſchienen
Ihm alleſamt den Frauen zu dienen.

Das Hütlein funkelte von der Zinne
Der hohen gräflichen Burg herab,
Die rings umher ein breites Gerinne
Voll modergrünen Waſſers umgab,
Und über ein Brücklein von Holz ging die eiſe
Bis oben hinauf zum goldnen Preiſe.

Dieß Brücklein hatte, nach dunkler Sage,
Der große Zauberer Merlin gebaut,
Daß es Monarchen des Hauſes trage
Zum ſchimmernden Hute, mit trockner Haut;
Doch ſollten alle Frauenvaſallen,
Die drauf ſich wagten, ins Waſſer fallen. —

Da ſtrömte von hundert Orten und Enden
Zum Grafenſchloſſe des Volkes Fluth.
Beherzte Männer von allen Ständen
Begehrten ſehnlich den goldnen Hut.
Sie wollten in Schaaren den Steg erklimmen;
Man mußte den Vortritt durchs Loos beſtimmen.

Und er, den das Glück zum Erſtlinge machte,
Warf Schwert und Mantel behend' ins Gras;
Doch als ſich der Thor nun leicht genug dachte,
Brach unter ihm die Brücke, wie Glas.
Erſchrocken rief er gen Himmel um Gnade,
Sprang hurtig zurück, und entrann dem Bade.

Er floh das Getöſe des Schadenjubels,
Erbleicht wie eine getünchte Wand,
Und ſchleunig ſetzte ſich, während des Trubels,
Des Zauberers Machwerk wieder in Stand,
Um neue Bewerber aufzunehmen,
Und, nach Befinden, ſie zu beſchämen.

Das widerfuhr den Zweiten, dem Dritten,
Und mehrern Waghälſen, alt und jung.
Der Steg zerborſt, von ihnen beſchritten,
Und lächerlich war ihr fliehender Sprung.
Dem Bad' entwiſchten ſie zwar entſchloſſen,
Doch wurden ſie ſämmtlich mit Spott begoſſen.

Im Fenſter hielt oben, mit ſeinem Weibchen,
Graf Kunibert vergnügliche Schau.
„Sieh," ſprach er, „ſieh, mein herziges Täubchen,
Die alle ſind Sklaven ihrer Frau.
Ich will nun ſelbſt die Brücke beſteigen,
Und mich als Herrſcher im Hauſe zeigen." —

„Das ſeyd Ihr!" ſagte die Krone der Frauen:
„Das wiſſen wir längſt, und damit gut!
Ihr dürftet mit Recht dem Muthe vertrauen,
Doch ſiegen nicht immer Recht und Muth.
Wer kennt des Zauberers heimliche Tücke?
Drum meidet, Herr, die gefahrvolle Brücke!"

„Nein," rief er, „ich will, ich muß ſie wandeln!
Denn, Weiblein, befolgt' ich deinen Rath,
Wie könnt' ich mich rühmen, frey zu handeln?
Ich gliche den Puppen, geführt am Draht."
So ſprach er, und flog hinab die Stiegen,
Um vor der gaffenden Menge zu ſiegen.

Die Gräfinn beſorgte, der Ehrſucht Flügel
Trag' ihren Gemahl nicht zu Ruhmgewinn.
Sie lenkt' ihn täglich am ſeidenen Zügel
Süßſchmeichelnder Bitten nach ihrem Sinn,
Und ſah deßhalb, mit Zittern und Beben,
Ihn hin durch das Volk zur Brücke ſtreben.

„Willkommen, ihr Männer von Oſt und Weſten,
Von Süd und Norden, willkommen hier!
Ha, welche Schaar von verehrten Gäſten
Lud heute der goldne Hut zu mir!
Friſch auf, friſch an, das bildliche Zeichen
Der häuslichen Obmacht zu erreichen! —

Doch wie? Ihr zaudert! — Ach! Freund' und Gönner,
Wie kommt's, daß euch allen der Muth entwich?
O Schmach für's ganze Geſchlecht der Männer!
Sie tilgt nur Einer, und der bin ich! —
Gebt Acht, ich werde den Hut mir hohlen;
Ein Fels iſt der Steg unter meinen Sohlen.“ —

So ließ er die Stimme gewaltig tönen,
Bevor er die Brücke raſch betrat;
Und traun! ſie wagt' es nicht, ihn zu höhnen,
Wie ſie dem Trupp ſeiner Vorgänger that.
Geduldig trugen ihn Balken und Dielen,
Die unter Jenen in Trümmer fielen.

Er ging mit ſpaniſchem Ernſt und Schritte,
Und grüßte mit Kußhand die bange Frau;
Doch als er gewonnen des Steges Mitte,
Zerkrachte plötzlich der Zauberbau,
Und aus des Grabens Moder und Schilfe
Rief unſer Graf erbärmlich um Hülfe.

Geſund, doch gedemüthigt, ward er wieder
Heraus gefiſcht und auf's Trockne gebracht.
Da ſchlug er ſeufzend die Augen nieder:
„Auch ich! auch ich! — Wer hätt' es gedacht?
Nun ſeh' ich, daß alle Männer auf Erden
Von ihren Frauen gegängelt werden.“

Peters Heirath.

Guter Wein war Peters Sache,
Und er ſucht' ein reiches Weib,
Daß er dann am Traubenbache
Ruhig pflege ſeinen Leib.
Alles andre ſchien ihm Poſſen,
Und ſo war er kurz entſchloſſen,
Gretchen Miſcherling zu frei'n,
Denn ihr Vater ſchenkte Wein.

Raſch und wirthlich war die Dirne,
Aber häßlich wie die Nacht,
Und im Herzen und Gehirne
Von Natur nicht wohl bedacht.
Viele warnten auch den Peter,
Sie ſey zänkiſch wie ein Kother,
Doch er war ein tauber Stein,
Denn ihr Vater ſchenkte Wein.

Liebreich machte man dem Freier
Das erbetne Ja nicht ſchwer,
Und bey ſeiner Bundesfeier
Ging es hoch und luſtig her.
Bräutigam und Gäſte tranken,
Bis ſie von den Stühlen ſanken,
Und das mußte wohl ſo ſeyn,
Denn der Vater ſchenkte Wein.

Doch ſchon in der Flitterwoche
Grollt' und brummte der Papa:
„Zieh' Er auch am Arbeitsjoche,
Sitz' Er nicht ſo müßig da!
Und ich rath's Ihm, keine Flaſchen
Aus dem Keller wegzunaſchen,
Denn für Ihn, das merk' Er fein,
Schenk' ich wahrlich keinen Wein!“

Peter ging und hackte Klötzer,
Wie der Murrkopf ihm befahl,
Und ein Gläschen junger Krätzer
War der Lohn für ſeine Qual.
„O wie wenig und wie herbe!“
Rief er ſeufzend: „Ich verderbe!
Mich verzehrt des Durſtes Pein,
Und der Vater ſchenkt doch Wein!“

Nun verſagt' er Holz zu ſpalten,
Weil man ihm ſo weh gethan.
Hu! da kam er bey dem Alten
Und bey Gretchen übel an!
Mit dem erſten beſten Topfe
Warf ſein Schatz ihm nach dem Kopfe,
Und die Gäſte lachten drein,
Denn der Vater ſchenkte Wein.

Allbekannt ward die Geſchichte,
Und es klang von Haus zu Haus:
„Seht des Eigennutzes Früchte!
Lacht den naſſen Bruder aus!
Nimmer wär's ihm eingefallen,
Vor den ſchönern Mädchen allen
Gretchen Miſcherling zu frei'n,
Schenkte nicht ihr Vater Wein.

Das blinde Roß.

„Was ragt dort für ein Glockenhaus
Im Ring des Marktes hervor?
Den Flug des Windes ein und aus
Hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volksluſt oder Schrecken ein,
Wenn dieſe Glocke ſchallt?
Und was beſagt das Bild von Stein
In hoher Roßgeſtalt?“ —

„Ihr ſeyd der erſte Fremdling nicht,
Der nach den Dingen fragt.
Was unſre Chronik davon ſpricht,
Sey willig euch geſagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt
Das edle Alterthum,
Und unſrer wackern Väter Geiſt
Umſchwebt es noch mit Ruhm.

Undank war ſchon zu ihrer Zeit
Der ſchnöde Lohn der Welt:
Drum hat der Alten Biederkeit
Dieß Schreckniß aufgeſtellt.
Wer jener Schlange Stich empfand,
Dem war die Macht verliehn,
Er konnte ſtracks mit eigner Hand
Die Augenglocke ziehn.

Da kam, wenn's auch bey Nacht geſchah,
Die Obrigkeit herbey,
Und fragt' und forſchte, hört' und ſah,
Was hier zu ſchlichten ſey.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold,
Mocht's Herr ſeyn oder Knecht:
Die Richter ſprachen, ohne Sold,
Für jeden gleiches Recht.

Es ſind wohl hundert Jahre her,
Da lebte hier ein Mann,
Der durch geſchäftigen Verkehr
Viel Hab' und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte ſeine Tracht,
Sein Keller und ſein Herd;
Auch hielt er ſich zur Luſt und Pracht
Ein wunderſchönes Pferd.

Einſt ritt' er in der Dämmerung,
Da ſtürzten aus dem Hain,
Mit Mordgeſchrey und Tigerſprung,
Sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedräut,
Hing nur an einem Haar.
Doch ſeines Roſſes Schnelligkeit
Entriß ihn der Gefahr.

Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt,
Ihn wundenfrey nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt,
Des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübd:
Mein Schimmel ſoll fortan
Den beſten Hafer, den es giebt,
Bis an den Tod empfahn.

Allein das gute Thier ward krank,
Ward ſteif und lahm und blind,
Und den ihm angelobten Dank
Vergaß ſein Herr geſchwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth,
Und jagt' es Knall und Fall,
Weil niemand einen Heller bot,
Mit Schlägen aus dem Stall.

Es harrte ſieben Stunden lang,
Geſenkten Haupt's, am Thor,
Und wenn ein Tritt im Hauſe klang,
So ſpitzt' es froh das Ohr.
Doch glänzte ſchon der Sterne Pracht,
Und niemand rief's hinein,
Und es durchſchlief die kalte Nacht
Auf froſtigem Geſtein.

Und noch am andern Tage blieb
Der arme Gaul dort ſtehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb,
Nach Nahrung fort zu gehn.
Die Sonne ſtrahlte hell, doch ihn
Umhüllte Finſterniß,
Und er, der ſonſt geflügelt ſchien,
Ging ſacht und ungewiß.

Er hob und ſchob vor jedem Tritt
Den rechten Fuß voran,
Und prüfte taſtend, Schritt vor Schritt,
Die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gaſſen ſtreifte ſo
Am Boden hin ſein Mund,
Und ein verſtreutes Hälmchen Stroh
War ihm ein werther Fund.

Schon von des Hungers wilder Macht
Verzehrt bis auf's Gebein,
Gerieth er einſt um Mitternacht
Ins Glockenhaus hinein.
Er ſuchte gierig Sättigung,
Ergriff der Glocke Strang,
Und ſetzte nagend ſie in Schwung,
Daß ſie die Stadt durchklang. —

Den Richtern ſcholl der Ruf ins Ohr,
Sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor,
Als ſie den Kläger ſahn.
Sie kehrten nicht mit Scherz und Spott
Zurück in ihr Gemach;
Sie riefen ſtaunend: Es war Gott,
Der durch die Glocke ſprach!

Und auf den Markt geladen ward
Der reiche Mann ſofort.
Geweckt vom Bothen, ſprach er hart:
Ihr träumt! Was ſoll ich dort?
So ging er trotzig, doch er ſtand
Zur Demuth ſchnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand,
Und mitten drin ſein Pferd.

Kennt Ihr dieß Weſen? — hob das Haupt
Der edlen Richter an.
Des Lebens wär't Ihr längſt beraubt,
Hätt's nicht ſo brav gethan!
Und was iſt ſeiner Tugend Lohn? —
Ihr gebt's, o Mann von Eis!
Dem Wetterſturm, dem Bubenhohn,
Dem Hungertode Preis!

Die Rügenglocke hat getönt,
Der Kläger ſtehet hier,
Durch nichts wird Eure That beſchönt,
Und ſo gebieten wir:
Daß ihr ſogleich das treue Pferd
In Euren Hausſtall führt,
Und bis ans Ende pflegt und nährt,
Wie Euch, als Chriſt, gebührt! —

Der Reiche ſah nicht wenig ſchel,
Weil ihn der Spruch verdroß,
Doch fühlt' er ſeines Undanks Fehl,
Und führte heim das Roß. —
So meldet ehrlich, kurz und plan
Die Chronik den Verlauf,
Und zum Gedächtniß ſtellte man
Nachher das Steinbild auf."

Die Verſuchung.

Legende.

Ein Biſchof, beliebt durch unſträfliches Leben,
War eifrig dem heil'gen Andreas ergeben,
Und fragte vor jeder bedenklichen That
Den hohen Gönner vertraulich um Rath.

Andreas war längſt ſchon gen Himmel gefahren,
Doch pflegt' er deßhalb nicht die Antwort zu ſparen.
Er ſtellte ſich nächtlich als Traumgeſicht ein,
Und ſagte zur Sache ſein Ja oder Nein.

So ehrten und liebten die Männer ſich lange;
Dabey ward dem Fürſten der Finſterniß bange.
„Die frommen Vertrauten,“ ſprach er für ſich,
„Hohnlachen und rathſchlagen ſtets über mich!“

Er wünſchte das feindliche Bündniß zu ſtören;
Drum wollt' er den Biſchof zu Sünden bethören,
Und nahm, nach liſtig entworfenem Plan,
Die Zaubergeſtalt eines Mägdleins an.

Drauf wandelt' er hin zum biſchöflichen Hauſe,
Und machte dem forſchenden Pförtner die Clauſe:
„Ich bin eine Pilgerin, komme von fern,
Und bitt' um Gehör beym hochwürdigen Herrn.“

Der geiſtliche Vater, davon unterrichtet,
Hielt ſich zu ſchneller Gewährung verpflichtet.
Er ließ die Erſcheinung mit Freundlichkeit vor,
Und neigte zu ihrem Vortrag ſein Ohr.

„Ich bin aus Fürſtengeblüt' entſprungen,
Doch hab' ich ſchon hart mit dem Schickſal gerungen.
Mein Vater, ein wilder, eiſerner Mann,
Mißhandelte mich wie ein grimmer Tyrann.

Er wollte mich einem Prinzen vermählen,
Und machte viel Anſtalt in Zimmern und Sälen.
Ich fiel ihm zu Füßen, ich jammerte laut:
Mein gnädigſter Vater, ich bin ſchon Braut!

Er rollte die Augen wie feurige Räder,
Ergriff ſein Schwert, zog haſtig vom Leder,
Und fragte mich donnernd: Aus welchem Stamm
Entſproß dein heimlicher Bräutigam?

Nicht noth iſt's, ſprach ich, daß Ihr ſo tobet!
Ich habe mich unſerm Herrn Chriſtus verlobet. —
Da lacht' er, daß es die Burg durchſcholl,
Und brüllte ſchreckhaft mich an: Du biſt toll!

Er nahm mich mit eigenen Händen gefangen,
Warf mich ins Verließ zu Kröten und Schlangen,
Belud mich mit Feſſeln und ſpottete mein:
Nun mag dein Geſpons, wenn er kann, dich befrein! —

Ich flehte zum Heiland, mich gnädig zu retten;
Und ſiehe, wie Zunder, verſtoben die Ketten,
Die Pforte ſprang auf, die Scharwache ſchlief,
Es krähte kein Hahn, als ich eilig entlief.

Ich fragte mich nun: welchen Weg wirſt du nehmen?
Da ſchwebte vor mir ein Gebild, wie ein Schemen,
Und ſeine Stimme, wie Harfengetön,
Befahl mir, zu Euch, Herr Biſchof, zu gehn.

So bin ich denn hier, mit demüthiger Bitte:
Gewährt mir das Glück einer Einſiedlerhütte,
Um drin, geſchieden vom Weltgewühl,
Dem Heiland zu dienen bis an mein Ziel.“ —

Dem Biſchof floß, bey der traurigen Mähre,
Vom Angeſichte des Mitleids Zähre.
„Prinzeſſin," ſprach er, „habt freudigen Muth,
Und rechnet auf Schutz und geiſtliche Huth!

Wir wollen die Sache nach Tiſch überlegen;
Jetzt mahnt uns die Glocke, des Leibes zu pflegen.
Er fodert auf Reiſen gern ſeine Gebühr,
Drum laßt Euch's gefallen, und ſpeiſet mit mir!"

„Ach nein!" ſprach die Jungfrau, und ſenkte die Augen:
„Da würde die Schmähſucht viel Gift daraus ſaugen!
Ihr kämet dadurch in ein ſchlimmes Gerücht,
Das oft der Verleumder vom Zaune bricht."

Sanft lächelte Jener: „In meinen Jahren
Iſt ſolcher Leumund nicht mehr zu befahren.
Wir ſpeiſen, mein Töchterchen, auch nicht allein,
Und meiden ſo völlig den böſen Schein."

Nun ließ ſich von ihm, ohne weiteres Zieren,
Die ſittſame Jungfrau zur Tafel führen.
Zwölf geiſtliche Herren, geladen zum Mahl,
Begrüßten ſie höflich im Speiſeſaal.

Dem Biſchof gefiel's, nach geordneten Plätzen,
Sich neben die blühende Fürſtin zu ſetzen,
Und Blick auf Blick in ihr Roſengeſicht
Verwehrt' er, wie billig, den Augen nicht.

Sie blieben, gefeſſelt von Luſt und Verlangen,
Bald ganz, wie Vögel an Leimruthen, hangen;
Denn Satanas herte mit jeglichem Nu
Mehr Schminke zum Glanz ſeiner Schönheit hinzu.

Da wurde dem Biſchof ganz ſeltſam zu Muthe:
Er fühlte, daß Amor noch nicht in ihm ruhte;
Es brannt' ihm wie Neſſeln hin über den Leib,
Und glühend begehrt' er das reitzende Weib.

Kaum aber ſchweiften des Greiſes Gedanken
So weit aus der Zucht und Ehrbarkeit Schranken,
Da ſchreckten ihn donnernde Schläg' an ſein Thor
Urplötzlich aus lüſternen Träumen empor.

Es ließ ſich ein Pilgrim ſo ſtürmiſch vernehmen,
Und war nicht durch Ruhegebote zu zähmen.
Hartnäckig verſchweigend, von wannen er ſey,
Verlangt' er zum Biſchof mit Lärm und Geſchrey.

Das meldet' ein Diener im Tafelgemache.
„Ey!" ſagte ſein Herr, „welch dringende Sache!
Verehrte Prinzeſſin, erlaubt Ihr es mir,
So hör' ich des Fremdlings Geſuch gleich hier." —

„Herr Biſchof, es ziemet mir nicht, zu gebieten,
Doch mögen wir ſorgſam vor Aerger uns hüthen.
Der Fremde bedünkt mich ein heftiger Mann,
Deß Rohheit uns bitter beleidigen kann.

Drum leget durch eine ſinnreiche Frage,
Zuvor ſeinen Geiſt auf die prüfende Wage!
Verfehlt er die Antwort, ſo iſt er nicht werth,
Daß Euer Antlitz ſich hold zu ihm kehrt." —

Beyfällig nickten die Tafelgenoſſen,
Und ſtracks ward die Prüfung des Pilgrims beſchloſſen.
Nur Schade, daß niemand am Tiſch ſich befand,
Der ſinnreiche Fragen zu bilden verſtand.

„Was wollen wir uns die Köpfe zerbrechen?"
Begann zu den Herren der Biſchof zu ſprechen.
„Es ſitzt ein weiblicher Salomo hier,
Der künſtelt ein Räthſel geſchickter als wir." —

„Ihr ſcherzt;" ſprach das Fräulein: „doch will ich es wagen.
So mag denn der tobende Pilger uns ſagen,
Wie groß zwiſchen Himmel und Weltgebäu,
Auf's Härchen gemeſſen, der Luftraum ſey." —

Hoch rühmte man ſchmeichelnd die Weisheit der Worte,
Und ſandte damit den Diener zur Pforte.
Den Fremdling erſchreckte die Aufgabe nicht;
Zum Lächeln verzog ſich ſein ernſtes Geſicht.

„Geh," rief er, „und ſage dem Schöpfer der Frage:
Er brächte die Antwort am beſten zu Tage;
Er habe, geſtürzt in des Abgrundes Nacht,
Die Reiſe vom Himmel zur Erde gemacht." —

Kaum konnte der Diener ſein Schrecken bezwingen,
Und ſtammelnd die Botſchaft zur Tafel bringen.
Der Biſchof und ſeine Geſellſchafter ſahn
Mit bleichen Geſichtern einander an.

Doch Jener ſprühte die hölliſche Buhle,
Und ſprang mit Pferdefüßen vom Stuhle.
Bockshörner ſtießen das Häubchen empor;
Ein Kuhſchwanz brach aus dem Kleide hervor.

Greifsklauen wurden die Lilienhände,
Und ſo, unter Beben und Krachen der Wände,
Verſchwand der Gaſt, ſonder Abſchied und Dank,
Mit unerträglichem Teufelsgeſtank.

Die Naſe verhüllten die geiſtlichen Zecher,
Und flohen mit Grauſen vom lieblichen Becher.
Fort ſtürzten ſie durch des Pallaſtes Thor,
Wo ſich, wie ein Nebel, der Pilgrim verlor.

Der Biſchof begann vor Schrecken zu kranken,
Und ſchlich auf ſein Lager in düſtern Gedanken;
Doch freudige Schauer durchzitterten ihn,
Als Freund Andreas bey Nacht ihm erſchien.

„Ich ſah dich,“ ſprach er, „vom Teufel umgarnen,
Da kam ich in Pilgergeſtalt, dich zu warnen.
Wer Freunden Achtung und Liebe weiht,
Der erntet Früchte der Dankbarkeit.“

Der Strohmann.

„Herr Pathe, was für ſchöne Kirſchen!
Seht aber auch das Sperlingsheer!
All' dieſe Näſcher wegzubürſchen,
Gebricht's an Pulver und Gewehr.
Ein Strohmann ſcheint in ſolchen Fällen
Der beſte Wächter, den es giebt,
Und leicht iſt einer aufzuſtellen,
Wenn anders Euch mein Rath beliebt.“

„Thu, was dir gut dünkt!“ ſprach der Alte.
„Nur präge ſcharf dem Gärtner ein,
Daß er den Scheu'l recht wild geſtalte,
Sonſt möcht' er wenig furchtbar ſeyn.
Man geb' ihm einen langen Stecken
Mit einem Schnarrenwerk in die Hand!
Dergleichen Aeolsharfen ſchrecken
Die Räuber ſehr, das iſt bekannt.“ —

Der Strohmann trotzte bald im Garten,
Mit Flatterlumpen angethan.
Umher von allen Bäumen ſtarrten
Die Vögel ihn ein Weilchen an.
Doch windſtill ward's, und ohne Zagen
Umflog das Spazvolk ihn geſchwind.
Der Wind nur konnt' es raſch verjagen;
Denn große Thaten thut der Wind.

„Der dumme Strohmann!“ rief Luiſe.
„Er iſt ein ganz unnützer Knecht!
Da ſteht er baumlang wie ein Rieſe,
Und ſcheucht doch nicht das Diebsgeſchlecht.
Herr Pathe, Kleider machen Leute!
Es muß mehr Plunder ihn umwehn.
Ich putz' ihn ſelbſt, ſobald es heute
Im Dunkel nicht die Nachbarn ſehn.“

Es wurde Nacht, das Mädchen eilte
Schnellfüßig nach dem Garten hin,
Und, zum Verdruß des Pathen, weilte
Die Tändlerin zwey Stunden drin.
Drob höhnt' er ſie mit ſchnöden Blicken:
„Euch Weiblein kann doch nichts ſo freu'n,
Als euch und Andere zu ſchmücken,
Und ſoll's auch nur ein Strohmann ſeyn!“ —

„Verzeiht, ich blieb ein bißchen lange!
Der Niemandsfreund iſt Schuld daran.
Die Nacht hemmt jedes Werk im Gange,
Und Alles wird nur halb gethan.
Will ich des Strohmanns Schmuck vollenden,
So muß ich, wenn es Euch gefällt,
Ihm morgen noch ein Stündchen ſpenden,
Doch dann wird er ein ganzer Held.“

Des Pathen Antwort war Gelächter,
Und in der nächſten Eulenflucht
Ward abermal der Kirſchenwächter
Von ſeiner Gönnerin beſucht.
Nach ſpäter Rückkehr gab's Verweiſe,
Es donnerte manch hartes Wort,
Und dennoch trippelte ſie leiſe
Am dritten Abend wieder fort.

Der Alte, dem Geſellſchaft fehlte,
Vermißte ſie, und ſchalt für ſich:
„Es glaubt's kein Menſch, wenn ich's erzählte!
Sie liebt den Strohmann mehr als mich.
Ja find' ich ſie nur bey dem Mummel,
So hat ſie einen harten Stand!
Ich dulde länger nicht den Rummel,
Und morgen wird ihr Götz verbrannt.“

Er zog die warme Troddelmütze,
Die Nachtluft fürchtend, über's Ohr,
Und mit des Stabes treuer Stütze
Durchſchlich er ſtill das Gartenthor.
Der Mond ſchien hell, er ſah Luiſen,
Sie ſtand bey dem geliebten Mann;
Allein der Schleicher mußte nieſen,
Sie fuhr zuſammen und entrann.

Stumm ließ er ihre Flucht gelingen,
Und ſtapfte förder ſeinen Pfad,
Um ins Geheimniß einzudringen,
Was ſie an dem Geſpenſte that.
Er ſah im Wind kein Läppchen ſchweben,
Felsartig ſtand der Mann von Stroh:
Doch plötzlich fing er an zu leben,
That Sprünge, wie ein Hirſch, und floh.

Der Alte ſtarrte vor Entſetzen,
Ermannte ſich jedoch im Nu,
Entſchloß ſich ſchnell, den Hirſch zu hetzen,
Und ſchrie ihm nach: „Steh, Teufel, du!“
Mit Zorn und athemloſem Schnaufen
Verfolgt' er raſch ſein flücht'ges Ziel,
Bis er die Länge lang im Laufen
Auf einen todten Körper fiel.

Ihm ſtieg das Haar, er ſtöhnte, fluchte,
Und als mit Schauder ſeine Hand
Den kalten Leichnam unterſuchte,
War's ein Bekannter, den er fand.
Doch ihn mit Thränen zu beklagen,
Empfand er eben nicht Beruf:
Es war, um es kurz weg zu ſagen,
Der Strohmann, den der Gärtner ſchuf.

„Verdammt! wie hängt der Spuk zuſammen?“
Rief unſer altes Männlein aus,
Und lief, durchhitzt von Eiferflammen,
Mit wilder Haſt zurück ins Haus.
Da ſaß mit Taubenblick das Mädchen,
Als wär' im Garten nichts geſchehn,
Saß ſpinnend an dem netten Rädchen,
Und ſchien den Pathen nicht zu ſehn.

„O du, die ich vor ſiebzehn Jahren
Zur Taufe hielt und treu erzog,
Welch Herzeleid muß ich erfahren,
Daß mich dein falſcher Mund belog!
Soll mich dein Strohmann nicht erboſen?
Der Springinsfeld von Fleiſch und Blut? —
Ha! du wirſt flugs von mir verſtoßen,
Nennſt du mir nicht die loſe Brut!“

„Ach, lieber, väterlicher Pathe,
Verzeiht mir meine Heimlichkeit!
Und eh' ich Euch den Freund verrathe,
Gewährt mir eine kurze Zeit!
Wenn dann des erſten Zornes Feuer
Nicht mehr in Eurem Buſen glüht,
Tritt mein enthülltes Abenteuer
In milderm Licht Euch vor's Gemüth.“ —

„Was Zeit, was Licht! — Beicht' oder reiſe,
Und ſieh, wen dein Geſchick bewegt,
Daß er dich älternloſe Waiſe
An meiner Statt, als Wahlkind, pflegt.
Ich liebte dich, mein Gottesſegen
War dir, als Erbin, zugedacht:
Doch daß du gehſt auf krummen Wegen,
Das hat dich um dein Glück gebracht!“ —

Er ſprach's; da klopft' es an die Thüre.
Des Nachbars Sohn, ein junger Wicht,
Trat zitternd ein, als ob ihn friere,
Und ſagte flehend: „Straft ſie nicht!
Ich bin's, ich war's, ich macht' Euch Schrecken!
Wir lieben uns, doch fehlte Muth,
Euch das Geheimniß zu entdecken —
O ſegnet uns, und bleibet gut!“

Potz Ränke!“ rief der Greis. „Ich ſtaune!
Bloß deines Vaters Wohlſtand ſetzt
Mich halb und halb in beßre Laune;
Drum Fried' und Einigkeit für jetzt!
Spricht Vater Ja, nun gut, dann ſodre,
Freund Strohmann, keck von mir mein Kind!
Doch eure Liebesglut verlodre
Nicht ſchnell, wie Strohbrand, in den Wind!“

Der Papagey.

Hulda's ſchöner Papagey,
Den ſie ſelbſt erzogen,
War zum blüthenreichen May
Auf Beſuch geflogen.
Oede ſtand ſein goldnes Haus;
Hulda brach in Jammer aus.

„Wer den Flüchtling wiederbringt,
Der mag frey begehren:
Was er ſich zum Lohn bedingt,
Wird man ihm gewähren.“
So poſaunte durch die Stadt
Schnell ein großgedrucktes Blatt.

Und die Jagd, die jetzt entſtand,
Läßt ſich nicht beſchreiben.
Tauſend waren drauf entbrannt,
Papchen aufzutreiben.
Ritter ſelbſt, mit Schwert und Helm,
Suchten den entflohnen Schelm.

Fräulein Hulda, ſchön und reich,
War des Landes Krone.
Sie umbuhlten allzugleich
Grafen und Barone.
Der geſammte Ritterſtand
Angelte nach ihrer Hand.

Dieß Geſchenk, fürwahr nicht klein!
Wollte der verlangen,
Der ſo glücklich würde ſeyn,
Papchen einzufangen.
Doch der bunte Plaudermatz
Blieb ein unentdeckter Schatz.

Als er ſich nach Tagsverlauf
Nirgend ließ beſchleichen,
Rief man Vogelhändler auf:
„Schaffet ſeines gleichen!“
Zwanzig Schwätzer kamen an,
Die beynah' ihm ähnlich ſahn.

Habgier, nutzend jede Noth,
Hielt die Waare theuer;
Aber haſtig überbot
Sich die Schaar der Freier.
Ja, man wog beym raſchen Kauf
Schier mit Gold die Vögel auf.

Hulda ſaß denſelben Tag
Stickend vor dem Rahmen,
Als auf einmal, Schlag auf Schlag,
Zwanzig Diener kamen.
Einen Brief, nebſt Papagey,
Brachte jeglicher Lakey.

Staunend las ſie: „Daß man ihr
Froh den Flüchtling ſende,
Doch erwarte man dafür
Ihres Herzens Spende;
Denn ſie habe laut erklärt:
Was man fodre, ſey gewährt.“

Und indem ſie las, begann
Schimpfgeſchrey im Zimmer:
„Bärenhäuter! Grobian!“
Und noch zehnmal ſchlimmer,
„Hat euch,“ ſagte ſie empört,
„Eine Fiſchfrau das gelehrt?“

Und ſie winkte mit der Hand:
„Fort mit dem Gefieder!
Bringt den Herr'n, die euch geſandt,
All' die Vögel wieder!
Keiner iſt's, den ich verlor.
Er ſprach feiner, als dieß Chor.“ —

Sie, die jeẞt ſo ſtrenge war,
Wär' es kaum geblieben,
Hätte Ritter Totilar
Einen Brief geſchrieben.
Er, des Adels Stern und Zier,
Wurde ſtill geliebt von ihr.

Eine Sonne war auch ſie
Seinem dunkeln Leben;
Doch ſein Zartſinn wagte nie,
Ihr dieß kund zu geben.
Er beſaß nur Schwert und Roß,
Und ein halb verfallnes Schloß.

Hier, in trüber Einſamkeit,
Ließ er durch die Hallen
Einsmals um die Abendzeit
Ihren Nahmen ſchallen.
Plötzlich rief was hell und klar:
„Totilar! mein Totilar!“

„Ha! wer ruft mich?“ ſprach er ſcheu.
„Giebt es hier Geſpenſter?“
Aber ſieh, ein Papagey
Sitzt am offnen Fenſter!
Grün geflügelt, roth die Bruſt —
Hulda's Flüchtling! — Welche Luſt!

Totilar, ſogleich gefaßt,
Wollte ſacht entſchleichen,
Um den angenehmen Gaſt
Nicht hinweg zu ſcheuchen;
Aber, ohne blöd' zu ſeyn,
Kam er ins Gemach herein.

Und der Ritter ſchwang mit ihm
Sich geſchwind zu Pferde.
Unter ſeinem Ungeſtüm
Donnerte die Erde.
Wie der Wind durch's Blachfeld ſtreicht,
War die nahe Stadt erreicht.

Totilar ließ ſich auf's Knie
Vor dem Fräulein nieder.
„Bringet Ihr mir," ſagte ſie,
„Meinen Liebling wieder?
O! ich dank' Euch hochvergnügt,
Wenn Euch leerer Dank genügt."

Ach, was er im Sinne trug,
Ward ihm nicht geboten!
Doch der Vogel löſ'te klug
Den geheimen Knoten.
„Totilar, ich liebe dich!"
Rief er laut und inniglich.

Sie erſchrak bey dem Verrath
Süßer Selbſtgeſpräche,
Als ob dieſe Frevelthat
Gleich das Herz ihr bräche.
Aber Papchens Worte ſprach
Auch ihr Roſenmund bald nach. —

Sie gelobten Hand in Hand,
Ewig ſich zu lieben,
Und der Eheſtifter ſtand
Hoch nun angeſchrieben.
Stets verpflegt mit Leckerei'n,
Fiel ihm keine Flucht mehr ein.

Das Räthſel.

„Den Abendflug beginnt erſt die Eule;
Wie zögert heute der Stunden Lauf!
Ach, Männchen! mich tödtet die Langeweile;
Gieb, ſie zu verſcheuchen, ein Räthſel auf!“ —

„Drey Sylben ſind's, die zu deuten ich bitte:
Die erſte war einſt ein gehörnter Gott. —
Ein Mannsnahme ſind die zweit' und die dritte;
Doch iſt er verkürzt, und man braucht ihn zum Spott.

Des Ganzen bedienen ſich gern die Frauen,
Und wandeln zierlich damit durch's Haus.
Nur Unholde bilden, den Männern zum Grauen,
Oft eine feindliche Waffe daraus.“

„O, Lieber, das Ding macht mir viel zu ſchaffen!
Ich kenne den Gott, den gehörnten, nicht,
Und fremd ſind mir frommen Täubchen die Waffen,
Womit ein weiblicher Unhold ficht.“ —

„Kind, denke nur nach, ſo kommſt du zum Ziele!
Mein Räthſel iſt keine zu harte Nuß;
Und das iſt eben das Salz vom Spiele,
Daß man ſich ein wenig beſinnen muß.“ —

„Man kann auch das Spiel überſalzen, mein Lieber!
Und das haſt du, wie mich dünkt, gethan.
Was kritteln und ſtreiten wir aber darüber?
Gieb hurtig ein leichteres Räthſel an!“ —

„Erſt löſe mir dieß! — Es wäre ja Schande;
Es iſt ein bekanntes, gewöhnliches Wort.
Ich rathe dir, bringe den Aufſchluß zu Stande,
Sonſt heiß' ich dich Strohköpfchen fort und fort.“ —

„Ey, warte, warte, das ſollſt du mir büßen!
Ich komme dir über dein kluges Gehirn!“ —
Sie zog ein Pantöffelchen von den Füßen,
Und zielte behend' ihm damit nach der Stirn.

„Halt!“ ſprach er. „Was will denn mein frommes Täubchen?
Hat doch ſchon dein Händchen das Räthſel gefaßt!“ —
„Pantoffel!“ — — rief das erröthende Weibchen,
Und küßte den Trauten mit zärtlicher Haſt.

Der Mund und die Augen.

Die Augen ſtritten mit dem Munde,
Und ſagten frey,
Daß er zu einem Liebesbunde
Nicht nöthig ſey.

„Ha!“ rief er ſtaunend, „welch Erfrechen!
Wie lächerlich!
Mein ſüßes Amt iſt's ja, zu ſprechen:
Ich liebe dich!

Und jeden Liebesbund beſiegelt
Ein Honigkuß,
Den ich doch wohl, was ihr auch klügelt,
Verſpenden muß.“

„Freund,“ war die Antwort, „wie entglühet
Der Minne Bund?
Siehſt Du es, wie die Schönheit blühet?
Du blinder Mund!

Wir ſetzen ſchnell das Herz in Feuer,
Und ohn' ein Wort
Geht manches Liebesabenteuer
Oft Jahre fort.

Wir leuchten, wenn auf zarten Blättern,
Die Goldſaum ſchmückt,
Man heimlich, weil die Alten wettern,
Sich Brieſchen ſchickt.

Und können Blicke ſich erreichen,
Da drückt kein Joch:
Es mögen Lauſcher uns umſchleichen,
Wir ſprechen doch!“ —

„Ach, eure Sprache!“ rief mit Lachen
Der Mund darein.
„Miſcht euch doch nicht in fremde Sachen!
Die Sprach' iſt mein.

Wenn mich ein Nothfall in die Bande
Des Schweigens zwingt,
Kommt immer ein Geſpräch zu Stande,
Das Freude bringt.“ —

Er war, den Satz mehr auszuführen,
Juſt recht im Lauf,
Da thaten ſich des Saales Thüren
Urplötzlich auf.

Verſammelt war zu einem Feſte,
Mit Spiel und Tanz,
Ein volles Hundert edler Gäſte
Im größten Glanz.

Genannt ſey nur Emil und Klärchen
Aus dieſer Schaar!
Ein junges, wunderſchönes Pärchen,
Das gut ſich war.

Vor Gegenfeindſchaft aber brannten
Längſt für und für
Die Väter, Mütter, Ohm' und Tanten
Von ihm und ihr.

Und all' die grämlichen Gemüther,
Sie ſaßen da,
Und waren ſcharf des Pärchens Hüther
Von fern und nah.

Emil war immer auf den Füßen,
Mit ſtillem Plan,
Schön Klärchen mündlich zu begrüßen,
Und kam nicht an.

Die Baſen hatten ſich, wie Drachen
Der Zauberwelt,
Die einen großen Schatz bewachen,
Um ſie geſtellt.

Und drang er ſchier zur Holdgeſinnten
Durch's Drachenneſt,
So hielt ein Ohm ihn plötzlich hinten
Am Rocke feſt.

Er kämpfte mit den böſen Leuten
Sechs Stunden lang,
Und konnte nicht das Glück erbeuten,
Wonach er rang.

Doch ging, trotz aller ihrer Tücke
Und Gegenwehr,
Indeß die Liebespoſt der Blicke
Raſch hin und her.

Süß war die Bothſchaft, die ſie brachte:
„Treu bis zum Tod!“
Und das entzückte Paar verlachte
Das Sprachverbot. —

„Was ſagſt du?“ riefen jetzt die Augen
Dem Munde zu.
„Wer mag wohl Liebenden mehr taugen,
Wir oder du?

Was half dein Streben, was dein Ringen?
Du ſchwiegſt bezähmt!
Die Freiheit unſrer geiſt'gen Schwingen
War ungelähmt.“ —

„Ja, zehnmal ja, ihr Haberechte!“
Rief wild der Mund.
„Doch brüſtet ihr, als Obermächte,
Euch ohne Grund.

Ihr möget noch ſo hoch euch ſtellen
In eurem Sinn:
Ich bleib' in tauſend Liebesfällen
Doch wer ich bin.

Fragt Liebende nur im Vertrauen!
Und, wer nicht lügt,
Geſtehet euch, daß bloßes Schauen
Ihm nicht genügt.

Und dränget ihr durch Felſenwände,
Schafft das Genuß?
Die reinſte Liebe lechzt am Ende
Nach einem Kuß.“

Herr Ego.

Vor grauen, längſt entflohnen Jahren
Gab's einen Mann, der Ego hieß.
Er pflegte ſo ſich zu gebaren,
Daß ſeine Sitten niemand pries.
Er glich, voll ſtolzer Eigenliebe,
Den Pfauen, die des Schweifs ſich freun,
Und ſcharrte, gleich dem Aehrendiebe,
Dem kargen Hamſter, emſig ein.

Ich, ſprach er oft vor ſeinem Spiegel,
Ich bin die Hauptperſon der Welt,
Und jedem Wicht gehören Prügel,
Der frech ſich mir zur Seite ſtellt.
Für mich hat Gott die Welt geſchaffen,
Zu meinem Nießbrauch ganz allein.
Kühn darf ich alles an mich raffen,
Denn alles, alles iſt ja mein!

Er wünſchte ſich zahlloſe Heere,
Um mit des Schwertes raſchem Blitz
Sich zu erobern aller Meere
Und aller Länder Machtbeſitz.
Doch da kein Gott ihm Völker ſchickte,
So ſtellt' er Liſt und Trug ins Feld,
Und ſchien, indem er ſchlau berückte,
Ein frommer, biedrer Tugendheld.

Denn wie mit glänzend rothen Beeren
Der Vogelſteller Vögel kirrt,
Und wenn ſie kommen, ſich zu nähren,
Der Mörder ſeiner Gäſte wird:
So lockte mit der Tugend Schimmer
Herr Ego viele Menſchen an,
Die bald auf ihrer Wohlfahrt Trümmer
Ihn Glückspalläſte bauen ſahn.

Sie ſeufzten, er verſchloß die Ohren,
Und ſprach in ſeinem Herzen keck:
Was Menſch heißt, iſt für mich geboren,
Und dienen muß es meinem Zweck.
So braucht' er liſtig einen Jeden,
Als Werkzeug in verſchiedner Art,
Und hört' er von der Freundſchaft reden,
Da lacht' er höhniſch in den Bart.

Die zarte, himmliſch reine Liebe,
Der edlen Seelen Luſt und Schmerz,
Schien ſeinem thieriſch rohen Triebe
Ein fabelhafter Dichterſcherz.
Er liebte nach des Spatzes Weiſe,
Nahm ſieben Frauen, reich wie er,
Und ſah am Ziel der Lebensreiſe
Ein Häufchen Kinder um ſich her.

In ſeiner letzten bangen Stunde
Berief er ſein Geſchlecht zu ſich,
Und ſagte mit erblaßtem Munde:
„Lebt wohl, und pfleget Euer Ich!
Ein Andrer mag für Andre ſorgen,
Und Jedem zu Gebote ſtehn:
Iſt *Euch* nur wohl, ſeyd *Ihr* geborgen,
So laſſet Welten untergehn!“ —

Die Söhnlein legten ihre Hände
Auf ſeine goldgefüllten Truh'n,
Und ſchworen: treu bis an ihr Ende
Nach ſeinem weiſen Rath zu thun.
Mit ſchon geſchloßnen Augenliedern,
Sprach er ſein Amen, und ſchlief ein.
Die Aerzte fanden beym Zergliedern
Am Platz des Herzens einen Stein. —

Und das, wozu ſich vor den Kiſſen
Die hoffnungsvolle Schaar verband,
Das hatten ſie, die Egoiſten,
Nach ihrem Vater ſo genannt.
Wer kennt nicht dieſe rauhe Bande?
Wen drückt nicht ihre Selbſtſucht ſchwer?
Dieß Volk zog aus in alle Lande,
Und wuchs an Zahl, wie Sand am Meer.

Haß und Verachtung dieſen Wichten,
Und dem, der ihnen Weihrauch ſtreut!
Ein braver Mann erfüllt die Pflichten
Der heiligen Geſelligkeit.
Er hilft, ſo weit die Kräfte reichen,
Und bleibet, was ſein Loos auch ſey,
Bis Geiſt und Athem von ihm weichen,
Der Freundſchaft und der Liebe treu.

Die goldene Gans.

Drey Brüder lebten, knapp bey Geld,
In einem alten Schloſſe,
Und bauten ſelbſt ihr kleines Feld
Mit einem dürren Roſſe.
Der jüngſte war ein dreiſter Wicht,
Und von ihm ſagte das Gerücht,
Er gelte viel bey Mädchen.

Georg ſah aus wie Milch und Blut,
Das mußte man ihm laſſen;
Drum war der Burſch ſich ſelber gut
Und Hans in allen Gaſſen.
Es fiel ſogar dem Gecken ein,
Sich in des Königs Töchterlein
Inbrünſtig zu verlieben.

Doch hätt' ihm auch das Glück geblüht,
Aus Fürſtenblut zu ſtammen,
So paßte doch nicht ſein Gemüth
Mit Gertraud's Geiſt zuſammen.
Er lachte gern, der luſt'ge Tropf,
Sie aber war ein Sauertopf,
Den nichts zum Lachen reizte.

Der König ließ, bey Trommelſchlag,
Durch Stadt und Land verkünden:
„Wenn irgend es ein Mann vermag,
Ein Schwänklein zu erfinden,
Daß meiner Tochter Ernſt bezwingt,
Und ſie zum lauten Lachen bringt,
Der ſoll mein Eidam werden.“ —

Flugs ſaß in ſeinem Kämmerlein
Freund Görge feſt verſchloſſen,
Und ſann, bey einem Becher Wein,
Auf lächerliche Poſſen.
Indeß ging Bruder Wilibald,
Mit Brot verſehen, in den Wald,
Um Holz für's Haus zu fällen.

Er pfiff ſein Leiblied durch den Hain,
Da trat in deſſen Mitte
Ein graues Männchen, alt und klein,
Zu ihm mit Klag' und Bitte:
„Mich hungert ſehr, ich ſterbe faſt;
Gieb mir vom Brote, das du haſt,
Ein kleines Stück, Herr Junker!“

„Hinweg, du frecher Bettelmann!“
Rief Wilibald mit Grauen,
Und fing aus Leibeskräften an
In einen Baum zu hauen.
Hui! flog der Kopf der Axt vom Stiel,
Und, wie ein Pfeil nach ſeinem Ziel,
Dem Junker an die Stirne.

Er klagte ſeinen Schmerz zu Haus
Dem mittelſten der Brüder.
Fritz ging nun in den Wald hinaus,
Da kam das Männchen wieder:
„Mich hungert ſehr, ich ſterbe faſt;
Gieb mir vom Brote, das du haſt,
Ein kleines Stück, Herr Junker!“

„Ha, Tagedieb! biſt du noch hier?"
Hub Friedrich an zu ſchmälen.
„Arbeite, Schuft, ſo wird es dir
An Brote nimmer fehlen!"
Er hieb, bey dieſem Zornerguß,
Statt in den Baum, ſich in den Fuß,
Und humpelte nach Hauſe.

Jetzt mußte, weil's an Holz gebrach,
Georg zum Forſte wandern.
Das graue Männchen kam und ſprach
Zu ihm, wie zu den andern:
„Mich hungert ſehr, ich ſterbe faſt;
Gieb mir vom Brote, das du haſt,
Ein kleines Stück, Herr Junker!"

„Nimm hin, mein Freund, mehr hab' ich nicht!"
Sprach gleich der gute Görge,
Und gab mit freundlichem Geſicht
Sein ganzes Stück dem Zwerge.
„Hab' Dank!" rief Dieſer: du biſt gut!
Komm, fälle dieſen Baum mit Muth;
Er wird für mich bezahlen."

Der Eichbaum ſtürzte bald ins Moos;
Da ſah Georg was blitzen
Und eine goldne Gans im Schooß
Des hohlen Baumes ſitzen.
Er ſprang und jauchzte: „Hey! juchhey!
Das Vöglein ſchenk' ich, meiner Treu!
Der himmliſchen Prinzeſſin."

Allein die Abendſonne war
Zu Rüſte ſchon gegangen,
Und mißlich ſchien's, bey Nachtgefahr
Zur Hauptſtadt zu gelangen.
Ein Dörfchen auf der halben Bahn
Bot ihm ein nettes Wirthshaus an,
Und bot es nicht vergebens.

Er konnte nur, ob ſeinem Schatz,
Sich nicht dazu entſchließen,
Auf allgemeinem Lagerplatz
Der Ruhe zu genießen.
Zigeuner ſchliefen auf der Streu,
Und er, vor dieſem Volke ſcheu,
Bezog das Oberſtübchen.

Des Wirths drey ſchöne Töchter ſahn
Mit hellen Falkenblicken
Das goldne Gänslein ſtaunend an,
Und lobten's mit Entzücken.
Sie wünſchten es in ihren Stall,
Und wollten im geringſten Fall
Ein Federchen erbeuten.

Der Junker ſchlief noch feſt, da ſchlich
Früh morgens Iſabelle,
Das älteſte Mägdlein, ſäuberlich
Hinauf in ſeine Zelle.
Sie fand die Gans, verſuchte kühn,
Ihr eine Feder auszuziehn,
Und ach! ſie blieb dran hangen.

Vergebens war Geſchick und Kraft;
Sie rang ſich immer feſter.
Indeſſen nahte katzenhaft
Sich auch die zweyte Schweſter.
„O, Kätchen!“ rief ihr Jene zu,
„Laß die verwünſchte Gans in Ruh!
Sie hält mich, wie ein Häſcher.“

Verloren war der gute Rath,
Die Goldgier zu bezähmen:
Schön Kätchen ſchritt ſogleich zur That,
Sich einen Kiel zu nehmen.
Doch hatte ſie mit kecker Hand
Den Fittich kaum berührt, ſo ſtand
Sie plötzlich angezaubert.

Nun kam noch gar das Neſtküchlein
Eliſabeth gelaufen,
Und ſchoß, trotz Warnung, wild herein,
Um Federn auszuraufen.
Sie tappte zu, das tolle Ding,
Und eh' ein Augenblick verging
War Naſeweis gefangen.

„Was ſeh' ich?“ rief Georg und trat
Aus ſeines Bettſchirms Wänden:
„Hier halten wohl drey Gänschen Rath,
Das vierte zu entwenden?
Ihr ſeyd ſo hübſch, ich gäb's euch gern,
Allein es hat ſchon ſeinen Herrn;
Drum weg mit euren Händen!“

Sie zuckten hin, ſie ruckten her,
Und kamen nicht von dannen.
„Ach!“ flehten ſie, „Herr Zauberer,
Beliebt, uns zu entbannen!“
Er legte friſch ans Werk die Hand,
Doch ließ das unſichtbare Band
Sich auch von ihm nicht löſen.

„O!“ rief er aus, „was machen wir?
Da hilft kein Widerſtreben,
Ihr müßt mit meiner Gans und mir
Euch ſtracks nach Hof begeben:
Kommt, rennet, daß der Kopf euch raucht!
Die holde Königstochter braucht
Vielleicht drey Kammerkätzchen.“

Die Gans im Arm, wie einen Hut,
Lief er hinab die Treppe,
Und hintendrein das junge Blut,
Wie ſeines Kleides Schleppe.
Kein Menſch im Hauſe hört' und ſah
Den Mädchenraub, der hier geſchah;
Denn Zauber war im Spiele.

Der Pfarrer aber ging durch's Feld,
Und ſah die Leutchen ſpringen.
Er ſeufzte: „Ach, wie iſt die Welt
Umſtrickt von Satans Schlingen!“
Drauf trat er in den Weg und ſprach:
„Was lauft ihr dieſem Burſchen nach?
Pfuy, ſchämet euch, ihr Dirnen!“

Er faßte ſchnell der Jüngſten Hand,
Um ſie hinweg zu ziehen;
Doch konnt' er ſelbſt, troß Amt und Stand,
Dem Zauber nicht entfliehen.
Gefeſſelt an das ſchöne Kind,
Mußt er, gleichwie ein Sauſewind,
Fort mit den Mädchen hüpfen.

Der Küſter kam vom Dorfe her,
Und ſah den Meiſter laufen.
„Wohin? wohin? Herr Prediger!
Wir müſſen Kinder taufen.“
Er ſetzte nach, als flöh' ein Dieb,
Ergriff ihn mit Gewalt, und blieb
Am ſchwarzen Aermel hangen.

Da gingen fern zwey Bäuerlein,
Mit Hacken in den Händen.
„Heh! heh!“ begann der Pfarr zu ſchrein,
„Kommt, unſre Noth zu enden!“
Dienſtfertig eilten ſie herzu,
Und hingen auch in einem Nu,
Wie Kletten, an dem Küſter.

Ein Schweif von Sieben folgte jetzt
Der Gans und ihrem Herren.
Er flog, vom Liebesgott gehetzt,
Und ihnen half kein Sperren.
So kam er denn, mit ſeinem Troß,
Bald in die Stadt und an das Schloß,
Wo Sauertöpfchen wohnte.

Er tanzte, wie ein Faſchingsnarr,
Um Lachen zu erregen,
Und Zauberey zwang ſelbſt den Pfarr,
So wild ſich zu bewegen.
Kurz um, die ganze Kette ſprang
Die Straße vor der Burg entlang,
Wie Böcklein, durch einander.

Gertraudchen ſah dieß Poſſenſpiel,
Und ſie, der nichts ergötzlich,
Nichts luſtig ſonſt ins Auge fiel,
Sie lachte drob entſetzlich.
Es ſchallte durch das ganze Schloß,
Und einen Thränenſtrom vergoß
Der alte Herr vor Freude.

Entzaubert floh der Goldgans Schweif
Mit fröhlichen Geberden,
Und Görge rief: „Nun bin ich reif,
Ein Erdengott zu werden!“
Er ging ins Schloß und frug ſogleich:
„Herr König, wann beliebt es Euch,
Die Hochzeit auszurichten?“

„Wer biſt du, junger Menſch?“ begann
Der zepterſtolze König.
„Mein Vater war ein Rittersmann,
Doch er verließ mir wenig.“
„Ey!“ rief der Fürſt, „das klingt nicht fein!
Du mußt, willſt du mein Eidam ſeyn,
Zuvor ein Kunſtſtück machen.

In einem Spiegel zeige mir
Ein Kleeblatt großer Narren!
Ich zähme meine Neubegier,
Drey Tage drauf zu harren.
Doch haſt du, eh' die Friſt verſtreicht,
Mir nicht den Spiegel dargereicht,
Sind wir geſchiedne Leute."

Der Junker murmelte für ſich:
„O, was für Winkelzüge!"
Laut aber ſprach er: „Traut auf mich,
Ich thu' Euch bald Genüge."
Und, wie verfolgt vom böſen Feind,
Lief er zum Walde, den ſein Freund,
Der graue Zwerg, bewohnte.

Der wußte längſt von guter Hand
Das liſtige Verlangen,
Und kam ſchon an des Waldes Rand
Mit einer Laſt gegangen.
Es war ein Spiegel, groß und ſchwer,
Der dreimal länger war, denn er,
Und gleich der Sonne glänzte.

„Freund," ſprach der Zwerg, „dein König hat
Unkönigliche Mucken!
Doch mag er ſich für dießmal ſatt
In dieſen Spiegel gucken.
Er findet derbe Narren drin;
Nur komm' es ihm nicht in den Sinn,
Zum Narren dich zu haben."

Der Junker ſagte großen Dank,
Und eilt', als hätt' er Flügel,
Eh' noch die dritte Sonne ſank,
Zum König mit dem Spiegel.
Stumm blieb der Fürſt bey ſeinem Gruß,
Und griff mit ſichtlichem Verdruß
Nach ſeiner goldnen Brille.

Görg war geſchäftig, vor ihn hin
Den Spiegel aufzuſtellen.
Die werthen Narren wohnten drin
In drey verſchiednen Zellen.
Die erſte nahm ein Querkopf ein,
Der glaubte, ſterbenskrank zu ſeyn,
Und blühte, gleich der Roſe.

Zwey Aerzte gingen ihm zur Hand
Mit Pillen und Latwergen,
Und konnten, von ihm abgewandt,
Das Lachen kaum verbergen.
„Lacht,“ rief der König, „lachet dreiſt!
Wer unnoth eure Waaren ſpeiſ't,
Gehört ins Reich der Narren.“ —

Verwahrt mit einer ehrnen Thür
Sah man die zweite Klauſe.
Es war, als ob höchſtſelbſt in ihr
Der Gott des Reichthums hauſe.
Gemünztes Gold und Silber ſtand
Rings an der ſchwarzberauchten Wand
In Kaſten und in Fäſſern.

Inmitten ſaß, dürr wie der Tod,
Der Herr von dieſen Schätzen,
Und ſtreute Salz auf trocknes Brot,
Um ſich damit zu letzen.
„Narr!“ rief der König lachend auf,
„Genüget dir ein Bettlerſchmaus,
Was iſt dein Gold dir nütze?“ —

Im dritten Felde ſtand ein Greis
Gichtbrüchig auf zwey Krücken,
Sein dünnes Haar war ſilberweiß,
Und ſichelkrumm ſein Rücken.
Doch an den winterhaften Mann
Schloß ſich ein Bild des Frühlings an,
Ein Kind von ſechzehn Jahren.

Hochfeſtlich hatte ſich dieß Paar
Im Tempel eingefunden,
Und ward vom Prieſter am Altar
Geſegnet und verbunden.
„Ha, ha!“ rief Seine Majeſtät,
„Der alte Narr, ſo lahm er geht,
Erſtieg der Thorheit Gipfel.“ —

Der Junker ſah mit Luſt und Muth
Den König ſo zufrieden.
Nun, dacht' er, ſey die Sache gut,
Und ihm die Braut beſchieden.
Doch leider hielt des Landes Haupt
Ein bißchen Wortbruch für erlaubt,
Und machte neue Finten.

„Freund,“ ſprach der königliche Mund,
„Die Narren waren tüchtig;
Allein mit unſerm Sippſchaftsbund
Iſt's darum noch nicht richtig.
Erſt dann wird Gertraud dir vermählt,
Wenn dir es nicht an Schlauheit fehlt,
Mein Hofvolk zu entlarven.

Die Menſchen treiben es zu weit
Mit Bücken und mit Loben:
Trotz menſchlicher Gebrechlichkeit,
Werd' ich zum Gott erhoben.
Ja, wär' ich Gott, ſo wüßt' ich auch,
Ob ſie bey dieſem Hofgebrauch
Es treu und ehrlich meinen.

Mich dünkt, es iſt nur Täuſcherey,
Daß ſie vor Ehrfurcht brennen:
Drum ſtehe deine Kunſt mir bey,
Die Heuchler zu erkennen.
Ein Schandmahl hefte denen an,
Die ſich mit falſchem Sinn mir nahn,
Und bloß den Fuchsſchwanz ſtreichen.“ —

So mußte denn der Junker nun
Zum Walde nochmals traben.
„He!“ rief der Zwerg, „was giebt's zu thun?
Was will er wieder haben?“
„Ach!“ ſprach Georg, „dir iſt nicht fremd,
Was abermals die Hochzeit hemmt;
Schaff' eilig Rath, mein Lieber!“

Graumännchen ſagte: „Nun es ſey!
Ich will den Zorn verbeißen,
Weil's nützlich iſt, der Heucheley
Die Larve zu entreißen.
Doch macht der Mann dir noch einmal
Mit ſeinen Kniffen neue Qual,
Soll's traun ihm ſchlecht bekommen!

Für jetzo mag der edle Herr
Zu ſeines Thrones Stufen
All' ſeine Hauptvergötterer,
Als gäb's ein Feſt, berufen;
Und iſt das ſeidne Völkchen da,
So laſſ' er es, dem Throne nah,
In einen Halbmond treten.

Dann muß er, königlich geſchmückt,
Den goldnen Stuhl beſteigen,
Und ſich dem Kreis, der tief ſich bückt,
Mit Kron' und Zepter zeigen.
Er ſeh' mit Würd' und Ernſt hinab,
Erhebe ſeinen Herrſcherſtab,
Und rufe: Rechtsum kehrt euch!

So bald auf dieſes Machtwort ſich
Die Schranzen zierlich wenden,
Wird jeden Gleißner ſichtbarlich
Ein böſes Zeichen ſchänden. —
Geh, ſage das dem König an,
Und nur dabey hübſch groß gethan,
Als käm's aus deinem Hirne!“

Der König ſprach: „Wohlan, mein Sohn!“
Und ließ die Schalksgeſellen,
Die Götzendiener, ſich am Thron
In einen Halbmond ſtellen.
Er ſah mit Ernſt auf ſie hinab,
Erhob den goldnen Herrſcherſtab,
Und rufte: „Rechtsum kehrt euch!“

Sie ſtutzten, doch ſie ſäumten nicht,
Für's erſte ſich zu bücken,
Und zeigten aus Gehorſamspflicht
Dem König dann den Rücken.
Da — o, des Wunders! — ſchoß ſofort
Bey männiglich, am rechten Ort,
Ein Fuchsſchwanz aus dem Kleide.

Der König ſtarrte, wie ein Bild,
Hin auf die rothen Zagel;
Drauf ward er plötzlich bärenwild,
Und ſchrie: „Daß euch der Hagel!
Nun kenn' ich euch, ihr Schlangenbrut!
Das Heuchlerwappen ſteht euch gut!
Fahrt insgeſammt zur Hölle!"

Er ſprang vom Thron mit Ungeſtüm,
Und hielt ſich nicht im Zügel.
Der heil'ge Zepter ſelbſt war ihm
Jetzt ein gemeiner Prügel.
Die Füchslein fühlten ſeine Wucht,
Trotz ihrer flügelſchnellen Flucht
Durch Hallen und Gemächer.

Und als der Herr faſt wohlgemuth
Vom Hetzen wiederkehrte,
Begann Georg: „Es glückte gut,
Was Euer Mund begehrte.
Die Braut iſt dreifach nun verdient!
Wann wird das Brautbett aufgebühnt?
Das frag' ich jetzt im Ernſte.“

Der König ſprach: „Gedulde dich!
Die Sache hat nicht Eile.
Ein alter Wunſch ergreifet mich
Sehr lebhaft alleweile.
Ich möchte gern mein Marmorſchloß,
Deß Lage hier mich oft verdroß,
Auf jenen Berg verpflanzen.

Schaff' einen Rieſen, der's geſchickt
Auf ſeine Schultern ſchwinget,
Und, ohne daß ein Stein ſich rückt,
Es dort zum Stehen bringet. —
Wird mir, begabt mit ſolcher Macht,
Ein Goliath von dir gebracht,
So magſt du Hochzeit halten.“

„Herr!“ rief Georg, „Ihr legt's drauf an,
Euch von mir loszuwinden.
Ihr denket, ein ſo ſtarker Mann
Sey nirgend aufzufinden.
So wollt Ihr, wenn ſich dieß ergiebt,
Das ausgetrommelte Gelübd
Mir armen Knaben brechen.

Doch jubelt nur nicht vor der Zeit!
Ich kann wohl einen Recken,
Der ſeiner Schultern Kraft mir leiht,
Durch Gunſt des Glücks entdecken;
Und trägt er euch die Hofburg fort,
So ziemt es euch, mir euer Wort,
Als Biedermann, zu halten.“

Er ſprach's beherzt, und machte ſich
Friſch auf den Weg zum Haine.
„Blitz!“ rief das Männchen, „bracht' er dich
Schon wieder auf die Beine?
Verdammter König Wetterhahn,
Wofür ſieht er die Menſchen an,
Die keine Kronen tragen?

Ein Armer iſt denn doch kein Hund!
Das will ich ihm wohl lehren.
Er treibt's fürwahr mit dir zu bunt!
Ich muß der Unbill wehren.
Stell' ihm mich als den Rieſen vor,
Der bis ans Sternenfeld empor
Die Hofburg tragen wolle.“ —

Sie traten in des Königs Schloß,
Und wurden vorgelaſſen.
Er lachte wiehernd, wie ein Roß,
Und konnte ſich kaum faſſen.
„Was will der Sperling?“ rief er aus.
„Die Burg iſt ja kein Schneckenhaus,
Und das wär' ihm zu mächtig!“

„Ho! ho!“ erwiederte der Zwerg,
„Laßt mich die Probe machen!
Bring' ich das Schloß nicht auf den Berg,
Dann könnt ihr mich verlachen.
Sorgt nur für einen feſten Halt,
Daß ihr nicht wanket oder fallt,
Wenn ich es raſch bewege.“

Und eh' ſich neuer Spott ergoß,
Thät er ſich eilig wenden,
Lief auf die Straße vor dem Schloß,
Und faßt' es mit den Händen;
Und wie ein Gärtner, leicht bemüht,
Ein Pflänzchen aus der Erde zieht,
So hub er's aus dem Grunde.

Er ſchwang's, als wär' es leichter Flaum,
Gemächlich auf den Rücken;
Und wuchs und wuchs hoch, wie ein Baum,
In wenig Augenblicken.
Er ragte, wie die Lerche fleugt
Und ſtrack des Rauches Säule ſteigt,
Bald über alle Thürme.

Der König, ob der Himmelfahrt
Schier bis zum Tod' erſchrocken,
Zerraufte ſich vor Angſt den Bart,
Und zauſ'te ſeine Locken.
Er riß das Fenſter auf und ſchrie:
„Halt Ungethüm! Spar' deine Müh!
Laß ab, laß ab, du Teufel!“

„Nein!“ war des Rieſen Donnerwort:
„Befällt dich Furcht und Grauen,
So laß dein Töchterlein ſofort
Mit Junker Görgen trauen;
Sonſt geb' ich weiter kein Gehör;
Ich wandre mit dem Schloß an's Meer,
Und ſtürz' es in den Abgrund.“

Mit Meilenſchritten ging ſein Lauf
Schon nach der nahen Küſte.
Da gab den Trotz der König auf,
Daß er ſein Leben friſte.
„Halt!“ rief er kläglich: „Halt doch an!
Ich habe meinen Hofkaplan
Zur Trauung rufen laſſen.“

Schnell ward der Rieſe wieder klein,
Und ſprach: „Das läßt ſich hören!
Auf meinem Rücken ſegnet ein;
Ich will euch gar nicht ſtören.
Das Schloß behalt' ich noch als Pfand,
Bis über mir von Hand zu Hand
Die goldnen Ringe gehen.“ —

Kaum ließ der König das geſchehn,
So hört' er unten fragen:
„Soll ich nun auf des Berges Höh'n
Noch euer Schlößlein tragen?“
„Ach, nein!“ ſprach Seine Majeſtät:
„Der Wind iſt ſcharf, der oben weht;
Bring's an die alte Stelle!“

Das that der Zwerg, ging dann hinein,
Und ernſt war ſeine Rede:
„Nun, König, laßt uns Freunde ſeyn!
Vorbey iſt alle Fehde.
Ihr habt zum Nachfahr keinen Sohn;
Ich ſchafft' euch einen, der den Thron
Wird lobeſam beſteigen.

Er gab, als er mich betteln fand,
Mir all' ſein Brot mit Güte;
Und ſo beglückt er einſt das Land
Mit fürſtlichem Gemüthe:
Denn Mild' und Menſchenfreundlichkeit
Sind mehr, als Kron' und Purpurkleid,
Der Ehrenſchmuck der Fürſten.“

Die Büßerin.

Es iſt ein wenig lange her,
Da ſprach zu einem Zauberer
Ein ehrenfeſter Ritter:
„Herr, meine Frau,
Die Perl' im Gau,
Macht mir mein Leben bitter!

Ihr ſanftes, himmliſches Geſicht
Lügt Jedem vor, ſie könne nicht
Ein Wäſſerchen betrüben:
Doch ſie gebart
Sich oft nach Art
Der ſchlimmſten böſen Sieben.

Für Fremde fließt zu aller Zeit
Ein Honigbach der Freundlichkeit
Von ihrer Roſenlippe;
Allein mit mir
Zankt für und für
Die häusliche Xantippe.

Ich bat ſie oft, ſich ernſt und treu
Der buhleriſchen Höfeley
Der Schmeichler zu erwehren:
Doch ſeh' ich ſie
Den Laffen nie
Mit Zorn den Rücken kehren.

Und ſo durchbohrt ſie tauſendfach,
Bald ſchlau verſteckt, bald frey und jach,
Das Herz mir, wie mit Meſſern.
Sagt, weiſer Mann,
Wie ſoll, wie kann
Ich ihren Sinn verbeſſern?

Ich habe Güt' und Ernſt verſucht,
Doch beides ſchaffte keine Frucht;
Sie bleibt bey ihren Sitten.
Ich muß durch Euch
Das Zauberreich
Deßhalb um Hülfe bitten." —

Und während ſo der Ritter ſprach,
Sann ſtill der Hexenmeiſter nach,
Und thät am Ende fragen:
„Liebt Eure Frau
Die Spiegelſchau
Mit eitlem Wohlbehagen?"

„O freilich!“ rief der Ritter aus.
„Sehr reich an Spiegeln iſt mein Haus;
Ich habe wohl an hundert!
Und immerfort
Wird hier und dort
Des Lärvchens Reiz bewundert.“

Der Meiſter ging und hohlt' ein Kraut,
Und wickelt' es in Schlangenhaut,
Bemahlt mit Zauberzügen:
„Hier, Ritter, nehmt!
Dadurch bezähmt,
Wird Eure Frau ſich fügen.

Legt ihr, wenn's Euch ihr Schlaf erlaubt,
Dieß Päckchen heimlich unter's Haupt,
Nachts zwiſchen elf und zwölfen!
Und ſpiegelt ſie
Sich Morgens früh,
So wird mein Mittel helfen.“

Der Ritter kehrte heim bey Nacht,
Und ſchob der Schläferin ganz ſacht
Das Päckchen unter's Kiſſen.
Sie merkt' es nicht;
Es wurde licht;
Sie war auf Putz befliſſen.

Zum nächſten Spiegel flog ihr Blick;
Doch ſchaudernd prallte ſie zurück,
Als ſäh' ſie Geiſter drinnen;
Und todtenbleich
Lief ſie ſogleich
Mit ſtummer Haſt von hinnen.

Durch Säl' und Zimmer ſtürzte ſie
Zu allen Spiegeln hin, und ſchrie
Bisweilen laut und gräßlich:
„Wie ſeh' ich aus!
Mir ſelbſt ein Graus!
Zum Abſcheu alt und häßlich!“

Drauf ſchloß ſie in ihr Kämmerlein,
Wie eine Büßerin, ſich ein,
Und ſaß, nach deren Weiſe,
Stumm wie ein Bild
Und dicht verhüllt,
Zwey Tage, ſonder Speiſe.

Das lag dem Ritter ſchwer im Sinn.
Er ritt zum Hexenmeiſter hin,
Und meldet' ihm die Sache.
„So muß es ſeyn!“
Fiel jener ein.
„Nun brennt's bey ihr im Dache!

Mein Kraut hat ihr den Spuk gemacht,
Daß ſie ſich häßlich, wie die Nacht,
Im Spiegel mußte finden.
Allein ſie ſey
Nur fehlerfrey,
So wird das Schreckbild ſchwinden.

Geht hin zu ihr und ſaget dreiſt:
Es hab' ein wohlgeſinnter Geiſt
Euch offenbart im Schlafe:
Der Schönheit Flucht
Sey Gottes Zucht
Und ihrer Unart Strafe.

Allein ſie werde wieder ſchön
Vor ihren hundert Spiegeln ſtehn,
Wenn Reue ſie durchglühe,
Und ſie ſofort
Mit That und Wort
Die alten Mucken fliehe.“ —

Der Ritter macht', auf dieß Geheiß,
Der Büßerin das Mährchen weis,
Und herrlich trug es Früchte.
Sie war ganz Ohr,
Und ſprang empor
Mit fröhlichem Geſichte.

„O, lieber, goldner Herzensmann,
Wie gern will ich der Schönheit Bann
Durch ſtrenge Buße löſen!
Wohl war ich traun
Im Chor der Frau'n
Oft eine von den Böſen.

Doch ändre ſich mein Sinn und Thun!
Die finſtre Eule ſoll ſich nun
In's frömmſte Täubchen wandeln,
Und, ohne Groll,
Stets liebevoll
Nach deinen Wünſchen handeln.“

Er ſprach ſein Amen hoch erfreut.
Und ſie vereinte Friedlichkeit
Hinfort mit reinen Sitten.
Der Schmeichler Heer
War jetzt nicht mehr,
Wie ſonſt, bey ihr gelitten.

Und als ſie einen Monat lang
Sich ehrlich, ohne Heuchelzwang,
Als Biederweib gehalten,
Verſchwand der Dunſt
Der ſchwarzen Kunſt
Und ihr geheimes Walten.

Und wieder fand, mit Jubelſchall,
Die Dam' in jeglichem Kryſtall
Den Schatz, den ſie verloren.
Sie ſprang und ſang
Die Burg entlang,
Und war wie neu geboren.

Der ſchöne Fund war ihr ſo lieb,
Daß ſie ein frommes Täubchen blieb
In Worten und Geberden,
Um nicht durch's Leid
Der Häßlichkeit
Nochmals geſtraft zu werden. —

Ob wohl nicht Mancher, der dieß las,
Sich ſeufzend mit dem Ritter maß,
Und ſich den Wunſch vergönnte,
Daß er, auch er,
Durch Zauberer
Sich Hausruh ſchaffen könnte?

Das Weitzen-Orakel.

I.

Mutter.

Kind, ſieh den Schulherrn freundlich an,
Trotz ſeinen reifen Jahren!
Der Jäger iſt ein Wetterhahn;
Das wirſt du bald erfahren.
Er hat der Jugend Wankelſinn,
Liebäugelt her, liebäugelt hin,
Und denket nicht ans Freien.

Röschen.

Schilt nicht das junge, treue Blut!
Ich kann nicht von ihm laſſen.
Karl iſt ſo wacker, iſt ſo gut;
Warum ſoll ich ihn haſſen?
Gedulde dich noch kurze Zeit!
Ihn hemmt nur ſeine Blödigkeit,
Bey dir um mich zu werben.

Mutter.

Wie das ſich in die Länge zieht!
Und immer ſoll ich ſchweigen?
Erforſchen muß ich ſein Gemüth,
Ob's Luſt hat Ernſt zu zeigen.
Ein Weiblein, das voll Weisheit ſteckt,
Hat jüngſt mir eine Kunſt entdeckt,
Die Freier zu ergründen.

Röschen.

Es iſt doch wohl nicht Zauberey?
Ich weiß, daß manche Frauen,
Als ob's ein Gottesurtheil ſey,
Auf ſolches Weſen bauen.
Nein, Mutter, zaubern laß uns nicht!
Doch iſt das Mittel fromm und ſchlicht,
So können wir's verſuchen.

Mutter.

Nimm Weitzenkörner, ſchreib auf ſie
Fein zart des Liebſten Nahmen,
Und ſtreue ſie den Hühnern früh,
Wenn ſie vom Stalle kamen.
Fällt das Geflügel gierig drauf,
Und zehrt die Körnlein ſämmtlich auf,
Dann wird die Heirath richtig.

Röschen.

Verzeih mir, liebes Mütterlein,
Daß ich darüber lache.
Was gilt der Hühner Ja und Nein
In unſrer Herzensſache?
Doch dir zu folgen iſt mir Pflicht;
Drum laß uns, was ihr Schnabel ſpricht,
Gleich morgen früh vernehmen.

Mutter.

Merk, wenn ſie Korn für Korn geſchwind
Weg von der Erde picken,
Wird dein Geliebter, treu geſinnt,
Sich bald zur Heirath ſchicken.
Doch bleibt ein einzig Korn verſchmäht,
So iſt ſein Herz nicht treu und ſtät,
Und Thomas wird dein Gatte.

2.

Wer rückt dort ſeine Stutzperücke
Vom Ohr hinweg mit brauner Hand,
Und drückt es an die Breterlücke
Der nachbarlichen Gartenwand?
Ha! das iſt Röschens Hochverehrer,
Des Dorfs ergrauter Kinderlehrer:
Er horcht mit grämlichem Geſicht,
Was man vertraut im Gärtchen ſpricht.

Und ſeht, dort auf der andern Seite
Fand ſich ein zweiter Lauſcher ein.
Er war erſt mit ſich ſelbſt im Streite,
Ein Horcher an der Wand zu ſeyn.
Doch muß er nicht vor Neugier brennen?
Er höret ſich von Röschen nennen,
Und giebt mit liebefrohem Sinn
Sein Ohr der ſüßen Stimme hin.

Sie wohnten links und rechts die Freier,
Und mitten drin ſtand Röschens Haus.
Da ging denn in der Abendfeier
Oft Schwarz und Grün auf Spähung aus.
Sie machten ihre Liebesrunde
Auch dießmal in der Dämmerſtunde,
Und ſo ward Beiden die Gefahr
Des Brautverluſtes offenbar.

Karl baute feſt auf Liebchens Treue
Und auf der Hühner Nahrungsluſt;
Doch Jenem in dem Schulgebäue'
Ward's eng' und enger in der Bruſt.
Er ſprach zu ſich: „Soll ich es leiden,
Daß Henn' und Hahn mein Loos entſcheiden?
Sie werden ſich des Weitzens freu'n,
Und ſchlingen mir die Braut mit ein.

Ja, dieſer Schlag wird mich erſchüttern,
Wenn mir es nicht durch Liſt gelingt,
Das Federvölkchen ſatt zu füttern,
Bevor man ihm ſein Frühſtück bringt.
Wohlan, es gilt ein bißchen Schauer!
Ich überſteige Nachts die Mauer,
Begebe mich ins Hühnerhaus,
Und ſchütte reichlich Weitzen aus.

Wenn dann die Morgenwolken grauen,
Und ehe noch ein Menſch erwacht,
Speiſ't ſchon der Hahn mit ſeinen Frauen
Das Leibgericht, das ich gebracht.
So kann ſie nicht der Hunger zwingen,
Des Jägers Nahmen zu verſchlingen,
Und ich erreiche den Gewinn,
Daß ich nun Hahn im Korbe bin.“ —

Indeß er Herz und Muth ſo ſtählte,
Und ſich viel Schlauheit zugeſtand,
War Röschen auch nicht laß, und wählte
Den ſchönſten Weitzen, den ſie fand.
Es waren Körner ohne Tadel;
Sie grub mit ihrer feinſten Nadel
Des Liebſten Nahmen mühſam drauf,
Und rief am Ende: „Nun, Glück auf!“

3.

Karl blickte ſchlaflos durch die Nacht
Nach Liebchens Kämmerlein;
Da fand ſich Thomas ſacht und ſacht
Dort auf der Mauer ein.

Glück — ſprach er oben — du haſt mich
Bis hierher treu bewahrt;
Nun hilf mir auch, ich bitte dich,
Bey meiner Niederfahrt!

Doch zog er, um nicht, wie ein Thor,
Ihm blindlings zu vertraun,
Sein Blendlaternchen ſtill hervor,
Den Weg ſich zu beſchau'n.

„Was ſeh' ich! Brennt die Leuchte dort
In eines Diebes Hand?“
Sprach Karl, und überſtieg ſofort
Die nachbarliche Wand.

Thoms hatte juſt, als dieß geſchah,
Zum Hinſehn keine Zeit:
Er fiel, und lag im Hofe da,
So lang er war und breit.

Doch da das Glück in Schutz ihn nahm,
Was achtet' er den Fall?
Er lief, obwohl ein wenig lahm,
Stracks in den Hühnerſtall.

Karl ſchoß ihm, wie ein Habicht, nach,
Und rief hinein zur Thür:
„Sey, wer du willſt! Verdiente Schmach
Trifft dich am Morgen hier.“

Drauf ſchob er kräftig und geſchwind
Den Eiſenriegel vor,
Flog aus dem Hofe, wie der Wind,
Und legte ſich auf's Ohr. —

Der Schulmann ſtand vor Schrecken ſtarr,
Doch ſprach er Muth ſich ein:
„Still, alter Knabe, ſey kein Narr,
Zu toben und zu ſchrei'n.

Laß den verdammten Urian
Getroſt von dannen ziehn.
Du machſt hernach die freie Bahn,
Dem Kerker zu entfliehn.“

Er ſtürmte nun die halbe Nacht
Aufs Pförtchen wacker los;
Allein des treuen Riegels Macht
Wich keinen Schlag und Stoß.

Die Hühner, ihrer ſüßen Raſt
Durch dieß Gelärm beraubt,
Ergrimmten ob dem wilden Gaſt,
Und ſchwirrten ihm um's Haupt.

Er dachte nicht an Weitzenſaat:
Und als das Morgenroth
Hervor aus grauen Wolken trat,
Da wünſcht' er ſich den Tod.

4.

In der Frühe ſprach die Mutter:
„Röschen, längſt ſchon mahnt der Tag,
Unſre Hühnlein zu verſorgen.
Gilt denn noch am heut'gen Morgen
Unſer geſtriger Vertrag?“

„Ja, er gilt!“ verſetzte Röschen.
„Sieh hier meine Weitzenſchrift!
Und gieb Acht, ſie wird geleſen,
Daß bald nicht der ſchärfſte Beſen
Noch ein Stäubchen davon trifft.“

Lachend gingen ſie ins Höfchen;
Doch Entſetzen kam ſie an,
Als ſie in der Hühnerhütte
Lang und ſtarr aus Strohgeſchütte
Schwarze Beine ragen ſah'n.

Röschen rief mit lauter Stimme:
„Wer da? — Rührt euch! — Hört ihr nicht?
Wem gehören dieſe Beine?
Antwort' geb' er und erſcheine!
Sonſt erſcheint das Dorfgericht!“

Da ward Leben in dem Strohe,
Und der Schulherr ſprang empor.
Reich mit Halmen überhangen,
Und mit feuerrothen Wangen,
Trat er, ängſtig lächelnd, vor.

„Iſt es möglich?“ rief die Mutter.
„Euch, Herr Nachbar, finden wir?
Ey! was ſind das für Geſchichten!
Wollt Ihr Hühner unterrichten?
Oder ſucht Ihr ſonſt was hier?“ —

„Eure Hühnlein wollt' ich füttern;“
Sprach er ſüß: „Verzeiht den Spaß!
Goldnen Weitzen wollt' ich ſpenden,
Den ich erſt, mit eignen Händen,
Rein von Staub und Hülſen las.“

„Welcher Einfall!“ ſagte Röschen.
„Wagt man drum den Hals bey Nacht?
Und wer braucht denn Eure Gabe?
Seht, mein Wertheſter, ich habe
Selbſt ſchon Weitzen mitgebracht.“

„Laß uns tauſchen!" bat er zärtlich.
Doch ſie ſprach: „Wozu denn das?
Wollt Ihr mich zum Lachen reitzen?
Nein, ich tauſche meinen Weitzen
Nicht mit Euch, noch ſonſt etwas." —

Wohl verſtehend, was ſie meinte,
Sprach er hochbeſtürzt kein Wort,
Stampfte mit dem Fuß die Erde,
Und mit zorniger Geberde
Ging er ſonder Abſchied fort.

5.

„Ach!" hub die Mutter an, „was macht
Die Liebe doch für Thoren!
Sie hetzt ihn her in finſtrer Nacht,
Und da du keck ihn ausgelacht,
Iſt er für dich verloren.
Wenn nun auch Karl die Treue bricht,
So wird, trotz glattem Angeſicht,
Die alte Jungfer fertig,
Und deß bin ich gewärtig."

„Kommt, Hühner!“ rief das Mädchen laut,
„Kommt, tröſtet meine Mutter!
Beherzt bringt eine frohe Braut,
Die einem Biedermann vertraut,
Euch dieß Propheten-Futter!“ —
Sie ſprach's, und goß mit weißer Hand
Den goldnen Regen in den Sand,
Und, wie in Hungersnöthen,
So ſchluckten die Propheten.

Verzehrt war bald das letzte Korn,
Und mit verſchämten Wangen,
In Feiertracht, mit Jägerhorn
Und Prachtgeſchmeid' und Silberſporn,
Kam Karl daher gegangen.
Beſcheiden naht' er ſich, und ſprach:
„Ich ſucht' Euch drinnen im Gemach;
Doch auch an dieſem Orte
Iſt Raum für wenig Worte.

Vergönnet mir, Frau Nachbarin,
Euch etwas vorzutragen.
Ich will, da ich kein Redner bin,
Euch meines Herzens Wunſch und Sinn
Kurz und natürlich ſagen.

Ich liebe Röschen inniglich,
Und Gegengunſt beglücket mich:
O, laßt Euch das bewegen,
Und gebt uns Euren Segen!"

Mit Freuden ſagte Mütterlein:
„Gott ſegn' Euch, meine Lieben!"
Da flog, beſchwert mit einem Stein,
Ein Blättchen in den Hof herein,
Und darauf ſtand geſchrieben:
„Die Jugend tritt dem Alter vor;
Mehr als der Weiſe gilt der Thor:
So mag, mit Narrenſchellen,
Sich Gleich und Gleich geſellen!"

Die Feuersbrunſt.

Der Bürgermeiſter Schmoll begab
Im Zwielicht ſich an's Thor,
Und raunte, mit erhobnem Stab,
Dem Pförtner Kunz ins Ohr:
„Kraft meines Amts, befehl' ich Euch:
Schließt hart und feſt das Thor zugleich!

Laßt niemand, weder Mann noch Maus,
Und käm's in Seid' und Sammt,
Vor Tages Anbruch ein und aus;
Sonſt jag' ich Euch vom Amt!
Es wird nach Dieben heut geſtreift;
Drum ſorgt, daß keiner uns entläuft!“

Und als er eifrig das geſagt,
Ging er, bey Thorſchluß, fort;
Doch an der vorgewandten Jagd
War nicht ein wahres Wort.
Er hatte ſonſt was auf dem Rohr —
Doch ſtill! wer klopft da ſchon am Thor?

„Wer draußen iſt, kann nicht herein!“
Schrie Kunz aus ſeinem Loch.
Und draußen rief's: „Was ſoll das ſeyn?
Freund Kunz, Ihr kennt mich doch!
Ich bin Lothar, der vor der Stadt
Das Rittergut Schönlinde hat.“ —

„Und hättet Ihr ein Fürſtenthum,
Und böthet mir es an,
Euch würde doch das Thor darum
Von mir nicht aufgethan.
Des Bürgermeiſters Will' und Macht
Verboth mir's ſcharf für dieſe Nacht.“

Verdrießlich wandte ſich Lothar
Zu ſeinem Reitknecht hin:
„Der Fall iſt wahrlich ſonderbar,
In dem ich heute bin. -
Ich reite zur Verlobung aus,
Und kann nicht in der Liebſten Haus.

Klar ſeh' ich hier der Rache Spur!
Schmoll warb um meine Braut,
Trug einen Korb davon, und fuhr
Darob faſt aus der Haut.
Drum zuckt er jetzt der Amtsmacht Schwert,
Das mir den Eingang hier verwehrt.

Doch ſieh, ich hab' im Augenblick
Schon eine Liſt zur Hand.
Reit heim, und ſtecke mit Geſchick
Mein Schloß zum Schein in Brand.
Laß zwanzig Mal ein Strohgebund
Auflodern durch des Schornſteins Mund.

Fahr' mit der Flammenſtange friſch
Hinaus zum weiten Schlot!
Uns ſetzt ein ſolcher Flackerwiſch
In keine Feuersnoth;
Doch in der Stadt entſteht Geſchrey,
Und Spritzen eilen flugs herbey.

Ich ſchlüpfe dann durch's offne Thor
Ins Städtchen leiſ' und ſtill.
Von innen ſtrömt das Volk hervor,
Und rennt in den April.
Doch hemme ſeinen wilden Lauf,
Und zieh des Grabens Brücklein auf.“ —

Geſagt, gethan! — Der Ruf erſcholl:
„Das Schloß Schönlinde brennt!“
O, das iſt herrlich! dachte Schmoll:
Das ſey dem Feind gegönnt!
Laut aber ſchrie er: „Zäumt mein Roß,
Und rettet meines Freundes Schloß!“

Er ſchwang ſich auf ſein Trampelthier,
Und ſprengte durch das Thor,
Daß er im wilden Fluge ſchier
Perück' und Hut verlor.
Huſch! ſtahl ſich Jener, ohne Laut,
Bey ihm vorbey, und flog zur Braut.

Indeſſen war der Schadenfroh
Mit Peitſch' und Sporn nicht faul.
Toll reitend, ſah er nach dem Stroh,
Und ſtockblind war ſein Gaul:
So kam's, daß plötzlich Mann und Roß
Hinunter in den Graben ſchoß.

Hier lag er, übrigens geſund,
Im weichen, ſchwarzen Moor,
Und ſein damit gefüllter Mund
Rief laut nach Hülf' empor.
Da zogen Bürger lobeſam
Ihn ſchnell, mit Ehrfurcht, aus dem Schlamm.

Unnöthig kam die Spritze jetzt,
Und konnt' ihm nützlich ſeyn.
Von treuer Hand hinauf geſetzt,
Zog er ins Städtchen ein,
Und ſah mit Grimm der Kerzen Strahl
Im glänzenden Verlobungsſaal.

Der Zaubertiſch.

Mariechen, eine ſchöne Maid,
Umſchmeichelten zwey Freier;
Doch war nur Heinrichs Zärtlichkeit
Dem Liebchen werth und theuer.
Er ſah ſein freundliches Gemüth
Von vieler Menſchen Gunſt umblüht;
Doch Kurd, von rauhern Sitten,
War nirgend gut gelitten.

Nur Wolfram, Miekchens Vater, trat
Gewogen ihm die Brücke,
Und gab einſt dringend ihr den Rath,
Daß ſie den Klotz beglücke.
Und als das ſanfte Mädchenbild
Um Heinrich flehte, ſprach er wild:
„So mag denn unter Beiden
Ein Wettſtreit kurz entſcheiden.

Du weißt, ich liebe guten Wein
Und zarte Leckerbiſſen,
Und habe hier im Dorf die Pein,
Das alles zu vermiſſen.
Tagtäglich wird nur Kohl und Kraut
Mir auf dem Teller aufgebaut,
Und, um dem Durſt zu wehren,
Muß ich den Bierkrug leeren.

Drum ſollen ſich zu dem Vertrag
Die Freier mir verpflichten,
Mir auf den erſten Oſtertag
Ein Gaſtmahl auszurichten.
Wer dann die beſten Schüſſeln bringt,
Mag unbeſtritten, unbedingt,
Als Hahn im Korbe lachen
Und Hochzeit mit dir machen.“ —

Mariechen ſchwieg und dachte ſchlau:
Mein Heinz ſoll mir wohl bleiben!
Kurd iſt zu träg' und zu genau,
Viel Gutes aufzutreiben.
Doch Heinzen ſend' ich in die Stadt,
Wo man die feinſten Waaren hat,
Und laſſe, daß wir ſiegen,
Mein Spargeld dahin fliegen. —

Den Freiern ward der Wettſtreit nun
Von Wolfram vorgetragen.
Sie ſtutzten, doch was war zu thun,
Als freundlich Ja zu ſagen?
„So gilt's denn!" rief er: „Geizt nur nicht!
Sorgt, daß der Tiſch beynahe bricht!
Schafft Rheinwein und Kapaune!
Das macht mir gute Laune."

Nah' war der Oſtertag, und fern
Die Heimath edler Speiſen:
Man hatte dahin gut und gern
Zwey volle Tagereiſen.
Drum ſteckte Miekchen ſchnell ihr Gold
In Heinrichs Hand, und ſagte hold:
„Kauf hübſch für unſern Alten,
Damit wir Hochzeit halten."

Er ſchwang ſich auf ſein Eſelein,
So bald der Hahn ihn weckte,
Und lenkt' es in den Wald hinein,
Der ſich zur Stadt hin ſtreckte.
Er trabte bis zur Veſperzeit;
Dann lagert' er aus Müdigkeit
Sich auf den jungen Raſen,
Und ließ ſein Thierlein graſen.

Ich komme, dacht' er, früh genug
Ins Haus zum goldnen Raben.
Es wird noch einen friſchen Krug
Und Schlafraum für mich haben. —
Drauf ſchlang er ſeines Seckels Band,
Aus Furcht vor Dieben, um die Hand,
Und fiel ohn' allen Kummer
In einen ſanften Schlummer.

Indeß kam Kurd, der rohe Geiſt,
Den Marktweg her geritten,
Sah Heinrichs Schlaf, und ſchnapp! war dreiſt
Der Seckel abgeſchnitten.
Erfreut ob dieſem guten Fang,
Entwich er unbemerkt, und ſang:
„Trala! der Wolf will ſchlingen,
Und Heinzlein kann nichts bringen.“

Der arme Knabe ſchlief noch ſüß,
Und ſah juſt mit Entzücken
Vom Traumgott ſich ein Paradies,
An Liebchens Seite, ſchmücken.
Im Hui verſchwand die Zauberpracht,
Als er, in Finſterniß erwacht,
Die Hände vor ſich ſtreckte,
Und den Verluſt entdeckte.

Er lief umher, ob wo im Wald,
Des Räubers Fußtritt klinge;
Er wünſchte, daß ein Erdenſpalt
Urſchnell ihn ſelbſt verſchlinge.
Auf einmal funkelt' ihm ein Licht
Aus ferner Waldnacht ins Geſicht,
Und er, nach raſchem Ritte,
Kam dort an eine Hütte.

Er klopfte mit beſcheidner Art,
Damit man ihm nicht fluche.
Drin rief alsbald ein Stimmlein zart:
„Wer kommt noch zum Beſuche?
Frey ſagt es Lili gleich voraus:
Nur Männern öffnet ſich ihr Haus,
Und hübſche, junge Gäſte
Empfängt ſie ſtets auf's beſte.“

„Ich bin ein Mann,“ ſprach Heinrich drauf,
„Ein ehrlicher Geſelle.“
Raſch flog das Pförtlein luſtig auf,
Und wer ſtand auf der Schwelle?
Ein dürres Weiblein, wunderalt,
Und, wie ein Scheubild, ungeſtalt.
Dem Knaben blieb vor Schrecken
Der Gruß im Munde ſtecken.

Die Augen waren klein und grün,
Gleich friſchem Wieſengraſe:
Entlehnt von einem Rieſen ſchien
Dagegen Lili's Naſe.
Gleichwie ein Steg von Rand zu Rand
Den breiten Graben überſpannt,
So hatte jener Bogen
Den Mund ganz überzogen.

Heinz trat zurück, um an der Thür
Gleich wieder umzukehren.
„Bleib, Bürſchlein,“ ſprach ſie, „bleib doch hier
In Züchten und in Ehren!
Ich lade ſonder Furcht dich ein;
Du wirſt mir nicht gefährlich ſeyn:
Doch will ich wohl erlauben,
Mir einen Kuß zu rauben.“

„Nein,“ ſprach er, „rauben will ich nicht;
Ich ſelbſt ward heut' beſtohlen,
Und ſtehe, weil mir Geld gebricht,
Hier vor Euch, wie auf Kohlen.“ —
„O!“ ſagte ſie, „das thut mir leid!
Erzähle mir mit Offenheit
Umſtändlich deine Sache
Drin unter meinem Dache.“

Er ging ins Haus, mit halbem Zwang,
Und ſah, bey hellen Kerzen,
Zwey Männlein, kaum drey Spannen lang,
Wie junge Kätzlein, ſcherzen.
„Zu Loch!“ rief ſie gebieteriſch.
Sie huſchten unter einen Tiſch,
Und horchten beym Berichte
Der Wett- und Brautgeſchichte.

Am Schluß ſprach Lili: „Glaube mir,
Geld hab' ich nicht in Händen;
Zum Wettſtreit aber will ich dir
Ein Zaubertiſchlein ſpenden.
So bald man Tiſchlein, deck' dich! ſpricht,
Sieht man ein köſtliches Gericht,
Sammt ausgeſuchten Weinen,
Im Nu darauf erſcheinen.“ —

„Der Gabe wär' ich herzlich froh!“
Sprach Heinrich voller Freude.
Sie rief den Zwergen zu: „Halloh!
Bringt's Tiſchlein her, ihr Beide!“
Die Männlein knurrten drob, nach Art
Erboßter Hündlein, in den Bart,
Und blieben unerſchrocken
In ihrem Winkel hocken.

„Auf! auf!“ ſchalt Lili: „Oder kränkt
Mein Vorſatz euern Magen?
Ihr denkt wohl, iſt der Tiſch verſchenkt,
So wird euch Hunger plagen?
Weh' dem, der ſolch Geſinde hat!
Euch Wölfe mach' ich wohl noch ſatt!
Thut, was ich euch befohlen,
Sonſt werd' ich etwas hohlen!“

Und kaum erhob ſie ſich vom Sitz,
Die Geißel herzulangen,
Als ſchon die Zwerge, wie der Blitz,
Fort nach dem Tiſchlein ſprangen.
Es war, entblößt von aller Pracht,
Ganz ſchlicht aus Tannenholz gemacht;
Doch es beſtand, mit Lobe,
Die angeſtellte Probe.

„Nimm's hin,“ ſprach Lili, „um dein Leid
Auf einmal zu verſchmerzen,
Und deine liebe, ſüße Maid,
Als Bräutigam, zu herzen.“ —
Zu Boden, mit vertieftem Sinn,
Sah jetzt die traute Sprecherin,
Und zupfte Band und Fädchen,
Wie ein verſchämtes Mädchen.

„Hört,“ ſagte Heinz, „kann ich zum Dank
Euch einen Dienſt gewähren,
So bitt' ich ſehr, Euch frey und frank
Darüber zu erklären.“
Nun that ſie erſt recht zimperlich,
Und ſeufzte ſchmachtend: „Küſſe mich!“ —
Still kicherten die Zwerge;
Ihm ſtieg das Haar zu Berge.

Doch aus gerechter Dankbarkeit
Konnt' er nicht widerſtehen.
Zuvörderſt mußte ſie beyſeit
Die große Naſe drehen.
Das that ſie mit der linken Hand;
Ihr rechter Arm umſchlang den Fant.
Und das Geſinde lachte,
Als Heinz das Opfer brachte.

Drob ſtrafte ſie auf friſcher That
Die Knechtlein derb mit Schlägen.
Sie kreiſchten laut, und Heinrich bat,
Die Geißel wegzulegen.
Drauf ſchied er wohlgemuth von ihr,
Schwang ſich auf ſein getreues Thier,
Und fand nach kurzem Traben
Das Haus zum goldnen Raben.

„Herr Wirth, gebt mir ein Kämmerlein;
Mehr hab' ich jetzt nicht nöthig.“
Man gab ihm ein Kabußchen ein,
Und war zu Koſt erbötig.
„Es mangelt mir an Eßbegier,“
Entgegnet' er, und ſchloß die Thür,
Um an des Tiſchleins Gaben
Sich heimlich zu erlaben.

Der Beutelſchneider hatte ſchon
Im Gaſthof eingeſprochen,
War vor dem neuen Gaſt geflohn,
Und hatte ſich verkrochen.
Er ſah im Winkel, wo er ſtand,
Den Zaubertiſch in Heinrichs Hand,
Und ſprach für ſich: „Potz Wunder!
Was macht er mit dem Plunder?“

Er ſchlich an Heinrichs Bretgemach,
Erhorchte da durch Spalten,
Wie er ſein „Tiſchlein, deck' dich!“ ſprach,
Und ſah ihn Tafel halten.
Wie ſtaunte das der Neidhart an!
Er ſann ſogleich auf einen Plan,
Mit raubgewohnten Händen
Das Tiſchlein zu entwenden.

Und bald war ſein Entſchluß gefaßt:
„Herr Wirth," begann er ſachte,
„Schafft mir ein Tiſchlein, wie der Gaſt
Jetzt eben mit ſich brachte." —
„Da ſteht eins!" ſprach der Rabenwirth.
„Wenn nicht mein Auge ganz ſich irrt,
So gleichet ſich das Pärchen
Faſt ſeltſam auf ein Härchen."

„Ja, wahrlich!" ſagte Kurd erfreut:
„Ich kauf's zu jedem Preiſe;
Doch thut mir die Gefälligkeit,
Und tauſcht die Dinger leiſe.
Der müde Gaſt ſchläft bald und feſt;
Ihr ſetzt dann dieſes in ſein Neſt,
Und bringet mir das ſeine:
So ſind wir gleich auf's Reine!"

Der Gaſtwirth fragte: „Ey! warum
Soll ich den Handel ſtiften?"
Und Kurd war ſo gewaltig dumm,
Den Schleier ihm zu lüften.
Das ſchrieb ſich Jener hinter's Ohr,
Nahm drauf den Umtauſch glücklich vor,
Und Heinrichs Tiſch kam leider
Nun an den Beutelſchneider.

Er trug ihn in ſein Kämmerlein,
Und ließ vor allen Dingen
Sich mancherley berühmten Wein
Vom ſtummen Diener bringen.
Das ſchmeckte trefflich, und er trank,
Bis er bezecht vom Stuhle ſank.
Da lag er wie gebunden,
Und ſchlief ſechs volle Stunden.

Leicht konnte, bey ſo derbem Rauſch,
Der Wirth im Trüben fiſchen,
Und ihm gelang ein neuer Tauſch
Mit dickbeſagten Tiſchen.
Der Tauſcherfinder Kurd empfing
Das unfruchtbare, ſchlechte Ding,
Und Lili's Wundergabe
Stahl für ſich ſelbſt der Rabe. —

Kurd war am Morgen froh und friſch;
Ihm ahnte nichts vom Raube;
Er machte ſich mit ſeinem Tiſch
Eilfertig aus dem Staube.
Doch Heinz, als er vom Schlaf erſtand,
Und nicht ſein liebes Tiſchlein fand,
Durchlief das Haus mit Fragen,
Wer es ihm weggetragen.

Der Wirth, im Ausdruck frech und ſtark
Und nicht gewiſſenblöde,
Fuhr auf: „Was ſchiert mich, Herr, ſein Quark?
Der iſt nicht werth der Rede!“
Auch ſchoß des Unholds böſes Weib
Mit Drachenwuth ihm auf den Leib;
Kurz um, er mußte ſchweigen,
Und ſtill ſein Thier beſteigen.

Zurück zur holden Zauberin
Ritt' er in vollem Sprunge.
Sie rief vergnügt: „Woher? wohin?
Willkommen, lieber Junge!“
Er kramte flugs ſein Elend aus.
„Ey!“ ſprach ſie, „das verwünſchte Haus!
Man will dort nicht den Raben
Umſonſt zum Schilde haben.

Ich wette, Freund, der Wirth hat dir
Das Tiſchlein ſelbſt geſtohlen;
Doch hab' ich einen Schergen hier,
Der ſoll's dir wieder hohlen.“ —
Drauf hub ſie einen Sack empor,
Zog einen Prügel draus hervor,
Und ſagte: „Dieſer Knüttel
Iſt traun ein guter Büttel!

Man rufet: Knüttel aus dem Sack!
Da kommt er, wie geflügelt,
Und wirft ſich auf das Lumpenpack,
Das werth iſt, daß man's prügelt.
Wohin du willſt, da fliegt er ſtrack,
Und rufſt du: Knüttel in den Sack!
So ſchießt er folgſam wieder
In ſein Gezelt hernieder.

Mich däucht, der tapfre Schlagebold
Wird dort für dich recht paſſen.
Ich will dir ihn um Minneſold,
Wie geſtern, überlaſſen." —
Und kaum beſtimmte ſie den Preis,
So nahm ſie ſchon ihn ſehnlich heiß,
Mit zärtlichem Umfangen,
Von Heinrichs Mund und Wangen.

„Du ziehſt ja," ſprach ſie, „ein Geſicht,
Es möchte Stein' erbarmen!
Ich glaub's wohl, es behagt dir nicht,
Mich Alte zu umarmen.
O, hätteſt du, mein ſchöner Fant,
Nur vor ſechs Monden mich gekannt!
Da war ich jung und blühte,
Daß manches Herz mir glühte.

Kein Täubchen wird ſo viel, als ich,
Umgirrt, umbuhlt von Taubern.
Sogar ein Zauberer ließ ſich
Von meinem Reiz bezaubern.
Allein es war ein alter Bär,
Und niemand häßlicher, als er.
Ich war ihm, wollt' er minnen,
So feind, als ſich die Spinnen.

Doch, wenn Gelegenheit ſich fand,
Spielt' ich mit Liſt und Ränken
Manch Zauberwerk ihm aus der Hand,
Und kann es nun verſchenken.
Thun's doch viel and're Mägdlein auch!
Sie plündern einen alten Gauch,
Und die gemachte Beute
Genießen junge Leute. —

Einſt traf der Meiſter bey mir ein
In einem goldnen Wagen,
Und ließ das edelſte Geſtein
Heraus von Zwergen tragen.
Ich ſchob ihm alles kalt zurück;
Ich ſagte: Das macht nicht mein Glück.
Mein Herz liebt einen Andern,
Und kann zu Euch nicht wandern.

Wild ſprang er auf, berührte mich
Mit ſeinem Zauberſtabe,
Und donnerte: Nun liebe dich
Der auserwählte Knabe! —
Und, wie man eine Hand umdreht,
Ward ich das Bild, das vor dir ſteht,
Und fühlt' im Augenblicke
Die Nothdurft einer Krücke.

Doch ich vergönnt' ihm nicht ein Wort,
Mich wieder zu begnaden.
Ich floh in dieſes Waldes Hort;
Hier kann er mir nicht ſchaden.
Er darf, gezähmt von Obgewalt,
Hier nur in Schmetterlingsgeſtalt,
Um fromm ſich zu beweiſen,
Mein Hüttchen ſtill umkreiſen.

Und immer hat er mich noch lieb,
Und iſt ſehr eiferſüchtig.
Ich kränke meinen Wolkendieb
Daher aus Rache tüchtig.
So oft ich einen jungen Mann,
Der mir gefällt, erwiſchen kann,
Wird er, wie dir's ergangen,
Mit Kuß auf Kuß umfangen. —

Doch ſchwatzend ſtehl' ich dir die Zeit;
Das iſt des Alters Sitte.
Leb' wohl!“ — Sie gab ihm das Geleit
Hinaus vor ihre Hütte.
Und als ſie hier ihn noch umfing,
Fuhr huſch! ein gelber Schmetterling,
Mit ſichtbarlichem Neide,
Jachzornig zwiſchen Beide.

Drob ſchlug ſie ein Gelächter auf,
Womit ſie ſich noch letzte,
Als Heinrich ſchon in friſchen Lauf
Den grauen Klepper ſetzte.
Der aufgebrachte Molkendieb,
Der immer ihm zur Seite blieb,
Daß er nicht rückwärts lenke,
Verfolgt' ihn bis zur Schenke. —

Am Zaubertiſchlein ſchmauſ'te gleich
Der Wirth dort, wie ein König;
Da fiel ihm Heinrich in ſein Reich,
Und er erſchrak nicht wenig.
Er hatte kaum noch Muth und Zeit,
Mit heftigſter Geſchwindigkeit
Vom Tiſch ſich aufzuraffen,
Und ihn beyſeit zu ſchaffen.

„Herr Rabenwirth, ich bin ſo frey,
Mich wieder einzuſtellen.
Ich laſſe mich, von wem's auch ſey,
Nicht um mein Tiſchlein prellen.
In Eurem Hauſe ſtahl man's mir,
Und rechtlich haftet Ihr dafür!
Ich muß daher den Bürgen,
Nach Laut des Sprichworts, würgen.“ —

„So würge doch, du Flederwiſch!“
Rief Jener. „Seht den Prahler!
Er macht da Lärm um ſeinen Tiſch,
Als koſt' er tauſend Thaler!“ —
„Gieb ihm zwey Kreuzer!“ ſchrie die Frau.
„Ein Bettler iſt's, man ſieht's genau!
Der Brotſack iſt das Zeichen
Von ihm und ſeines Gleichen.“

„O, ſpottet meines Sackes nicht!“
Verſetzte Heinz gelaſſen.
„Es hauſet drin ein arger Wicht,
Der möchte hart Euch faſſen!“ —
Ihn aber faßte jetzt das Paar,
Der Mann beym Arm, die Frau beym Haar,
Um Furcht ihm einzuſchärfen,
Und ihn hinaus zu werfen.

Schnell rief er: „Knüttel aus dem Sack!“
Und ſauſend flog ſein Retter
Im Zickzack auf das Gaunerpack,
Wie Blitz' im Donnerwetter.
Sie prallten hochbeſtürzt zurück,
Sie ſchrien: „Verfluchtes Hexenſtück!“
Und floh'n nach allen Ecken,
Um feig ſich zu verſtecken.

Der Knüttel jagte ſie hervor,
Und trieb ſie raſtlos weiter.
Sie ſtürzten durch des Hauſes Thor,
Und er war ihr Begleiter.
Sie rannten in geſtrecktem Lauf
Das Dorf hinab, das Dorf hinauf,
Und er war allerwegen
Raſch hinterdrein mit Schlägen.

Nachdem ſie, lang' umher gehetzt,
Der Streiche viel gelitten,
Da mußten ſie vor Angſt zuletzt
Um gutes Wetter bitten.
Demüthig beugten ſie das Knie,
Und hoch und hehr gelobten ſie,
Um allen Streit zu heben,
Den Tiſch heraus zu geben.

Heinz rief dem Schläger und er kam,
Und fuhr in ſeine Hülle.
Die beiden Sünder brachten zahm
Den Tiſch in aller Stille.
Großmüthig ſagte Heinz kein Wort,
Ritt eilig mit dem Schatze fort,
Und, ſo verſeh'n zum Schmauſe,
Nahm er den Weg nach Hauſe.

Tag's drauf, von einem Berg herab,
Sah' er ſein Dorf von weiten,
Und juſt hinein in munter'm Trab
Den Nebenbuhler reiten.
Er wurde vor Beſtürzung bleich,
Daß Kurd ein Tiſchlein, ſeinem gleich,
Ganz gleich am Fuß und Blatte,
Auf ſeinem Eſel hatte.

„Du Schlange Lili," rief er aus,
„Haſt mich getäuſcht, betrogen!
Kurd iſt, beſorgt für Wolframs Schmaus,
Dir auch ins Netz geflogen.
Du gabſt aus heißer Kußbegier
Ihm einen Zaubertiſch, wie mir,
Und wohl iſt gar der ſeine
Noch beſſer als der meine!"

So zankt' er in die Luft mit ihr,
Und ſpornt' und ſchlug mit Eifer,
Und ohne dieß war ſchon ſein Thier
Ein wunderſamer Läufer:
Drum kam er, wie des Windes Braus,
Mit Kurd zugleich vor Wolframs Haus,
Und ohne Gruß und Worte
Durchſtürzten ſie die Pforte.

Und als ſie polternd ins Gemach
Mit ihren Tiſchen drangen,
Fuhr Wolfram heftig auf und ſprach:
„Was macht ihr denn, ihr Rangen!
Verfahret doch fein ſäuberlich!
Ihr lauft ja gleichſam Sturm auf mich!
Soll ich an leeren Tiſchen
Mir Mund und Herz erfriſchen?“ —

„Für meinen leiſt' ich Euch Gewähr!“
Sprach Kurd: „Laßt mich nur ſchalten!
Friſch Löffel, Meſſer, Gabeln her!
Wir wollen Vorſchmaus halten.
Ich kam zuerſt an Euer Thor,
Und habe drum das Recht bevor,
Mit Wein und Schleckereien
Zuerſt Euch zu erfreuen.“

Und wen er noch verſammelt fand
Zu traulichen Geſchwätzen,
Den nöthigt' er mit Mund und Hand,
Sich mit zu Tiſch zu ſetzen.
„Wir werden ſatt!“ ſprach er vertraut,
Und „Tiſchlein, deck' dich!“ rief er laut;
Allein da ließ kein Brocken
Sich aus dem Brete locken.

Er ſtand verblüfft und ſäulenſtarr,
Und ein Gelächter ſchallte.
„Aus nichts wird nichts, du toller Narr!“
Rief voll Verdruß der Alte.
„Und daß auch Heinz, der mit Bedacht
Sonſt alle Sachen kluglich macht,
Sein Spiel nicht beſſer kartet,
Das hätt' ich nicht erwartet.“

Heinz mahnte dennoch ſeinen Tiſch,
Sich fruchtbarlich zu zeigen,
Und plötzlich ſah man Wein und Fiſch
Und Braten ihm entſteigen.
Was wurden da die Augen groß!
Doch Wolfram aß ſogleich drauf los,
Und lobte Trank und Speiſe
Auf übertrieb'ne Weiſe.

Voll Gift und Galle zankte Kurd
Mit unſerm Heinz indeſſen.
„Halt's Maul!“ rief Wolfram! „Nicht geknurrt!
Das ſtöret mich im Eſſen.“
Und da der Zänker noch nicht ſchwieg,
Miſcht' er ſich ſelber in den Krieg,
Nahm Jenen bey der Krauſe,
Und warf ihn aus dem Hauſe.

Kurd gab nun Braut und alles auf,
Gerieth in volle Flammen,
Rief Freund' und Nachbarn allzuhauf,
Und bracht' ein Heer zuſammen.
Er zog damit vor Wolframs Haus,
Begann dort einen harten Strauß,
Und wollte hau'n und ſtechen,
Um ſeine Schmach zu rächen.

Da mußte denn der Knüttel dran,
Die Feinde zu zerſtreuen.
Gewaltig flog er ſeine Bahn,
Sie weidlich abzubläuen.
Wie eine Heerde Schafe fleucht,
Wenn ſie der Wolf vom Felde ſcheucht,
So floh mit Schimpf und Schande
Die raſch zerſtäubte Bande.

Und Vater Wolfram, als er faſt
Vor Lachen drob geſtorben,
Sprach freudig: „Lieber Heinz, du haſt
Mein Mielchen brav erworben.
Nach Oſtern werdet ihr ein Paar;
Doch bitt' ich mich auf immerdar,
Bis ich im Grabe faſte,
An deinem Tiſch zu Gaſte.“

Das Spielzeug.

Des Rieſen Tochter kam vom Berge
Zum erſten Mal auf's flache Land.
Es ſchien ihr eine Welt voll Zwerge,
Und alles war ihr unbekannt.
„Was wimmeln da für Dinger?"
Sprach ſie, und hob den Finger,
Als ſie im Felde fern und nah
Der Bauern Frühlingsarbeit ſah.

Sie wandelte zum nächſten Acker,
Beſchaute Mann und Roß und Pflug,
Fand alles fremd, und lachte wacker,
Wenn ſein Geſpann der Pflüger ſchlug.
„Ich möchte wohl den Knaben
Mit ſeinen Kätzlein haben!
Die Weſen ſind ſo ſchnurrig klein;
Sie ſollten meine Puppen ſeyn."

Sie ſprach's, und that gleich in der Kürze,
Wie Große thun, was ihr gefiel:
Sie kniete hin, mit breiter Schürze,
Und ſtrich hinein das Puppenſpiel.
Der Bauer tobte drinnen,
Als wär' er ſchier von Sinnen.
Sie ſagte: „Still, du kleiner Tropf!"
Und tippt' ihn lächelnd auf den Kopf.

Nun ſchnell zur Vaterburg zu kommen,
Lief ſie den Felſen jäh hinan.
Der Weg, wo Gemſen mühſam klommen,
War mit drey Schritten abgethan.
Hoch, wie die höchſte Tanne,
Saß Vater bey der Kanne,
Als ſie mit luſtigem Geſang
Hin zu dem alten Zecher ſprang.

„Was biſt du, Kind, ſo guter Dinge?
Welch Glück und Heil iſt dir geſchehn?"
„Guck, Vater," rief ſie, „was ich bringe!"
Und ließ ihn in die Schürze ſehn.
„Was iſt's, das da ſo zappelt,
So krabbelt und ſo rappelt?" —
„Lebendig Spielzeug!" ſagte ſie.
„So ſchöne Puppen hatt ich nie!"

Raſch ſtellte ſie den Pflug, die Gurren
Und ihren Lenker auf den Tiſch.
„Horch, Vater, wie die Rädlein ſchnurren,
Und wie regt alles ſich ſo friſch!“
Er aber ſchalt: „Nicht weiſe
Wardſt du auf deiner Reiſe!
Das iſt kein Spielzeug, lieber Schatz!
Trag's wieder hin an ſeinen Platz!“

Das Fräulein weinte, doch der Alte
Fuhr auf: „Was zauderſt du noch viel?
Mir iſt, ob ich gleich mächtig walte,
Der Bauer in der That kein Spiel.
Wenn er das Feld nicht baute,
Ständ's übel, meine Traute!
Wir Großen kämen ſelbſt in Noth;
Wir hätten alleſammt kein Brot.“

Die Hinterthür.

Ein junges Weibchen hatte
Viel Hofier um ſich her.
Der ehrenveſte Gatte
Schalt häufig den Verkehr.
Doch Hedwig ſprach: „Was keifeſt Du?
Geht Alles doch in Ehren zu!“

Die Antwort, oft vernommen,
Macht' ihm die Stirne kraus.
Er ließ den Maurer kommen,
Führt' ihn ins Hinterhaus:
„Hier, lieber Meiſter, brechet mir
Stracks durch die Mauer eine Thür!“

„Mein Schatz, was ſoll die Pforte?“
Sprach ihn das Weibchen an;
Allein mit keinem Worte
Verrieth er ſeinen Plan.
Er ſtand beym Bau, und trieb und trieb,
Bis nichts zu thun mehr übrig blieb.

Sogleich mit einem Feſte
Das Pförtchen einzuweihn,
Lud er, als liebe Gäſte,
Des Weibleins Sippſchaft ein.
Die Ohm' und Baſen ſchmückten ſich,
Und kamen ſteif und feierlich.

Und an der Tafelrunde,
Beym ehrbarlichen Schmaus,
Bracht' er mit lautem Munde
Zuletzt den Trinkſpruch aus:
„Die Hinterthür ſoll leben, Frau!
Ich unternahm für Dich den Bau.

Viel junge Fäntchen ſchießen
Hier täglich aus und ein.
Das Ding muß mich verdrießen,
Und fleißig ſchalt ich drein;
Da ſprachſt Du ſtets: „Was keifeſt Du?
Geht Alles doch in Ehren zu!

Doch läßt ſich ſo nicht ſtillen
Die werthe Nachbarſchaft,
Die mit und ohne Brillen
Auf unſre Hausthür gafft.
Sie muſtert jeglichen Beſuch,
Und hält wohl gar darüber Buch.

Drum ſetze dem Gelauer,
Das längſt mir nicht gefiel,
Die Thür der Hintermauer
Von heut' an Maß und Ziel!
Sie diene künftig, Tag und Nacht,
Dem Völkchen, das den Hof Dir macht." —

Die tafelnde Gemeine,
Wie ſpitzte ſie das Ohr!
Er aber ging zum Schreine,
Und langt' etwas hervor.
Ein Teller war's, doch das Gericht,
Bedeckt mit Seide, ſah man nicht.

Er bot es, ſich verneigend,
Der ſchönen Hedwig dar.
Sie ſah, verlegen ſchweigend,
Was unter'm Tüchlein war.
Zwölf Schlüſſel fand ſie, neu und blank,
Und ihr ein Räthſel war der Schwank.

„Mir," ſprach er, „iſt's zuwider,
Wenn's ſchellt und klopft am Haus;
Drum theile die zwölf Brüder
An Deine Hofherr'n aus!
Und ſind's zu wenig für das Heer,
So liefert uns der Schloſſer mehr." —

Die alten Ohm' und Baſen
Sahn ſcharf ihr Mühmchen an,
Und rümpften ſtark die Naſen,
Als ſie es ſchamroth ſahn.
„Ei!“ riefen ſie, „was hören wir!
Wie ſteht's, Du Heilige, mit Dir?“

„Mein Herz,“ ſprach ſie beſcheiden,
„Wird nicht von Schuld gepreßt;
Doch auch den Schein zu meiden,
Gelob' ich treu und feſt.“ —
Und ihr Entſchluß hat nicht gewankt:
Die Hofherr'n wurden abgedankt.

Der Felſenhut.

Legende.

Es ging einmal durch Sachſenland
Der Höllenfürſt ſpazieren;
Doch, ſtets gewöhnt an Gluth und Brand,
Begann ihn bald zu frieren.
Hart traf ſein Haupt des Froſtes Pfeil,
Weil er daheim in wilder Eil
Den Reiſehut vergeſſen.

Rings öde war des Wandrers Bahn;
Da ließ kein Hut ſich kaufen.
Um warm zu werden, fing er an,
Aus aller Macht zu laufen.
Er kam, als er ein Stück gerannt,
Zum Dorfe, Ehrenberg genannt,
Bey Altenburg gelegen.

Dort, an der Dorfflur grünem Rain,
Ruht ſeit der Urzeit Tagen
Ein ungeheurer Rieſenſtein,
Zu ſchwer für Roſſ' und Wagen.
Nicht hundert Pferde zögen ihn;
Doch Meiſter Satan ſcherzte kühn:
„Komm her, und ſey mein Hütchen!“

Er ſetzte ſich das Felſendach
Gemächlich auf die Scheitel,
Beſchaute ſich in einem Bach,
Und ſagte ſtolz und eitel:
„Wer trägt, wie ich, ſo eine Tracht?
Selbſt Er, der dieſen Stein gemacht,
Er müßt' es bleiben laſſen!“

Und während dieſer Prahlerey,
Kam Chriſtus ſanft gegangen.
Da ward der Teufel plötzlich ſcheu,
Mit ſeiner Kraft zu prangen.
Demüthig vor dem Herrn der Welt,
Zog er den Hut, ſetzt' ihn auf's Feld,
Und ſchlich ganz ſtill bey Seite.

Doch hin zum Rieſenſteine ging
Des Höllenreichs Bezwinger,
Nahm ihn und trug, wie einen Ring,
Ihn an dem kleinen Finger. —
Und davon ſoll noch jetzt am Stein
Die Höhle deutlich ſichtbar ſeyn,
So wie von Satans Haupte. —

Er, der beſchämt von ferne ſtand,
Zog ab nach ſeinen Staaten,
Und förder mied ganz Sachſenland
Der Sämann böſer Thaten.
Drum lebt und webt bis heut'gen Tag
In dieſem Land' ein edler Schlag
Hochherz'ger Biederleute.

Der graue Rock.

„Halt, graues Röcklein, reiße nicht!“
Rief Juſt, mit lachendem Geſicht,
Und droht' ihm mit dem Stocke.
Dieß Scherzſpiel trieb er dann und wann,
Und täglich ging der Ehrenmann
Im ſchlichten grauen Rocke.

Er ſorgt' und wachte jederzeit,
Daß ihn vom Pfad der Rechtlichkeit
Nicht Ehr- und Habſucht locke;
Und daß ihr Netz ihn nie umſpann,
Dankt' er, wie einem Talisman,
Bloß ſeinem grauen Rocke.

Erwachend aus dem Morgentraum,
Wußt' er an manchem Tage kaum,
Was heut' er beiß' und brocke;
Doch wuchs ihm drob kein greiſes Haar,
Und Gott der Herr half immerdar
Dem Mann im grauen Rocke.

Sein Nachbar fuhr, vom Volk begafft,
Mit goldbeblechter Dienerſchaft
Und Schnurrbart auf dem Bocke;
Doch als er in den Schuldthurm kroch,
Beſtand mit allen Ehren noch
Der Mann im grauen Rocke.

Manch eitler Sclav der großen Welt,
Dem ſeiner Ketten Laſt gefällt,
Schmückt ſich, wie eine Docke;
Doch Juſt, der edlen Freiheit Sohn,
Sprach jeder goldnen Feſſel Hohn,
Und blieb im grauen Rocke.

So ging er ſeinen frommen Gang
Genügſam fort, bis ihm erklang
Der Hall der Todtenglocke.
Und als der gute Mann verſchied,
Gelobt' ich dieſes kleine Lied
Ihm und dem grauen Rocke.

Die arme Frau und der Mönch.

Zwey bleiche Kindlein auf den Armen,
Durchwankt ein junges Weib die Stadt,
Und flehet, ſelbſt vor Hunger matt,
Für ihre Kleinen um Erbarmen.

Das Volk umher läuft ſchnell und ſchneller,
Je mehr die eigne Noth es drängt,
Und ach! von keiner Hand empfängt
Die bange Mutter einen Heller.

Da kommt mit blühend rothen Wangen,
Und, trotz der Theuerung, vom Herd
Des reichen Kloſters wohl genährt,
Ein Mönch die Straße her gegangen.

Die Arme naht ſich ihm mit Aechzen:
„Ehrwürd'ger Herr, erbarmt Euch mein!
Beſchenkt mit einem Broſamlein
Die Würmchen, die nach Speiſe lechzen.“ —

„Ich hab' nichts, laßt mich ungeplaget!"
Fährt ſie der Mönch verdrießlich an.
Sie ſeufzt und ſpricht: „Ihr denkt nicht dran,
Daß Ihr ein Brot im Buſen traget!" —

„Euch möge Gott die Augen ſchärfen!"
Fällt raſch der Ordensbruder ein.
„Das iſt kein Brot, es iſt ein Stein,
Nach böſen Hunden ihn zu werfen." —

Er zieht der Kutte weiten Kragen
Geſchwind zuſammen, und enteilt.
Sein Imbiß ſoll ihm ungetheilt
An einem andern Ort behagen.

Und Gras und Laub, die eben ſprießen,
Sie locken ihn hinaus vor's Thor.
Hier langet er ſein Brot hervor,
Um es in Ruhe zu genießen.

Doch ſieh, er findet es verwandelt!
Ein ſchwerer Stein füllt ſeine Hand,
Und ſchaudernd wird von ihm erkannt,
Wie hart und lieblos er gehandelt.

Im Kloſter beichtet er die Sünde,
Und übergiebt dem Abt den Stein,
Der ſpäten Nachwelt ihn zu weihn,
Daß er das Wunder ihr verkünde.

In Danzig hat es ſich begeben,
Und nachher ſah man fort und fort
In einer Kloſterkirche dort
Den Wunderſtein an Ketten ſchweben.

Der Liebenbach.

Einer Stadt im Lande Heſſen
(Spangenberg iſt ſie genannt)
Hatte die Natur vergeſſen,
Als ſie Bächlein ausgeſandt,
Durch das Land hin ſich zu ſchlingen,
Und ihm Labetrank zu bringen.

„Auf des Berges Haupt dort oben,“
Sprach die Stadt oft, „lebt ein Quell,
Den wohl jeder würde loben,
Wenn er, ſüß und ſilberhell,
Seiner Nachbarin zu frommen,
Wollt' ins Feld hernieder kommen.“

Es gebrach ſeit alten Zeiten
Der geſammten Bürgerſchaft,
Um den Quell herab zu leiten,
Immerdar des Geldes Kraft.
Doch dem rühmlichen Betriebe
Weihte ſich die mächt'ge Liebe.

Heinrich und Lenore blühten
In des Lebens heiterm May,
Und die jungen Seelen glühten
Für einander liebetreu;
Aber Haß und Fluch dem Bunde
Donnert' aus der Väter Munde.

Mehr im Spott, als Ernſte, traten
Sie mit dem Beding hervor:
„Einziehn ſollt ihr, wohlberathen,
Durch der Ehe goldnes Thor,
Wenn ihr Glück der Stadt bereitet,
Und zu ihr den Bergquell leitet.“

„Doch ein Eidſchwur muß euch binden,
Daß ihr, ohne Hülf' und Sold,
Euch des Werkes unterwinden
Und es ſo vollenden wollt.
Dann erſt, wenn ihr's ganz bezwungen,
Wird das Brautlied euch geſungen.“

Sie, die Armen, bebten leiſe
Vor dem harten Spruch zurück;
Aber feil zu minderm Preiſe
War nicht ihres Bundes Glück,
Und entſchloſſen banden Beide
Vor Gericht ſich mit dem Eide.

Zart gebildet, weich erzogen,
Mit dem Grabſcheit unbekannt
Und dem Dinge nicht gewogen,
Nahmen ſie's doch friſch zur Hand,
Und zum mühevollen Werke
Gab die Liebe Muth und Stärke.

Jeder Morgen fand ſie grabend
Auf den nachbarlichen Höh'n,
Und erſt ſpät ſah ſie der Abend
Müde von der Arbeit gehn;
Duldend, daß ihr Thun und Trachten
Müß'ge Gaffer oft verlachten.

Volle zwanzig Jahr' entflogen,
Und es graute ſchon ihr Haar,
Eh' der Graben, den ſie zogen,
Bis zur Stadt gewachſen war.
Fleiß verzehrte ſie zu Schatten,
Ohne Raſt ſich zu geſtatten.

Aber um ſo friſcher blühen
Sah man ihre Liebe nun.
Heinrich wollt' allein ſich mühen,
Die Geliebte ſollte ruhn;
Doch ſie bat auch ihn mit Zähren,
Schonung ſelbſt ſich zu gewähren.

Hart ſchon an des Grabes Schwelle,
Grub das fromme, treue Paar
Fort und fort ſein Bett dem Quelle,
Bis es ihm bereitet war,
Freudig ſich hinein zu gießen,
Und als Bach zur Stadt zu fließen.

Feierlich ihn zu empfangen
Stand die Bürgerſchaft bereit;
Von der Kirche Thurm erklangen
Zinken, Pauken und Geläut,
Und ſchon blinkten in der Ferne
Seine Wogen hell, wie Sterne.

Tauſend riefen: „Sey willkommen,
Heinrichs und Lenorens Sohn!“
Tief erſchütterte die Frommen
Dieſes Jubels Donnerton.
Sie umarmten ſich mit Beben,
Und im Nu entfloh ihr Leben. —

„Gott hat ſie zum Lohn gerufen!“
Sprach das Volk, das ſie umſtand,
Und der Bach, den ſie erſchufen,
Ward der Liebenbach genannt.
Seiner Fluthen holde Gabe
Dankt man Beiden noch im Grabe.

Hans Leu.

Ein Volksmährchen.

Der Däumling zirpte hervor aus der Wiege:
„Nimm, lieber Vater, mich mit auf's Feld!“
„Nein!“ war die Antwort: „Du ſchwächliche Fliege
Biſt vielen Gefahren dort ausgeſtellt.
Wie leicht, daß der Wind in die Luft mit dir fährt,
Und dich eine Krähe zum Frühſtück verzehrt!“

„Blitz!“ ſagte der Zwerg, „ich, ein Kerl von zehn Jahren,
Ich werde, mit einem Stock in der Hand,
Mich wohl vor dem frechen Gevögel bewahren,
Und gegen den Wind hilft ein tüchtiges Band.
An einen Baum damit feſtgeſchnürt,
Verwett' ich den Kopf, daß kein Sturm mich entführt.“

Der Bauer dachte: Mein Söhnlein ſpricht wacker!
Und gab mit Lachen der Bitte Raum.
Er ſchob's in die Taſche, ging auf den Acker,
Und wollt' es binden an einen Baum.
Doch eh' er den Stamm mit dem Strick umwand,
Lähmt' ihm ein plötzliches Schrecken die Hand.

Hoch wuchs hinter einem benachbarten Berge
Ein Rieſenweib, wie ein Maſt, hervor,
Sah ſtarr und mit lüſternem Blick nach dem Zwerge,
Kam näher und hub mit dem Gruß ihn empor:
„Geh, dürſtiges Wichtlein, geh du mit mir!
Ich bild' einen mannhaften Recken aus dir!“

Und was ſie bey raſcher Entführung verſprochen,
Das hielt die Räuberin auf ein Haar;
Sie ſäugte den Däumling an fünfhundert Wochen,
Bis er ein Rieſe geworden war.
Dann ging ſie mit ihm in den Eichwald und ſprach:
„Da wähl' dir ein Stäblein, das längſt dir gebrach!“

Hans Leu — ſo geheißen von ſeiner Amme —
Erkor ſich geſchwind des Haines Schmuck,
Den höchſten Baum mit dem dickſten Stamme,
Und riß ihn heraus mit Einem Ruck.
„Ha!“ jauchzte die Rieſin, „ein Meiſterſtück!
Geh heim und mach' in der Welt dein Glück!“

„Guck, Vater!“ rief er vom Berg hernieder,
Als er auf dem Felde den Alten ſah.
„Da kommt dein verlornes Söhnlein wieder;
Schau, welch ein Wunder an ihm geſchah!“ —
Der Bauer ſah auf, erſchrak vor dem Thurm,
Und huſch! war er fort, als verwebt' ihn ein Sturm.

„Lauf, lauf, und ſorge für meine Pflege;
Beſtell' bey der Mutter ein derbes Gericht!"
So nachrufend ſpannte ſich Hans vor die Ege,
Und brauchte dazu die Rößlein nicht.
Er nahm ſie, wie Schooßhündchen, unter den Arm,
Und wurde dabey nicht müde, nicht warm.

„Hilf Himmel, da kommt er!" ächzte die Mutter.
„Mir ſchaudert die Haut vor Schrecken und Graus.
Wer ſchafft für den Wallfiſch uns ſattſames Futter?
Dem iſt, was wir haben, ein Morgenſchmaus!"
Hans wollt' indeſſen ins Hüttchen hinein,
Die Thür war ihm aber zu eng' und zu klein.

Er wählte ſich brummend das Hausdach zum Seſſel,
Und foderte Nahrung mit lautem Geſchrey.
Die Aeltern trugen mit Müh' einen Keſſel,
So groß wie ein Mühlſtein, voll Suppe herbey.
Hans trank ihn mit Einem Zuge leer
Und ſagte: „Gratias! Bringt mir noch mehr!"

Und was ſie geſammelt, des Winters gewärtig,
Das ſchleppten ſie jetzt aus dem Keller herauf.
Der hungrige Gaſt, mit dem Vorrath bald fertig,
Schrie wieder auf's neue: „Tragt auf, tragt auf!"
„Schweig, Wehrwolf!" riefen ſie: „Alles iſt all'!
Verſchlinge das Haus und Scheuer und Stall!"

„Nein!“ ſprach er, „das Holzwerk iſt ſchwer zu verdauen;
Es iſt wohl noch Brot mir wo anders beſchert.
Ich werde die Welt mir ein bißchen beſchauen,
Und bleibe, wo man mich reichlich ernährt.“
Drauf reicht' er den Aeltern zum Abſchied die Hand,
Und ſetzte den Stab nun weiter ins Land.

Er ſah, als er einige Meilen gegangen,
In einem herrlich blühenden Gau
Ein Schloß mit glänzendem Thurme prangen,
Und Rauchſäulen ſchwärzten des Himmels Blau.
Ha! dachte der Schlemmer, das Zeichen iſt gut:
Dort ſtehet der Herd in erfreulicher Gluth!

„He! holla! iſt hier kein Dienſt für mich ledig?“
So donnert' er mächtig ins Burgthor hinein.
Erſtaunt rief der Ritter: „Gott ſey mir gnädig!
Du Elephant ſollſt mein Thürhüter ſeyn.“ —
„Gut!“ ſagte Hans Leu: „mit dem Lohn hat's nicht Noth;
Ich dien' Euer Gnaden ums tägliche Brot.“

Früh Morgens ſtieg der Burgherr zu Pferde;
Da kam der Koch aus der Küche geraunt:
„Herr Ritter, den gierigſten Vielfraß der Erde
Habt Ihr zum Wächter des Thores ernannt.
Er brach in die Speiſekammer bey Nacht,
Und reinen Tiſch hat er drinnen gemacht.“

Hans Leu ſtand ruhig auf ſeinem Poſten,
Und ſagte beherzt: „Das geſteh' ich frey!
Doch was ich genoß, das nenn' ich nur koſten;
Ich ward noch lange nicht ſatt dabey.“ —
„Du Hund!“ rief der Ritter mit Ungeſtüm,
Und ſprengt' auf ihn an, und ſchlug nach ihm.

Raſch packte der Pförtner das Roß und den Reiter,
Hielt ſchwebend ſie hoch in der Luft und ſchwor:
„Beym Himmel! du Männlein, muckſt du noch weiter,
Fliegſt du und dein Gaul, wie ein Ball, übers Thor!“
Beſtürzt gab der Ritter manch gutes Wort,
Kam wieder in Freiheit, und trabte fort.

Ha! dacht' er, das iſt ein verteufelter Bube,
Der heut' oder morgen den Hals mir bricht!
So grab' ich denn lieber ihm ſelbſt eine Grube;
Denn Lebensgefahr macht Nothwehr zur Pflicht. —
Heim ritt er am Abend mit böſem Plan,
Und lachte heuchelnd den Pförtner an.

„Hör', Hänschen,“ ſprach er am andern Morgen,
„Dir ſey mein volles Vertrauen geſchenkt!
Es liegt im Brunnen ein Schatz verborgen,
Den hat mein Vater im Kriege verſenkt.
Wir wollen ihn jetzt aus dem Kerker befrei'n;
Steig muthig hinab, und die Hälfte ſey dein!“

Gelockt durch das Blendwerk goldener Beute,
Fuhr Hans vergnügt in den finſtern Schacht.
Puff! warfen der Ritter und ſeine Leute
Ihm Stein' auf den Kopf, und er ſchrie mit Macht:
„Jagt doch die Hühner vom Brunnenrand!
Das Blitzzeug ſcharrt mir die Augen voll Sand.“

Sie wälzten jetzt einen Mühlſtein hinunter
Und ſagten: „Nun ſind wir ihn los, den Hund!“
Hans aber guckte bald drauf ganz munter,
Das Rad um den Hals, aus des Bornes Mund.
„Ey, ſeht doch, wie liebreich ihr meiner denkt!
Habt Dank, daß ihr mir einen Kragen geſchenkt!“

Er ſprach's, und ſtand auf des Brunnens Rande,
Und warf den großen, gewaltigen Stein
Weit über die Köpfe der fliehenden Bande;
Denn nichts als ein Schreckſchuß ſollte das ſeyn.
Dann ging er, des Dienſtes beym Ritter ſatt,
Mit hungriger Eil' in die nächſte Stadt.

Er hoffte nicht viel von dem kleinen Reſte;
Wohlleben ſchien ihm daraus verbannt:
Doch kam er gerade zu einem Feſte,
Bey dem ſich die vornehme Welt befand.
Der Bürgermeiſter gab einen Schmaus;
Er ſtattete prächtig ſein Töchterlein aus.

Schon ſaßen die Männer mit Zipfelperücken,
Die Frauen im Reifrock, in ſtattlichen Reih'n,
Da trat, empfangen mit ſtarrenden Blicken,
Die Rieſengeſtalt in den Saal hinein.
Vor Schrecken vergaßen die Herren und Frau'n
Die köſtlichen Biſſen im Munde zu kau'n.

„Erſchreckt nicht, ihr Herrſchaften!" ſagte der Recke,
„Ich ſteh' vor euch, demüthig gebückt,
Weil mich des Saales niedrige Decke
Wie einen Sprenkel zuſammendrückt.
Ich werde mich ſetzen, wofern ihr's vergönnt,
Und miteſſen, was ihr entübrigen könnt."

Sofort auf drey Stühle gelagert am Tiſche,
Verſchlang er die eben vorhandene Tracht,
Und jeglichen Nachtrab der Braten und Fiſche,
So bald ſie der Truchſeß zur Tafel gebracht.
Auch griff er zur Rechten und Linken nach Wein,
Und goß ihn wie Waſſer in ſich hinein.

„Halt ein, du gefräßiges Ungeheuer!"
Rief endlich der Hochzeitvater in Wuth,
Und alle Perücken geriethen in Feuer
Und riefen: „Weiche, du Höllenbrut!"
Doch, hohnlächelnd ſagte der lange Wicht:
„Ich bitt' euch, ihr Männlein, erboßt euch nicht!"

Sie aber ergriffen mit ſteigender Hitze
Die kleinen Degen zu Hieb und Stoß.
Der Bürgermeiſter, an ihrer Spitze,
Rief: „Hurrah!“ und ging auf den Rieſen los.
Da ſtreckte Hans Len ſeine Klauen aus,
Erpackte den Helden, und trug ihn vor's Haus.

Hier ſtellt' er ſich ſchnell, um mit Rachluſt zu ſpaßen,
Den Großherrn im rothen ſammtenen Rock,
Als Standbild, auf's Haupt, und ſchrie durch die Straßen:
„Wer kauft einen alten Perückenſtock?“
Es lachten viel, die den Handel ſah'n,
Doch eilten auch andre zur Rettung heran.

Sie kamen mit Dreſchflegeln, Spießen und Stangen,
Und Reiter ſogar mit roſtigem Schwert.
Hans ſah die Philiſter bereit, ihn zu fangen,
Und hielt ſeinen Spaß der Gefahr nicht werth.
Drum ſetzt' er, indem er zum Thore hin floh,
Den Vater der Stadt auf ein Häufchen Stroh.

„Friſch auf! ſchrie das Volk, nehmt den Feigen beym Ohre!“
Und wie beſeſſen lief alles und ritt.
Hans aber erſah einen Berg vor dem Thore,
Und nahm ihn und ſperrte die Pforte damit.
So ſchied er von ſich die gewappnete Schaar,
Und jubelte, daß er in Sicherheit war.

Die Spießbürger ſchaufelten, hackten und gruben,
Um von dem Stöpſel ihr Thor zu befrei'n.
Indeß kam zum Poſſen, nach Art roher Buben,
Hans Leu durch ein anderes wieder herein.
Er lief in ein offen ſtehendes Haus,
Und lacht' und ſchimpfte zum Fenſter heraus.

Die Stadt durchtönte das Erz ſeiner Stimme;
Flugs ließen die Bürger das Thor im Stich,
Erblickten den Feind mit flammendem Grimme,
Und auf der Stelle vereinten ſie ſich:
„Das Haus wird bezahlt mit geſammter Hand,
Und mit dem Unhold ſogleich verbrannt.“

Sie reihten ſich dreyfach, das Haus zu umringen,
Und brennende Fackeln wurden gebracht.
Der Rieſe beſchloß, ins Getümmel zu ſpringen,
Und ſich zu zeigen in ſeiner Macht.
Er fuhr aus der Thür, wie ein Sturmwind brauſt,
Und ſchwang eine ſchreckliche Keul' in der Fauſt.

Schnell ward die Belagerung aufgehoben,
Und alle ſuchten ihr Heil in der Flucht.
Doch, während ſchnellfüßige Läufer verſtoben,
Behinderte Manchen des Körpers Wucht.
So gings einem Rathsherrn, der fleißig geſchrien:
„Verbrennet den Unhold, verbrennet ihn!“

Des Aufwieglers Leben aus Rache zu enden,
Hub Hans ſchon die Keule zur gräßlichen That,
Als plötzlich mit flehend erhobenen Händen
Ein muthiges Mägdlein dazwiſchen trat.
Es glich an Schönheit der Roſe Pracht,
Und kannte der Schönheit bezaubernde Macht.

Beſtürzt ſtand der Rieſe wie eine Säule,
Und ſchämte ſich ſeiner tobenden Wuth.
Er legte dem Mägdlein zu Füßen die Keule,
Und ſagte bittend: „O, ſey mir gut!
Du Püppchen gefällſt mir gar wunderſam,
Und ſo du mich liebſt, bin ich fromm wie ein Lamm.“

Die Jungfrau verſetzte: „Was ſprecht Ihr vom Lieben?
Der Weg bis dahin iſt weit, ſehr weit!
Ihr habt hier im Städtchen viel Unfug getrieben,
Und das zu vergeſſen bedarf es Zeit.
Erſt zeiget Euch beſſer, als heute geſcheh'n,
Und was dann zu thun iſt, das wollen wir ſeh'n.“

Drauf ging ſie von dannen mit flüchtiger Schnelle;
Kopfhängend ſchlich der Sünder ihr nach.
Ihr Vater ſtand breit auf des Brauhauſes Schwelle;
Hans naht' ihm mit zagender Demuth und ſprach:
„Ich will Euch dienen, wie löblich und recht,
Als fleißiger, frommer, getreuer Knecht.“

„Wohlan,“ ſprach der Brauherr, „ich bin geſonnen,
Jn Dienſt dich zu nehmen, du kräftiger Mann,
Weil ich bey Verſendung gefüllter Tonnen
Dann Pferd' und Wagen entbehren kann.
Nur fürcht' ich, daß du die Ladung verſchlingſt,
Bevor du ſie treulich den Kunden bringſt.“

Hans ſchwor: im neuen unſträflichen Leben
Den alten Menſchen ganz auszuziehn.
So ward ihm der Dienſt, den er wünſchte, gegeben,
Und ſein Geſchäft war ein Spielwerk für ihn.
Jhm wurde das mächtigſte Faß nicht zu ſchwer;
Er trug's auf dem Teller der Hand umher.

Auch zwang er ſeinen begehrlichen Magen,
Mit mäßiger Koſt zufrieden zu ſeyn.
Der Brauherr lobte ſein wack'res Betragen,
Und Liebe ſchenkt' ihm das Töchterlein.
Doch fühlt' er ſich ſelbſt, als geringer Knecht,
Zum Freier des herrlichen Mägdleins zu ſchlecht.

Einſt ſagt' er: „Jch ſtrebe, dahin zu kommen,
Daß ich dein werth ſey, du ſüße Maid!
Drum hab' ich Handgeld vom Kaiſer genommen,
Und ziehe noch heut' in den Türkenſtreit.
Leb' wohl, und bleib mir getreu und hold!
Jch bringe dir Beute von Ehr' und Gold.“

Beſeligt mit ihrem Gelübde der Treue,
Zog freudig er dann in den fernen Krieg,
Und tapſer und ſtark, wie ein wahrer Leue,
Entſchied er in vielen Gefechten den Sieg.
Er ſtieg nach Jahren zum Führer der Schaar,
In die er als Landsknecht getreten war.

Und als er ſich ſatt mit den Türken geſchlagen,
Da kam er, ſein herziges Liebchen zu frei'n.
Nun konnt' er mit Recht die Brautwerbung wagen,
Und Vater und Tochter ſagten nicht Nein.
So ward durch die Liebe, die alles kann,
Der Wildfang ein achtbarer, glücklicher Mann.

Notburga.

Legende.

Ein wüſtes Schloß, das Hornberg heißt,
Von Eulen längſt bewohnt,
Durchirret noch des Fürſten Geiſt,
Der weiland dort gethront.

Er geht bey Nacht hervor und taucht
Ein Schwert, bedeckt mit Blut,
Das noch, wie friſch vergoſſen, raucht,
Tief in des Neckars Fluth.

Umſonſt! das Waſſer wäſcht's nicht rein!
Er ſeufzt mit ſtarrem Blick,
Hüllt ins Gewand den Blutſtahl ein,
Und wankt zur Burg zurück. —

Einſt Herzog und empor geblüht
Zu königlicher Macht,
Doch rauh und finſter von Gemüth,
Liebt' er nur Krieg und Schlacht.

Notburga, ſeine Tochter, war
Ein Engel, ſchön und gut.
Der jungen Ritter edle Schaar
Dient' ihr mit leiſer Gluth.

Und Hugo, mannigfalt erprobt
Als Biedermann und Held,
Gewann ihr Herz und, ſtill verlobt,
Zog freudig er ins Feld.

Nach fernen Landen zog er hin,
Durchkämpfte manche Schlacht,
Und ſeiner Herzenskönigin
Gedacht' er Tag und Nacht.

Ihr ewiger Gedanke blieb
Auch er, der theure Held,
Und außer ihm war nichts ihr lieb
Im ganzen Raum der Welt.

„Was ſchwankſt Du, wie im Traum, herum?“
Fuhr einſt ihr Vater auf.
„Du biſt ſo bleich, ſo trüb' und ſtumm,
Als ging' ins Grab Dein Lauf.“

„Friſch auf! bald tanzt ein Bräutigam
Mit Dir den Hochzeitreih'n.
Er iſt ein Fürſt von edlem Stamm,
Und morgen trifft er ein!“

Erſchrocken wagte ſie kein Wort;
Ihr Herz nur ſprach für ſich:
„Nein, lieber geh' ich leiſe fort,
Und berg' in Wüſten mich.“

„Was gilt mir Ueberfluß und Pracht,
Wo ew'ger Gram mir droht?
Viel ſüßer iſt in Waldes Nacht
Ein frommer, treuer Tod.“

Die Sonne ſank, die Burgwelt ſchlief,
Notburga nur blieb wach,
Und einen alten Diener rief
Sie ſtill in ihr Gemach.

„Freund,“ ſagte ſie, „ein hartes Loos
Bedroht mich hier mit Qual,
Und treibt mich aus der Heimath Schooß
Fort über Berg und Thal.“

„Ein hohler Fels im fernen Hain
Sey Hafen meiner Flucht,
Mich dort dem Dienſt des Herrn zu weih'n,
Wo mich kein Auge ſucht.“

„Geleit' auf halbem Weg dahin
Den Waldberg mich hinab,
Und forſcht mein Vater, wo ich bin,
So ſchweige, wie das Grab!“

Des Greiſes Augen wurden feucht:
„Gott! eine Felſenſchlucht,
Wo's Raubthier hauſ't, die Schlange kreucht,
Wählt Ihr zum Ziel der Flucht?“

„Zwar ſchlimmer iſt oft Menſchenart
Als Schlang' und reißend Thier,
Und wenn Ihr das mit Schmerz erfahrt,
Wohlan, ſo gehen wir!“

Als ſtill vom Schloß aus in's Gefild
Der Wandrer Fuß nun trat,
Goß ſeine hellſten Strahlen mild
Der Mond auf ihren Pfad.

Bald ſahn ſie von des Waldbergs Rand
Den ganzen weiten Gau.
Des Neckars breites Silberband
Erglänzte durch die Au'.

Und jenſeit, wie ein Meer von Nacht,
Lag ſchauerlich ein Hain:
Der Wahlort, gegen Vatermacht
Der Treue Hort zu ſeyn.

Doch dieſer Freiſtatt ſich zu nah'n
Schien unermeßlich ſchwer;
Denn kein erwartet Fahrzeug ſah'n
Sie auf dem Strom umher.

Ein Rauſchen im Gebüſche drang
Der Jungfrau jetzt in's Ohr.
Es trat mit edel-ſtolzem Gang
Ein weißer Hirſch hervor.

Sanft ſchritt heran das hohe Thier,
Und neigte ſein Geweih,
Als frommes Zeichen, daß es ihr
Zu dienen willig ſey.

Und ihn verſtand die junge Maid,
Die Furcht und Scheu bezwang,
Und ſich mit raſcher Freudigkeit
Auf ſeinen Rücken ſchwang.

Stracks lief der Hirſch die rechte Bahn,
Setzt' in den Strom hinein,
Durchſchnitt die Wellen, wie ein Schwan,
Und flog zum finſtern Hain.

Am Morgen rief der Fürſt durch's Schloß:
„Sagt an, wo iſt mein Kind?“
Und ſandte fort zu Fuß und Roß
Schier all' ſein Hofgeſind'.

Mit nichten aber that die Schaar
Den heißbegehrten Fund,
Und er, dem Alles kundig war,
Verſchloß getreu den Mund.

Um Mittag ſtand der greiſe Mann
Am Thor, mit ſchwerem Sinn,
Und ſah, indeß ſein Auge rann,
Starr nach dem Waldberg hin.

Da glänzte was am grünen Hang,
Wie neu gefallner Schnee.
Es war der weiße Hirſch, der ſprang
Hernieder von der Höh'.

Und über Feld und Wieſenplan
Kam er zum Alten her,
Und ſah ihn ſo vertraulich an,
Als hätt' er ein Begehr.

„Was willſt du, Thierlein? Drücket dich
Vielleicht des Hungers Noth?“
Sprach mild der Greis, entfernte ſich,
Und bracht' ein Weitzenbrot.

Drob zeigte ſich vergnügt das Thier,
Und beugte ſich daher,
Als wollt' es bitten: Hefte mir
Das Brötlein ans Geweih!

Und kaum durchſtach's der längſte Stift,
Entſprang der Hirſch im Nu,
Und trug es in ein Felsgeklüft
Der Fürſtentochter zu.

Und immer, wann der Glockenſchlag
Der Mittagsſtund' erklang,
Nahm er hinfort nun Tag für Tag
Ein Brötlein in Empfang.

So hohlt' er ſich die Spend' am Thor
Drey Monden ohne Raſt.
Jetzt kam ſie zu des Fürſten Ohr,
Und er ſah ſelbſt den Gaſt.

Er nahm den Alten ins Verhör,
Und droht' ihm fürchterlich,
Bis ſein Geheimniß bang' und ſchwer
Ihm von den Lippen wich.

Dennoch empfing, auf Herrngebot,
Zur nächſten Mittagszeit
Notburga's Bote noch ſein Brot,
Und niemand that ihm Leid.

Doch als er wieder, wie ein Pfeil,
Den Berg hinüber ſchoß,
Folgt' ihm der Fürſt mit Haſt und Eil'
Auf flügelſchnellem Roß.

Raſch ging's durch wildes Wogenſpiel,
Und raſch den Hain entlang,
Bis dort der Hirſch an ſeinem Ziel
In eine Höhle ſprang.

Das Roß, gehemmt vom ſtraffen Zaum,
Stand ſtill und ſchöpfte Luft.
Der Herzog band's an einen Baum,
Und bog ſich in die Kluft.

Und wie ein Blick ins Todtenreich
Dünkt' und erſchreckt' es ihn,
Als er die Tochter, geiſterbleich,
Vor einem Kreuz ſah knien.

Er donnerte: „Was machſt Du hier?“
Sie blickte ſchweigend auf.
Der treue Hirſch lag neben ihr,
Entathmet noch vom Lauf.

„Sprich, Thörin!“ fuhr der Herzog fort,
„Sprich, welches Unholds Macht
Trieb Dich an dieſen grauſen Ort
Aus meines Schloſſes Pracht?“

„Verlaß die ſchauderhafte Kluft,
Und tödte nicht Dein Glück!
Des hohen Freiers Stimme ruft
Nach Hornberg Dich zurück.“

„Nein, Vater!“ ſprach Notburga weich:
„Nein, Weltglück iſt ein Traum!
Ich nähme nicht des Kaiſers Reich
Für dieſen kleinen Raum.“

„Hier ſey, von Menſchen nicht vergällt,
Mein Leben Gott geweiht,
Und ſeinen Ruf in jene Welt
Empfing' ich gern noch heut.“ —

Er lacht' ihr höhnend ins Geſicht:
„Laß noch den Wolkenflug!
Die Welt, die uns der Pfaff' verſpricht,
Erblickt man früh genug.“

„Komm jetzt nach Hornberg, wo das Glück
Dir jeden Wunſch gewährt.
Gehorch' in dieſem Augenblick,
Sonſt zwinget Dich mein Schwert!“

Still betend lag ſie auf den Knien,
So hart er ſie auch ſchalt.
Sie von der Erd' empor zu ziehn,
Verſucht' er nun Gewalt.

Allein die Dulderin umſchlang
Das heil'ge Kreuz mit Muth;
Und als er lange fruchtlos rang,
Entbrannt' er bis zur Wuth.

In aufgereiztem Tiegerſinn
Sich ſeiner nicht bewußt,
Stieß er der frommen Märtyrin
Sein Schlachtſchwert in die Bruſt.

Urplötzlich warf ein Donnerſchlag
Ihn nieder in den Staub,
Und auf der Stelle, wo er lag,
Ward er des Todes Raub.

Die Höhle füllt' ein Engelchor,
Der ſanft, wie Bienenflug,
Notburga's treue Seel' empor
Ins Reich des Friedens trug.

Die Faſtnacht.

Ein Knapp durchlief behende die Stadt von Haus zu Haus,
Lud höflich alle Stände zu einem Faſtnachtſchmaus,
Ging in die Burg des Königs, ſchlüpft' in des Bettlers Neſt,
Und ſtaunend fragten Alle: „Wer giebt das große Feſt?“

„Ich darf's euch nicht vertrauen,“ erwiederte der Fant;
„Doch dürft ihr ihn nur ſchauen, ſo iſt er euch bekannt.
„Gewaltig, wie kein König, beherrſcht er Land und Meer.
„Zwar hält er keine Heere, doch er iſt ſelbſt ein Heer.“ —

Und als die Gäſte kamen, wohin er ſie entbot,
Empfing ſie, freundlich grinſend, als Wirth der grimme Tod.
Es deckte ſein Gerippe kein milderndes Gewand,
Und ſeine mächt'ge Hippe hielt hoch er in der Hand.

Gemächlich abzulegen die Mäntel, Stock und Hut,
Entfiel mit Herzensſchlägen den Gäſten aller Muth.
Sie wollten gern entwiſchen, und ſelbſt die Bettler ſahn
Die Speiſen auf den Tiſchen mit keiner Eßluſt an.

Doch, Wache haltend, ſtellte der Wirth ſich an die Thür,
Und ſprach mit trockner Kälte: „Gefällt's euch nicht bey mir?
Beginnt den Faſchingsreigen, ſeyd luſtig Alt und Jung!
Dann fügt euch, Aſche werdend, zur letzten Aeſcherung!“

Erbleichend ſchwiegen Alle, die Häupter ſanken tief,
Bis mit erregter Galle der Fürſt des Landes rief:
„Ich will, ich muß noch leben! Leibärzte, kommt herbey,
Umringt mich, ſchützt mich, macht mich von dieſem Unhold frey!“

Die ſpaniſchen Perücken, ſich nahend allgemach,
Wies flugs mit ſtrengen Blicken der Tod zurück und ſprach:
„Verlerne das Befehlen, du königlicher Staub!
Da, wo du künftig throneſt, ſind alle Ohren taub.“

Stumm blickte der Gekrönte zur Sternenwelt empor,
Und aus dem Kreiſe dröhnte des Feldherrn Schritt hervor.
Mit nacktem Schwerte rief er: „Ich trotze dir Geſpenſt!
Erſt Kampf, eh' du vom Leben mich Unbeſiegten trennſt!“

Der Tod hielt ſtrack dem Ritter entgegen ſeine Wehr;
Das Schwert ſprang dran in Splitter, die flogen weit umher.
Da wich der kühne Degen, und ſchwankte hin zur Wand,
Als er ſich überlegen den graſſen Helden fand.

Jetzt hub mit ſanftem Gruße der greiſe Biſchof an:
„Laß uns noch Zeit zur Buße, daß Gott uns mög' empfahn!" —
„Mit Buße," war die Antwort, „kauft man nicht jene Welt,
Wann ſchon in meiner Sanduhr das letzte Körnlein fällt."

„Du prägteſt, frommer Vater, oft deinem Sprengel ein,
Allſtets mit Muth gerüſtet zur Todesfahrt zu ſeyn:
Trag' denn des Beyſpiels Fackel nun ſelbſt den Andern vor,
Und ſchreite feſt und mannhaft durch meines Reiches Thor!"

Und als, die Hände faltend, der Prieſter ſeitwärts trat,
Erſchien ein Rechtsgelehrter, ein königlicher Rath.
Wie eine Gliederpuppe, ſo ſteif bewegt' er ſich,
Hub ſeinen Zeigefinger, und ſagte feierlich:

„Zu einem Schmaus geladen, betraten wir dieß Haus;
Doch du beſtimmſt den Maden uns alleſammt zum Schmaus.
Heißt das uns Wort gehalten? Das iſt entſchiedner Trug,
Und ſo mit uns zu ſchalten, haſt du nicht Recht und Fug!"

„Ey!“ rief der Tod, „du kündeſt mir wohl den Rechtskrieg an?
Denkſt mich im Netz der Ränke, die du gern ſpielſt, zu fahn?
Verklage mich dort oben, Juriſt und böſer Chriſt,
Und warte ſtill da unten, bis Weltgerichtstag iſt.“

Des Königs Rath entfernte ſich mit empörtem Haar,
Weil Alles, was er lernte, hier nicht zu brauchen war.
Drauf kam ein Scherg' des Todes, ein Aſterarzt, herbey,
Und bat mit leiſer Stimme: „Sprich deinen Diener frey!“

„Du haſt mir,“ ſprach der Herrſcher, „viel Opfer dargebracht!
Um dankbar mich zu zeigen, geb' ich dir volle Macht,
Mit deinen beſten Waffen jetzt auf mich los zu gehn.
Gelingt's, mich fort zu ſchaffen, ſo laſſ' ich's gern geſchehn.“

Der Pfuſcher ſah drob ſauer, und barg ſich im Gewühl,
Indeß auf einen Bauer des Todes Auge fiel.
„Du, Alter, biſt wohl freudig zum Gang dahin bereit,
Wo weder Steuern drücken, noch Krieg und ſchwere Zeit?“

„In Gottes Nahmen!“ ſagte beherzt der arme Mann.
„Das Leben iſt wohl lieblich, wenn man's genießen kann;
Ich aber ward auf Erden des Daſeyns wenig froh.
Stets ſollt' es beſſer werden, und immer blieb es ſo.“

Gleich drauf verbat ein Reicher ſehr angſtvoll ſich das Grab;
Doch brach dem harten Selbſtling der Tod mit Luſt den Stab. —
So hielt er ohne Gnade noch förder ſein Gericht,
Und ſchonte ſelbſt die Blüthe der ſchönſten Jungfrau'n nicht.

Ihn rührte nur ein Kindlein, ein kleines Engelsbild;
Das führt' er an ein Fenſter, und ſagte wundermild:
„Sieh, Liebchen, ſieh den blauen, geſtirnten Himmelsſaal!
Willſt hinziehn oder bleiben? — Ich laſſe dir die Wahl.“

Das Knäblein ſprach: „O, gerne will ich von hinnen gehn!
Die hellen, goldnen Sterne, wie freundlich und wie ſchön!
Ach, wär' ich doch gleich droben! Was ſoll ich Würmlein hier?
Mein Vater iſt ſchon oben, und Mutter geht mit mir.“

„Haſt wohl geſprochen, Liebchen!“ ſprach hold der Klappermann.
„Hei! wie das nette Bübchen ſo früh Verſtand gewann!
Euch Kletten an dem Leben, euch mag's ein Vorbild ſeyn!
Friſch auf, euch drein ergeben, und raſch geſtellt zum Reihn!“

Und noch mit mehrern Worten regt' er die Männer an,
Die Frau'n zum Tanz zu fordern; doch keiner wollte dran.
Sie flohn, ſich zu verſtecken, hin durch den Saal mit Graus;
Allein aus allen Ecken zog ſie der Wirth heraus.

Des Griffes ſeiner Senſe bedient' er ſich ſo gut,
Wie es ein Hirt der Gänſe mit ſeinem Krummſtab thut.
Er harkte mit dem Haken zuſammen Paar und Paar,
Bis die Geſellſchaft ſämmtlich zum Reihn geordnet war.

Holdſelig nahm er ſelber das Kindlein an die Hand;
Und als, den Reihn zu führen, er an der Spitze ſtand,
Wandt' er zum Chor der Pfeifer und Geiger ſich zurück,
Und rief: „Tanzt mit, Geſellen, und ſpielt ein muntres Stück!“

Das war der Tonkunſt Söhnen ein wahrer Donnerſchlag;
Denn meiſtens iſt das Völkchen lebluſtig, weich und zag.
Sie wankten und verzogen ihr Angeſicht vertrackt,
Und Pfeif' und Fiedelbogen verfehlten Ton und Tackt.

So ging der Tanz gar kläglich den weiten Saal entlang,
Belauſchet von dem Dichter, der dieſe Mähr euch ſang.
Er ſtand, geſchirmt vom Flügel der Thüre, gut verſteckt,
Und ward vom Reihenführer gleichwohl alsbald entdeckt.

„Gefangen!“ rief der Strenge; doch lächelte ſein Mund.
„Dich Laurer mitzunehmen hätt' ich gerechten Grund;
Doch weil du mir vor Jahren ein Ehrenlied geweiht,
Will ich nicht hart verfahren, und laſſe dir noch Zeit.“

Gleichmüthig ſprach der Sänger: „Ruf mich, wann dir's gefällt!
Sie wird mir immer enger die wunderliche Welt.
Und wann ich von ihr ſcheide, ſterb' ich vielleicht nicht ganz:
Es blüht wohl noch ein Weilchen mein bunter Liederkranz.“

Lieder.

Zueignung

an alle Freunde des Geſanges.

Des Menſchen Singemeiſter waren
Die Vögel ſchon im Paradies.
Der Waldgeſang der luſt'gen Schaaren
Klang unſerm Ahnherrn wunderſüß.

Das muß dir, dacht' er, auch gelingen!
Verſuchend traf er manchen Ton;
Und ſo vererbte ſich das Singen
Vom Vater immer auf den Sohn.

Wir dürfen uns der Kunſt nicht ſchämen,
Die uns ein freies Volk gelehrt,
Das weder Haß, noch Neid, noch Grämen
In ſeiner ew'gen Freude ſtört.

Nur ſolchen heitern Seelen glücket
Ein muntres Liedchen ohne Zwang;
Denn ſelbſt nicht jeden Vogel ſchmücket
Der Liedergabe Himmelsklang.

Des Waldes Fürſt, der Aar, beſchenket,
Trotz Sonnenflug, uns nicht mit Sang;
Und alles Raubgeflügel denket
Stockſtill auf nichts als guten Fang.

Auch Menſchen, die nach Schätzen trachten,
Sind ſtumm und grämlich, wenn man ſingt.
Sie pflegen alles zu verachten,
Was nicht wie Gold und Silber klingt.

Doch wer zu ſeinen Lebensſchätzen
Hochherzig Lieb' und Freude macht,
Den mag dieß Liederbuch ergötzen,
Und freundlich ſey's ihm dargebracht!

Des Pförtners Bericht.

Geſellſchaftslied.

Einer.

Unſer Pförtchen iſt geſchloſſen,
Lieb' und Freundſchaft ſind herein.
Sie, des Lebens Huldgenoſſen,
Wollen ſich mit uns erfreun.
Aber widrige Geſtalten
Drangen vorhin auch daher,
Und es ward, ſie abzuhalten,
Eurem Pförtner ziemlich ſchwer.

Chor.

Brauche tapfer Stock und Beſen
Gegen läſtiges Gezücht,
Und von dem, das hier geweſen,
Gieb uns amtlichen Bericht.

Einer.

Hochbepackt mit Zeitungsblättern,
Kam zuerſt ein altes Weib,
Schwatzte viel von Erdengöttern,
Und verſprach uns Zeitvertreib.
Mit hochwichtiger Geberde
Rühmte ſie dabey ſich laut:
Jedes Staatsgeheimniß werde
Vom Miniſter ihr vertraut.

Chor.

Ey! wir wollen jetzt nichts wiſſen
Von der Frau Politica.
Wenn wir trinken, wenn wir küſſen,
Komme ſie uns nicht zu nah.

Einer.

Drauf erſchien ein Dickgebauchter,
Stampfend wie ein ſtolzer Gaul,
Und mit hoher Naſe braucht' er
Gegen mich ſein großes Maul.
Alle ſeine tauſend Worte
Handelten von ſeinem Ich,
Und die Armen an der Pforte
Stieß er ſchnaubend weg von ſich.

Chor.

Fort mit ihm, dem Ungeſchlachten!
Den man Egoismus heißt.
Ewig haſſen und verachten
Muß man dieſen böſen Geiſt.

Einer.

Auf ihn folgten zwey Xantippen,
Deren Mund war auch nicht matt.
Der Gerichtshof ihrer Lippen
Richtete die ganze Stadt.
Jedes Menſchen Gänſ' und Hühner,
Seiner Kleider Zahl ſogar,
Und den Jahrlohn ſeiner Diener
Kannte das verwünſchte Paar.

Chor.

Fluch den beiden Unholdinnen
Klätſcherey und Läſterſucht!
Wo ſie feſten Fuß gewinnen,
Iſt der Friede auf der Flucht.

Einer.

Er auch, der nicht Scherz verſtehet,
Meiſter Murrſinn, kam herbey,
Und die ſchlangenhaft ſich drehet,
Die verlarvte Heucheley.
Doch dem ſämmtlichen Gelichter,
Das in unſern Kreis nicht paßt,
Schnitt ich grimmige Geſichter,
Und vertrieb es ohne Raſt.

Chor.

Dank dir für dein braves Walten!
Trink zum Lohn den beſten Wein,
Und ſo oft wir Tafel halten,
Laß nur Lieb' und Freundſchaft ein!

Der Hirtin Wahl.

Tadelt nicht den jungen Hirten,
Den mein Herz ſich auserkor!
Alle, die mich ſonſt umgirrten,
Hoben ſchöner ſich hervor:
Aber häßlich hin und her!
Keiner liebt ſo treu als er.

Zwar beginnt mein Hund zu heulen,
Und die Heerde nimmt die Flucht,
Wenn mein Liebſter, gleich den Eulen,
Im Geſange ſich verſucht:
Doch er ſinge rauh und ſchwer!
Keiner liebt ſo treu als er.

Auch bey unſern Hirtenfeſten
Zeigt er auf dem grünen Plan
Sich als Tänzer nicht zum beſten,
Und verfehlt oft Tackt und Bahn:
Doch er tanze wie ein Bär!
Keiner liebt ſo treu als er.

Andre ſind wohl ſchön wie Engel,
Singen trefflich, tanzen fein:
Dennoch ſoll der Mann voll Mängel
Ewig mein Geliebter ſeyn.
Jene flattern hin und her;
Keiner liebt ſo treu als er.

Julie vor dem Spiegel.

Was mich die jungen Männer plagen
Mit überſpannter Schmeicheley!
Mein Spiegel will mir doch nicht ſagen,
Daß ich der Venus ähnlich ſey.
Er ſpricht nur immer heut wie geſtern:
Du haſt ein artiges Geſicht,
Doch hat's auch manche deiner Schweſtern,
Und kurz, die Schönſte biſt du nicht!

So will der Freund vor Stolz mich warnen,
Und fern davon ſey ſtets mein Sinn!
Wohl mir, daß ich den Zaubergarnen
Der Eitelkeit entronnen bin!
Wann Reitz und Jugend uns entſchwinden,
Verſtummt der Schmeicheley Getön;
Doch läßt man ſich beſcheiden finden,
So bleibt man noch im Alter ſchön.

Ständchen eines Geizigen.

Schön Liebchen, ſieh freundlich herab auf mich,
Und höre, was ich dir bringe!
Muſik iſt ein feineres Opfer für dich
Als Bänder und ähnliche Dinge.
Die Tugend kränkt,
Wer Mädchen beſchenkt;
Das iſt die gefährlichſte Schlinge.

Und darum enthält ſich mein Edelſinn
Verführeriſch blendender Gaben.
Ich möchte ja nicht um der Welt Gewinn
Die Sitten der Wüſtlinge haben!
Doch dünkt mich's recht,
Das ſchöne Geſchlecht
Mit zärtlichen Tönen zu laben.

Ich habe den trefflichſten Leiermann
Auf fünf Minuten gedungen.
Komm ſchnell, und höre mein Ständchen an,
Denn bald iſt die Freude verklungen. —
Die Glocke brummt,
Die Leier verſtummt,
Und ſchon iſt der Spielmann entſprungen!

So warf ich denn baare zwey Groſchen hin,
Und habe davon keinen Segen.
Ha! was für ein toller Verſchwender ich bin,
Um nichts mir den Beutel zu fegen!
Mir kocht das Blut,
Denn Mantel und Hut
Verdirbt mir nun gar noch der Regen.

Ja, klimpert' ich wacker hier unten mit Gold,
Das wär' dir die lieblichſte Leier.
Da ſähſt du hernieder, da winkteſt du hold,
Und ſpendeteſt Küſſe voll Feuer.
Doch wenn nur Geld
Und Schmuck dir gefällt,
So hohle dich Hexe der Geier!

Die beiden Vögel.

Es giebt zwey Vögel, ſie ſind bekannt,
Sie heißen Habich und Hättich.
Fromm ruhet Jener euch in der Hand,
Doch Dieſer fliehet euch ſpöttig.

Ein Habich erfreuet ſeinen Herrn,
Und kann wohl beſſer ihm nützen,
Als tauſend Hättich, die hoch und fern
Auf Dächern und Bäumen ſitzen.

Das Vöglein legt ihm manch goldnes Ey,
Und ſingt: Sey zufrieden, zufrieden!
Er treibt ſein Tagewerk fröhlich dabey,
Und Schlaf erquicket den Müden.

Doch wer einen Hättich ins Auge faßt,
Und mit Begier nach ihm ſtrebet,
Der hat nicht Ruhe, der hat nicht Raſt,
So lang' er auf Erden lebet.

Er rennt und keucht bis an ſeine Gruft
Gebirg und Thal auf und nieder,
Und immer rauſcht in der hohen Luft
Der Vogel mit goldnem Gefieder.

Drum läßt ſich jeder verſtändige Mann
An ſeinem Habich genügen,
Und lacht ihn auch manchmal ein Hättich an,
So läßt er mit Gleichmuth ihn fliegen.

Der Trinker an den Veteran der Liebe.

Graues Männlein, ſetz' dich hier
Zu den Rheinweinflaſchen!
Es geziemt nicht dir und mir,
Daß wir Küſſe naſchen.
Jedes Alter hat ſein Feld,
Wo Genuß ihm winket:
Liebe blüht der jungen Welt,
Und der Graukopf trinket.

Aber, trotzend der Natur,
Willſt du nimmer alten,
Und auf Amors Roſenflur
Stets ein Recht behalten.
Wie ein Zierling angethan,
Geckſt du auf und nieder,
Lacheſt alle Mädchen an,
Und ſie lachen wieder.

Ja, ſie lachen, armer Gauch,
Ueber dein Beginnen,
Sie mit eitel Dampf und Rauch
Zärtlich zu gewinnen.
Denn des Jugendfeuers Brand,
Den die Liebe fodert,
Iſt bey dir, wie Gott bekannt,
Lange ſchon verlodert.

Nur das Flämmchen der Begier,
Das der Aſch' entſprühet,
Gaukelt dort und gaukelt hier,
Wo ein Mädchen blühet.
Doch durch dieſes Irrlichts Dunſt
Läßt kein Kind ſich blenden,
Sich mit einem Schritt der Gunſt
Zu ihm hin zu wenden.

Wende dich nun auch ſo kühl
Von den jungen Nymphen,
Die bey Tanz und Pfänderſpiel
Fliehend dich beſchimpfen.
Die Natur gebeut, daß ſich
Gleich und Gleich vereine:
Drum, alt Männlein, halte dich
Zu dem alten Weine!

Wähle friſch zum Liebchen dir
Die getreue Flaſche,
Und vergiß hinfort bey ihr
Jenes Kußgenaſche!
Sie erwärmt des Blutes Eis,
Heilt des Herzens Wunden,
Und bey ihr hat noch der Greis
Goldne Schäferſtunden.

Luiſe an den jungen Nachbar.

Mädchen trifft gerechter Tadel,
Wenn ſie viel am Fenſter ſpähn,
Und hinweg von ihrer Nadel
Immerfort nach Männern ſehn:
Drum iſt auf den Fleiß der Hand
Stets mein Auge feſt gebannt.

Zwar ein Nachbar kann verlangen,
Daß man ihm ein Blickchen ſchenkt,
Und auch du haſt eins empfangen,
Aber nun wird eingelenkt:
Denn der Blicke Wechſelſpiel
Führt oft an kein gutes Ziel.

Ungebunden iſt dein Wille,
Hin zu ſehn, wo dir's gefällt;
Aeugle nur nicht durch die Brille,
Die ein junges Haupt entſtellt.
Blind thun macht's nicht aus, daß man
Als ein Amor gelten kann.

Das Großvaterlied.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren ächt deutſch noch an Seel' und an Leib.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrſchte noch ſittig verſchleierte Scham.
Man trug ſich fein ehrbar, und fand es nicht ſchön,
In griechiſcher Nacktheit auf Straßen zu gehn.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthſchaft kein widriger Kram.
Sie las nicht Romane, ſie ging vor den Herd,
Und mehr war ihr Kind als ein Schooßhund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war es ein Biedermann, den ſie bekam.
Ein Handſchlag zu jener hochrühmlichen Zeit
Galt mehr als im heutigen Leben ein Eid.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da ruhte die Selbſtſucht, gefeſſelt und zahm.
Sie war nicht, entbrochen den Banden der Scheu,
Wie jetzo ein alles verſchlingender Leu.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war noch die Thatkraft der Männer nicht lahm.
Der weibiſche Zierling, der feige Fantaſt,
Ward ſelbſt von den Frauen verhöhnt und gehaßt.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief noch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O, gäbe den Deutſchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!

Das Amtmann-Spiel.

Mädchen.

Herr Amtmann, ich muß klagen!
Iſt Stehlen wohl erlaubt?
Mir ward vor wenig Tagen
Mein armes Herz geraubt.
Mir nahm's im Wieſengrunde,
Beym Erntefeſt, ein Dieb,
Der mir ſeit jener Stunde
Feſt in Gedanken blieb.

Ich bin nicht mehr mein eigen,
Muß immer, immer gehn,
Und, ſcheu vor fremden Zeugen,
Nach ihm verſtohlen ſehn.
O, helft mir jungem Blute,
Und zieht ihn vor Gericht!
Seht, ſchlank wie eine Ruthe,
Steht dort der Böſewicht!

Amtmann.

Burſch, haſt du, was ſie ſagt, vernommen?
Dir ſoll der Raub nicht wohl bekommen!
Geſteh, wie iſt's damit bewandt?
Du biſt mir ſchon als Dieb bekannt!

Jüngling.

Herr Amtmann, ich muß klagen,
Daß ſie mich Räuber nennt.
Wie konnte ſie das wagen,
Da ſie ſich ſelbſt doch kennt?
Mein Garten war mit Roſen
Im Frühling noch geziert,
Da wurde von der Loſen
Mir ſchon mein Herz entführt.

Gefeſſelt, wie durch Zauber,
Ging ich mit O! und Ach!
Ihr ſtets nun, wie der Tauber
Der Täubin, girrend nach,
Bis endlich, ohne Sträuben,
Ihr Herz ſich mir ergab;
Und das muß mir verbleiben,
Das nehm' ich mit ins Grab.

Amtmann.

Ihr ſeyd zwey ausgemachte Diebe!
Vertragt euch alſo fein mit Liebe!
Tauſcht Herz um Herz auf ewig aus,
Und Gottes Segen komm' ins Haus!

Alte.

Herr Amtmann, ich muß klagen,
Wie ſchlecht ein Volk mir lohnt,
Bey dem die Lieb' im Magen,
Nicht in dem Herzen wohnt.
Ein Haufe junger Lecker
Hat ſich zu mir geſellt,
Und fodert immer lecker
Bald guten Tiſch, bald Geld.

Doch ſchlingen ſie mit Spotte
Mein Hab und Gütchen ein,
Denn keiner von der Rotte
Macht Anſtalt, mich zu frei'n.
Ich bot durch Wort' und Winke
Schon Manchem meine Hand,
Da griff er nach der Klinke,
Und war wie weggebannt.

Amtmann.

Ehrſame Wittib, laſt euch rathen,
Schont eure Batzen, eure Braten!
Vergeßt der ird'ſchen Liebesnoth,
Denn euer Freier iſt der Tod!

Alter.

Herr Amtmann, ich muß klagen,
Wie ſchlimm die Mägdlein ſind.
Ein Schnippchen mir zu ſchlagen,
Erlaubt ſich jedes Kind.
Will ich ein Närrchen küſſen,
So ſchreit es: Graubart, geh!
Und, wie vor Natterbiſſen,
Entflieht das ſcheue Reh.

Manch Gänslein nennt dieß Tugend,
Doch wahrlich ſehr verkehrt!
Es ziemt ſich, daß die Jugend
Das Alter liebt und ehrt.
Drum thut mir den Gefallen,
Und blitzt und donnert drein!
Befehlt den Mädchen allen,
Mir künftig hold zu ſeyn.

Amtmann.

Ha! könnt' ich Mädchengunſt gebieten,
So zög' ich ſelbſt nicht Liebesnieten!
Die Zeit ſpielt Jedem dieſen Streich,
Beſäß' er auch ein Königreich.

Das Kirchweihfeſt.

Juch hei! welches Luſtgetümmel!
Kuchen giebt's in jeder Hand.
Gott erfreue den im Himmel,
Der die liebe Kirms erfand!
Heute tanzt man in der Schenke,
Heute treibt man loſe Schwänke,
Heute ſcherzt ſogar der Pfarr,
Und wer grämelt, iſt ein Narr!

Friſch herbey, ihr fremden Gäſte,
Die ihr uns beſchmauſen wollt!
Ah! mit goldbeblechter Weſte
Kommt der Amtmann angerollt!
Sein Geſpann fliegt mit Gebrauſe
Zu des reichen Pachters Hauſe,
Der ſchon auf den hohen Gaſt
Ehrfurchtsvoll am Thore paßt.

Zierlich beut er an der Treppe
Der Frau Amtmännin die Hand.
Rauſchend feget ihre Schleppe
Den dahin geſtreuten Sand.
Doch ein Hund von frechem Weſen
Zerrt und nagt am ſeidnen Beſen,
Bis des Amtmanns Zorn ſich regt,
Und ſein Stock den Frevler ſchlägt.

Sieh, wer kam indeß getrabet?
Doctor Malchus ſteigt vom Pferd.
Was der Mann doch gern ſich labet,
Der es Andern oft verwehrt!
Seine purpurrothe Naſe
Zeigt Bekanntſchaft mit dem Glaſe,
Und ſein Rundbauch iſt von Kraut
Und Kartoffeln nicht erbaut.

Lacht, ihr Leute, daß mit Sporen,
Doch zu Fuß, ſein Sohn erſchien!
Ringe trägt er in den Ohren,
Und ein Säbel klirrt um ihn.
Das Geſicht des kecken Knaben
Iſt in Bartgebüſch vergraben,
Daß man kaum den Laffen kennt;
Und was iſt er? — Ein Student!

Weiblein dort, im offnen Wagen,
Eure Zung' iſt nicht gelähmt!
Und der Hüte Federn ragen,
Daß ſich faſt der Kirchthurm ſchämt.
Unter grünen Sonnendächern
Wedelt ihr noch mit den Fächern,
Und kein Schwälbchen iſt mehr hier!
O, welch heißes Blut habt ihr!

Rathet den verliebten Affen,
Die beyher am Wagen gehn,
Nicht nach euch hinauf zu gaffen,
Sondern auf den Weg zu ſehn:
Sonſt kann leichtlich einer burzeln,
Denn hier giebt es Stein' und Wurzeln.
Plump! da liegt ein armer Tropf,
Und zerbricht den Pfeifenkopf.

Ey, potz tauſend! was für Heerden
Strömen dort noch aus der Stadt!
Sie, die ſonſt ſich ſtolz geberden,
Eſſen heut ſich bey uns ſatt.
Und ſo iſt es, deutſch zu ſagen,
Eigentlich doch nur ihr Magen,
Der, gekirrt durch unſer Feſt,
Sich zu uns hernieder läßt.

Ha! dort kommen meine Leute!
Klaus, der Pfeifer, führt ſie an.
Blitz! was hat der Mann ſich heute
Nett und ſtattlich angethan!
Kunz, der lahme Fiedler, ſtampfet
Raſch die Erde, daß ſie dampfet;
Doch der dicke Hans trägt laß
Hinten nach den großen Baß.

Heh da, Röschen, komm zum Tanze!
Schau nicht nach den fremden Herr'n!
Denn mit ihrem Flitterglanze
Blenden ſie die Mädchen gern.
Horch! man ſtimmt zu unſerm Reigen
In der Schenke ſchon die Geigen.
Juch! wie luſtig wir uns drehn,
Soll der Städter neidiſch ſehn.

Freuden des Lebens.

Freunde, ſeht nicht ſauer aus
Bey dem ſüßen Weine!
Thöricht trägt man mit zum Schmaus
Seine Sorgenſteine.
Werft ſie raſch von eurer Bruſt,
Daß ſich Frohſinn, Muth und Luſt
Innig dort vereine!

Manches, was ihm nicht gefällt,
Muß der Menſch ertragen.
Jetzt beſonders iſt die Welt
Aus der Art geſchlagen.
Doch es gehe, wie es geht!
Unſer alter Wohnplanet
Schafft uns noch Behagen.

Seht hier einen Kraftbeweis,
Den ich gleich erwiſche!
Feurig und doch kühl, wie Eis,
Steht er auf dem Tiſche.
Uns erwächſt der goldne Wein,
Und die Waſſer, groß und klein,
Strömen für die Fiſche.

Waſſer iſt auch ehrenwerth,
Treibt das Rad der Mühle,
Trägt das Schiff, mit Fracht beſchwert,
Zu des Hafens Ziele:
Doch vom Herzen hebt es nicht,
Wie der Wein, das Felsgewicht
Drückender Gefühle.

Hätt' ihn aber das Geſchick
Feindlich uns entzogen,
Wäre drum nicht Freud' und Glück
Von der Erd' entflogen:
Denn die Freundſchaft wandelt drauf,
Und ſie geht bey Stürmen auf
Wie ein Regenbogen.

Auch der Liebe holder Stern
Strahlt durch trübe Nächte.
Schande dem, der ihr nicht gern
Ehrenopfer brächte!
Weihet denn, mit Becherſchwung,
Lebehoch und Huldigung,
Dieſer Macht der Mächte!

Sie, nur ſie kann Wunderheil
Und die Kraft uns geben,
Ueber Berge, ſchroff und ſteil,
Wie ein Aar, zu ſchweben.
Du, den es nicht ſelig macht,
Wenn ihr Engelsblick dir lacht,
Biſt nicht werth zu leben!

Trinklied für alte Herren.

Das junge Völkchen mag ſich tummeln!
Ein Alter ſitzt gern feſt beym Wein.
Wir ſchwärmten einſt auch, wie die Hummeln,
Durch unſers Frühlings Roſenhain.

Man ſah uns ſpringen, reiten, tanzen,
Auch waren uns die Mägdlein hold,
Und ach! was brachen wir für Lanzen
Um ihren ſüßen Minneſold!

Wir und die Liebchen ſind veraltet;
Es hat ſich eine neue Welt
Allmählich um uns her geſtaltet,
Die uns zur Noth in Ehren hält.

Ein Kuß, den man im Jugendleben
Uns ſtill und ſcheu im Winkel gab,
Wird öffentlich uns jetzt gegeben,
Doch wie ein Reiſegeld ins Grab.

Ey, großen Dank! wir Alten wollen
Noch nicht ſogleich von dannen ziehn.
Mag Amor uns kein Glück mehr zollen,
Der Gott des Weins erſetzt uns ihn.

Er hat ſich zum Patron der Alten,
Seitdem man Reben pflanzt, erklärt;
Und will uns niemand Farbe halten,
So finden wir doch ihn bewährt.

Die Kunſt, das Alter zu verjüngen,
Die ſich durch keine Wiſſenſchaft,
Durch keinen Zauber läßt erringen,
Verſteht und übt er meiſterhaft.

Wer fühlt nicht, daß ſich bey der Flaſche
Die alte Seele neu belebt,
Und, wie der Phönix aus der Aſche,
Mit Jugendflügeln ſich erhebt!

Drum feiern gern wir grauen Brüder
Ein ſo vergnügtes Phönixfeſt.
Der Tod wirft leicht den Menſchen nieder,
Der ſich von Gram ermatten läßt.

Wir wollen uns mit Flaſchen wehren,
Und endlich, nach verlorner Schlacht,
Der Welt ſo kalt den Rücken kehren,
Wie ſie es uns bisweilen macht.

Trinkſprüche.

Welch ein Neſt voll Egoiſten
Iſt die ſchöne Gotteswelt!
Wie den Juden, ſo den Chriſten,
Iſt ihr Ich der größte Held.
Laßt uns mit dem Strome ſchwimmen!
Dieſer erſte Becher Wein
Soll mit allvereinten Stimmen
Unſerm Ich gewidmet ſeyn.

Chor.
Zur Geſundheit, werthes Ich!
Thu' dir wohl, und freue dich!

Setzt die Flaſchen in Bewegung,
Schenkt den zweiten Becher ein!
Und bedarf's wohl Ueberlegung,
Wem wir ſeine Fülle weihn?
Unſer zweites Ich ſoll leben,
Sey es Liebchen oder Frau!
Lachender, als Gold der Reben,
Iſt der Augen Schwarz und Blau!

Chor.

Was wir lieben! — Altes Wort,
Ewig jung beſtehſt du fort!

Freundſchaft, dir den dritten Becher!
Unſer Troſt und Stab biſt du!
Theile ja kein Widerſprecher
Höhern Rang der Liebe zu!
Wann ſich Stirn und Wange falten,
Weicht ſie uns mit Kaltſinn aus:
Du nur folgſt dem grauen Alten
In ſein letztes, dunkles Haus.

Chor.

Unſern Freunden, nah und fern,
Strahle, Glück, dein holder Stern!

Auch der Feinde zu gedenken,
Sey des vierten Bechers Loos!
Warum reibt ſich doch mit Ränken
Erdenkloß an Erdenkloß?
Nur ein Thor verbringt mit Grollen
Seinen Schatz der Lebenszeit:
Eilt denn, ohne finſtres Schmollen,
Eilt, daß ihr dem Feind verzeiht!

Chor.

Freundſchaft mit der ganzen Welt,
Die ſich brav und ehrlich hält!

Alle gute Menſchen lobe
Noch des fünften Bechers Klang!
Dünkel ſtrotze, Hochmuth tobe,
Euch verhohnt doch unſer Sang.
Setzt, ihr Könige der Schwachen,
Immer euch auf's hohe Pferd!
Uns, die laut darüber lachen,
Sind nur gute Menſchen werth.

Chor.

Nur mit ihnen im Verein
Kann man ſich des Lebens freun.

Bunte Reihe.

Nachbarſchaft und Wein ſind gut
Hier an unſerm Tiſche.
Scherzt und trinkt, daß Herz und Muth
Labend ſich erfriſche!
Traun, der Mann war voll Verſtand
Und den Frau'n ergeben,
Der die bunte Reih' erfand,
Feſte zu beleben.

Pflanzen Männer ſich allein
Zum gefüllten Becher,
Sind ſie, trotz der Fluth von Wein,
Meiſtens trockne Sprecher.
Staatskunſt und Gelehrſamkeit,
Dünkel oft inmitten,
Machen ſich am Tiſche breit,
Und dann wird geſtritten.

Ernſt des Lebens ſoll, ihr Herr'n,
Friſch bey Tage walten;
Doch zehn Schritte laßt ihn fern
Sich des Abends halten.
Ladet Sorgen und Beſchwer
Auf den Sonnenwagen,
Um ſie, wann er rollt ins Meer,
Mit hinab zu tragen.

Und des Amtsgeſichtes Eis
Plötzlich aufzuthauen,
Eilet in den holden Kreis
Liebenswerther Frauen.
Sie verſtehn, mit Scherz und Witz
So den Ernſt zu faſſen,
Daß er ſchnell muß ſeinen Sitz
Auf der Stirn verlaſſen.

Aber ſaget, welcher Zwang
Uns dazu verbindet,
Daß wir lehren im Geſang,
Wo man Freude findet?
Sorg' ein Andrer, wie er ihr
Sich am beſten weihe!
Uns beſeligt ſie ſchon hier
In der bunten Reihe.

Immer wechſelndes Geſchick
Iſt das Loos des Lebens:
Auf ein eiſenfeſtes Glück
Rechnet man vergebens.
Bunte Reih'n von Freud' und Leid
Ziehn durch's Weltgebäude,
Und oft weicht auf lange Zeit
Aus dem Zug die Freude.

Jauchzt dem Engel, wo er ſich
Liebevoll läßt ſchauen!
Uns erſchien er minniglich
Unter'm Bild der Frauen.
Säumt denn nie beym frohen Mahl,
Sie mit Sang zu ehren,
Und den klingenden Pokal
Auf ihr Wohl zu leeren.

Das Trinkgelübde.

Der Deutſche trank aus ſeinen großen Humpen
Vor Zeiten oft und friſch
Und trank ſich wohl, im Kreiſe froher Kumpen,
Bisweilen unter'n Tiſch.

Doch wer ſah ihn zum Kriechling und zum Schmeichler
Gekrümmt und eingedorrt?
Er war ein Feind ſelbſtſüchtig-ſchlauer Heuchler,
Und ehrlich hielt er Wort.

Als nach der Zeit, verlockt von fremden Schranzen,
Sein Urgeiſt von ihm wich,
Hob ſich noch kaum aus hundert deutſchen Franzen
Ein Mann, der Jenem glich.

Sie tranken nun, die zarten Auslands-Affen,
Viel Waſſer, wenig Wein:
So mußten ſie allmählich ganz erſchlaffen,
Und endlich Knechte ſeyn.

Doch zürnend kam der alte Urgeiſt wieder,
Und ſchlug drein, wie ein Leu. —
Der wackre Geiſt, ſo kräftig und ſo bieder,
Er bleib' uns ewig treu!

Wir bleiben's ihm, in Worten und in Werken,
All unſer Leben lang,
Und wollen uns zu freud'gem Muth oft ſtärken
Beym Becher und Geſang.

Schon reicht man uns den Feuergeiſt der Reben
Zum Trinkgelübde dar.
Hoch ſoll der Wirth, hoch ſoll die Wirthin leben!
Das edle deutſche Paar!

Lied für einen fröhlichen Abend.

Trinkt und laſſet frohen Muth
Ueber Grillen ſiegen!
Mag ein Murrkopf mit der Welt
Stets im Streite liegen:
Sie wird unter ſein Geſetz
Sich doch nimmer ſchmiegen;
Denn der alte ſtarke Baum
Läßt ſich nicht mehr biegen.

Daß es arge Wichte giebt,
Die ſich ſchlecht gebaren,
Das war, Freunde, ſchon der Fall
Vor fünftauſend Jahren.
Und die Narr'n, die um uns her
Reiten, gehn und fahren,
Sind dieſelben, die vorlängſt
Auf dem Schauplatz waren.

Gönnt der muntern Geckenzunft
Ihre Kapp' und Schellen!
Sind's doch meiſtens, ohne Falſch,
Drollige Geſellen.
Doch wenn ſtolzem Uebermuth
Kamm und Buſen ſchwellen,
Muß man ſich dem Puterhahn
Kühn entgegen ſtellen.

Seht, indem wir den Geſang
Hier auf Hähne lenken,
Zwingt's uns, an den Wetterhahn,
An das Glück, zu denken.
Nimmer ſoll ſein Unbeſtand
Uns in Gram verſenken,
Wenn uns unſre Liebchen nur
Feſte Treue ſchenken.

Muthig wird bey Kuß und Wein
Selbſt der Blöd' und Schwache,
Und er fragt nicht, welch Geſicht
Ihm Fortuna mache.
Jeder ſorge denn mit Fleiß
Für die Doppelſache:
Daß es ihm nie fehl' an Wein,
Und ſein Lieb ihm lache.

Laſſet, Freunde, Glas an Glas
Um den Tiſch ertönen,
Und ein feurig Lebehoch
Allen jungen Schönen!
Sie ſind's, die das Leben uns
Hold mit Roſen krönen,
Und den Zwieſpalt mit der Welt
Oft in uns verſöhnen.

Doch der Liebe Paradies
Schließet ſich den Alten,
Und die Hand der Zeit wird auch
Unſre Stirn einſt falten.
Ach! dann können wir uns bloß
An den Wein noch halten,
Bis wir oben uns auf's neu
Jugendlich geſtalten.

In Sandländern zu ſingen.

Was ſcheltet ihr den lieben Sand,
Worin wir ſo bequem hier niſten?
Ich lobe mir dieß weiche Land;
Denn da nur wachſen gute Chriſten.

Der Sohn der Berge fußt und wallt
Mit kühnem Tritt auf feſten Höhen,
Und denkt, wie ſeiner Felſen Halt,
Muß alles in der Welt beſtehen.

Da lebt er, was er leben kann,
Läßt keck die Gnadenzeit verſchwinden,
Und ihn erhaſcht der Klappermann.
In voller Blüthe ſeiner Sünden.

Geſegnet ſey das Meer von Sand,
In welchem unſre Füße ſchwanken!
Uns iſt ſein ſteter Unbeſtand
Ein Quell erbaulicher Gedanken.

Sagt, welches Kind der Sterblichkeit
Muß nicht daraus die Lehre faſſen,
Auf nichts, mit blinder Sicherheit,
Sich unter'm Monde zu verlaſſen?

Und tummelt ſich der Wind durch's Feld,
Wird uns die alte Lehr' erneuet,
Daß Satan und die boſe Welt,
Gern Sand uns in die Augen ſtreuet. —

Dem Büßer gleich, der mit Beſchwer
Nach Rom zog, Ablaß zu erbitten,
Gehn wir zwey Schritte vor, wie er,
Und wieder rückwärts jeden dritten.

So büßen wir auch unſre Schuld,
Und Ablaß wird der Himmel geben,
Wann einſt wir Helden der Geduld
Uns aus dem Sand zu ihm erheben.

Verwandlungen.

Ey, wie behend ſind die luſtigen Knaben!
Heiſa, zum Spielplatze ſtürmet ihr Lauf!
Springen, wie Hirſchlein, dort über den Graben,
Klettern, wie's Eichhorn, den Baumſtamm hinauf.
Doch die Glocke brummt: Zur Schule!
Ach, wie ſchleppt und ſchleicht der Fuß!
Und nach Buch und Schreibeſpule
Greift die Hand nur, weil ſie muß.

Bertha, die neulich mit Puppen noch ſpielte,
Muſtert im Spiegel ihr glattes Geſicht,
Und als ein Zieraffe jüngſt nach ihr ſchielte,
Kannte die Kleine vor Freude ſich nicht.
Doch ſagt Mutter: „Schwindelköpfchen,
Setze dich zur Arbeit hin!“
Plötzlich wird ein Sauertöpfchen
Aus der frohen Schwärmerin.

Suſchen, voll Reiz und von edlem Gemüthe,
Danket dem Glücke kein irdiſches Gut:
Dennoch umdrängten die roſige Blüthe
Mancherley Buhlen mit lüſterner Gluth.
Doch, als mit den heißen Gecken
Suschens Ohm von Heirath ſprach,
Wurden alle kalt vor Schrecken,
Und verſtoben nach und nach.

Woldemar, koſend mit freundlichen Schönen,
Was für ein feiner, geſelliger Mann!
Horcht, wie er ſchmeichelt mit lieblichen Tönen!
Seht, wie er artig geberden ſich kann!
Doch die Gattin zagt zu Hauſe;
Denn, ein wahrer Fibel-Bär,
Kommt er von dem Honigſchmauſe
Immer wild und grimmig her.

Neſtor, ein Graubart von ſiebenzig Jahren,
Dünkt ſich ein Urborn der Weisheit zu ſeyn,
Und ſo oft Andre ſich thöricht gebaren,
Sieht er und ſchilt er gar ernſtlich darein.
Doch in junger Mädchen Kreiſe
Fährt die Thorheit auch in ihn.
Drollig ſpielt der alte Weiſe
Den verliebten Harlekin.

Baſtel, das Schreiberlein, ſtrebte nach Brote,
Kroch, wie ein Würmlein, vor Herren und Knecht,
Küßte dem Hündlein des Kanzlers die Pfote,
Und kein Geſchäft war dem Sclaven zu ſchlecht.
Doch er ſtieg, ſtieg immer weiter,
Ward ein Staatsmann von Gewicht,
Und nun kennt der Bärenhäuter
Seine ält'ſten Freunde nicht.

Striegel, der Sachwalter, ſchoß in Gelagen
Ströme von Spott auf den wohlweiſen Rath.
Ihm wollte nichts von dem allen behagen,
Was man im löblichen Stadthauſe that.
Doch zum Rathmann ſelbſt erhoben,
Sprach er: „O, wie war ich blind!
Ich muß laut die Herren loben,
Daß ſie kluge Männer ſind.“

„Nun bin ich frey!“ rief Germanus begeiſtert,
Nach dem Triumphe der Leipziger Schlacht,
Obſchon ſein Hausteufel ſtrenger ihn meiſtert,
Als je geſchah durch Napoleons Macht.
Doch er ſprach: „Füllt mir den Becher!“ —
„Nicht doch!“ ſchrie des Weibes Geiz,
Und, gleichwie der feigſte Schächer,
Kroch der freie Mann zum Kreuz.

Edmund, der Dichter gar ſüßlicher Lieder,
Macht ſich damit bey den Weiblein beliebt.
Auch in der Rede gemüthlich und bieder,
Scheint er ein Mann, der kein Wäſſerchen trübt.
Doch, als Glied vom Fehmgerichte,
Iſt er grob und naſeweis.
Nun, mit lachendem Geſichte,
Geb' ich dieſes Lied ihm Preis.

Die Zauberin wider Willen.

Ein Dichterherz iſt wunderbar;
Es will und will nicht alten.
Das meine hatte manches Jahr
Sich fromm und ſtill verhalten;
Ich dacht', es ſchlumm're ſchon gemach
Hinab zum Schattenreiche:
Doch plötzlich ward es wieder wach,
Und machte Jugendſtreiche.

Ich ſagte ſcherzend: Was beliebt?
„Ey!“ ſprach es, „welche Frage!
Du weißt von ſonſt her, was es giebt,
Wenn ich ſo munter ſchlage.
Ein liebes Mädchen, ſchön und gut,
Verſtändig, ſanft, beſcheiden,
Weckt mir auch jetzt den friſchen Muth,
Und ſchafft mir Freud' und Leiden.

Das Kind iſt eine Zauberin;
Doch wahrlich wider Willen!
Unſchuldig und mit zartem Sinn
Treibt's all ſein Werk im Stillen.
Gleich Hirten auf arkad'ſcher Flur,
Strebt's nicht durch Putz zu glänzen;
Doch ſchmücken's Anmuth und Natur
Mit ihren ſchönſten Kränzen." —

Nur nicht, du armes Herz, für dich!
Erwiedert' ich mit Wehmuth.
Des Lebens Winter nahet ſich;
Bedenke das in Demuth!
Wer kann, mit Schnee dann unter'm Hut,
Wohl noch für Mädchen taugen?
Und iſt das Kind auch himmliſch gut,
So hat es dennoch Augen.

Drum laß geduldig dir hinfort
An ſeiner Freundſchaft gnügen!
Doch ſollte dir ein Liebeswort
Auch dann und wann entfliegen,
So fürchte dich deßwegen nicht
Vor Zorn und ſchlimmen Händeln:
Ein Dichter muß ja doch aus Pflicht
Stets mit der Liebe tändeln.

Erzählungen und Fabeln.

Sanct Petrus und die Geiß.

Sanct Petrus ging, nach alter Sage,
An einem ſchwülen Sommertage
Früh über Feld mit ſeinem Herrn,
Und er, ein kühner Tadelgern,
Der oft ein wenig überklug
Manch Hirngeſpinnſt im Kopfe trug,
Sprach jetzt auch unter Weges dreiſter,
Als ſchicklich war, mit ſeinem Meiſter.
„Mich wundert höchlich,“ hub er an,
„Daß du auf deiner Erdenbahn
Viel Unbill ſo gelaſſen ſiehſt,
Und nicht darob in Zorn entglühſt.
Der Frevel wirft ſein Haupt empor,
Spreitzt überall ſich mächtig vor,
Hohnecket trotzig Jung und Alt,
Tritt mit dem Fuße der Gewalt

Recht und Geſetz tief in den Staub,
Und was ihn anlockt, wird ſein Raub.
Wie, ſtürmend durch das wüſte Meer,
Der Wallfiſch und der Hay das Heer
Des kleinern Schuppenvolks bezwingen,
Und in des Rachens Abgrund ſchlingen:
So greift in ſeinem ſtolzen Wahn
Der Machtmenſch kühn den Schwächern an,
Und raubt mit ſchnödem Uebermuth
Ihm Freiheit, Ehre, Gut und Blut.
O wär' ich, Herr, ein Gott wie du,
Ich ſähe nicht ſo ruhig zu!
Ich blitzt' und donnerte darein,
Ließ' keine böſe That gedeihn,
Und traun! es ſollte bald auf Erden
In jedem Fach mehr Ordnung werden.“

Sanft ſprach der Herr: „Es wäre gut!
Auf, nimm die Welt in deine Huth!
Herrſch' einen Tag vorerſt zur Probe,
Und herrſche ſo, daß man dich lobe!
Ich übergebe bis zur Nacht
In deine Hände Gottes Macht.“

Da warf ſich Petrus in die Bruſt,
Und zitterte vor Thatenluſt.

Viel wollt' er thun am Ehrentage,
Doch was und wie? das war die Frage.
Er ſpähte forſchend rings umher,
Und ſieh, es kam von ungefähr
Ein Weiblein aus dem nächſten Flecken,
Das trieb mit einem dünnen Stecken
Zum Weidplatz eine bunte Geiß,
Die muthig, frech und naſeweis
Der Herrin nicht gehorchen wollte,
Und rechts und links vom Wege trollte.
So kamen ſie zur grünen Au;
Da ſagte laut die arme Frau:
„Hier, Geißlein, iſt dein Luſtrevier!
Ich trenne mich mit Angſt von dir;
Doch ich muß heim und fleißig weben,
Um meinen Kindern Brot zu geben.
Genieße froh das ſüße Gras,
Nur halt in deinen Sprüngen Maß,
Verlauf dich nicht von dieſer Flur,
Sonſt folget Unglück deiner Spur.
Gott, der bisher es abgewandt,
Beſchütze dich mit ſeiner Hand!“

So ſprach ſie, und mit raſchem Schritte
Ging ſie zurück nach ihrer Hütte,
Und unſer Herr begann ſofort:
„Vernahmſt du dieſes Weibes Wort?

Sie hat dem Thierlein, das dort geht,
Herzinnig Gottes Schutz erfleht;
Und da du nun auf Tagesfriſt
Mit Himmelsmacht beliehen biſt,
So mußt du billig dich bequemen,
Die Geiß in deinen Schutz zu nehmen,
Damit das Weib, wann's Abend wird,
Das liebe Hausthier unverirrt
Und unbeſchädigt wieder finde,
Und dankbarlich dein Lob verkünde.“

Dem Gott des Tages ſchien mit Recht
Das Hirtenamt gering und ſchlecht,
Doch konnt' er deß ſich nicht entbrechen,
Und ohne langes Widerſprechen
Begab er ſtracks ſich hin zur Geiß,
Um ihr zu weihen Sorg' und Fleiß.
Sie nahm ihn aber ſchändlich auf,
Kam auf ihn los in vollem Lauf,
Und ſtieß ſo toll und ungeſtüm
Mit ſpitzigem Gehörn nach ihm,
Daß er im Sprunge mußte weichen,
Und ſchmeichelnd ſich mit ihr vergleichen.
Auch beſſerte der Friedensſchluß
Die Sach' um keine taube Nuß,
Indem die Geiß, voll Freiheitsdrang,
Nun über Zaun und Graben ſprang.

Sie fiel mit diebiſchem Gemüth
Den Nachbarn in ihr Feldgebiet,
Durchſchweifte Buſch und Berg und Thal,
Und immerfort und überall
Lief Petrus über Stock und Stein
Mit ſeinem Stabe hintendrein,
Um ſcharf ihr durch den Sinn zu fahren,
Und ſie vor Unfall zu bewahren.
Doch dieſe Hetze ward ihm ſchwer;
Die Hundstagsſonne brannte ſehr;
Es blieb an ihm kein trockner Faſen.
Oft warf er matt ſich auf den Raſen,
Allein die Pflegbefohlne ließ
Ihm nicht den kleinſten Ruhgenieß,
Und zwang durch ſtetes Irrelaufen
Ihn immerdar, ihr nachzuſchnaufen.

So ſchwärmte ſie den Tag entlang
Bis zu der Sonne Niedergang.
Jetzt ſchlug, erwünſcht aus Herzensgrunde,
Ihm endlich die Erlöſungsſtunde.
Das Weib kam wiederum heraus,
Die Geiß zu führen in ihr Haus;
Und als ſie denn im beſten Stand
Das ungezogne Weſen fand,
Rief ſie zu Gott ein dankbar Wort,
Und trieb die Vagabundin fort.

Beſchämt ging nun der Vielgeplagte
Zum Herrn zurück, der lächelnd ſagte:
„Ey, du haſt lobeſam regiert!
Die Geiß ward glücklich heimgeführt.
Nicht wahr, du würdeſt mit Behagen
Den Herrſcherſtab noch länger tragen?“

Kopfſchüttelnd aber Petrus ſprach:
„Mich lüſtet wahrlich nicht darnach.
Ich habe heute mir die Hand
Gar bitterlich daran verbrannt.
Ich dünkte mich gewaltig klug,
War aber nicht geſcheidt genug,
In Ordnung eine Geiß zu halten,
Und wollte doch die Welt durchſchalten.
Vergieb mir, Herr, den Unverſtand,
Der ſich mit Vorwitz unterwand,
Die höchſte Weisheit anzufechten,
Und kühn darob mit dir zu rechten.
Ich denk' und ſage nun fortan:
Was Gott thut, das iſt wohlgethan!“

Der Reifrock.

Ein armes, aber nettes Weib,
In voller, friſcher Jugendblüthe,
Las einſt zum Abendzeitvertreib
Den Umſchlag einer Kramerdüte,
Denn einen Lotterieplan fand
Sie hier ſo nützlich angewandt.
„Ha!“ rief ſie, „funfzig tauſend Thaler!
O, hätt' ich dieſen Hauptgewinn!
Ich lebte dann, fürwahr! nicht kahler
Als unſers Landes Königin!
Ich trüge nichts als ſammtne Schlender
Und demantreiche Buſenbänder.“ —

„So?“ brummt' am Weberſtuhl ihr Mann:
„Du willſt das Geld allein verſchwenden,
Und nichts davon für mich verwenden?
Potz Hagel, Frau! das geht nicht an!

Ich glaube gar, du hegſt den Dünkel,
Daß ich in dieſem Felſenwinkel
Bey ſchwarzem Brot verkümmern ſoll? —
Da wär' ich wohl entſchieden toll!
Nein, in der Hauptſtadt will ich hauſen,
Und dort im prächtigſten Pallaſt,
Geſtreckt auf ſeidenen Damaſt,
Rebhühner und Faſane ſchmauſen." —

„Sey froh, wenn du Kartoffeln haſt!"
Sprach Roſe mit verſchmitztem Lachen;
Er aber ſchmälte: „Hüthe dich,
Mich durch Geſpött nicht wild zu machen!
Es fuhr ein böſer Geiſt in mich.
Du weißt, ich war bis jetzt zufrieden,
Mir gnügte, was uns Gott beſchieden,
Ich webte ſtill um ſchlechten Sold:
Doch dein Geſchwätz von vielem Gold
Rumort nun unter meiner Mütze,
Daß ich auf lauter Nadeln ſitze.
Ich ziehe morgen in die Welt,
Und wenn kein beſſer Loos mir fällt,
Will ich mein Leben ſelbſt verkürzen,
Und mich vom höchſten Felſen ſtürzen." —

So faſelte der Habſucht Macht
Aus Beiden bis um Mitternacht,

Und höher nicht als alte Scherben
Galt ihnen jetzt ihr ſtilles Glück.
Sie wünſchten, Schätze zu erwerben,
Und foderten ſie vom Geſchick.

Auf einmal klang es vor der Thüre
Wie eines Kindes ſchneller Lauf.
Sie horchten, was ſich draußen rühre,
Da ſprangen Schloß und Riegel auf,
Und wie ein Wandrer aus der Ferne,
Mit Knotenſtab und Blendlaterne,
Trat eine Zwergin, wunderklein
Und hohen Alters, raſch herein.
„Erſchreckt nicht!“ ſprach ſie. „Euch beſuchet
Wohlmeinend des Gebirges Fey.
Wie kommt's, daß ihr dem Schickſal fluchet?
Warum drückt euch des Kummers Bley?
Ich bin nicht arm und kann entbehren;
Drum ſagt mir offen, was euch fehlt!
Drey Wünſche will ich euch gewähren,
Und ſtracks empfangt ihr, was ihr wählt.“ —

Die junge Frau war ohne Zaudern
Entſchloſſen, friſch heraus zu plaudern,
Daß ihr mit Gold gedienet ſey;
Doch es erlaubte ſich die Fey,

Sie auf die ſchon bewegten Lippen
Mit ihrem Stabe ſanft zu tippen.
„Gemach, mein Liebchen!“ ſagte ſie.
„Wir wollen uns nicht übereilen.
Zu raſche Sprünge taugen nie,
Und bringen oft nichts ein als Beulen:
Bedenkzeit aber nie gereut.
Nehmt euch dazu acht volle Tage,
Und wählt und wünſchet recht geſcheidt,
Denn nachher fruchtet keine Klage.“ —

Das war der Zwergin ernſtes Wort;
Sie machte ſich dann eilig fort,
Und hinterließ die Hochgebieter
Des ganzen Alls der Erdengüter
In einem Meer von Sorg' und Qual
Ob einer dreyfach klugen Wahl.
Sie brüteten darob im Stillen,
Und pflogen keinen Rath aus Scheu,
Es möchte ſonſt die gute Fey
Den irren, noch nicht feſten Willen,
Kaum ausgeſprochen, gleich erfüllen.

So ſchwanden ſieben Tage hin;
Zum Gottesdienſte rief die Glocke;
Da ging, geputzt wie eine Docke,
Zur Kirche die Frau Amtmännin.

Und ihres Reifrocks Gaſſenbreite
Trieb alle Menſchen auf die Seite.
Frau Roſe, die am Fenſter ſtand,
Um an des Städtchens Kleidertand
Die Augen krittelnd zu erlaben,
Sah dieß Geſperr, und brach laut aus:
„O, welcher Reifrock! Ey, der Daus!
So einen Reifrock möcht' ich haben!“ —

Das war für ſie ein leichter Kauf!
Die Stubendecke that ſich auf,
Und wie ein Luftball wogt' und ſchwebte
Ein Reifrock oben, weiß wie Schnee.
Die Schwätzerin erſchrak und bebte,
Und zornig ſchrie der Mann: „O weh!
Dein Maul gehört in eine Wüſte!
Der erſte Wunſch iſt nun verpufft!
Was thun wir mit dem Prachtgerüſte?
Ich wollte, daß es bis zur Gruft
Die Gans am Halſe tragen müßte!“ —

Flugs ſenkte ſich vom Deckenrand
Der Fiſchbeinrock auf Roſen nieder.
Sie floh vor ihm von Wand zu Wand,
Doch er ereilte ſie bald wieder,
Und ſaß, indem er ſie umfing,
Am Halſe wie ein Eiſenring.

„O, welche tolle Spukgeſchichte!“
Schalt ſie mit grämlichem Geſichte.
„Wir ſind nun quitt, du kluger Mann!
Thu ſelbſt dein Maul in öden Bann!
Es hat ſo gut als mein’s gepudelt,
Und uns den zweiten Wunſch verhudelt.“

Er mühte ſich, mit manchem Fluch,
Den Bogenrock beyſeit zu bringen;
Doch widerſtanden dem Verſuch
Die zauberfeſten Bänderſchlingen.
Nicht Hand und Zahn, nicht Säg’ und Beil,
Erkämpften das bezielte Heil,
Und Roſe ſah mit Angſt und Schrecken,
Sie müſſe fort und immerdar,
Wie ihres Mannes Anwunſch war,
Im ſchnöden Glockenkäfig ſtecken.

Nun zwang das bittre Kräutlein Muß
Die armen Leute zum Entſchluß,
Um Roſens Kerkernoth zu enden,
Den letzten Wunſch daran zu ſpenden.
Sie baten ſich denn höflich aus,
Daß ſeines Wegs der Reifrock gehe;
Da ſtieg er plötzlich in die Höhe,
Und eine Stimm’ erſcholl durch’s Haus:

„Das Glück kommt freundlich oft gegangen,
Doch wendet ſich der holde Gaſt,
Wenn du, geſchickt ihn zu empfangen,
Den nöthigen Verſtand nicht haſt.“

Der kleine Gerngroß.

Ein Männchen, das dem Zwerggeſchlechte
Kaum um drey Zoll entwachſen war,
Durchgrübelte manch liebes Jahr,
Wie es ſein Maaß verlängern möchte;
Doch graute ſchon gemach ſein Haar,
Und nach zehntauſend Sorgenſtunden
War noch kein Mittel aufgefunden.

Auf einmal ließ ein Charlatan
Durch Zeitungs-Trommelſchlag verkünden:
„Herbey ihr Lahmen, Tauben, Blinden!
Ich bin der Arzt, der helfen kann!
Das häßlichſte Naturgebrechen
Darf Heilung ſich von mir verſprechen.“

Huſch! lief das Männchen zu ihm hin:
„Herr Doctor, mir vergällt's mein Leben,
Daß ich ſo klein geblieben bin.
Sagt, könnt Ihr mich für Goldgewinn
Ein wenig aus dem Staub' erheben?“

„Warum nicht? Dazu weiß ich Rath!“
Sprach Jener. „Kommt nur morgen wieder!
Indeß bereit' ich Euch ein Bad,
Das ſtreckt unfehlbar Euch die Glieder.
Bringt aber zehn Ducaten mit,
Die noch kein Wucherer beſchnitt!“

Der Kleine ſchlug auf ſeine Taſche,
Sprang, wie ein frohes Kind, nach Haus,
Und ſtach vor Freuden eine Flaſche
Des köſtlichſten Burgunders aus.
Er ſtrich im Traum der Nacht, als Rieſe,
Stolz auf der Hoffnung Blumenwieſe
Mit Hahnenſchritten auf und ab,
Und ging, mit hochgetragner Scheitel
Und Rand-Ducaten in dem Beutel,
Des Morgens drauf zum Aeskulap.

In einer weiten Wanne rauchte
Sogleich ein dunkler Kräuterſee,
Und das enthüllte Männlein tauchte
Hinein der Glieder zarten Schnee.
Drey Stunden mußt's ihm drin belieben,
Und dabey ward es, wie ein Zeug,
Gewalkt, gebürſtet und gerieben,
Und durchgeknetet wie ein Teig.

Doch Freuden ſproßten aus den Leiden:
Denn — wunderbar! — als ſein Gebein
Das Herrlein wieder wollte kleiden,
War ihm ſein Röckchen viel zu klein.
Vor Staunen außer ſich gerathen,
Und von Entzücken übermannt,
Zählt' es dem Arzte mehr Ducaten,
Als er bedungen, in die Hand.
Es ſah nicht ein, daß in den Stunden,
Da es im Bade Foltern litt,
Ein Schneider, mit dem Schelm verbunden,
Den kleinen Rock noch kleiner ſchnitt.
Es jubelte, wie neugeboren,
Im kurzen Wamms die Stadt durchhin,
Und ſchrie den Leuten in die Ohren:
„Seht, ſeht, wie ich gewachſen bin!“

* * *

Ein Spiegel däucht mich dieß Geſchichtchen
Für manches lächerliche Wichtchen,
Das, klein an Geiſt und an Gemüth,
Nach Rang- und Würdengröße glüht.

Es ſchwänzt, die Großen zu bewegen,
Mit Armhut und Paradedegen
Oft in Palläſten aus und ein,
Gießt freundlich einen goldnen Regen
Auf Kammerdiener und Lackei'n,
Trägt heute Spott und harte Worte
Mit eines Lämmleins Duldſamkeit,
Steht morgen an derſelben Pforte
Zu gleicher Kreuzeslaſt bereit,
Und wenn es, lang' herum geſtoßen,
Zuletzt ein Titelchen gewann,
Zählt's aufgebläht ſich zu den Großen,
Und iſt und bleibt ein kleiner Mann.

Der Grämling und der Frohſinnige.

„Nein, ſage mir, biſt du geſcheidt?"
Sprach Meiſter Paul zum Nachbar Veit,
Als über Feld ſie einſt ſelbander gingen.
„Wie kannſt du jetzt, in dieſer ſchlechten Zeit,
Noch Poſſen reißen, Lieder ſingen,
Und wie ein junges Böcklein ſpringen?"

„Potz Velten!" rief der luſtige Kompan:
„Was ficht die ſchlechte Zeit mich an?
Der iſt ein Thor, dem ſie die Augen wäſſert!
Ich lach' ihr ins Geſicht, bis ſie aus Scham ſich beſſert."

„O Himmel! welch ein Frevelwort!"
Erſeufzte Paul. „Du ſollteſt drob erröthen.
Siehſt du nicht jede Nacht den ſchrecklichen Kometen?
Und treibſt doch deine Schwänke fort!" —

Er wollte ſich von mehr Jeremiaden
Den grillenhaften Kopf entladen,
Doch Veit ergriff ihn raſch und wild,
Und walzte mit ihm durchs Gefild.

„Halt, Raſender! Mir flackerts vor den Augen!
Ich fürchte ſehr, ich werde nächſtens blind.
Ach, Gott! was ſoll ich Unglückskind
Dann noch auf deiner Erde taugen?
Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Mein Weib muß mich am Stabe leiten.
Ich will darauf mich immer vorbereiten,
Will ſehn, ob ich geblendet wandeln kann.“ —
Er ſprach's, umband die Augen, und begann
Gefährlich über Stein' und Holpern
Mit Taumelſchritten fort zu ſtolpern.

Veit, baß ergötzt durch dieſes Narrenſpiel,
Ließ ihn nach Willkühr vorwärts traben,
Und fand ein Säckchen Geld, indem in einen Graben
Die blinde Kuh mit Zeterſchreien fiel. —

„Sieh,“ ſprach er, „ſieh, das hätteſt Du gefunden,
Wärſt du nicht blind darüber weg getrollt!
Fortuna haſſet, nach Erfahrungskunden,
Den Grübelkopf, der mit ihr ſchmollt,
Und iſt den frohen Leuten hold.“

Die Wegweiſer.

Der Heiland und Sanct Petrus gingen,
In trautem Geſpräch von geiſtlichen Dingen,
Einsmals ſelbander über Land.
Die Gegend war ihnen wohlbekannt,
Bis ſie unerwartet ihre Bahn
Sich in zwey Arme theilen ſahn.
Hier war ein kundiger Wegweiſer noth,
Den leider die öde Flur nicht bot.
Doch als ſie weitum die Augen erhuben,
Gewahrten ſie einen großen Buben,
Der fern unter einem Baume lag,
Und ſeiner Ruhe gemächlich pflag.
Petrus durchſtieg den ſandigen Plan,
Und ſprach den Faulenzer freundlich an:
„Mein lieber Landsmann, ich bin hier fremd,
Sag mir, wo man nach Jericho kömmt.“

Der ſchläfrige Burſch fing an zu gähnen
Und ſich zu recken und zu dehnen,

Hub ſtatt des Zeigefingers ein Bein,
Wies links damit, und ſchlief wieder ein.
Sanct Petrus ging verdrießlich zurück:
„Dort macht' ich,“ ſprach er, „wenig Glück!
Der faule Schelm iſt ein Ausbund der Trägen;
Er mag weder Mund noch Finger regen;
Sein rechtes Bein nur gab zu verſtehn,
Wir ſollten links nach Jericho gehn.“

Sie gingen folgſam linker Hand
Bis ſich ein neuer Scheideweg fand,
Der ihnen wieder das Räthſel gab:
Wohin ſetzt ihr nun den Wanderſtab?
Da ſahn ſie unweit auf blumigem Raſen
Ein artiges Mägdlein emſig graſen,
Und Petrus, darüber hoch erfreut,
Rief: „Guten Tag, du fleißige Maid!
Bericht' uns doch, geht ſo oder ſo
Die nächſte Straße nach Jericho?“

„Nach Jericho?“ ſagte die junge Dirne,
Und ſtrich das braune Haar von der Stirne:
„Wollt ihr nach Jericho wandeln, ihr Herr'n,
So ſeyd ihr vom rechten Wege gar fern!
Ich will euch dahin ein Stückchen leiten,
Denn das hilft mehr als Sprechen und Deuten.“

Sie legte die Sichel aus der Hand,
Und führte, nicht achtend der Sonne Brand,
Mit wohlgemuther Gefälligkeit
Die Wanderer tauſend Schritte weit.
Dann ſagte ſie freundlich: „Gott befohlen!“
Und raſch, wie geflügelt an den Sohlen,
Lief ſie hinwieder an ihren Ort,
Und ſetzte fröhlich die Arbeit fort.

„O, wie verſchieden die Menſchen ſind!“
Hub Petrus an: „Dieß dienſtliche Kind
Und jener Schlafratz gleichen ſich ſchier
An Geiſt ſo wenig als Engel und Thier.
Gieb, Herr, dem Mägdlein lobeſan
Zum Ehrenlohn einen wackern Mann!“

„Ihr Loos,“ ſprach Chriſtus, „iſt ſchon beſtimmt,
Doch, wie es vielleicht dich Wunder nimmt:
Denn jenen Schäfer im grünen Schatten
Bekommt ſie dereinſt zum Ehegatten.“ —

„Ach, Meiſter!“ rief Petrus, „das iſt wohl Scherz!
Der bloße Gedanke betrübt mein Herz.
Anſtatt zu belohnen die gute Maid,
Willſt du ſie ſtrafen auf Lebenszeit?“

„Mit nichten!“ verſetzte der Himmelsfürſt.
„Laß dich belehren, daß du dich irrſt.
Zum Nutz und Frommen beider Genoſſen
Ward dieſe Ehe von mir beſchloſſen.
Des Weibes Fleiß belebe den Mann,
Und ſporne den Trägen zum Mitfleiß an,
Damit der Tagedieb nicht verderbe,
Und ehrlich und redlich ſein Brot erwerbe.
Das Hauptwerk muß ſie denn freilich thun;
Auf ihr wird ein Berg von Sorgen ruhn:
Doch heilſam iſt ihr der Druck der Beſchwerden,
Sie möchte ſonſt eitel und üppig werden.
So aber ſich haltend im Gleichgewicht,
Gehn Beide durch's Leben fromm und ſchlicht,
Und kommen am Ziel der Erdenbahn
Einſt fröhlich zuſammen im Himmel an.“

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weitzenfeld,
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einſt früh in Geſchäften aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in großer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbey, und begann:
Der Weitzen iſt reif, die Mahd muß geſchehn,
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ſind die Nachbarn zu Dienſten bereit.
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbey, und begann:
Uns ließen die treuloſen Nachbarn im Stich!
Geh rings nun zu unſern Verwandten, und ſprich:

Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth ſehn,
So helfet ihm morgen ſein Weitzenfeld mähn!

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs iſt die Sippſchaft zur Hülfe bereit.
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus,
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in höchſter Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbey, und begann:
Uns ließen auch unſre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüſten, den Weitzen zu mähn.

Ja, ſagte die Wachtel, nun iſt's an der Zeit!
Macht ſchnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand. —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geſchwind,
Und über die Stoppeln ging Tag's drauf der Wind.

Die Lehre der Mutter.

Ein junges Mäuslein ging auf Reiſen,
Kam bald zurück ins Mutterhaus,
Und ſprach: „Du mußt mich unterweiſen;
Denn mein Verſtand reicht noch nicht aus.
Ich ſehe mancherley Geſtalten
Vor meinem Blick vorüber ziehn,
Und weiß mich dann nicht zu verhalten:
Soll ich mich nahen oder fliehn?
So hatt' ich heut' in einer Scheuer,
Worein ich ſtill geſchlichen war,
Ein wunderbares Abenteuer
Voll Schreck und grauſender Gefahr.
Ein Ungethüm von rauhen Sitten,
Und feuerroth ums Haupt vor Zorn,
Kam frech und ſtolz herein geſchritten,
An beiden Füßen einen Sporn.
Es rauſchte furchtbar mit den Schwingen,
Und öffnete den Hals dabey,
Als wollt' es mich im Nu verſchlingen,
Doch that's nur einen lauten Schrey. —

Dagegen ſah ich in der Ferne
Ein Weſen, ganz der Anmuth Bild.
Die Augen funkelten wie Sterne,
Und waren dennoch fromm und mild.
Sanft, wie auf Roſen, kam's gegangen,
Und leckte ſich fein ſauberlich
Das Bärtchen und die weißen Wangen,
Die es mit zarten Pfötchen ſtrich.
Voll Lieb' und Luſt, die mich durchglühten,
Hätt' ich's um Freundſchaft gern erſucht;
Allein des Flügelſchlägers Wüthen
Erſchreckte mich zu ſchneller Flucht.“ —

„Das dank' ihm ewig!“ ſprach die Mutter.
„Denn dich bezauberte, mein Kind,
Die ſchlaue Katze, deren Futter
Wir armen Mäuſe täglich ſind.
Doch ſtört, trotz ſeiner Flügelſchläge,
Der Hahn nie unſre Sicherheit.
Geh nur den Schleichern aus dem Wege;
Die Polterer thun dir kein Leid.“

Der Krebs und die Schlange.

Von einem Fluſſe zu dem andern
Begann ein alter Krebs zu wandern.
„Ich weiß den Weg, ich führe dich dahin!“
Rief eine Schlange, ſeine Nachbarin,
Und wand ſich, gleich des Baches krauſen Wellen,
In ſtätem Zickzack vor ihm her.
„Beliebe,“ ſprach er ſanft, „dieß Schweifen einzuſtellen;
Es macht die Reiſe lang und ſchwer.“ —
Darob erboßte ſich die giftige Megäre,
Und ſchoß nach ihm mit zornigem Geſchrey;
Er aber ſetzte ſich zur Wehre,
Und ſchnitt mit ſeiner großen Schere
Den Lebensfaden ihr entzwey.
Drauf ging er feſt und ſo gerade weiter,
Wie aus dem Fabelchen die Lehre ſich ergiebt:
Man folge keinem Bärenhäuter,
Der krumme Schlangenwege liebt.

Die Auſter.

Ein Lahmer ſprach zu einem Blinden:
„Wir Krüppel wollen uns verbinden;
Du ſollſt mein Fuß, ich will dein Auge ſeyn,
Und wenn wir einen Schatz auf unſerm Wege finden,
So theilen wir uns brüderlich darein.“

Der Blinde ging den Vorſchlag ein,
Belud ſich mit dem lahmen Reiter,
Der war zur nächſten Stadt ſein Leiter,
Und rief dort bald:
„Herr Bruder, halt!
Da liegt nicht weit von deinen Füßen
Ein Ding von ſeltſamer Geſtalt,
Das läßt vielleicht ſich brauchen und genießen.“

Und eine Auſter war's, die taſtend mit der Hand
Der Blinde fand;

Ein böhmiſch Dorf den armen Wichten!
Der Finder zog ein Meſſerlein hervor,
Um ſtracks quer durch die Theilung zu verrichten;
Doch als er ſo nur Müh' und Zeit verlor,
Ward hinter ihm der Lumpenritter
Gewaltig bitter,
Und ſchrie: „Du ungelenker Thor,
Du weißt mit dieſem Dinge nicht zu ſchalten;
Gieb her, laß mich's allein behalten!“

„Nein!“ ſprach der Andre kurz und rund:
„Das ſtreitet wider unſern Bund.
Die Halbſcheid muß durchaus mir werden,
Sonſt wäre ja kein Recht auf Erden!“

Sie zankten ſich darob ſo hart,
Daß ſchier das Fauſtrecht thätig ward.
Zuletzt beſchloſſen ſie, bey einem Advocaten
Sich ob der Theilung zu berathen.

Sie trafen einen Herrn, der fleißig Auſtern aß,
Und folglich war es ihm ein Spaß,
Das Muſchelhaus des Seethiers aufzumachen.
„Seht“ — hob er an, und barg ſein innres Lachen —

„Hier wohnt ein garſt'ger Wurm darin,
Der iſt euch beiden kein Gewinn,
Ich aber muß mich oft zu ſolcher Speiſe zwingen.“

Er ließ Citronenſaft ſich bringen,
Verſchlang die Auſter ſchnell, und ſprach:
„Jetzt nehme, dem Vertrage nach,
Sich Jeder eine dieſer Schalen!
Sie gleichen ſich genau, das Recht hat ſeinen Lauf,
Und nun thut eure Beutel auf,
Um mich für meinen Rath gebührend zu bezahlen!“

Der Köhlerglaube.

Ein Kohlenbrenner ſaß im Hain
Bey ſeinem rauchenden Meiler allein,
Und ſang ſich durch ein geiſtliches Lied
Zufriedenheit in ſein Gemüth,
Da trat der Teufel in Menſchengeſtalt,
Von einer faltigen Schaub' umwallt,
Zu ihm und ſprach: „Was plärrſt du, wie toll?
Der Menſch iſt kein Vogel, der ſingen ſoll!
Und ſängſt du auch wie die Nachtigall,
Es wäre doch ein unnützer Schall,
Denn Der dort über dem Sternenzelt
Bekümmert ſich nicht um den Lauf der Welt.“

„Das wär' ein Streich!“ verſetzte der Sänger.
„Ihr ſeyd wohl kein fleißiger Kirchengänger?
Doch denket und thut nach Eurem Wahn,
Nur fechtet mir meinen Glauben nicht an!“

„Was glaubſt du?“ rief des Abgrunds Haupt.
„Ich glaube, was die Kirche glaubt.“ —
„Was glaubt denn die Kirche? frag' ich dich.“ —
„Ey nun, ſie glaubt nichts anders als ich.“ —
„Menſch,“ ſagte der Teufel, „du redeſt dumm,
Du führſt mich narrend im Kreis herum!“
Drauf ging er und brummt' in ſeine Schaube:
„Verfluchter eiſerner Köhlerglaube!“

Das Spiel am Sabbath.

Als Chriſtus noch ein Knabe war,
Ging er mit einer Kinderſchaar
An einem Sabbath hinaus vor's Thor.
Sie nahmen allerhand Kurzweile vor,
Und ſchweiften umher in des Feldes Räumen,
Bis endlich bey einer Grube voll Leimen
Die muntre Geſellſchaft niederſaß.
Und Chriſtus ein Stück des Leimens erlas,
Um kleine Vögel daraus zu bilden;
Und ſie gelangen und glänzten, wie gülden.
Sofort verſuchten's auch ſeine Geſellen,
Dergleichen Geſchöpfchen aufzuſtellen.

Jetzt kam des Weges ein alter Jüd',
Ein Mann von grämlichem Gemüth,
Der ſah der Knaben Bildnerey,
Und machte darob ein großes Geſchrey:
„Was treibt ihr Narrentheidung hier?
Den Sabbath Gottes entheiliget ihr!“
Beſonders fuhr er auf Chriſtum zu:
„Der Rädelsführer des Unfugs biſt Du!

Du lehrſt die Andern den Sabbath ſchänden,
Und übel wird's mit euch Allen enden!"

„Nimm doch," ſprach Chriſtus, „an unſerm Heil
Nicht unberufen und hadernd Theil!
Am beſten weiß der Herr der Welt,
Wer ſeinen Tag am heiligſten hält.
Drum, alter Vater, kann zwiſchen uns Beiden
Nur Gott, nur Gott allein entſcheiden."

Der Jude, darüber von Zorn entbrannt,
Kam wild, mit funkelnden Augen, gerannt,
Um ſeiner Rachgier ein Opfer zu bringen,
Und auf die Leimengebilde zu ſpringen.
Doch Chriſtus klatſchte geſchwind mit den Händen,
Als wollt' er, daß die Vögel verſchwänden;
Und ſieh', er hatte das kaum gethan,
So flogen ſie lebend himmelan.
Verſteint ſah Jener das ſchwebende Chor,
Und Chriſtus ſprach: „Sie fliegen empor,
Um Gott über unſern Streit zu befragen;
Und der gerechte Richter wird ſagen:
Der Sabbath und jede heilige Zeit
Wird nicht durch ſchuldloſe Freuden entweiht."

Der Wunſch.

Frau Rabenherz gab ihren Hunden,
Sechs oder ſieben an der Zahl,
Tagtäglich in den Speiſeſtunden
Ein wohlbeſorgtes Leckermahl;
Doch ihre guten Kinder litten,
Von ihr verſäumt, bisweilen Noth.
Wenn jene ſich um Braten ſtritten,
Bekamen dieſe Salz und Brot.

Einſt, als ſie ſo beköſtigt waren,
Und dann ein Knäbchen von drey Jahren
In einem Winkel traurig ſaß,
Und ſeinen Theil mit Thränen aß,
Empfand ſie bey des Kindes Weinen
Ein Schauerchen von Mutterſinn,
Und neigte ſich zum armen Kleinen
Faſt freundlich mit der Frage hin:
„Was fehlt dir, Männchen? — Wenn ich's habe,
So iſt es augenblicklich dein!“
„Ach, liebe Mutter,“ ſprach der Knabe,
„Ich möchte gern ein Hündchen ſeyn!“

Die Beichte.

Es beichtete zu Cölln am Rhein
Ein junges, zartes Jungfräulein,
Dem Pater Anton manche Sünde,
Ging, losgeſprochen, fröhlich fort,
Kam aber ängſtlich und geſchwinde
Zurück und ſprach: „Herr, noch ein Wort!
Ich hätt' ein Sündchen faſt vergeſſen,
Den Stolz, von dem bin ich beſeſſen.“ —
„Biſt du denn reich, mein Töchterlein?“ —
„Ach nein, Hochwürdiger, ach nein!“
„Nun, Kind, ſo laß den Stolz ſich regen,
Er wird ſich bald von ſelber legen.“

Der Sünder und ſein Kind.

Ein Schneider, weiland in Tyrol,
Beſorgte nicht ſein Seelenwohl!
Es war nur ſtets ſein Dichten und Trachten,
Daß nicht ſein Körper möchte verſchmachten.
Er lebte täglich in Saus und Braus;
Verhaßt war ihm ſein ſtilles Haus,
Und nimmer konnt' er ſich bezwingen,
Durch Arbeit etwas vor ſich zu bringen.
Die Weinſchenken foderten aber Geld;
Da mußte denn der Becherheld
Aus mancherley verbotenen Quellen
Die werthen Leute zufrieden ſtellen.
So ward aus dem Zecher ein ſchlechter Mann,
Der immer Lug und Trug erſann;
Und wie er ſogar es unternommen,
Durch einen Rank in den Himmel zu kommen,
Wovon die Sage verlängſt erſcholl,
Das iſt's, was hier erzählt werden ſoll.

Ein junges Söhnlein, noch unverdorben,
War früh dem Trunkenbolde geſtorben;
Und als auch ſeine Friſt verlief,
Und ihn der Tod aus dem Weinhauſe rief,
Fiel's ihm zu ſeinem Troſte bey,
Daß Hänschen unfehlbar im Himmel ſey.
Er ſelbſt wollte gern dahin gelangen;
Doch ihn ergriff ein mächtiges Bangen,
Ob ſeinem böſen Wandel auf Erden
Vom Pförtner abgewieſen zu werden.
Als er ſich dennoch die Freiheit nahm,
Und an die Himmelspforte kam,
Rief Petrus auch wirklich: „Wohin? wohin?
Es iſt für dich, Sünder, kein Platz darin!“

„Ach!“ ſeufzte der Schneider, „ich weiß recht gut,
Ich war ein liederliches Blut,
Und darf mich alſo nicht darauf ſpitzen,
Drin auf den heiligen Bänken zu ſitzen.
Doch einen Beſuch auf kurze Zeit
Geſtattet Ihr wohl aus Gefälligkeit?
Es lebt ein Engel im Paradies,
Der mich vor Zeiten Vater hieß —
Ihr werdet vermuthlich mein Hänschen kennen —
Deß Anblick ſollt Ihr mir vergönnen.
Nur eine Hand breit öffnet mir,
Hochwürdiger, die Himmelsthür!

Ich rufe dann mein Kindelein,
Werf' ihm dieß Kleiderbündel hinein,
Entferne mich wieder mit größter Schnelle,
Und rühm' Eure Huld der ganzen Hölle."

Sanct Petrus erfreut, daß ſich ſo zahm
Und ſo gefüge der Wildfang benahm,
That zwar ein bißchen den Kopf ihm waſchen,
Zog aber zugleich aus ſeiner Taſchen
Die goldnen Himmelsſchlüſſel hervor,
Und öffnete handbreit das heil'ge Thor.
Der Meiſter lugte beſcheiden hinein,
Und rief: „Heh da, lieb Hänschen mein!"
Und Hänschen, das juſt in der Nähe war,
Sprang fröhlich hervor aus der Englein Schaar,
Mit welcher es eben ſpielend verkehrte,
Als es die Stimme des Rufers hörte.
„Willkommen, Vater!" jauchzte das Kind.
„Was ſtehſt du draußen? Herein geſchwind!"
Und Petrus wandte die Augen einmal,
Husch! fuhr der Schalk in den Himmelsſaal,
Warf auf den Boden das Kleiderpäckchen,
Und, drauf ſich ſetzend, rutſcht' er ein Streckchen,
Mit Armen und Beinen rudernd, fort.
„Holla!" ſchrie Petrus, „was machſt du dort?
Hinaus mit dir und hinab in die Hölle!"
„Mit nichten!" ſprach der freche Geſelle.

„Ich habe Luſt, im Himmel zu bleiben.
Aus waſer Macht wollt Ihr mich vertreiben?
Auf meinem Eigenthum ſitz' ich hier,
Und habt Ihr Herz, ſo verwehrt es mir!“

Man denke ſich, wie Petrus ſchalt!
Er drohte mit thätlicher Gewalt;
Das Kindlein jammerte, weint' und ſchrie,
Umfaßte flehend des Pförtners Knie,
Und ſo erhob ſich im ruhigen Himmel
Ein dort ganz unerhörtes Getümmel,
Und nahm zuletzt ſo überhand,
Daß ſelbſt Gott Vater vom Thron aufſtand,
Und ſtracks, von Engelgefolg' umgeben,
Zum Streitplatz ging, um den Zwiſt zu heben.
Des Pförtners Vortrag klang nicht gut;
Dem Schneider ſank ſchon aller Muth;
Doch Hänschen fiel ſchluchzend dem Herrn zu Füßen:
„Laß mich für meinen Vater büßen!
Verſtoße mich, wenn's ihn retten kann;
Erbarm' dich nur über den armen Mann!“

Das rührte den Herrn, und er ſagte weich:
„Unſchuldigen Kindern gehört mein Reich!
Wie ſollt' ich dich verſtoßen, mein Kind?
Ich bleibe gegen dich hold geſinnt;

Und iſt wohl dein Vater mit Schuld beladen,
Will ich ihn doch deinetwegen begnaden;
Denn eines guten Kindes Gebet
Frommt ſeinen Aeltern früh oder ſpät,
Beſeligt ihren Lebenslauf,
Und ſchließet ihnen den Himmel auf.“

Die Marien-Fäden.

Der heil'gen Jungfrau fiel das Todeslos,
Man trug ſie in des Grabes Schooß:
Doch ſollt' ihr Leib dort nicht in Staub zerfallen:
Denn Er, der einſt zur Mutter ſie erkor,
Und ſie, nach längſt vollbrachtem Erdenwallen,
Noch immer liebte, wie zuvor,
Rief einem Engel: „Fleug zur Erde nieder,
Erwecke die Entſchlafne wieder,
Und leite ſie zu mir empor!“

Alsbald erſtand Maria von den Todten,
Und an der Hand des Gottesbothen
Begann ſie freudig ihre Himmelfahrt.
Ihr weißes Grabtuch, wie ein Schleier zart,
Ward unter Weg's von Winden ihr entriſſen.
Sie wandte ſich und ſah ihm nach,
Indem ſie zu den Räubern ſprach:
„Nehmt's hin! Ich kann es eben miſſen.

Doch führt's gemachſam aus der hohen Luft
Hinab zur lieben mütterlichen Erde,
Daß meine Auferſtehung aus der Gruft
Dort meinen Freunden kundbar werde.
Es möge denen, die mir Thränen weihn,
Ein Unterpfand des Wiederſehens ſeyn.“ —

Den Winden aber däucht' es kein Ergötzen,
Maria's ernſten Auftrag zu vollziehn.
Ihr Wille war, das Tuch herum zu hetzen,
Weil ihnen dieß nur luſtig ſchien.
Doch wollte jeder es allein beſitzen,
Damit zu ſchalten frank und frey;
Sie fingen an, ſich ſtreitend zu erhitzen,
Und riſſen es im Kampf entzwey;
Worauf ſie ſchnell mit den gemachten Beuten
Sich rechts und links in alle Welt zerſtreuten.

Und als darob Maria traurig war,
Schalt Chriſtus aus der Höh' die wilde Schaar:
„Wie konntet ihr's der Heiligen verſagen,
Ihr Lebewohl zur Welt hinab zu tragen?
Schämt Euch der Undienſtfertigkeit!
Und daß ihr büßt das ſträfliche Vergehen,

Sollt ihr von nun an bis in Ewigkeit,
So oft der Herbſt des Waldes Laub zerſtreut,
Des Grabtuchs Fäden durch den Weltraum wehen,
Ob ihr des Spiels auch überdrüßig ſeyd. —
Wer träg' iſt, leichte Dienſte zu verrichten,
Den ſpornet man mit Recht zu ſchwerern Pflichten.“ —

Wann ſich ſeitdem vom Jahr der Sommer trennt,
Doch zum Empfang des ſüßen Zolls der Reben
Der Herbſt noch heitre Tage gönnt,
Sieht man der Winde Zwangſpiel mit Geweben,
Die man Marien=Fäden nennt.

Das Trotzköpfchen.

Mit ſchönen Augen, himmelblau und klar,
Sah Lottchen erſt ins vierte Lebensjahr.
Sie war gebildet wie ein Engel;
Doch das verrieth ſchon Erdenmängel,
Daß ſie ein kleiner Trotzkopf war.
Beleidigte, nach ihrem Dünkel,
Sie nur ein Blick, ſo ging ſie ſchmollend fort,
Saß mäuschenſtill in einem Winkel,
Und ſprach den ganzen Tag kein Wort.

Vom Weihnachtsmarkte zog mit Prangen
Die ſtattlichſte der Puppen bey ihr ein.
Sie küßte die gemahlten Wangen,
Und ſchien mit zärtlichem Umfangen,
Der Freundin ganz ihr Herz zu weihn.
Viel ſchwatzte ſie mit ihr am erſten Tage;
Doch nach vergeblichem Bemühn,
Daß auch die Pupp' ein holdes Wörtchen ſage,
Begann die Freundſchaft zu verblühn,
Und Lottchen warf, nach einem derben Schlage,
Das ſtumme Bild in den Kamin.

Die Mutter ſah den Streich verüben,
Und fragte ſchnell: „Was bringt dich ſo in Wuth?
Du ſchienſt die Puppe ſehr zu lieben,
Und ſtürzeſt ſie doch in die Gluth!“

„Ja, ſie verdient auch nicht zu leben!“
Verſetzte Lottchen ärgerlich.
„Ich ſagte hundert Mal: Mein Kind, ich liebe dich!
Doch ihr gefiel es nicht, mir Antwort drauf zu geben.“

„Sieh, Mädchen!“ ſprach die Mutter ernſt,
„Den Trotz der Puppe nennt man Schmollen.
Mich freut's, daß du die Unart kennen lernſt;
Man hat ſie auch an Dir bemerken wollen.
Laß ja dieß böſe Giftkraut nicht
In deinem Herzen Wurzel faſſen!
Sonſt trifft dich einſt das Strafgericht,
Daß Dich die Menſchen fliehn und haſſen.“

Vergebliche Freude.

Ein neues Trauerſpiel von alten Rittern
Betrat die hohe Breterbahn.
Ganz nach der Mode war ſein Plan:
Das Schickſal ließ ſich furchtbar darin wittern,
Und legt' es deutlich darauf an,
Das volle Haus gewaltig zu erſchüttern.
Und ſieh, vorn auf der erſten Bank
Begab es ſich, daß eine Frau von Stande
Urplötzlich ſtarr zu Boden ſank,
Als flöh' ihr Geiſt zum dunkeln Schattenlande.

Die Nachbarn ringsum ſprangen auf,
Bemühten ſich, ſie wieder zu beleben,
Und fernher flog der Neugier Lauf,
Ein Schau- und Scherzfeſt ſich zu geben.
Keck ſtand am Rande des Gewühls,
Ohn' alle Spur gerechten Mitgefühls,
Ja, hämiſch lauernd, wie ein Kater,
Der junge, flaumenbärt'ge Vater
Des ſchauderhaften Trauerſpiels.

Er ſtrich die langen, wilden Haare
Sich vom Geſicht, und ſagte roh:
„Schaut, ſchaut, mein Stück iſt keine ſchlaffe Waare!
Hier hat's gepackt, deß bin ich froh!“ —

Indem ſich ſo der derbe, deutſche Meiſter
Vernehmen läßt, und Manchem vor ihm graut,
Ermannen ſich der Kranken Lebensgeiſter;
Sie ſchlägt die Augen auf, und ſeufzet laut:
„Ach, Gott! ich war in Todesnöthen!
Der Arzt — ich gab ihm nicht Gehör —
Verbot mir längſt die Aalpaſteten;
„Doch künftig eſſ' ich keine mehr.“ —

„Gemeine Seele!“ murmelte der Dichter,
Und ging beſchämt, mit finſterm Blick,
Durch eine Gaſſe lächelnder Geſichter,
An ſeinen Platz zurück.

Beſenſtolz.

Als von der Birke ſtruppigem Haar
Der erſte Beſen gebunden war,
Wollt' er aus Hochmuth das Haus nicht kehren,
Und foderte frech, man ſollt' ihn verehren.
„Wie käm' ich," ſprach er, „zum Dienſt als Knecht?
Ich zähle mich zu der Blumen Geſchlecht;
Und das zu erweiſen bedarf's nicht viel:
Ich habe ſo gut als ſie einen Stiel." —
Darüber lachte das ganze Haus,
Und ſagte: „Der Stiel macht's noch nicht aus!
Willſt du den Rang der Blumen erſtreiten,
So mußt du ſüßen Geruch verbreiten."

Das paßt auf jeden verdienſtloſen Stolz,
Der Anſprüche macht, wie jenes Holz.

Der Hut mit Sitz und Stimme.

Ein armes, kleines Fürſtenthum
Beherrſchten hochbetraute Räthe
Mit Allgewalt, doch ohne Ruhm.
Sie drückten und erſchöpften Land und Städte,
Und niemand fand, bedrängt von ihrem Eigennutz,
Beym Schattenfürſten Recht und Schutz.

Ein neuer Rath, in ihren Kreis verſchlagen,
War redlich und gewiſſenhaft,
Und konnte mit der Amtsgenoſſenſchaft
Sich darum nicht befreunden und vertragen.
Er widerſprach mit Ernſt und Kraft,
Wenn man beſchloß, das Volk auf's neue zu beſchweren;
Doch überſtimmt, wie konnt' er's wehren?

Er dämpfte nach und nach des Eifers Gluth,
Und legte jetzt bey Unheilsplanen immer
Auf ſeinen Seſſel ſeinen Hut,
Und ging gelaſſen aus dem Zimmer.

„Was heißt das?“ fragte bald der Präſident:
„Soll Euer Hut hier Sitz und Stimm' erhalten?“ —
„Ja,“ ſprach der Biedermann, „das ſey ihm gern gegönnt!
Er wird ſein Amt nach Eurem Wunſch verwalten.
Ich mußte leider oft, als Feind von Plackerei'n,
Durch Gegenkampf mich vor der Hölle wahren:
Er aber braucht ſie nicht zu ſcheun;
Er kann getroſt ein ſtummer Jaherr ſeyn,
Und wohlgemuth zum Teufel fahren.“

Der Weiberfeind.

Es war im Kloſter Sanct Afra zu Meißen
Vor Zeiten ein Mönch, den hat jedes Kind
Den grämlichen Weiberfeind geheißen,
Was in der Regel die Mönche nicht ſind.
Sah er ein Mägdlein zur Taufe tragen,
So hörte man immer den Glatzkopf ſagen:
„Ja, ja, nur getäuft,
Und flugs dann erſäuft!“ —
Nachdem er lange ſo ſchlecht geſprochen,
Ward dieſer Frevel an ihm gerochen:
Denn als er einſt auf der Elbbrücke ſtand,
Und ſich hinab bog über den Rand,
Ergriff ihn ein Nixlein, und zog ihn hernieder,
Und nimmer ſah ihn ein Auge wieder.

Schälke muß man mit Schälken fangen.

Till Eulenſpiegel, der wohlbekannte,
Schwang ſich auf ſeine Roſinante,
Und arm, wie eine Kirchenmaus,
Ritt er auf Abenteuer aus.
Da ſperrt' ein Schlagbaum oder Gitter
In einem Dorfe dem kecken Ritter
Querüber den Weg, und er rief laut:
„Wer hat das dumme Ding gebaut?
Wer iſt hier Pförtner? — Friſch herbey,
Und macht mir eilig die Straße frey!“

So lärmt' er los auf's nächſte Haus,
Und eine Stimme ſcholl heraus:
„Bedient Euch ſelbſt, wer Ihr auch ſeyd,
Der ſo gebieteriſch draußen ſchreit!
Mein Hausgeſinde beſorgt das Feld,
Und ich kann nicht kommen um vieles Geld.
Ich bin gelähmt an Fuß und Hand,
Und unbeweglich wie eine Wand.“

Till mußte nun ſelbſt als Pförtner verfahren;
Doch wollt' er ſtrafen den Unſichtbaren,
Der krank ſich ſtellte, wie es ſchien,
Um nicht vor's Haus ſich zu bemühn.
„Ihr dauert mich," rief er, „Ihr armer Mann!
Ich bin kein Arzt, der Euch helfen kann;
Doch hab' ich, durch Euer Unglück bewegt,
Zwey harte Thaler hierher gelegt.
Braucht ſie zu Eurer Bequemlichkeit,
Und ſo lebt wohl, mein Weg iſt weit!"

Er ſetzte darauf ſein Roß in Trab,
Ritt eine Strecke das Dorf hinab,
Und ſah, als er ſchielend rückwärts blickte,
Daß ihm ſein Schwank auf's beſte glückte.
Der Bauer, der ſich einen Krüppel ſchalt,
Trat aus der Thür in geſunder Geſtalt,
Und flink, wie ein Eichhorn, auf den Sohlen,
Wollt' er das werthe Geſchenk ſich hohlen.
Nun denke man, wie verdutzt er ſtand,
Als er keinen rothen Heller fand!
Till zügelte ſeines Kleppers Lauf,
Und ſchlug ein wildes Gelächter auf.

Der Bauer dachte: den Schalksgeſellen
Will ich, wo möglich, wieder prellen!

Er barg durch Lachen der Täuſchung Schmerz,
Und rief: „Mein Freund, ich verſtehe Scherz!
Ich denke nicht dran, den Schimpf zu rächen;
Kommt her, laßt uns ein Wörtchen ſprechen!
Ich ſeh', Ihr reitet ein wackres Thier,
Es ſteht mir an, verkauft es mir!"

„Ihr ſeyd ein Kenner!" ſprach Eulenſpiegel.
„Dieß Pferd iſt raſch, als hätt' es Flügel.
Man trifft vielleicht in der ganzen Welt
Kein andres, das ſo brav ſich hält.
Doch will ich, wegen der ſchlechten Zeiten,
Auf Schuſters Rappen künftig reiten,
Wenn Ihr hundert Kronen, gut geprägt,
Stracks für den edlen Gaul erlegt." —

„Ho! ho! Ihr reißt den Mund weit auf!"
Verſetzte der Bauer: „Das wär' ein Kauf!
Die Hälfte des Gebots muß ſchwinden,
Und dann wird ſich der Handel finden."
Er muſterte ſcharf das alte Pferd,
Fand's höchſtens dreißig Kronen werth,
Doch ſagt er: „Funfzig will ich geben,
Und zwanzig könnt Ihr ſogleich erheben;
Allein den Reſt, den ich jetzt nicht vermag,
Bezahl' ich erſt auf Sanct Nimmers-Tag." —

Laß ſehn, ſprach Eulenſpiegel für ſich,
Wer ſchnellt den Andern? Du oder ich?
Und ſo entſchloſſen begann er laut:
„Mein Freund, ich bin eine gute Haut,
Und will, damit Ihr mir's nicht gedenkt,
Daß vorhin Euch mein Spaß gekränkt,
Dieß Pferd, das Fürſten würde paſſen,
Für funfzig Kronen Euch überlaſſen,
Und geh' auch, kann's nicht anders ſeyn,
Die Euch bequeme Zahlfriſt ein.
Gebt alſo zwanzig Kronen baar,
Und reicht mir einen Schuldbrief dar,
Der, auf Sanct Nimmers Tag geſtellt,
Die Summe der übrigen dreyßig enthält.
Ich kenne zwar den Heiligen nicht,
Doch Euer Wort ſchafft ihm Gewicht.“ —

Ha, dachte der Bauer, der Fang iſt richtig!
Ich prelle den Preller derb und tüchtig!
Und als er ſo ins Fäuſtchen gelacht,
Und in den Stall die Gurre gebracht,
Bezahlt' er das Geld, als Mann von Wort,
Verſchrieb den Reſt, und Till zog fort.

Die Sonne ging achtmal auf und nieder,
Da zeigte ſich der Vogel wieder,

Und mahnte, laut erhaltnem Schein,
Die dreyßig Kronenthaler ein.
„Was wollt Ihr?“ ſagte der Bauer ſchnöde:
„Heut iſt von Zahlung keine Rede.
Erwartet erſt, nach unſerm Vertrag,
Den Euch verbrieften Sanct Nimmers Tag!“ —

„Das iſt,“ ſprach Till, „ein wunderlich Weſen,
Ich habe zehn Kalender durchleſen,
Und, trotz der Brille vor dem Geſicht,
Fand ich den werthen Heiligen nicht.
Doch was geſchah in voriger Nacht?
Da trat vor mein Bett, in alter Tracht,
Und ganz umfloſſen von Strahlenſchimmer,
Ein Mann, der ſprach: „Ich bin Sanct Nimmer,
Den du in allen Kalendern ſuchſt,
Und, weil er nicht drin ſteht, hart verfluchſt.
Was kann ich für die Kalenderſchreiber?
Die unverſchämten Ehrenräuber
Verweigern ſammt und ſonders mir
Ein Nahmenplätzchen auf ihrem Papier;
Doch krümmt ihr Haß und giftiger Neid
Kein Härchen meiner Heiligkeit.
Ich hab' am Allerheiligen-Feſte
So gut meinen Antheil als andere Gäſte;
Und da dieß heute geweſen iſt,
So iſt verfallen die Zahlungsfriſt.

Drum geh zu dem ehrlichen Bäuerlein,
Und ziehe deinen Schuldenreſt ein!" —

„Ey was!" rief der Bauer, „ich werde mit nichten
Mich nach Sanct Nimmers Befehlen richten!
Doch wenn er's einſt in Zukunft erzwingt,
Daß man ihn in den Kalender bringt,
So zahl' ich, ohne weitere Frage,
Die Schuld an ſeinem Nahmenstage."

Till focht dagegen mit viel Geſchrey,
Und eben ritt der Amtmann vorbey.
Er forſchte nach des Streites Quelle,
Und ſprach dieß Urtheil auf der Stelle:
„Sanct Nimmer hat vollkommen Recht!
Bezahle flugs, du loſer Knecht,
Und büß' im Thurme dein Erfrechen,
Dem theuern Heiligen Hohn zu ſprechen!"

Denkmale der Achtung und Freundſchaft.

An meinen Vater.

1813.

In eines Waldes dunklem Irrgewinde
Verirrte ſich ein Herzog auf der Jagd.
Er fand ein Haus, beſchirmt von einer Linde,
Darunter ſaß ein Mann, ſehr hoch betagt,
Der weint' und ſtöhnte laut, gleich einem Kinde,
Und ward vom Herzog um ſein Leid befragt.
„Ach, lieber Herr!“ begann der Greis zu klagen,
„Mein Vater hat mich jämmerlich geſchlagen!“

Der Herzog blickte ſtaunend auf den Alten,
Der ſchon die Laſt von achtzig Jahren trug.
„Kann denn dein Vater,“ rief er, „noch ſo ſchalten?
Und was war dein Verſehn, als er dich ſchlug?“ —
„Ich hatt' ein heil'ges Hausamt zu verwalten,“
Verſetzte Jener, „und ich that's nicht klug:
Ich ſollte meines Vaters Vater leiten,
Und ließ ihn von der Hand zur Erde gleiten.“ —

„Ha! du erzählſt mir wunderliche Mähren!“
Erwiederte der Fürſt, und trat ins Haus.
Hier ſah der Ahn gebückt, gleich reifen Aehren,
Aus einem Armſtuhl geiſterbleich heraus.
Doch ſchien ſein Sohn noch Jugend zu bewähren,
So rüſtig ſtand er, zog die Stirne kraus,
Und fragte raſch: „Was führte deine Schritte,
Du fremder Mann, in unſre Siedlerhütte?

„Ich möchte,“ ſprach der Fürſt, „von euch erfahren,
Welch Zaubermittel euch die Kraft verleiht,
Daß ihr allſammt in wunderhohen Jahren
Noch unbeſiegt vom Feind des Lebens ſeyd.“ —
„Freund,“ war die Antwort, „uns vor dem zu wahren
Gebrauchten wir den Schild der Mäßigkeit,
Und feſſelten durch Frieden im Gewiſſen
Das Heil des Schlafs an unſer Lagerkiſſen.“ —

So meldet eine Chronik die Geſchichte,
Und herzerfreuend war uns dieſer Fund:
Denn, Vater, auch an Dir thun ſich die Früchte
Der Mäßigkeit und Seelenruhe kund!
Du trotzeſt, wie mit grünem Haar die Fichte,
Dem Lebenswinter kraftvoll und geſund,
Und blühen wird Dir erſt in weiter Ferne
Die ewig heitre Frühlingswelt der Sterne.

Wie durch Gebrauch das Erz ſich reibt und glättet,
So wirkt auf Menſchen die Beſchäftigung.
Dem, der an ſie mit Luſt ſein Leben kettet,
Hemmt nicht der Jahre Roſt des Geiſtes Schwung.
So haſt auch Du die innre Kraft gerettet,
Biſt als Geſchäftsmann noch bis heute jung,
Und herrlich ſtrahlt aus jedem Wort' und Werke
Dein Vollbeſitz der ungebeugten Stärke.

Wie ſtrebt Dein Geiſt, daß er die Pflicht erfülle!
Wie hält Dein Herz das Haus in treuer Huth!
Wo iſt ein Vater, deſſen edler Wille
Des Guten mehr für ſeine Kinder thut?
Du ſorgeſt zwiefach, ſeit in dunkler Stille
Die unvergeßlich theure Mutter ruht:
Denn bis ſie ſank, berührt vom Todespfeile,
War ſie auch redlich unſers Hauſes Säule.

O Du, an den ſich unſre Wünſche ranken,
Bleib lange noch zum Pfeiler ihm erhöht!
Steh unter'm Schutz des Himmels ohne Wanken,
Dem Eichbaum gleich, den mancher Sturm umweht,
Der aber, ob auch Zweig' und Aeſte ſchwanken,
Feſt wie ein Fels auf ſeiner Wurzel ſteht,
Und Wanderer, von Sonnengluth ermattet,
Mit holder Kühlung freundlich überſchattet.

An den Oberſchulrath Eſchke in Berlin,
im Nahmen ſeiner taubſtummen Zöglinge.
Am 17ten Februar 1811.

Das Thor, durch welches Töne wallen,
Schloß die Natur bey uns nicht auf:
Ein Gang durch ſtille Todeshallen
Iſt gleichſam unſer Lebenslauf.

Die Zunge ſchweigt in dieſer Oede,
Als bänd' auch ſie ein ehrnes Band:
Denn andrer Menſchen Stimm' und Rede
Macht nimmer ihr das Ohr bekannt.

Du aber führſt ins Reich der Töne
Durch Deine Meiſterkunſt uns ein,
Lehrſt uns das Gute wie das Schöne,
Und lehrſt uns wackre Menſchen ſeyn.

Drum weiht zu Deinem Lebensfeſte
Dir unſre Dankbarkeit dieß Blatt,
Das einer Deiner Freund' und Gäſte
Mit Luſt für uns gedichtet hat.

Leb' lange noch, um halbe Wilden,
Die nichts vom Lauf der Welt verſtehn,
Zu edler Thätigkeit zu bilden,
Und ihre Seelen zu erhöhn.

Das Glück, das manchmal taub ſich ſtellet,
Wenn es ein Sohn der Erde ruft,
Begleite, treu zu Dir geſellet,
Dich bis an Deine ferne Gruft!

Denn auch der Menſchheit Zierden dunkelt
Ja einſt der Lebensſonne Pracht,
Doch das Geſtirn des Nachruhms funkelt
Hell über ihres Grabes Nacht.

Auf den Tod meines Freundes Eſchke.

(Geſtorben am 17ten Juli 1811.)

Ach, ſchon ſo früh erhob Dein Geiſt
Sich von der Erde zu den Sternen!
Die arme Jugend iſt verwaiſ't,
Die Dich umgab, von Dir zu lernen.

Denn Du entzwangſt durch weiſe Zucht,
Mit eherner Geduld vereinet,
Dem Fels der Taubheit manche Frucht,
Die wie ein Wunder uns erſcheinet.

Du biſt's, dem das Erziehungshaus,
Das Schmerz und Jammer jetzt durchwanket,
Entſtehung aus dem Nichts heraus,
Und Blüthe, Glanz und Ruhm verdanket.

Sey Deiner Schöpfung Schutzgeiſt nun
In jenen beſſern Sonnenwelten,
Wo Tugend und gerechtes Thun
Zum Chor der Engel Dich geſellten.

Umſchwebe ſanft, wie Mondenſtrahl,
Mit Troſt des Wiederſehns die Deinen,
Die einen Vater und Gemahl
Von ſeltner Lieb' und Treu beweinen.

Mir aber lächle freundlich zu,
Indem ich Dir zum Ehrenkranze
Hier auf den Hügel Deiner Ruh'
Das Immergrün der Freundſchaft pflanze.

An Auguſte Eſchke.

Im Erntemonat 1812.

Ein edler Vater, der ſich Ruhm errungen,
Vererbt des Nahmens Glanz auf ſein Geſchlecht;
Den Kindern noch gebührt der Achtung Recht,
Wenn er ſich ſchon dem Erdenſtaub entſchwungen.

Doch ſind auch ſie von ſeinem Geiſt durchdrungen,
Und ihres Herzens Gold iſt rein und ächt,
So wird der Ehrenkronen Laubgeflecht
Mit Doppelachtung um ihr Haupt geſchlungen.

Und Dir, Auguſta, blüht ein ſolcher Kranz!
Denn Du gleichſt Ihm an Geiſt und Herzen ganz,
Ihm, der mir lebt im ewigen Gedächtniß.

Aus unſern Armen riß ihn das Geſchick,
Doch Deine Freundſchaft ließ er mir zurück,
Und ſie ſey mir ein heiliges Vermächtniß!

Ehrengedächtniß meiner Freundin Auguſte Eſchke.

(Geſtorben am 7ten May 1815.)

Muß um Dich die Harfe klagen,
Die ſich oft Dein Lob erwarb?
Muß mein Schmerz der Welt es ſagen,
Daß in ihren Roſentagen
Meine holde Freundin ſtarb?
Ja, ich kann von Dir nicht ſchweigen,
Denn Du warſt der Jungfrau'n Stern.
Alles Gute war Dir eigen,
Alles Böſe von Dir fern.

Deiner Anmuth ſüße Blüthe
Sah die Welt mit lautem Ruhm;
Doch die ſeltne Herzensgüte,
Die Dein Weſen ganz durchglühte,
War Dein ſchönſtes Eigenthum;
Und mit ihr ein Geiſt voll Klarheit,
Der nach edler Kenntniß rang,
Und, im Flug nach Licht und Wahrheit,
Niederm Irrwahn ſich entſchwang.

In der Künſte Gärten pflückte
Sich Dein Fleiß der Blumen viel.
O, wie dieſer Kranz Dich ſchmückte!
Wie ergötzte, wie entzückte
Dein Geſang und Saitenſpiel!
Und nahm wo die Langeweile
In Geſellſchaft ihren Sitz,
Schnell verjagten ſie, wie Pfeile,
Deine Heiterkeit, Dein Witz.

Und wie ſittlich war Dein Leben!
Unſchuldsvoll, als ſähe man
Himmelab, von Glanz umgeben,
Einen Engel freundlich ſchweben,
Sprach Dein offner Blick uns an.
Aber keine Tugend rettet,
Wo das Loos des Todes traf;
Und auch Du, auf Staub gebettet,
Schläfſt ſo früh den ew'gen Schlaf!

Du verſchiedſt, von Ihr umſchlungen,
Die zwölf Monden lang um Dich
Im Gebet mit Gott gerungen,
Und, vom Kelch der Angſt durchdrungen,
Tag und Nacht nicht von Dir wich.

Ach! Du ſahſt, beſonnen leidend,
Schritt vor Schritt des Todes Nahn.
Mutter! Mutter! riefſt Du ſcheidend,
Und betratſt die finſtre Bahn.

Von des Frühlings Sonnenſchwelle
Tratſt Du in die Nacht hinein;
Doch aus Deiner Todtenzelle
Winkt zu friſcher Lebensquelle
Dir ein blüh'nder Palmenhain.
Denn der Geiſt der Frommen wallet
Hin zu jenen Friedenshöh'n,
Und mein Klagelied verhallet
Mit dem Troſtwort: Wiederſehn!

An Karoline Bardua,

mit einem Bändchen ſcherzhafter Erzählungen. Im April 1800.

Der üblen Laune ſchwarzer Unhold neckte
Vor Zeiten einen Mann, und ließ nicht ab,
Bis einem Magus er ſein Kreuz entdeckte,
Der ihm ein Käſtlein mit der Weiſung gab:
Er ſolle wenn der Feind ihn woll' umſtricken,
Dran klopfen und durch's Glas im Deckel blicken.

Die hohle Gabe weckte kein Vertrauen;
Doch Jener that, wie ihm ſein Arzt befahl.
Ha! welche Wunder waren da zu ſchauen!
Das Käſtlein wuchs zu einem Rieſenſaal,
Und rechts und links durch weite Pforten kamen
Bald Züge Volks, bald feine Herr'n und Damen.

Im Augenblicke wurden längs der Wände,
Zehn oder zwanzig Bühnen aufgebaut,
Und alt' und junge Thoren aller Stände
Betraten ſie, und machten ſich ſehr laut.
Der Lauſcher hört' und ſah die tollſten Streiche,
Und fühlte lachend, daß der Unhold weiche. —

Dieß Mährchen, Freundin, das ich wo geleſen,
Giebt allen Hypochondern guten Rath,
So zu verſcheuchen jenes finſtre Weſen,
Wenn ſich's zur Qual auf Eulenflügeln naht.
Drum ſpäht' ich viel, was luſt'ge Thoren trieben,
Und hab's zum Heil des Trübſinns hier beſchrieben.

O, wär' mir ein Charakterbild gelungen,
In ſeiner Art ſo geiſtig und belebt,
Wie jedes Bildniß, Deiner Hand entſprungen,
Auf grauer Fläche blühend ſich erhebt!
Doch mit der zarten Kunſt in Deinen Bildern
Kann nicht die Komik ihre Helden ſchildern.

Du birgſt, veredelnd, manches Urbilds Flecken,
Und zauberſt Geiſt in jegliches Geſicht:
Sie aber darf den Makel nicht verſtecken,
Der ihn entſtellt, den lächerlichen Wicht.
Doch kann von Dir der kom'ſche Dichter lernen,
Sich vom Gemeinen ſorgſam zu entfernen.

Die Künſte ſind verſchwiſtert, und verbinden
Auch gern die Geiſter, die ſich ihnen weih'n.
Was, Freundin, war der Leitſtern, uns zu finden?
Die holde Dichtkunſt war es ganz allein.
Hab' ich auch ſonſt durch ſie kein Glück errungen,
Ihr ſey für dieß mein wärmſter Dank geſungen!

An Wilhelmine Bardua,

mit dem von dem Verfaſſer herausgegebenen Deutſchen Liederkranze. Im Februar 1820.

Manch Büchlein hab' ich in die Welt geſendet;
Doch ohne Weihe traten all' hinein.
Zu Huldigungen hat mich nie verblendet
Des ſtolzen Reichthums Gold und Prachtgeſtein.
Die Muſe, die ihr Streben dahin wendet,
Kann keine von Kronions Töchtern ſeyn.
Denn dieſe ſind zu hehr, nach ſolchen Dingen
Mit feiler Selbſtentwürdigung zu ringen.

Von Jugend an erfüllt mit innerm Grauen
Vor Schmeicheley, die frech aus Habſucht lügt,
Sing' ich nur Freunden oder edlen Frauen,
Von welchen mir ein holder Blick genügt.
So, liebe Freundin, hab' ich mit Vertrauen,
Daß meiner Achtung Denkmal Dich vergnügt,
Dir dieſen Schatz von Liedern zugeſchrieben,
Weil Du die Muſen liebſt und ſie Dich lieben.

Mit Blumen, die in Dichtergärten prangen,
Kränzt' ich den Altar der Geſelligkeit.
Nur meine Lieder ſeh' ich faſt mit Bangen
So zahlreich in den ſchönen Kranz gereiht.
Doch können ſie zu Ehren wohl gelangen,
Wenn Anmuth ihnen Deine Kunſt verleiht:
Du darfſt ſie nur mit ſüßer Stimme ſingen,
So werden ſie wie Meiſterlieder klingen.

Schon ſank mein Pfad zu herbſtlich öden Auen;
Der Deine ſteigt ins Frühlingsreich empor.
Das Spiel der Welt wirſt Du noch lange ſchauen,
Wenn ich gegangen durch das finſtre Thor,
Und ſich vielleicht in allen deutſchen Gauen
Der Nachhall meiner Lieder ſchon verlor.
Des Menſchen Loos! wie könnte das mich ſchrecken?
Vergiß mein nicht, wenn Erd' und Gras mich decken!

An Chriſtian Heinrich Wolke,

bey ſeiner Geburtsfeier im Jahre 1820.

Laßt uns ein Lied dem Sohn des Tages bringen,
Dem lieben, guten Mann!
Wir wollen frank von einer Liebſchaft ſingen,
Die Er nicht läugnen kann.

Die werthe Frau, von ihm verehrt ſeit Jahren,
Iſt freilich etwas alt,
Doch hat ſie noch, trotz ihren grauen Haaren,
Viel Kraft und Wohlgeſtalt.

Einſt buhlten auch Deutſchfranzen und Pedanten
Gar oft und viel mit ihr,
Und aufgeſtutzt, daß wir ſie kaum noch kannten,
Sprach ſie mit ſteifer Zier.

Drob zürnt' und ſchalt ihr treuer Ritter Wolke:
„Was ſoll der bunte Tand?
Gehöre ganz dem edlen deutſchen Volke!
Was fremd iſt, ſey verbannt!“

Er riß den Putz, den ſie nicht miſſen wollte,
Ihr ab, mit Luthers Geiſt,
Und ſchrieb ein Buch, wie Frauchen reden ſollte:
Das Buch, das Anleit heißt.

Das danket Dir, wer Deine Hochgeliebte
Nicht minder liebt und ſchätzt.
Erleb' es nur, daß Sie, die Dich betrübte,
Durch Folgſinn Dich ergötzt.

Das ſchließt für Dich den Wunſch noch langen Lebens
Aus Freundes Bruſt mit ein:
Denn Sie wird wohl dem Eifer Deines Strebens
Nicht flugs gehorſam ſeyn.

Doch wann Du einſt, von Engelhand getragen,
Mit Engeln Dich vereint,
Wird Sie gerührt den ſpäten Enkeln ſagen:
„Er war mein treuſter Freund!“

An meinen Pathen Karl Graßhoff.

1 8 2 0.

Der Kaiſer Karl der Große war
Der höchſte Herr auf Erden.
Du, lieber, kleiner Karl, wirſt zwar
Kein ſolcher Weltgott werden:
Doch ſey nur fleißig, brav und gut!
Geſchicklichkeit und Edelmuth
Erheben auch, und lohnen
Mit Ruhm- und Ehrenkronen.

Vermiſchte Gedichte.

Das Geſpräch im Felleiſen.

Der Liebesbrief.

Nachbarn, preßt mich nicht ſo ſehr,
Daß nicht meine Schönheit leide!
Ich bin zwar gedankenleer,
Aber weich und zart wie Seide,
Und es ſchwebt,
Wie belebt,
Eine Schaar von kleinen, netten
Amoretten
Rings um meinen goldnen Rand.
Eine Huldin zu beſiegen,
Sind ſie ausgeſandt;
Doch ihr Pfeil, wie kann er fliegen
Wenn ihr ihn zerknickt,
Oder gar wohl, ungezogen,
Ihren Köcher, ihren Bogen
Und ſie ſelbſt zerdrückt!

Der Complimentirbrief.

Auch meine Zierlichkeit geht im Gedräng verloren;
Drum fleh' ich Eure Hoch-Hochwohl- und Wohlgeboren,
Die hier verſammelt ſind, um Schutz und Rettung an.
Ich ſchmiege mich in eines jeden Laune,
Mich aber drückt ſo hart, daß ich erſtaune,
Ein unfrankirter Grobian.

Der Mahnbrief.

Ja, ich bin grob! Wozu das Heucheln?
Was Schlangen deiner Gattung fein
Dem Kaſten meines Herrn entſchmeicheln,
Das treib' ich ſtürmiſch wieder ein.

Der Bettelbrief.

Von ſolchen Stürmen wird mein Schreiber nie getroffen,
Und immer bleibt das Herz ihm leicht.
Er ſagt gleich unverſtellt und offen:
„Was Eure Gnadenhand mir reicht,
„Das habt Ihr nie zurück zu hoffen.“ —
Und was das Drängen hier betrifft,
Das iſt der Müh nicht werth, ſich drüber zu beklagen.
Ich und der Schreiber meiner Schrift
Wir können einen Puff vertragen.

Der Freiersbrief.

Juchheiſa! was ſollt' ich mich ärgern und zanken?
Bedrängt mich, ihr Nachbarn, ſo viel als ihr wollt!
Ich bin voll luſtiger Heirathsgedanken,
Und iſt mir Fortuna, die mächtige, hold,
So führ' ich ins Haus einen Wagen voll Gold.

Der Korbbrief.

Auch ein Körbchen giebt's oft heim zu tragen,
So wie eins in meiner Hülle ſteckt.
Auf die Finger wird mit Recht geſchlagen,
Wer, als Freier, nur nach Gold ſie ſtreckt.

Das Manuſcript.

Gemeine Zungen, könnt' ich euch doch zügeln!
Wie martert euer Schnack mein Ohr!
Geduld! ich ſchwinge mich auf Adlersflügeln
Bald zu des Ruhmes Sonn' empor.

Die Recenſion.

Elender Spaz, der ſich ſo unbeſcheiden
Für einen Sonnen-Adler hält,
Komm nur heraus ins freie Feld,
Wir wollen dir die Fittiche beſchneiden!

Die Predigt.

O vanitatum vanitas!
Gold, Lieb' und Ruhm ſind oft des Teufels Hamen.
Er fängt damit ſich Fiſchlein in ſein Faß;
Und kommt der Tod, was nutzt dann alles das?
Darum entſagt dem Plunder! Amen.

Peters Betrachtungen über die Wochentage.

Er kommt, er kommt, der Fürſt der ſieben Tage!
Der Sonntag kommt, und froh iſt jeder Chriſt!
Ha! frank und frey von Arbeit, Müh' und Plage,
Wird nun getanzt, getrunken und geküßt.

Der Montag iſt ein leidlicher Geſelle,
Wenn mir der Sonntag einen Groſchen ließ.
Dann blüht mir noch jenſeit des Gaſthofs Schwelle
Des Müßigganges Erdenparadies.

Doch Dienſtag — hu! da muß ich wieder dienen!
Der Martertage Herzog, das iſt er!
Er kommt mit eines Frohnvogts ſtrengen Mienen,
Und ich empfang' ihn brummend wie ein Bär.

Auch Schweſter Mittwoch iſt von gleichem Schlage.
Da ſteckt man in der Noth recht mitten drin.
Sie iſt die einz'ge Frau im Kreis der Tage,
Doch hat ſie nicht der Frauen weichen Sinn.

Am Donnerſtage donnert's allenthalben:
„Halloh, ihr Trägen! greift euch beſſer an!
Die halbe Woche flog dahin, wie Schwalben,
Und in der Werkſtatt iſt noch nichts gethan!“

Dem Freytag raub' ich nichts von ſeinen Würden,
Denn lieblich tönt mir ſeines Nahmens Klang.
Frey! frey! — O, wär' ich's doch von Arbeitsbürden,
Und blieb' ein ſolcher Freyherr lebenslang!

Der Samſtag iſt zwar noch ein ſcharfer Dränger,
Doch bringt er Troſt, daß ich bald feiern mag.
Wie glücklich ſind die reichen Müßiggänger!
Ihr ganzes Leben iſt ein Feiertag.

Das Herzfenſter.

Momus, der bekannte Spötter
Ueber alles Thun der Götter,
Sprach zum Feuergott Vulkan:
„Alter Meiſter, ſchmiede Waffen!
Darin haſt du was gethan;
Doch der Menſch, den du geſchaffen,
Steht mir nicht beſonders an.“

„Nun, was mangelt dem Gebilde?“
Rief der Künſtler gar nicht milde:
„Mir iſt dran kein Fehl bewußt.“ —
„Freund, ich ſeh' an deinem Knaben,“
Sagte Momus, „viel mit Luſt;
Nur ein Fenſter ſollt' er haben
In der Mitte ſeiner Bruſt.

Und die ganze Menſchenherde,
Die dort wimmelt auf der Erde,
Sollte ſo befenſtert ſeyn.
Keinem würde dann es glücken,
Mit der Freundſchaft Außenſchein
Andre liſtig zu berücken,
Denn man ſäh' in's Herz hinein.“ —

Aber Momus mag erlauben,
Daß wir Erdenbürger glauben,
So ein Fenſter fromme nicht.
Zu der Falſchheit dunkeln Gängen
Führte nimmer uns ſein Licht:
Siebenfach es zu verhängen
Sorgte jeder arge Wicht.

Doch, mit Amtsmacht ausgerüſtet,
Blickten Späher, ſtolz gebrüſtet,
In des Herzens heil'gen Schrein.
Keines Biedermanns Gedanken
Würden dann noch zollfrey ſeyn.
Ja, vor des Gerichtes Schranken
Müßt' er ſie wohl gar bereu'n.

Liebe Bilder, liebe Rahmen,
Viel zu werth, ſie auszukramen,
Hegt und pflegt das Herz vertraut.
Doch, entdeckt durch Fenſterſcheiben,
Nennte bald der Markt ſie laut.
Darum mag's beym Alten bleiben,
Daß man, Herz, dich nicht durchſchaut!

Freundſchaft.

Die Freundſchaft ward im Himmel geboren,
Und hatte dort hohen, göttlichen Rang;
Als aber hinauf zu ihren Ohren
Die erſte Klage des Kummers drang,
Da ſtieg ſie eilend hinab zur Erde,
Daß ſie der Troſt der Sterblichen werde.
Seitdem ſprießt Freude, wohin ſie tritt,
Denn überall bringt ſie den Himmel mit.

Der Buchſtab R.

„Das R iſt unerträglich hart!“
So hör' ich manchen Weichling ſchelten.
Nun ja, es raſſelt, knarrt und ſchnarrt;
Doch, liebe Herren, laßt es gelten!

Das Kräutlein wuchert doch einmal
In unſrer Sprache tiefſtem Boden,
Und fruchtlos wäre Müh' und Qual,
Verſuchte man, es auszuroden.

Auch würde dieß zur Ungebühr
Viel edle Wörter von uns trennen,
Und drunter eins, mit welchem wir
Ein hohes Erdenglück benennen.

Wem fällt nicht flugs die Freundſchaft ein?
O ſüßer Kern in harter Schale!
Laßt uns dem Worte drum verzeihn,
Daß es nicht glatt iſt, gleich dem Aale.

Zwar Liebe klingt geſchmeidiger;
Doch wollt ihr, daß ſie euch erfreue,
So braucht ſie auch ein wackres R:
Denn was iſt Liebe ohne Treue?

Die Halbheit.

1814.

Freund, was du biſt, das ſey tüchtig und ganz!
Auf Krücken hinket das Halbe.
Schnell, wie der Wind und des Blitzes Glanz,
Schießt dort die reiſende Schwalbe
Hin über Gebirg' und des Meeres Spiegel,
Doch braucht ſie dazu ihre beiden Flügel.

Wer nur auf der Halbſcheid des Seſſels ruht,
Kann leicht von dem Throne fallen;
Wer Käufe mit halben Augen thut,
Wird geſchnellt in Buden und Hallen;
Und wer nur mit halben Ohren höret,
Den findet man ſtets von Irrſal bethöret.

Vor halber Freundſchaft bewahr' uns Gott!
Wer kann auf das Schilfrohr ſich ſtützen?
Und halbe Lieb' iſt der Liebenden Spott;
Das Herz will das Herz ganz beſitzen.
Wer halbherzig tritt in das Reich der Ehe,
Dem rufen die Liebesgötter ein Wehe.

Wohl warnet der Arzt, beym fröhlichen Schmaus
Nur halbe Flaſchen zu trinken;
Er ſelbſt ſticht aber die ganzen aus,
Wenn ſie voll Rheinwein ihm winken.
Ganz luſtig beym Mahl, ganz ernſt beym Geſchäfte!
So faſſet man alles am rechten Hefte.

Mit Halbheit wird überall nichts vollbracht,
Das hat uns Deutſchland bewieſen.
Es kämpfte vergebens mit halber Macht
Oft gegen den ſüdlichen Rieſen:
Jetzt aber, mit ganzer Vollkraft verbunden,
Hat's glücklich und glorreich überwunden.

Deutſche Volkstracht.

Einem Mahler ward einſt aufgegeben:
„Mahl' Europens Völker nach dem Leben!
Mahle mir mit bunter Farbenpracht
Jedes Volk in ſeiner Eigentracht!“

Und der Mahler ſtellte dem Gebieter
Spanier, Franzoſen, Moskowiter,
Türken, Schweden, und ſo weiter, dar;
Doch ein Sonderling beſchloß die Schaar.

Unverſchämt', im bloßen, blanken Hemde,
Zeigte ſich der unbekannte Fremde,
Und bemerkenswerth war noch der Zug,
Daß er einen großen Ballen trug.

Und als man ob ihm den Künſtler fragte,
Lächelte der loſe Schalk und ſagte:
„Seht, das iſt ein deutſcher Ehrenmann,
Den ich Euch durchaus nicht kleiden kann.

Denn ihr wißt, es herrſcht ſeit grauen Zeiten
Keine Urtracht mehr bey deutſchen Leuten,
Und die ſonſt biederbe Nation
Gleicht hierinnen dem Chamäleon.

Bald aus nahen, bald aus fernen Ländern,
Hohlt ſie ſich ein Vorbild zu Gewändern.
Alles, was dort Schneiderwitz erfand,
Wird von ihr als ein Geſetz erkannt.

Drum iſt meinem Deutſchen hier ein Ballen
Engliſch Tuch mit Rechte zugefallen,
Daß der Modeſklav von aller Welt
Sich bekleiden mag, wie's ihm gefällt." —

Und ſo ſtand es noch in unſern Tagen;
Aber jetzt wird drüber Lärm geſchlagen.
Rings erſchallt ein dringendes Geſchrey,
Daß uns eine Volkstracht nöthig ſey.

Jede Zeitung ſchilt uns Auslands-Affen,
Und ermahnt, uns Kleider anzuſchaffen,
Wie ſie unſre Vorwelt, fromm und klug,
In dem goldnen Mittelalter trug.

Und Gelehrte gehn ſogar auf Reiſen,
Um ſie uns vom Lehrſtuhl anzupreiſen;
Und ſie bringen gleich der Volkstracht Schnitt
Und des Stutzbarts ächtes Muſter mit.

Aber fern ſey Spott von jeden Mitteln,
Alte Deutſchheit aus dem Schlaf zu rütteln.
Sorgt nur, daß im Kleide, das ihr wählt,
Auch das alte deutſche Herz nicht fehlt!

Der Spruchſprecher.

Ein Hochzeitſpiel.

Wer iſt die ſchwarze Spukgeſtalt?
So hör' ich fragen Jung und Alt.
O, macht mir keine Spottgeſichter:
Ich bin vom Schlag der Stegreifsdichter,
Vormals in Nürnberg wohlbekannt:
Spruchſprecher wurden ſie genannt.
Gab's einen großen Hochzeitſchmaus,
Da blieb die edle Zunft nicht aus.
In ſchwarzer Feiertracht, wie ich,
Erſchien ſie ſteif und ehrbarlich,
Begrüßte das verbundne Paar
Mit Reimwerk, das erbaulich war,
Und gab nachher den werthen Gäſten
Noch manchen Spruch und Schwank zum Beſten.

Das ſchwand denn mit der Zeiten Flug!
Abſprecher haben wir genug,
Die alles tadeln freventlich,
Und nichts verehren, als ihr Ich;

Dagegen ſind die guten, frommen
Spruchſprecher uns abhand gekommen.
Doch da, nach langer Schlummernacht,
Jetzt manche graue Sitt' erwacht,
So läßt man's wohl auch gern geſchehn,
Mich abgeſchiednen Geiſt zu ſehn;
Beſonders hier, in dieſem Kreiſe,
Wo, nach der biedern Väter Weiſe,
Die Deutſchheit im Gemüthe lebt,
Und nicht bloß auf der Lippe ſchwebt.

(Er ſchüttelt ſeinen mit Schellen behangenen Stab.)

Dieß Zeichen bittet um Gehör;
Vernehmet meinen Spruch nunmehr!
Doch wißt, daß ich altdeutſcher Mann
Nicht ſchmeicheln will, nicht ſchmeicheln kann.
Ich ſage ſchlicht und kurz und rund:
Mich freut gar herzlich Euer Bund.
Auch keine Wünſche bring' ich dar;
Denn Seifenblaſen ſind's fürwahr,
Die flüchtig in der Luft verſchwinden,
Eh' ſie dort oben Eingang finden.
Ein tücht'ger Mann ſchafft ſich zur Noth
Aus Sand und Stein ſein täglich Brot;
Und was er ſchaffet, das gedeiht
In liebevoller Häuslichkeit. —

Laßt, führend ſolch ein altdeutſch Leben,
Das falſche Glück die Welt durchſchweben:
Ihr habt — verlaßt Euch auf mein Wort! —
In Euch des wahren Glückes Hort.

So hab' ich meinen Spruch vollendet!
Was wird mir nun dafür geſpendet?
Von Euch, ihr Fräulein, ſchön und hold,
Erbitt' ich den verdienten Sold.
Gern möcht' ich einen Kuß in Ehren
Die Reih' herum von Euch begehren;
Doch pflegen einen alten Knaben
Die Mägdlein ungern ſo zu laben;
Drum muß mir wohl ein Becher Wein
Erſatz der ſüßern Gabe ſeyn.
Welch Fräulein mir ihn wird kredenzen,
Die ſoll zuerſt im Brautſchmuck glänzen.

Neujahrswunſch für jedermann.

Aus des Himmels blauen Hallen
Geht ein neues Jahr hervor,
Und von allen Seiten ſchallen
Wünſch' und Bitten in ſein Ohr.

Armuth klagt: „Ich trinke Waſſer,
Und mein Brod iſt hart wie Stein.
Gieb mir, wie dem reichen Praſſer,
Leckre Koſt und guten Wein!“

Habgier ruft: „Ich kann nicht raſten,
Ich muß ſtets nach Golde glühn:
Laß denn meinen Gott im Kaſten
Immer wachſen, immer blühn!“

Ehrgeiz ſagt: „Ich blick' und ſtrebe
Zu des Ranges Gipfeln auf:
Drum, ſo hoch du kannſt, erhebe
Mich in deiner Monden Lauf!“

Selbſtſucht ſchreit: „Gieb her, gieb alles,
Alles, alles meinem Ich!
Achte nicht des andern Schwalles,
Sorge nur allein für mich!“

Freundſchaft fleht: „Die beſten Gaben
Spende meinem Biederfreund!
Ich will lieber ſelbſt nichts haben,
Wird nur ihm kein Wunſch verneint.“

Liebe ſpricht: „Was mir auch fehle,
Das entbehr' ich mit Geduld;
Doch zu meiner zweiten Seele
Neige dich mit Segenshuld!“

Und wir Andern alle bitten:
„Sey der ganzen Erdenſchaar,
In Pallaſten und in Hütten,
Ein erwünſchtes Freudenjahr!“

Der Ehevertrag.

Jürgen.

Schreib' Er nieder, Herr Notar:
Meiner Tochter Margarethen,
Die ſich Hans zum Weib' erbeten,
Geb' ich funfzig Gulden baar,
Und des Stalles beſte Kuh.

Hans.

Legt noch die Pantoffeln zu,
Die an Feſt- und Ehrentagen
Eure ſel'ge Frau getragen.

Jürgen.

Nein! Laß mich deßhalb in Ruh!
Muß ich Dir das zehnmal ſagen?

Hans.

Nun ſo ſchlag der Donner drein!
Und ein Andrer mag die Dirne,
Ohne die Pantoffeln, frei'n!

Der Notar.

Hans, Euch ſpukt es im Gehirne!
Gretchen iſt ja wunderſchön!
Fühlt' ich nicht den Druck der Jahre,
Möcht' ich ſelber zum Altare
Mit dem ſchmucken Mädchen gehn.

Hans.

Jeder Kopf hat ſeinen Sinn!
Ich bin frey vom Liebesfieber.
Schönheit her und Schönheit hin!
Die Pantoffeln ſind mir lieber.

Jürgen.

Noch ein Vorſchlag! Wähle Doren,
Gretchens Schweſter, Dir zur Frau!
Sie iſt etwas ſchief geboren,
Hat ein Auge jüngſt verloren,
Und ihr Haar wird mählich grau;
Doch ſie iſt ein Bär im Felde,
Pflügt und ſä't und erntet ein,
Und mit ihr, ſammt Kuh und Gelde,
Sind die Feſtpantoffeln Dein.

Der Notar (bey Seite).

Wird der Kerl wohl raſend ſeyn?

Hans.

Vater Jürgen, das mag gelten!
Ich und Dore ſind ein Paar.
Schreib' Er's nieder, Herr Notar!
Gretchen wird zwar drüber ſchelten,
Aber glaubt nur ſicherlich,
Die Pantoffeln tröſten mich.

Der Notar.

O Pantoffelnarr! Ich wette,
Tauſend Männer freuten ſich,
Wenn ihr Weibchen keine hätte.

Der Fund.

Eine Scene für Kinder.

Heinrich und Eduard,

Knaben von zwölf und dreyzehen Jahren, kommen aus dem väterlichen Landhauſe, und gehen, mit einander ſprechend, am nahen Buſche hin.

Eduard.

Ey, welch ſchönes Reiſewetter
Für den alten, reichen Vetter
Kommend aus Amerika!
Wäre doch der Kauz ſchon da!
Er hat Luſt, bey uns zu ſterben,
Und ſein Geld uns zu vererben.

Heinrich.

Schon an Erbſchaft denkeſt du?
Das wird nicht dem Ohm gefallen.
Mög' er doch in Fried' und Ruh
Lange noch auf Erden wallen!
Was der weitgereiſte Mann
Alles uns erzählen kann,
O, wie ſoll mich das vergnügen!

Eduard.

Wie der Satan, wird er lügen!
Hab' ich aber erſt ſein Geld,
Schiff' ich ſelbſt zur neuen Welt,
Und dann füll' ich ohne Raſten
Hoch mit Schätzen meine Kaſten.

Heinrich, lachend.

Ha! du treibſt, mit Goldbegier,
Dich im Geiſt durch ferne Lande,
Und mir reicht Fortuna hier
Schon ein Goldſtück aus dem Sande.

Er hebt es auf.

Eduard.

Wahrlich! und wie neu und blank!
Einfaltspinſel, der's verloren!
Nun, es war für uns erkoren,
Und dem Glück ſey dafür Dank!
Morgen fliegt's zum Zuckerbäcker,
Dem berühmten, in die Stadt.
Seine Torten ſind ſehr lecker,
Und dieß Goldſtück macht uns ſatt.

Heinrich.

Laß es uns mit milden Händen
Lieber jenem Armen ſpenden,

Der dort, wie es ſcheint, erkrankt,
Mühſam aus dem Buſche wankt.
Seine Augen ſind verbunden;
Ach! ihr Licht iſt wohl entſchwunden!
Sieh, er tappt, wie Blinde thun,
Mit dem vorgeſtreckten Stocke
Nach dem großen Eichenblocke,
Um darauf ſich auszuruhn.

Eduard.

Schweig doch von dem Vagabunden!
Mag er ſitzen oder ſtehn!
Taugenichts, die betteln gehn,
Sind mit Hellern abgefunden.
Drum gieb nicht, wie ohne Sinn,
Unſer Gold dem Schächer hin!

Heinrich.

O, wie hart ſind deine Worte!
Iſt dein Herz verſteint und todt?
Laben ſoll dich ſüße Torte,
Und die Armuth hat kein Brot!
Naſchwerk läßt ſich leicht entbehren,
Und ein ſüßerer Genuß
Iſt der Armen Dankerguß,
Wenn wir Hülf' und Troſt gewähren.

Er wendet ſich, um zu dem Alten zu gehen.

Eduard,

verdrießlich ihn aufhaltend.

Ey, ſo laß den Bettelmann!
Willſt du mir, wie ein Tyrann,
Und als Zwingherr meines Mundes,
Einen ſeltnen Schmaus entziehn?

Heinrich.

Ja! denn ich bin Herr des Fundes,
Und dem Armen ſchenk' ich ihn.

Er reißt ſich los, und giebt dem Alten das Goldſtück.

Der Alte.

Gott vergelte dieſe Gabe,
Ob ich gleich, du edles Kind,
Sie nicht eben nöthig habe,
Denn ich bin nicht arm, nicht blind.

Er löſet die Augenbinde, wirft den zerriſſenen Mantel ab und erſcheint in einem guten Kleide.

Ich, dein Ohm, hab' in der Nähe,
Halb im Ernſt und halb im Scherz,
Mich vermummt, damit ich ſähe,
Wie es ſteht um euer Herz.
Mit des Bettlers ſcheuen Schritten
Wollt' ich gehn ins Vaterhaus
Wollt' um eine Gabe bitten,
Und da kamt ihr juſt heraus.

Mich, ſo bald ich euch erblickte,
Barg des Buſchwerks grüne Wand,
Und mit ſchnellem Wurfe ſchickte
Ich dieß Geldſtück in den Sand.
Alles, was ihr ſpracht, das hörte
Lauſchend ich am ſtillen Ort,
Und des Bruders Mund empörte
Mein Gemüth durch jedes Wort.
Wünſch' er nur, daß ich bald ſterbe!
Schätze bringt es ihm nicht ein.
Du allein, mein Sohn, ſollſt Erbe
Meiner ganzen Habe ſeyn.

Die fünf Zeitwörter.

Praesens imperfectum — perfectum et plusquam perfectum futurum.

Die Zeitwörter lehret die Sprachkunſt ganz trocken;
Doch liegt in den todten lateiniſchen Brocken,
Theils ſinnig getrennt, theils zuſammen geſtellt,
Ein Spiegel der Erden- und Himmelswelt.

Der Gegenwart Weſen iſt unvollkommen,
Und will uns gar ſelten freuen und frommen.
Vollkommen und Uebervollkommen blüht
Erſt dort in der ewigen Zukunft Gebiet.

Auf Erden, in Hütten und Marmorgebäuden,
Schwankt raſtlos die Wage der Leiden und Freuden.
So war es, ſo iſt's, ſo wird's immer ſeyn,
Und weislich ergeben wir ſtill uns darein.

Abwechſelnd zu Boden gedrückt und gehoben,
Schau'n wir mit Glauben und Hoffnung nach oben,
Wo die Wage nicht mehr auf und nieder ſteigt,
Und ewiges Glück in den Schalen liegt.

Ottmar und ſein Mantel.

Ottmar.

Hinweg mit dir, du ausgediente Hülle!
Der Knaben Spott verfolgte mich ins Haus.
Nun ruhe dort bey ſtaubigem Gerülle!
Mit unſrer alten Freundſchaft iſt es aus.

Mantel.

O ſchnöder Lohn für lange Dienertreue!
Wer ſchützte dich, wann rauh der Nordwind blies?
Ha! dieſer Undank reizt mich faſt zur Reue,
Daß ich den Zärtling nicht erfrieren ließ.

Ottmar.

Die Bibel ſagt: Wer leiſtet, was er ſchuldig
Zu leiſten war, iſt ein unnützer Knecht.
So wird der Menſch belohnt, er trägt's geduldig,
Und dir gebührt fürwahr kein andres Recht!

Mantel.

Ich that wohl mehr als viele meines gleichen,
Die farbig glänzen, wie die Tulpen blühn.
Doch ſchweig' ich ſtolz, ich mag dich nicht erweichen;
Mit ſtillem Schmerz will ich ins Elend ziehn.

Ottmar.

Armſel'ger Prahler, das ſind Nebelworte,
Womit du mir zu trotzen dich erkühnſt!
Geh nur getroſt nach dem Verweiſungsorte,
Du thatſt mir nimmer einen ſeltnen Dienſt!

Mantel.

Wer machte wohl, wann Abends auf der Lauer
Mathildens Oheim ſtand, dich unſichtbar?
Du ſchmiegteſt unentdeckt dich an die Mauer,
Weil ihr mein Grau zum Täuſchen ähnlich war.

Ottmar.

O du haſt Recht, du Schirmer ſüßer Freuden!
Daran gedacht' ich nicht bey unſerm Zank.
Komm an mein Herz, uns ſoll hinfort nichts ſcheiden,
Denn heiß und ewig iſt der Liebe Dank.

Von der Katze, die bey Hofe ſpeiſte.

Das Kätzchen einer armen Frau
War zu beklagen:
Es konnte manchmal kaum Miau
Vor Hunger ſagen.

Einſt trat einher, mit ſtolzem Blick,
Ein feiſter Kater.
„Potz tauſend!“ rief's, „was ſeyd ihr dick,
Ihr alter Vater

Ihr nährt euch beſſer, als ich hier
Im dunkeln Häuschen.
Wie ſelten ach! erjag' ich mir
Ein dürres Mäuschen!

Sonſt hab' ich noch, ſo alt ich bin,
Kein Fleiſch genoſſen.
Euch aber iſt wohl immerhin
Viel zugeſtoſſen?“

„Ja!“ ſagte Heinz, „ich kann fürwahr
Mein Bäuchlein mäſten.
Mich zählt der Hof das ganze Jahr
Zu ſeinen Gäſten.

Ich ſchmauſe mit mehr Andern noch
Dort in der Küche.
Bisweilen donnert zwar der Koch
Gewalt'ge Flüche.

Doch uns erzittern nicht darob
Gleich Herz und Glieder.
Wir denken: Nu, der Menſch iſt grob!
Und kommen wieder.

Ich will auch dich, du Jammerbild,
Zum Schmaus hin führen,
Daß du nicht mehr nach Kammerwild
Darfſt mühſam ſpüren.“

Die Katze nahm ihn friſch beym Wort.
Und froh nicht wenig
Ging ſie mit Vater Heinz ſofort
Zu Tiſch beym König.

Mehr Gäſte ſtanden ſchon bereit,
Was zu erhaſchen;
Doch ließ man erſt aus Höflichkeit
Die Fremde naſchen.

Hui! ſchoß der Koch her, wie ein Pfeil,
Griff ſie mit Schnaufen,
Stutzt' ihr den Schwanz mit ſeinem Beil,
Und ließ ſie laufen.

Noch auf der Gaſſe ging's ihr ſchlecht,
Da ſchrie Jan Hagel:
„Sieh, Leckermaul, du kamſt mit Recht
Um deinen Zagel!“

Gewitzigt kehrte ſie zurück
Zu ihren Mäuſen,
Und rief: „Wie fährlich iſt das Glück,
Bey Hof zu ſpeiſen!“

Dichter und Wechsler.

Eine wahre Anekdote.

„Der Seelenruhe!“ — ſchrieb ein edler Dichter
Hell über ſeines Gartenhauſes Thür.
Doch ach! der Blumen Zier
Erfreut' er ſich nur einen Sommer hier,
Und dann erloſchen ſeiner Augen Lichter.

Ein Wechsler kaufte jetzt das Gartenhaus;
Und kaum hatt' er es übernommen,
So ließ er einen Tüncher kommen
Und ſagte: „Streicht das dumme Wort hier aus!
Wie kann die Seele ſich der Ruh' ergeben?
Sie ſoll und muß nach Brote ſtreben!“

David Unſterns Klagelieder.

I.

Nein, ich kann nicht länger ſchweigen!
Höre, Welt, wie mir's ergeht,
Wie ſich immerfort ein Reigen
Böſer Geiſter um mich dreht.

Alle Plagen, die auf Erden
Gangbar ſind, und allenfalls
In der Folg' erſt gangbar werden,
Hetzen ſie mir auf den Hals.

David Plackholz ſollt' ich heißen!
Denn mich plackt, was placken kann,
Und Fortunens Gaben gleißen
Nur in fremder Hand mich an.

Will mir auch ein Glücksſtern funkeln,
Ach! im Aufgang ſeines Lichts,
Seh' ich ihn ſchon wieder dunkeln,
Und ich bleib' ein Habenichts.

Sucht' ich Waſſer in dem Meere,
Würde keins vorhanden ſeyn;
Aber wenn ich Flaſchen leere,
Find' ich's reichlich in dem Wein.

Mocht' ich gern ein Mädchen lieben,
Hat's gewiß ſein Herzchen ſchon
Einem Glücklichern verſchrieben,
Und belorbt geh' ich davon.

Falls zum Thee mich einzuladen,
Große Herr'n einmal geruhn,
Muß ich nächſtens Ihro Gnaden
Einen Frohndienſt dafür thun.

Und bey ſolchen Waſſerfeſten
Drängt zu mir ſich jeder Tropf,
Giebt mir Aberwitz zum Beſten
Und mir brennt vor Grimm der Kopf.

Wenn ich Nachts nach Hauſe gehe,
Regnet's eine Prügeltracht,
Weil ich einem ähnlich ſehe,
Dem man ſie hat zugedacht.

Prüft man Spritzen auf den Gaſſen,
Ob den Waſſerſtrahl nichts hemmt,
Weiß man es ſo abzupaſſen,
Daß die Fluth mich überſchwemmt.

Will ein Ziegel fort vom Dache,
So verſchiebt er ſeine Flucht,
Bis ich auf den Weg mich mache,
Und dann fühl' ich ſeine Wucht.

Setz' ich mich in einen Wagen,
Kracht ein Rad, da liegen wir!
Laſſ' ich mich in Sänften tragen,
Bricht der Boden unter mir.

So verdrießliche Geſchichten
Bilden meinen Lebenslauf;
Doch ſie alle zu berichten,
Dieſen Vorſatz geb' ich auf.

2.

Ein verdammtes Abenteuer
Hatt' ich in der letzten Nacht.
Ich gerieth beym Tanz in Feuer,
Das ein Mägdlein angefacht.

Leicht und flüchtig, gleich dem Winde,
Trotz den Flammen in der Bruſt,
Schwang ich mit dem ſchönen Kinde
Mich herum nach Herzensluſt.

Süßes Tändeln zu beginnen,
War im Saal nicht Ort, nicht Zeit.
Küſſe wollt' ich erſt gewinnen
Beym erwünſchten Heimgeleit.

Aber ach! zu meinem Schrecken,
Ward die kleine Schwanenhand
Mir von einem dreiſten Gecken,
Eh' ich mich's verſah, entwandt.

Doch die breiteſte der Alten
Trat ſehr eilig aus dem Schwarm,
Und, um ſchadlos mich zu halten,
Bot ſie traulich mir den Arm.

Nun, wir wackelten, wie Aenten,
Langſam durch den Straßenmoor;
Sieh, da brach ein Trupp Studenten
Wild aus einer Zech' hervor.

Und zu Händeln und Gerauſe
Sproßte gleich ein guter Keim:
„Seht den Vogel!“ rief der Hauſe:
„Seht, er führt ein Liebchen heim!“

„Schweigt, ihr Herr'n, ins Teufels Nahmen!“
Fiel ich ihnen raſch ins Wort:
„Ihr, der würdigſten der Damen,
Dien' ich nur zum Schutz und Hort.“

Einer von den Zechgeſellen
Sah ihr lachend ins Geſicht.
Ihm entgegen mich zu ſtellen,
Achtet' ich für Ritterpflicht.

Fertig war das Handgemenge,
Und die Dame ſchlug, wie ich,
In dem wilden Kampfgedränge
Mit dem Regenſchirm um ſich.

Plötzlich kam mit Doppelſchritten
Eine rüſt'ge Scharwach' an,
Und kein Trotzen half, kein Bitten,
Um die Freiheit war's gethan.

Spornſtreichs und mit großem Trubel
Ging es nach der Wache fort.
O, mit welchem rohen Jubel
Grüßte man die Donna dort!

Wir ertrugen, treu verbunden,
Auf der Pritſche hartem Sitz,
Sieben ewig lange Stunden
Schmauchdampf und Soldatenwitz.

Als ſich längſt die Sonn' erhoben,
Führte man uns zum Verhör.
Rings umfloß, mit lautem Toben,
Uns des Pöbels wüſtes Meer.

Und wie ein auf böſen Wegen
Aufgegriffnes Buhlgezücht,
Mußten Strafgeld wir erlegen;
Dann entließ uns das Gericht.

„Beſter Unſtern!“ ſprach die Alte:
„Ach, ich bracht' Euch tief in Leid;
Aber ohne Gränzen walte
Meine zarte Dankbarkeit.

Reichthum hat mir Gott gegeben,
Zwanglos iſt mein Wittwenſtand;
Doch, mit Euch vereint zu leben,
Biet' ich zärtlich Herz und Hand.“

Ich erſchrak, als ſchlüg' ein Wetter
Ueber meiner Scheitel ein.
„Götter!“ rief ich: „große Götter!
„O, wie glücklich ſoll ich ſeyn!“

„Doch ich muß gehorſamſt danken;
Allzuhoch ſteht mir dieß Glück!
Sollt' es einsmals treulos ſchwanken,
Stürzt' ich gar zu tief zurück.“

So empfahl ich der Matrone
Mich auf freiem Markt ſogleich.
„Geht,“ ſprach ſie mit ſpitzem Tone,
„Geht, ich finde zehn für Euch!“

Denkſprüche und andere Einfälle.

1.

Man gucke doch nicht immer in das Buch!
Auch auf dem Markt erſchallt manch guter Spruch.

2.

Der Reiche ſchwelgt, der Arme darbt ſich bleich;
Doch beide gehn zur Gruft mit gleichem Schritte,
Und jenſeit gilt ein Königreich
Nicht mehr als eine Bettlerhütte.

3.

Gieb gern den Armen, und freundlich und ſtill!
So biſt du ein Geber, wie Gott ihn will.

4.

Würd'ge das Glük keiner Bitte,
Laß es vorüber gehn!
Auch aus der kleinen Hütte
Kannſt du gen Himmel ſehn.

5.

Ehrſucht und Habgier, die ſich lebhaft rühren,
Sind Irrlichter, die zu Abgründen führen.

6.

Mich thöret keines Irrlichts Schein;
Es müßten denn zwey ſchöne Augen ſeyn.

7.

Wie abgeſchmackt, ſeltſam und lächerlich!
Der Selbſtler liebt nichts als ſein häßliches Ich.

8.

Selbſtdünkel reizt ſo manchen Tropf,
Ein wunderliches Spiel zu treiben;
Doch ſtellen ſich auch Tauſend auf den Kopf,
Wir wollen auf den Füßen bleiben.

9.

Trägt die Mutter den Hund auf den Armen,
Mag ſich Gott ihrer Kindlein erbarmen!

10.

Wer nie zur Arbeit die Hände rührt,
Nur immer ſchlämmt und dämmt, den verführt
Der Teufel in vielen Geſtalten.
Doch wenn er ſich einem Fleißigen naht,
Der zwingt den Gaſt, wie ein Heiliger that,
Das Licht ihm zur Arbeit zu halten.

11.

Erfahrung predigt mehr und mehr;
Doch ihre Kirch' iſt immer leer.

12.

Viele ſieht man thöricht ſchalten,
Die von Staaten, groß und klein,
Hohen Sold dafür erhalten,
Daß ſie ſollen weiſe ſeyn.

13.

Ein ſtroherner Herr kann allgemach
Unterthanen von Eiſen verzehren;
Und mancher thut's am hellen Tag',
Und fragt: Wer will mir's wehren?

14.

Wir leben in der goldnen Zeit;
Denn überall das Gold gebeut.

15.

Ein Unmann iſt der gefüge Mann,
Den Jeder um einen Finger wickeln kann.

16.

Der Schmeichler ſüßes Koſen
Gleicht Schlangen unter Roſen.

17.

Kein Heil'ger iſt ſo klein,
Er will ſein Kerzlein haben;
Und jedes Schreiberlein
Soll man mit Weihrauch laben.

18.

Die Nachtigall hört man von Querköpfen tadeln,
Und Gimpel und Spatz mit Lobſprüchen adeln.

19.

Kein Heiliger geht in den Himmel ein,
Er mußt' erſt auf Erden geläſtert ſeyn.

20.

Was tadelt ihr Jünger den alten Meiſter?
Seyd Ihr denn ganz vollkommene Geiſter?

21.

Sonſt machten Geld- und Ahnenſtolz ſich breit,
Und wurden oft im Ernſt und Scherz gehechelt;
Allein der Stolz der neuſten Zeit,
Der freche Knabenſtolz, verdient kaum, daß man lächelt.

22.

Jüngſt fielen, mit großem Getümmel,
Viel Knaben als Meiſter vom Himmel;
Doch mancher — ich ſag's nicht von allen —
Iſt hart auf den Kopf gefallen.

23.

Das kleinſte Käferlein hebt die Flügel,
Und bläht ſich weidlich und macht ſich laut,
Wenn ſich's in des Hochmuths Vergrößerungsſpiegel
Mit Wohlgefallen beſchaut.

24.

Nur ſieben Weiſe zählte Griechenland;
Wie arm! wie leer!
Jetzt findet man in Deutſchland, wie bekannt,
In jedem Kaffeehauſe mehr.

25.

Es warf einſt Luther, wie man ſpricht,
Sein Tintenfaß dem Teufel ins Geſicht.
Ach Gott! wie ändern ſich die Zeiten!
Jetzt ſchleudert mancher arge Wicht
Sein Tintenfaß nach wackern Leuten.

26.

Den biedern Deutſchen ächter Art
Macht nicht des Stutzbarts Zier.
Hat doch die Katz' auch einen Bart,
Und iſt ein falſches Thier.

27.

Ein wackrer Meiſter iſt beſcheiden,
Und kann auch, ohne Geſichterſchneiden,
Gern andre Meiſter um ſich leiden.

28.

Viel Meiſter hat, wer an dem Wege baut;
Drum machen ſich die Recenſenten laut.

29.

Nichts iſt ſo rühmlich und ſo ſchön,
Als ohne Hülf' und Schutz auf eignen Füßen ſtehn.

30.

Des Grüblers Gedanken ſind fein, wie das Netz der Spinne;
Doch fängt er auch meiſtens nur Mücken darinne.

31.

Vor ſeiner Thür mag Jeder fegen,
So iſt es reinlich allerwegen.

32.

Kleine Männlein mit großem Dünkel
Giebt's in jedem Erdenwinkel.

33.

Der Wind kann mir unter die Naſe wehn,
Und kann mir nehmen den Hut;
Doch muß er den Kopf mir laſſen ſtehn,
Und das iſt denn ſchon gut.

34.

Sich beliebt zu ſehn bey Allen,
Gieb dir keine Müh!
Wer den Thoren will gefallen,
Wird ein Thor, wie ſie.

35.

Wie viel ihr auch die Sprache ſchraubt und dreht,
Das beſte Deutſch iſt, das vom Herzen geht.

36.

„Unter Wölfen muß man mit heulen!"
Das klingt nicht löblich und fein.
So müßte man wohl auch bisweilen
Ein Schelm unter Schelmen ſeyn.

37.

Zag' nicht und ducke dich ſogleich vor jedem Feind!
Die Wölfe freſſen den, der als ein Schaf erſcheint.

38.

„Mit großen Herr'n iſt nicht gut Kirſchen eſſen;
Sie werfen einem," wie Bürger ſpricht,
„Gern Stiel und Stein in's Angeſicht." —
Ey! wären ſie wirklich ſo vermeſſen,
So giebt man, gelt' es auch Amt und Glück,
Mit männlichem Muthe den Wurf zurück.

39.

Wenn ſich vor dir nur dann ein ſtolzer Schwachkopf bückt,
Indem ein Feierkleid dich ſchmückt,
So laß den Hut ſtehn ohne Wanken;
Das Kleid mag danken!

40.

Es iſt fürwahr nicht ohne Grund,
Wenn manchmal mit Geberden und Mund
Ein Schneider thut, als ob er was bedeute:
Er macht ja Leute!

41.

„Nicht alle Leute ſind Menſchen!“ ſagt
Ein Sprichwort, und es ſcheint zu gewagt:
Seht aber den Kriegsknecht, der mit Schwert und Brand
Muthwillig verwüſtet des Feindes Land,
Und ſeht den Selbſtling, mit dem Herzen von Eiſen,
Der ſich nur lebt, für ſich nur ſcharrt und gewinnt! —
Schon dieſe beiden Unholde beweiſen,
Daß nicht alle Leute Menſchen ſind.

42.

Gott und die Natur ſind freundlich und gut;
Die Menſchen nur quälen ſich bis auf's Blut.

43.

Unter die Qualen im menſchlichen Leben
Wird auch bisweilen die Liebe gezählt;
Aber man muß ihr das Zeugniß geben,
Daß ſie mit Anmuth quält.

44.

Was läuft, als ob es fliege?
Die Lüge.
Doch möchte ſie auch noch ſchneller ſeyn,
Ihr folgt die Wahrheit und hohlt ſie ein.

45.

Macht einer ſich ſelbſt mit Gewalt zum Gauche,
So ſcheint's, daß er einen Narren ſehr nöthig brauche.

46.

Faſt einem klugen Manne gleicht
Ein Narr, der — ſchweigt.

47.

Wem Stolz und Dünkel in die Ohren ſchrei'n,
Was ſie für Wunderdinge leiſten,
Dem fällt ſogleich das Sprichwort ein:
„Das ſchlechtſte Rad am Wagen knarrt am meiſten.“

48.

Was rühmt ſich ſelbſt der ſchlechte Wicht?
Gemahlte Blumen riechen nicht.

49.

Hans Gut-genug, der bequeme Knecht,
Macht all' ſeine Sachen nur halb und ſchlecht.

50.

Die Eitelkeit, dieß Glanzbild von Eis,
Iſt nur zum Wohlthun gelaunt,
Wenn ſie voraus mit Gewißheit weiß,
Daß ihren Nahmen die Zeitung poſaunt.

51.

Es fand ein Froſch einen Heller am Teich,
Saß drauf und quakte: Reſpekt! ich bin reich!

52.

Das drolligſte Fratzengeſicht von der Welt,
Das macht wohl, ſollt' ich meinen,
Der lachende Erbe, der ſich ſtellt,
Als wollt' er bitterlich weinen.

53.

Manch ehrlicher Tropf iſt doch zum Erbarmen
Ein ſtummer Sklav ſeiner Frau!
Er trägt, nach dem Sprichwort, die Katz' in den Armen,
Und darf nicht ſagen: Miau.

54.

Wer Unglück ſoll haben, ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken, und bricht die Naſe.

55.

Wenn Fehde dir ein Zänker beut,
So laß dich nicht zum Streit verführen.
Klug widerräth ein Sinnſpruch alter Zeit,
Das Feuer mit dem Schwert zu ſchüren.

56.

Daß Fiſchweiber ſich aus Brotneid öffentlich ſchelten,
Mag gelten;
Doch wenn ſich Gelehrte ſo niedrig benehmen,
Muß man ſich in ihre Seele ſchämen.

57.

Puff ſchreibt ein gelehrtes Wochenblatt,
Und ſchimpft darin nach Herzensgelüſte;
Doch da er keine Leſer hat,
Iſt er ein Schreier in der Wüſte.

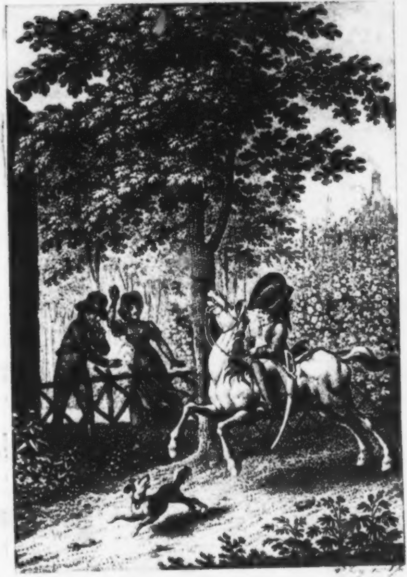
58.

Man hört oft, was hämiſch ein Krittler ſpricht,
Vor tauſend Stimmen des Beyfalls nicht,
Und, trotz ſeinem Wir von Gottes Gnaden,
Hat er nicht Macht, dem Talent zu ſchaden.

Druckfehler.

S. 25 Zeile 2, von unten, lies: dem, ſtatt den.
S. 41 — 10 lies: ihn, ſtatt ihm.
S. 43 — 1 lies: dem, ſtatt den.
S. 63 — 3, von unten, lies: Schnarrwerk, ſtatt Schnarrenwerk.
S. 79 — 2, v. u. lies: nimmer, ſtatt immer.
S. 87 — 3 lies: halten, ſtatt hatten.
S. 133 — 7 lies: ſogleich, ſtatt zugleich.
S. 206 — 1, von unten gehört ein Punkt an die Stelle des Fragzeichens.
S. 257 — 6, v. u. iſt der Punkt wegzuſtreichen.
S. 288 — 6, v. u. lies: Schläfer, ſtatt Schäfer.
S. 340 — 7 fehlt hinter ſolle ein Comma.
S. 344 — 1 lies: Hinrich, ſtatt Heinrich.
S. 367 — 1, von unten, lies: Das, ſtatt Die.
S. 381 — 9 gehört hinter Vater ein Ausrufzeichen.

zu S. 210.



Unterhaltung
für
müßige Stunden

von

A. F. E. Langbein.

Berlin,
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1815.

[illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Unterhaltung
für
müßige Stunden.

Inhalt.

Die Nebenbuhler. . . . . . Seite 1

Der Fliegenprozeß. . . . . . — 70

Der Pfeil. . . . . . . — 106

Liebe und Frauenhaß. . . . . — 117

Sieg des Edelmuths. . . . . — 159

Beſtrafte Ruhmredigkeit. . . . . — 174

Der Dechant von Badajoz. . . . — 193

Der natürliche Sohn. . . . . — 208

Das Geheimniß. . . . . . — 268

I.

Die Nebenbuhler.

Erſtes Kapitel.

Hofrath Spitzkopf.

Ein regierender Graf ließ ſich und ſein Reich von einem eigennützigen und ränkevollen Manne regieren. Dieſer Machthaber war der Hofrath Spitzkopf. Er trieb aber eine ſo heilloſe Staatswirthſchaft, daß ſich des Grafen fürſtlicher Lehnsherr, nach vielen eingelaufenen Erpreſſungs-Klagen, bewegen fand, ein gerechtes Einſehen zu haben, und die Verabſchiedung des ſchlimmen Haushalters zu verfügen. Er wehrte ſich dagegen wie der Dachs im Loche; doch er mußte von dannen. Sein Troſt am Ende war die ſchwere Goldkiſte, womit er das ausgeſogene Ländchen verließ.

Er begab ſich in einen andern Staat, kaufte ein ſchönes Rittergut, und richtete ſich dort ein. Die Wohngebäude waren zierlich und bequem, die Umgebungen reitzend; ihm fehlte nichts, als die verlorene Gelegenheit, ſeine Habgier, wie vormahls, zu ſtillen. Damit fehlte ihm aber auch alles. Kein Paradies konnte ihn für dieſen Verluſt entſchädigen und zufrieden ſtellen.

Sehr lieb war es ihm jetzt, daß er vor einiger Zeit die Ehre gehabt hatte, den Tod ſeiner Gemahlin durch die Zeitung bekannt zu machen. Er war der Erſte, der dieſe ungereimte Redensart, die man nachher oft in öffentlichen Blättern fand und noch findet, auf die Bahn brachte. Schriebe mancher Witwer: „ich habe das Vergnügen," ſo müßte man ſeine Aufrichtigkeit loben. Wenigſtens unſer Hofrath freute ſich höchlich, daß er ſein Augenmerk nun wieder auf eine reiche Heirath richten konnte. In dieſer Abſicht ritt und fuhr er in der Nachbarſchaft umher, und machte bald ausfündig, daß der Pachtinhaber eines großen Kammergutes, der Amtsverwalter Gerhard in Weidenbach, ein überaus reicher Mann und Vater einer einzigen Tochter ſey, deren beſtimmtes Heirathsgut auf baare dreyßig tauſend Thaler geſchätzt werde. Des Witwers Herz hüpfte bey dieſer Kunde vor Freuden. Er hörte zugleich, daß Lottchen Gerhard ein ſchönes und wohlerzogenes Mädchen ſey; doch das ſtreifte, als Nebenſache, faſt unbeachtet bey ſeinen Ohren vorbey. Es bewirkte nur den Vorſatz ſich dem hübſchen Kinde ſo hübſch als möglich darzuſtellen.

Der Herr Hofrath war keine liebenswürdige Perſon. Ihn entſtellten verſchiedene Unförmlichkeiten, beſonders aber ſeine ungebührlich langen Arme, womit er in der Grafſchaft weit um ſich gegriffen hatte. Die Hände reichten, wenn er auch kerzengerade ſtand, bis an die Knie. Das gab ihm um ſo mehr eine häßliche Spinnengeſtalt, da er nicht, wie andere Blutigel, bey ſeiner ehedem getriebenen Blutſaugerey dick geworden war, ſondern an Magerkeit ſeines Gleichen ſuchte. Auch ſein Geſicht war ſo wenig empfehlend, daß man ihn leicht für einen Affen angeſehen hätte, wenn die in unſern Tagen von nordiſchen Kriegern zu uns gebrachte, aber auch von manchem ſehr friedfertigen Bürger-Lämmlein nachgeahmte Mode, das ganze Geſicht mit Haaren bewachſen zu laſſen, dieſer Täuſchung zu Hülfe gekommen wäre. Ihr arbeitete jedoch ſein Kammerdiener täglich mit dem Schermeſſer entgegen, und ſtarke Puderlagen bedeckten das ziemlich kahle funfzigjährige Haupt, das nicht mit Ehren ergrauet war.

Seine Garderobe hingegen verdiente Lob. Sie war fürſtlich, wenigſtens gräflich, und das im ſtrengſten Wortverſtande. Der Graf hatte ſie größten Theils für ſeinen eigenen Leib fertigen laſſen. Aber jedes neue Kleid, das er zum erſten Mahl anlegte, unterwarf er der Kritik ſeines Günſtlings, und zog es, wenn der Hof- und Gewand-Rath den geringſten Makel daran fand, nicht nur auf der Stelle wieder aus, ſondern machte auch dem Recenſenten ein Geſchenk damit. Scharf bekrittelte daher Spitzkopf alle gräfliche Kleider, die ihm gefielen, und lobte mit vollen Backen nur die, welche nicht nach ſeinem Geſchmack waren. Dieſer Pfiff verſchaffte ihm eine Menge prächtiger Kleidungen, ohne daß er einen Stich daran ändern laſſen durfte: denn er und ſein erlauchter Herr — in deſſen Hirnkammern es jedoch gar finſter ausſehen mochte — glichen ſich vollkommen an Größe und Dürre. Der Graf hatte nur keine Rieſenarme; deßhalb waren ſeine Kleider in dieſer Gegend dem Hofrath zu kurz. Doch breite Manſchetten füllten ziemlich anſtändig die Lücke. Auch ſuchte ſich der ſchlaue gräfliche Leibſchneider bey dem mächtigen Großvezier dadurch einzuſchmeicheln, daß er an der Stelle, wo die beyden ähnlichen Geſtalten von einander abwichen, das Maß überſchritt. Darum ſchlotterte der arme Graf immer, zu aller Menſchen Verwunderung, mit ungeheuer langen Aermeln herum, die auch nothwendig groß ſeyn mußten, weil ihm ſein Staatsminiſter immer viel darauf zu binden und zu heften hatte.

Auf andern Schleichwegen gelangte

Herr Spitzkopf zum Beſitz goldener Doſen, koſtbarer Ringe, und mehrerer ſolchen Kleinode, die er leidenſchaftlich liebte, wenn er ſie, ohne baares Geld, für Schmeicheleyen oder Schelmſtücke einhandeln konnte.

Als er nun im Hauſe des Amtsverwalters ſeinen erſten Beſuch machte, zog er wie ein fürſtlicher Bräutigam ein; doch die Aufnahme entſprach nicht ſeiner Erwartung. Ein unſichtbarer Läufer, der Ruf, war ihm voran gegangen, und hatte ſchon ihn und ſeine Verdienſte der Gegend umher gemeldet: daher war Gerhard bereits unterrichtet, was für einen Vogel er vor ſich ſah, und betrug ſich gegen ihn mit der höflichen Zurückhaltung, die ein rechtſchaffener Mann gegen zweydeutige Menſchen beobachtet. Auch bey Lottchen machte die gezierte Sprache eines altmodiſchen Hofſchranzen, womit der angehende Freyer das natürliche Landmädchen umſchmeichelte, durchaus kein Glück, und ward nur mit den nothdürftigſten Worten erwiedert. Am freundlichſten benahm ſich die Frau Amtsverwalterin. Sie hatte eine unverwüſtliche Ehrfurcht gegen Titel und ſchöne Kleider, ungeachtet ſie von ihrem Gatten ſeit langen Jahren darüber geſchraubt wurde. Es war ihr, wie ſie mit zahlloſen Verneigungen betheuerte, eine unausſprechliche Freude und Ehre, den Herrn Hofrath unter ihrem Dache zu ſehen. Dabey trug ſie die köſtlichſten Erfriſchungen, die ſie im Hauſe hatte, mit gutmüthiger Behendigkeit auf. Herr Spitzkopf machte ſich aber aus der Gunſt der geſchäftigen Martha nicht viel. Er bemerkte bald, daß ſie nicht, wie andere kluge Frauen, den Hauszepter in den Händen hatte, und daraus ſchloß er, daß auch bey der Bräutigamswahl ihre Stimme wenig gelten werde.

Zweytes Kapitel.

Ein Kleeblatt anderer Freyer.

Der welterfahrene Mann wußte bey dem allen, daß kein Baum auf den erſten Hieb fällt. Darum beſchloß er muthig, die Axt nicht ſogleich ſinken zu laſſen. Er ſpürte der Quelle von Lottchens Kaltſinn nach, und vernahm mit Verdruß, daß ſie noch drey andere Freyer habe.

Einer derſelben war Herr von Finkenbuſch, im Scherz der Finkenritter genannt. Er hatte bey der leichten Cavallerie gedient, war noch jung, war wohlgebildet, und machte ſich, wenn man ihm einigen Vorwitz und Ahnenſtolz überſah, in Geſellſchaften beliebt. Er wäre vielleicht recht unartig und übermüthig geweſen, wenn ihn nicht die Armuth in Zügel gehalten hätte. Nur einige hundert Thaler bekam er jährlich aus dem väterlichen Stammgute, das ſeinem ältern Bruder, nach Familienverträgen, zugefallen war. Der apanagirte Prinz hatte zwar auch freye Wohnung in der Ahnenburg: er befand ſich aber dabey in mancher unbequemen Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, mit welchem er beſtändig in Zwieſpalt lebte. In noch unangenehmern Verhältniſſen ſtand er mit verſchiedenen Hebräern, denen er papierene Schwerter in die Hände gegeben hatte, womit ſie ihn raſtlos verfolgten. Aus dieſem Gedränge ſollte ihn Lottchen retten. Er war ihrer nicht ganz unwerth, weil er nicht, wie Spitzkopf, bloß ihre Habe, ſondern auch ihr edleres Selbſt ſchätzte. Allein ſie liebte ihn nicht, und die Aeltern tadelten an ihm, daß er kein guter Wirth ſey. Nur ſein alter Adel ſtach der Mutter in die Augen. Sie hätte gern, bey vortheilhaftern Umſtänden, ihre Tochter zu einer Edelfrau erhoben.

Ein anderer Verehrer des lieben Mädchens war Doctor Schnurrpfeifer, der ſeine ärztliche Laufbahn als Pickelhering eines Marktſchreyers begonnen hatte. Er war funfzehn Jahr alt und vater- und mutterlos, als er einſt mit ſeinen Geſellen auf einem öffentlichen Platze ſpielte, und einen kurz vorher geſehenen Harlekin nachäffte. Da rief ihn ein fremder Mann, der mit einer großen Perücke aus einem Gaſthofe heraus ſah, zu ſich herauf und ſagte: „Knäblein, du haſt Anlage zum Poſſenſpiel! Willſt du mir, dem weltberühmten Doctor Kalterfello, als luſtige Perſon dienen?" — Die Sache ward richtig. Der junge Hanswurſt zog mit ſeinem Herrn einige Jahre lang von Markt zu Markt, lockte mit ſeinen Schnurren viel Volk an die Bühne, und lernte ſelbſt ein wenig quackſalbern. „Söhnlein!" ſprach eines Tages Kalterfello, „mein Eifer, der leidenden Menſchheit zu dienen, ſpornt mich nach Amerika. Dort wüthet das gelbe Fieber, das niemand als Ich bändigen kann. Ich habe einen Blaſebalg erfunden, womit ich über das atlantiſche Meer blaſen, und alle die kleinen giftigen Thierlein in der Luft tödten will, die jene Peſtilenz erzeugen. Ich verſpreche mir eine königliche Belohnung, und es ſoll auch dir an Glück und Ehre nicht mangeln, ſo du mich über's Meer begleiteſt." — Schnurrpfeifer hatte dazu keine Luſt; er blieb in Deutſchland. Aber Kalterfello ſchiffte wirklich nach der neuen Welt, und die Zeitungen meldeten vor ungefähr zwanzig Jahren aus Philadelphia, daß er ſich dort durch einen öffenlichen Anſchlag zur heilbringenden Handhabung ſeines Blaſebalges erbothen habe. Der dienſtloſe Poſſenreißer fand indeſſen Gönner und Wohlthäter, die ſich ſeiner annahmen. Sie ließen ihn Medicin ſtudieren, und er ward ein halb und halb geſchickter Arzt.

Als ſolcher ging er im Hauſe des Amtsverwalters aus und ein, und verliebte ſich in Lottchen. Er hatte geleſen, es ſey irgendwo ein uraltes Denkmahl aufgefunden worden, deſſen Inſchrift melde: daß ein gewiſſer Hermippus, ein Römer, durch den Anhauch junger Mädchen ſein Leben auf **Einhundert und funfzehen Jahre** gebracht habe. Dieſes anmuthige Hausmittel gefiel dem Herrn Doctor beſſer als alle andere, die Hufelands Werk über die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, empfiehlt. Er lechzte deßhalb nach Lottchens Küſſen. Aber das harte Mädchen verjagte ihm die ſüße Arzeney, ſo oft er ſie einnehmen wollte.

Das Kleeblatt der Freyer ſchloß der Rittergutsbeſitzer Rammel, ein ſtammhafter Mann, der in der Dicke ſeines Körpers eben ſo ausſchweifte, als Spitzkopf in der Magerkeit. Ein gewöhnlicher Stuhl war ihm zu ſchmal;

er ſchob, wo es ſich thun ließ, drey zuſammen, ſetzte ſich auf den mittelſten, und deckte und belaſtete zugleich die halbe Breite der Nebengehülfen. Er war ein tüchtiger Landwirth, lebte ganz ſeinem Fache, und hatte ſonſt für nichts Sinn und Gefühl. Einsmahls freute ſich Lottchen über den Geſang einer Nachtigall, und fragte ihn, ob er nicht auch Vergnügen dabey empfinde. „Nee, Mamſell!" ſprach er lachend: „ich höre lieber meine Ochſen brüllen." — Seine ſchwächſte Seite war der Aberglaube. Ein altes Buch, die geſtriegelte Rockenphiloſophie, wäre für ihn, wenn er außer dem Wirthſchaftskalender etwas hätte leſen wollen, ein erbauliches Werk geweſen. Tauſend natürliche Zufälle, die jedem Menſchen begegnen, hielt er für böſe Vorzeichen, und ängſtigte ſich wie ein Kind. Uebrigens war er eine ehrliche Haut, und deßwegen in Gerhards Hauſe wohlgelitten. Die Aeltern

tern hätten ihn gern zum Eidam gewählt; ſie nöthigten ihn aber der Tochter nicht auf, und Lottchen war eben ſo kalt gegen ihn, als gegen die Andern, die ſich um ihre Gunſt bewarben.

Drittes Kapitel.

Der Hauptfeind.

Seinen Nebenbuhlern den Rang abzulauſen, war Spitzkopfs Dichten und Trachten. Er fing damit an, daß er, wie ein kluger Feldherr, der Feinde Schwächen ausſpähte. Des Finkenritters Furcht vor den Juden und Rammels Aberglaube waren weit und breit bekannt; es koſtete folglich keine Mühe, davon Wind zu bekommen. Nicht ſo leicht ließ ſich ein Splitter im Auge des Doctors entdecken: denn ſeinen ehemahligen Harlekinsſtand, worin er ſich dem fernen Auslande gezeigt hatte, hielt er in ſeiner jetzigen Wohngegend ſorgfältig geheim. Aber zufälliger Weiſe war Spitzkopf ſo glücklich, daß ihm ein klatſchhafter Reiſender das Geheimniß verrieth.

Er ſann nun auf Ränke; doch das Kleeblatt der Nebenbuhler war vierſpaltig, und das erfuhr er erſt jetzt. Sein gefährlichſter Gegner war ein braver und in der Nähe von Weidenbach begüterter junger Mann, Nahmens Ewald, der aber hundert Meilen weit, als Freywilliger, in den Krieg gezogen war, und ſeit langer Zeit keine Nachricht von ſich gegeben hatte. Lottchen und ſeine Freunde waren ſehr bekümmert um ihn. Sie befürchteten, daß ſich der muthvolle Jüngling zu tief ins Feuer gewagt habe, und nicht mehr am Leben ſey.

Iſt er nicht todt, dachte Spitzkopf, ſo muß

muß er todt geſchlagen werden, ſoll's auch nur mit der Zunge geſchehen! —

Dieſe Tödtung unternahm ſein ſogenannter Kammerdiener Fuchsbalg, ein liſtiger Gauner, der in der weiland beherrſchten Grafſchaft, als Kundſchafter und Angeber, gute Dienſte geleiſtet hatte. Er verſchaffte ſich einen alten Soldatenrock, ſchnitzte ſich Krücken, umhüllte die Beine mit dicken Binden, und humpelte ſo eines Abends, indem die Eulen und Fledermäuſe ausflogen, in Gerhards Haus. Aechzend bat er, als ein zum Krüppel geſchoſſener Vaterlandsvertheidiger, um eine Gabe. Die Familie verſammelte ſich um ihn, und er log, als wenn es gedruckt wäre. Er war bey allen Gefechten und Schlachten, die er aus den Zeitungen richtig anzugeben wußte, mit im Kampfe geweſen, endlich aber hatte eine Kartätſche ſeinen Heldenthaten ein Ziel geſetzt. „Ach! meine wertheſten Herrſchaften!" fuhr er fort, „das war eine fürchterliche Schlacht! Tauſende wurden vor meinen Augen niedergeſchmettert! — Mir zur Seite fiel unter andern ein junger, liebenswürdiger, in hieſiger Gegend wohnhaft geweſener Mann, den Sie wohl kennen werden: er hieß Ewald.“ —

Und als er dieſen Nahmen ausſprach, ſank Lottchen ohnmächtig zu Boden. Beſtürzt hoben die Aeltern ſie auf, und brachten ſie in ihr Zimmer. Der Vater eilte zurück, verhörte den Unglücksbothen genau, erhielt einen umſtändlichen Bericht, der alle Zweifel entfernte, und entließ den Gaudieb mit einem Geſchenke.

Als Lottchen wieder zu Sinnen kam, entdeckte ſie den Aeltern, daß ſie den wackern Ewald geliebt, und ſich am Tage der Scheidung mit ihm verlobt habe. Die guten Alten tadelten mit ſanften Worten die Heimlichkeit dieſer Verbindung, der ſie kein

Hinderniß in den Weg gelegt hätten, weil Ewald ganz ein Mann nach ihrem Herzen war.

Viertes Kapitel.

Die Wegelagerung.

Aber was half dem Hofrath der Todtſchlag des Bräutigams? Er gewann damit keine gegründete Hoffnung, die hinterlaſſene Braut zu erben. Jene drey Mitwerber machten nun deſto mehr Anſprüche, und zeigten ſich fleißiger als jemahls in Weidenbach. Aber ſie theilten insgeſammt mit dem Hofrath den Verdruß, daß ſich die traurende Halbwitwe ſo oft als möglich ihrer Geſellſchaft entzog. Sie wurden gewöhnlich ins Tabaksſtübchen des Amtsverwalters geführt, und die Frauenzimmer ließen ſich entweder gar nicht oder nur auf Augenblicke dort ſehen.

Es war daher den ſämmtlichen Herren, die, wie der Fabelkönig Irion, ſtatt der geliebten Juno nur die Wolken des Schmauchzimmers umarmten, äußerſt angenehm, daß während dieſer betrübten Zeit in einer nahen Mittelſtadt ein Jahrmarkt einfiel, der von der ganzen umliegenden Landſchaft, wie ein heiliger Wallfahrtsort, beſucht ward, und auch dießmahl von Lottchen und ihren Aeltern nicht verſäumt werden ſollte. Kaum hörten das die Freyer, ſo entſchloſſen ſie ſich ebenfalls zur Hinreiſe, und ſandten Eilbothen in die Marktſtadt, um ſich im Gaſthofe zum goldenen Löwen, wo Gerhard gewöhnlich abſtieg, eines bequemen Unterkommens zu verſichern. Aber drey derſelben ahnten nicht, daß der vierte damit umging, ſie dort vor Lottchens Augen zu beſchämen und lächerlich zu machen.

Dieſen hämiſchen Vorſatz begünſtigte einiger Maßen der Zufall, welcher den Doctor Eulalius, einen frechen Marktſchreyer, der urſprünglich Eule hieß, auf der Reiſe zum Jahrmarkte durch das Dorf führte, wo Spitzkopf ſeine Reſidenz als Lehn- und Gerichtsherr aufgeſchlagen hatte. Er ließ ihn aus dem Wirthshauſe zu ſich einladen, und fragte ihn, ob er den Doctor Schnurrpfeifer, den ehemahligen Harlekin des berühmten Kalterfello, kenne. Eulalius ſagte Nein. Das war dem Hofrath nicht erwünſcht; dennoch verabredete er mit dem Quackſalber einen Schelmſtreich, deſſen Ausführung das nächſte Kapitel enthalten wird.

Wegen des Finkenritters traf er Abrede mit einem verſchmitzten Juden, der ſich in einem nahen Städtchen aufhielt, und immer auf den Beinen war, um mit den nachbarlichen Landbewohnern Handels- und Wuchergeſchäfte zu machen.

Aber die ſtärkſten Bolzen wurden gegen den dicken Mann gedreht, weil er, von Lottchens Aeltern begünſtiget, unſtreitig die beſte Ausſicht hatte, den Sieg über ſeine Nebenbuhler davon zu tragen. Er ſollte deßhalb ganz abgeſchreckt werden, zum Jahrmarkte zu reiſen; und gelänge das nicht, ſo wußte man ſchon Mittel und Wege, ihn dort in luſtige Verlegenheiten zu bringen.

Der abergläubige Schächer hielt es für das Anzeichen eines unglücklichen Tages, wenn ihm des Morgens beym Ausreiten ein altes Weib mit einem Spinnrocken begegnete oder über den Weg ſchritt. Er kehrte dann ſogleich um, und blieb voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, in ſeinen vier Pfählen. Das wiſſend, beſchloß der Hofrath, die Geſtalt einer ſolchen Unglücksſpinnerin anzunehmen, und die feige Memme ins Bockshorn zu jagen. Er verließ ſich darauf, daß Rammel, der ihn nur einige Mahl in Weidenbach geſehen hatte, nicht pfiffig genug ſey, ihn unter der Vermummung zu kennen.

Mit Anbruch des Markttages kleidete er ſich in die Lumpentracht eines armen Hirtenweibes, entſtellte ſein Geſicht durch ein Augenpflaſter, gürtete ſich einen Spinnrocken an den Leib, verhüllte dieſen Putz mit einem Mantel, ſetzte ſich mit ſeinem Kammerdiener zu Wagen, und lenkte die Pferde ſelbſt, um nicht durch den Kutſcher verrathen zu werden. Sie fuhren ſtracks in einen dichten, von Rammels Gute bis zur Stadt hinlaufenden Wald. Da warf der Hofrath den Mantel ab, ſtieg aus, und lauerte, wie ein Strauchdieb, am Wege.

Es währte nicht lange, ſo kam Herr Rammel, in einem grünen Kleide mit goldenen Treſſen, auf einem mächtigen Schimmel geritten. Hinter ihm trabte Thomas, ſein Reitknecht, der zu dieſer wichtigen Reiſe eine neue gelbe Jacke und einen blauen Federbuſch auf den Hut bekommen hatte. Herr und Diener ſchwatzten traulich mit einander. Plötzlich hinkte Spitzkopf, als wäre das linke Bein um eine halbe Elle zu kurz, aus dem Gebüſch hervor, wiegte ſich ſpinnend quer über die Straße, ſah ſchmunzelnd am grünen Reiter hinauf, und ſagte: „Guten Morgen, mein ſchöner Herr! Glück auf den Weg!“

„Daß dich die Peſt!“ brummte Rammel zwiſchen den Zähnen, und lenkte den Schimmel um. „Wo wollen Sie hin?“ fragte Thomas. „Nach Hauſe!“ ſprach ſein Herr. „Sahſt du nicht die alte Drude über den Weg gehen? und ſogar ſpinnend gehn? — Sie ſpinnt mir einen unglücklichen Tag.“ —

„Ey, glauben Sie ſolch Zeug nicht!“ rief Thomas. „Der Teufel weiß aber auch, was die fremde Hexe hier zu ſchaffen hatte!“

„Sieh, dort ſteht ſie noch, und glupt uns an!" ſagte Rammel.

„Warte, du Unhold!" ſchrie der Knappe, gab ſeinem Gaul die Sporen, und verfolgte mit knallender Peitſche die fliehende Hexengeſtalt, die ſich geſchwind in ein Dikkicht warf, wo er ihr zu Pferde nicht beykommen konnte. Er wollte abſitzen, um ſie zu Fuß anzugreifen; doch er ſah ſeinen Gebiether heimwärts reiten, und das konnte er nicht geſchehen laſſen, weil er ſeinem Mädchen ein ſeidenes Band und einen Pfefferkuchen in der Stadt zu kaufen verſprochen hatte. Fluchend jagte er zurück, fiel dem Schimmel in den Zügel, und zwang ſo, mit Beyhülfe kräftiger Worte, ſeinen muthloſen Herrn, die Markreiſe fortzuſetzen.

Als die Reiter vorüber waren, kroch Spitzkopf aus dem Verſteck hervor, eilte zu ſeinem Wagen, und fuhr im ſchärfſten Trabe nach der Stadt, um dort die vorhabenden

Ränke zu ſpielen, und beſonders den Herrn Rammel dafür zu ſtrafen, daß er ſeinem Stallknecht mehr als der warnenden Spinnerin gehorcht hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Marktſchreyer.

Gegen Mittag waren alle Freyer im goldenen Löwen verſammelt; und wie ſich um einen Planeten ſeine Trabanten bewegen, ſo umgaben Jene ihre Sonne, die zwar bisweilen aus Trauerwolken hervor lächelte, aber keinen ihrer Anbeter mit Liebes- und Hoffnungsſtrahlen erfreute.

Der Hofrath verbarg ſorgfältig den Schalk im Buſen. Er war gegen ſeine Nebenbuhler ganz Freundſchaft, ganz Ergebenheit, küßte und umarmte einen nach den andern, ſagte jedem etwas Angenehmes, und unterhielt ſich ſogar mit dem ihm beſonders verhaßten Dicken eine halbe Stunde lang von der Kälberzucht.

Vater Gerhard, dem gleich bey ſeiner Ankunft ein vortheilhaftes Geſchäft glückte, ward dadurch heiterer und geſelliger, als er es in der Regel zu ſeyn pflegte. Er aß in Gaſthöfen gewöhnlich auf ſeinem Zimmer; doch dießmahl ließ er ſich überreden, an der öffentlichen Wirthstafel zu ſpeiſen. Die Freyer bemächtigten ſich der Plätze in Lottchens Nachbarſchaft. Einige andere Gäſte, die ſich da ſchon niedergelaſſen hatten, mußten den Bitten der Zudringlichen weichen. Doch nur der raſch unternehmende Finkenritter eroberte einen Stuhl neben Lottchen. An der andern Seite ſaß der Vater, und natürlicher Weiſe hatte niemand das Herz, ihn um Abtretung ſeiner Stelle zu erſuchen.

Die Geſellſchaft war fröhlich und guter Dinge. Der Doctor beluſtigte ſie mit Harlekinaden, die ihm noch immer von ſeiner Jugend her anhingen. Sie waren mitunter etwas lahm; doch jedes Witzwort, es mochte klappen oder nicht, belohnte der Hofrath mit Gelächter und Händeklatſchen. Dieſe heuchleriſche Geneigtheit war gleichſam die Fallthür, womit er die für den Doctor gegrabene Wolfsgrube bedeckte.

Nach Tiſche ſchlug er vor, den Markt zu durchwandeln. Arm in Arm mit Freund Schnurrpfeifer, führte er den Zug zur Bühne des Marktſchreyers Eulalius, der ihnen vom hohen Gerüſte weit entgegen ſtrahlte. Er trug ein ausgeſteiftes Kleid von ſchwarzem Sammt, mit handbreiter goldener Verbrämung, rothſeidene, hoch über die Knie aufgewickelte Strümpfe, weiße Schuhe mit grünen Abſätzen, eine bis zu den Hüften herab wallende Perücke, und ſieben oder acht große Schilder und Gnadenmünzen auf der Bruſt. So ging er mit Pfauenſtolz die Breter auf und nieder, ſpielte mit der Bandſchleife ſeines Degens, oder ließ eine ungeheuere, mit falſchen Edelſteinen beſetzte Tabaksdoſe, wie ein Rad, durch die Finger laufen, während Harlekin, in gewöhnlicher Amtstracht, das gaffende Volk mit Späßen unterhielt. Als aber Eulalius die vornehme Geſellſchaft aus dem goldenen Löwen anrücken ſah, fing er, ihr zu Ehren, das Schauſpiel wieder von vorn an. Er winkte dem Harlekin, dieſer ſchlug ein paar Wirbel auf der Trommel, nahm dann ſein ſpitzes Käpplein ab, und rief:

Heran, ihr Leute, groß und klein!
Es zog ein Wunderarzt hier ein.
Wenn Er nach einem Pulſe greift,
Der Tod gleich, wie ein Haſe, läuft.
Wer ewig leben will, komm her!
Mein Herr braucht Geld, ſein Sack iſt leer.

Bey den letzten Worten ſtellte ſich Eulalius höchſt entrüſtet, hob drohend die Hand, und ſprach mit langſam donnernder Stimme:

Schweig, ungewaſchnes Maul! Wie magſt du dich erfrechen,
So keck und achtungslos von deinem Herrn zu ſprechen?
Wär' auch mein Beutel ſchlaff, du buntgeſcheckter Tropf,
Nun, deſto ſtrotzender von Weisheit iſt mein Kopf.
Ich habe Zeugniſſe von Königen und Kaiſern,
Von afrikaniſchen und deutſchen Fürſtenhäuſern,
Was für ein Mann ich bin! — ein hochgelahrter Mann,
Der mit Hippokrates ſich kühn vergleichen kann. —
Ins Fäuſtchen muß ich oft berühmter Aerzte lachen,
Die ſtolz ſich blähn, und doch den Kirchhof bucklig machen.
Sie ſchlagen nach dem Tod, und treffen die Natur,
Dann geht des Kranken Weg hinaus zur Todtenflur.
Doch Kraft und Leben ſtrömt aus meinen Wunderpillen,
Die manchen Herzenswunſch noch überdieß erfüllen:

Nimmt heut ſie mit Vertraun ein greiſes Mütterlein,
So wird es morgen jung und ſchön, wie Venus, ſeyn.
Inſonderheit bin ich ein mächtiger Beſchirmer
Vor den Empörungen der innerlichen Würmer,
Und wenn ein böſer Zahn der Menſchen Ruhe ſtört,
Huſch! brech' ich ihn heraus, wie man die Hand umkehrt.
Mir danken Tauſende dafür mit Freudenthränen,
Und Fäſſer hab' ich voll von ausgehobnen Zähnen.
Halloh! iſt jemand hier, den ſolch ein Uebel drückt?
Er traue meiner Hand, ſie hilft ihm ſehr geſchickt.

Er ſchwieg jetzt, und ſeine Augen hefteten ſich ſtarr auf den Doctor. So war es verabredet. Spitzkopf hatte geſagt: „Den ich am Arme führe, der iſt's!" Aber Eulalius geberdete ſich, als erblickte er von ungefähr einen alten Bekannten. „Iſt's möglich!" rief er, und trat mit ausgebreiteten Armen einen Schritt zurück. „Hab' ich nicht die Ehre, den Herrn Doctor Schnurrpfeifer vor mir zu ſehen?"

Beſtürzt und erröthend ſchielte der Doctor nach Lottchen, ob ſie die unangenehme Ueberraſchung bemerke. Leider war dieß der Fall! Da nahm er ſich zuſammen, und ſagte beherzt: „Ich wüßte nicht, daß wir uns kennten, mein Herr! Laſſen Sie ſich in Ihren Geſchäften nicht ſtören!" Hiermit kehrte er dem Zahnbrecher den Rucken, und zog den Hofrath am Arme fort.

Sechstes Kapitel.

Der Kehraus.

Eulalius hatte dem Doctor eine Hummel in den Kopf geſetzt, die unabläſſig darin rumorte. Er mochte denken und thun was er wollte, er konnte ſie nicht wieder los werden. Es ärgerte ihn über alle Maßen, daß ihm eben jetzt ein ſolcher Streich begegnete, da er ſich einen frohen Abend verſprochen und koſtſpielige Zurüſtungen dazu gemacht hatte. Er wollte der Geſellſchaft ein prächtiges Nachteſſen geben; ſie war ſchon dazu eingeladen, und für ihn ein Platz neben Lottchen mit einem Zettel belegt. Aber wie konnte er das vorbereitete Glück mit Ruhe genießen? Er ſah voraus, daß man ihn über ſeinen Verkehr mit dem Marktſchreyer von allen Seiten befragen, und ſo ſein böſes Gewiſſen, daß er ſelbſt auf einer Storgerbühne gegaukelt hatte, in raſtloſer ängſtlicher Bewegung erhalten würde.

Indeſſen ging alles beſſer, als er dachte. Die Frauenzimmer waren auf dem Markte glücklich im Einkauf geweſen, kamen vergnügt zurück, legten die erhandelten Waaren zur Schau aus, ließen die Herren den Preis rathen, und lachten herzlich, wenn eine unverſtändige Schätzung erfolgte. Bey dieſem Räthſelſpiele beſtand niemand ſchlechter als Herr Rammel, der von den Putzſachen, deren Werthbeſtimmung man ihm abnöthigte, wie der Blinde von der Farbe urtheilte, und folglich am meiſten ausgelacht wurde.

Gleichen Lohn erwarb er ſich durch eine Spielſache, die er Lottchen als Jahrmarktsgeſchenk verehrte. Sie beſtand in einer kleinen Schäferey. Schneeweiße Lämmlein weideten auf einer grünen Aue, in deren Mitte ein ſchönes Haus ſtand, aus welchem ſo eben der glückliche Beſitzer, ein ſehr dicker Mann, heraus trat. Er führte ſeine junge Gemahlin am Arme, zeigte mit der Hand auf die Schäflein, und aus ſeinem Munde flatterte ein Zettel, mit den Worten: „Sieh, Weibchen, das alles iſt unſer!“ — Die Nutzanwendung, die Herr Rammel dabey im Sinne hatte, war leicht zu errathen, und er mußte von ſeinen Nebenbuhlern viel verblümten Spott darüber dulden.

Unter ſolchen Scherzen verfloß die Zeit bis zum Eſſen, ohne daß jemand des Marktſchreyers erwähnte. Mit jeder Minute ſtieg Schnurrpfeifers Hoffnung, daß über das Ding ſchon Gras gewachſen ſey. Ziemlich wohlgemuth führte er daher ſeine Gäſte in das Zimmer, wo er hatte decken laſſen, um nicht in der allgemeinen Wirthsſtube vor Krethi und Plethi zu tafeln.

Er ſtrengte ſich, während der Mahlzeit, möglichſt an, das Geſpräch in beſtändiger

Fluth zu erhalten, damit nicht, bey eintretender Ebbe, der Zahnbrecher Eulalius aus dem ſeichten Grunde heraus geklaubt werden möchte. Das zu verhindern gelang ihm eine Weile vollkommen. Doch den Finkenritter verdroß es von ihm, daß er, unbeſcheiden als Wirth, einen der beyden ſchönſten Tafelplätze, nähmlich an Lottchens Seite, ſelbſt in Beſitz genommen, und den zweyten, aus Dankbarkeit für das mittägige Beyfallsgelächter, dem Hofrath zugetheilt hatte. Das heiſchte Rache, und der Eiferſüchtige nahm ſie. „Aber, Herr Doctor!" rief er plötzlich überlaut: „was für einen Wortwechſel hatten Sie denn auf dem Markte mit Ihrem Collegen?" —

„Mit meinem Collegen?" — verſetzte Schnurrpfeifer. „Ich verzeih' Ihnen dieſen Ausdruck. Den Pfuſcher aber kenn' ich nicht, und es iſt mir unbegreiflich, wie er meinen Nahmen erfahren hat."

„Das will ich Ihnen erklären, lieber Doctor!“ fiel der Hofrath freundſchaftlich ein. „Dergleichen Windmacher und Abenteurer ſpüren allenthalben, wo ſie den Fuß hinſetzen, die Nahmen der dort lebenden berühmten Männer aus, und machen dann allerley Mißbrauch davon. Das gehört mit zu den Leiden der Berühmtheit! Die Strahlenkrone des Ruhmes glänzt, ſie brennt aber auch.“ —

Dieſe behagliche Schmeicheley wollte Schnurrpfeifer eben beantworten, als heftig an die Thür geklopft wurde. Er ſprang auf, öffnete ſie, und erblickte mit höchſter Unluſt den Doctor Eulalius, der ihm einen tiefen Reverenz machte, und ſich dann, nebſt ſeinem Harlekin, unaufhaltſam ins Zimmer drängte. „Mein wertheſter Herr Doctor,“ ſprach er mit brauſender Stimme, „ich gebe mir die Ehre dieſes Beſuchs bloß in der Abſicht, mich bey Ihnen wegen meiner heutigen Anrede zu rechtfertigen. Sie beliebten zu ſagen, wir kennten uns nicht, und auf Ihrer Seite mögen Sie Recht haben; ich aber kenne Sie ſeit länger als zwanzig Jahren; ich ſah Sie am Rhein und am Main, am Neckar und an der Moſel, und war überall ein lebhafter Bewunderer Ihres komiſchen Talents, das unter dem Panier des großen Kalterſello ruhmwürdig glänzte."

„Sie irren ſich ganz in meiner Perſon!" ſtammelte Schnurrpfeifer.

„O, das ſagen Sie nur aus Beſcheidenheit, um mein gerechtes Lob von ſich abzulehnen!" rief Eulalius, und warf ſich eigenmächtig auf einen Stuhl, den ihm niemand angebothen hatte. „Der unſterbliche Kalterſello," fuhr er fort, „war mein Lehrer, mein Vorbild, mein Abgott. Ungekannt und unbemerkt von dem hochgefeyerten Manne, folgt' ich ihm von Ort zu Ort, wo er ſich auf öffentlichen Schaugerüſten ſehen und hören ließ;

ich ſtudierte ſeine Mienen, ſeine Geberden, ſeine ganze Rednerkunſt, verwandelte meine Beobachtungen in Saft und Blut, und bracht' es endlich dahin, daß ich, wie Sie heute werden bemerkt haben, mein erhabenes Muſter faſt erreiche."

„Ich kann durchaus davon nicht urtheilen," ſagte Schnurrpfeifer hitzig und ſchnöde.

Doch, wie taub, ſprach Eulalius fort: „Ich bedaure nur, daß mir es niemahls glückte, einen gewandten und witzigen Schalksnarren aufzugabeln. Dergleichen geſchickte Lockvögel ſind zum Gimpelfang unentbehrlich. Aber mein Riepel, den ich Ihnen hier vorzuſtellen weder Vergnügen noch Ehre habe, iſt ein dummer, holzerner Peter." — Mit dieſen Worten ſchleuderte er ſeinen Bajazzo, der demüthig an der Thüre ſtand, vor den Doctor hin und ſagte: „O Kaspar! Kaspar! wie glücklich wären wir beyde, wenn ich Dir nur einen Funken von dem Geiſte dieſes Mannes einhauchen könnte! Folge ſeinen Fußſtapfen! Werde dereinſt ein berühmter Arzt wie Er, der vor Zeiten war, was Du biſt!" —

Wüthend packte jetzt Schnurrpfeifer den Charlatan bey der Bruſt, ſchwang und drehte ihn gewaltſam zur Thür hin, und warf ihn hinaus. Eulalius ſträubte ſich gegen dieſen Ringeltanz und Kehraus nicht ſonderlich ernſthaft; denn ſein Geſchäft war vollendet. Der Riepel ergriff ſogleich, als der Tanz los ging, die Flucht, und ließ die Thür hinter ſich offen, damit ſein Herr mit Bequemlichkeit hindurch walzen konnte.

Mit kochendem Blute kehrte Schnurrpfeifer an ſeinen Platz zurück, und erklärte den Marktſchreyer für wahnſinnig. „Dafür halt' ich ihn ſelbſt!" ſagte Gerhard, mit einem ernſten Strafblick auf das ſchadenfrohe Lächeln des Finkenritters. „Und was wär's denn, wenn auch des Kerls giftiges Geſchwätz einigen Grund hätte?" ſetzte der wackre Mann hinzu. „Es iſt albern und ſchurkiſch, verdienſtvollen Leuten ihre Herkunft vorzurücken. Ehre dem, der ſich auf eine redliche Art aus dem Staub' erhob! Ein edler Wein, der ſogenannte Strohwein, gewinnt ſeine Lieblichkeit dadurch, daß die Trauben, ehe ſie gepreßt werden, einige Wochen auf Stroh liegen: — eben ſo reift auf dem Stroh der Armuth mancher treffliche Menſch, und ein ſolcher verdient wahrlich mehr Lob und Bewunderung als ein Anderer, den das Glück auf Schwanenbetten wiegte, und dem es von Jugend an alles in die Hände gab, was er zum bequemen Anbau ſeines Geiſtes bedurfte." —

So ſprach der Biedermann, und ehrerbiethig hörte man ihm zu. Der Doctor hielt es für rathſam, ſich nicht weiter über die Sache zu äußern. Spitzkopf nannte den

Marktſchreyer, als er hinaus geworfen war, einen nichtswürdigen Schuft, und freute ſich im Stillen des durch ihn erhaltenen Sieges. Denn es ſchien ihm unfehlbar, daß Lottchen ſich von nun an den Doctor beſtändig im bunten Jäckchen und in der Narrenkappe vorſtellen, und einen ſolchen Galan nimmermehr heirathen werde.

Siebentes Kapitel.

Das Geſpenſt.

Nach Tiſche lud Herr Rammel, um dem Doctor nicht nachzuſtehen, die Geſellſchaft auf den folgenden Morgen feyerlich zum Frühſtück ein. Hierauf wurden die Nachtquartiere bezogen. Es mußten, da es an Raum gebrach, zwey und drey Perſonen, jedoch in geſonderten Betten, beyſammen ſchlafen. Die dazu beſtimmten Gemächer ſtießen an einander. Ins erſte vorn an lagerte ſich Herr Rammel mit dem Pfarrer ſeines Dorfes, der noch ſpät angekommen war, um den Markt, der zwey Tage dauerte, zu beſuchen. Im nächſten Zimmer mußten ſich der Doctor und der Finkenritter, ungeachtet ſie über Tiſche uneins geworden waren, mit einander vertragen. Das dritte Gemach nahm Gerhard mit den Seinigen ein. Der Hofrath erbat ſich vom Wirth ein abgelegenes Hinterſtübchen, unter dem Vorwande, daß er einen ſehr leiſen Schlaf habe, und durch das Straßengetümmel in ſeiner Ruhe geſtört werde.

Aber der eigentliche Zweck dieſer Abſonderung war ein Spuk, den er dem abergläubigen Rammel ſpielen wollte. Er hatte dazu ein großes, blendend weißes Tuch mitgebracht, und ſich ſchon zu Hauſe geübt, es zu einer ſchreckbaren Mummerey zu gebrauchen. Wenn er ſich darein hüllte, und es mit ſeinen langen ausgeſtreckten Armen über den Kopf hob, erſchien er als ein gewaltiger Rieſe: ließ er aber die Arme ſinken, duckte ſich nieder, und wandelte mit gebogenen Knien, ſo ward er ein dicker Zwerg, der einen Schweif von ſechs Ellen hinter ſich her ſchleppte.

Nach Mitternacht, da ſich kein Laut im Gaſthofe mehr regte, ſchlich er als Geſpenſt aus ſeiner Klauſe hervor, ging auf den Zehen zu Rammels Schlafſtube, legte das Ohr an die Thür, und hörte mit Vergnügen, daß zwey Naſen um die Wette muſicirten. Behutſam öffnete er nun die Thür mit einem Nachſchlüſſel, und trat in die mondhelle Stube. Seine Falkenaugen ſuchten ſogleich Rammels hirſchlederne Beinkleider. Sie lagen groß und breit auf zwey Stühlen. Schnapp! hatte er ſie weg, und verbarg ſie unter den

Spukmantel. Dann trat er ans Bett ihres Herrn, rüttelte ihn aus dem Schlafe, machte ſich bald zum Rieſen, bald zum Zwerge, und heulte wie eine Rohrdommel: „Ich bin die abgeſchiedene Seele deiner getreuen Anne Lieſe."

Herr Rammel fuhr wie ein wilder Eber, den bellende Rüden in ſeinem Lager überfallen, aus den Federn empor, ſah den Mummel zu ſeinen Häupten, ſprang mit dem Stoßſeufzer: „Alle gute Geiſter loben Gott, den Herrn!" aus dem Bette, und riß und ſtieß, von dem Geſpenſte verfolgt, die Thür der Nebenſtube auf, um zu ſeinen Nachbarn zu flüchten. Sie erwachten und glaubten, es brächen Räuber ein. Entſchloſſen feuerte der Finkenritter eine blind geladene Piſtole ab. Das Geſpenſt machte ſich aus dem Staube, während Rammel, durch den Schuß von neuen erſchreckt, Gerhards verſchloſſenes Gemach, wie ein Mauerbrecher, erſtürmte. Schloß und Riegel wichen ſeinem gewaltſamen Anprall: er fiel mit der Thür ins Zimmer, warf eine hohe, die Ruheſtelle des Ehepaares umgebende ſpaniſche Wand um, raffte ſich ſchnell wieder auf, ſtürzte ſich in blinder Angſt auf Lottchens Bett, und wollte ſich unter die Decke verkriechen. Schreyend kämpfte das keuſche Mädchen dagegen. Der Vater kam ihr eilig zu Hülfe. Er kannte bis jetzt den eingebrochenen Gaſt noch nicht; als er ihn aber ergriff, um ihn von der unſchicklichen Freyſtätte wegzureißen, da verrieth ihm die ſeltene Wohlbeleibtheit, die er in die Hände bekam, daß er niemand anders als den Nachbar Rammel gefaßt habe. Er ſchob ihn vor allen Dingen ein wenig unſanft aus dem Zimmer, warf ſich in ſeinen Schlafrock, und eilte zur Unterſuchung der wunderbaren Geſchichte.

Indeſſen hatte der Schuß das ganze menſchenvolle Haus in Bewegung gebracht.

Männer, Weiber und Kinder, meiſtens im blanken Hemde, drängten ſich herbey. Hofrath Spitzkopf war nicht der letzte. Er kam, mit der Miene der änglichſten Neugier, in einem ſeidenen Caftan gelaufen, und überſchrie Alle mit der Frage, was für ein Unglück geſchehen ſey.

Der Pfarrer, der ſeinen braunen Regenmantel geſchwind umgeworfen und die Perücke etwas ſchief aufgeſetzt hatte, vertrat der andringenden Menſchenherde die Thür, und ſagte: „Gehen Sie unbeſorgt, meine wertheſten Anweſenden, zu Ihren Ruheplätzen zurück! Es iſt durch einen Zufall, den wir uns ſelbſt noch nicht erklären können, ein bloß mit Pulver geladenes Gewehr losgegangen, hat aber, dem Himmel ſey Dank! niemanden ein Haar geſengt. Wir alle, die hier freundnachbarlich ſchlafen, ſind friſch und geſund.“

Das Volk entfernte ſich ſchweigend.

Selbſt der Gaſtwirth, ſo verdrießlich ihm auch der nächtliche Tumult war, unterſtand ſich keiner weitern Nachforſchung, um ſeine vornehmen Gäſte nicht zu beleidigen. Aber dieſe verſammelten ſich jetzt, bey verſchloſſenen Thüren, vor Rammels Bette, und verhörten ihn ſcharf. Er wußte nichts anders zu ſagen, als daß ihm ein Geiſt erſchienen ſey, und ſich für die abgeſchiedene Seele eines vor kurzer Zeit auf ſeinem Gute verſtorbenen Dienſtmädchens ausgegeben habe. „War die Selige jung und hübſch?“ fragte der Finkenritter. „Sie war beydes!“ ſagte der ehrliche Rammel, und zog ſich damit die Neckerey zu, daß ihn der Ritter und der Doctor eines Liebeshandels mit der verblichenen Dirne beſchuldigten. Doch der Hofrath mengte ſich nicht in das muthwillige Geſchwätz, ſondern ſagte mit Eifer: man müſſe trachten, den frechen Mummelmann auszuſpüren, damit er der gerechten Beſtrafung nicht entgehe.

Jetzt kam ein niederſchlagendes Pulver an, das der Doctor aus der Apotheke verſchrieben hatte. Herr Rammel nahm es ein, und ſeine Freunde verließen ihn mit der Ermahnung, das Frühſtück nicht zu verſchlafen.

Achtes Kapitel.

Die Braut von Corinth.

Der Ueberreſt der Nacht verging ruhig. Doch Herr Rammel konnte nicht ſchlafen. Er fuhr, wenn nur ein Mäuschen knapperte, vor Schrecken hoch auf, und fürchtete zitternd, ſein getreues Mägdlein werde nochmahls aus dem Grabe wiederkehren. Der Geiſterbanner, der Morgen, war ihm daher höchſt willkommen. Er ſtand, ſeiner gaſtfreundſchaftlichen

Obliegenheit ſich erinnernd, hurtig auf, und ſuchte ſeine Beinkleider. Da er ſie nirgends fand, gerieth er auf den ſeltſamen Gedanken, daß ſie wohl ſein Schlafgeſell, der Pfarrer, verſteckt haben möchte. Er weckte ihn, und bat mit luſtigen Worten um Auslieferung ſeines unentbehrlichen Eigenthums. Aber der ernſthafte Geiſtliche nahm es faſt übel, daß ihm ſein Kirchenpatron einen ſolchen weltlichen Scherz zutraute. Er fragte, da Jener nicht von der Stelle gehen konnte, in den Nebenzimmern und bey dem Hofrathe nach der verſchwundenen Nothwendigkeit; doch natürlicher Weiſe kam er mit leeren Händen zurück. Rammel wollte aus der Haut fahren. Er hatte, was der Dieb recht gut wußte, keinen Nothnagel bey ſich; und längſtens in drey Stunden mußte das Frühſtück auf dem Tiſche ſtehen, und er, als Wirth, dabey flink auf dem Platze ſeyn. Das war doch in der That eine verzweifelte Lage!

„O, du ungläubiger Thomas! du unſeliger Freygeiſt!“ ſchrie er ſeinem herbey gerufenen Reitknecht entgegen. „Sieh, mein Glaube hat ſich bewährt! Die alte Spinnerin hat mir Jammer geſponnen!“ Er erzählte hierauf das Unglück der Nacht und des Morgens.

Thomas, ein Feind von unnützen Worten, ſtieß einen kurzen Fluch aus, ſchoß wie ein Pfeil die Treppe hinab, und ſetzte mit möglichſter Geſchwindigkeit den Gaſthof in Belagerungsſtand. Er verſchloß eigenmächtig Pforten und Thüren, ſtellte einige derbe Kutſcher, mit welchen er Abends zuvor Brüderſchaft getrunken hatte, als Schildwachen dabey an, ging dann zum Löwenwirth, und ſagte ihm: es ſey ein wichtiger Diebſtahl geſchehen, der eine gerichtliche Hausſuchung ſchleunig erfordere.

Der Wirth hätte ſich lieber gleich mit dem Bratſpieße durchbohrt, als daß er im

Laufe weniger Stunden die Ehre ſeines Hauſes doppelt verletzt ſehen mußte. Um die ärgerliche Geſchichte nicht öffentlich kund werden zu laſſen, erboth er ſich, das geſtohlene Gut zu bezahlen. Aber Thomas entgegnete: das helfe nichts, weil ſein Herr in kurzer Friſt bekleidet erſcheinen müſſe, und ſeine Blöße weder mit harten Thalern noch Staatspapieren bedecken könne. Hierauf lief er ſelbſt zum regierenden Bürgermeiſter, und machte die Sache anhängig.

Die Krämer, die ſich im Rachen des goldenen Löwen befanden, wollten raſend werden, daß ſie nicht hinaus konnten, um ihre Buden zu öffnen. Sie rotteten ſich zuſammen, und griffen die Schildwachen thätlich an. Dieſe wehrten ſich mit Stallbeſen und Peitſchen, und behaupteten ihre Poſten. Ein vorwitziger Leinweber bekam die kräftigſten Hiebe. Erboßt ſprang er durch ein Fenſter auf die Gaſſe, wiegelte eine Schaar gemeines Volk auf, und unternahm einen Sturm auf das Hauptthor. Aber ein Dutzbruder des Reitknechts goß den Stürmern von oben herab einen Eimer voll Waſſer auf die Köpfe, und ſchlug ſie damit in die Flucht. Schimpfend fielen jetzt des Leinwebers Bundesgenoſſen mit Fäuſten und Stöcken über ihn ſelbſt her, weil er ſie in ein ſo ſchlimmes Bad geführt hatte. Andere Leute kamen dem überwältigten Manne zu Hülfe. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Kämpfer. Einer ſchlug auf den andern, ohne daß er wußte, warum. Das Getümmel wälzte ſich die Straße hinab und hinauf; alle Marktbuden, die im Wege ſtanden, wurden umgeſtürzt; ein allgemeiner Stadtkrieg war im Ausbruch. Doch zum Glück erſchienen die Gerichtsperſonen, die Thomas zur Hausſuchung herbey gerufen hatte, mit rühmlicher Eilfertigkeit auf dem Kampfplatze, und gebothen Frieden. Die Streiter gingen, theils lachend, theils fluchend, aus einander.

Nun ſchritt man zur Hausſuchung. Aber die heilige Juſtiz kehrte, nach ihrer alten Gewohnheit, nur gegen die Armen das Rauche heraus, und war glatt und geſchmeidig gegen die Reichen. Jene mußten alle ihre Bündelchen und Koberchen bis auf den Grund durchwühlen laſſen; doch des Hofraths großer Koffer, wo der Hund begraben lag, blieb unberührt. Folglich ward Herr Rammel aus ſeinem Nothſtande nicht gerettet, und mußte noch die mit Sünden verdienten Gerichtskoſten bezahlen.

Der chriſtliche Löwenwirth, der gern den Nackten kleiden wollte, ging zu den drey dickſten Männern der Stadt, und erſuchte ſie um Darleihung deſſen, was Jenem gebrach. Willjährig reichten ſie ihm die Zierden ihres Kleiderſchranks, mit welchen ſie zum Theil am Traualtar geprunkt hatten;

allein Herr Rammel konnte von dieſen Prachthüllen keinen Gebrauch machen; er zerſprengte ſie ſämmtlich bey der Anprobe. Nun rief man einen Schneider herbey, der von der ganzen Stadt, wegen ſeiner Geſchwindigkeit im Arbeiten, der Hexenmeiſter genannt ward. Er ſollte das entwendete Kleidungsſtück durch ein neues erſetzen, und innerhalb einer Stunde damit fertig ſeyn. Als ſich ihm aber der nothhafte Mann zur Ausmeſſung vorſtellte, geſtand der Zauberer offenherzig, daß er bis zum ſpäten Abend Zeit brauche, um ein Werk von ſolchem Umfange zu liefern. Doch erboth er ſich ſcherzhaft, eine halbe Webe Leinwand, in gehöriger Form, aber mit fliegender Nadel, zuſammen zu nähen, und in einer Stunde damit aufzuwarten. Dieſer Vorſchlag ward, in Ermangelung eines beſſern, angenommen, und bald kam noch andere Hülfe. Der regierende Bürgermeiſter, dem die Natur ein mitleidiges Herz und die ſtandesmäßige Dicke und Breite gegeben hatte, überſandte ſeinen koſtbaren ſeidenen Bräutigams-Schlafrock, der von ſo wohlthätiger Weite war, daß ſich ſogar Herr Rammel doppelt darein wickeln und ſeine Blöße recht anſtändig bedecken konnte.

So häuslich bekleidet, und ritterlich dazu geſtiefelt und geſpornt, gab er ſeinen Freunden ein herrliches Frühſtück. Wer aber nur jemahls den ängſtlichen Traum hatte, daß er ſich im Schlafrock, oder mit der Nachtmütze, in einer großen, feſtlich geſchmückten Geſellſchaft befinde, der wird ungefähr beurtheilen können, wie dem Ehrenmann zu Muthe war. Er wußte ſich vor Verlegenheit nicht zu laſſen, und das Geſpött ſeiner Nebenbuhler trieb ihn noch mehr in die Enge. Lottchen war in dieſer peinlichen Stunde für ihn verloren. Er wagte nicht, ſich ihr zu nähern, oder ein

Wörtchen an ſie zu richten. Auch ihm wichen ihre Augen, die ein innerliches Lachen nicht ganz verläugnen konnten, ſorgfältig aus, ungeachtet der entlehnte Schlafrock, der einen großen, bunten Blumengarten darſtellte, ſchon an und für ſich verdient hätte, mit Wohlgefallen betrachtet zu werden.

Spitzkopf ſang in ſeinem Herzen ein Triumphlied, daß er den feindlichen Goliath mit der Schleuder der Lächerlichkeit zu Boden geſchlagen hatte. Nun gab er ihm noch den Genickfang, indem er ihn mit der verſtorbenen Anne Lieſe hämiſch aufzog, und ihm auf dem Kopf zuſagte, daß er dieſes Mädchen zärtlich geliebt habe. „Die gute Anne Lieſe," ſprach er, „iſt eine zweyte Braut von Corinth. Sie entſtieg dem Grabe, um mit ihrem Geliebten die Brautnacht zu feyern." — Lottchen, die das Gedicht von Goethe, worauf er anſpielte, auswendig wußte, wandte das Geſicht mit einem verächtlichen Blicke, der dem ſchuldloſen Rammel alle Hoffnung auf ihre Hand entſcheidend abſprach.

Neuntes Kapitel.

Die Ausforderung.

Gerhard erwiederte die genoſſenen Bewirthungen durch ein auf ſeine Koſten veranſtaltetes Mittagsmahl. Die ganze Geſellſchaft, die wir ſchon mit einander ſpeiſen und frühſtücken ſahen, war dabey zugegen. Auch des Bürgermeiſters Schlafrock mußte mit zur Tafel gezogen werden, weil der reitende Bothe, den Herr Rammel auf ſein Gut abgefertiget hatte, um einen Stellvertreter des erlittenen Verluſtes zu hohlen, erſt gegen Abend wieder eintreffen konnte.

Jetzt, da Spitzkopf nicht Tafel-Quartiermeiſter war, hatte der Finkenritter das unbeſtrittene Glück, an Lottchens grüner Seite zu ſitzen. Jener ſah ihn ſogar aus gewiſſen Urſachen recht gern auf dieſem Platze. Er ſetzte ſich gegen über, und freundſchaftlicher als jemahls unterhielt er ſich mit dem Ritter, der, in der Nähe des geliebten Mädchens, aller Sorgen und Manichäer vergaß.

Aber dieſe goldene Zeit dauerte nur bis zur Ankunft des Bratens. Hinter dem Truchſeß deſſelben ſchlüpfte ein garſtiger, und beſonders dem Finkenritter höchſt widriger Mann ins Zimmer. Argliſtig lächelte ſein Judasgeſicht aus einer brandgelben, verworkenen Stutzperücke heraus, und ein fingerlanger Ziegenbart ſpitzte den Keil ſeines ſpitzen Kinnes noch ſchärfer zu. Dieſe Figur war der Jude Ezechiel, von welchem ſchon im vierten Kapitel vorläufige

Meldung geſchah. Er kam, mit einem demüthigen Katzenbuckel, auf den Zehen getrippelt, drehte ſich mit behenden Verbeugungen rechts und links, wand ſich ſo, wie eine Schlange, bis zum Stuhle des Herrn von Finkenbuſch, blieb da ſtehen, zog ein Papier aus dem Buſen, und hielt es entfaltet in der Hand. Der Edelmann ward roth, ſo bald er den Iſraeliten über die Thürſchwelle ſchreiten ſah; er ſtellte ſich aber, als wenn er ihn nicht bemerke, und ſetzte mit anſcheinender Gemüthsruhe ſein Geſpräch mit Lottchen fort. Ezechiel ſtand fünf Minuten, ohne einen Laut von ſich zu geben. Er machte nur Bückling auf Bückling, und rückte zugleich mit dem Papiere immer weiter vor, bis es dem Finkenritter ſo nahe vor den Augen war, daß er ſchlechterdings davon Kenntniß nehmen mußte. Er wandte ſich raſch, und fragte: „Was giebt's?"

„Ein Wechſelchen, ein verfallenes, gnädiger Herr!“ ſagte der Jude.

„Verdammter Mauſchel!“ rief der Ritter. „Iſt hier der Ort zu ſolchen Geſchäften? Das Geld liegt längſt auf meinem Gute bereit. Warum kamſt du nicht?“

„Halten Sie mir's zu Gnaden!“ verſetzte der Jude. „Ich hab' Sie geſucht wie eine Stecknadel — —“

„Das iſt eine unverſchämte Lüge!“ fiel Herr von Finkenbuſch ein, und ſchalt und prahlte in Einem Athem fort, daß Ezechiel nicht wieder zum Worte kommen konnte.

Lottchen ſah während dieſes Auftritts vor ſich nieder, und kritzelte mit der Gabel auf den Rand des zinnernen Tellers den Nahmen **Ewald**, wie noch heutiges Tages im Gaſthofe zum goldenen Löwen zu ſehen iſt.

Je mehr der Ritter auf den Juden loswetterte, je mehr nickte der Hofrath ihm Beyfall zu.

Herr von Finkenbuſch zog nach und nach gelindere Saiten auf, und ſagte: „Höre, Zechel, du biſt ſonſt ein Menſch, der Lebensart verſteht; darum kann ich mir nicht vorſtellen, daß du mir aus eigener Bewegung den Streich ſpielteſt, mich hier, in der Mitte ſchätzbarer Freunde, mit einer Mahnung zu überfallen. Geſteh, wer reitzte dich dazu an? Ich ſchenke dir einen Louisd'or, wenn du mir ſtehenden Fußes den Nichtswürdigen nennſt." —

Er warf den ausgeſetzten Preis auf den Tiſch. Und wie ein Vogel, dem man Futter vorſtreuet, mit den Fittichen flattert, ſo bewegte der Jude freudig die Arme. Seine Augen wurden größer und feuriger, die Lippen zitterten, als wollten ſie ſprechen, und mit lüſterner Verlegenheit ſah er bald das Goldſtück, bald den Hofrath an.

„Ich weiß, was ich wiſſen wollte!" ſprach Herr von Finkenbuſch, mit einem wilden Blick über den Tiſch hinüber. Spitzkopf entfärbte ſich. Ezechiel griff nach dem Golde. „Halt!" ſagte der Ritter: „Das Geld iſt nicht verdient. Du haſt mir den Aufhetzer nicht genannt; nur deine Augen verriethen ihn. Geh zum Teufel!"

Der Jude wollte ſich mauſig machen; aber der Finkenritter ſprang auf, ergriff einen Stock, und prügelte ihn zur Thür hinaus.

Von dieſem Geſchäfte zurück gekommen, ſprach er mit kaltem Ernſt: „Herr Hofrath, ich erwarte Sie morgen früh um ſechs Uhr auf der Gränze unſerer Güter, mit Piſtolen!" —

„Bewahre mich der Himmel! wie käm' ich zu dieſer Fehde?" rief Spitzkopf, ſtarr und bleich.

„Ihr Gewiſſen antworte!" verſetzte Herr von Finkenbuſch. „Ich will nicht Worte, ſondern Kugeln mit Ihnen wechſeln." —

Aengſtlich ſah der Hofrath an der Reihe der Tiſchgenoſſen auf und nieder. Er hoffte, es würde ſich einer zum Schiedsmann und Friedensſtifter aufwerfen. Doch alle ſchwiegen, wie verſchworen. „Nun, ſo muß ich mir ſelbſt helfen!“ ſprach er für ſich. „Beſitz' ich doch das Mittel, womit man Alles ausrichten kann. Der Junker iſt arm, er läßt ſich mit zehn oder zwanzig Ducaten beſchwigtigen, und Lottchens Mitgift erſetzt mir den Verluſt tauſendfältig.“—

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Des Tiſchgeſprächs zerriſſener Faden war kaum wieder angeknüpft, als die Thür plötzlich aufging, und ein junger Officier, mit dem Ehrenzeichen der Tapferkeit auf der Bruſt, herein trat.

„Ewald!" — ſchrie Lottchen, mit freudigem Entſetzen, auf; die Freyer ſtarrten ihn mit verſteinerten Geſichtern an; Gerhard rief: „Willkommen!" ſeine Gattin ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und die Liebenden ſtürzten einander in die Arme. Dieß alles war das Werk eines Augenblicks, aber für die Freyer ein erſchütterndes Schauſpiel, das ſie mit langen Nachwehen bedrohte.

Ewald kam als Courier aus dem Feldlager. Er ſollte der Hauptſtadt die Bothſchaft bringen, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und der Friede gewiß ſey. Sein Weg ging am goldenen Löwen vorüber. Hier auf friſche Pferde wartend, erfuhr er Gerhards und der Seinigen Anweſenheit. Was war natürlicher, als daß er zu ihnen eilte?

Gerhard entdeckte ihm das ausgeſprengte Gerücht von ſeinem Tode. Er verſicherte, daß er nicht die unbedeutendſte Wunde aufzuweiſen habe. „Aber das Officiers-Patent und den Verdienſtorden erhielten Sie doch gewiß nach einem heißen Tage;" verſetzte Gerhard. „Das Glück that mehr als ich," ſagte der beſcheidene Jüngling, und rühmte ſich ſeiner Thaten mit keinem Worte.

Spitzkopf wollte berſten, da er ſich, nachdem er drey Gegner glücklich zu Boden geſtreckt hatte, nun ſelbſt aus dem Sattel gehoben ſah. Mit ſtiller Wuth ſchlich er aus dem Zimmer, ließ eiligſt anſpannen, und fuhr, ohne daß ihn jemand vermißte, mit ſeinem Kammerdiener davon.

Kaum waren ſie aus dem Thore, ſo bat Fuchsbalg, ihm des folgenden Tages die Summe von hundert Thalern auszuzahlen, die ihm der Hofrath, für ſeine Mitwirkung bey den Freyersränken, verſprochen hatte.

„Wie kannſt du daran noch denken?“ ſagte Spitzkopf. „Mein Verſprechen geſchah unter der Bedingung, wenn ich Lottchens Gemahl würde, und mit dieſer Hoffnung iſt auch dein Lohn in den Brunnen gefallen.“

„Herr, das ſind faule Fiſche!“ fuhr der Kammerdiener hitzig auf.

Spitzkopf, der eben in einer wahren Bärenlaune war, beſtrafte dieſe Grobheit mit einer Ohrfeige. Ergrimmt gab ihm der Empörer zwey dafür, ſprang aus dem Wagen, und lief, von Rachgier geſpornt, in den goldenen Löwen zurück. Die Geſellſchaft war noch beyſammen. Keuchend trat er in ihre Mitte, und beichtete haarklein alle ſie betreffende Pfiffe und Kniffe ſeines Herrn. Man erſtaunte und fragte ihn, ob er dieſe Ausſage vor Gericht eidlich beſtätigen wolle. Er erklärte ſich dazu bereit, und ward vor der Hand entlaſſen.

Indeſſen hatte das Poſthorn den glücklichen Ewald mehrmahls zur Abreiſe gemahnt. Er riß ſich endlich los. So bald er fort war, machte ihn Gerhard den dreyen, nun in Ruheſtand verſetzten Liebhabern als ſeinen künftigen Eidam bekannt. Sie ſtutzten und erblaßten; der ſchuldige Glückwunſch erſtarb ihnen auf der Zunge, und einer nach dem andern empfahl ſich mit gezwungener Höflichkeit.

Doppelt wurmte ſie jetzt der Hohn und die Schmach, die ſie wegen ihrer verunglückten Freyerſchaft ausgeſtanden hatten. Sie beſchloſſen, den Quälgeiſt vor Gericht zu fordern. Zuvor aber dachte ihm der Finkenritter noch eine andere Züchtigung zu. Er ſchickte, da er ihn der Ehre des Zweykampfes nicht mehr würdig achtete, ein Paar handfeſte Pferdeknechte mit Hetzpeitſchen auf den beſtimmten Platz, und befahl ihnen, die Sache auszumachen. Wer ſich aber nicht einſtellte, war der Hofrath. Er fand für gut, ſich dem Duell und allen ſchlimmen Folgen, die er von der ihm ahnenden Verrätherey ſeines entlaufenen Kämmerlings beſorgte, durch ſchleunige Flucht über die Landesgränze zu entziehen, und kam nicht wieder. Sein Gut, das er durch einen Bevollmächtigten ausbiethen ließ, kaufte Gerhard für das junge Paar, und in denſelben Gemächern, wo eine Zeit lang Schelſucht und Argliſt einheimiſch waren, wohnen jetzt Liebe und Redlichkeit.

II.

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem ſchönen Sommertage des Jahres 1625 ſchmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeiſter des Städtleins Ziegenberg, Herr Tobias Nußknacker, ein Pfeiflein Tabak zum Fenſter hinaus, und ergötzte ſich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen ſeiner vorübergehenden Unterthanen. „Es iſt doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu ſeyn!" ſprach er für ſich. „Ich bin in jeder Betrachtung, ſowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz ſey dem gebothen, der mir Achtung und Gehorſam verweigert!“

Dieſer Trumpf galt einem jungen Mahler, der gegenüber wohnte, und bey dem Pfefferkönig Tobias im ſchwarzen Regiſter ſtand, weil er oft und auf mancherley Art an den Tag gelegt hatte, daß er ſich aus ihm ſo viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er ſtieß mit heftigem Geräuſch ſeine Fenſter auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernſthaft anſtarrte, ſein Käpplein nicht ab, ſondern begann mit einem hochgeſchwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die ſich bey ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punctirten Manier mahlen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader

Richtung über das ſchmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeiſter ins Angeſicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgeſagter Feind ihres Geſchlechts, fluchte, ſtampfte mit den Füßen, und ballte dem Mahler eine Fauſt; aber mit über einander geſchlagenen Armen ſtand der Unheilsſtifter ruhig am Fenſter, und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majeſtätsverbrechen, das der ſtolze Häuptling von Ziegenberg nicht ungeahndet laſſen konnte. Er ſchickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armsdicken Stocke, dem Zeichen ſeiner Würde, ſogleich erſchien. „Hört!“ ſprach Herr Tobias, „geht ſtracks zu dem Farbenklecker Dietrich hinüber, und ſagt ihm in meinem Nahmen: er könne Gurken mahlen ſo viel er wolle, nur mög' er ſich bey ſeiner Obrigkeit keine Gurke zu viel heraus nehmen. Er ſolle ſich inſonderheit, bey Vermeidung harter Pön, der

Fliegenjagden enthalten, immaßen das Geſchmeiß zu mir herüber komme, und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Burgemeiſter, leide das nicht; das ſagt dem Burſchen mit Nachdruck! Und ſollt' er ſich mit ſchnöden Worten oder gar thätlich an Euch vergehen, ſo nehmt ihn beym Fittich, und führt ihn in die Frohnfeſte!"

Der Rathsdiener entledigte ſich des Auftrags mit möglichſter Grobheit. Es wäre ihm lieb geweſen, wenn ſich Dietrich an ihm vergriffen, und ſich dadurch in die Bütteley befördert hätte. Allein er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Burgemeiſter verbiethen, ein läſtiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, ſo oft mir's gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabuſe eines Bettlers oder im Palaſte des Kaiſers eine Freyſtätte ſuchen."

„Warte, Bube!" rief Herr Tobias, als

der Frohn mit dieſer Meldung zurück kam. „Das freche Wort von kaiſerlicher Majeſtät ſoll dir gelegentlich theuer zu ſtehen kommen!“ Er ſetzte ſofort ein Protokoll darüber auf. Der Büttel, der ſeinen Nahmen nicht ſchreiben konnte, zeichnete mit tölpiſcher Hand drey Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Burgemeiſters Haß gegen den Künſtler entſprang. Jener erzog in ſeinem Hauſe ein armes, aber ſehr reizendes Mühmchen, das dem Mahler ins Auge ſtach, als er, mit einer ledernen Mappe auf dem Rükken, das Land durchſtrich, um ſchöne Gegenden aufzuſuchen. Da er nun an Kunigunden eine vorzüglich betrachtenswerthe Naturſchönheit fand, ſo ließ er ſich auf unbeſtimmte Zeit in Ziegenberg nieder, und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Ausſicht auf Gundchens Nähtiſch und Schlafkämmerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Burgemeiſter ſeine Aufwartung, ſtrich geſchickt den Fuchsſchwanz, und ſchmeichelte ſogar mit ſeinem Pinſel, indem er den Herrn Tobias, ſammt ſeiner ungeheuern Knotenperücke, ſo ſtattlich mahlte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger Staatsminiſter ausſah. Das Bildniß war unter Brüdern funfzig Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieſes Opfer ließ ſich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen. Allein er merkte bald, daß Kunigunde mit Küſſen bezahlte. Darüber ward er bärbeißig, und verboth auf der Stelle ſeinem Cabinetts-Mahler das Haus. „Und auch Dir,“ ſprach er zu Kunigunden, „ſetz' ich nächſtens den Stuhl vor die Thüre, wenn Du Dich ferner ſo wegwirfſt! Wie kann ſich ein ſolcher Menſch unterfangen, die Muhme eines regierenden Burgemeiſters zu liebkoſen? Mahler, Poeten und Muſikanten ſind ein unnützes Geſindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindehirten, als mit einem Laffen von jenem Gelichter, verheirathet ſehen."

Kunigunde dachte nicht ſo philiſtermäßig von den ſchönen Künſten, und liebte den Mahler ſo innig, daß der Oheim mit allen ſeinen Abmahnuugen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Briefchen gewechſelt, heimliche Zuſammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, ſperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber, als einen gefährlichen Fremdling, aus der Stadt verweiſen; aber Dietrich verſchaffte ſich von höherer Hand einen Schutzbrief, und ſchlug, darauf geſtützt, bey jeder Gelegenheit, dem aufgeblaſenen Burgemeiſter ein Schnippchen.

Dieſe Feindſeligkeiten und Neckereyen waren das Vorſpiel des Fliegenſtreites.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder entlaſſen hatte, ſeine Hausleute zuſammen, bewaffnete ſie mit Fliegenklappen, und lieferte den bey ihm eingedrungenen Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage; man ſah und hörte keine Fliege mehr. Des Burgemeiſters aufgeregte Galle beruhigte ſich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenſter zu, und verboth die Oeffnung derſelben, um vor neuen feindlichen Einfällen ſicher zu ſeyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man ſeine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächſten Morgen ein zehnfach ſtärkeres Heer eingerückt, und durchſchwärmte ſummend und brummend das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren; ſeine Dienerſchaft fand das Ding unbegreiflich; beſonders Kunigunde drückte ſehr wortreich ihre Verwunderung aus. Nach langem Geſchwätz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthſeln, zog man mit vereinter Macht gegen das geflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelſtunde war es gänzlich vernichtet.

Jetzt ließ Herr Tobias ein paar hundert Ellen Bindfaden bringen, ſchnürte und feſſelte damit alle Fenſterflügel zuſammen, und drückte überall ſein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten dieſe Gränzenbefeſtigung als ein Meiſterwerk. Gundchen aber lachte hinter dem Rücken des geſchäftigen Ingenieurs. „Das ſoll mir wohl helfen!“ ſprach er, als er das letzte Fenſter petſchierte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geärgert. Mit Gemüthsruhe legte er ſich Abends zu Bette, und ſchlief bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Kriebeln in der Naſe. Er griff haſtig dahin, erhaſchte eine hinein ſpazierte Fliege, und entſetzte ſich über einen zahlloſen und erzfrechen Schwarm, der ſeine Kammer durchſchwirrte.

„Iſt denn der Teufel hier los?“ ſchrie er auf, ſprang vom Lager, fuhr in ſeinen Schlafrock, und ſtürmte ſeine Leute aus den Betten. Sie ſahen ihr blaues Wunder an der Inſectenſchaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reiſen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und verſiegelte Fenſter ihren Einzug gehalten hatte.

Mit offenem Munde ſtanden die Gaffer da; die Haut grieſelte ihnen, und einſtimmig betheuerten ſie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Burgemeiſter commandirte zum Angriff; aber ſeine feigen Haustruppen, die ſich mit Zaubergeſchöpfen in keinen Kampf einlaſſen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand, und half dem Oheim die fliegende Rotte vertilgen. Doch gewann ſie dadurch keinen Dank.

Er beobachtete vielmehr, als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillſchweigen, und beſchielte ſie bloß von der Seite mit finſtern, mißtrauiſchen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturmes verkündigten.

Bald nachher ließ er ſeine Collegen zu einer außerordentlichen Berathſchlagung auf's Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurſtkeſſel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen ſeine Fliegennoth mit den kleinſten Umſtänden, erwähnte der häuslichen Vorſichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß, daß Zauberey im Spiele ſey.

„Das läßt ſich gar nicht anders denken!" riefen die ehrlichen Jaherren. „Aber wer ſollte wohl in unſerer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen haben?"

„Welche

„Welche Frage!“ verſetzte Tobias. „Ich dächte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Mahler erzählt habe, mit Händen greifen.“

„Ja, das iſt wahr!“ ſagten ſie, und beſtraften ſich einander ſelbſt durch Kopfſchütteln und flämiſche Geſichter, daß ſie das nicht früher eingeſehen hatten.

„Man ſollte und könnte den Schwarzkünſtler ſogleich in Verhaft nehmen;“ fuhr Tobias fort: „um jedoch recht ſicher zu gehen, wollen wir noch erſt einen neuen Hexenſtreich abwarten. Aber dann, meine Herren, fahren wir zu, und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen.“

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!“ wiederhohlten die Rathsherren, und ſchlugen mit ihren harten Fäuſten grimmig auf den Tiſch. Damit ſchloß ſich die Sitzung.

Gundchen errieth es, daß die ungewöhnliche Rathsverſammlung ihren Geliebten betreffe. Daher ſchlich ſie, als der Oheim wieder nach Hauſe kam, lauernd und lauſchend um ihn herum. Sie wollte aus ſeinen Mienen und Geberden den Rathsſchluß herausbuchſtabieren; aber der ſchlaue Mann bewachte ſein Amtsgeheimniß mit unüberwindlicher Vorſicht. Der Tag — es war ein Sonnabend — verſtrich übrigens ſo ruhig, als wäre dem Unweſen der Fliegen gänzlich geſteuert.

Auch den Sonntagsmorgen entheiligte kein Aergerniß. Herr Tobias verließ wohlgemuth die Federn, um ſich zum Kirchgange zu ſchmücken. Er wickelte zierlich ſeine Strümpfe von blauer Seide über das Knie hinauf, befeſtigte ſie unter demſelben mit goldenen Gürteln, knöpfte ſich in eine grüne, mit ſilbernen Blumen beſtreute Weſte, und zog darüber ein ſcharlachrothes Kleid von unmäßiger Weite und Breite. Zuletzt vertauſchte er die Nachtmütze mit der großen, den halben Rücken bedeckenden Allongenperücke, die der Haarkünſtler des Orts friſch aufgekräuſelt hatte, und eben, als das Kirchengeläut anfing, mit Eilſchritten überbrachte. Gundchen reichte dem Oheim, nach alter Gewohnheit, einen tüchtigen Blumenſtrauß. Den nahm er in die linke Hand; in die rechte den Prachthut mit goldener Treſſe; und ſo begab er ſich, ſtolz und mit würdevoller Haltung des Körpers, auf den Weg zum Tempel.

Aber er hatte kaum, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer hervorgeht, die Gaſſe betreten, als ihn ein Rudel Fliegen, das zur Störung ſeiner Kirchenparade verſchworen ſchien, von allen Seiten umkreiſ'te, und ſich auf ſeine Perücke niederließ. Ihr Zuflug war nicht abzuwehren: denn der Wohlſtand machte es dem regierenden Burgemeiſter von Ziegenberg zur Pflicht, ſich kerzengerade, wie Don Juan's ſteinerner Gaſt, zum Gotteshauſe zu bewegen. Herr Tobias war auch gar nicht der Mann, der ſolche löbliche Sitten verletzte. Er that zwar jetzt das Aeußerſte, indem er einige Mahl den Blumenſtrauß, den er ſteif vor ſich her trug, etwas höher, als ſchicklich war, empor hob, um Schrecken auf ſeiner Scheitel zu verbreiten: allein das fruchtete ſo wenig, als wenn man ungezogenen Kindern die Ruthe zeigt, die ſie nimmer zu fühlen bekommen. Die Perücke ward alſo immer ſtärker bevölkert, und er trug die zahlreiche Colonie in die Kirche hinein.

Die Fliegen des Gotteshauſes ſahen den Einzug ihrer Schweſtern, ſtellten ſich vor, es müſſe dort Zucker zu lecken ſeyn, und blitzſchnell verſammelten ſie ſich aus allen Winkeln auf der Haarhaube des Conſuls. Sie, die ſonſt mit dem friſch gefallenen Schnee wetteiferte, ſchien jetzt, als er das Schiff der Kirche langſam durchſchritten hatte und im Rathsſtuhl ankam, mit Ruß gepudert: ſo dicht ſaßen darauf die ſchwarzgrauen Gäſte beyſammen. Der geräuſchvolle ehrerbiethige Aufſtand der ſchon gegenwärtigen Magiſtratsperſonen verſcheuchte ſie einen Augenblick; aber mit zornigem Brummen nahmen ſie ſogleich ihren Platz wieder ein. Die Vornehmen des Raths, beſonders ihre alten Gemahlinnen, kreuzten und ſegneten ſich. Einige der letztern bedeckten ihr faltiges Geſicht mit dem Fächer, um dahinter zu lachen. Als aber das Uebel immer ärger wurde, nahm ein entſchloſſener Rathsherr ſeiner Eva das Feigenblatt der Schadenfreude aus der Hand, ſtellte ſich damit hinter den Regenten, und wedelte aus allen Kräften, um die ſchwarze Legion zum Weichen zu bringen. Sie wich, durchſchweifte einige Secunden lang die nächſten Kirchſtühle, kam haſtig zurück, und ward auf's neue in die Flucht geſchlagen. So dauerte die Ebbe und Fluth des Fliegenmeeres unabläſſig fort, bis der Pfarrer die Kanzel beſtieg.

Mit Verwunderung ſah er Aller Augen, die ſonſt nach ihm gerichtet waren, auf des hochweiſen Raths Betſtübchen geheftet. Er wandte die ſeinigen auch dahin, erblickte das wunderbare Gewimmel auf dem Haupte des Burgemeiſters, und gerieth darüber in eine ſolche Zerſtreuung, daß er fünf Minuten huſtete, ſtammelte, und dann den Vorhof der Predigt eilig ſchloß, um ſich während des Kanzelliedes zu faſſen.

Da Ziegenberg meiſtens von Ackerbürgern bewohnt wurde nnd die Ernte nahe war, ſo hatte der Herr Paſtor ein paar Verſe gewählt, die ſich auf den Feldbau bezogen. Es kamen darin die Worte vor:

„Heuſchrecken und andres Geziefer
Sind Ruthen deines Zorns."

Dieſe Stelle war Waſſer auf die Mühle der Frau Acciſe-Inſpectorin Krallfinger, die in der Kirche dem hochedlen Rathe gegenüber thronte, und den Burgemeiſter tödtlich haßte, weil er gegen ihren Eheherrn einen Rangſtreit erhoben hatte. Sie krähte jene Worte ſo laut als möglich, um dem Feinde zu verſtehen zu geben, daß ſeine Perückenplage eine göttliche Strafruthe ſey. Indem ſie aber in dieſer chriſtlichen Abſicht das weite Thor ihres zahnloſen Mundes von Ohr zu Ohr aufriß, ſtürzten ſich fünf oder ſechs Fliegen hinein, die zu der großen, von dem Fächerſchwinger eben hart gedrängten und verſprengten Bande gehörten. Frau Krallfinger ſprudelte, kotzte und ſtöhnte, als wollte ſie erſticken. Zwey Gevatterinnen wackelten mitten durch die Kirche hindurch ihr zu Hülfe, klopften ihr den Rücken, ſchnürten ſie auf, führten ſie fort, und belferten ſcheltend in den Rathsſtuhl hinein. Die ganze Gemeinde fuhr mit langen Hälſen von ihren Sitzen empor; Geſang und

Orgel verſtummten; ungehobeltes Volk lachte laut; man glaubte, nicht in der Kirche, ſondern in einer Gaukelbude zu ſeyn. „O Dietrich! Dietrich!" ächzte Tobias, und Scham und Verzweiflung jagten ihn durch die gaffenden Reihen aus dem Tempel.

Er lief in den Hof ſeines Hauſes, warf die Allongenperücke, die noch immer mit Fliegen bedeckt war, in eine Waſſerkufe, und rannte mit kahlem Kopfe und einem grimmigen Löwengeſichte in ſeine Wohnſtube. „Himmel! was iſt Ihnen begegnet?" ſchrie Gundchen, und ſchlug die Hände hoch zuſammen. Er antwortete nicht, ſtreckte ſich in den Sorgeſtuhl, und verſank in tiefes Nachdenken.

Eine Stunde darauf erſchien, aus der Kirche kommend, der geſammte Magiſtrat, nebſt ſeinem gelehrten Anhange, dem Stadtſchreiber Fidibus. Es ward eine lange Conferenz, bey verſchloſſenen Thüren, gehalten. Nach Endigung derſelben begab ſich der Senat hinweg; aber den Schreiber zupfte Herr Tobias traulich am Aermel, führte ihn in den Kramladen, ſchob ihm in die rechte Taſche ein Pfund Tabak, und in die linke eine Flaſche Branntwein: denn beyde Genüſſe waren des Herrn Fidibus Himmel auf Erden. Er trieb auch ſeine Dankbarkeit ſo weit, daß er ſeinem Wohlthäter die Hand küßte. „O, nicht doch, Männchen!“ ſagte Tobias, als es mit dieſer Weigerung zu ſpät war. „Aber ich bitte Dich,“ — ſetzte er mit Wangenſtreicheln hinzu — „thu in der bewußten Sache Dein Beſtes!“ — Herr Fidibus ſchlug betheuernd an ſeine Bruſt, und ſchwänzte mit der angenehmen Bürde fröhlich nach Hauſe.

Nachmittags wollte Kunigunde, um dem mürriſchen Oheim aus den Augen zu kommen, in die Kirche gehen und nachher eine Freundin beſuchen; allein er belegte ſie mit

Hausarreſt, unter dem ſcheinbaren Vorwande: es ſey ihm nicht wohl; er werde vielleicht ihrer Hülfe bedürfen. So erfuhr ſie denn nicht, was ihrem Freunde bevorſtand.

Herr Fidibus brachte nähmlich eine Macht von dreyßig bewaffneten Spießbürgern auf die Beine, rückte damit gegen Abend vor Dietrichs Wohnung, und nahm ihn nach einer lebhaften Gegenwehr, die dem vorwitzigen Heerführer ſelbſt einen Zahn koſtete, gefangen.

Gundchen war außer ſich, als ſie den Geliebten, unter dem jauchzenden Zulauf der ganzen Stadt, ins Gefängniß ſchleppen ſah. Aber ſie both alle Geiſteskraft auf, um ruhig zu ſcheinen: denn nur unter dieſer Maske hielt ſie es für möglich, die Hände zu ſeiner Unterſtützung frey zu behalten.

Kaum war ſie ſo mit ſich einig, als der Oheim in ihr Kämmerchen trat, und höhniſch fragte: ob ſie ihres Seladons Verhaftung geſehen habe.

„Den Mahler Dietrich ſah ich arretiren;“ antwortete ſie mit einem gleichgültigen Tone. „Was hat er denn verbrochen?“

„Er iſt ein Zauberer!“ ſagte der Oheim: „Er ſteht mit dem Fliegenfürſten Satan im Bunde; er hat mein Haus und meine Perücke behext; er hat den Kaiſer geläſtert. Du kannſt ihm immer ein Todtenhemd nähen! Sein einziger und letzter Weg, den er noch auf Erden wandeln wird, geht zum Scheiterhaufen.“

„Gott ſey ſeiner Seele gnädig!“ ſeufzte Kunigunde. „Hat er ſich wirklich in die ſchwarze Kunſt eingelaſſen, ſo hab' ich kein Mitleiden mit ihm.“

„Das iſt vernünftig geſprochen!“ rief Herr Tobias, der nichts weniger als ein Seelenkenner war, und von der Liebe — die zum Gelde ausgenommen — keinen Begriff hatte.

Der Criminalprozeß begann des folgenden Tages mit grimmiger Strenge. Herr Fidibus hoffte, durch eifrige Betreibung desſelben nicht nur Tabak in Hülle und Fülle zu gewinnen, ſondern auch ſogar, wenn Dietrich in Aſche verwandelt ſey, Kunigundens Hand zu erobern: denn daß er ſchon vor einiger Zeit einen Korb von ihr empfangen hatte, ſchrieb er einzig und allein auf des Mahlers Rechnung, und brannte deßhalb vor Begierde, den Nebenbuhler brennen zu ſehen. Dietrich läugnete freylich Beelzebubs Bekanntſchaft in allen Verhören, und lachte über dieſe Anſchuldigung laut; der Stadtſchreiber verließ ſich aber auf die erſprießliche Wirkung der Folter, und arbeitete mit raſtloſer Feder nach dieſem menſchenfreundlichen Ziele hin.

Der Brand des Scheiterhaufens ward, wie ein Luſtfeuerwerk, von allen Ziegenbergern mit Ungeduld erwartet. Männiglich hielt den Inquiſiten um ſo weniger für unſchuldig, da jeden Abend eine rieſenhohe, in weiße Tücher gehüllte Frauengeſtalt, aus den Ruinen eines Kloſters hervorſchreitend, ins Stockhaus ging, ohne dem Kerkermeiſter, nach deſſen gerichtlicher Ausſage, ſichtbar zu werden. Es war Kunigunde, die, unverrathen von dem beſtochenen Manne, ihren Freund beſuchte und ihm Speiſen brachte, indem ihr Oheim ruhig am andern Ende der Stadt in einem Bier- und Tabaksclubb ſaß. Der hintere Theil ſeines Hauſes gränzte mit den öden Kloſtermauern: das liebende Mädchen konnte daher, von keinem Menſchen geſehen, hinein ſchlüpfen, ſich darin vermummen, und mit feyerlichen Geiſterſchritten heraus gehen. Entlarvung hatte ſie nicht zu befürchten. Zu einer ſolchen halsbrechenden That war in ganz Ziegenberg kein Heldenherz vorhanden. Wer das vermeinte Geſpenſt nur von fern ſah, warf ſich über Hals und Kopf in die Flucht.

Unter dieſen Umſtänden litt der Gefangene keine Noth. Er beſaß überdieß eine reichlich gefüllte, den Schnapphähnen der Gerechtigkeit entgangene Goldbörſe, durch die er ſich alle nur mögliche Freyheiten und Bequemlichkeiten verſchaffte.

Nach fünf oder ſechs Wochen lief von dem Schöppenſtuhl zu N. N. ein hartes Urtheil ein, das dem Inquiſiten die beyden erſten Grade der Folter zuerkannte. Es ward ihm vorgeleſen, und man ermahnte ihn beweglich, ſich ohne Martern zum Geſtändniß zu bequemen. Er aber ſagte mit Gleichmuth: man möge den Scharfrichter nur kommen laſſen; er wolle doch ſehn, ob Meiſter Hämmerling oder die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

In Ziegenberg wohnte kein ſolcher Schreckensmann; es mußte einer ſechs Meilen weit herberufen werden. Er kam mit Knechten, mit Daumenſchrauben, und andern furchtbaren Geburtszangen der Wahrheit, die er zum Theil, nach geheimer Vorſchrift des Schöppenſpruchs, in der Folterkammer nur drohend vorzeigen ſollte, um Angſt zu erwecken. Der Magiſtrat gab ihm eine Audienz. Die ſechste Morgenſtunde des folgenden Tages ward zur Folterung beſtimmt. Herr Tobias ging mit den Hühnern zu Neſte, um recht früh, ohne Verkürzung ſeiner gewöhnlichen Ruhezeit, auf dem Platze zu ſeyn.

Das erſte Hahnengeſchrey weckte ihn auf. Er rieb ſich den Schlaf aus den Augen, und lernte noch im Bett eine Rede auswendig, die er in der Folterkammer halten wollte. Herr Fidibus hatte ſie entworfen und aus ſchwülſtigen Worten zuſammengeſetzt, die dem alten Grützkopf, der nur Zahlen zu merken gewohnt war, ſchwer eingingen.

Als er ſich noch damit quälte, ward die

Hausglocke heftig gezogen. Bald darauf klopfte die Köchin an ſeine Thür, und meldete durch's Schlüſſelloch: der Rathsfrohn verlange den hochedlen Herrn Burgemeiſter unverzüglich zu ſprechen. „Mir ahnt ſchon, was er bringt!" ſagte Tobias zu ſich ſelbſt, indem er den Schlafrock anzog. „Der Arreſtant will gutwillig beichten, um geſunde Glieder zu behalten. — Recht gut! So bin ich der verdammten Rede überhoben. — Doch bey dem allen iſt's Jammer und Schade, daß die heutige Solennität rückgängig wird; ſie hätte im ganzen Lande ein für uns rühmliches Aufſehn gemacht. — Nun, deſto gewiſſer bleibt uns der Scheiterhaufen!" —

Er öffnete jetzt; der Scherge ſtürzte todtenbleich ihm zu Füßen, und ſchrie wie ein Wahnſinniger: „Ich bin ein unglücklicher Mann! Der ganze hochweiſe Rath iſt unglücklich!" —

„Ey, warum nicht gar!" ſagte Tobias. „Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm; ich bin ſchon darauf vorbereitet."

„Gott ſey Dank!" ſprach der Frohn, und ſtand getroſt wieder auf. „Ich hatte eine ſchreckliche Nacht. Von elf bis zwölf Uhr wirthſchaftete der Teufel in der Frohnfeſte. Es heulte wie Eulen, es brüllte wie Löwen, es lief wie auf Hufeiſen die Treppe auf und nieder. Wer da? ſchrie ich herzhaft in den Tumult hinaus. Da erhielt ich von einer unſichtbaren Hand eine Ohrfeige, die ſich gewaſchen hatte. Ich wühlte mich zitternd und zagend in meine Betten. Das Getöſe dauerte fort, und endigte ſich erſt, da es zwölf ſchlug, mit einem Gekrach, als ſtürzte das Haus ein."

„Hu! mich ſchaudert!" ſagte Tobias. „Lauft zum Stadtſchreiber, und laßt den Spuk regiſtriren, damit der Inquiſit bey der peinlichen Frage darüber vernommen werden kann."

„Der Inquiſit? — vernommen?“ — fragte der Scherge kleinlaut. „Ich denke, der Herr Burgemeiſter wiſſen es ſchon, daß er verſchwunden iſt.“—

„Kerl, Ihr ſeyd toll!“ brüllte Tobias, und packte ihn an der Bruſt.

„Ja, er iſt fort!“ ſagte der Frohn. „Das wird nun einmahl nicht anders, wenn mich auch Ew. Hochedlen zerreißen und verſchlingen. Ich ging dieſen Morgen in ſein dreyfach verſchloſſenes Gefängniß, um ihn zur Tortur zu wecken; aber das Neſt war leer, und auf der Bank lag dieſer Zettel.“

Haſtig griff der Burgemeiſter nach dem beſchriebenen Blättchen und las:

„Lebt wohl, Herr Conſul! Ich reiſe von hier.
Verzeiht, daß ich deß mich erkühne.
Ich bin ein Bißchen klüger als Ihr;
Das iſt der Teufel, dem ich diene!“ —

„Impertinent!“ brummte Tobias. Das

Blut kochte in ſeinen Adern. „Margarethe!“ rief er zur Thür hinaus: „Sagt Kunigunden, ſie ſoll mir die Schachtel mit niederſchlagendem Pulver ſchicken.“ — Den Häſcher fuhr er an: „Schert Euch zum Stadtſchreiber!“ — Dann warf er ſich auf einen Stuhl, las die Abſchiedskarte nochmahls durch, und zerriß ſie.

„Ach, daß ſich Gott erbarme!“ heulte jetzt Margarethe herein. „Um Gottes willen, Herr Burgemeiſter, erſchrecken Sie nicht! Jungfer Kunigunde iſt über alle Berge! Das Bett ſteht da, wie ich es geſtern gemacht habe, und der Kleiderſchrank iſt offen und leer.“ —

Tobias ſtarrte ſie an; die Lippen wurden ihm blau; er fiel in Ohnmacht. Margarethe kreiſchte zum Fenſter hinaus um Hülfe. Es fehlte nicht an Beyſtand; denn das ganze Städtchen war ſchon in Bewegung, um den Inquiſiten zur Marterkammer führen zu ſehen. Man ſchrie dem Ohnmächtigen in die Ohren, beſprengte ihn mit Waſſer, kitzelte ſeine Naſe mit Federn, und er ſchlug, zur höchſten Freude aller Anweſenden, die Augen wieder auf. Er winkte ſeinen Aerzten, ſich zu entfernen. Sie gehorchten mit Seufzen. Doch er behielt keinen Augenblick Ruhe. Herr Fidibus ſtürmte herein, und geberdete ſich wie ein Beſeſſener über die Entweichung ſeiner Auserwählten. „Auch meine treffliche Rede,“ fuhr er kläglich fort, „geht in die Pilze! Ich wollte ſie in der Landtrompete, dem beliebten Wochenblatte, abdrucken laſſen, und wir hätten Ehre damit eingelegt: aber nun wird die Trompete unſere Schande verkündigen.“—

„Wer kann helfen?“ ſeufzte der Burgemeiſter. „Was können wir thun?“

„Den Flüchtlingen reitende Bothen nachſenden;“ verſetzte der Stadtſchreiber.

„Das müßten ſolche ſeyn, die in der

Walpurgisnacht auf Ofengabeln reiten;" ſpöttelte Jener. „Denn wer ſonſt könnte Geſindel einhohlen, das wahrſcheinlich der Geyer durch die Lüfte fortgeführt hat?" —

Herr Fidibus behauptete rechtsgelehrt: es müßten wenigſtens Haftbriefe erlaſſen werden. Dieſe bewilligte Tobias gegen den Mahler, verboth aber klug genug, Kunigundens darin zu erwähnen, damit die Familie Nußknacker nicht öffentlich um Ehre und Reputation komme.

Die Haftbriefe fruchteten nichts. Man hörte ſechs Monate lang von beyden Entflohenen kein Wort.

Endlich brachte die Poſt einen Brief an Herrn Tobias Nußknacker, regierenden Burgemeiſter zu Ziegenberg. Der Umſchlag war mit den Ortsnahmen: Baſel, Maynz und mehrern andern bezeichnet, die dem Poſtmeiſter insgeſammt böhmiſche Dörfer waren. Neugierig ließ er ſich von dem Pfarrer ein

Poſt- und Zeitungs-Lexicon ausbitten, und verſteinerte ganz, als ſich beym Nachſchlagen fand, daß Baſel eine Stadt in der der Schweiz und von Ziegenberg über hundert Meilen entlegen ſey. Ein Brief aus einer ſolchen ungeheuren Ferne war ihm während ſeiner zwanzigjährigen Amtsführung nicht unter die Hände gekommen. Er vertraute ihn daher ſeinem Dienſtmädchen, der gewöhnlichen Briefträgerin, nicht an, ſondern beſtellte ihn perſönlich an die Behörde.

Herr Tobias machte große Augen und entfärbte ſich, als er, nach Erbrechung des Siegels, Dietrichs Nahmen erblickte.

„Ich habe die Ehre," — ſchrieb Dietrich — „Ew. Wohledlen zu melden, daß ich mich mit Kunigunden, meiner mir angetrauten Gattin, in der Schweiz befinde. Wir leben überaus glücklich im Schooße der Freyheit und Natur. Einem Künſtler ſteht die ganze Welt offen;

aber ein Krämer Ihres Schlages kann ſich, ohne zu verhungern, von ſeiner Häringstonne nicht trennen. Es iſt das luſtigſte Abenteuer meines Lebens, daß ich von Ihnen für einen Hexenmeiſter gehalten und mit Folter und Scheiterhaufen bedroht ward. Sie würden ſich Ihrer Einfalt ſchämen, wenn ich Ihnen meine natürlichen, faſt kindiſchen Zaubereyen erklärte; ich enthalte mich aber deſſen, um einige Perſonen, die ich als Gehülfen brauchte, Ihrer Rache nicht bloßzuſtellen."

(Da dieſe Gefahr vorbey iſt, ſo wollen wir die unbedeutenden Geheimniſſe dem Leſer entdecken. Des Burgemeiſters Perücke hatte der beſtochene Haarkräusler mit Jungfernhonig beſtrichen und mit Zuckerſtaub gepudert. Die Fliegen, die im verſchloſſenen und verſiegelten Hauſe ſchwärmten, wurden von Gaſſenbuben eingefangen, und Kunigunde ließ ſich durch die Ueberredungskunſt der Liebe bewegen, die damit gefüllten Flaſchen heimlich in Empfang zu nehmen und im Hauſe zu öffnen. Der Geſpenſterlärm in der Frohnfeſte war endlich weiter nichts als eine Erdichtung des Kerkermeiſters, der den Gefangenen, gegen ein Löſegeld von zehn Ducaten, in Freyheit geſetzt hatte.)

„Ich bitte Sie übrigens“ — fuhr Dietrich in ſeinem Briefe fort — „wegen jener Poſſenſtreiche nicht um Verzeihung. Sie reitzten mich ſelbſt dazu, indem Sie ſich anmaßten, mir eine freye, unverbiethliche Handlung verbiethen zu wollen. Nehmen Sie eine Lehre von mir an! Es iſt zwiſchen Himmel und Erde nichts abgeſchmackter als Hoffart und Uebermuth, und das lächerlichſte Weſen unter der Sonne iſt ein kleiner, machtloſer und dennoch aufgeblaſener Herrſcherling.“ —

Mit dieſen goldenen Worten, die ſich jeder übermüthige Menſch hinter's Ohr ſchreiben mag, endigte ſich der Brief und unſere Geſchichte.

III.

Der Pfeil.

Legende.

Ritter Olf, der eine Burg mit trefflichen Ländereyen an dem Strande der Weſer beſaß, war von Jugend auf und immerdar ein finſterer, ſchelſüchtiger Menſch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbiethen konnte, auf fremde Fluren zu ſcheinen. Er gönnte ſich ſelbſt weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungeſellig und unvermählt lebte er bis in ſein funfzigſtes Jahr.

Das einzige, was er gern verſchenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die ſich allmählich bey ihm einſtellten. Jetzt wünſchte er ſich eine Hausfrau, die ſein pflege und warte, und ihm zugleich eine ſchöne Mitgift zubringe. Er ſuchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben ſo weit, als er warb, war der Ruf ſeiner rauhen Gemüthsart erſchollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man ſeinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun ſein Augenmerk auf ein armes, älternloſes Fräulein, das bey Verwandten das Gnadenbrod aß. Adelgunde war erſt ſiebzehn Jahre alt, und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geſchlechts. Ihr ahnte, daß ſie als Olfs Gattin nicht glücklich ſeyn würde; doch, von ihrer Sippſchaft überredet und gezwungen, ergab ſie ſich dem liebloſen Manne, und fügte ſich mit ſolcher Geduld und Geſchicklichkeit in ſeine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Deſto unzufriedener war ein nahes Kloſter, deſſen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieſer Abſicht hatten ſie ſich bey ihm eingeniſtet, und ängſteten ihn mit furchtbaren, ſinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie ſtellten ihm die Geſtalten der Teufel und die Qualen der Verdammten ſo genau und lebendig dar, als wären ſie ſelbſt durch dieſe Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geiſtlichen Schreckensmänner ſagten, erſuchte ſie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinſt in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freymüthig: das werde ſchwer halten, denn er habe ſich noch keine Verdienſte um die Kirche erworben, und das ſey einzig und allein der rechte Schlüſſel des Paradieſes. Doch laſſe ſich — ſeyten ſie tröſtlich hinzu — das Verſäumte noch nachhohlen. Er dürfe nur ſein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloſter vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er ſchien nicht abgeneigt, mit ſeiner irdiſchen Habe den himmliſchen Freybrief zu löſen. Wenn aber die Erbſchleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, ſo erhielten ſie immer die kahle Antwort: Kommt Zeit, kommt Rath!

Nach ſeiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete ſich jetzt, da er immer einen guten Engel um ſich ſah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bey ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, ſich den Stuhl vor die Thür ſetzen zu laſſen: ſie wollten vielmehr das Widerſpiel thun, und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen ſie auf eine ganz beſondere Weiſe.

Der Abt beſaß eine geheime Sammlung ſchlüpfriger Gemählde, woran er ſich bisweilen, bey verſchloſſener Thür, in Ruheſtunden ergötzte. Einsmahls bemerkte er, daß ein ſchönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches ſich auf dem einen Bilde in einem höchſt unanſtändigen Selbander mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die ſprechendſte Aehnlichkeit hatte. Dieſen zufälligen Umſtand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächſten Morgens zu dem abtrünnigen Olf, und ſagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine ſehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Nahmens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufſchrak, ſiehe, da ſtand vor meinem Lager ein glänzender Bothe des Himmels. Frommer Dionyſius, ſprach er, begieb dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn ſein treuloſes Weib hintergeht, und mit einem jungen Geſellen verbothner Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die ſorgfältigſten Hüllen der Geheimniſſe durchdringt, ſah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht ſchuf dieſes Blatt, das du dem Ritter, als Urkunde der Wahrheit, vorzeigen ſollſt. — So ſprach der Engel und verſchwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Enſetzen fand ich am Morgen dieſe unzüchtige Schilderey auf meiner Decke, und überlaſſe nun Euch, wie Ihr die himmliſche Bothſchaft, die ich mit betrübtem Herzen überbringe, zu Eurem Beſten gebrauchen wollt." —

Olf ſtarrte bald den Verleumder, bald das Bild an, und fand ſelbſt, daß die gemahlte Buhlerin der ſchuldloſen Adelgunde ſehr ähnlich ſah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte ſie grauſam, hielt ſie acht Tage lang, bey Waſſer und Brod, in einem Thurme gefangen, und ſtieß ſie endlich, weil Dionyſius täglich Oehl ins Feuer goß, aus dem Hauſe. Sie floh, geſegnetes Leibes, zu ihren Verwandten; aber dieſe nahmen ſie nicht auf, ſondern verſagten den Betheuerungen ihrer Unſchuld Gehör und Glauben, um ihrer weitern Ernährung überhoben zu ſeyn. Verlaſſen irrte ſie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyranniſchen Gemahls, ein Obdach in ſeiner Hütte gab, wo ſie bald darauf eines Knäbleins genaß.

Luſtig zogen nun die Mönche wieder beym Ritter ein, und ſetzten die abgebrochenen Erbſchaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der ſeine Worte auf Schrauben ſtellte, und ſich auf keine Weiſe zu ſchriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Kloſterherren ſpannten alle Segel auf, um in den Hafen der Erbſchaft einzulaufen; aber ſie ſcheiterten auch jetzt an der Klippe des neidiſchen Sinnes, der ihnen ſo wenig als andern Menſchen etwas gönnte.

„Ich bin entſchloſſen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu ſtellen;" ſagte der Kranke, als ihn ſeine zunehmende Schwachheit aller Lebenshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft ſchießen, und zu wem ihn die unſichtbaren Hände der Vorſehung leiten, der ſey mein Erbe!" —

Dieſer abenteuerliche Einfall erweckte großen Verdruß im Kloſter. Doch des Ritters Erklärung war entſcheidend; er verboth mit Heftigkeit allen Widerſpruch, und ſo mußte man ſich lediglich auf den lieben Gott verlaſſen, daß er den köſtlichen Pfeil zu ſeinen Dienern lenken werde. Darum flehten ſie mit brünſtigen Gebeten; doch ſtützten ſie ſich darauf nicht allein, ſondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir ſelbſt, ſo wird dir Gott helfen!“ ſandten ſie an dem Tage, da der Pfeilſchuß geſchehen ſollte, zwey liſtige und bey dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben, und den ſchwachen, zitternden Mann unbemerkt in eine ſolche Stellung zu bringen, daß der Pfeil ſeinen Weg nach der Gegend des Kloſters nehmen müſſe.

Der Ritter ließ ſeinen Bogen ſpannen und ſich auf den Söller des Schloſſes tragen, um von dort aus den Erbſchuß zu thun. Die, als Stimmhämmer, abgeordneten Mönche drängten ſich ſchmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlauheit, ihn ſo zu wenden und zu richten, daß der abgeſchoſſene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil ſchnurſtracks dem Kloſter zuflog.

Der Abt und ſeine Jünger ſtanden, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie ſahen den Pfeil kommen, jubelten laut, und tanzten ihm entgegen. Er ſenkte ſich gemach zu ihnen herab; Dionyſius ſtreckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er ſich wieder, flog ſauſend bey dem Kloſter vorbey, und ſank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte ſaß, leicht und ſanft, wie ein Roſenblatt, in den Schooß.

Und in dieſem Augenblicke verſchied der Ritter auf derſelben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Geſchichte vernahm, der freute ſich, daß Gott ſo gerichtet, und die heimtückiſchen Anſchläge der Kloſterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schloſſe, das Olf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemählde gezeigt, das jene Begebenheit darſtellte. Man ſah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichſam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederſchwebender Engel ergriff ihn, um ſeinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheiſchte, zu der Verſtoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.

IV.

Liebe und Frauenhaß.

Eduard, ein junger Mann in Berlin, betrachtete die Fluth der Unfälle, die ſich im Herbſt des Jahres 1806 über Stadt und Land ergoß, als ganz unbedeutend gegen ſein eigenes ſchreckliches Unglück, daß eben damahls ſeine Geliebte von ihrem grämlichen Vormunde unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Er ging täglich einige Stunden lang vor dem Staatsgefängniſſe der ſchönen Julie vorüber, und hoffte von Augenblick zu Augenblick, ſie wenigſtens an einem Fenſter zu ſehen; aber die feſtzugezogenen Vorhänge bewegten ſich ſo wenig, als Mauern. Das ärgerte ihn unausſprechlich; doch war niemand daran Schuld als er ſelbſt. Herr Elias Wipper, der Vormund, hatte ſeine Mündel bloß darum, mit Beyſtand des gerichtlichen Armes, der nachſichtigen Obhuth einer Baſe entnommen, und im tiefſten Hinterzimmer ſeines Hauſes eingekerkert, damit aller Verkehr zwiſchen Eduard und dem Mädchen auf immer abgebrochen und zerſtört werde.

Bey dieſem ſtrengen Verfahren hätte man glauben ſollen, es müßte gegen den Liebhaber viel einzuwenden ſeyn: doch das war nicht der Fall. Der alte Neidhart wußte dem wackern Jungen nichts Böſes nachzuſagen, und kannte ihn nicht einmahl von Perſon. Er wollte durch ſeine harten Maßregeln nichts anders bewirken, als daß ſich die junge, blühende Gefangene entſchließen ſoll-

ſollte, mit ihm, einem gichtbrüchigen Greiſe, vor den Altar zu treten, und ihn dadurch der Ausantwortung ihres beträchtlichen Vermögens, in welches er brünſtig verliebt war, zu überheben.

Von dieſer ſelbſtiſchen Abſicht ſtand freylich im Protokolle des Vormundſchaftsamtes kein Wort. Da war niedergeſchrieben: Herr Elias Wipper finde ſeine Mündel den größten Gefahren für ihre Tugend ausgeſetzt, ſo lange ſie ſich in dem Hauſe einer hochbetagten Matrone aufhalte, die, mit Schwachheiten und Gebrechen beladen, zur Ehrenhütherin eines ſiebzehnjährigen, lebhaften Mädchens wenig geſchickt ſey. Er trage deßhalb, von ſeinem Gewiſſen gedrungen, darauf an: daß Julie gerichtlich bedeutet werde, künftig im Hauſe ihres Vormundes ſtill und ehrbar zu wohnen, und allem Umgange mit der Außenwelt zu entſagen.

Auf dieſes Geſuch, das ſehr billig und

lobenswerth ſchien, erfolgte der erwünſchte Beſcheid, und der ſchlaue Gleißner, der ſeinen Eigennutz ſo künſtlich mit dem glänzenden Mantel des Pflicht- und Tugendeifers verdeckte, ward noch überdieß, als ein braver, gewiſſenhafter Mann, von tauſend Zungen geprieſen. Nur die getrennten Liebenden, die ſich im Hauſe der Baſe täglich ungehindert geſehen und geſprochen hatten, durchſchauten und verwünſchten ihn. Aber Julie mußte der gerichtlichen Anordnung gehorchen, und Eduard konnte nicht, als ihr Verlobter, öffentlich auftreten und ſie in Schutz nehmen: denn, ohne Amt und Einkünfte, lebte er von den Wohlthaten eines begüterten Oheims, den er einſt, wenn er ſich klug aufführte, beerben ſollte.

Es war aber, nach Oheim Rohrdommels Meinung, ein höchſt unkluges Beginnen, wenn man ſich verliebte. Er, ein erklärter Weiberfeind, behauptete: ein Mann, der glücklich leben wolle, müſſe nicht heirathen, wenigſtens nicht vor dem ſechzigſten Jahre, damit ihn der Tod bald wieder aus den Folterbanden der Ehe befreye. Dieſen Grundſatz predigte er ſeinem Neffen faſt täglich, und der junge Menſch mußte, wenn er einen gnädigen und freygebigen Oheim behalten wollte, die Miene annehmen, als ſey er mit ihm über dieſen Punkt völlig einverſtanden.

Herr Rohrdommel war ein kleines, eingedorrtes, aber überaus hitziges Männlein, das von Leuten, die einigen Genuß von ihm hatten, durchaus keinen Widerſpruch litt. Wagten ſolche Vaſallen ſeines Reichthums gegen ihn den beſcheidenſten Einwand, ſo ſtrampelte er, wie beſeſſen, mit Händen und Füßen, kollerte wie ein Truthahn, und ſprang wohl gar, gleich einer wilden Katze, dem Gegner nach dem Geſichte. Uebrigens war er bieder und gut, liebte ſeinen Neffen ungemein, und wäre für ihn durch ein Feuer gelaufen. Nur in der gegenwärtigen Liebesſache ließ ſich von ihm weder Rath noch Verſtand erwarten. Sie mußte im Gegentheil ſorgfältig vor ihm verheimlichet werden, weil er ſonſt wahrſcheinlich mit dem Vormunde, den er ſeit langer Zeit kannte, ein gefährliches Schutz- und Trutzbündniß errichtet hätte.

So ſtand Eduard ganz verlaſſen, und es war ihm ſogar alle Gelegenheit zu einem Briefwechſel mit Julien abgeſchnitten. Des Vormunds Haus, das er allein bewohnte, glich einer unüberwindlichen Feſtung. Es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß die dreyfach verſchloſſene und verriegelte Thür ein einziges Mahl um ihre Angeln bewegt wurde. Klingelte jemand, ſo ſteckte ein alter, verdrießlicher Aſchenbrödel, der einem Drachen ähnlicher ſah, als einem Menſchen, ſeine Naſe durch eine zollbreite Oeffnung,

Univ.-Bibl.
München

und begann mit dem, der einwandern wollte, ein haarſcharfes Verhör. Beſtand der Fremdling nicht, wie er ſollte, ſo ward er mit Schimpf abgewieſen. In der Regel waren nur vortheilhafte Geldgeſchäfte ein gültiger Paß, der Einlaß verſchaffte. Einsmahls machte Eduard einen Verſuch, ob ein Brief an Julien Eingang finden würde. Er ſchrieb, unter dem Nahmen einer ihrer Freundinnen, ein paar gleichgültige Zeilen, und übergab ſie einem Knaben zur Beſtellung. Der Junge kam unverrichteter Sache zurück, und klagte mit weinenden Augen: das Brieſchen ſey nicht angenommen worden, man habe ihm aber dennoch zum Bothenlohn eine gewichtige Ohrfeige verabreicht.

Bey allen dieſen ungünſtigen Umſtänden mußte ſich Eduard den Zügel der Geduld anlegen, und ſich auf die fruchtloſen Wanderungen in der Gegend der vormundſchaftlichen Baſtille beſchränken.

Eines Tages war er eben dort auf den Beinen, als ein franzöſiſches Infanterie-Regiment in die Stadt einrückte. Die rauſchende Feldmuſik, die tauſend Andern, denen ſie unwillkommenen Beſuch in ihren Wohnungen ankündigte, höchſt widrig klang, machte auf ihn, der keinen eigenen Herd hatte, und daher vor unerfreulichen Tiſchgenoſſen geſichert war, einen angenehmen Eindruck. Er folgte der Heerſchaar zum Wilhelmsplatze, wo die dort aufgeſtellten fünf Standbilder altpreußiſcher Helden mit Unmuth anzuſehen ſchienen, daß ein fremdes, bewaffnetes Kriegsvolk in der Hauptſtadt des von ihnen ruhmvoll vertheidigten Landes erſchien, und mit Quartierzetteln verſorgt wurde. Jauchzende Gaſſenbuben erbothen ſich zu Wegweiſern, trabten luſtig, mit den ausgetheilten Panisbrieſlein in der Hand, dahin und dorthin vor einzelnen Soldaten her, und glaubten damit ein ſo verdienſtliches Werk zu thun, daß ſie dafür von den Hausvätern, denen ſie die Gäſte zuführten, ein Geſchenk verlangten, und ſich laut über Undank beklagten, wenn ſie mit ſchnöden Worten, oder gar noch ſchlimmer, belohnt wurden.

Schon hatte ſich beynahe das ganze Regiment zerſtreut, und eilte nach ſeinen Quartieren. Nur wenige der Waffenmänner entbehrten noch eines Führers, und ſahen ſich darnach um. Einer derſelben ging auf Eduarden zu, überreichte ihm ſein Quartierbillet, und bat um Auskunft, wohin er ſeinen Weg zu richten habe. Eduard nahm das Blättchen in die Hand, und las mit ſonderbarer Ueberraſchung: „Herr Elias Wipper, Friedrichsſtraße Nro. .... Einen Mann.“ Zufällig war alſo der Soldat vor die rechte Schmiede gekommen. Ihm konnte das in Frage ſtehende Haus niemand zuverläſſiger anzeigen, als der, an den er ſich deßhalb gewandt hatte.

Gedankenvoll, und noch immer das anziehende Blättchen beſchauend und leſend, ſchritt Eduard quer über den Heldenplatz nach der Mohrenſtraße zu, um den Franzoſen auf dem nächſten Wege nach Wippers Hauſe zu leiten. Aber kaum war er bey dem ſteinernen General Ziethen vorbey, als er, von einem abenteuerlichen Einfall ergriffen, raſch umkehrte. „Wir kommen auf jener Seite näher," ſprach er zu ſeinem Begleiter, und entfernte ihn im Gegentheil von ſeinem Quartiere, indem er ihn die Wilhelmsſtraße hinauf, unter den Linden entlang, am Luſtgarten vorbey, über den Schloßplatz hinweg, bis in die Mitte der Königsſtraße führte. Der Franzoſe, der von einem langen Marſch ermüdet und hungrig und durſtig war, fragte jetzt mit einiger Ungeduld, ob ſein Quartier noch weit entlegen ſey. „Wir haben noch kaum den halben Weg zurück gelegt, mein Freund!" antwortete ſein Irrwiſch.

„Aber laſſen Sie uns hier eine Station machen, und ein Glas Wein zuſammen trinken.“ Ein ſolches Anerbiethen ſchlägt kein Franzmann aus. Sie gingen alſo mit einander in die nächſte Weinſtube.

Hier ließ Eduard ſeinem Gaſt eine Flaſche guten Franzwein auftragen, und, als dieſe getrunken war, eine zweyte folgen. Der Soldat dachte bey dieſem Zeitvertreibe nicht weiter an ſein Quartier; aber Eduard deſto mehr. Er ſtand auf, bezahlte in der Nebenſtube die Zeche, ſchlich mit dem Quartierbillet, das er an ſich behalten hatte, aus dem Hauſe, und überließ den Soldaten, der indeſſen bey ſeinem flüſſigen Landsmanne ruhig ſitzen blieb, dem verdrießlichen Schickſale, am Ende nicht zu wiſſen, wohin er ſein Haupt legen ſollte.

Eduard kaufte im nächſten Bandladen eine dreyfarbige Cocarde, und flog dann zu ſeinem vertrauteſten Freunde. „William, beſter William!" rief er, „ſchaff mir ſogleich einen alten dreyeckigen Hut, einen grauen Mantel, einen Torniſter, einen Säbel, und eine Muskete!"

William, ein ernſter, bedachter Rechtsgelehrter, ſah ihn mit großen Augen an, und es ward ihm bey dieſen ſeltſamen Forderungen etwas unheimlich zu Muthe.

„Du hältſt mich für wahnſinnig;" ſagte Eduard: „ich bin aber eben heute recht klug. Sieh einmahl dieß Quartierbillet! Ich hab' es einem franzöſiſchen Soldaten abgeliſtet, und, mit Hülfe dieſes mächtigen Talismans, will ich in Wippers feſte Burg eindringen, und, ihm zum Trotz, Julien ſehn."

William beſtritt dieſes Wageſtück als gefährlich; aber ſein Freund war gegen alle Einwendungen taub, und drang auf kriegeriſche Ausrüſtung. Es mußte Rath geſchafft werden. Ein alter Sarraß und eine Flinte waren im Hauſe vorhanden. Den Hut, den Man-

Mantel und den Ranzen kaufte Williams verſchwiegener Bedienter in einer Trödelbude, deren Inhaber ihn nicht kannte. Alle drey Stücke hatten zu ihrem Zweck ein treffliches Anſehen. Beſonders war der Hut ein ſo plattes und brandgelbes Weſen, und griff, wenn man ihn auf den Kopf ſetzte, ſo keck nach den Schultern hinab, daß man darauf geſchworen hätte, er müſſe viele Jahre lang in einem franzöſiſchen Linienregimente gedient haben. Als ſich Eduard damit bedeckt, den kurzen Mantel mit Aermeln angezogen, und ſich überhaupt in marſchfertigen Stand geſetzt hatte, erhob William, ſo ſtill und ernſthaft er ſonſt war, ein ausgelaſſenes Gelächter und Händeklatſchen, und ſagte: „Wahrlich, du ſiehſt aus, als hätteſt du ſchon in dreyßig Schlachten gefochten!"

So kam die Abenddämmerung heran: der Zeitpunkt, den Eduard erwartet hatte. Er machte ſich nun auf den Weg in ſein romantiſches Quartier, nachdem er zuvor ſeinen Freund beſchworen hatte, ihn nicht zu verrathen. Schon ſah er Wippers Haus von weitem, als er noch einen Knaben, der ihm begegnete, zum Wegweiſer aufrief, um ſich durch dieſe Geleitſchaft vollends ganz das Anſehen eines wildfremden Menſchen zu geben.

„Aber Monſieur ſchenken mir doch etwas?" ſagte der Knabe.

„Das iſt des Wirths Schuldigkeit!" antwortete Eduard, der ſich gleich an der Thür einen luſtigen Auftritt zubereiten wollte.

„Ach, lieber Monſieur, die Wirthe geben nichts!" verſetzte der Kleine.

„Mordio! ſie geben nichts?" fuhr Eduard auf. „Iſt's etwa den deutſchen Philiſtern keine Ehre, einen franzöſiſchen Soldaten zu beherbergen? — Fordre du herzhaft ein Trinkgeld! Es muß dir werden."

Es verſteht ſich, daß er dieſe Worte nicht, wie ein geborner Deutſcher, leicht und glatt hinſprach, ſondern ſchwerfällig und gebrochen, wie ſich Ausländer gewöhnlich vernehmen laſſen.

So kamen ſie ans Haus. Der Knabe zog die Klingel. Es währte eine geraume Zeit, ehe ſie ein Paar Pantoffeln die Treppe herab ſchlarfen hörten. Eduard erſchütterte jetzt, wie ein ungeduldiger Bramarbas, mit ſeinem Muskedonner die Hausthür.

„Ho! ho!“ rief inwendig die alte Köchin Rebecka. „Iſt das wüthende Heer draußen?“

Murrend ſchob ſie drey Riegel zurück, ſchloß auf, öffnete jedoch die Thür nur ſo weit, daß ſie ihr Lämpchen auf Kundſchaft hinaus ſchicken konnte.

„Einquartierung!“ ſagte der Knabe, und Eduard ſtieß die ungaſtliche Thür angelweit auf.

„Herr meines Lebens!“ ſeufzte Rebecka. „Hat denn das Elend nimmer ein Ende?“

„Ein Trinkgeldchen, werthe Madame!“ flüſterte bittlich der Wegweiſer.

„Da haſt du eins!“ ſchnob ſie, und ſchlug grimmig nach ihm. Aber der behende Burſch, der ſich ſchon auf ſolche Münze gefaßt hielt, zog ſeinen Kopf unberührt zurück.

„Sehn Sie, Monſieur!“ ſprach er kläglich. Eduard reichte ihm ein Stück Geld. Er ſprang vergnügt damit fort.

Mit finſterm Geſicht und zornigem Geraſſel brachte Rebecka die Schlöſſer und Riegel wieder in Ordnung, und ſchlappte murrend die Treppe hinauf. Eduard folgte ihr mit unruhigem Herzklopfen. Sie ging nach der herrſchaftlichen Wohnſtube, trat hinein, ohne mit ihm über den Vortritt zu complimentiren, und ſagte: „Schöne Wirthſchaft! Da führt uns der Teufel noch in ſtockfinſterer Nacht Einquartierung auf den Hals!" — Herr Wipper, der im Schlafrock und mit einem Lichtſchirm über den Augen, an ſeinem Schreibtiſche ſaß, erhob ſich wild, und griff mit unhöflicher Haſtigkeit nach dem Quartierbillet, das ihm Eduard darreichte. Und indem ſich dieſer zugleich in franzöſiſcher Sprache entſchuldigte, daß er noch ſo ſpät die Ruhe des Hauſes ſtöre, trat Julie, mit einem Lichte in der Hand, durch eine Nebenthür herein, und erſchrak über die bekannte Stimme, die unter dem fremden, häßlichen Hute hervor tönte, ſo heftig, daß ſie einen Schrey ausſtieß, und zurückfuhr.

„Liebchen, entſetze dich nicht!" ſagte Herr Wipper. „Wir müſſen dieſe Landplage mit chriſtlicher Geduld ertragen."

Eduard zog den entſtellenden Filz ab, und verbeugte ſich gegen Julien. Sie kannte ihn. Ihr Geſicht erglühte. Er aber, um des Vormunds Aufmerkſamkeit von ihr abzulenken, wandte ſich ſchnell wieder zu Jenem, und ängſtigte ihn mit einem Schwall franzöſiſcher Worte.

„Schon gut!“ rief Elias mit abwehrender Hand. „Ich verſtehe Seinen Wiſchwaſch nicht.“

„Ich aber verſtehe Ihre Sprache!“ verſetzte Eduard deutſch.

„So?“ ſagte der Vormund, etwas unangenehm überraſcht.

„Das iſt auch kein Wunder;“ fuhr Jener fort. „Wir gehen ja lange genug in Deutſchland ein und aus.“

„Ihr bezahlt aber Eure Sprachmeiſter übel!“ ſagte Wipper. „Doch wozu das hohle Geſchwätz? — Rebecka, bringe Sie den Menſchen in ſein Behältniß!“

Julie hatte Mühe, ſich in gleichgültiger Faſſung zu erhalten. Eduards Verwandelung in einen gemeinen franzöſiſchen Soldaten war ihr ein banges Räthſel. Um ſie ſo viel als möglich zu beruhigen, ließ er, indem ſich der Vormund jetzt wieder an ſeinen Schreibtiſch ſetzte, einen heitern Troſtblick zu ihr hingleiten, und folgte dann der vor ihm her wandelnden Lampe, die ihn in ein wüſtes und unſauberes Kämmerlein führte. Doch er nahm das Neſt ohne Widerſpruch in Beſitz.

„Begehrt man heute noch etwas?" brummte die Alte verächtlich.

„Nichts, als Waſſer und Tinte!" ſagte Eduard.

Herr Wipper, der indeſſen befürchtet hatte, daß Küche und Keller ſtark in Anſpruch genommen werden würden, war ſeelenfroh, als ihm die Köchin dieſe Antwort überbrachte. „Das muß ein Gelehrter ſeyn!" rief er aus. „Nun, wenn er morgen ohne Frühſtück wieder fortgeht, ſo kommen wir dießmahl mit einem blauen Auge davon."

Eduard hatte ſeinen Torniſter mit Speiſen und Wein gefüllt, und konnte daher auf hauswirthliche Beköſtigung leicht Verzicht thun. Rebecka verſah ihn hurtig mit Waſſer und Tinte, damit er ſich nicht etwa bey längerm Verzug anders beſinnen ſollte. Er hingegen erfreute ſie jetzt noch ſogar durch die Erklärung, daß er keines Frühſtücks bedürfe. Dieſe Höflichkeit erwiederte ſie mit dem freundlichſten Anwunſch einer guten Nacht.

Er ſetzte nun für Julien die Geſchichte ſeines Soldatenſpiels auf, und ſchloß mit der Betheuerung: er werde dieſe Maske nicht eher ablegen und aus dem Hauſe weichen, bis er die Genehmigung ihrer Heirath von dem Oheim und dem Vormund erzwungen habe. Mit dieſem Blatte ſtellte er ſich an die halbgeöffnete Thür, und erwartete mit Zuverſicht, daß Julie bald eine ſchickliche Gelegenheit ergreifen würde, ſich auf dem Gange ſehen zu laſſen.

Er hatte nicht falſch gerechnet. Sie kam, als hätte ſie da ein häusliches Geſchäft zu verrichten; ihre Augen ſuchten und fanden den Lauerer; doch da ſie, wegen der Nähe des Vormunds, keinen Laut wagen durfte, ſo drückte ſie bloß durch Geberden ihre Verzweifelung aus: denn ſie glaubte wirklich, Eduard habe ſich bey der feindlichen Armee anwerben laſſen. Aber mit lachendem Geſichte flog er ihr entgegen, reichte ihr das Blatt, und ſchlüpfte mit leiſen, unhörbaren Schritten in ſeine Kammer zurück.

Die Nacht hatte für ihn bleyerne Flügel, und beſtrafte einiger Maßen ſeinen Muthwillen. Er brachte ſie ſchlaflos und unbequem auf einem Stuhle zu, weil er ſich nicht entſchließen konnte, von dem vorhandenen Bette, deſſen Beſchaffenheit nicht einladend war, Gebrauch zu machen. Am Morgen ſagte er zu Rebecken: ſein Regiment habe in Berlin einige Raſttage; er werde aber den Herrn Wirth in keine Unkoſten ſetzen, ſondern immer außer dem Hauſe ſpeiſen. Wipver konnte ſich über dieſe Großmuth, als ſie ihm von ſeiner Köchin gemeldet ward, nicht genug verwundern. „Dieſer brave Soldat," ſprach er ſchmunzelnd, „iſt ein ſeltener Phönix, den ich bis ans Ende des Krieges bey mir zu haben wünſchte, wenn ich nähmlich dadurch von andern unartigen Gäſten befreyt bliebe." —

Eduard ging aus, um bey ſeinem Freunde zu erfahren, ob ihn der Oheim (der ihn, als ſeinen Hausgenoſſen, ſogleich vermißt haben mußte) dort geſucht habe. Ehe er aber noch Williams Wohnung erreichte, kam ihm Herr Rohrdommel auf einem Miethpferde entgegen geſprengt, und hätte ihn bey einem Haare, ohne ihn zu kennen, über den Haufen geritten. Neben ihm jagte ein Polizeydiener, den er aufgefordert hatte, ihm ſeinen verlorenen Neffen ſuchen zu helfen. Sie waren im Begriff, den Thiergarten zu durchſtreifen, und in Charlottenburg Hausſuchung zu halten, weil ſich Eduard bisweilen an dieſen Orten vergnügte.

In einer andern Straße ſtand der Soldat, den er Tages vorher auf Irrwegen geführt hatte, im Kreiſe einiger Cameraden, und ſprach ſehr lebhaft mit ihnen. Eduard verhüllte ſich das halbe Geſicht mit dem Taſchentuche, als hätte er Zahnſchmerzen, und trat dann keck zu der kleinen Geſellſchaft, die ihn für einen ächten Kriegsmann hielt, und ſich ſeinen vertrauten Zutritt unbedenklich gefallen ließ. Sein Weingaſt hatte eben erzählt, wie er ums Quartierbillet gekommen war, und ſchilderte nun das ihm daraus entſtandene Ungemach. „Ich ſaß bis Abends um zehn Uhr im Weinhauſe," ſprach er, „und wartete, wie ein Narr, auf den Narren, der mich dort im Stiche gelaſſen hatte. Wo ſollt' ich nun mein Quartier ſuchen? Ich hatte den verdammten Zettel nicht angeſehn, wußte weder Straße, noch Haus, noch

Wirth, und irrte ſo die halbe Nacht in der Stadt umher. Niemand nahm mich ein; niemand gab mir einen Biſſen Brod. Endlich ward ich von der Runde aufgegriffen. Ich mußte bis an den Morgen in der Hauptwache bleiben, und komme jetzt aus dem Einquartierungs-Büreau, wo ich nach vielen Weitſchweifigkeiten und Verweiſen ein neues Billet erhielt. Man warnte mich derb, es beſſer in Acht zu nehmen; und wahrlich! nicht der Kaiſer ſoll mir's eher anrühren, bis ich Dach und Fach habe!"

Der horchende Unglücksvogel griff in ſeine Taſche, gab dem armen Schlucker einen harten Thaler, und murmelte aus dem Tuche hervor: „Camerad, ich fand dieß Geld vorhin auf der Gaſſe; nimm es hin, und ertränke deinen Verdruß in Wein!" Das geſagt, entfernte er ſich ſchnell. Die Franzoſen ſahen ihm, wie einer Wundererſcheinung, mit ſprachloſem Erſtaunen nach.

Er eilte zu William. „Du haſt mir eine ſehr unruhige Nacht zugezogen;“ ſagte Dieſer. „Gegen zwölf Uhr, als ich eben zu Bett gehen wollte, ſtürmte die Hausglocke. Es ward zugleich mit Hand und Fuß an die Thür gedonnert. Kurz darauf ſtürzte dein Oheim zu mir herein, und fragte keuchend, ob du hier ſeyſt, oder ob ich deinen Aufenthalt wiſſe. Ich ſagte nein. Er ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, brach in ein Jammergeſchrey aus, riß mich unwiderſtehlich mit ſich fort, ſetzte zehn oder zwölf Kaffee- und Weinhäuſer, wo er dich zu finden glaubte, in Alarm, und rief zuletzt die Polizey zu Hülfe: denn er ließ ſich nun nicht ausreden, daß du unter Räuber und Mörder gefallen ſeyſt. Ich machte mich jetzt von ihm los; aber der gute, von Angſt und Kummer gefolterte Mann dauerte mich in einem ſolchen Grade, daß ich ihm beynahe den ganzen Handel entdeckt hätte.“

„Das wär' ein ſchönes Freundſchaftsſtück geweſen!“ rief Eduard.

„Nun, ich habe geſchwiegen;“ ſagte William. „Aber ich bitte dich, wie weit willſt du die Geſchichte treiben? Soll ſich dein Oheim über dich zu Tode grämen?“

„Nein, er ſoll nur ſo geſchmeidig werden, daß er in meine Verbindung mit Julien willigt.“

„Und dahin denkſt du den Ehefeind auf dieſem Wege zu bringen?“

„Unfehlbar, wenn du nur noch vier und zwanzig Stunden reinen Mund hältſt.“

„Wohl! das ſoll geſchehn. Beſtürmt er mich aber dann noch einmahl in ſolcher Verzweiflung, wie in der vorigen Nacht, ſo kann ich durchaus nicht länger ſchweigen.“ —

Eduard pflegte nun ſeines Leibes durch Speiſe, Trank und Schlaf, und rüſtete ſich ſo zu der langweiligen Nachtwache, die ihm auf einem harten Stuhle bevorſtand. Als er aber in ſein Quartier zurückkam, führte ihn Rebecka in ein nettes Stübchen, wo ein gutes Bett für ihn aufgeſchlagen war. Er fragte nach der Urſache dieſer Veränderung. „Der Herr hat's ſelbſt ſo angeordnet," antwortete Rebecka. „Unſer Soldat, ſagt' er, iſt ein Menſch von feinen und beſcheidenen Manieren, und vermuthlich hübſcher Leute Kind: wir wollen auch ein Uebriges thun, ſagt' er, und ihn beſſer quartieren und betten, als ſeine Vorgänger, die manchmahl gern unſer Hab' und Gut auf Eine Mahlzeit verſchlungen hätten. Und wie nun der Herr das geſagt hatte, da war's eine Luſt zu ſehen, wie geſchäftig Mamſell Julie Kiſten und Kaſten aufſchloß, Bett- und Leinenzeug herausgab, und hier im Stübchen alles ſelbſt mit ſchichten und richten half. Ja, Herr, darauf können Sie ſtolz ſeyn! Das liebe Kind hat bis jetzt noch keinem Einquartierten zu Gefallen einen Finger geregt."

„Viel Ehre für mich!“ ſprach Eduard. „Mamſell Julie iſt wahrſcheinlich die Tochter des alten Herrn?“

„Ey bewahre!“ verſetzte Rebecka mit einer wichtigen Miene. Darauf ſah ſie ſich um, ob jemand horche, trat näher, und flüſterte ihm traulich ins Ohr: „Nicht ſeine Tochter — ſeine Braut! Sie zimpert zwar noch ein wenig, wie die jungen Mädchen thun; doch die Sache wird richtig, und wenn Sie noch eine Weile in Berlin bleiben, ſo können Sie mit bey der Hochzeit ſeyn.“

„Das hoff' ich,“ erwiederte Eduard.

Sie both ihm jetzt Ehren halber ein Abendeſſen an. Er dankte dafür. Sie trat vergnügt ab, kam aber bald wieder, und ſagte: Herr Wipper trage großes Verlangen, mit ihm ein wenig zu plaudern, und bitte um ſeinen Beſuch. Er folgte fröhlich der Einladung, und hatte das ſo lange entbehrte

behrte Glück, zwey Stunden lang in Juliens Augen, wie in einen Himmel, zu blicken. Es ward viel Liebes und Gutes mit den Augen geſprochen; die mündliche Unterhaltung aber führte Herr Wipper mit nichts als Klagen über die Unerſättlichkeit der bisher gehabten Einquartierung. Dagegen überhäufte er ſeinen gegenwärtigen Gaſt mit Lobſprüchen, und ließ ſich nicht träumen, daß ihm ſein geprieſener Held mehr Verdruß machen würde, als alle die andern, über die er ſich bitter beſchwerte.

Als Eduard am folgenden Morgen ausging, flammten an allen Straßenecken feuerfarbene Bogen Papier vom größten Formate, auf welchen gedruckt ſtand:

Fünfhundert Thaler zu gewinnen!

Es wird ſeit vorgeſtern ein junger Menſch vermißt — (Hier folgte eine ausführliche Beſchreibung von Eduards Geſtalt und gewöhnlicher Kleidung.) Wer von ihm ſichere Nachricht geben kann, empfängt obgedachte Belohnung bey

Daniel Rohrdommel.

Denſelben Aufruf fand Eduard bey William in der Zeitung; mit dem erfreulichen Zuſatz: „Wenn ſich der junge Mann, den ſein Oheim mit dem größten Leidweſen vermißt, noch am Leben befindet, ſo wird ihm die unbedingte Bewilligung aller ſeiner Wünſche, ohne Ausnahme, hiermit öffentlich zugeſichert.“

„Triumph! mein Spiel iſt gewonnen!“ rief Eduard. „Nun, Freund, geh hin zu meinem lieben Oheim, und ſag' ihm: ich ſey aus Verzweiflung über ſeinen Weiberhaß, der meiner Verbindung mit Julien bisher im Wege geſtanden, Soldat geworden, und habe mich in Wippers Haus einquartieren laſſen.“

„Nichts als Finten und Ränke!“ murrte William. „Du kennſt meine Abneigung dagegen, und wozu ſind ſie noch nöthig? Dein Oheim hat ja in der Zeitung erklärt, daß er deine Wünſche erfüllen wolle.“

„Das iſt mir nicht genug!“ verſetzte Eduard. „Er muß mich in dieſer traurigen Verfaſſung ſehen, muß ſich im Geiſte vorſtellen, wie ich heut oder morgen in die Schlacht ziehe, und vom Donner der Geſchütze niedergeſchmettert werde. Dann bewilligt er alles, und heirathete wohl ſelbſt auf der Stelle, wenn ich durch kein anderes Mittel zu retten wäre. Weiß er mich aber außer Gefahr, ſo tritt er, wie man zu ſagen pflegt, auf die Hinterbeine, und es bleibt alles beym Alten.“

„Das fürcht' ich ohnedieß;“ ſagte William. „Der Oheim wird ſich durch dein Blendwerk nicht täuſchen laſſen.“

„Er wird es!“ ſprach Eduard feſt. „Er

iſt kein ſonderlich verſchlagener Kopf, und verſieht ſich von mir keiner Ränke, weil ich biſher, ohne Ruhm zu melden, immer ehrlich und aufrichtig mit ihm umging."

William ließ ſich hierauf bewegen, den Gang zum Oheim zu thun, und Eduard begab ſich ſtracks wieder in ſein Quartier, um dort die Löſung des Knotens zu erwarten.

Nach Verlauf einer Stunde hörte er im Hauſe die Stimme des Oheims. Er fragte haſtig nach dem einquartierten Soldaten, und wollte vor Ungeduld zu allen Thüren hinein, ungeachtet ihm Rebecka zehnmahl die rechte zeigte. Eduard warf ſich ſchnell auf einen Stuhl, und legte, wie tiefſinnig, den Kopf auf die Sorgenſäule des Armes.

„Unglückskind!" ſchrie Herr Rohrdommel, indem er mit offenen Armen herein ſtürzte. Eduard fuhr auf, wie ein Träumender, und ſeufzte tief. Der Oheim drückte ihn an ſeine Bruſt, und vergoß Ströme von Thränen. „Lieber, böſer Junge, ich danke Gott, daß ich dich wieder ſehe!" ſprach er ſchluchzend. „Aber in welcher elenden Knechtsgeſtalt find' ich dich hier! Haſt du denn wirklich, als gemeiner Soldat, zur Fahne des Feindes geſchworen?"

„Ja, Herr Onkel, ſchon vorgeſtern."

„Oh weh! o weh! warum haſt du mir das gethan?"

„Ich ſuche den Tod; ich kann ohne Julien nicht leben."

„Weibernarr! Jungfernknecht!" brauſte Rohrdommel auf, und ſtieß ihn von ſich. „Geh zum Teufel, laß dich todt ſchießen, du biſt keines beſſern Schickſals werth!" Er lief bey dieſer Verwünſchung, wie unſinnig, auf und ab, ſchlug Schnippchen mit den Fingern, warf den Hut auf den Kopf, und riß die Thür auf, als ob er im Zorne fortrennen wollte. Doch plötzlich fiel er ſeinem

Neffen wieder um den Hals, und rief: „Nein, nein, ich laſſe dich nicht! Ich muß dich wieder haben, und ſoll mich's Haus und Hof koſten!"

„Das rettet mich nicht, lieber Onkel! Aber einige Federzüge geben mich Ihnen zurück."

„Goldjunge, Papier her! Ich will zehn Rieß voll ſchreiben. Sage nur, was?"

„Eine feyerliche Bewilligung für mich, das Mädchen zu heirathen."

„Pah! was werden die franzöſiſchen Generale darnach fragen!"

„Allerdings! Denn ich nahm Dienſte unter der Bedingung, daß ich in dieſem Falle ſogleich meinen Abſchied wieder erhielte." —

Mit rollenden Augen und wilden Schritten durchkreuzte Herr Rohrdommel von neuem die Stube, und ſchnalzte dazu mit den Fingern. Indeſſen nahm Eduard, wie aus langer Weile, ſein Gewehr in die Hand, zog den Hahn auf, ſetzte ihn wieder in Ruhe, und ließ den Ladeſtock in den Lauf hinab klirren.

Dieſes ſtumme Spiel dauerte einige Minuten. Dann rief der Oheim mit trotziger Stimme: „Papier her!"

„Sie wollen mich alſo glücklich machen?" ſprach Eduard freudig.

„Ja, auf vier Wochen! — Dann wird der geplagte Ehemann zum zweyten Mahl unter die Soldaten laufen, um nur von der Frau wieder loszukommen."

Eduard lachte; doch des Oheims ernſtes Geſicht ſchien verſteinert, und heftig rief er nochmahls: „Papier her!"

„Gleich, beſter Onkel! Laſſen Sie uns aber zuvor mit Juliens Vormund unterhandeln; denn auch deſſen ſchriftliche Genehmigung muß ich bey dem Regimente vorzeigen."

„Und wenn er ſie verweigert? Was wird dann?“

„So bleibe ich Soldat, und ziehe morgen gegen die Ruſſen.“ —

Der gute, leichtgläubige Mann, der ſchon einen Schwarm Koſaken auf ſeinen Liebling anſprengen ſah, eilte fort nach dem Zimmer des Vormunds, und brach ohne Anklopfen hinein. Herr Wipper und Julie, die eben bey Tiſch ſaßen, erhoben ſich beſtürzt. „Geſegnete Mahlzeit, alter Freund!“ rief Rohrdommel. „Ich kann Euch nicht helfen, ich muß Euch ſtören; mein Anbringen leidet keinen Verzug.“

„Und worin beſteht es denn?“ fragte Wipper.

„In der kurzen und runden Bitte, Eure Mündel dem Burſchen da zur Frau zu geben.“ —

Der Vormund erſtarrte zu einer Säule, und ſah dem Freywerber ſteif in die Augen.

„Macht geſchwind! Euer Eſſen wird kalt.“

„Wohl wahr!“ ſagte Wipper, mit einem ſehnſüchtigen Blick nach der Schüſſel. „Drum ſcheint mir Euer Scherz ſehr zur Unzeit angebracht.“

„Ey, zum Teufel! wer ſcherzt denn?“

„Wer kein Narr iſt!“ verſetzte der Vormund ganz barſch. „Denn nur ein Narr könnte im Ernſt von mir fordern, ein Mädchen mit zwanzig tauſend Thalern einem fremden, gemeinen Soldaten an den Hals zu werfen.“

„Nun, ich bin der Narr!“ ſchrie Rohrdommel. „Ich fordre das im Ernſt, und ich rath' Euch, Alter, ſprecht mir nicht verächtlich von meinem Neffen!“—

Ein ſchrecklicher Blitzſtrahl erhellte jetzt dem Vormunde das Dunkel der Geſchichte. Er ſah mit Entſetzen, daß der Wolf in den Schafſtall geſchlichen war, und ſträubte ſich mit den heftigſten Worten und Geberden, ihm das geliebte Lämmchen zu überlaſſen. „Und wollt' ich auch einwilligen," ſprach er am Ende, „ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß die verſtändige Julie die Hand des jungen Abenteurers ausſchlagen, und ſich lieber mit einem geſetzten Manne von reiferm Alter verbinden wird. Nicht wahr? mein Liebchen!"

Er blickte ſie bey dieſen Worten zärtlich an, und ſtreichelte ihr die Wangen; aber ſie ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg.

„Keine Antwort iſt auch eine Antwort!" ſagte Rohrdommel.

„Ja, ich ſehe wohl, ich bin verrathen und verkauft!" rief Elias. „Aber ich will mich, als Vormund, in meiner ganzen Macht zeigen. Ich gebe zu der abgekarteten Heirath durchaus nicht mein Jawort."

„Das wollen wir wohl ſehn!" ſchrie Rohrdommel, und faßte ihn an der Bruſt, und ſchüttelte ihn. „Ihr müßt Ja ſagen! Ihr habt nichts Erhebliches einzuwenden! Und wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zum Ziele legt, ſo gehen wir mit einander vor Gericht, und Eure Hartnäckigkeit ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen!“

Elias ſtutzte, doch kam das ſtreitige Ja noch nicht bey ihm zum Durchbruch. Rohrdommel, glühend wie eine Feuereſſe, packte ihn auf's neue, zog ihn gewaltſam in einen Winkel, und raunte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, die plötzlich ſein Geſicht mit der Farbe des Schreckens überzogen, und eine völlige Sinnesänderung bey ihm bewirkten. Man weiß nicht eigentlich, was ihm der Hitzkopf ins Ohr blies; aber es läßt ſich vermuthen, daß es Drohungen waren, die auf geheime Gaunerkniffe, wovon der habſüchtige Geldkautz in frühern Jahren nicht ganz rein geweſen ſeyn ſoll, Bezug hatten. Kurz, das Nothmittel (das man übrigens nicht leben kann) ſchlug an, und die beyden Alten entwarfen und unterſchrieben ſofort eine Urkunde, worin ſie in den bündigſten Ausdrücken ihre Einwilligung zum Eheverein der Liebenden ertheilten.

Mit dieſem Blatte lief der Scheinſoldat fort, um es, dem Vorgeben nach, ſeinem General vorzulegen, und ſich den Abſchied ausfertigen zu laſſen. Die Regimentskanzley war bey William. Da ward ein förmlicher Abſchied in franzöſiſcher Sprache geſchmiedet, mit erdichteten Nahmen unterzeichnet, und Williams großes Notariatsſiegel, auf welchem ſich zufällig ein Adler befand, darauf gedrückt. Die alten Herren, die kein Wort Franzöſiſch verſtanden, und die lateiniſche Umſchrift des Siegels nicht leſen konnten, waren leicht zu umnebeln, und nickten leichtgläubig mit den Köpfen, als ihnen Eduard den vorgeblichen Entlaſſungsbrief zeigte. Dem raſchen Oheim war es ſchon genug, daß er den theuren Neffen, der ſeine Maskentracht bey William abgelegt hatte, in bürgerlicher Kleidung zurück kommen ſah. Er ſprang, wie ein fröhliches Kind, ihm entgegen, und erdrückte ihn beynahe vor Freuden in ſeinen Armen.

So wurden Eduard und Julie ein Paar, und die junge ſchöne Frau that bald nach ihrer Verheirathung Zeichen und Wunder, indem ſie den rauhen Weiberfeind ſo von Grund aus bekehrte, daß er ihr bis auf den heutigen Tag ordentlich den Hof macht. Er, den man ſonſt nie in Geſellſchaft eines Frauenzimmers ſah, luſtwandelt oft mit ihr Arm in Arm unter der Linden; und neckt ihn darüber ein Bekannter, ſo ſagt er: „Ich war ein ungerechter Thor, daß ich ohne Einſchränkung ein Geſchlecht haßte, das freylich zum Theil aus böſen Sieben beſteht, aber dagegen auch wahre Engel aufweiſen kann. Denn, bey Gott! wer ein ſo treues, gutes, häusliches Weib hat, wie mein Neffe, der könnte mitten unter den Geiſtern des Himmels nicht glücklicher ſeyn."

V.

Sieg des Edelmuths.

Martin Zander, Obermeiſter und Oberalter der Fiſcherinnung im Dorfe Hagenau, war in ſeiner Art ein ſehr angeſehener Mann. Sein ſteinernes Haus erhob ſich mit einem brennenden Ziegeldache über ſtrohbedeckte Hütten, und wenn in der Mittagsſtunde rings umher kein Schornſtein rauchte, ſo ſtiegen doch aus dem ſeinigen die Dampfwolken des wohlbeſtellten Küchenherdes empor. Auch bezeugte des Ehrenmannes körperlicher Umfang unwiderſprechlich, daß er ſich nicht mit trocknen und ſchmalen Biſſen begnügte.

Bey dieſen Umſtänden ſpielte er in ſeinem Dörfchen, wo er zugleich das Schulzenamt verwaltete, eine große Rolle. Hinter ſeinem breiten Rücken afterredete zwar der Neid: er habe ſein Vermögen nicht durch redlichen Fleiß erworben, ſondern in ſeinen jüngern Jahren, da er noch behender war und die Taucherkunſt übte, einige Geldfäſſer, die zur Ladung eines verunglückten Schiffes gehört hätten, aus der Tiefe des Stromes heraufgehohlt, und heimlich an ſich behalten; doch dieſe Sage und mehrere von ihm umlaufende böſe Gerüchte verſtummten, ſobald er den Vollmond ſeines Angeſichts zeigte. In allen Hütten lauſchte man neugierig hinter den trüben Ochſenaugen der Fenſter, wenn er Sonntags, von ſeiner Ehehälfte begleitet, mit feyerlichen Schritten zur Kirche ging. Er trug dann gewöhnlich ein feines, braunes Kleid,

Kleid, das bis an die Kniegürtel herab mit gediegenen ſilbernen Knöpfen beſetzt war. Seine Gattin prunkte nicht minder, und in beyder Händen ſtrahlten prachtvolle Geſangbücher. Wer dem ſtattlichen Paare begegnete, wich ehrerbiethig auf die Seite, und verbeugte ſich; aber Herr Zander ſchritt kerzenſteif fürbaß, und berührte höchſtens das Zobelgebräme ſeiner Sammtmütze mit den Fingerſpitzen.

Ließ er ſich bisweilen herab, die ſonntägliche Geſellſchaft im Wirthshauſe zu beſuchen, ſo führte er das große Wort, und niemand durfte ihm widerſprechen. Er war, mit Ausnahme des Pfarrers und des Schulmeiſters, der einzige Zeitungsleſer in Hagenau, und entſchied daher an der Trinktafel, wo jene Herren nie Platz nahmen, über Krieg und Frieden. Die Engländer hatten an ihm einen ſchwärmeriſchen Verehrer und treuen Bundesgenoſſen. Er betrachtete ſie gewiſſer Maßen, wegen ihres Reichthums und ihrer neptuniſchen Geſchäfte, als ſeine Verwandten, und ſie galten ihm mehr, als ſeine leibliche Tochter, die doch ein ſchönes und gutes Kind war, und ſich durch eine edle Geſtalt und ein noch edleres Gemüth über tauſend andere Landmädchen erhob.

Margarethe verdankte den Vorzug feinerer, doch unverkünſtelter Sitten ihrer ſtädtiſchen Erziehung, die ſie vom zwölften bis zum funfzehnten Jahre bey einer Baſe genoſſen hatte. Als ſie in die Heimath zurück kam, fand die väterliche Eitelkeit an der Ausbildung ihres Körpers und Geiſtes großen Gefallen. Gegen jedermann ergoß ſich Herrn Zanders Mund in prahlende Lobeserhebungen ſeiner Tochter. Er drang in die Mutter, für eine glänzende Ausſtattung ſchleunig zu ſorgen; denn er ſah ſchon im Geiſte von allen Seiten wichtige Freyer ankommen, und nahm ſich vor, rechts und links Körbe auszutheilen, wenn ſich unbedeutende Sponſirer heran wagten. Sein Ehrgeiß rechnete wenigſtens auf Pfarrherren, Rittergutsbeſitzer oder angeſehene Kaufleute. Einen geringern Eidam wollte er ſich durchaus verbitten.

Margarethens Gedanken flogen nicht ſo hoch. Sie liebte den ärmſten Jüngling des Dorfs; aber Wilhelm Röding war auch der bravſte, und Margarethens Liebe machte ſein ganzes Erdenglück aus. Dieſe gegenſeitige Zuneigung war nicht neu. Schon in der frühſten Jugend waren die Leutchen unzertrennliche Geſpielen. Gretchens Vater hatte damahls gegen die herzliche Eintracht der Kinder nichts zu erinnern, und nannte ſie oft Bräutigam und Braut. Aber eine Feuersbrunſt, die in ſpätern Jahren Wilhelms wohlhabende Aeltern ihres geſammten Vermögens beraubte, vernichtete auch Zanders freundſchaftliche Geſinnungen gegen ſie. Er wollte ſeitdem mit den verarmten Leuten nichts weiter zu thun haben, und des Brautſtandes ward vollends gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil litt er nicht einmahl, daß Margarethe, bey ihrer Abreiſe nach der Stadt, ihrem jungen Freunde ein Lebewohl ſagte.

Während ihrer dreyjährigen Abweſenheit ſtarben Wilhelms Aeltern. Ein Oheim, der alte ehrliche Fiſcher Leuthold, nahm den verwaiſ'ten Knaben zu ſich, und gewann durch ihn einen treuen Stab ſeines Alters: denn Philipp, ſein eigener Sohn, befand ſich in der Hauptſtadt, hatte dort eine reiche Witwe geheirathet, und den Titel eines Hof-Fiſchers erhalten, war aber über dieſe Standeserhöhung völlig zum Narren geworden.

Der gefällige Tod verſetzte ihn, nach einer kurzen, unluſtigen Ehe, in den fröhlichſten Witwerſtand und in den Beſitz einer nicht unbedeutenden Erbſchaft. Kurz nachher machte er eine Reiſe in ſein Vaterdorf, um ſich dort, im Glanze eines ſtädtiſchen Modeherrn, dem ſtaunenden Volke zu zeigen. Er trug goldene Ohrringe, blinzelte durch eine Brille, und eine große engliſche Dogge ging ihm überall auf der Ferſe nach. Gegen ſeinen Vater und alle andere Bewohner ſeines Geburtsortes betrug er ſich frech, naſeweis und hoffärtig; dagegen rühmte er ſich eines vertrauten Umgangs mit Standesperſonen der Hauptſtadt, und ſprach von ihnen nicht anders, als wären es ſeine Dutzbrüder. Der alte Leuthold, dem das windige Weſen ſeines Sohnes im höchſten Grade mißfiel, zuckte bey deſſen Aufſchneidereyen die Achſel, und ſeufzte den bibliſchen Spruch: „So jemand ſich läſſet dünken, er ſey etwas, ſo er doch nichts iſt, der betrüget ſich ſelbſt.“ —

Philipp ſah Margarethen, ſie gefiel ſeinen bebrillten Augen, und in der nächſten Stunde warb er bey ihrem Vater um ſie. Herr Zander beſann ſich keinen Augenblick, dem wichtigen Manne, der Vermögen und einen Hoftitel beſaß, ſein Jawort zu geben. Vergebens warf ſich Margarethe vor ihm auf die Knie, und bat weinend, ihrem widerſtrebenden Herzen keine Gewalt anzuthun. Er ſtieß ſie mit rauhen Worten von ſich, und beſtimmte, im Einverſtändniß mit dem unzarten Bräutigam, den Verlobungstag.

Welcher Schrecken für den armen Wilhelm, als Philipp nach Hauſe kam, und ſich des über ihn erhaltenen Sieges mit ſchnöden Worten rühmte! Dem Unglücklichen war ſein Leben nun nicht mehr lieb. Er ging am einſamen Strome weinend auf und nieder, und ſtand oft auf dem Sprunge, ſich hinein zu ſtürzen. Doch immer war es ihm, als hielte ihn ein guter Engel zurück.

Um Mitternacht ſchlich er mit ſeiner Zither, worauf er oft an Margarethens Seite fröhliche Geſänge und Tänze geſpielt hatte, vor ihr Fenſter, und ſang ein trauriges Lied voll Verzweiflung und Lebensüberdruß. Er hoffte, Meiſter Zander ſchlafe ſo feſt, daß er dieſes Schwanenlied nicht höre; aber indem Wilhelm am Schluß desſelben die Worte ſang:

„Ins Fluthengrab
Hinab, hinab!“

ſtürmte der Alte aus der Thür heraus, und ſchrie: „Immer ertränke dich, du Lump! An dir iſt nichts verloren!“ — Wilhelm floh, von einem Steinhagel und nachgehetzten Hunden verfolgt.

Den Tag hernach hatte Meiſter Zander, ſeinem künftigen Eidam zu Ehren, eine große Fiſcherey angeſtellt. Wilhelm mußte, als Gehülfe ſeines Pflegevaters, dabey ſeyn, und ertrug alle Kränkungen, die ihm von Margarethens Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam widerfuhren, mit ſtiller Gelaſſenheit.

Es war ein ſchwüler, mit Gewittern drohender Tag. Bey der Heimfahrt, die ſich bis gegen Abend verzog, brach das Unwetter aus. Wilhelm, Philipp und deſſen Vater ſaßen in Einem Nachen beyſammen. Vor ihnen her ruderte der Obermeiſter allein. Die ſturmbewegten Wellen ſchäumten und tobten, und trieben mit den leichten Fahrzeugen ihr gefährliches Spiel. Die Schiffer arbeiteten ſich muthig hindurch, und hatten beynahe ſchon ihr Dorf erreicht, als der Sturm zu einem fürchterlichen Orkan wurde. Zander, in ſeinem fliegenden Kahne ſtehend, verlor das Gleichgewicht, und fiel in den Strom. „Gott erbarme ſich!“ ſchrie Leuthold, und beſchwor ſeinen Sohn, den Verunglückten zu retten. „Ey was!“ brummte Philipp: „Soll ich mir meine Kleider verderben? — Der alte Wallfiſch kann ſchwimmen, und wird ſich ſelbſt auf's Trockne helfen.“ — Doch eh' er noch dieſe Worte völlig ausgeſprochen hatte, ſtürzte ſich Wilhelm in die brauſende Fluth, und brachte mit Anſtrengung aller ſeiner

Kräfte den ohnmächtigen Alten glücklich ans Ufer.

Angſtvoll war Margarethe ihrem Vater dahin entgegen gegangen. Sie ſah ihn aus einer Lebensgefahr gerettet, von ihrem Geliebten gerettet! Stumm vor Wehmuth dankte ſie Dieſem mit einem Druck der Hand. In ihren Armen erhielt der Greis ſein Bewußtſeyn wieder. Er ſah den Jüngling ganz durchnäßt vor ſich ſtehen, und fragte ſanft: „Entriſſeſt Du mich dem Tode?“ — „Gott, durch mich;“ antwortete Wilhelm. „Ja, dieſer brave Junge war Euer Retter!“ rief Leuthold, der jetzt ans Land ſtieg. „Ich muß dagegen meinen eigenen Sohn bey Euch anklagen. Er verſagte Euch ſeinen Beyſtand, um ſeine Kleider nicht naß werden zu laſſen.“ —

„Ich hielt die Sache nicht für ſo gefährlich;“ ſagte Philipp mit vornehmer Nachläſſigkeit, und rauchte ſeine Pfeife Tabak ruhig fort.

Zander ſah ihn finſter an, reichte Wilhelmen die Hand, und ſprach: „Ich danke dir indeſſen. Morgen reden wir weiter darüber.“

Tages darauf ließ er, zur Feyer ſeiner Lebenserhaltung, ein Freudenmahl bereiten, und Wilhelmen, Leutholden und andere Nachbarn dazu einladen. Philipp erſchien als ungebetener Gaſt. Zander ſtellte ſich, als bemerke er ihn nicht. Als die Eingeladenen verſammelt waren, trat er in ihre Mitte, und ſprach: „Ich will heute zwey Würfe mit Einem Steine thun, und neben dem Feſte meiner Lebensrettung zugleich die Verlobung meiner Tochter feyern.“ — Philipp horchte hoch auf, bückte ſich freundlich, und kam mit zierlichen Tanzſprüngen näher. Doch Zander warf ihm die flache Hand entgegen, und ſagte: „Wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen, Herr Hof-Fiſcher! Wer einen Lappen auf ſeinem Leibe höher ſchätzt, als mich, der iſt nicht würdig, mein Schwiegerſohn zu werden. — Aber dort ſteht ein edler Menſch! Ich verachtete ihn — ich höhnte und mißhandelte ihn — ich wollte das Band der Liebe zwiſchen ihm und meiner Tochter zerreißen — und es wäre daher wahrlich kein Wunder geweſen, wenn er geſtern, als ich in den Strom fiel, gedacht hätte: der alte Murrkopf mag immer da enden, daß er nicht weiter hadern, und dich von deinem Mädchen verdrängen kann. — Aber ſo menſchenfeindlich dachte Wilhelm nicht. Er rettete mit eigener Lebensgefahr ſeinen Feind, und erwarb ſich dadurch einen Freund, einen Vater, ein liebes Weib, und Haus und Hof." —

Das geſagt, führte er das frohbeſtürzte Mädchen dem hochherzigen Jüngling zu, und vereinigte ſegnend ihre Hände.

Jedermann glaubte, Philipp würde einen lebhaften Einſpruch thun, oder ſich mit empfindlichen Aeußerungen entfernen. Doch er blieb, warf ſich in die Bruſt, und ſagte mit einer frechen Miene: „Ich danke Euch, Herr Zander, daß Ihr mich von einer Feſſel, die ich mir aus Uebereilung anlegte, wieder befreyt. In großen Städten lebt ein unverheiratheter Mann viel glücklicher, als ein Anderer, der nach jedem luſtigen Tage, den er ſich außer dem Hauſe gemacht hat, eine Gardinenpredigt erwarten muß. Ein Großſtädter, wie unſer einer, verträgt ſich allenfalls nur mit einer in Reſidenzen erzogenen Gattin, die mit den dort herrſchenden Sitten bekannt iſt, und an den liebenswürdigen Ausgelaſſenheiten eines Weltmanns kein Aergerniß nimmt." —

„Hört doch," rief Zander, „hört doch, wie der Fuchs die Traube, die er nicht erreichen kann, für ſauer erklärt!" —

Es erſcholl ein weidliches Gelächter; doch war es nicht mächtig genug, den Unverſchämten von dannen zu treiben. Er ſetzte ſich ohne Umſtände mit zu Tiſche, und plauderte vom Hof- und Stadtleben, wie ein geſchwätziger Stahr. Es erging ihm aber auch wie dieſem unnützen Vogel: man achtete nicht ſeines Geplärrs, ſondern ergötzte ſich nur an den beyden Liebenden, die glücklicher und zufriedener waren, als beſäßen ſie alle Throne und Hauptſtädte der Welt.

VI.

Beſtrafte Ruhmredigkeit.

Herr Arnold, ein unverheiratheter Mann von einigen dreyßig Jahren, beſaß in einer volkreichen Stadt ein ſchönes Haus, das wir mit einer Symphonie von Mozart oder einem andern berühmten Tonkünſtler vergleichen wollen, weil wir die neuerlich verkündigte äſthetiſche Lehre, daß die Baukunſt gefrorne Muſik ſey, in gläubiger Demuth annehmen. — Arnolds ſteinerne Symphonie war ein Werk von ſolchem Umfange, daß zehn Familien darin Platz gehabt hätten;

er aber breitete ſich in dem weiten Raume ganz allein aus, und zeigte ſich meiſtens den ganzen Tag, mit einem Buche in der Hand, am Fenſter. Mit dem Schlage der Mittagsſtunde ging er, ſehr ſauber gekleidet, in ein öffentliches Gaſthaus, nahm dort, getrennt von den übrigen Gäſten, in einem einſamen Zimmer, ſeine Mahlzeit ein, und eilte dann, ohne mit Jemand ein Wort gewechſelt zu haben, in ſein Kloſter zurück.

Aus dem allen ergibt ſich, daß er ein ungeſelliger Sonderling war. Er hatte keinen Umgang als mit ſeinen Verwandten; und auch mit dieſen kam er einzig und allein an den hohen Feſten, zu Oſtern, Pfingſten und Weihnachten, an einer kleinen, nur aus drey Perſonen beſtehenden Familientafel zuſammen. Jeden erſten Feyertag machte ſein Mühmchen, Ulrike Rebhuhn, die Wirthin; den folgenden Tag gab Vetter Kiesling ein Gaſtmahl von drey Gedecken, und am dritten Feyertage erwiederte Arnold Gleiches mit Gleichem. Bey dieſem letztern Schmauſe ward aber mehr gegähnt als geſprochen, weil Wirth und Gäſte den ſeichten Born ihrer Unterhaltung ſchon in den vorigen Tagen erſchöpft hatten.

Ulrike war eine vierzigjährige Jungfrau, die jedoch das Gelübde des eheloſen Lebens noch keinesweges gethan hatte. Es warben auch fort und fort, von ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen angelockt, mancherley Glücksjäger um ihre Hand; aber ſie hüthete ſich, ihr gutes Gold gegen die falſche Münze der Liebesheucheley umzuſetzen. Im Gegentheil wollte ſie ſelbſt durch Heirath ein anſehnliches Aufgeld gewinnen. Zu dieſer Abſicht hatte ſie den reichen Arnold ſcharf auf dem Korne, und legte es ſeit vielen Jahren zu Oſtern und Pfingſten darauf an, daß er ihr ſich und ſeine Habe zum Weihnachtsgeſchenk darbringen ſollte. Doch der

kalte

kalte Mann blieb immer abgeneigt, ſie durch dieſe Beſcherung zu erfreuen. Er bemühte ſich vielmehr, den Vetter Kiesling zum Blitzableiter ihrer Zärtlichkeit zu brauchen. Aber dieſer geitzige Cyniker, der ſogar das Waſchwaſſer ſchonte, war der zierlichen Ulrike ein Dorn im Auge. Er ſchlotterte beſtändig, ſeinen Verwandten zur Schande, in geſchmackloſen Kleidern herum, kaufte bey öffentlichen Verſteigerungen, die er täglich beſuchte, alles alte Gerümpel, das er wohlfeil erhalten konnte, und ſchämte ſich nicht, einen eroberten Borſtbeſen oder eine Ofengabel ſelbſt nach Hauſe zu tragen.

Einſt gegen Oſtern, als Ulrike ſchon zu dem gewöhnlichen Gaſtmahle die nöthigen Zurüſtungen machte, verſchwand Herr Arnold. Man ſah ihn weder am Fenſter noch auf der Straße, und ſeine Hausthür war feſt verſchloſſen. Die Nachbarn, denen er, da er täglich Punkt zwölf Uhr ausging, als

Sonnenzeiger und Mittagsglocke gedient hatte, vermißten ihn mit Verwunderung. Es ward viel darüber geſprochen. Ulrike und Kiesling erfuhren es, und machten ſich eilig auf die Beine, um ſich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen.

Sie klopften zu verſchiedenen Tageszeiten an die Pforte der Einſiedeley, aber niemand that ihnen auf. Was ſollten ſie denken? Bey jedem Andern konnte man ſich vorſtellen, daß er eine Reiſe unternommen habe; aber Arnolds, des menſchenſcheuen und bequemen Arnolds eiſerne Lebensgewohnheit ließ dieſen Gedanken nicht aufkommen. Eher mußte man glauben, daß er plötzlich in ſeiner Wohnung geſtorben ſey. Dieſe Vermuthung ward immer wahrſcheinlicher, und bewog die Verwandten, das Haus gerichtlich öffnen zu laſſen. Man fand die Zimmer in der zierlichſten Ordnung, aber keinen entſeelten Leichnam, wie man erwartet hatte.

Kurz darauf, am erſten Oſtertage, ſaßen Kiesling und Ulrike beyſammen, und genoſſen, unter langweiligen Geſprächen über den ſo räthſelhaft verſchwundenen Drittmann, das übliche Feſtmahl. Da kam ein eilender Unglücksbothe mit der Nachricht: es ſey am Ufer des Stroms ein todter Körper angeſchwommen, der allgemein für Arnolds Leiche gehalten werde. —

Ulrike hatte ſofort eine ſchickliche Ohnmacht bey der Hand. Herr Kiesling hinderte ſie nicht im geringſten, dieſe Förmlichkeit zu beobachten. Er zog gelaſſen ſeine Schreibtafel aus der Taſche, und berechnete mit der größten Gemüthsruhe den auf ihn fallenden Antheil der Erbſchaft. Indeſſen lebte die Dame aus ihrer theatraliſchen Erſtarrung wieder auf, und ihr Geſellſchafter, der gern des erfreulichen Todes völlig gewiß ſeyn wollte, lud ſie ein, ſich mit ihm an den Strom zu begeben.

Da lag denn wirklich am Ufer ein aus dem Waſſer gezogener Leichnam, den Beyde für ihren Vetter erkannten. Die Verweſung hatte zwar ſchon das Geſicht angegriffen und etwas zerſtört; doch die ganze Geſtalt, und beſonders die Kleidung, bewieſen unwiderſprechlich, daß Arnold der Verunglückte ſey. Ihn umhüllte derſelbe braune Frack, den er gewöhnlich trug, und den, nebſt den übrigen Kleidungsſtücken, ſein Leibſchneider, der ſich unter dem verſammelten Volke befand, für Schöpfungen ſeiner Hand erklärte. Aber den Hauptbeweis, daß man ſich in der Perſon des Ertrunkenen nicht irre, gab das Hemd, das mit Arnolds Nahmen bezeichnet war.

Bey dieſen Umſtänden hielt es Ulrike für eine heilige Pflicht, ein ehrenvolles Begräbniß zu beſorgen. Aber Kiesling, mit dem ſie, nach der Rückkehr in ihre Wohnung, darüber ſprach, behauptete: ein muthmaßlicher Selbſtmörder ſey es nicht werth, daß man ſich ſeiner annehme; man müſſe ihn ganz verläugnen, und es der Obrigkeit anheim ſtellen, ihn unter die Erde zu bringen. „Himmel!" rief Ulrike, „wie könnt' ich ein ſolches Kieſelherz haben? Wie könnt' ich den Mann ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer verſcharren ſehen, der wahrſcheinlich aus Verzweiflung in die Fluthen ſprang, um das Feuer einer geheimen Leidenſchaft zu löſchen?" — Kiesling glotzte ſie an und fragte, was ſie mit dieſen dunkeln Worten ſagen wolle. „Das begreift ſo ein Eisbär, wie Ihr, freylich nicht!" antwortete ſie. „Aber ich weiß es leider nur zu gewiß, daß ich, obgleich ſchuldlos, Arnolds Mörderin bin. Er liebte mich; doch meine jungfräuliche Strenge — —" Kiesling fiel ihr mit einem ſchmetternden Gelächter ins Wort, und benahm ihr damit die Luſt, ihr Hirngeſpinſt weiter zu entwickeln.

Arnolds ſtiller und ſittlicher Lebenswandel begünſtigte den milden Glauben, daß er zufällig im Waſſer verunglückt ſey. Die Obrigkeit und die Geiſtlichen fanden daher kein Bedenken, eine feyerliche Beerdigung zu geſtatten. Ulrike veranſtalte ſie mit verſchwenderiſchem Pomp, und beſtellte bey dem berühmteſten Bildhauer des Orts einen prächtigen Leichenſtein. Der geizige Miterbe regte ſich nicht weiter dagegen, weil ſie großmüthig erklärt hatte, die Koſten der Beſtattung und des Grabmahls allein zu beſtreiten.

Das konnte ſie denn auch leicht. Arnolds hinterlaſſenes Vermögen betrug wenigſtens funfzig tauſend Thaler. Es ward Anfangs mit gerichtlichem Siegel belegt; da aber Kiesling und Ulrike ihr gemeinſchaftliches Erbrecht erwieſen, und ihnen kein anderer Anſpruch in den Weg trat, ſo ließ man ihnen bald freye Hand, ſich in den Nachlaß zu theilen.

Hierzu rüſteten ſie ſich wie zu einer Gerichtsfehde. Kiesling erkor den ſtreitbarſten Advokaten der Stadt zu ſeinem Kampfgehülfen, und Ulrike, die gegen einen ſolchen Helden nicht allein beſtehen zu können glaubte, wählte ſich einen andern, der ebenfalls ein berühmtes Mundſchwert beſaß. Mit dieſen Bundesgenoſſen begaben ſie ſich auf den Kampfplatz im Hauſe des Erblaſſers, und führten über jedes einzelne Stück des Hausgeräths und Kleidervorraths einen hitzigen Zungenkrieg. Sie ſtritten vom Morgen bis in die Nacht, und hatten ſich noch kaum über den dritten Theil der Gegenſtände aus einander geſetzt.

Der Nachtwächter verkündigte eben die zehnte Stunde, als ſie über einen alten Schlafrock im heftigſten Zanke begriffen waren. Kiesling und ſein Sekundant behaupteten: der Schlafrock ſey ein Stück des Heergeräthes, und gebühre daher dem männlichen Erben. „Was iſt Heergeräth?“ verſetzte

Ulrikens Partiſan. „Es iſt die Kriegsrüſtung des Mannes, ſammt allem andern Geräthe, das im Kriege und zu deſſen Führung erfordert wird. Alſo paßt der Schlafrock nicht in dieſes Fach; denn der Soldat braucht keinen. Es mag zwar wohl in vorigen Zeiten mancher alte General damit verſehen geweſen ſeyn, und ſich auch beſſer, als in den Harniſch, darein geſchickt haben; doch ſolche Ausnahmen von der Regel können hier nicht entſcheiden.“

Trotz dieſer vernünftigen Vorſtellung beſtand die Gegenpartey auf ihrem Kopfe, und Kiesling wollte ſich in den Beſitz des ſtreitigen Kleinods mit Gewalt ſetzen. Er warf es auf den Platz, wo er ſeine ſchon abgetheilten Erbſtücke aufgehäuft hatte. Ulrike zog es wieder nach ihrem Gebiethe hin. Jener ließ die Beute nicht fahren; und ſo ſtanden ſie mit grimmigen Geſichtern und funkelnden Augen einander gegen über, und zerrten und zogen an dem mürben Schlafrock ſo lange, bis er in der Mitte von einander riß, und Beyde, mit einer Hälfte in der Hand, rücklings zu Boden fielen.

Die Rechtsgelehrten brachen unaufhaltſam in ein Gelächter aus, und jeder von ihnen half ſeiner Partey wieder auf die Füße. „Laſſen Sie mich einen Vorſchlag zur Güte thun!" ſagte der Eine. „Friede nährt, Unfriede verzehrt! Davon ſehen wir an dieſem unglücklichen Schlafrock ein trauriges Beyſpiel. Wie wär' es daher, wenn Sie durch eine zärtliche Vereinigung aller Fehde ein Ende machten? Sie ſind beyde noch unvermählt, ſind beyde weder zu jung noch zu alt, in den Stand der Ehe zu treten: was hält Sie ab, ſich mit einander zu verbinden, und auf dieſe Art der ſchönen Erbſchaft unzertrennt zu genießen?" —

„Ein herrlicher Einfall, bey meiner Seele!" rief Kiesling.

„Das glaub' ich!" ſprach Ulrike mit einem ſchnöden, gezierten Tone. „Der Herr Vetter könnte ſich dieſen Vorſchlag ohne B denken gefallen laſſen."

„Ho! ho!" fuhr Jener auf. „Es iſt noch die Frage, wer dabey gewinnen oder verlieren würde. Aber ich wag's!"

Mit dieſen ſchmeichelhaften Worten both er ihr ſeine lange, dürre Hand. Sie wandte ſich und ſchüttelte ſich, als griffe der Tod nach ihr. Doch der Anwald, der ſich zum Eheſtifter aufgeworfen hatte, ſtellte ihr den Vortheil, die ganze ungetheilte Erbſchaft zu erheirathen, mit ſo eindringender Beredſamkeit vor, daß dadurch der unempfindliche Stein ihres Herzens bewegt wurde. Sie verbeſſerte nach und nach die unartige Stellung, in welcher ſie dem verhaßten Freyer den Rücken zukehrte; und als ſie ſo ihre Vorderſeite langſam herumgeſchraubt hatte, ſagte ſie mit einem feyerlichen Tone: „Ich weiß, Herr Vetter, daß ich die feine, zartfühlende Seele, die mich bis zum Sterben liebte, in Ihnen nicht wieder finde. Sie ſind ein ungeſchliffener — Diamant, denn Ihr Gemüth iſt im Grunde nicht böſe; und bloß in dieſer Rückſicht will ich mich zu dem heiligen Bunde, der allen weitern Streit zwiſchen uns aufhebt, entſchließen. Ich bedinge mir jedoch, daß Sie die rauhe Rinde, die Sie umgiebt, abwerfen, und ſich beſonders des Aus- und Eingangs in den ſchmutzigen Höhlen der öffentlichen Verſteigerungen gänzlich enthalten. Wagen Sie es ja nicht, wenn wir verbunden ſind, Ihr bisheriges Trödlerleben fortzuſetzen, und Ofengabeln oder andern ſolchen Plunder in eigener hoher Perſon über die Straße zu tragen! Thun Sie das nur ein einziges Mahl, ſo laſſe ich mich ſchnell wieder ſcheiden!" —

Kiesling hörte dieſe Vorhaltung ruhig an, verſprach mit Hand und Mund, ſich zu verfeinern, und ſo kam auf der Stelle die Verlobung des edlen Paares zu Stande. Es wurden Ringe gewechſelt, und alle ſchon abgetheilten Erbſtücke, zum Zeichen des nun gemeinſchaftlichen Beſitzes, durch einander geworfen.

Während dieſes luſtigen Tumults bemerkte man nicht, daß ein Wagen am Hauſe vorfuhr. Es kamen Leute die Treppe herauf; die Stubenthür ward ohne Anklopfen geöffnet, und herein trat — Herr Arnold, von einem jungen Frauenzimmer begleitet. —

Ulrike ſank mit einem Schrey auf den Sopha; ihr Bräutigam kroch unter den Tiſch; die beyden Advokaten faßten, wie furchtſame Kinder, einander an, und zogen ſich rückwärts in einen Winkel.

Der vermeinte Geiſt blickte die unerwartete Geſellſchaft eine Minute lang ſtumm und bewegungslos an, und verließ dann erſt die Thürſchwelle, um ſeine Verwandten zu begrüßen. Aber Ulrike lag, wie entſeelt, mit geſchloſſenen Augen da, und Kiesling, zu dem er ſich unter den Tiſch bückte, ſtrampelte mit den Beinen, wie ein Beſeſſener, und verbat ſich hiermit alles Geſpräch. So überall abgewieſen, ging er den Sachwaltern zu Leibe, und fragte: wie er zu der Ehre komme, ſie in ſeiner Wohnung zu finden.

Der Muthigſte von ihnen erwiederte: die ganze Stadt glaube, er ſey auf naſſem Wege in die Ewigkeit gegangen, und ſeine Verwandten hätten ſich deßhalb hierher verfügt, um ſeine fahrende Habe zu theilen.

„Das iſt luſtig!“ rief Arnold. „Man hielt mich für todt, und ich will nun erſt anfangen zu leben.“

Indem er ſo wie ein friſcher und geſunder Menſch ſprach, richtete ſich Ulrike hinter ſeinem Rücken langſam auf. Auch ihr Bräutigam ſchlüpfte leiſe unter dem Tiſche hervor, und ſetzte ſich neben ſie. Arnold führte nun ſeine Begleiterin zu ihnen hin, und ſagte: „Meine Wertheſten, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier meine Frau vorzuſtellen.“

Ulrike ſprang wie eine Furie auf. „Was ſind das für hölliſche Blendwerke, die meinen Geiſt ganz verwirren! Sie ertrinken, mein Herr! werden in Ihrem alltäglichen braunen Frack aus dem Waſſer gezogen, werden mit möglichſter Pracht und einer Leichenpredigt begraben, und machen dann Hochzeit!“ —

„Wie?“ rief Arnold: „Ertrunken? In meinem braunen Frack? — O, der arme, unglückliche Mann!“ —

Es war nähmlich, wie er nun erzählte, vor einiger Zeit ein dürftiger, von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößter, für einen reiſenden Künſtler ſich ausgebender Fremdling zu ihm gekommen, hatte ihn um Unterſtützung gebeten, und unter andern Gaben eine vollſtändige Kleidung von ihm erhalten. Aber bald nachher mußte er, wie ſich jetzt zeigte, aus Lebensüberdruß in den Strom geſprungen oder durch einen widrigen Zufall hinein gerathen ſeyn; und ſo war während der Zeit, daß Arnold, nach vieljährigen Einladungen, einen entfernten Freund beſuchte, ſich in deſſen Nichte verliebte und Hochzeit machte, die wunderbare Irrung entſtanden.

Ulrike gerieth bey dieſer Entwickelung ganz außer ſich, und ihre Lage war in der That nicht beneidenswerth. Sie hatte einen ſtockfremden Menſchen mit großem Aufwande begraben laſſen, hatte ſich wegen einer Erbſchaft, die nun wie ein Traum verſchwand, mit einem unleidlichen Geſellen verlobt, und der Mann, der ſich aus Liebe zu ihr getödtet haben ſollte, trat ihr mit einem jungen, ſchönen Weibchen unter die Augen. Wäre dieſe unſelige Erſcheinung ihr allein ſichtbar geworden, ſo hätte ſie ſich allenfalls darüber beruhiget: aber ſie ward dadurch vor der ganzen Stadt zu Schanden, da ſie überall herum geprahlt hatte, daß Arnold zum Sterben in ſie verliebt geweſen ſey, und ihre Sprödigkeit ihn in die Wellen gejagt habe. Die Vorſtellung dieſer öffentlichen und unauslöſchlichen Schmach ergriff ſie ſo heftig, daß ſie in eine neue Ohnmacht fiel. Wir verlaſſen ſie darin ohne Bedauern, weil eitle Ruhmredigkeit, ſie zeige ſich in welchem Felde ſie will, Strafe verdient.

VII.

Der Dechant von Badajoz.

Das Hochſtift zu Badajoz in Spanien erfreute ſich vor uralter Zeit eines ſehr gelehrten Dechanten, der durch ſeine Weisheit und Beredſamkeit den Beynahmen Goldmund gewann. Aber die leidigen Blaſebälge des Ruhms und der Schmeicheley, die dem geiſtlichen Herrn immer in die Ohren hauchten, blähten ihn ſo auf, daß ihm ſeine Dechaney zu enge ward. Er dünkte ſich eines Erzbisthums oder gar der dreyfachen Krone würdig; doch ſah er keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, und das quälte ihn Tag und Nacht.

Während dieſer Gährung ſeines unzufriedenen Gemüths erſcholl das Gerücht: es hauſe in der Gegend von Toledo ein Schwarzkünſtler, Nahmens Mendoza, der unerhörte Wunderthaten verrichte. „Ey, ſo kann er auch vielleicht einem Dechanten zum Biſchofsſtabe verhelfen!“ ſagte Goldmund zu ſich ſelbſt. „Es ziemt zwar einem Geiſtlichen nicht, mit ſolchen anrüchtigen Leuten zu verkehren: aber, vom Teufel der Ehrſucht beſeſſen, bin ich gezwungen, bey einem Teufelsbanner Hülfe zu ſuchen.“

Er ſprach's, ließ ſein Maulthier ſatteln, und ritt gen Toledo. Unfern davon lebte Mendoza auf einem Dorfe. Sein Wohnhaus war leicht zu finden, denn Krüppel aller Art, die von ihm geheilt ſeyn wollten, hatten ſich vor ſeiner Thür gelagert. Der Dechant ſprengte ſie aus einander, band ſeinen Mauleſel an den Pfortenring, und ging mit dem Pfauenſchritt des Stolzes ins Hau hinein.

Mendoza, ein ſilberhaariger Greis, empfing ihn mit ernſter Feyerlichkeit. Er trug ein ſchwarzes Gewand und einen wilden, ſtruppigen Bart, der damahls das Aushängeſchild der Weisheit war, und jetzt an vielen Köpfen (die kriegeriſchen ausgenommen) das Handwerkszeichen der Thorheit iſt. — „Sennor!“ ſagte Goldmund: „es iſt kaum nöthig, daß ich mich Eurer Allwiſſenheit nenne. Ich bin der Dechant von Badajoz, und gelte für einen Meiſter in Künſten und Wiſſenſchaften, doch bin ich gekommen, um Euer Schüler zu werden. Lehrt mich Eure Weisheit, die das Geiſterreich beherrſcht, und ſich ſogar das widerſpenſtige Glück unterwirft! Ich brenne vor Begierde, mich auf den Flügeln der Magie zu hohen geiſtlichen Würden zu erheben; und gelingt mir das, Sennor, ſo werde ich mich dafür gegen Euch ſehr dankbar bezeigen.“—

„Dankbar?“ — ſagte Mendoza mit ungläubigem Lächeln. „Die Menſchen, Herr Dechant, ſind ein undankbares Geſchlecht. Das iſt ein Erfahrungsſatz, den wohl am wenigſten ein Prieſter widerlegen würde.“—

„Was hör' ich!“ rief Goldmund. „Ihr beſchuldigt die Glieder meines Standes vor allen andern Menſchen der Undankbarkeit?— Wohlan, verſuchts mit mir! Ich werde die Ehre meiner Amtsbrüder auf eine glänzende Weiſe retten.“

„Ein Wort, ein Mann!“ ſagte Mendoza. „Auf dieſes Verſprechen will ich meinen Unterricht wagen.“ —

Er öffnete jetzt eine Thür, die nach der Küche hinaus ging, und rief mit lauter Stimme: „Anna, ſtecke zwey Rebhühner an den Spieß! Der Herr Dechant ſpeiſet hier.“

Darauf führte er ſeinen Gaſt in ein ſchwarzberauchtes, mit Zauberbüchern und Geräthen der Goldmacherkunſt angefülltes Gewölbe, das er ſeine Werkſtatt nannte. Die größte Merkwürdigkeit dieſes Gemachs waren einige kleine ſchwarze Teufelchen, die, in gläſerne Flaſchen eingeſchloſſen, den ankommenden Fremdling mit drolligen Verbeugungen und Freudenſprüngen begrüßten.

„Setzt Euch, Herr Dechant!“ ſagte Mendoza. „Meine Weisheit iſt trocken; wir wollen ſie mit gutem Wein befeuchten.“

Er hob am Fußboden eine Fallthür auf, ſtieg mehrere Stufen hinab, kehrte mit einem ſteinernen Kruge zurück, ſchenkte daraus zwey Becher voll, nahm vom Sims eine kryſtallene Phiole, und goß aus derſelben, unter dumpfem Gemurmel unverſtändlicher Zauberſprüche, ein paar purpurfarbene Tropfen in den Pokal, den er dem Dechanten, mit freundlicher Nöthigung zum Trinken, hinreichte. Goldmund trank. Wie lange ſie aber gebechert haben, darüber ſind keine ſichere Nachrichten vorhanden, und wir haben auch wichtigere Dinge zu melden.

Es ſtarb nähmlich bald darauf der Biſchof von Badajoz, und der erledigte Krummſtab ward unſerm Dechanten ertheilt. Von allen Seiten ſtrömten ihm Glückwünſche zu. Auch Mendoza erſchien in Perſon, und empfahl ſich ſeiner Gunſt und — Erkenntlichkeit: denn die Erſchaffung des neuen Biſchofs war ſein Werk. Der Hochwürdige dankte ſeinem Beförderer unter vier Augen mit den lieblichſten Worten, bat aber um Verzeihung, daß ſich ſeine Dankbefliſſenheit nicht ſofort thätig erweiſen könne. „Ich muß mich jetzt,“ ſprach er, „auf einen höhern Fuß einrichten, und dieſe dringenden Ausgaben erſchöpfen meinen Seckel. Zieht aber deßhalb Eure Hand nicht von mir ab, lieber Freund! Arbeitet mich vielmehr noch höher empor, und der verſchobene Abtrag meiner Schuld ſoll Euch treffliche Zinſen tragen."

Mendoza verbeugte ſich, und nahm die Anweiſung auf die Zukunft ohne Widerſpruch an. Er trieb ſeine Artigkeit noch weiter: er ließ ſich in Badajoz nieder, und ging Sr. Hochwürden in allen Geſchäften mit Rath und That an die Hand. So ſaß denn gewiſſermaßen der Teufel auf dem biſchöflichen Stuhle. Doch er ſpielte ſeine Rolle untadelhaft, und miſchte die Karten ſo geſchickt, daß der Ruhm des Biſchofs von Badajoz durch ganz Spanien erſcholl, und er nach kurzer Zeit zum Erzbiſchof von Sevilla ernannt wurde. Auf der Reiſe dahin hörte er von tauſend Lippen das alte ſpaniſche Sprichwort: „Wem Gott wohl will, dem gibt er in Sevilla zu eſſen."

Auch dahin folgte ihm Mendoza, und nahm ſich bald nach ihrem Einzuge die

Freyheit, ſeinen hochwürdigſten Schuldner um die verſprochene Belohnung höflich zu erſuchen. „Ich begehre kein baares Geld;“ ſetzte er mildernd hinzu: „Ich erbitte mir bloß ein Pfründchen für meinen Sohn, der eben jetzt ſeine gelehrte Laufbahn auf der hohen Schule zu Toledo vollendet hat.“

„Ich werde ſeiner beſtens gedenken;“ ſagte der Erzbiſchof: „Laßt uns nur einen günſtigern Zeitpunkt erwarten. Ich muß erſt noch verſchiedene andere Schützlinge, die mir von hoher Hand empfohlen wurden, unter Dach bringen. Sobald ich mir aber dieſe läſtigen Menſchen vom Halſe geſchafft habe, werde ich mich der Sorge für Euren lieben Sohn mit ganzer Seele widmen, und er ſoll bey dieſem Verzuge gewinnen: denn ich ſteige wahrſcheinlich indeſſen noch ein Stüfchen weiter zum Vatikan hinauf, und je höher ich ſtehe, je mehr kann ich für meine Freunde wirken.“—

Der Magus ließ ſich abermahls beſchwichtigen, und fuhr unermüdet fort, alle Zaubermaſchinen, die ihm zu Gebothe ſtanden, für ſeinen Gönner in Bewegung zu ſetzen. Sein Dienſteifer hatte auch bald die erſprießliche Folge, daß Seine päpſtliche Heiligkeit dem Erzbiſchof den rothen Hut überſandte, und ihn nach Rom berief, um dort, gleich den übrigen Fürſten der Kirche, im Cardinals-Collegium Sitz und Stimme zu haben. Alle Welt ſtaunte über des Emporkömmlings reißende Fortſchritte; doch er ſelbſt fand ſie lediglich ſeinen hohen Verdienſten angemeſſen, und betrachtete das Glück, das ihn ſo wunderſam auf den Händen trug, als einen unnützen Knecht, der nichts weiter als ſeine Schuldigkeit thue.

Mendoza begleitete den Cardinal nach Rom. Seine Eminenz bezeigte ſich dort, wie überall, ſehr gnädig gegen ihn, aber von Pfründen oder andern Belohnungen war nicht die Rede. Er ſah ſich endlich gezwungen, ein leiſes Mahnwörtchen fallen zu laſſen. „Geduld, Alter!" ſagte der Cardinal: „wir wollen nächſtens unſere Rechnung abſchließen. Ich gleiche jetzt einem Manne, der ſich unter Weges befindet, und nur noch eine kleine Strecke von dem Orte ſeiner Beſtimmung entfernt iſt. Er hat nicht Zeit ſich aufzuhalten; er verſchiebt alle Geſchäfte bis zum ruhigen Ziele der Reiſe. — So auch ich. Mein Ziel iſt der päpſtliche Stuhl. Du und das Glück werden mich bald hinauf heben. Der heilige Vater wanket alt und ſchwach ſeiner Grube zu; er kann nicht lange mehr herrſchen; und nach allem, was bisher mit mir vorging, iſt es außer Zweifel, daß ich zu ſeinem Nachfolger gewählt werde. Dann, Freund, dann ſollſt Du den Vorwurf des Undanks, den Du einſt den Prieſtern machteſt, durch das Oberhaupt der Kirche ſtattlich widerlegt ſehen." —

Was geſchah! Der Papſt ſtarb; die Cardinäle bezogen die gewöhnlichen Wahlzimmer im vatikaniſchen Pallaſte, und Mendoza ließ ſich in Goldmunds Zelle, als deſſen Famulus, mit einſchließen. Aber der vorgebliche Diener beherrſchte durch ſeine geheimen Künſte die erlauchte Wahlverſammlung, und zauberte glücklich unſerm ſpaniſchen Cardinal die päpſtliche Krone auf's Haupt.

Der neue Statthalter Gottes hatte nun nicht nur die Schlüſſel des Himmels, ſondern auch die Schlüſſel zu einer ergiebigen Schatzkammer in den Händen, und durfte nur einen tapfern Griff hinein thun, um den Schöpfer ſeiner Größe und Herrlichkeit zufrieden zu ſtellen: aber deſſen ungeachtet bekam der Zauberer nicht ſo viel, als man vom Nagel blaſen kann. Der heilige Vater bereicherte bloß, nach dem Beyſpiele ſeiner Vorfahren, eine Schaar von Verwandten, die, gleich einem Schwarme hungriger Fliegen, aus Spanien anlangte.

Mendoza blieb lange Zeit ein geduldiger Zuſchauer. Da man aber ſeiner ganz vergaß, und ihn, deſſen Hülfe nicht weiter nöthig war, als eine Null im Vatikan behandelte: ſo faßte er ſich endlich ein Herz, den undankbaren Papſt an die hohen Verſprechungen des Dechanten, des Biſchofs, des Erzbiſchofs und des Cardinals zu erinnern. Er that es mit der beſcheidenſten Demuth; aber ſtolz ſah der heilige Vater auf ihn herab, und ſagte mit furchtbarer Stimme: „Wie kannſt Du Dich erfrechen, die Aemter und Würden, die mir durch Gottes Gnade zu Theil wurden, auf Deine Rechnung zu ſchreiben? — Dein Bekenntniß, daß Du Werke der Finſterniß treibſt, überliefert Dich dem peinlichen Gericht und dem Tode: doch aus beſonderer Huld will ich die verdiente Lebensſtrafe in Verbannung verwandeln. Hebe Dich aus meinen Augen, verlaß ſofort die Stadt Rom, und innerhalb dreyer Tage den Kirchenſtaat! — Findet man Dich nachher noch irgendwo auf meinem Gebiethe, ſo iſt der Scheiterhaufen Dein Loos!"—

Unerſchrocken, ohne Vertheidigung, ohne Vorwurf, ließ Mendoza dieſen Bannſpruch auf ſich herab donnern, wandte ſich kaltblütig, und rief: „Anna, ziehe die Rebhühner vom Spieße! Der Herr Dechant ſpeiſet nicht hier!"

Der heilige Vater ſchauderte bey dieſen Worten zuſammen, rieb ſich die Augen, und mit Schrecken ſah er ſich aus dem prächtigen vatikaniſchen Pallaſte in die rußige Werkſtätte des Schwarzkünſtlers verſezt, wo er in einem alten Lehnſtuhle den ſchönſten Traum ſeines Lebens geträumt hatte. — Wie man in manchem Schauſpiele von Shakſpeare die Begebenheiten einer Reihe von Jahren in drey Stunden auf der Bühne darſtellen ſteht: ſo war Herr Goldmund, von einem Zaubertrank berauſcht, in noch kürzerer Zeit Biſchof, Erzbiſchof, Cardinal und Papſt geweſen, und taumelte jetzt wieder als Dechant von Badajoz aus den hölzernen Armen eines gebrechlichen Schlafſeſſels empor. Mendoza, der Baumeiſter jener Luftſchlöſſer, ſah ihm ſcharf ins Geſicht; die Teufelchen in den gläſernen Kerkern ſprangen mit Gelächter auf und nieder, und klatſchten in die Hände. Der entthronte Prieſter konnte vor Scham, daß er in der mit ihm angeſtellten Herzensprüfung ſo ſchlecht beſtand, die Augen nicht aufſchlagen. Er ſtürzte, ohne Abſchied zu nehmen, zur Thür hinaus, fand ſeinen Mauleſel an der Hauspforte noch angebunden, ſchwang ſich auf, und trabte durch Nacht und Nebel wieder nach ſeiner Dechaney zu.

Kaum war er einen Büchſenſchuß weit

geritten, als hinter ihm eine Perſon ſo raſch und unhöflich aufſprang, daß ſie ihn beynahe vom Eſel geworfen hätte. Wild ſah er ſich um. Himmel! da erblickte er einen langen, ſchwarzen, gehörnten Unhold, deſſen feurige Augen, wie Laternen, durch die Finſterniß leuchteten. Mit Entſetzen fuhr der Dechant im Sattel empor, um dem ſchrecklichen Reiſegefährten den Eſel allein zu überlaſſen; aber der Schwarze legte ihm ſeine Drachenklauen freundſchaftlich auf die Achſeln, und ſagte: „Bleib, Pfäfflein, bleib! Ich wollte Dir nur die Lehre mit auf den Weg geben, daß Undank ſogar in den Augen des Teufels ein abſcheuliches Laſter iſt.“ —

VIII.

Der natürliche Sohn.

Am Abend eines heißen Tages ging Hannchen mit leichten Schritten zwiſchen den Gartenbeeten auf und nieder, und tränkte Pflanzen und Blumen. Plötzlich zog ihr jemand, der hinter ihrem Rücken heran geſchlichen war, die Gießkanne aus der Hand. Erſchrocken wandte ſie ſich. Da ſtand Robert, ihr erklärter Liebhaber, und triumphirte über den gelungenen Spaß.

„Ey, du Faulenzer!" ſagte ſie. „Haſt du ſchon ſo zeitig Feyerabend gemacht?"

„Schilt nicht, liebes Hannchen!“ ſprach er mit einem kindlich bittenden Tone. „Das Wetter iſt gar zu ſchön!“

„Und der Schelm wußte, daß meine Mutter nicht zu Hauſe iſt!“ ſetzte ſie, mit einem ſanften Backenſtreiche, hinzu.

Erröthend lief Robert mit der Gießkanne fort, und ſchöpfte Waſſer. Der Garten ward, unter Scherz und Lachen, vollends erfriſcht. Nachher ſangen ſie fröhliche Lieder, ſpielten blinde Kuh, und befragten das bekannte Blumenorakel, welches für Beyde den erfreulichen Ausſpruch that, daß ſie einander von Herzen liebten.

Indem ſie ſich in der Nähe des Gartenzaunes, der an der Landſtraße hinlief, auf ſolche Art unterhielten, hörten ſie draußen den keuchenden Galopp eines Pferdes. „Da kommt wohl ein Courier!“ ſagte Hannchen. Sie guckten über den Zaun, und hatten Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als ſie den Arzt des Städtchens, den Herrn Doctor Wurzel, daher ſprengen ſahn. Er war, wie Don Quixote, ein Ritter von der traurigen Geſtalt. Die Schenkel ſeines alten Fliegenſchimmels ſtanden am Rückgrathe ſo ſpitz hervor, daß man ſie zum Anhängen eines Kobers gebrauchen konnte. Aber wie ein ſtandhafter, dem Unglück trotzender Mann, trug der vierbeinige Greis ſeinen langen Hals ſehr aufrecht; und ob er gleich faſt ganz mit Blindheit geſchlagen war, ſo ſah er doch immer mit rückwärts geworfenem Kopfe nach den Wolken. Dieſe ſchlimme, auch vielen Menſchen eigene Gewohnheit, hoch in die Lüfte zu ſchauen und unter ſich die Steine des Anſtoßes unbeachtet zu laſſen, verurſachte manchen Sturz, der unſern Ritter in Gefahr ſetzte, Hals und Beine zu brechen. Er verwahrte die letztern durch ſteife Stiefeln, die beynahe den ganzen Schenkel bedeckten, und dennoch, in Anſehung ihrer Länge, nur Knabenſtiefeln glichen: denn ihr gelehrter Inhaber war ein kleines, winziges Männchen. Er und ſein langhalſiges Roß bildeten zuſammen die Geſtalt eines Kamehls, wobey Er die Rolle des Höckers ſpielte. Bey dem allen gab er ſich durch ſeine Tracht das Anſehn eines tüchtigen Raufbolds. Er trug einen großen, ſoldatiſch aufgeſtutzten Hut, und ein Schwert an der Hüfte, das ſo groß war als er ſelbſt.

Hannchen, die ſich mit dem poſſierlichen Manne gern neckte, warf ihm, als er, ohne ſie zu bemerken, vorbey jagte, eine Erdſcholle auf den Hut. Fluchend ſah er unter dem gewaltigen Dreyeck hervor, und warnte mit ſcheinbarem Ernſt, ſein junges Pferd nicht ſcheu zu machen. Er ward aber ſogleich wieder freundlich, als er Roberten erblickte. „Ha, Freund! biſt du hier?“ rief er ihm zu. „Ich wollte dich eben beſuchen, um dir eine Sache von höchſter Wichtigkeit zu entdecken.“

Er ſtieg vor der Gartenthür ab, ließ ſeinen Gaul, der aus Schwäche treu war, frank und frey ſtehen, und ging hinein. Robert und Hannchen kamen ihm entgegen. Er ſprang, wie von einer unerwarteten Erſcheinung überraſcht, einige Schritte zurück, ſtellte ſich mit ausgeſpreizten Beinen und eingeſtemmten Armen dem Jüngling gegen über, ſtarrte ihn ein Weilchen an, und rief aus: „Hohl' mich der Tod! wie aus den Augen geſchnitten!" — Hierauf zog er ſeinen Hut ab, und ſagte mit einer feyerlichen Verbeugung: „Ich empfehle mich Hochdenenſelben zu Gnaden." —

Die jungen Leute wußten nicht, ob er ein Glas über den Durſt getrunken habe oder im Kopfe nicht richtig ſey. Robert lächelte ſchweigend; aber das lebhafte, mit beſſerm Mundwerk verſehene Mädchen ſagte: „Der Herr Doctor ſcherzen heute ſehr räthſelhaft."

„Jüngferchen," war ſeine Antwort, „geh Sie unmaßgeblich an Ihre Arbeit, oder begebe Sie ſich ſonſt ein wenig bey Seite! Ich habe dieſem jungen Mann etwas Geheimes zu vertrauen."

„Wenn's mich betrifft, Herr Doctor," fiel Robert ein, „ſo kann Hannchen in Gottes Nahmen hier bleiben. Sie wiſſen ja, wie wir mit einander ſtehen."

„Geſtanden haben, wird's bald heißen!" verſetzte Wurzel, mit ſtarker Betonung der zwey erſten Worte.

„Wie meinen Sie das?" fragte Hannchen mit großen Augen. „Wollen Sie zwiſchen uns als Störefried treten?"

„Das wär' eine vergebliche Mühe!" ſagte Robert. „Aber das werden Sie auch nicht im Sinn haben, Herr Doctor. Rücken Sie alſo frey mit der Sprache heraus! Ich wollte lieber taub ſeyn, als etwas anhören, was mein Hannchen nicht wiſſen dürfte."

Herr Wurzel ſchüttelte verdrießlich den Kopf, und riß ſeinen Sarraß aus der Scheide. Erſchrocken prallte das junge Paar zurück. „Fürchtet euch nicht!“ ſprach er. „Ich aber fürchte mich, ein weibliches Ohr zum Zeugen meines Geheimniſſes zu machen. — Drum will ich wenigſtens die weibliche Zunge mit einem Eide binden, und ihn nebenbey auch dir, Freund Robert, abnehmen. Tretet demnach näher, legt Beyde die drey vordern Finger der rechten Hand auf meine Klinge, und ſprecht deutlich die Worte nach, die ich euch vorſagen werde.“

Er nahm eine ſtolze, Ehrfurcht gebiethende Stellung an, und ſtreckte ſein Schwert vor ſich hin. Das Liebespaar legte, nach einigem Sträuben, die Finger darauf, und ſprach ihm nach: „Wir ſchwören, daß wir das Geheimniß, welches uns der Doctor der Arzneygelahrtheit, Herr Wurzel, jetzt mittheilen wird, in unſerm Herzen treu bewahren, und ſolches, bey Verluſt unſerer Ehre und unſerer rechten Hand, um keinen Preis ausſchwatzen wollen." — Als dieſe Worte geſprochen waren, ſchwang er ſein Schwert hoch in die Luft, und ſagte mit furchtbarer Stimme: „Wer von euch meineidig wird, deſſen Hand iſt verfallen! Ich haue ſie ihm ohne Barmherzigkeit ab, wenn ich auch zehn Jahre lang deßhalb auf der Feſtung ſitzen muß. Dixi!" —

Nach dieſer Ceremonie ließ er ſich zwiſchen ihnen auf eine Raſenbank nieder, legte beyde Hände auf Roberts Schulter, und begann mit einem höchſt feyerlichen Tone: „Glücklicher Jüngling, ſchenke dein Bügeleiſen, deine Schere und den ganzen Vorrath deiner Nähnadeln, einem armen Zunftgenoſſen! Du bedarfſt dieſer Brodwerkzeuge nicht mehr, denn du biſt unſers regierenden Herzogs leiblicher Sohn!" —

Robert und Hannchen ſprangen beſtürzt

auf. Sie glaubten nun wirklich, einen Tollhäusler vor ſich zu haben. „Herr, das heißt foppen!“ ſchmählte das Mädchen von fern. „Erſt legen Sie uns eidliches Stillſchweigen auf, und dann erzählen Sie ein Mährchen aus Tauſend und einer Nacht, das nur ein Wahnſinniger glauben könnte.“

Er lächelte bey dieſem Vorwurf, wie ein Mann, der ein gutes Gewiſſen hat, und erſuchte die Verſcheuchten, wieder Platz zu nehmen, ihn ruhig anzuhören, und es nicht wie mancher faſelnde Kunſtrichter zu machen, der nach Anſicht des Titelblattes ſogleich ſein Urtheil über das ganze Buch ausſpreche. — Dieſe Vorſtellung fand Eingang; die Flüchtlinge nahten ſich wieder, ſetzten ſich aber ſo weit als möglich von ihm auf die äußerſte Kante der Bank, verbanden ſich Arm in Arm zu Schutz und Trutz, und erwarteten ſo die Fortſetzung ſeiner Wundergeſchichte.

„Ich unternahm vor vierzehn Tagen,“

hob er an, „eine Reiſe in die Hauptſtadt, um meine leer gewordenen Arzneykaſten in der Hofapotheke wieder füllen zu laſſen. Dieſes Geſchäft war in wenigen Stunden abgethan, und ich ſehnte mich zu meinen verlaſſenen Kranken zurück. Da ich aber nach dem ſcharfen Ritte, den ich gemacht hatte, meinem getreuen Bucephalus einen Raſttag gönnen mußte, ſo gewann ich Zeit, die große Babel unſers Landes, die ich vorher nur immer im Fluge ſah, etwas genauer kennen zu lernen, und Abends in die Comödie zu gehen. Es ward ein Singeſpiel: „Der Doctor und der Apotheker," gegeben; aber auf dem öffentlich angeſchlagenen Zettel war ein Bock wider die Rangordnung geſchoſſen, indem mit großen Buchſtaben gedruckt ſtand: „Der Apotheker und der Doctor." — Ich entrüſtete mich dermaßen darüber, daß ich ſogleich den Zettel mit meinem Stocke zerſetzte. Auch wäre wahrſcheinlich meine Galle im Schauſpielhauſe noch reger geworden, wenn nicht, während der Vorſtellung der ſchimpflichen Poſſe, ein anderer Gegenſtand meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt hätte. Das war die höchſte Perſon Seiner Durchlaucht unſers gnädigſten Landesherrn, deſſen Angeſicht ich jetzt zum erſten Mahl ſah. Als er aber in ſeine Loge trat, dünkt' es mich, als hätte ich ihn ſchon tauſendmahl geſehen: denn die wunderbare Gleichheit ſeiner Geſichtszüge mit den deinigen, mein junger Freund, ſprang mir wie ein Blitz in die Augen, und je länger ich ſie auf ihn heftete, deſto mehr überzeugten ſie mich, daß er dein Vater ſeyn müſſe.“—

Hier unterbrach ihn Hannchen durch ein Gelächter; Robert hingegen ſah ihn finſter an, und verbat es ſich ernſthaft, ihm ſeine ehrliche Geburt ſtreitig zu machen. „Damit läßt ſich's gar nicht ſpaßen, Herr Doctor!“ fuhr er ſcheltend fort. „Ich bin meines ſeligen Vaters, des weiland ehrſamen Bürgers und Schneidermeiſters, Niklas Robert, eheleiblicher Sohn, und der will ich ſeyn und bleiben. Bringen Sie alſo kein Schandmährchen von mir unter die Leute! Ich müßte ja ſonſt befürchten, als ein Bankart aus der Zunft geſtoßen zu werden.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für den Sohn eines Herzogs!“ verſetzte der Doctor. „Aber bleib du meinetwegen ein armſeliger Schneider! Ich will die Entdeckung, die ich machte, in meinen Buſen verſchließen, und weiter kein Wort darüber verlieren.“— Hiermit ſtand er auf, und ſagte trotzig: „Gute Nacht!“

Aber Hannchen, das eitle Mädchen, das ſich lieber einen halben Prinzen als einen ganzen Schneider zum Bräutigam wünſchte, vertrat dem forteilenden Bramarbas freundlich den Weg, und bat ihn, ſeine Erzählung zu vollenden. Robert, der ſchon jetzt unter ihrem Pantoffel ſtand, wendete nichts dagegen ein, und Herr Wurzel, deſſen raſches Aufſtehen ein bloßer Schreckſchuß geweſen war, ließ ſich beſänftigen, und fuhr folgender Maßen in ſeiner Geſchichte fort:

„Ich ging, als ſich der Herzog am Ende des Poſſenſpiels entfernt hatte, in meine Herberge, und legte mich zu Bett; aber die wunderbare Sache, die ich nicht aus dem Kopfe bringen konnte, ließ mich nicht ſchlafen. Am Morgen war ich matt und krank; mir graute vor dem harten Trabe meines Schimmels; ich beſchloß, noch einen Tag in der Reſidenz auszuruhen, und indeſſen, wo möglich, den Grund oder Ungrund meiner im Theater gemachten Bemerkung zu erforſchen. In dieſer Abſicht lud ich meinen alten Schulfreund, den Proviſor Leiſegang, zum Mittagseſſen in die rothe Eule, wo ich herbergte. Er kam; wir unterhielten uns Anfangs von gleichgültigen Dingen; als aber der edle Würzburger, den ich ihm fleißig einſchenkte, ſeine fahlen Wangen zu röthen anfing, lenkte ich das Geſpräch auf den Hof und deſſen geheime Geſchichte, die meinem Freunde nicht fremd ſeyn kann, weil er bey der herzoglichen Apotheke, die ſich im Schloſſe befindet, ſeit dreyßig Jahren in Dienſten ſteht. Ich ſpielte mich beſonders mit geſchickten Worten in die Jugendjahre des Herzogs hinein, und behauptete kühn: es habe damahls hin und her verlautet, daß er kein Feind des ſchönen Geſchlechts ſey. — Mein vorſichtiger Gaſt ſagte dazu weder Ja noch Nein; aber er lächelte, huſtete, fuhr ein paar Mahl mit der flachen Hand über die Stirn, ſah ſich aus Furcht vor Horchern rechts und links um, und zirpte mir dann wie ein Heimchen ins Ohr: *die Fürſten ſind Menſchen!* — Das war mir genug! Denn das könnt ihr glauben: wenn Leiſegang, der unausſprechlich behutſame Leiſegang, in einem ſolchen Falle und mit ſolchen Geberden geſteht, daß die Fürſten Menſchen ſind, ſo iſt das eben ſo viel geſagt, als wenn ein Anderer, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, die ärgerlichſten Geſchichten erzählte.“ —

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor,“ fiel Robert ein, „was geht denn das alles mich und meine ſelige Mutter an?“

„Dieſe Frage,“ verſetzte Wurzel, „will ich dir beantworten, ohne dabey des Spruchs zu vergeſſen: De mortuis nil nisi bene! das iſt verdolmetſchet: Von Todten ſoll man nichts als Gutes reden. — Deine Mutter war in ihrer jungfräulichen Blüthe ein bildſchönes Mädchen, das vielen Männern den Kopf verrückte. Im ſiebzehnten Jahre ihres Lebens verwechſelte ſie unſer Altenhain, ihren Geburtsort, mit der Reſidenz, wo ſie achtzehen Monate lang einer gräflichen Familie, als Hausjungfer, mit Ruhm diente.

Dann aber kam ſie plötzlich, mit Kleidern und Geld wohl verſehen, nach Altenhain zurück; vier Wochen ſpäter war Meiſter Niklas Robert — ein ſchon ziemlich bejahrter, hectiſcher Schwächling, den ſie zuvor mit keinem Auge geſehen hatte — ihr angetrauter Ehekrüppel, und ſiebenthalb Monate nach der Hochzeit wardſt du geboren. — Das alles machte zu ſeiner Zeit großes Aufſehen, doch nun iſt freylich Gras darüber gewachſen.“ —

„Und das wollen wir nicht muthwillig wegreißen;“ ſagte Robert mit niedergeſchlagenen Augen. „Es mag den Fehltritt meiner Mutter, wenn ſie wirklich einen begangen hat, ewig bedecken.“

„In Gottes Nahmen!“ ſprach Herr Wurzel, und nahm eine Priſe Tabak. „Damit ich jedoch, in Anſehung der bemerkten Aehnlichkeit, die Ehre meiner Augen rette, ſo will ich dir auf der Stelle ein Bildniß des Herzogs zeigen, das ich zu dieſem Behuf in der Reſidenz gekauft habe."

Er ging hinaus zu ſeinem Schimmel, öffnete den Mantelſack, kam mit zwey zuſammen gebundenen Pappendeckeln zurück, und zog aus denſelben einen mit bunten Farben aufgemahlten Kupferſtich. „Herr Jemine! welche Aehnlichkeit!" ſchrie Hannchen auf. „Ja, nun glaub' ich alles, was der Herr Doctor ſagte. — Sieh nur, Robert, ganz deine Naſe, dein Kinn, deine Stirn! Wärſt du zwanzig Jahr' älter und mit Uniform und Orden ausſtaffirt, man könnte dich von Sr. Durchlaucht nicht unterſcheiden."

Schweigend genoß Herr Wurzel dieſes Triumphs. Auch Robert, in Anſchauung des Bildes vertieft, gab keinen Laut von ſich. Hannchen forderte ihn auf, ſeine Gedanken zu eröffnen; er weigerte ſich aber mit der Entſchuldigung, daß er in ſeiner eigenen Sache nicht Richter ſeyn könne. „Nun, ſo ver-

verlaß dich auf unſer Urtheil!" ſagte ſie: „Und triff Anſtalten, dein Geburtsrecht geltend zu machen." —

„Wie ſoll ich das anſtellen?" ſprach er verdrießlich. „Mir ſchaudert die Haut, wenn ich nur daran denke. Ich liebe Ruh' und Stille, das weißt du!"

„Was Ruhe, was Stille!" donnerte Wurzel. „Man muß ſich regen, muß Lärm machen, ſonſt glauben die Leute, man ſchlafe." —

„Das mögen ſie von mir denken!" entgegnete Robert. „Es iſt beſſer, man ſchläft, als daß man wachend auf's Maul geſchlagen wird." —

„Larifari!" fuhr der Doctor auf, und ſagte dann mit einem langſamen, pathetiſchen Lehrtone: „Empfange von hoher Hand eine Ohrfeige mit Freude und Dank, damit du einem Geringern ein Dutzend dafür geben kannſt! — Das iſt mein Grundſatz, bey dem ich mich wohl befinde, und den ich dir daher aufrichtig empfehle. Stellt ſich der Herzog auch Anfangs etwas barſch gegen dich, ſo laß ihn nur austoben. Du trägſt auf deinem Geſichte eine Urkunde, die er endlich anerkennen, und wenigſtens mit dem Grafentitel und einem anſehnlichen Rittergute bezahlen muß." —

Jubelnd durchſchwärmte Hannchen den Garten, und trat im Freudentaumel manche ſorgſam gepflegte Blume nieder. Man ſah es ihren luſtigen Sprüngen deutlich an, daß ſie ſchon in einer mit vier oder ſechs Pferden beſpannten Karoſſe zu ſitzen glaubte. Der Doctor hatte zwar feſt beſchloſſen, die beabſichtigte Mißheirath des Halbprinzen mit dem Gärtnermädchen zu zerſtören; doch ließ er ſich das jetzt nicht weiter merken: denn Hannchen und ihre kleine Eitelkeit waren ihm unentbehrliche Hebel, den bequemen und furchtſamen Burſchen vom Platze zu bringen. Das gelang auch vollkommen. Robert ward von ſeinem Liebchen ſo lange geſtreichelt, bis er ſich ergab und verſprach, unter des Doctors Leitung und Aufſicht in die Hauptſtadt zu reiſen.

Herr Wurzel brachte ſich ſelbſt zu dem Poſten eines Führers in Vorſchlag, weil er ſeinen Schnitt dabey zu machen hoffte. Er beſtimmte den zweyten Morgen darauf zur Abreiſe, damit er des nächſten Tages noch Zeit habe, ſich zu rüſten und ſeine Kranken zu beſorgen. Dieſe guten Leute hätten ihn aber nicht gehindert, ſich augenblicklich auf den Weg zu machen. Er fand ſie alle friſch und geſund, und ſie verſicherten einſtimmig, daß von dem Tage an, da er ſie nicht mehr beſucht habe, ihre Geneſung eingetreten ſey.

Robert nahm in ganz Altenhain von niemand Abſchied, als von Hannchen; das war aber auch eine Scene, die vor lauter Zärtlichkeit ins Komiſche fiel. Er gelobte ſeiner Auserwählten auf den Knien, ihr ewig treu zu bleiben, und ſogar, wenn er durch ein Wunder des Himmels regierender Fürſt würde, ſeinen Thron mit ihr zu theilen. Sie wünſchte dagegen herzlich, daß er in dieſen Prüfungsſtand der Liebe geſetzt werden möge. So trennten ſie ſich am Vorabend der Abreiſe, und gaben ſich die Hand darauf, recht fleißig an einander zu ſchreiben.

Am folgenden Morgen erſchien Herr Wurzel vor Roberts Wohnung mit einem kleinen Korbwagen, an den er ſeinen vielſeitig brauchbaren Schimmel geſpannt hatte. Das zwerghafte Doctorchen und der zarte Schneider wogen leicht, waren auch mit wenig Gepäck und noch weniger mit ſchwerem Gelde belaſtet; die Fahrt ging daher flüchtig über Stock und Stein. Unter Weges ermangelte der Doctor in keinem Gaſthofe, wo ſie einkehrten, die Wirthe zu fragen, ob ſie nicht etwas Beſonderes an ſeinem Gefährten bemerkten. Sie ſtarrten den ſchamrothen Kleidermacher an, und erklärten ihn dann insgeſammt für einen gewöhnlichen Menſchen, dergleichen ſie ſchon Tauſende geſehen hätten. Da lächelte Herr Wurzel gar ſpöttiſch und ſagte: „Ueber ein Kleines werdet Ihr aus der Reſidenz ein wunderbares Gerücht vernehmen, das Euch eines Beſſern belehren wird." — Die ſchlauen Gaſtwirthe zogen aus dieſen dunkeln Worten den Schluß: es müſſe doch wohl eine hohe Perſon unter der ärmlichen Hülle verborgen ſeyn, und ließen ſich nun Dach und Fach und Speiſe und Trank ſo theuer bezahlen, daß die Reiſenden mit ganz erſchöpften Beuteln in der Hauptſtadt anlangten. Robert war darüber in Angſt und Sorgen, doch ſein Mentor verſicherte tröſtlich: er habe in der rothen Eule unbeſchränkten Credit, könne auch allenfalls von ſeinem Freunde Leiſegang ein Darlehen erhalten, und überdieß würden die Apanagegelder vom

Hofe bald ausgeſetzt und bezahlt werden, und allen Bekümmerniſſen ein fröhliches Ende machen.

Es war Abends ſechs Uhr, als ſie vor der rothen Eule abſtiegen. Der Doctor ſchickte ſogleich den Hausknecht zu dem vorſichtigen Proviſor, ließ ihm ſeine glückliche Ankunft melden und ihn erſuchen, ſich möglichſt bald im Gaſthofe einzufinden, wo er Gelegenheit haben werde, eine neue, höchſt anziehende Bekanntſchaft zu machen. Nach Verlauf einer halben Stunde war Herr Leiſegang ſchon da, betheuerte aber auch, er habe ſein gewöhnliches, feſtgeſetztes Schrittmaß beträchtlich erweitert, um der Umarmung ſeines werthen Freundes ohne langen Verzug theilhaftig zu werden. Er hatte, ungeachtet der Himmel ganz wolkenfrey war, einen ſeidenen, mit einem Futterale von Leinwand überzogenen Regenſchirm unter dem Arme, und ließ ſich, der damahls herrſchenden Hundstagshitze zum Trotz, einen ungeheuern Glockenmantel von Doppeltuch nachtragen, um ſich beym Nachhauſegehen nicht zu erkälten. Es ſchien, als hätte er ſich auf ein nächtliches Bacchusfeſt eingerichtet, und es ward auch wirklich eine Flaſche des guten Würzburgers, der ihm acht Tage vorher ſo trefflich geſchmeckt und ihn ſo überaus offenherzig gemacht hatte, ſogleich aufgetragen.

Der Doctor, auf deſſen Befehl und Rechnung dieß geſchah, nöthigte unabläſſig, wie ein gaſtfreyer **Krähwinkler**, zum Trinken, und beobachtete immer zugleich des Proviſors aſchenfarbenen Wangen, auf welchen er je eher je lieber das heitere Morgenroth der Zecher aufgehen zu ſehen wünſchte, weil er den jungen Schneiderprinzen, den er indeſſen in eine Nebenkammer verwieſen hatte, nicht früher vorſtellen wollte. Bey der erſten Flaſche graute nur der Tag; aber in der Mitte der zweyten, die nun nothwendig gereicht werden mußte, zeigte ſich die erwartete Morgenröthe, und Herr Leiſegang ward ſo ausgelaſſen luſtig, daß er der hübſchen Wirthstochter, die in Geſchäften durch die Stube ging, einen Kuß mit dem Zeigefinger zuwarf. Nun iſt's Zeit, dachte Wurzel, und rief ſeinen Reiſegefährten aus dem Verſteck hervor. „Das iſt der liebe junge Mann," ſprach er, „auf deſſen Bekanntſchaft ich Sie, mein Theuerſter, einladen ließ. Betrachten Sie ſeine Geſichtszüge genau, und Sie werden darin ſeine hohe Abkunft nicht verkennen." —

Da Herr Leiſegang von hoher Abkunft hörte, machte er einen tiefen Bückling, bat um Vergünſtigung, ſich ſeiner Brille zu bedienen, ſah den Schneider ſcharf damit an, fuhr zuſammen, und ſchlich ſtumm und verblüfft wieder zu ſeinem Stuhle.

„Nun, was ſagen Sie?" fragte Wurzel. „Nicht wahr, Sie kennen den erhabenen Stamm dieſes Sprößlings?"

„Ich? ich?“ — ſtotterte der Proviſor, und rieb angſtvoll die Hände. „Ich kenne nichts, weiß nichts.“ —

„Feiner Schalk!“ verſetzte der Doctor. „Sie wiſſen recht gut, wen und was ich meine, und das iſt auch nicht anders möglich, da Sie ſeit dreyßig Jahren ſo oft Gelegenheit hatten, den Herzog zu ſehen.“ —

Der Proviſor hielt ſich beyde Ohren zu, und ſagt leiſe: „Still, ſtill!“

„Warum denn ſtill?“ ſchrie Wurzel um ſo lauter. „Man ſpricht ja vom lieben Gott, ſo kann man doch wohl auch von einem Fürſten ſprechen.“ —

„So viel Sie wollen, wenn ich nicht dabey bin. — Ich diene dieſem Fürſten.“ —

„Und wir alle dienen Gott, oder ſollten ihm wenigſtens dienen: denn freylich dienen auch viele Menſchen dem Teufel.“ —

Empört ſtand Leiſegang auf, und ſah ſich nach ſeinem Regenſchirm und Mantel um.

„Bleiben Sie, Freund!" ſagte Wurzel mit ſanfterer Stimme. „Ich ſehe wohl, daß ich mir von Ihrer unterthänigſten Behutſamkeit weder Rath noch Beyſtand in dieſer kitzlichen Sache verſprechen darf, und ich will Sie auch mit keinem Worte weiter darüber behelligen. Aber ich habe nun ein anderes Anliegen. Ich brauche eine unbedeutende Summe von funfzig bis ſechzig Thalern, die ich von Hauſe mitzunehmen ſchändlich vergaß. Haben Sie die Güte, mir damit auf acht Tage freundſchaftlich auszuhelfen."—

Der Proviſor ward leichenblaß. „Mein beſter Herr Doctor," ſprach er, und ſchlug an ſeine Bruſt, „ich diene meinen Freunden willig mit Gut und Blut, aber Ihren Wunſch kann ich und darf ich nicht erfüllen. Ich würde mich dadurch zum Mitſchuldigen eines gefährlichen Unternehmens machen. — Leben Sie wohl!"—

Er warf den großen Glockenmantel um, ergriff den Regenſchirm, trank noch im Hui ſein Glas Wein aus, und eilte fort auf die Straße, wo er in ſeinem Aufzuge einem Sturm- und Regenvogel glich, und von der herum ſchwärmenden Jugend verſpottet wurde.

„Ach, lieber Herr Doctor, wie wird das werden?“ ſeufzte Robert. „Eine von unſern Stützen iſt ſchon gebrochen!“

„Es war ein Strohhalm,“ ſagte Wurzel. „Hohl' ihn der Henker!“

Jetzt trat der Wirth, der wahrſcheinlich die fruchtlos abgelaufene Darlehns-Unterhandlung behorcht hatte, mit einem ernſthaften Geſichte herein, und erbat ſich für Wein, Zwieback, Wohnung und Roßfutter drey Thaler und etliche Groſchen. Der Doctor ſah ihn ſtaunend an, und fragte mürriſch, wie dieſe voreilige Mahnung zu verſtehen ſey.

„Ganz buchſtäblich!“ verſetzte der Wirth. „Ich habe mir's aus gewiſſen Urſachen ſeit geſtern zum Geſetz gemacht, von Tag zu Tage mit meinen Gäſten Rechnung zu halten, und mir die Berichtigung derſelben auszubitten.“

„Wie viel Stunden hat denn Ihr Tag?“ fragte Wurzel ſpitzig.

„Doch wohl ſo viel als der Ihrige!“ brummte der Wirth.

„Alſo vier und zwanzig!“ — fuhr Jener fort. „Nun gut, wenn ſeit meiner Ankunft vier und zwanzig Stunden verfloſſen ſeyn werden, bezahl' ich. — Indeſſen dient meine Equipage dem Mißtrauen zum Unterpfande.“

„Equipage!“ — wiederhohlte der Gaſthalter, und wiegte verächtlich den Kopf von einer Seite zur andern. So trat er hohnlachend ab.

Robert beſeufzte den Bruch der zweyten

Stütze. „Und wenn noch funfzig andere brechen, ſo bricht doch mein Muth nicht!“ ſagte Wurzel, und ging mit theatraliſchen Heldenſchritten in der Stube auf und nieder. Dennoch war er nicht beherzt genug, ein Abendeſſen vom Wirthe zu fordern. Er befürchtete eine abſchlägige Antwort und den hämiſchen Entſcheidungsgrund: daß ein ſolcher Zuwachs des Conto's den Werth der verpfändeten Equipage überſteige. Glücklicher Weiſe waren noch einige Brocken der Reiſekoſt vorhanden, womit Hannchen ihren Geliebten verſorgt hatte. Dieſe vertrockneten Reſte theilten unſere Paſſagiere freundbrüderlich mit einander, und begaben ſich ermüdet zur Ruhe.

Am Morgen bekam Robert das Heimweh der Liebe, und bat flehentlich, den Schimmel anſpannen zu laſſen. „Närriſcher Junge,“ ſagte Wurzel, „du weißt ja, wir haben uns feſt getrunken!“ Robert erboth ſich, ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen, und den Wirth zu bezahlen; allein der Doctor war nicht zur Abreiſe zu bewegen. Er möge nicht, ſprach er, einem feigen Soldaten gleichen, der, ohne einen Schuß zu thun, vom Kampfplatz entlaufe. „Kleide dich an," fuhr er fort, „wir wollen einen Spaziergang durch die Stadt machen, und uns heute ganz dem Zufall überlaſſen. Ich halte viel auf ihn. Er iſt oft der beſte Wegweiſer zum Glücke." —

Sie gingen. Der Doctor ſah allen wohlgekleideten Männern, die er für angeſehene Staatsbeamten hielt, ſcharf ins Geſicht, und ſchielte zugleich ſeinen Begleiter an, um die Augen jener Herren auf den merkwürdigen Jüngling zu leiten. Aber ſie bemerkten insgeſammt nicht, daß ihnen die Wünſchelruthe ſeines bedeutſamen Seitenblicks einen verborgenen Schatz anzeigte. Indeſſen machte er in den Straßen, die ſie durchzogen, mancherley Bemerkungen, die zum Theil den Zweck hatten, dem jungen Meiſter ſein Handwerk zu verekeln. „Deine Zunftgenoſſen," ſprach er unter andern, „ſind wahre Gecken! Sie leben vom Schneiden, ſchämen ſich aber, Schneider zu heißen, und mancher Narr ſchämt ſich ſogar, ein Deutſcher zu ſeyn. Sieh, auf dieſer Tafel ſteht: Louis Bocksbart, Tailleur pour homme, und gegen über: Jean Pierre Feldkümmel, Tailleur pour femme. — Dort an der Ecke wohnt, wie es ſcheint, ein ganz vernünftiger Mann, der nennt ſich Kleidermacher, hier aber ſtoßen wir wieder auf einen rechten Hauptfantaſten, mit dem angemaßten Titel: Kleiderkünſtler. — O, über die elenden Wichte! — Aber ſolche Stelzengänger giebt's leider in allen Ständen." —

So ſchwatzend kamen ſie an ein Thor. Der Arzt ſtellte ſich, nach ſeiner Gewohnheit, mit ausgeſpreitzten Beinen hin, und betrachtete die Bauart deſſelben. Der wachhabende Officier und ein anderer junger Fähnrich, der bey ihm zum Beſuch war, machten auf Wurzels poſſierliche Figur ſogleich Jagd, witzelten halblaut über ihn, und eine große engliſche Dogge, die ihnen zugehörte, ſchnüffelte um ihn herum. Er achtete das alles nicht. Doch der Himmel weiß, ob der Hund von ſeinem muthwilligen Herrn einen Wink erhielt, oder ob er nach dem Sprichworte, wie der Herr ſo der Knecht, von ſelbſt Luſt bekam, einen Schwank auszuführen: kurz, er fuhr von hinten dem Doctor zwiſchen die Beine, und ging mit ihm durch. — Der Reiter fluchte, verlor den Hut, und fiel, nach einer kleinen durchflogenen Strecke, vom Hunde herab. Die Officiere lachten ſich aus dem Athem. Er ſtürmte auf ſie los, und ſetzte ſie tapfer zur Rede. „Was können wir dafür?“ antwortete der Eine. „Es war des Hundes eige-

eigener Einfall. Er iſt vormahls bey einem Bärenführer zum Reitklepper eines Affen gebraucht worden, und wollte ſich vielleicht jetzt einmahl in die alten Zeiten zurück verſetzen." — Ueber dieſe ſpöttiſche Ausrede (bey welcher jedoch die Lebensgeſchichte des Hundes nicht erdichtet war) ergrimmte das Männlein entſetzlich, ſchimpfte wie ein Rohrſperling, und ſagte unter andern: es ſey ſehr ſchlecht, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit von Leuten geſtört werde, welche ſie handhaben ſollten. — Die Officiere gebothen ihm Stillſchweigen; er aber ſchmähte noch toller, fuchtelte ihnen mit dem Stocke vor dem Geſichte herum, und zwang ſie durch ſeine unbezähmliche Wuth, ihn zum Arreſt bringen zu laſſen. Robert jammerte laut; doch der verhaftete Stoiker verſicherte lachend, es werde ihm kein Haar gekrümmt werden.

Eine halbe Stunde darauf ward er, auf

Befehl des Commandanten, einſtweilen dem bürgerlichen Gericht überliefert. Doch erhielt er, in Betrachtung ſeiner gelehrten Würde, eine anſtändige Wohnung bey dem Stadtwachmeiſter. Er forderte ſogleich Papier, Feder und Tinte, und ſchrieb höchſt freymüthig an den Herzog: er ſey in die Hauptſtadt gekommen, um Sr. Durchlaucht einen verlorenen Sohn zu überbringen, habe jedoch, durch zwey junge Officiere zum Zorn gereitzt, den Unfall gehabt, in gefängliche Haft zu gerathen, und bitte daher unterthänigſt um Freyheit und Gehör. — „Sieh,“ ſprach er zu Robert, der ſich freywillig mit ihm einkerkern ließ, „ſieh, da hat gleich der Zufall, dem ich heute früh eine Lobrede hielt, ein Meiſterſtückchen gemacht. Ich hätte mich vielleicht, ohne ſeine Einmiſchung, noch acht Tage lang beſonnen, an deinen durchlauchtigſten Herrn Vater zu ſchreiben, und nun iſt der Brief ſchon fertig.“ —

Der Herzog hatte die löbliche Sitte, alle an ihn unmittelbar gerichteten Zuſchriften, ſie mochten kommen von wem ſie wollten, ſelbſt zu erbrechen und zu leſen, und es durfte niemand auf keine Weiſe gehindert werden, ſich brieflich an ihn zu wenden. So gelangte denn auch des Doctors Schreiben durch den ehrlichen Stadtwachmeiſter, der es in der Hofkanzley abgab, ſchnell und richtig in die fürſtlichen Hände. Nach Verlauf einer Stunde ward der Gefangene in Freyheit geſetzt, und durch einen Kanzleybothen beſchieden, ſich ſofort, nebſt ſeinem Gefährten, zu dem Miniſter von **Seewald** zu begeben. Der Bothe begleitete ſie zu ihm, und ſie wurden ſogleich vorgelaſſen.

Roberts Anblick ſetzte den Miniſter, wegen der wirklich unläugbaren Aehnlichkeit mit dem Herzog, in Erſtaunen: er wäre aber wohl ein ungeſchickter Staatsmann geweſen, wenn er dieſe Empfindung durch die flüchtigſte Miene verrathen hätte. Mit unverändertem Geſichte, wie ein Marmorbild, und mit kalten, gleichgültigen Worten, fragte er nach allen Umſtänden, die zur Erläuterung des an den Herzog erlaſſenen Briefes dienen konnten, und ſchloß dieſes Verhör mit dem Beſcheide, daß er ihre Ausſagen Sr. Durchlaucht vortragen werde.

Der Doctor hüpfte luſtig die Treppe hinab. In ſeinen Augen war die Sache nun ſchon gewonnen. Als er jedoch unten auf der Straße an die rothe Eule dachte, verwandelte ſich ſeine Freude in Traurigkeit. Die Zahlſtunde war da, er hatte kein Geld, aber viel Hunger. Auch Robert klagte darüber. Das war Jenem lieb, denn es bahnte ihm einen Weg zu dem Vorſchlage, das ſilberne Uhrchen, das ſchon am Morgen verſtoßen werden ſollte, zu verſchachern. Robert hatte jetzt weniger Luſt dazu, da ihn dieſes Opfer nicht zu Hannchen zurück führte; doch er willigte ein, und ſie erhielten für das unbedeutende Werkchen von einem Hebräer gerade ſo viel, daß ſie das drückende Conto bezahlen und auf ein neues loszehren konnten.

Am folgenden Tage wurden ſie wieder zum Miniſter gerufen. Er empfing ſie mit einer finſtern Miene, und ſagte: der Herzog habe ihre, auf eine zufällige Aehnlichkeit gegründete Anmaßung, der ſein Bewußtſeyn widerſpreche, mißfällig empfunden. Da der gütige Fürſt jedoch glaube, daß ihr gewagter Anſpruch nicht aus Frevel, ſondern aus Einfalt, entſprungen ſey, ſo wolle er ihnen verzeihen, und ſie aus vorwaltender Milde ſogar für die vergeblich aufgewandten Reiſekoſten mit funfzig Thalern entſchädigen. Sie ſollten ſich aber ſtracks nach Altenhain zurück begeben, und ohne weitere Schwindelgedanken ihren Geſchäften obliegen. —

Schamroth, doch unbetrübt, ſenkte Robert ſchweigend den Kopf. Sein beherzter Sachwalter hingegen äußerte Verwunderung, daß der Herzog nicht die Gnade habe, ſie perſönlich vor ſich zu laſſen. Er trage hiermit darauf an, ſetzte er hinzu, und hoffe feſtiglich, daß die höchſte Entſcheidung alsdann ganz anders ausfallen werde.

Die Sache ſey abgethan, erwiederte der Miniſter, und die begehrte Audienz könne um ſo weniger Statt finden, da der Herzog eben jetzt im Begriff ſtehe, eine Reiſe anzutreten, die ihn ſechs Wochen lang von ſeinen Staaten entfernen werde.

Bey dieſen Umſtänden nahm Herr Wurzel das fürſtliche Geſchenk ohne weitern Einwand an, und empfahl ſich.

Wer war froher als Robert! Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß ihn der Herzog nicht als Sohn anerkenne. Er wollte nun ohne Verzug zu ſeinem lieben Hannchen zurück eilen, und ihr zum Andenken der merkwürdigen Reiſe ein ſchönes ſeidenes Band mitbringen. Als er aber beym Austritt aus dem Hauſe des Miniſters dieſe Gedanken laut werden ließ, ſchalt ihn der Doctor einen Gimpel, und that den Machtſpruch: „Die Reiſe nach Altenhain unterbleibt vor der Hand! Wir erwarten die Rückkunft des Herzogs, drängen uns zu ihm, und ſehen und hören, ob das Vatergefühl bey ihm erwacht, oder ob er Stirn gegen Stirn den Muth hat, dich zu verläugnen. Geſchieht das letztere, wie ich jedoch nicht glaube, ſo mußt du freylich zu Schere und Nadel wieder greifen. Aber nicht eher, durchaus nicht eher! Wer etwas unternommen hat, muß es ausführen, muß das höchſte wagen, ſonſt iſt er ein Schuft!“—

Robert, der ſich nun einmahl in des Kobolds Stricken befand, und nicht Mannes genug war, ſie zu zerreißen, ſchlich traurig in die rothe Eule, und ſchrieb an Hannchen.

„Recht ſo!“ ſagte der alte Fuchs. „Ich will das Brieſchen ſelbſt auf die Poſt tragen.“ — Der Schwachkopf vertraute es ihm an; aber das liebevolle, herzliche Brieſchen ward in der nächſten Straße von dem untreuen Bothen erbrochen, geleſen und zerriſſen. Dann ging er auf die Poſt, und ordnete an, daß alle Briefe, die an Meiſter Robert aus Altenhain ankämen, liegen bleiben ſollten, bis ſie abgehohlt würden. „Iſt Er der Meiſter Robert?“ fragte der Poſtſchreiber. „Ja, der bin ich,“ antwortete Wurzel. Auf dieſe Art bemächtigte er ſich des Briefwechſels der Liebenden, die ſchlechterdings gegen einander erkalten und ſich entzweyen ſollten, damit Robert, im Fall ſeiner Standeserhöhung, eine vortheilhaftere Heirath ſchließen könne.

Auf dem Rückwege von der Poſt miethete der Ränkeſchmidt eine nette Wohnung von einigen Zimmern in einem Privathauſe.

Die Herberge in der rothen Eule war ihm nun, da er funfzig Thaler in der Taſche hatte, zu ſchlecht. Er wollte ſich auch an dem Grobian, der ſeinen Gäſten nur vier und zwanzig Stunden Credit gab, durch plötzliche Verlaſſung des Gaſthofes rächen. Mit Verachtung warf er ihm hin, was er noch zu bezahlen hatte, und zog aus.

Indeſſen war es in der Reſidenz ruchbar geworden, daß ein Schneider angekommen ſey, der ſich für einen Sohn des Herzogs ausgebe. Jedermann war begierig, den jungen Prätendenten zu ſehen. Der Doctor befriedigte dieſes Verlangen, indem er ihn oft in Kaffeegärten und an andere öffentliche Orte führte. Da drängte ſich überall ein Kreis von Gaffern um ſie her, und der redſelige Charlatan gab jedem neugierigen Forſcher Rede und Antwort. Roberts feine Geſtalt und beſcheidenes Weſen gefielen allgemein. Die halbe Stadt ergriff

Partey für ihn gegen den Herzog. Auch zeigte man thätige Theilnahme. Die Abenteurer wurden faſt täglich zu Tiſche geladen und anſehnlich beſchenkt. Monsieur Louis Bocksbart überſandte jedem von ihnen, aus eigener Bewegung, ein vollſtändiges habillement à la mode, und der Doctor erklärte freudig: der Tailleur pour homme ſey ein deutſcher Ehrenmann. Es lief auch unter andern ein anonymes Schächtelchen mit Magenmorſellen ein. Herr Wurzel errieth ſogleich, daß ſie eine geheime Spende des Proviſors waren. Er verzehrte ſie mit Appetit, und ſagte zur ſchuldigen Dankſagung: „Sie ſchmecken gut und ſtärken den Magen, aber Leiſegangs zähen Geiz kann ich doch nicht verdauen.“

Bey allen dieſen Almoſen und mitleidigen Speiſungen, die Roberts natürlichem Schamgefühl widerſtanden, befand ſich der Doctor in ſeinem Elemente. Er wirtſchaftete toll in den Tag hinein, ließ gute Weine nicht von ſeinem Tiſche kommen, verkaufte ſeinen alten Schimmel an einen Miethkutſcher, ſchaffte ſich dafür ein Paradepferd, ſpielte in Kaffeehäuſern hohe Spiele, und mußte, weil er ſie nicht verſtand, immer Lehrgeld bezahlen. Dieſer Aufwand ließ ſich freylich mit den vom Hofe erhaltenen funfzig Thalern und andern Geſchenken, die man ihm hier und da in baarem Gelde machte, nicht beſtreiten; allein er fand Credit, indem er jedermann zu überreden wußte, daß ſich der Herzog, nach perſönlicher Bekanntſchaft mit ſeinem natürlichen Sohne, unfehlbar anders bezeigen werde.

Robert ward indeſſen mit jedem Tage trauriger, weil er auf ein volles Dutzend zärtlicher Briefe keine Antwort aus Altenhain bekam. Auch Hannchen weinte dort, und hielt ihren Geliebten für untreu; denn ſie ſchrieb eben ſo oft an ihn, und empfing keine Zeile von ſeiner Hand. Der alte Spitzbube hatte die ganze Correſpondenz vernichtet, und glaubte ſteif und feſt, ein gutes Werk gethan zu haben.

So verfloſſen ſechs Wochen. Der Landesherr traf in der Reſidenz wieder ein. Ihn begleitete ein fremder Fürſt, dem zu Ehren des folgenden Tages ein freyer Maskenball gegeben wurde. Dieſe Umſtände wollten es nicht geſtatten, daß ſich der Doctor ſofort Gehör bey dem Herzog erſtürmte, und die Sache hatte auch, da es ihm jetzt wohlging, keine Eile. Er verſchaffte ſich zur Maskerade zwey Einlaßkarten. Der ſchwermüthige Robert hatte zwar keine Luſt, ſich unter fröhliche Menſchen zu miſchen, doch ſein Hofmeiſter zwang ihn dazu. Sie gingen in ein Haus, wo Maskenkleider verliehen wurden. Ein türkiſcher Turban mit hohen Federn ſtach dem Doctor in die Augen. Er wollte dadurch ſeiner Länge eine

Elle zuſetzen; aber der Trachtenverleiher ſagte lächelnd: „Zum Turban gehört ein morgenländiſches Gewand: doch nothwendig müßten Sie, mein Herr, zwiſchen jetzt und dem Abend funfzehn bis zwanzig Zoll wachſen, ſonſt hab' ich keins, das Ihnen paßt.“— Dieſen Scherz nahm Herr Wurzel ſo übel, daß er den Turban, den er eben in der Hand hatte, dem Witzling an den Kopf warf, und eiligſt davon lief. Zum Glück waren noch an einem andern Orte Redoutenkleider zu bekommen. Hier wählte er eine Pantalonstracht, und die Beſitzerin des Kleidermagazins, eine junge, luſtige Frau, unterrichtete ihn, wie er, dem Charakter dieſer Maske gemäß, mit kurzen, ſchnellen Schrittchen herum trippeln müſſe. Robert erkor ſich einen ganz einfachen roſenrothen Domino, weil dieß Hannchens Leibfarbe war.

Da unſere beyden Kleinſtädter noch keine Redoute geſehen hatten, ſo ſtutzten ſie nicht wenig, als ſie in den großen, mit tauſend Kerzen erleuchteten Saal traten, wo ſich ſo viel ſeltſame Geſtalten durch einander bewegten. Pantalon vergaß zu trippeln, und ſein Geſellſchafter ſperrte unter dem Florbart ſeiner Larve den Mund weit auf. Die rauſchende Muſik und das Geſchwirr der Masken um ſie her machte ſie ſchwindlich. Sie eilten zu einer Bank, um ſich gleichſam auf feſtem Lande an die vor ihnen auf und nieder wallende Fluth zu gewöhnen.

Als ſie eine Viertelſtunde geſeſſen hatten, ging eine ſchlanke, zierliche Gärtnerin vorbey, die ein Körbchen voll Blumen am Arme trug, und ſie rechts und links an ſchmeichelnde Schmarotzer vertheilte. Robert, den dieſe Maske an ſein Hannchen erinnerte, ſtand ſchnell auf, und folgte der freundlichen Erſcheinung. Pantalon wunderte ſich, daß der junge Menſch, ohne von ihm Urlaub zu nehmen, davon lief. Väterlich beſorgt ſprang er auf, und trippelte nach. Das leichtfüßige Blumenmädchen durchflog den Saal; Robert eilte immer hinter her, und ehe ſich's der alte Pantalon verſah, hatte er ihn aus den Augen verloren. Er rannte ins Kreuz und in die Quere, ward von ſeinen Erbfeinden, den Harlekinen, verfolgt, geneckt, gepritſcht, und von einigen hellrothen Domino's, die er für ſeinen Flüchtling hielt und mit zornigen Worten anfiel, verlacht und geſcholten. So hatte er eine halbe Stunde lang nichts als Verdruß, und erboßte ſich gewaltig darüber. Endlich kam er dem rechten Domino auf die Fährte. Er ſah ihn einer andern, noch hübſchern Gärtnerin nachlaufen. Wie ein Stoßvogel ſchoß er auf ihn zu, ergriff ihn am Arme, gab ihm einen Verweis, und wollte ihn auf eine nahe Bank in ſichere Verwahrung bringen. Aber Robert, den die ſchönen Gärtnermädchen mit einem neuen Geiſte beſeelt hatten, widerſetzte ſich muthvoll, und ſie zankten ſich ſo laut und ungezwungen, als wären ſie zu Hauſe.

Plötzlich flog von der nächſten Bank eine ſchwarze, mit rothen Ohren geſchmückte Fledermaus auf, und ſtürzte mit dem Ausruf: „Ach, mein Robert!“ ihm in die Arme. Er ſtieß ein Freudengeſchrey aus, drückte den Nachtvogel an ſeine Bruſt, und jauchzte: „Hannchen, beſtes Hannchen! welcher gute Engel führte dich hierher?“ — „Ich zweifle, daß es ein guter war;“ ſagte ſie heimlich. „Laß uns fliehen, dort iſt die Thür!“ — Arm in Arm durchbrachen ſie den Kreis neugieriger Masken, der ſie umgab, und eilten mit behenden Schritten dem Ausgange zu. Ehe ſie ihn aber erreichten, fühlten ſie ſich von hinten ergriffen und gehalten. Pantalon hatte ſich in den Domino eingekrallt, und ein großer Raubvogel, mit einer mächtigen Allongenperücke, hatte die

Fledermaus gefaßt. Robert wehrte ſich gegen beyde; die Grenadierwache an der Saalthüre ſtand ihm bey, trieb die Häſcher zurück, und die Fliehenden entkamen glücklich.

Unten an der Pforte des Redoutenhauſes ſchöpften ſie Athem. „Robert,“ ſagte Hannchen, „ehe wir einen Schritt weiter gehen, beantworte mir eine Gewiſſensfrage! — Liebſt du mich noch, oder hat dir in dieſer Stadt ein anderes Mädchen beſſer gefallen?“ —

„Mein Herz, mein Leben! wie kommſt du auf dieſen Gedanken?“ verſetzte Robert. „Ich bin ganz dein, ewig dein, ſo wahr die Sterne des Himmels über uns ſtehn!“

„Nun, ſo laß uns geſchwind mit einander fliehn!“ ſagte das Mädchen. „Sieh, dort das nächſte Thor führt nach Altenhain!“

„O, das iſt herrlich!“ ſprach er. „Hinaus, hinaus! Und ſo bald wir heim kommen, laſſen wir uns aufbiethen und trauen, damit uns der alte Quackſalber nicht weiter in die Quere kommen kann.“ —

Raſch wanderten ſie, ohne die Maskenkleider abzulegen, zum Thor hinaus. Es war eine ſchöne, mondhelle Septembernacht. Sie eilten ſo ſehr, daß ſie ſich ganz außer Athem liefen. Als ſie aber die letzten Häuſer der Vorſtadt hinter ſich hatten, wurden ſie ruhiger, und ſchütteten ihre Herzen gegen einander aus. Da kam denn vor allen Dingen die vermeinte Unterlaſſungsſünde des Briefſchreibens zur Sprache. Beyde vertheidigten ſich mit den ſtärkſten Betheuerungen gegen die wechſelſeitigen Vorwürfe, und überzeugten ſich zuletzt, daß der Doctor ihre Briefe auf die Seite gebracht hatte.

„Ach, Robert, was hab' ich gelitten!“ fuhr Hannchen fort. „Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Bald hielt ich dich für untreu, bald für todt. Ich konnte dieſen peinlichen Zuſtand nicht länger ertragen, und faßte, mit Bewilligung meiner Mutter, den Entſchluß, dich in der Hauptſtadt aufzuſuchen, um mit Einem Worte zu erfahren, woran ich ſey. Mein erſter Gang war in die rothe Eule, weil ich mich erinnerte, daß der Doctor von dieſem Gaſthofe geſprochen hatte. Es dämmerte ſchon, als ich heute dahin kam. Ich fragte nach dir und dem Doctor. Der Wirth antwortete kurz und rauh: ſie ſind ausgezogen, ich weiß nicht, wohin. — Da ſtand ein ältlicher Herr, der in einer Ecke des Gaſtzimmers bey einer Flaſche Wein ſaß, und mich immer mit einem Fernglaſe betrachtete, von ſeinem Stuhl auf, kam freundlich näher, und ſagte: er wiſſe eure Wohnung, und wolle mich dahin führen. Sein Alter ſtößte mir Vertrauen ein; ich folgte ihm. Er ging in einem Hauſe, wo du, ſeinem Vorgeben nach, wohnen ſollteſt, die Treppe hinauf, ließ mich an der

Hausthüre warten, kam nach einigen Minuten zurück, und ſagte: du ſeyſt nicht daheim, ſondern befändeſt dich auf einem Maskenballe, der bis an den hellen Tag dauere. Doch das ſchade nichts, ſetzte er hinzu, wir wollten dich dort wohl finden. Ich hatte zu dieſer Aufſuchung keine Luſt; da ich aber auch nicht wußte, wo ich in dieſer Nacht bleiben ſollte, ſo gab ich den Vorſtellungen des ſcheinheiligen Phariſäers nach, und ging in aller Unſchuld mit ihm in ſeine Wohnung, um Maskenkleider anzulegen. Als wir dort ankamen, fragte ich, weil er ſich für verheirathet ausgegeben hatte, nach ſeiner Gemahlin. Er antwortete: ſie ſey ausgefahren, wir würden ſie auf dem Balle treffen. Hierauf ſandte er ſeinen Bedienten nach Maskenkleidern, ſetzte mir Wein und Gebacknes vor, und fing an, zärtlich zu werden. Voll Erſtaunen ſah ich mich nach der Thür um; doch er änderte ſogleich ſeine Sprache wieder, und beunruhigte mich nicht weiter. Ein altes, widriges Weib, das vermuthlich ſeine Haushälterin war, kleidete mich an; wir fuhren zum Balle; es war aber gewiß nicht ſeine Abſicht, daß ich dich dort finden ſollte. Der Betrieger betrog ſich ſelbſt." —

„Ey, ſo war das wohl der alte Duckmäuſer, der dich hinten am Mantel hielt?" fragte Robert.

„Ja, das war er!" antwortete ſie.

„Nun, ſo iſt mir's recht lieb, daß ich ihm einen derben Klapps auf die Finger gegeben habe;" ſagte Jener. — „Aber, liebes Hannchen," fuhr er ſeufzend und kläglich fort, „mit der Sohnſchaft des Herzogs war's nichts. Du mußt mit einem armen Schneider fürlieb nehmen." —

„O, mit tauſend Freuden!" — rief ſie aus. „Ich bin glücklicher als eine Fürſtin, da ich meinen lieben Schneider geſund und treu wieder habe." —

Unter ſolchen Geſprächen gingen ſie die ganze Nacht in einem Zuge fort. Der anbrechende Morgen erinnerte ſie, die Maskenkleider abzulegen. Hannchen ſchob ihre Fledermaus-Hülle in einen hohlen Baum, weil ſie ſich kein Bedenken machte, den Erſatz derſelben dem alten Sünder zu überlaſſen. Robert aber bewahrte ſeinen Domino auf, um ihn der Eigenthümerin wieder auszuliefern.

Nach zwey ſtarken Tagereiſen kamen die Wanderer glücklich nach Altenhain. Robert ging am nächſten Morgen zum Pfarrer, um das Aufgeboth zu beſtellen.

„Sie bleiben alſo bey uns? lieber Meiſter!“ ſagte der Geiſtliche. „Haben in der Reſidenz nichts ausgerichtet?“

Der Bräutigam ſchwieg verlegen. Er wollte den geleiſteten Schwerteid nicht brechen.

„Ihre Reiſe und die Abſicht, die Sie

dabey hatten, iſt mir kein Geheimniß;" fuhr der Pfarrer fort. „Wir können aufrichtig darüber ſprechen, und es iſt gewiſſer Maßen meine Pflicht, Ihnen zu entdecken, daß nicht unſer regierender Herzog, ſondern ein längſt verſtorbener Halbbruder deſſelben, ein natürlicher Sohn des vorigen Regenten, ihr Vater war. — Das geſtand mir Ihre ſelige Mutter auf dem Todbette, und bat mich, es Ihnen zu gelegener Zeit bekannt zu machen. — Ich hielt es bis jetzt nicht für nöthig; doch es wäre geſchehen, wenn ich von dem Endzweck Ihrer Reiſe unterrichtet geweſen wäre, und ihn nicht erſt geſtern durch einen Brief aus der Reſidenz erfahren hätte." —

So löſete der Pfarrer auf Einmahl das Räthſel von Roberts Familienähnlichkeit mit dem Herzog.

Hier endiget ſich eigentlich die Geſchichte; doch des Doctors fernere Fata gehören auch noch zur Sache, und mögen, als ein kleines Nachſpiel, hier Platz finden.

Er durchſchwärmte die Ballnacht, und ſprach den Schenktiſchen fleißig zu. Als er am Morgen nach Hauſe kam, wunderte er ſich, daß Robert nicht da war. Allein er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er mußte ſchlafen, und ſchlief, bis ihn ein Jude weckte, an den er einen Wechſel, worin die Rückkunft des Herzogs zum Zahlungstermine beſtimmt war, ausgeſtellt hatte. Er konnte nicht Wort halten; der aufgebrachte Gläubiger ließ ihn verhaften.

Auch in Altenhain ſtieg ein Ungewitter gegen ihn auf. Robert erzählte von ungefähr einem ſeiner Kunden, dem Advokaten Schlendrian, daß alle zwiſchen ihm und ſeiner Braut gewechſelten Briefe entweder verloren gegangen oder unterſchlagen worden wären. „O, das that der alte Schelm!“ ſagte der Advokat, ein geſchworener Widerſacher des Doctors. Die Urſache dieſer Feindſchaft war ſonderbar. Schlendrian hatte eine alte, böſe Frau, die er gern dem Himmel abgetreten hätte. Einsmahls ward ſie krank. Er war froh, und glaubte ſie am ſicherſten los zu werden, wenn er ſie dem Doctor Wurzel in die Cur gäbe; aber wider alles Erwarten genas ſie unter ſeinen Händen, und ſeit dieſer Stunde warf auf ihn der getäuſchte Ehemann einen unverſöhnlichen Haß. —

Zum Unglück für den Doctor hatte Schlendrian eben jetzt, als ihm Robert den Verluſt der Liebesbriefe geklagt hatte, ein Geſchäft in der Hauptſtadt, und ergriff mit beyden Händen dieſe Gelegenheit, ſich an dem ungefälligen Arzte zu rächen. Robert mußte ihm eine Vollmacht ausfertigen, daß er, wegen der fehlenden Briefe, bey dem Hofpoſtamte nachfragen ſolle. Das that er. Die Briefe von Altenhain an Meiſter Robert waren richtig angekommen, und der Poſtſchreiber erinnerte ſich genau, ſie von Zeit zu Zeit einem alten, kleinen Männlein ausgeliefert zu haben. Aber nach Altenhain an Jungfer Hannchen war kein einziger Brief eingezeichnet. Freudig veranſtaltete nun Herr Schlendrian eine Unterſuchung gegen den Doctor, der ſich noch in Wechſelhaft befand. Er ward des angeſchuldigten Verbrechens überwieſen, und auf vier Monate zu Feſtungsgefängniß verurtheilt. Dann ward er wieder völlig frey; denn auch der Jude ließ ihn laufen, weil er das Wechſelchen auf keine Weiſe bezahlen konnte. Es hätte ihn nun nichts gehindert, ſich wieder nach Altenhain zu begeben; aber er ſchämte ſich, dort zu erſcheinen, ließ ſich an einem andern Orte nieder, und das beklagte in Altenhain niemand als der Todtengräber.

Robert und Hannchen hingegen leben dort in großer Achtung, und ſind das glücklichſte Paar. Die junge Frau geſteht offenherzig, daß ſie nach dem Titel einer Gräfin und nach einem Rittergute ein wenig lüſtern geweſen ſey; doch verſichert ſie auch, daß ſie in dem Augenblicke, da ſie ihren Geliebten mit unveränderten Geſinnungen wieder gefunden, jene verſchwundenen Seifenblaſen nicht im geringſten vermißt und bedauert habe. „Liebe, treue Liebe,“ ſagt ſie, „iſt das höchſte Gut, und da ich das noch beſaß, war ich reich und zufrieden.“

IX.

Das Geheimniß.

1.

„Ich möchte nur wiſſen,“ ſagte der Koch, als er eines Abends am Bedientenſtiſche, wie gewöhnlich, das große Wort führte — „ich möchte nur in aller Welt wiſſen, was drüben im andern Flügel des Schloſſes vorgeht, und was für Leute dort wohnen.“

„Ratzen und Mäuſe!“ fiel der alte Kammerdiener ein. „Dieſe haben ſeit dem Tode des vorigen Herrn — und das ſind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein in Beſitz."

„Jetzt nicht mehr!" verſetzte der Koch. „Es leben und weben ſeit acht Tagen andere Weſen dort."

„Ach, Himmel! wohl gar Geſpenſter?" kreiſchte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menſchen, natürliche Menſchen! Sie eſſen und trinken, wie wir; das weiß ich am beſten. Man hat mir zwar verbothen, davon zu ſprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und ſo will ich denn ſagen, was mir von der Sache bekannt iſt. — Es war gerade heut vor acht Tagen, als mir das Fräulein befahl: ich ſolle, außer dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speiſen, noch für ſechs Perſonen zurichten, und täglich ſo fortfahren; aber das dürfe niemand wiſſen, ſogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und ſchwieg. Das geheime Eſſen war fertig;

das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zuſammen zu packen, und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf ſetzten wir uns, wie wir hier verſammelt ſind, zu Tiſche, und als ich in die Küche zurück kam, waren die Speiſen verſchwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unſer Fräulein, und lief mit dem Korbe davon, als hätte ſie ihn, mit Ehren zu melden, geſtohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthſel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Kundſchaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verſchloſſen, als ich aber das Ohr anlegte, da hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern. Es ſprachen männliche und weibliche Stimmen; doch ſo leiſe, ſo leiſe, daß ich kein Wort verſtand.“—

„Das ſind Hirngeſpinſte!“ rief der ehrwürdige Neſtor, der Kammerdiener, der dem

Koch, während der Erzählung, mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das iſt wahr," — fuhr er fort, und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch — „das bleibt ewig wahr: daß Horchen und Klatſchen ein Paar häßliche Untugenden ſind, die beſonders einen Mann ſehr übel kleiden." —

Hiermit ſtand er auf, und ging mit haſtigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geſchwiegen!" ſagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte iſt, wie es ſcheint, von dem Geheimniß unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe."

„Das glaub' ich nicht!" tröſtete die Kammerjungfer. „Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen."

2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde geſtellt, und von ihm ermuntert zog ſie die Klingel. Aber die Zofe nahm ſich Zeit, ehe ſie finſter und gähnend erſchien. „Reibe dir nicht ſo grämlich den Schlaf aus den Augen, Liſette!" ſagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und funfzig Jahren ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutſchem Schrot und Korn! Die Geburtstage ſolcher Männer muß man mit dem heiterſten Geſichte feyern: denn dieſer edle Schlag von Menſchen wird immer ſeltner auf Erden." —

So fuhr ſie, während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preiſen, und betrieb dann

mit

mit freudiger Thätigkeit die Anſtalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Feſtes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehen, und den Hunden die ſammtenen, mit dem Geſchlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um ſechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufſtand, lauſchte ſie an der Thür ſeines Schlafzimmers, und er regte ſich kaum, ſo begrüßten ihn, auf ein von ihr gegebenes Zeichen, im Schloßhofe zwey Böller, die wirklich nur *bellten*, nicht donnerten, als ſie der Verwalter, ein vormahliger Artilleriſt, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblaſen, und das Fräulein erſchien mit Glückwunſch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indeſſen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entſchuldigte Claudine die ſchwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Zwergkanonen. „Laß gut ſeyn!“ ſagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine größern Geſchütze, oder wir hätten wenigſtens in unſerm Vaterlande ihren Donner nie gehört!“ —

Er ſprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte ſeiner verſtorbenen Gattin und ſeines in auswärtigen Kriegsdienſten ſtehenden Sohnes, den er ſeit zehen Jahren nicht geſehen hatte, weil ſein Bruder, der bey derſelben Armee General war, ſeinen Neffen, als einen funfzehnjährigen Knaben, zur Fahne ſeines Monarchen warb, und ſeitdem eine Kette von Kriegen dem jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu beſuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß ſie zur Feyer ſeines Feſtes eine kleine Geſellſchaft eingeladen habe. „Nun, wir wollen vergnügt ſeyn!“ ſprach er. „Laß aber auch unſer Dorf eines frohen Tages genießen!

Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden.“ — Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter ſeine Aufwartung. Er hatte ſich deßhalb einige Meilen weit herbegeben, und hielt eine hochtrabende Rede, die eben ſo breit und ſteif war, als ſein Bräutigamskleid, das er ſeit dreyßig Jahren bey ſolchen Feyerlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte ihm für ſeine ſtattlichen Wünſche, und empfahl ihm bey dieſer Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiſerner Rechtsgelehrter, und mit der leidigen Sportelſucht ein wenig behaftet. Er ſtutzte über die Ermahnung, und verſicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte ſeinen ſtracken

Lauf laſſe. „Das größte Recht iſt oft das größte Unrecht;“ erwiederte ſein Principal. „Ich will aber durchaus nicht, daß die heilige Juſtitia meine Unterthanen zu Bettlern mache.“

„Gott ſegne und erhalte Sie für dieſe Geſinnung!“ ſagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunſches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für ſeine ſtrenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwey Laien gegen ſich hatte, und er ſich das feſtliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte. So trat er denn mit heuchleriſcher Ergebung ab, verfügte ſich in die Gerichtsſtube, und begegnete den vorgeladenen Parteyen mit ungewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die ſich um die Rechtspflege des Dorfes fleißig bekümmerte, ſolches erfahre, und dafür ſeinen Reiſewagen, wie ſie bisweilen that, mit Gaſtgeſchenken belade.

3.

Gegen Mittag fand ſich der Adel aus der Nachbarſchaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegeſſen und getrunken, aber wenig Erhebliches geſprochen ward.

Ein alter, ſeit zwanzig Jahren auf dem Lande vegetirender Kammerherr, dem aber noch der geringſte Vorgang in ſeinem ehemahligen Geſchäftskreiſe höchſt wichtig war, unterhielt die Geſellſchaft mit den neueſten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Aſſembleen und ſo weiter; doch ſie waren ächt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in poſttäglichem Briefwechſel ſtand, und dafür ſeinem Annaliſten einen anſehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von ſeiner Hufe nie weggekommener Landjunker ſprach von den Ereigniſſen des letztern Viehmarkts, und von den guten und böſen Launen ſeines Reitkleppers.

Ein Oberforſtmeiſter — der in ſeinem Aeußern der Farbe des Waldes ſo treu war, daß ſogar die zahlreichen Ringe an ſeinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelſteinen beſtanden — klagte über die augenſcheinliche Abnahme der hohen Jagd, und bemerkte dabey mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, deſſen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundloſen Beſchwerden über Wildſchaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Geſpräche dieſer Herren, waren die luſtigen Schnurren, die ein Oberſtwachtmeiſter erzählte. Er war, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, den Geiſtlichen nicht gewogen, und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichſte Weiſe, in ſeinen Geſchichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greiſes, hätte ihn billig bewegen ſollen, ſich dieſer Unart wenigſtens jetzt zu enthalten; doch er that ſich keinen Zwang an. „Herr Paſtor,“ ſprach er unter andern, „Sie haben meinen verſtorbenen Seelenhirten, den Magiſter **Gabel**, gekannt; wiſſen Sie aber auch die Anekdote von der beſondern Höflichkeit, die er einsmahls dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doctor **Siegmar**, erzeigte?“

Der Pfarrer verneinte die Frage, und erinnerte ſanft an den Spruch: Laſſet die Todten ruhn!

„Allen Reſpekt vor den Todten!“ verſetzte der Major. „Doch der unſchuldige

Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht ſtören. Magiſter Gabel bewirthete einsmahls, bey Gelegenheit der Kirchen- und Schulviſitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magiſter geſagt hatte, daß der Doctor für ſein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor ſeinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, ſie zu ſchnäutzen. Das that der Doctor denn auch, und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranſtaltung des Pfarrers, bey dieſem Geſchäfte niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doctor, der bey mir übernachtete, die Treppe hinab. Magiſter Gabel ſtieg vor uns her: in der linken Hand zwey Lichter, und in der rechten einen porzellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthür von ihm Abſchied genommen, und er ſich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präſentirte er dem Superintendenten die Lichtputze, und ſagte mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit: „Iſt's Ihro Hochwürden noch einmahl gefällig?“—

„O heilige Einfalt!“ rief der Oberforſtmeiſter ins allgemeine Gelächter, von welchem ſich ſelbſt der greiſe Pfarrer nicht ausſchloß. Einige fragten, was der Superintendent ergegnet habe.

„Er ſah den Magiſter ſtarr an,“ — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des ſeltſamen Anerbiethens; und als er nun erfuhr, daß er im Ruf eines leidenſchaftlichen Lichtputzers ſtehe, ſagte er ſanft: Das hat Ihnen ein Schalk weis gemacht! und wir gingen lachend von dannen.“—

Mehr dergleichen Poſſen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verſtrich um ſo geſchwinder dabey, da Fräulein Claudine mit einer ſonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäſte bemerkten, die Folge der Speiſen raſch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinfläſchen zu leeren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeiſter gemeldet und vorgelaſſen. Er wand und krümmte ſich mit der Anrede herein:

> Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erſcheine
> Bey deinem Wiegenfeſt als Sprachrohr der Gemeine.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und ſchloß mit den Worten:

Auch wünſcht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfre Martisſohn,
Mit Ehr' und Ruhm bekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Luſt hier wohne.

„Ein guter Wunſch, dem ich aus vollem Herzen beyſtimme!“ ſprach Herr von Tannhof, und füllte die Gläſer. Des Abweſenden Geſundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen ſich dabey hören. Der poetiſche Redner ſträubte ſich entſetzlich gegen das erſte Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmahl gebrochen war, trank er ſo weidlich, daß einem ungenügſamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flaſche auf dem Tiſche ſah, ganz bange dabey ward. Er warnte den Herrn von Tannhof, dem Schulmanne nicht ſo viel einzuſchenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O ſeht den Menſchenfreund!“ rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber ſelbſt, damit es andern nicht ſchade.“

Indem dieſer Einfall belacht wurde, ſtahl ſich der Schulmeiſter hinweg, und ein Diener vom Hauſe überreichte ſeinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt ſtand:

Mit gnädiger Bewilligung
wird von einer
ambulanten Schauſpielergeſellſchaft
ſogleich aufgeführt:

Die heimliche Heirath,

ein rührendes Drama in fünf Akten.

Perſonen:

Baron Grottau.
Ferdinand, ſein Sohn.
Seraphine, deſſen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeiſter.
Bedienten, Wache u. ſ. w.

„Welche ſonderbare Erſcheinung!“ rief Herr von Tannhof. „Wo iſt denn das Theater?“

„Hier, im blauen Saale des Schloſſes,“ antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich ſtaunte, daß ſich eine Bande Comödianten — wie ſich der unfeine Landjunker ausdrückte — in dieſe Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof ſah ſich nach ſeiner Schweſter um; er wollte ſie über dieſen unerwarteten Vorfall befragen; ſie war aber nicht zugegen. Man erklärte ſich nun ihre Unruhe bey der Tafel, und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufſtand von derſelben zu bewirken. Auch der Dienerſchaft entwickelte ſich jetzt das Geheimniß, worüber ſie ſich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Alſo für Comödianten hab' ich geſotten und gebraten!“ ſagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte!

Die Vagabunden hätten mit ſchlechtern Speiſen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müſſen.“

Herr von Tannhof forderte die Geſellſchaft auf, ſich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm ſeinen Hut, um nach Hauſe zu gehen. Man fragte ihn, warum er ſich entfernen wolle. Er antwortete: es vertrage ſich nicht mit ſeinem Stande, daß er einem Schauſpiele beywohne. Herr von Tannhof ſtellte ihm vor, daß er ſich das in einem Privathauſe wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achſeln, und ging mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Muſik, die der Schulmeiſter, mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuſchauer. Die Hälfte des Saals durchſchnitt quer über ein Vorhang, der aus ſeidenen Fenſtergardinen zuſammengeſetzt war. Das Orcheſter mußte ſeine ſchreyenden Fiedeln lange bear[illegible]eil die Schauſpieler noch nicht zum [illegible]ten fertig ſeyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs ſtellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem ſich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Taunhof erſchrak über dieſen Mann: denn es war ihm, als ſäh' er ſich doppelt. Auch die übrigen Zuſchauer verwunderten ſich des Anblicks. Der Theater-

Baron, der Anfangs ſtumm, und, wie in Gedanken vertieft, in einem Armſeſſel ſaß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, ſondern drehte auch eine von deſſen Tabaksdoſen durch die Finger, und ſchnupfte daraus mit derſelben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache ſteigerte die Verwunderung aufs höchſte: ſie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbſtgeſpräche, worin er äußerte, daß er ſein Gemüth von einer beſondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieſes Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bothe abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!" ſagte der Baron, nachdem er die Aufſchrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß ſich Dein wackerer Sohn zum Rittmeiſter aufgeſchwungen und den Verdienſtorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er ſich im letzten Feldzuge ganz beſonders auszeichnete, erwarb ihm dieſe Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der unſerer Familie ſo viel Ehre macht, und vergieb ihm in dieſer Rückſicht eine Uebereilung, die uns, beym rechten Lichte beſehen, keine Schande bringt.“ —

Der Baron ſtutzte, las heimlich weiter, fuhr beſtürzt zuſammen, und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat ſich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geſchloſſen?“ —

Er warf den Brief zornig auf den Tiſch, ſprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder, und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er ſich, griff wieder nach dem Briefe, und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntſchaft eines edlen Mädchens, das den Nahmen Seraphine mit Recht führt: denn es iſt ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waiſe, deren Vater, ein ehrlicher Landprediger, in der bitterſten Armuth ſtarb. Ferdinand entdeckte mir, daß er ſie unausſprechlich liebe, und ihr ewige Treue geſchworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, ſprach ich, iſt ein vernünftiger Mann, wie es wenige giebt; aber den Stammbaum unſers alten Geſchlechts hält er in ſo hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann ſeyn; verſetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die Dein Vater nimmer genehmigen würde. — Dadurch erſchreckt, aber deſſen ungeachtet beharrlich entſchloſſen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bey uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen iſt. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hinderniſſe, und ich erfuhr die ſtille Trauung nicht eher, bis ſie mir der junge Ehemann ſelbſt bekannt machte. Da vertraten denn freylich Anfangs unfreundliche Worte die Stelle der Glückwünſche; doch was war bey der nun einmahl geſchehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als ſich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorſtellen. Sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir ſelbſt bekennen, daß ſie werth ſey, mit Verehrung und Liebe in unſere Familie aufgenommen zu werden. — So ſteht die Sache, lieber Bruder, und ſie wird nicht anders, wenn Du auch darüber aus der Haut fahren wollteſt. Doch Du biſt ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem ſein Stammbaum das höchſte Gut iſt, und der ihn, bey leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirſt, als ein verſtändiger Mann, Deinem Sohne verzeihen. Er bittet fußfällig darum — er kommt — er iſt ſchon da!" —

Und indem der Baron dieſe Worte las, ſtürzte Ferdinand, ein ſchöner, mit einer prächtigen Huſaren-Uniform bekleideter Jüngling ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und ſagte mit einer ſehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die ſeiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünſchungen auf ihn nieder, und erklärte mit den härteſten Ausdrücken, daß die heimlich geſchloſſene Ehe wieder getrennt werden müſſe.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!" ſagte der Sohn; und nachdem er den Werth ſeiner Gattin mit feuriger Beredſamkeit geſchildert hatte, bat er ſeinen Vater um die einzige Huld, ſie ihm vorſtellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmliſche Anmuth den Sieg über ungünſtige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht ſehn!" ſchnaubte der Vater. Doch Ferdinand eilte fort, und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren ſeltene Schönheit die geſammten Zuſchauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenſtolzen Baron machte ſie keinen ſo glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er ſich die unwillkommene Schwiegertochter nicht ſo nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und ſetzte gegen ſie alle ſchuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!" ſchrie er, wie raſend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus, und wollte ſich entfernen. Doch Ferdinand ließ ſie nicht aus ſeinen Armen, und machte mit beweglichen Worten einen neuen Verſuch, das ſteinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, ſondern läutete heftig mit ſeiner Tiſchglocke, und befahl dem herbey eilenden Bedienten, das ganze Hausgeſinde zuſammen zu rufen. „Wozu dieſer Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb ſtumm, bis ſich das Zimmer mit Domeſtiken anfüllte. „Ergreift dieſes Weib, und führt ſie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit ſchäumender Wuth. Ein naſeweiſer Lakey wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß ſeinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die ſämmtliche Dienerſchaft. Hierauf wandte er ſich zu ſeinem Vater und ſagte: „Wer mein Weib verſtößt, verſtößt auch mich!“ Leben Sie wohl!“ — Mit dieſen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So ſchloß ſich der erſte Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte dieſen Augenblick mit Sehnſucht erwartet, um mit ſeiner Schweſter über den ihm ſo wunderähnlichen Schauſpieler zu ſprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indeſſen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor, und nahte ſich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm ſehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er beſah ſich den dreiſten Mann näher, und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was haſt du mich und uns alle geäfft! — Wie kamſt du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehn?“

„Es war ein Nothſchritt;“ antwortete ſie. „Der Director der Geſellſchaft wollte den Baron Grottau ſpielen; er ward aber dieſen Morgen krank, und es war kein anderer Schauſpieler vorhanden, der an ſeine Stelle treten konnte. Geſchwind übernahm ich daher die verlaſſene Rolle; ſonſt wäre die ganze Vorſtellung rückgängig geworden.“

Ausdrücke des Erſtaunens und Schmeicheleyen über ihr vortreffliches Spiel erſchallten von allen Seiten.

„Nein!“ ſagte Herr von Tannhof: „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle ſpielen könnteſt! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich ſage mich von meinem Sohne ganz los;“ erwiederte ſie. „Er und ſeine ſchöne Gemahlin verſinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findeſt du verſchiedene widrige Perſonen, die nichts Gutes weiſſagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und alle dieſe herzangreifenden Scenen ſollen wir mit anſehn?“ ſagte der Bruder. „Ich geſtehe frey, daß mir ein ſolches Schauſpiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine ſind ein recht liebenswürdiges Paar. Es iſt Jammer und Schade, daß ſo feine Leute das Handwerk herum ziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schickſal, das uns hier auf der Bühne vorgeſtellt wird, nur Dichtung iſt, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein.“ —

„Herr Bruder! Herr Bruder!“ ſprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdeſt nicht gelinder mit ihm verfahren.“ —

„O! wie kannſt du das glauben?“ rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieſes Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging auf den Herrn von Tannhof zu, und ſeufzte mit einem rührenden, von Wehmuth faſt erſtickten Tone: „Mein Vater!“ —

„Soll denn das Schauſpiel hier fortgeſetzt werden?“ fragte Herr von Tannhof ſeine Schweſter.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, ſo irren Sie ſich in der Perſon;“ ſprach er zu Ferdinand. „Dort ſteht Ihr Vater!“

„Nein, er iſt bey dem rechten Manne!“ — rief Claudine. „Kennſt du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erſchüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte jetzt den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegeriſcher Bart fremd gemacht hatten. Er ſchloß ihn, mit einem **lebhaften Ausruf der Freude**, in ſeine Arme.

Die umſtehende Geſellſchaft nahm an dieſer Scene fröhlichen Antheil, und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen ſey, ſondern ſich ihm erſt auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand einen Brief, den der Vater ſogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht, ihn zu leſen!“ ſagte Claudine. „Er iſt von unſerm Bruder, und mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, von Wort zu Wort gleichlautend.“

„Iſt's möglich?“ — ſprach Herr von Tannhof beſtürzt, und ſteckte den Brief in die Taſche. ——

Der unbeſcheidene Theil der Geſellſchaft machte große Augen, und drängte ſich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf und Händen, und ruhte nicht eher, bis ſie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

8.

„Euer Schauſpiel ſollte die Falle heißen!“ ſprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich ſchlau gefangen!“

„Verzeih!“ ſagte Claudine. „Unſer

Bruder, der General, gab mir dieſe Kriegsliſt unter den Fuß. Er ſchickte mir das junge Paar bey Nacht und Nebel zu, ſandte mir zugleich eine Abſchrift ſeines Briefes, und den Plan zum erſten Akte des heutigen Schauſpiels, deſſen weitere Ausführung Dir überlaſſen bleibt.“ —

„Du haſt gut reden!“ verſetzte er, und rieb ſich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennſt mich, und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hätteſt mir mehr Vertrauen beweiſen ſollen! Doch es ſey dir vergeben, und nun geh, und rufe deine Frau!“ —

Ferdinand flog hinter den Vorhang, und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen, und überhob ſie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudinens Triumph! Denn nicht der General, ſondern ſie, hatte für ihren Bruder, deſſen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatiſche Netz geſtrickt, und darüber ſeit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechſel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bey der Abendtafel die Geſundheit aus: „Die guten und klugen Tanten ſollen leben!“

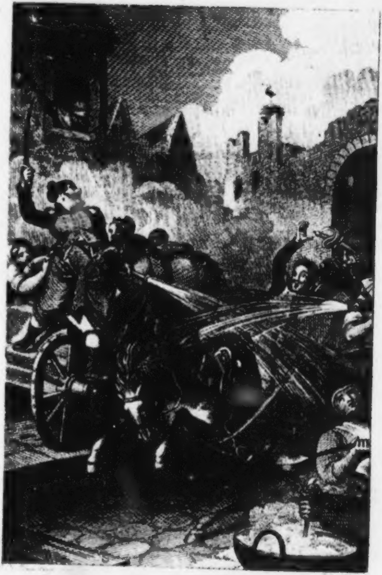
Druckfehler.

S. 9, in der vorletzten Zeile, leſe man, ſtatt in Zügel, im Zügel.

S. 148, Zeile 3, hat ſich das s des Wortes bisher in einigen Abdrücken unſichtbar gemacht.

S. 232, Z. 8, leſe man, ſtatt heror, hervor.

S. 252, Z. 9, iſt in dem Worte Maſkenball ein n zu viel.



Magiſter
Zimpels Brautfahrt

und andere
ſcherzhafte Erzählungen,

von

A. F. E. Langbein.

Berlin
in der Schüppelſchen Buchhandlung.
1820.

Karolinen Bardua

gewidmet.

Der üblen Laune ſchwarzer Unhold neckte
Vor Zeiten einen Mann, und ließ nicht ab,
Bis einem Magus er ſein Kreuz entdeckte,
Der ihm ein Käſtlein mit der Weiſung gab:
Er ſolle, wenn der Feind ihn woll' umſtricken,
Dran klopfen und durch's Glas im Deckel blicken.

Die hohle Gabe weckte kein Vertrauen;
Doch Jener that, wie ihm ſein Arzt befahl.
Ha! welche Wunder waren da zu ſchauen!
Das Käſtlein wuchs zu einem Rieſenſaal,
Und rechts und links durch weite Pforten kamen
Bald Züge Volks, bald feine Herr'n und Damen.

Im Augenblicke wurden längs der Wände
Zehn oder zwanzig Bühnen aufgebaut,
Und alt' und junge Thoren aller Stände
Betraten ſie, und machten ſich ſehr laut.
Der Lauſcher hört' und ſah die tollſten Streiche,
Und fühlte lachend, daß der Unhold weiche. —

Dieß Mährchen, Freundin, das ich wo geleſen,
Giebt allen Hypochondern guten Rath,
So zu verſcheuchen jenes finſtre Weſen,
Wenn ſich's zur Qual auf Eulenflügeln naht.
Drum ſpäht' ich viel, was luſt'ge Thoren trieben,
Und hab's zum Heil des Trübſinns hier beſchrieben.

O, wär' mir ein Charakterbild gelungen,
In ſeiner Art ſo geiſtig und belebt,
Wie jedes Bildniß, Deiner Hand entſprungen,
Auf grauer Fläche blühend ſich erhebt!
Doch mit der zarten Kunſt in Deinen Bildern
Kann nicht die Komik ihre Helden ſchildern.

Du birgſt, veredelnd, manches Urbilds Flecken,
Und zauberſt Geiſt in jegliches Geſicht:
Sie aber darf den Makel nicht verſtecken,
Der ihn entſtellt, den lächerlichen Wicht.
Doch kann von Dir der kom'ſche Dichter lernen,
Sich vom Gemeinen ſorgſam zu entfernen.

Die Künſte ſind verſchwiſtert, und verbinden
Auch gern die Geiſter, die ſich ihnen weih'n.
Was, Freundin, war der Leitſtern, uns zu finden?
Die holde Dichtkunſt war es ganz allein.
Hab' ich auch ſonſt durch ſie kein Glück errungen,
Ihr ſey für dieß mein wärmſter Dank geſungen!

Im April 1820.

A. F. E. Langbein.

Scherzhafte
Erzählungen.

Inhalt.

I. Magiſter Zimpels Brautfahrt. Seite 1

II. Magiſter Zimpels Ehechronik. ſ 71

III. Die Reiſe nach der Löwenburg. ſ 149

IV. Der blecherne Zopf. ſ 227

V. Die drey Proben. ſ 243

VI. Der Landſturm in Taubenfeld. ſ 319

[illegible]

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Magiſter Zimpels Brautfahrt.

Erſte Station.

Rehfeld, am erſten May 1791.

Ja, wär's nicht gegen Amt und Würde, ich fluchte wie ein Dragoner! Der verdammte Poſtwagen! Sein Umſturz zermalmte mir die herrlichen Blüthen eines erſehnten Glücks. — Ach, warum duldet der gute Fürſt ſolche Mordwege in ſeinem Lande! Wagner, Schmiede, Wundärzte, und bisweilen ſogar die Todtengräber, gewinnen freylich dabey. Man zieht Geld ins Land von Fremden, die außerdem weder neue Reiſewagen bey uns kauften, noch ſich Arm- und Beinbrüche heilen ließen, und am wenigſten unſere Kirchhöfe zu ihren Ruheſtätten erwählten. Ich ſehe dieſe Vortheile vollkommen ein; aber bey dem allen iſt's hart, wenn ein Landeskind, ein ehrbarer Magiſter, gleich auf der erſten Station einer mit der möglichſten Vorſicht unternommenen Reiſe umgeworfen wird, und aus den Armen der Liebe und der Hoffnung auf die Naſe fällt.

Womit habe ich dieſes Unglück verſchuldet? Ich reiſe ja nicht aus langer Weile oder leidiger Neugier. Der bibliſche Spruch: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey," verſetzte mich in die Poſtkutſche: denn in Gimpelwalde, wo ich, bekannter Maßen, als dritter Lehrer bey der Hauptſchule angeſtellt bin, betrugen ſich die vornehmen Jungfrauen ſehr ſpröde gegen mich, und ſchienen beſonders ſeit einem gewiſſen Tage insgeſammt verſchworen, mir Körbe zu flechten, wenn ich mich einer von ihnen als Freyer genaht hätte.

Da ich aus bewegenden Gründen, die ich in der Folge anzeigen werde, die Geſchichte meiner gegenwärtigen Brautfahrt aufzeichne, ſo will und muß ich auch jenes ſchwarzen Tages, der mächtig darauf einwirkte, mit einigen Worten gedenken.

Das Amtsjubelfeſt unſers würdigen Oberpfarrers wurde mit großer Pracht gefeyert. Alle Standesperſonen von Gimpelwalde waren mit Frauen und Töchtern zur Tafel geladen. Auch meine Wenigkeit zog man dazu. Das war mir überaus angenehm, weil es mir eine längſt erwünſchte Gelegenheit darbot, den jungfräulichen Blumenflor des Städtchens beyſammen zu ſehen, und mir davon die ſchönſte Roſe zu erkieſen. Aufs beſte geſchmückt, doch eben deßhalb etwas ſpät, kam ich in den Verſammlungsſaal. Die hohe Geſtalt des Herrn Superintendenten ragte aus dem glänzenden Kreiſe hervor. Ich drängte mich raſch zu Sr. Hochwürden, und bezeigte demſelben mit zierlichen Worten und Reverenzen meine ſchuldige Ehrfurcht. Es ging alles trefflich. Als ich mich aber wieder zurück zog, trat ich unglücklicher Weiſe den Herrn Juſtizamtmann auf den gichtiſchen Fuß. Er ächzte laut; ich, wie der Blitz herum, bat um Verzeihung, und beugte mich tief. Dadurch gerieth meine Hinterſeite, und beſonders ein gewiſſer, nicht füglich nennbarer Theil, mit dem anſehnlichen Bauche des regierenden Bürgermeiſters hart zuſammen. Ich erſchrak, ſprang herum, entſchuldigte mich, und verſetzte in demſelben Augenblicke dem Stadtrichter einen ähnlichen Stoß. Neues Schrecken, neue Abbitten, neue Beleidigungen! Was ich vorn gut machte, verdarb ich hinten. Immer komplimentirend und Stöße austheilend, drehte ich mich wie ein Brummkreiſel. Ich muß jetzt ſelbſt darüber lachen. Endlich ergriff mich der Herr Superintendent ſanft an den Schultern, ſchob mich aus dem engen Zirkel hinaus, und raunte mir ins Ohr: „Lieber Herr Magiſter, heute rächt ſich an Ihnen die Tanzkunſt, die Sie in Ihrer Jugend verſchmäht haben.“ — Ich antwortete, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Tacitus; das heißt: ich ſchwieg.

Allein die Geſellſchaft ſchwieg nicht. Ihr Gelächter, ihr unbändiges Gelächter, verfolgte mich in einen Schmoll- und Grollwinkel. Die griechiſchen Verſe, mit welchen ich den Jubelgreis anreden wollte, waren in den paar Angſtminuten, wie ſcheue Vögel, aus dem Bauer meines Gedächtniſſes entflogen. Bald darauf ſetzten wir uns in bunter Reihe zur Tafel. Die Plätze waren, nach Rang und Würde, durch Nahmenzettel beſtimmt. Mein Quartierbillet fand ich zwiſchen zwey jungen

Schönen. Die Höflichkeit erheiſchte, mich darüber mit wohlgeſetzten Worten glücklich zu preiſen. Die Gänschen machten einen kurzen, dummen Knicks, wandten ſich ſeitwärts und lachten. Eben ſo einfältig benahmen ſie ſich, als ich mit ihnen, nach ſtill genoſſener Krebsſuppe, eine galante Converſation beginnen wollte. Die übrigen Frauenzimmer folgten dieſem unartigen Beyſpiele. Ueberall, wohin ſich meine Augen wandten, begegneten ſie hohnlachenden Geſichtern. Ich verſteckte mich, ſo gut als möglich, hinter einen großen Baumkuchen, der vor mir aufgepflanzt war.

Aber mein Unſtern beraubte mich dieſes ſchützenden Bollwerks. Die Frau Ehegenoſſin des regierenden Bürgermeiſters, die mir ſchräge gegenüber ſaß, winkte mir zu, ihr ein etwas entferntes Schüſſelchen mit eingemachten Früchten zu reichen. Ich, um ſo mehr von Dienſteifer beſeelt, da ich die ihrem Gatten zugefügte Unbilde dadurch auszugleichen wünſchte, ſprang haſtig vom Stuhl auf, ergriff die verlangte Schüſſel, und indem ich ſie der Frau Bürgermeiſterin recht geſchwind übergeben wollte, ſtieß ich damit ſo heftig an den vor mir ſtehenden Obeliſken, daß er umſtürzte und in Trümmer zerfiel. Himmel! welcher Aufruhr! Es ward fürchterlich gelacht, mit den Händen geklatſcht, mit den Füßen getrommelt. Das war in Gimpelwalde nicht anders zu erwarten. Es erhoben ſich aber auch ſcheltende Stimmen, und ſogar die alte Matrone, deren voreilige Naſchluſt den Einſturz des Prachtkegels verurſacht hatte, erfrechte ſich, mir einen öffentlichen Ausputzer zu geben.

Ich war nun gleichſam für vogelfrey erklärt. Niemand ſchützte mich gegen die unzähligen Spottpfeile, die mir von allen Seiten um die Ohren ſchwirrten. Eine anſtändige Flucht war das einzige Rettungsmittel. Ich bewerkſtelligte ſie mit verhülltem Geſicht, als hätte mich Naſenbluten befallen. So entkam ich unaufgehalten aus dem Saale. Im Vorgemache riß ich ſchnell, wie ein Dieb, meinen Armhut aus dem dort aufgeſchichteten Filzberge heraus, floh in mein Studierſtübchen, und beweinte dort mein Geſchick, daß ich ein köſtliches Gaſtmahl, wie es einem armen Schulmanne ſelten geboten wird, kaum halb geſättiget hatte verlaſſen müſſen. Denn als ich mich genothdrungen aus dem Staube machte, rückten eben erſt die Braten heran. Es ward ein prächtiger Rehziemer aufgetragen und zerlegt; aber ich bekam keinen Mundbiſſen davon. Wer hätte ſich in einer ſolchen betrübten Lage der Thränen enthalten können?

Doch nicht ganz gebrach es meinen Wunden an einem ſcheinbaren Balſam, der aber in der Folge das Uebel noch ärger machte. Ich bemerkte nähmlich während meiner Drangſale, daß Ulrike, die ſchöne Tochter des

Zoll- und Geleitseinnehmers, ein mitleidiges Auge auf mich warf, und ihre ausgelaſſenen Freundinnen, die ihre Schadenluſt frank und frey an den Tag legten, mit ſtrafenden Worten und Geberden davon abmahnte. Dieſer Edelmuth ſchien mir ein Sohn der Liebe zu ſeyn, und als ſolchen ſprach ich ihn an. Ich entließ des folgenden Tages an die Tochter des Zöllners eine wohlausgearbeitete Zuſchrift, worin ich mich nicht allein für die mir bewieſene Theilnahme ſchuldigſt bedankte, ſondern auch allerhand feine Schmeicheleyen und artige Schalkheiten von Amor und Hymen einmiſchte. Aber ich erhielt keine Antwort. Ulrike, das Schäfchen, hatte meine verblümte Liebeserklärung nicht verſtanden, und ſie, was noch ſchlimmer war, an die große Glocke geſchlagen. Mein Handſchreiben ward in allen Theegeſellſchaften und Kränzchen geleſen, beſchnattert und bekrittelt. Die erbärmlichſten Ignoranten erklärten es für ein Meiſterſtück der Schulfüchſerey. — O, ihr Strohköpfe! ich bin kein Pedant. Das unbefangene und einſichtsvolle Publikum wird über mich und meine Schreibart gerechter urtheilen.

Auch an meiner Figur hat man in Gimpelwalde viel zu mäkeln. Die loſen Dirnen, deren Auge durch die heroiſchen Geſtalten einiger dort in Garniſon ſtehenden Dragoner-Officiere verwöhnt iſt, nennen mich den ſchwarzen Zwerg, weil ſie vermuthlich in ihren Rockenſtuben ein altes Volksmährchen von einem ſolchen Kobold gehört haben. Nun, es iſt wahr, ich könnte eine Elle größer ſeyn, ohne deßhalb ein Rieſe zu heißen; aber durch Fülle und Rundung erſetzte mir die Natur den Mangel der Länge. Starke, wohlgeformte Waden, ein mäßiger Prälatenbauch und eine dazu paſſende Unterkehle, ſind Eigenſchaften, die mich gar nicht entſtellen. Ich kleide mich auch mit der äußerſten Sorgfalt. Meine

Stutzperücke iſt, ohne Ruhm zu melden, das ſchönſte Haargebäude der Stadt, und ich wette einen vollwichtigen Ducaten, daß auf meinem ſchwarzen Rocke, wenn ich ausgehe, kein Fäſchen zu finden iſt. Allein was helfen alle Vorzüge des Geiſtes und des Körpers, wenn man unter des Vorurtheils blinden Maulwürfen wohnt?

Den Närrinnen von Gimpelwalde zum Poſſen, faßte ich gleich nach jenem unglücklichen Tage den Vorſatz, mit meinem Herzen auszuwandern, und die nächſten Schulferien zu einer Brautfahrt anzuwenden. Ich konnte und wollte das Porzellan der Menſchheit — wie der engliſche Dichter Dryden das ſchöne Geſchlecht nennt — in meiner Haushaltung nicht länger entbehren. Ein Freund rieth mir, mich damit in der Hauptſtadt zu verſorgen. „Du findeſt dort,“ ſprach er, „dergleichen Porzellan-Figürchen von ſo beſonderer Feinheit und Zierlichkeit, daß die Gimpelwalder Producte dagegen nur als gemeine Töpferwaare zu betrachten ſind.“ — Das war mir glaubhaft, und ich entſchloß mich zu der angerathenen Reiſe um ſo leichter, da ich in der Reſidenz die Gaſtfreyheit eines bemittelten Univerſitätsfreundes in Anſpruch nehmen konnte, und alſo das dortige harte und heiße Pflaſter nicht ſcheuen durfte.

Der erſte Schritt, den ich thun mußte, war die Anſchaffung eines Reiſepaſſes: denn die Menſchen haben es leider durch ihre Unthaten dahin gebracht, daß nun Jeder, der ſich über das Weichbild ſeines Wohnortes hinaus wagt, und nicht über ſeine Ehrlichkeit Brief und Siegel aufweiſen kann, für einen Spitzbuben gehalten wird. — Ich verfügte mich alſo zu dem Herrn Bürgermeiſter, und bat geziemend um den benöthigten Schutzbrief. Mein Geſuch ward bewilligt; aber der unverſöhnliche Mann hatte den Stoß, den er einige Monate vorher von mir em=

pfing, noch nicht vergeſſen, und aus Rache gab er ſeiner unterthänigen Creatur, dem Stadtſchreiber, unter den Fuß, mich als eine wahre Mißgeburt in dem Paſſe zu ſchildern. Dieſes merkwürdige Beyſpiel von obrigkeitlicher Heimtücke will ich hier öffentlich zur Schau ſtellen. Die ſchändliche Beſchreibung meiner Perſon lautet folgender Maßen:

„Herr Magiſter Polycarpus Gabriel Zimpel, ſeinem Angeben nach zwey und dreyßig Jahr alt, doch viel älter ausſehend, iſt von überaus kleiner Statur, hat ein dickes, pokkengrübiges Geſicht, kleine graue Augen, eine kleine ſtumpfe Naſe, aufgeworfene Lippen, röthliches, mit einer Perücke bedecktes Haar, und ausgeſchweifte Beine. Auch iſt als ein beſonderes Kennzeichen an ihm zu bemerken, daß er ſehr höflich iſt, und oft tiefe Bücklinge macht, aber dabey gemeiniglich die Leute, die hinter ihm ſtehen, mit dem unehrbarſten Theile ſeines Körpers vor den Leib ſtößt.“

Was ſagt die gutmüthige Welt zu dieſem Pasquill? Ein ſchöner Empfehlungsbrief für einen Brautfahrer! Und dieſe Schandſchrift mußte ich mit einem baaren Reichsgulden bezahlen. Das ſchreyt gen Himmel!

Ich wählte, nach Maßgabe meines Beutels, die öffentliche Poſtkutſche. Als ich einſteigen wollte, fand ich auf dem Hauptſitze einen dicken Mann, den ich mit entblößtem Haupte ſehr höflich begrüßte. Er hingegen bewegte nicht Kopf, nicht Hand, ſondern fertigte mich mit einem bärenhaften Brummen ab. Grobian! ſchimpfte ich in Gedanken, und machte Anſtalt, mich neben ihn zu ſetzen. Er zog mir aber einen Schlagbaum vor, indem er eins ſeiner Elephantenbeine erhob, und es quer über die Sitzbank ausſtreckte. Ich fragte herzhaft, wie das zu verſtehen ſey. Er antwortete nicht; doch der Commandant des Wagens, der Schaffner, erklärte mir: der dicke Herr habe ſich, um recht bequem zu ſitzzen, für zwey Perſonen auf der Poſt einſchreiben laſſen. — Bitter lächelnd begab ich mich nun auf den Rückſitz.

„Sie werden hier eine angenehme Nachbarin haben,“ ſagte der Schaffner: „Da kommt ſie ſchon!“ Ich beugte mich neugierig aus dem Wagen, und es ward mir ganz warm und wohl ums Herz, als ich eine ſchlanke, jugendlich blühende Grazie vom Gaſthofe herſchweben ſah. Sie grüßte mich mit holder Anmuth, und nahm ſo ſchnell und ſo freundlich neben mir Platz, als ob ſie dieſe Stelle vor allen andern gewählt haben würde, wenn auch der Schlagbaum gegenüber nicht vorhanden geweſen wäre.

Das ſchmeichelte mir, und ward mir ein Sporn, das Wagenrecht der Frauen für ſie zu verfechten. „Aber, mein Herr,“ begann ich mit muthiger Stimme, „Sie werden doch wohl dieſer Dame den Ehrenplatz zugeſtehen, der ihrem Geſchlechte von keinem gebildeten

Manne verweigert wird?" — „Narrenpoſſen!" ſagte der Klotz. „Hier ſitzt man für ſein Geld, und wer eher kommt, mahlt eher." — „Pfui, das iſt ein abſcheulicher Egoismus!" rief ich aus. „Mags ſeyn, was es will!" erwiederte er. „Mir beliebt's, gemächlich zu ſitzen, und damit Lied am Ende!"

Ich wollte, ſeiner Schlußſtrophe zum Trotz, das Zanklied weiter ſingen, aber meine ſchöne Nachbarin bat mich, den Streit ruhen zu laſſen, und fügte mit einer bezaubernden Miene die Verſicherung hinzu, daß ſie mit ihrem Platze vollkommen zufrieden ſey.

Jetzt erſchien noch ein vierter Paſſagier: ein hagerer und faſt unſauber gekleideter Mann, der eine Tabakspfeife im Munde, eine Schreibtafel in der Hand, und ein Bündel unter dem Arme trug. Er kletterte ohne langes Bedenken zum Schaffner hin, der in der Schoßkelle auf einem entſeelten Rehbock thronte, und den Ankömmling einlud, ſich auf ein

Paar Haſen niederzulaſſen. „Wären Sie ein junges Modenärrchen," ſetzte er hinzu, „ſo würde ich Ihnen das nicht zumuthen: denn Sie müßten dann allerdings Bedenken tragen, Ihre Verwandten zu drücken." —

Nach dieſem Spaße ging die Reiſe fort. Das gigantiſche Fuhrwerk verſetzte uns harte Stöße, die jedoch für mich den Vortheil hatten, daß ſie die nähere Bekanntſchaft mit meiner reizenden Nachbarin beförderten und beſchleunigten. Wir flogen an einander, baten uns um Verzeihung, und ſcherzten über das unter uns rollende Erdbeben. So entſpann ſich eine trauliche Unterhaltung, deren Faden nie abriß. Der Doppelpaſſagier ſchlief; aber der dürre Mann auf dem Haſenpolſter wachte deſto mehr, und ſchien unſer Geſpräch in ſeine Schreibtafel einzutragen. Ueberhaupt war er ein ſcharfer Beobachter. Er zählte die Rauchfänge der Dörfer, zählte die weidenden Heerden, zog von dem Schaffner mancherley ſtaatswirthſchaftliche Nachrichten ein, und ſchrieb alles nieder. Ich ſchloß daraus, daß er ein Schriftſteller ſey, der die Koſten ſeiner Reiſe durch eine Beſchreibung derſelben gewinnen wolle. Das beunruhigte mich, weil in dieſem Falle zu befürchten ſtand, daß er auch meine Perſon darin aufſtellen und ſie zur Vermehrung ſeines Ehrenſoldes benutzen würde. Darum faßte ich auf der Stelle den Entſchluß, ein Gegengift anzuwenden, nähmlich meine Brautfahrt ſelbſt zu beſchreiben, damit die Welt wenigſtens die reine Wahrheit davon erfahre.

Ich durſtete gleichſam, den Stand und Nahmen meiner Gefährtin zu wiſſen, und der Poſtillion durſtete wirklich, im engſten Sinne des Worts. Er half ſich durch Stillhalten vor einer Dorfſchenke, und half mir zugleich mit, weil ich nun mit dem Schaffner unter vier Augen ſprechen konnte. Ich bewirthete ihn, um ſeine Gunſt zu gewinnen, aus der beſten Flaſche, führte ihn dann bey Seite, fragte nach meiner lieben Unbekannten, und hörte: ſie ſey die Witwe eines vor zehn bis zwölf Monaten verſtorbenen Landpfarrers, Nahmens Ferber, den der Tod, ſo zu ſagen, aus dem Brautbette geholt, und gleich in der erſten Flitterwoche nach der Hochzeit den Armen ſeiner jungen Gattin entriſſen habe.

Ich muß aufrichtig geſtehen, daß mir der frühe Hintritt des ſeligen Mannes eben nicht leid that; ich bekam vielmehr Luſt, ſein hinterlaſſenes Ehekleinod zu erben. Ha! wenn dir das glückt, ſprach ich in Gedanken, wenn du einſt mit einer ſo liebreizenden Gattin in Gimpelwalde triumphirend einziehſt: wie werden dann die ſtolzen Geſchöpfe, die dich verſchmähten, die Augen niederſchlagen, und vor Aergerniß noch häßlicher werden, als ſie es meiſtens ſchon ſind! —

Der Geiſt der Flaſche, die der Schaffner auf meine Koſten fleißig handhabte, kitzelte nicht unangenehm meine Geruchsnerven, und ich pflege wohl ſonſt auch in freyer Luft ein Spitzgläschen wider den böſen Nebel zu trinken: doch jetzt enthielt ich mich dieſes Genuſſes, um nicht etwa bey der Huldin, der ich Seelenliebe einflößen wollte, in den Verdacht der Trunkliebe zu fallen. Anſtatt deſſen beſchaute ich mich in dem kleinen Spiegel meiner Tabaksdoſe, rückte mir die Perücke zurecht, und ſäuberte mittelſt einer Kehrbürſte, die ich immer bey mir führe, meine Kleider von dem Heu und Stroh, womit mich der Poſtwagen verunreiniget hatte. Der Schaffner ſah mir lächelnd zu, und ſagte: „Sie haben etwas vor, Herr Magiſter! Nun, ich wünſche Glück.“

Ich ſtellte mich taub, und ging mit auswärts gedrehten Füßen, wie ein Tanzmeiſter, zum Poſtwagen zurück, den Madame Ferber nicht verlaſſen hatte. Sie ſaß, wie ich von weitem bemerkte, mit geſenkten Taubenaugen da; die vorige Heiterkeit war von ihrem Angeſichte gewichen; aber es klärte ſich wie ein Frühlingshimmel auf, als ich mich wieder neben ſie ſetzte. Wir wurden immer vertrauter. Ich war eine Stunde lang ein ſehr glücklicher Menſch. Doch plötzlich kam, wie Bürger ſagt,

ein Sans-façon daher trottirt,
und hielt den Wagen an.

Es war ein Polizeybedienter; er fragte nach unſern Päſſen. Der Pausback auf dem zweymänniſchen Platze führte langſam und krächzend die Hand in die Taſche. „Bemühen Sie ſich nicht, mein Herr! Ihnen ſieht man's ſchon an, daß Sie keine verdächtige Perſon ſind!“ ſagte der Straßenbereiter, nach der Weiſe des großen Haufens, der vor allen dicken Leuten einen beſondern Reſpect hat. — „Aber wer iſt Er dort hinten?“ fuhr er, wie ein wilder Eber, auf den dürren Mann los.

„Ich bin ein Literatus," war die Antwort. „Ho! ho! ein lateiniſches Thier! Heraus mit dem Paſſe!" — Er ſah ihn flüchtig durch, rümpfte die Naſe, und warf ihn verächtlich in die Schoßkelle zurück. Hierauf wandte er ſich zu Madame Ferber, und als er aus ihrem Munde gehört hatte, daß ſie die Witwe eines Pfarrers ſey, ſagte der rohe Geſell: „Nun, hat Gott genommen, ſo nehmen Sie wieder! Da ſitzt ja gleich ein anderer Schwarzrock, wenn er nicht etwa ſchon mit einem Schätzchen verſorgt iſt." — Ich erſchrak über dieſe Unzartheit, als ſtieße man mir einen Dolch ins Herz. Der tölpiſche Heirathsſtifter lachte überlaut, und ſteigerte noch meine Angſt, indem er meinen Paß zu ſehen verlangte. Zitternd reichte ich ihm die obrigkeitliche Schmähſchrift. Er durchlas ſie genau, verglich Zug für Zug das vor ihm ſitzende Original mit der Copie, und ſchnippte immer dabey vor Vergnügen mit den Fingern. Als er vollends am Ende die Anmerkung fand, daß ich von hinten ſtößig ſey, da brach er in ein wildes Gelächter aus, ließ den Paß, den er mir zuſchleudern wollte, aus der Hand fallen, und ſprengte fort.

„Dieſer Mann iſt wohl unter dem Hute nicht richtig!" ſtotterte ich, und rief durch ein enges Fenſter, das ſich an meiner Seite befand, dem Poſtillion zu: er ſolle halten und mir den Paß von der Erde aufheben. Er wälzte ſich vom Sattelgaul herunter, ließ aber die Pferde in kurzem Trabe fortgehen, und lief zurück nach der Stelle, wo das verwünſchte Papier lag. Ich legte mich, um zu ſehen, ob er es fände, zum Fenſter hinaus. Huſch! riß mir ein Baumaſt den Hut vom Kopfe, und indem ich darüber aufſchrie, entführte mir ein anderer die Perücke, und ſchmückte ſich ſelbſt mit dem Raube. Ach! in dieſem unſeligen Augenblicke wünſchte ich mir den Tod, weil nun das Geheimniß meiner Rothköpfigkeit vor Madame Ferber enthüllt war. Ich ſtülpte mir hurtig eine Nachtmütze auf, die ich zum höchſten Glück in der Taſche hatte. Meine zartſinnige Nachbarin ſah auf der andern Seite zum Wagen hinaus. Der ungeſchlachte Poſtknecht hieb indeſſen mit ſeiner Peitſche die Perücke vom Baume herunter, quetſchte ſie mit Hut und Paß in eine Fauſt zuſammen, und warf mir den ganzen Kram auf den Schooß. Die Perücke war ſo jämmerlich zerſtört, daß ich mich ihrer in dieſem Zuſtande nicht bedienen konnte, wenn ich nicht wie ein betrunkener Dorfſchulmeiſter ausſehen wollte. Ich mußte alſo mit der Nachtmütze unter dem Hute, wie ein zu Markte ziehender Hechelmacher, die Reiſe fortſetzen.

Madame Ferber benahm ſich, als hätte ſie die ganze Kette von Unfällen nicht bemerkt. Bald darauf ſtand ein rothköpfiger Junge am Wege. „O, ſehn Sie doch das hübſche Kind!" ſagte ſie mit himmliſcher Güte. „Selbſt ſein Haar, deſſen Farbe oft beſpöttelt wird, gefällt mir. Ich habe auch gehört oder geleſen, daß es vormals bey den alten Deutſchen beliebt geweſen ſey." — „Sehr beliebt!" fiel ich muthig ein, ob ich gleich dieſe Bemerkung für weiter nichts als eine höfliche Erfindung hielt und noch halte. — „Aeußerſt beliebt!" fuhr ich fort. „Aber wir ausgearteten Deutſchen ſind leider in allen Dingen die Gegenfüßler unſerer wackern Väter." —

Indeß wir über dieſen reichhaltigen Stoff unſere Gedanken noch weiter gegen einander austauſchten, und der Schriftſteller im Hintergrunde fleißig nachſchrieb, kippte plötzlich der Wagen, und, wie man eine Hand umkehrt, lag er in einem tiefen Moraſte. Wir ſtürzten inwendig wie ein Chaos, das ſich geſtalten will, durch einander. Der Dicke ward durch ſeine Schwerkraft der Grundſtein; auf ihn fiel die

Dame, und ich auf ſie. Doch die beyden Hinterſaſſen blieben in ihrer Höhle für ſich. Ich bat die ſchöne Witwe tauſendmal um Verzeihung, daß ich auf ſie gefallen war, und ſtieg dann mit möglichſter Geſchwindigkeit zum Fenſter hinaus, wobey mir der dicke Mann unvermeidlich zum Fußſchämel dienen mußte.

O, hätte ich doch, wie dieſer Phlegmaticus, die Auferſtehung des Wagens ruhig darin abgewartet! Aber der Rauſch der Liebe hatte mir den Kopf eingenommen, und ich vergaß der Warnung des weiſen Sirachs: Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz! Ich wollte mich dem Auge der Geliebten entſchloſſen und thätig zeigen, wollte Hülfe aus dem nächſten Orte herbey rufen, und ſo wagte ich denn einen halsbrechenden Sprung vom Kutſchfenſter hinunter. Aber dieſe raſche That bekam mir ſehr übel. Ich fiel die Länge lang mit ſolcher Gewalt auf Gottes

Erde, daß mir alle Knöpfe der Weſte abſprangen, und ein gewiſſes anderes, daran gränzendes Kleidungsſtück völlig zerplatzte. Voll Verzweiflung raffte ich mich auf, hielt die Bruchſtücke mit beyden Händen zuſammen, und lief ſo ſchnell, als es in dieſer Verfaſſung möglich war, in den Wald hinein. Dort, hinter einem Strauche niedergeduckt, bemühte ich mich, die traurigen Fragmente zuſammen zu neſteln; allein es gelang mir nicht. Mein Niederkleid, mit Luther zu reden, befand ſich in einer völligen Auflöſung.

Als ich nun in wahrer Höllenangſt durch die Lücken des Geſträuchs nach der Geburtsſtätte meines Jammers hinblickte, ſah ich den Schriftſteller am Rande des Weges auf einem Baumſtocke ſitzen. Er trug mit eilfertiger Hand die Geſchichte unſers Unglücks in ſeine Schreibtafel ein, und richtete deßhalb von Zeit zu Zeit ſeine Augen auf den Wagen, der immer noch die Räder gen Himmel kehrte. Es koſtete mich viel Ueberwindung, den gefährlichen Menſchen, der über alles, was um ihn her vorging, ein Buch in den Druck geben wollte, zum nähern Vertrauten meines Elends zu machen; aber ich wußte mir nicht anders zu helfen. „Beſter Herr Literatus,“ rief ich, „haben Sie doch die Gefälligkeit, mir meinen Reiſemantel recht geſchwind aus dem Wagen zu holen.“ Horchend ſtand er auf; aber anſtatt meine Bitte ſchleunig zu erfüllen, kam er zu mir hinter den Strauch, unterſuchte mit ſeinen Luchsaugen meinen kläglichen Zuſtand, und fing an zu ſchreiben. „Gehn Sie zum Henker!“ ſprach ich entrüſtet, und ſtieß ihn fort. Er ging, doch immer ſchreibend, und nach einigen Minuten brachte er mir meine Hülle, die für mich den Werth eines königlichen Purpurmantels hatte.

Ich trat nun aus meinem Verſteck hervor. Der Wagen war indeſſen wieder auf die Beine gebracht worden. Die Geſellſchaft ſtand um ihn her, als wünſchte ſie ihm Glück zu ſeiner Geneſung. Ich nahte mich. Madame Ferber kam mir entgegen. „Himmel, Sie bluten ja!“ rief ſie ängſtlich aus. Ich hatte mir, ohne daß ich's wußte, eine Wunde in die Stirn gefallen. Die mitleidige Seele ward mein Arzt. Sie gab ſogar ein ſchönes ſeidenes Tuch zu dem Verbande her. Ich küßte den Alabaſter ihrer Hand; unnennbares Entzücken durchſtrömte mich, und ich dankte jetzt dem Schickſal für die Wunde, die mir zu dieſem Genuß verhalf.

Aber der Weiſer an der Uhr bezeichnete mir ſchon die bittere Stunde der Trennung. Die Station Rehfeld lag vor unſern Augen, und dort mußte ich von der Königin meines Herzens ſcheiden. Mein Anzug, von der Perücke bis zu den Kniegürteln hinab, war in einer ſolchen Verwirrung, daß ich nicht weiter reiſen konnte, weil ſich während der kurzen Zeit des Pferdewechſels die zerſtörte Ordnung unmöglich wieder herſtellen ließ. Es ſchien mir auch unſchicklich, mich mit einer Kopfwunde, wie ein Schenken-Heros, vor der eleganten Welt der Hauptſtadt ſehen zu laſſen, und überdieß war mir der ſchreibſelige Beobachter ein unerträglicher Reiſekompan. Ich entſchloß mich alſo, wiewohl höchſt ungern, die folgende Poſt in Rehfeld abzuwarten.

Die ſchöne Witwe erſchrak, als ich ihr die eiſerne Nothwendigkeit meines Dableibens ankündigte. Ich wollte ihr das ſeidene Diadem, das ſie mir um den Kopf gewunden hatte, zurück geben; aber ſie erlaubte mir durchaus nicht, es aufzulöſen. Sie nehme, ſagte ſie, das Tuch nicht eher als in der Hauptſtadt von mir an, und auch dann nur, wenn ich's ihr in eigner Perſon überbrächte. O, wie beſeligten mich dieſe klaren Zeichen der Liebe! — Sie nannte mir Straße und Haus, wo ſie in der Hauptſtadt bey einem

Oheim wohne, den ſie beſuchen wolle. Ich führte ſie zum Wagen. Sie drückte mir beym Einſteigen zärtlich die Hand. Ich mußte mich wegwenden, um eine hervorquellende Thräne zu verbergen. Indeſſen verſchwand der Engel.

Seitdem habe ich nun hier im Poſthauſe drey langweilige Tage und eben ſo viel ſchlafloſe Nächte verlebt: denn Morpheus und Amor vertragen ſich nie mit einander. Ich konnte mich nicht bezähmen, mit einer hier durchgehenden reitenden Poſt ein herzvolles, gleichſam mit Cupido's Pfeile geſchriebenes Briefchen an meine liebenswürdige Freundin abzuſenden. Aber wird auch der kalte Buchſtabe kräftig genug ſeyn, mich gegen feurige Nebenbuhler zu ſchützen? — Kann mich nicht vielleicht früher, als ich in der Hauptſtadt anlange, ein unternehmender Herzenseroberer um ſo leichter vom Throne der Liebe wieder hinabſtoßen, da ich noch gar nicht feſt darauf ſitze? — Ach! wenn ich mir dieſe Möglichkeit vorſtelle, ſo ärgert's mich ordentlich, daß ich, als ein Halbgeiſtlicher, nicht laut fluchen darf auf den Mordweg, der die unbehülfliche Landkutſche zum Falle brachte.

Das Poſthorn tönt; ich muß ſchließen. Der Himmel gebe, daß ich von der nächſten Station keine verdrießlichen Vorfälle zu berichten habe.

Zweyte Station.

Hellborn, am zehnten May 1811.

Mich verfolgt ein ſchwarzes Verhängniß! Da ſitze ich wieder, und muß abermal drey Tage verpaſſen! — Man höre, wie das zuging.

Die Poſtkutſche, die mich von Rehfeld wei-

weiter bringen ſollte, kam an. Aus ihrem Bauche ſchallte ein wüſtes Geſchrey, das mir keine frommen und ſittſamen Reiſegefährten ankündigte. Ich erinnerte mich, als ſie ſtill hielt und der Schlag geöffnet wurde, des trojaniſchen Pferdes: denn es ſtiegen eine Menge mit Schwertern bewaffnete Jünglinge heraus, die zwar nicht wie Griechen ausſahen, aber insgeſammt fremd und ſeltſam gekleidet waren. Manche trugen weite türkiſche Beinkleider und breite Mammelukenmützen; andere waren in enge, mit zahlloſen Knöpfchen beſetzte Huſarenwämmſer eingezwängt; die dritte Klaſſe hatte ſich durch furchtbare Backen- und Schnurrbärte verunſtaltet, und glich einer Rotte von Wegelagerern. Ich war lange zweifelhaft, was ich aus dieſer wunderlichen Geſellſchaft machen ſollte. Endlich hielt ich ſie für herumziehende Comödianten, und glaubte, ſie hätten etwa in der Nähe Schillers Räuber aufgeführt, und ſich ſogleich nachher in ihren Theatertrachten auf den Poſtwagen geſetzt.

Ich geſtehe offenherzig, daß ich Gaukler und Hiſtrionen nicht liebe; es war mir daher ungelegen, mit ſolchen Leuten in Bekanntſchaft zu gerathen. Allein ich hatte mich, wie ich von dem Poſtſchreiber erfuhr, in meiner Vermuthung geirrt, ohne dadurch eben viel gebeſſert zu ſeyn. Es waren — Studenten. Doch gewiſſer Maßen ſtanden ſie auch im Begriff, ein Schauſpiel aufzuführen, indem ſie ſich, als akademiſche Raufbolde, der Hauptſtadt zeigen wollten. Ich zweifle nur, daß ſie Lob und Beyfall dort einernten werden.

Mit Saus und Braus traten ſie in die Paſſagierſtube; ich aber ſchlüpfte durch eine Seitenthür hinaus, um ſo wenig als möglich mit ihnen zu ſchaffen zu haben. Ich hielt mich verborgen, bis die Pferde angeſpannt wurden. Dann begab ich mich ſtill in den Wagen, und verwies mich freywillig ins Elend der Schoßkelle, weil ich voraus ſah, daß mir die übermüthige Jugend kein beſſeres Räumchen gönnen würde. Kurz darauf ſtieß der Poſtillion ins Horn, und die Herren Akademiker ſtiegen ein.

„Ey, ſeht doch," rief Einer, „da haben wir einen Reiſeprediger, und finden ihn ſchon auf der Kanzel!" Ich nahm mich dieſer Sticheley nicht an. „Den Gelehrten iſt gut predigen, Herr Magiſter!" ſagte ein Zweyter. Ich antwortete nicht, dachte aber in meinem Herzen: ihr guten Bürſchlein ſeyd noch tauſend Meilen davon entfernt, Gelehrte zu ſeyn. „Es riecht nach Philiſtern!" ſprach ein Dritter. „Nun, ſo laßt uns das Philiſterlied ſingen!" ſchrie ein Vierter. „Ja, das Philiſterlied!" jauchzten Alle, und Einer hub an:

Wißt ihr, was ein Philiſter heißt?
Ich will ſein Bild entſchleyern.
Geht irgendwo ein finſtrer Geiſt
Behutſam, wie auf Eiern,

Und trägt geſchmückt den hohlen Kopf
Mit Atzel, Haarſack oder Zopf,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

Wer da, wo Traubenſaft vom Rhein
Der Männer Herz erfriſchet,
Den Göttertrank mit Gänſewein
In ſeinem Becher miſchet,
Und, wenn ein Rundgeſang ertönt,
Geſichter zieht und Seufzer ſtöhnt,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihm der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

Wer ſich, wenn man bey Tanz und Spiel
Mit ſchönen Mädchen ſcherzet,
Und jeder friſch im Luſtgewühl
Sein Liebchen küßt und herzet,
Wer da ſich zu den Müttern ſetzt,
Und ſich mit Klatſcherey'n ergötzt,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

Wer immer vom geſunknen Staat
Und böſen Zeiten pimpelt,
Und jede kühne Männerthat
Spießbürgerlich begimpelt,
Und alle Muſenkünſte ſchilt,
Weil ſich dadurch der Sack nicht füllt,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

In Summa, wer die Welt um ſich
So dünkelſtolz betrachtet,
Als wär' ſie ſeinem hohen Ich
Vom lieben Gott verpachtet,
Und drum verlangt mit Zorn und Groll,
Daß, wie er pfeift, ſie tanzen ſoll,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

„Wie gefällt dem Herrn Magiſter dieß Liedlein?" zapfte mich der Vorſänger an.

„Vortrefflich! bewundernswürdig!" rief ich aus. „Ich erbitte mir davon auf der nächſten Station eine Abſchrift."

Die Muſenſöhne, die vermuthlich erwartet hatten, daß ich durch Ungeberdigkeit ihre Lachſucht befriedigen würde, ſtutzten über meine Antwort, und der Leſer ſtutzt wahrſcheinlich auch; aber ich dachte: wenn man unter den Wölfen iſt, muß man mit heulen. In dieſem Tone fuhr ich folgerecht fort, als die jungen Herren nun anfingen, mit ihren Liebſchaften zu prahlen, und mir ziemlich unfein zu verſtehen gaben, daß ich über dieſen Punkt wohl nicht mitſprechen könne. „Sie irren ſich ſtark, meine Herren Philiſter!" platzte ich heraus, und erſchrak über mich ſelbſt, weil ich durch dieſe tollkühne Rede mein Leben gewagt hatte. Die Studenten ſahen mich mit großen Augen an, und fragten faſt einſtimmig, wie ich zu der Frechheit komme, ſie mit dieſem Schimpfworte anzutaſten. „Dazu berechtiget mich die letzte Strophe Ihres vorhin geſungenen Liedes;“ antwortete ich: „denn Sie thun, bey meiner Seele! nicht anders, als hätte Ihnen der allmächtige Gott den Roſengarten der Liebe, mit Ausſchließung aller anderer Menſchen, verpachtet!“

Die Burſche lachten verſöhnt, und legten mir die Frage vor: ob ich an dieſer Pachtung wirklich auch einen Anſpruch zu haben glaube.

„Das verſteht ſich!“ gab ich zur Antwort. „Ich behaupte ſogar kühn, daß alle Ihre Dulcineen, meine Herren, nicht würdig ſind, der Dame, die ich liebe, die Schleppe zu tragen.“

„Das wäre der Teufel!“ rief ein Schnurrbart, und foderte mich heraus, meine Behauptung zu beweiſen.

Ich war verwegen genug, mich darauf einzulaſſen, und entwarf nicht nur von Madame Ferber ein reizendes Bild, ſondern erzählte auch getreulich und mit burſchikoſer Laune alles Gute und Böſe, was mir auf der erſten Station begegnet war. Es beluſtigte meine Zuhörer ungemein; und da ich nun einmal in dieſe leichtfertige Sprache verfallen war, ſo hätte ich ſie fortführen ſollen. Aber das Herz überwältigte den Kopf, ich fing an empfindſam zu werden, klagte ſchwärmeriſch über die Trennung von meiner Geliebten, und gerieth dadurch in den Fallſtrick, der mich hier feſthält.

Ich will dem Leſer die Sache ohne Rückhalt und Schminke vortragen, ungeachtet ich mich dadurch in kein vortheilhaftes Licht ſtelle.

Einer der Studenten, ein bildſchöner Jüngling, ſchien durch meine Liebesklagen gerührt zu werden. „Betrüben Sie ſich nicht, Herr Magiſter!“ ſprach er mit freundlichem Ernſt. „Hätten Sie nun auch allenfalls Ihre Dame verloren, ſo giebt es wohl noch andere Frauenzimmer, die Ihnen den Verluſt erſetzen können. Ich ſelbſt habe, zum Beyſpiel, eine ſehr gutmüthige und wohlgebildete Schweſter, die ſich wahrſcheinlich nicht bedenken würde, einen ſo gelehrten, artigen und in Brod und Ehre ſtehenden Mann, als Sie ſind, zu heirathen.“

Ich dankte, mit Abnehmung des Hutes, für ſeine gute Meinung; doch erklärte ich ihm dabey, daß eine Unbekannte weder Sehnſucht bey mir erwecken, noch mich tröſten könne.

„Sie werden meine Schweſter noch heute kennen lernen,“ antwortete der Studioſus. „Sie iſt im Städtchen Hellborn, wo wir friſche Pferde bekommen, bey unſerm Vetter, dem Pfarrer, zum Beſuch, und erwartet nur die Poſtkutſche, um mit derſelben zu einer Tante in die Hauptſtadt zu reiſen. Wir wechſeln mit einander die Plätze. Sie nimmt den meinigen auf der Poſt ein, und ich den ihrigen im Pfarrhauſe, wo ich mich bis zu ihrer Rückkunft, die in vierzehn Tagen erfolgen wird, aufhalten werde.“

Ich hörte das alles mit Gleichgültigkeit an. Wir kamen nach Hellborn. Er nahm im Poſthauſe rings herum von ſeinen Freunden Abſchied, umarmte mich brünſtig, als wäre ich ſchon ſein Schwager, und flüſterte mir ins Ohr: ich möge die Güte haben, mich ſeiner Schweſter unter Weges anzunehmen, und ſie gegen die Zudringlichkeit der übrigen Geſellſchaft zu ſchützen. Ich verſprach es ihm mit einem deutſchen Druck der Hand. Er ging fort.

Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht warum. Ich beſtrebte mich unbefangen zu ſcheinen, aber es glückte mir nicht. Steif, wie eine Drathpuppe, ſaß ich da, und wenn die Thür aufging, ward ich roth. Die Muſenjünger beobachteten mich, und warfen ſich Schalksblicke zu, die ſich deutlich auf mich bezogen. Meine Verlegenheit ſtieg mit jeder Minute. Ich ließ mir, um mich zu beſchäftigen, das Philiſterlied in die Feder ſagen; aber ich zitterte, daß ich kaum ſchreiben konnte, und machte einen Tintenklecks über den andern.

Endlich kam die ängſtlich erwartete Schöne. Es war eine angenehme Geſtalt, die ein geſchmackvolles Reiſekleid trug, und mit ſchelmiſchen feurigen Augen unter einem zierlich bebänderten Strohhute hervor ſah. Die Studenten ſprangen auf, verbeugten ſich ehrerbietig, erhielten aber nur einen allgemeinen flüchtigen Gegengruß, in den ſie ſich theilen mußten. Ich hingegen genoß der Ehre, daß die junge Dame mit den holdſeligſten Verneigungen ſchnurſtracks auf mich zuging, und mit melodiſcher Stimme ſagte: ſie freue ſich außerordentlich, einen zwar neuen, doch überaus werthen Freund ihres Bruders in mir zu begrüßen. Erglühend und Complimente ſtammelnd küßte ich ihr die Hand, ergriff den beſten Stuhl, der zu haben war, ſtäubte ihn ſorgfältig ab, und erſuchte ſie, Platz zu nehmen. Aber ich glaubte, mit dieſen trocknen Höflichkeiten nicht genug zu thun; ich hielt es für nöthig, das liebe Frauenzimmerchen mit etwas zu bewirthen. Ich ſtürzte daher — was man im buchſtäblichen Verſtande ſtürzen nennt — in die Küche; denn ich fiel über einen auf der Schwelle liegenden Pudel, den ich in der Eil nicht bemerkt hatte. Doch wie ein Wetterſtrahl fuhr ich wieder auf, und beſtellte zwey Portionen ſtarken Kaffee, wobey ich alle Surrogate verbat.

Als dieß abgemacht war, eilte ich zurück in die Stube, und ſtrengte mich weidlich an, die Dame gehöriger Maßen zu unterhalten. Sie ſprach witzig und munter, und begeiſterte mich ſelbſt zu ergötzlichen Einfällen. Ihr anmuthsvolles Weſen bezauberte mich in einem ſolchen Grade, daß ich mich förmlich in ſie verliebt hätte, wäre mein Herz nicht bereits in guten Händen geweſen.

Der Kaffee ward gebracht. Ich lud ſie dazu ein, und erſuchte ſie, das Schenkenamt zu verwalten. Sie that es mit Anſtand. Die Studenten ſaßen um uns her, und rauchten Tabak um die Wette. Das war mir höchſt verdrießlich, weil ich beſorgte, daß der unmäßige Dampf, der überdieß nach wohlfeilen Blättern roch, der Dame beſchwerlich fallen möchte. Ich unterzog mich deßhalb der Mühe, die um ſie herum wirbelnden Wolken mit meinem Taſchentuche zu zerſtreuen. Sie dankte mir, verſicherte jedoch, ſie ſey dieſes Weihrauchs gewohnt, weil ihr Herr Vetter, der Pfarrer des Orts, unſtreitig der ſtärkſte Schmaucher im Lande ſey.

„Was Sie ſagen!“ rief ich aus. „Alſo

wär' es, bey ſo bewandten Umſtänden, wohl auch mir erlaubt, ein Pfeifchen anzuſtecken?"

„O, das thun Sie doch!" ſprach ſie. „Ich rauche ſelbſt mit!"

Das hielt ich für Scherz; aber ſie zog, ſo wahr ich lebe! einen ſchon geladenen Puffer aus ihrem Arbeitsbeutel hervor, und ſetzte ihn, ohne ſich nach einem Fidibus umzuſehen, an dem auf dem Tiſche ſtehenden Lichte tapfer in Brand. Mit ſtarrem Entſetzen ſah ich das widrige Schauſpiel an. Das Studentenchor brach in ein wieherndes Gelächter aus. Ich ſaß, wie in einen Stein verwandelt, bis die Amazone, mit ausgebreiteten Armen und mit der dampfenden Pfeiſe im Munde, auf mich zuflog, und mit einer männlichen Baßſtimme ſagte: „Nun, Magiſterchen, willſt Du mich heirathen?" — Voll Abſcheu zog ich mich ſchnell zurück, trat auf den vermaledeiten Pudel, der hinter mir auf den Dielen lag, und fiel abermal über ihn ſo vollſtändig, daß ich die

Beine hoch in die Luft ſtreckte. Jetzt war es doch nicht anders, als wollten die Studenten und die wilde Dirne das Haus zu Boden lachen. Sie warf zugleich den Hut und das ſeidene Ueberkleid ab, und ward ſo der leibhafte Studioſus, der eine halbe Stunde zuvor mit einem Judaskuß von mir Abſchied nahm, um mich durch dieſe Mummerey zum Narren zu haben.

Ich ſetzte mich zornig in Poſitur, ihm eine Strafpredigt zu halten; aber der Jubel ſeiner Mitverſchwornen ließ mich kein Wort zu Markte bringen, und am Ende war ich's, der einen Wiſcher bekam. „Das haben Sie mit Ihren Sünden verdient, Herr Magiſter!" ſprach ein Bramarbas. „Wie konnten Sie, ein ſo gediegener Philiſter, ſich unterfangen, uns Philiſter zu ſchelten? — Das mußte beſtraft werden, damit Sie künftig vor Studenten gebührenden Reſpekt haben."

Ey verflucht! dachte ich, und rannte in

die Schreibſtube, um dem Poſtmeiſter zu melden, daß ich für jetzt nicht weiter reiſe. „Wie es Ihnen beliebt!“ ſprach er; aber die Rückzahlung des leider ſchon erlegten Paſſagiergeldes ſchlug er rund ab. Was war zu thun? Ich hätte lieber hundert Reichsthaler verloren, als mich wieder mit den muthwilligen Buben in den engen Nothſtall der Kutſche eingeſperrt, und mich obendrein der Gefahr ausgeſetzt, daß ſie mir in der Hauptſtadt auf allen Schritten nachſchlichen, meine Gänge zu Madame Ferber ausſpürten, und mir ſchlimme Händel bey ihr machten. Ich ließ alſo mein Reiſegeräth abpacken, und verſteckte mich vor den böſen Geiſtern, bis ſie von dannen fuhren.

Aber verwünſcht ſey das Sprichwort: wenn man unter den Wölfen iſt, muß man mit heulen! Dadurch zog ich mir Spott und Schmach über den Hals, und es geſchah mir gewiſſer Maßen recht. Ein tüchtiger Mann

muß

muß nie mit den Wölfen heulen; er muß immer ſprechen und handeln, wie es vernünftig, anſtändig und ſeiner Eigenheit gemäß iſt. —

Dieſes Broſamlein Moral verwende der geneigte Leſer zu ſeinem Beſten, und nun unterſtehe ſich niemand, mir über kurz oder lang vorzuwerfen, daß aus der Geſchichte meiner Abenteuer nichts Gutes zu lernen ſey.

Dritte Station.

Gimpelwalde, den achtzehnten May 1811.

Ich lache ins Fäuſtchen, wenn ich mir vorſtelle, was die Welt für Augen machen wird, wenn ſie hier den Nahmen meines Wohnſtädtchens erblickt. Ja, ich ſitze wieder am eigenthümlichen Schreibepulte, ohne das gelobte Land der Reſidenz geſehen zu haben.

Ich beſchäftigte mich während der drey Raſttage, die ich in Hellborn zu halten gezwungen war, recht angenehm mit keuſchen Liebesgedichten, womit ich irgend ein Taſchenbüchlein nicht übel ausſtatten könnte. Da ich aber nicht die Ehre habe, mit den Herren Kunſtrichtern bekannt zu ſeyn, und weder Empfehlungen noch Schutzbriefe an dieſelben zu erhalten weiß, ſo möchten wohl keine guten Recenſionen ausfallen, und für ſchlechte danke ich gehorſamſt.

Die fahrende Poſt kam dießmal ſtill und friedfertig in Hellborn an. Ihr Inhalt war ein ſtämmiger Forſtmann, der durch einen bey ſich habenden Jagdhund und eine Büchſe ſeinen Stand beurkundete, und eine alte Frau, von welcher ich nur ſo viel melden kann, daß ſie einen bunten Kattunmantel trug, einer Zigeunerin ähnlich ſah, fleißig Tabak ſchnupfte, und eine ſehr geläufige Zunge hatte. Beyde Perſonen gefielen mir nicht; ich hoffte jedoch mit ihnen auszukommen, und ließ mich bis zur nächſten Station Münchthal als Paſſagier einſchreiben.

Auf der erſten Hälfte des Weges fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Alte führte das Wort. Sie erzählte von ihren mir völlig unbekannten Nachbarn und Gevatterinnen die erbärmlichſten Alltagsgeſchichten, rühmte ſich großer Wunderkuren, die ſie durch Sympathie verrichte, und erklärte alle Aerzte für unwiſſende Windbeutel. Ich ſchlief bey dieſer Unterhaltung ein; doch der Weidmann weckte mich von Zeit zu Zeit durch ein donnerndes Piff! paff! puff! womit er die am Wege ſtehenden Kinder erſchreckte, indem er ſie mit ſeiner auf ſie gerichteten Büchſe zu erſchießen drohte.

„Das iſt ein rechter Iſegrimm!“ ſagte die Afterärztin, als er einmal ausſtieg, um ſich in einem Wirthshauſe zu laben. „Ein Barbar, ein Frauenmörder!“ fuhr ſie fort. „Er hat ſchon zwey Weiber unter die Erde gefoltert. Ach, die letztere hab' ich gekannt! Sie war ſchön wie ein Muttergottesbild. Aber, täglich von ihm gemißhandelt, fing ſie an zu ſiechen; und als ſie im Sterben lag, ſtand er kalt und gefühllos, wie ein Stein, vor ihrem Bette, und ſchrie ihr ins Ohr: Sophie! ſag' mir noch geſchwind, wie viel ich Trauerflor auf den Hut und um den Arm brauche! — Doch ſie blieb ihm die Antwort ſchuldig, denn ſie war eben verſchieden."

Mir ſchauderte bey dieſer tragi-komiſchen Anekdote, und ich konnte mich zugleich des Lachens kaum enthalten.

„Er kommt mir vor wie der Ritter Blaubart, der ſieben Weiber umbrachte," fuhr die Alte fort: „denn er hat ſchon wieder eine junge Witwe auf dem Korne, die er gern heirathen möchte."

„Eine Witwe?" fragte ich, indem mir das Blut glühend ins Geſicht ſchoß.

„Ja, die Witwe des in Buchenrode verſtorbenen Pfarrers Ferber.“ —

Ich erſchrak ſo, daß ich mich, um einer Ohnmacht vorzubeugen, meines Riechfläſchchens bedienen mußte.

„Aber ſie flieht ihn wie die Peſt,“ ſetzte die Erzählerin tröſtlich hinzu. „Sie iſt, um ſeiner Freyerey auszuweichen, heimlich verreiſ't, er weiß nicht wohin, und hat ſich deßhalb aufgemacht, ſie zu ſuchen.“

„Wer iſt denn dieſer ſaubere Mann?“ fragte ich.

„Förſter Friſchling,“ antwortete ſie leiſe; denn er kam eben zurück. Ich konnte ihn nicht anſehen, ſo gram war ich ihm. Er fuhr fort, den Popanz der Kinder zu ſpielen, bis wir in Münchthal vor dem Poſthauſe abſtiegen.

Mißmüthig ſetzte ich mich hier in eine Ecke, und dachte an meine Freundin, die mir der rohe Nimrod entführen wollte. Ich betrachtete ſeufzend ihr ſeidenes Tuch, das Unterpfand ihrer Liebe. Blaubart der Zweyte ſtrich indeſſen in der Stube auf und ab. Auf einmal blieb er vor mir ſtehen, ſagte trotzig: „Mit Verlaub!“ riß mir zugleich das Tuch aus der Hand, beſah den eingezeichneten Nahmen, und fragte haſtig, wie ich dazu komme.

„Auf die ehrlichſte Weiſe, mein Herr!“ antwortete ich. „Aber ich achte mich nicht verbunden, Ihnen darüber Rede zu ſtehen.“

„Das müſſen Sie!“ ſchnob er mich an. „Die Eigenthümerin dieſes Tuchs, die ich als meine Freundin verehre, wird ſeit vierzehn Tagen an ihrem Wohnorte vermißt; es iſt alſo ein höchſt verdächtiger Umſtand, daß ich ihr Tuch, mit Blut befleckt, in einer fremden Hand finde.“

„So meinen Sie wohl gar, ich hätte die gute Frau todt geſchlagen?“ verſetzte ich.

„Das könnte wohl ſeyn!" ſprach der Tölpel.

Ich lachte herzlich und ſagte: „Madame Ferber lebt, befindet ſich wohl, und iſt wahrſcheinlich in einem höhern Grade meine Freundin als die Ihrige." —

Plötzlich loderte in ſeinen Augen die Flamme der Eiferſucht auf. Er ging heftig auf und nieder, und pflog mit ſich Rath, wie er mich, den unerwarteten Nebenbuhler, auf die Seite ſchaffen, oder wenigſtens das Bekenntniß, wo Madame Ferber ſey, von mir erpreſſen könne. Als er nun mit ſeinem Plane fertig ſeyn mochte, trat er wieder vor mich hin, und ſagte: „Was Sie von Freundſchaft ſchwatzen, iſt Lug und Trug! Ich frage Sie demnach zum letzten Male: wie kamen Sie zum Beſitz des blutigen Tuchs, und wo iſt Madame Ferber?"

Ich erklärte ihm feſt, daß er weder das eine noch das andere von mir erfahre. Er drohte, mich arretiren zu laſſen. Ich lachte darüber; doch er machte Ernſt. „Frau Haberſtroh," ſprach er zu dem Kattunmantel, „ich gehe jetzt aus, um die Gerichtsperſonen herbey zu holen. Hüthe Sie indeſſen den Mann, und laſſe Sie ihn, bey Leib und Leben! nicht entwiſchen. Ich gebe Ihr dafür zum Winter eine Klafter Holz." — Dieſes Erbieten nahm die alte Schlange mit unterthänigem Dank an, und ſtellte ſich geſchwind auf ihren Poſten neben der Thür. Der Hund, dem ſein Herr durch Zeichen befahl, mich zu bewachen, ſetzte ſich zu meinen Füßen, und der Förſter eilte fort.

„Vacare culpa magnum est solatium!" ſprach ich, mit Cicero, freudig in meiner Seele. Aber es empörte mich, daß die alte Zigeunerin, die meinem Gegner vorher ſo viel Böſes nachgeſagt hatte, zu ſeiner Partey trat. Ich konnte mich nicht entbrechen, ihr darüber Vorhaltung zu thun. Der Hund fletſchte zwar, indem ich ſprach, grimmig die Zähne; ich ließ mich aber dadurch nicht abhalten, ihr recht nachdrücklich das Kapitel zu leſen.

„Was hilft all der Salm?“ fiel ſie mir frech ins Wort. „Der Menſch muß leben! Ich bekomme eine Klafter Holz, wenn ich Sie feſthalte; geben Sie mir aber Geld, daß ich zwey Klaftern kaufen kann, ſo laſſe ich Sie laufen.“

„Schändliche Seelenverkäuferin!“ rief ich aus: „Keinen Heller empfängſt Du von mir!“ Der Zorn litt mich nicht auf dem Stuhle. Als ich mich aber erhob, ſprang der Hund, mit aufgerißnem Rachen, an mir empor, und die Schildwache an der Thüre ſpreitzte mir beyde Hände, wie Geyerklauen, entgegen. Ich ſetzte mich bey dieſen Umſtänden wieder auf meinen Platz, und erwartete geduldig, was weiter geſchehen würde.

Bald darauf kam der Förſter zurück. Ihn

begleitete der Stadtrichter des Orts, dem drey Bürger, mit roſtigen Flinten bewaffnet, folgten. Der Herr Stadtrichter war ein kleines, einfältiges, ſtotterndes Männlein, das ſich bey der wichtigen Halsſache, die ihm zur Unterſuchung angezeigt worden war, in größern Aengſten befand, als ich. Er raffte ſich aber, von dem Jäger in die Seite geſtoßen, möglichſt zuſammen, hielt mir das blutige Tuch vor, und würgte mit blinzelnden Augen die Frage heraus: „Er — erkennt man dieſes Co — co — corpus de — delictum?“

„Delicti wollen Sie ſagen!“ erwiederte ich. „Aber dieſes Tuch iſt durchaus kein Zeichen eines Verbrechens oder einer Feindſeligkeit, ſondern im Gegentheil ein Pfand der innigſten Freundſchaft.“

„Lügen, nichts als Lügen!“ fiel der Förſter ein.

„Weß Sta — Standes iſt man? Wie —

wie heißt man? Ha — ha — hat man einen Pa — pa — paß?"

Ich nannte mich, und rückte mit dem Paſſe muthig hervor, weil ſich der Herr Stadtrichter in einer ſolchen Beklemmung befand, daß kein Spottlachen von ihm zu befürchten war. Er verzog auch in der That während der langen Zeit, die er zum Leſen brauchte, keine Miene, und meckerte zuletzt dem Förſter zu: der Paß ſcheine richtig; er wiſſe nicht, was er thun ſolle.

„Den Mann vernehmen!" ſagte Friſchling. „Ihn fragen nach dem Aufenthalt der Dame, der dieſes Tuch gehört."

„Ach, wä — wä — re nur der Herr Sta — ſta — ſtadtſchreiber zu Hauſe!" ſeufzte der bedrängte Criminalrichter, und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

Ich konnte dem lächerlichen Handel auf Einmal ein Ende machen, wenn ich den Poſtmeiſter auffoderte, mir aus der Paſſagierliſte zu bezeugen, daß Madame Ferber vor acht Tagen mit der Landkutſche friſch und geſund in Münchthal angekommen und weiter gefahren ſey. Da ſie aber, wie mir der Kattunmantel erzählt hatte, ihre Reiſe vor dem Förſter geheim hielt, ſo wollte ich dieſen Verrath nicht an ihr begehen, und proteſtirte daher feyerlichſt gegen alle Vernehmungen im Poſthauſe und in Gegenwart meines Anklägers.

„So bleibt nichts übrig, als dieſen hartnäckigen Menſchen zur gefänglichen Haft zu bringen,“ entſchied der Förſter.

Dem Stadtrichter ward jetzt vor der Sachſenbuße bange. Das iſt nähmlich eine noch aus den alten ſächſiſchen Rechten herſtammende Entſchädigung, worauf ein unſchuldig Verhafteter Anſpruch machen kann. Aber das ſchwere Wort Sachſenbuße hätte beynahe dem Stammler das Leben gekoſtet. Er arbeitete, mit Gefahr des Erſtickens, eine volle Minute daran. Ungeduldig ſtampfte der Förſter mit dem Fuße; der Stadtrichter erſchrak, und wie ein Piſtolenſchuß fuhr das Wort plötzlich aus ſeinem Munde.

„Alſo Sachſenbuße!“ ſagte Friſchling. „Das war der ungeheuern Mühe nicht werth; damit wird's keine Noth haben. In jedem Falle vertrete ich Sie, Herr Stadtrichter, fodere Sie aber nun auch im Nahmen des Königs auf, die Verhaftung ſogleich zu vollziehen.“

Der Nahme des Königs wirkte ſo mächtig, daß der Stadtrichter im Nu ſeinen Trabanten ein Zeichen gab, mich in ihre Mitte zu nehmen. Es geſchah; er ſtellte ſich an ihre Spitze, und commandirte: „Ma — ma — marſch!“

Von den Gewappneten umdrängt und feſt an den Armen gehalten, trat ich aus der Stube, um in den Kerker zu wandern. „Gott! was ſeh ich!“ rief in der Hausthür eine Engelsſtimme, und Madame Ferber ſtand vor meinen Augen. Es war mir, als thäte ſich der Himmel auf. „Sie kommen, wie zu meiner Rettung gerufen, Madame!" ſprach ich. „Man hat mich eben Ihretwegen gefangen genommen." — Sie ſah mich ſtarr an. Friſchling ſtürzte mit einem Freudenfluch aus der Stube heraus, machte der Witwe einen Kratzfuß, und wollte ihr die Hand küſſen. Erſchrocken wich ſie zurück, wandte ſich zu mir, und bat mich um Erklärung über meine Gefangenſchaft. Ich konnte nicht antworten, denn der Förſter überſchrie mich, erzählte die Geſchichte, und ſchien am Ende einen Lobſpruch zu erwarten. Aber zürnend ſchalt ſie ihn, und erſuchte den ganz verdutzten Stadtrichter, mich, als einen ſchuldloſen Mann, in Freyheit zu ſetzen, und das vermeinte Corpus delicti, das er zu den Acten heften wollte, herauszugeben. Beydes that er mit Reverenz. „A — ber wer be — bezahlt denn die Ko — ko — ko — koſten?"

hob er an, und ſah an dem langen Förſter empor. Dieſer warf ihm einen harten Thaler in den Hut, und ſchob ihn, ſammt der bey ſich habenden Bürgergarde, auf die Straße hinaus. Der Stadtrichter wandte ſich draußen, und wollte dem kargen Zahler begreiflich machen, daß ſich die Juſtiz mit einem ſolchen Spottgelde nicht abſpeiſen laſſe. Da ihm aber ſeine widerſpenſtige Zunge dießmal gänzlich den Dienſt verſagte, ſo ging er mit Kopfſchütteln und andern Zeichen des Mißfallens ſeines Weges.

Madame Ferber gab mir einen freundlichen Wink, ihr in den Garten des Poſthauſes zu folgen. Herr Friſchling war gleich bey der Hand, uns Geſellſchaft zu leiſten; das verbat ſie ſich aber höflich. Als wir beyde nun im Garten allein waren, ſagte ſie mit himmliſcher Huld: „Ich ſchätze Ihre Geſinnungen gegen mich, und es wird das angenehmſte Geſchäft meines Lebens ſeyn, Ihnen das Ungemach, das Sie meinetwegen erduldeten, zu vergüten: doch hier iſt nicht der Ort, davon zu ſprechen. Beſuchen Sie mich, ſobald Sie aus der Reſidenz zurück kommen." Ich antwortete ſchnell und froh: ich hätte nun, da ſie nicht mehr dort ſey, alle Neigung verloren, dahin zu reiſen; ich würde mich ſtracks wieder nach Gimpelwalde begeben. „So haben wir ja Einen Weg!" ſprach ſie erröthend. „Ich reiſe mit Extrapoſt; mein Onkel hat mir einen Wagen geſchenkt, und es ſteht Ihnen ein Platz darin zu Dienſte." — Ich wollte mich für dieſe Güte mit ſchönen Worten bedanken; ſie drängte mich aber fort, um Anſtalt zu treffen, daß mein Gepäck auf ihren Wagen gebracht werde.

Gehorſam flog ich aus dem Garten. Im Hauſe, durch welches ich gehen mußte, überfiel mich ein Schrecken, weil eben der wilde Jäger, mit der Büchſe in der Hand, aus der Paſſagierſtube trat. Beſtürzt kehrte ich um; doch

doch Madame Ferber, die mir auf dem Fuße gefolgt war, trieb mich, wie einen feigen Soldaten, wieder ins Feuer. „Machen Sie ruhig Ihr Geſchäft!“ ſagte ſie. „Ich werde indeſſen mit dieſem Herrn ein Wörtchen ſprechen.“

Sie ging mit ihm in daſſelbe grüne Sprachzimmer, wo ſie ſich kurz vorher mit mir unterredet hatte. Aber ſchon nach fünf Minuten kam ſie zurück. Unſer Wagen war zur Abfahrt bereit. Wir ſtiegen ein. Der Förſter fluchte gräßlich im Hauſe. Mir ward Angſt, er möchte mir eine Kugel auf den Pelz ſchießen. Ich krümmte mich daher auf dem Boden des Wagens zuſammen, und in dieſer Igelslage blieb ich, bis wir das Poſthaus ſo weit hinter uns hatten, daß mich von dort her kein Schuß mehr treffen konnte.

Madame Ferber lachte mich aus. „Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ ſagte ſie. „Ich gab ihm eben jetzt, indem er mit ſeinem

Mordgewehre vor mir ſtand, einen Korb, oder vielmehr nur ein neues Trageband; denn den Korb hat er ſchon längſt.“ —

„Aber wird nicht auch dieſes Trageband wieder reißen?“ wandte ich ein.

„Wohl möglich!“ antwortete ſie.

„Das beſte Mittel,“ — fuhr ich mit unbeſchreiblichem Muth heraus — „das unfehlbarſte Mittel, eines ſolchen hartnäckigen Sponſirers los zu werden, iſt eine andere ſchnelle Wahl.“ —

Sie lächelte mit geſenkten Augen; ich drückte ihre Hand an mein Herz — kurz, wir verlobten uns im Wagen.

Damit jedoch niemand meine Braut einer tadelhaften Uebereilung beſchuldige, ſo will ich dem Leſer die wahre Quelle ihres ſo geſchwind zu mir gefaßten Vertrauens entdecken.

Ich nannte ihr in dem Briefe, den ich von Rehfeld aus an ſie ſchrieb, den Nahmen meines Freundes, bey dem ich in der Hauptſtadt einkehren wollte. Glücklicher Weiſe iſt dieſer Freund — was ich damals noch nicht wußte — ein Verwandter von ihr, und das Orakel ihres Onkels. Er wird alſo, wegen der aus meinem zärtlichen Briefchen zu erwartenden Anwerbung, zu Rathe gezogen. Es geſchieht ſchriftlich, weil ihn eine Unpäßlichkeit nöthiget, das Zimmer zu hüthen. Er antwortet: „Magiſter Zimpel iſt ein grundehrlicher Mann; die Nichte kann keine beſſere Wahl treffen.“ —

So weit ließ mich meine Braut das Briefchen leſen; es waren aber noch ein Paar Zeilen vorhanden, die ſie mir nicht zeigen wollte. Ich bat dringend darum; ſie gab endlich nach, und ich fand den ärgerlichen Zuſatz: „Freund Zimpel hat den einzigen Fehler, daß er ein Pedant iſt, ohne es zu wiſſen, und dadurch in einen komiſchen Charakter ausartet. Doch ſein künftiges Weibchen wird ihn wohl nach und nach vom Schulſtaube ſäubern.“ — Ich ſchämte mich nun ein wenig, und zog mir im Stillen daraus die Lehre, daß es nicht gut ſey, alles wiſſen und alles leſen zu wollen.

Hier könnte ich nun füglich die Feder niederlegen; doch will ich zum Beſchluß meinen Einzug in Gimpelwalde beſchreiben.

Ich hatte den Poſtillion, ohne daß es meine Braut hörte, heimlich geſtimmt, bey der Einfahrt ins Städtchen aus voller Lunge zu blaſen. Er that's redlich; und wie, nach den Worten eines alten Kirchenliedes, wenn die letzte Trompet' erklingt, die auch durch die Gräber dringt, alle Leiber auferſtehen werden, ſo erfolgte auch jetzt, als das Poſthorn ſchmetterte, eine allgemeine Auferſtehung von allen Stühlen und ein blitzſchnelles Aufreißen der Fenſter. Ich ſaß in einem zierlichen Wagen, deſſen Decke ich hatte zurückſchlagen laſſen, neben meiner ſchönen Braut, und grüßte rechts und links die ſtaunende

Volksmenge. Der Magiſtrat, der eben in corpore vom Rathhauſe kam, verſteinerte mitten auf dem Markte. Ich machte den wohlweiſen Herren, wegen des mir ausgefertigten ſchimpflichen Paſſes, ein äußerſt kaltes Compliment. Meine Braut erzeigte mir die Ehre, in meiner Wohnung abzutreten, und Erfriſchungen einzunehmen. Die halbe Stadt lief vor dem Hauſe zuſammen, und wich und wankte nicht, bis wir uns wieder in den Wagen ſetzten. Ich begleitete nähmlich meine Verlobte, die jetzt in ihre Heimath fuhr, vor's Thor hinaus, um auch durch jene Gegend der Stadt meinen Triumphzug zu halten.

Und ſo iſt denn der Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckſtein geworden. Die reizloſen Jüngferchen in Gimpelwalde verſchmähten mich, und ich führe nun eine Braut heim, deren Schönheit ſie alle weit überſtrahlt. Einige von ihnen haben ſich bereits, wie ich höre, darüber ſo krank geärgert, daß ſie ärztlicher Hülfe bedürfen. Ich wünſche ihnen von ganzem Herzen gute Beſſerung; doch kann es ſo wohl in Gimpelwalde, als anderwärts, nicht ſchaden, daß übermüthige Frauenzimmerchen gedemüthiget werden, wenn ſie einen Biedermann bloß darum verachten, weil er nicht tanzen gelernt hat, und nicht erfahren iſt in den Künſten der Gecken.

II.

Magiſter Zimpels Ehechronik.

(Zwey Jahre ſpäter geſchrieben.)

1.

Der geneigte Leſer — denn für ungeneigte ſchreibe ich nicht — erinnert ſich aus meiner Brautfahrt, daß ich mich mit meiner gegenwärtigen Ehe- und Liebes-Bündnerin zu Wagen verlobte, dann im Triumph mit ihr durch Gimpelwalde fuhr, und ihr hinaus vor das Thor, durch welches ſie einſtweilen nach ihrem Witwenſitze zurückkehrte, das Geleit gab. Das geſchah am ſiebzehnten May 1811. Der Abſchied von meiner Holdin, war mir ein bitterer Kelch; doch die Gewißheit der nahen, trennungsloſen Vereinigung bekränzte ihn mit Roſen. Freudetrunken flog ich in die Stadt zurück. Vor allen Häuſern, wo gute Bekannte wohnten, ſchwang ich blindlings den Hut, und erfuhr nachher, daß ich hier eine Katze, dort einen Putzkopf, am dritten Orte gar nur die Fenſterquaſten, gegrüßt hatte.

Mit dieſem Taumel kam ich in meine Studierſtube. Hier lag noch der ehrliche Cicero, den ich vor meiner Brautfahrt las, auf dem Pulte. Doch weder ſein herrliches Werk von den Pflichten, noch ſeine berühmten Reden, waren jetzt eine erquickende Nahrung für meine Seele. Ich verwies alſo den Herrn Conſul in den Bücherſchrank, und wählte dafür den leichtfertigen Liebesdichter Ovid, der mir in meiner damaligen Gemüthsſtimmung ein höchſt angenehmer Geſellſchafter war.

Er und der Briefwechſel mit meiner Braut beſchäftigten mich in allen Stunden, die ich nicht im Schulſtaube zubringen mußte. Die landesherrlichen Poſteinkünfte wurden durch mich anſehnlich vermehrt. Der Strom meiner Empfindungen ließ ſich nicht in das enge Bett eines gewöhnlichen Briefchens einzwängen; unaufhaltſam ergoß er ſich über zwey bis drey Foliobogen; die ſtrenge Briefwage verurtheilte mich daher zu drey- und vierfachem Poſtgelde. Meine Braut faßte ſich kürzer, und das diente zu meinem Heil: denn da mich jedes ihrer Worte in eine ſolche Entzückung verſetzte, daß ich, wie ein Raſender, zwiſchen meinen vier Wänden herum ſprang, ſo wäre ich unfehlbar gleich an ihrem erſten Briefe geſtorben, wenn ich mich drey oder vier Bogen hindurch in einer ſo angreifenden Geiſtesſpannung befunden hätte.

Auf die Gefahr, von manchem Eismenſchen ausgelacht zu werden, will ich noch eine andere kleine Schwärmerey geſtehen. Ich erſuchte meine Braut, ihre Briefe nicht mit Siegellack, ſondern mit Oblaten, zu ſiegeln. Warum that ich wohl das? — Rathet einmal, ihr Verliebten! — Doch wahrſcheinlich ſind nicht alle meine Leſer verliebt, und wer A ſagt, muß auch B ſagen: alſo bekenne ich öffentlich, daß ich mir darum Oblaten ausbat, weil ſie, bey dem Gebrauch, von den Lippen meiner Auserwählten berührt wurden. Ich küßte das heilige Siegel auf, und es däuchte mir, ich genöſſe Ambroſia.

Schicklich und nöthig war es nun auch, mit meines Liebchens ehrwürdigem Oheim, der in der Hauptſtadt wohnte, ſchriftliche Unterhandlungen zu pflegen. Er antwortete mir für einen reichen Mann, wie er es iſt, höflich genug, willigte mit gefälligen Worten in unſere Verbindung, und erklärte ſich großmüthig, die Hochzeit in ſeinem Hauſe auszurichten. Doch behielt er ſich vor, die Zeit zu beſtimmen. „Ich habe jetzt," ſchrieb er, „nicht nur Einquartierung im Hauſe, ſondern auch in den Füßen, und bevor ich dieſe beſchwerlichen Gäſte nicht los bin, kann ich mich mit lieben Gäſten nicht ſorgenfrei letzen." — So ward alſo meiner Sehnſucht nach der Geliebten ein ſehr ungewiſſes Befriedigungsziel geſteckt. Ich ſchloß den guten alten Herrn in mein Morgen- und Abendgebet ein, und bat den großen Arzt im Himmel, ihn bald vom Zipperlein zu erlöſen.

2.

Doch lange, lange ward mein Gebet nicht erhört. Ich fehlte vielleicht darin, daß ich die erſte Behörde, den heiligen Cyprian, übergieng. Er ſoll ein mächtiger Nothhelfer bey des Zipperleins Anfällen ſeyn; da ich ihn aber nicht um Beyſtand anrief, ſo ließ er es ungezähmt ſchalten. Es hatte ſich nun einmal vorgenommen, den ganzen Sommer lang dem Oheim Geſellſchaft zu leiſten, und es wohnte bey ihm bis gegen das Ende des Monats Auguſt. Was ich indeſſen ausſtand, das gäbe Stoff zu einem Buche: Zimpels Leiden betitelt. Jeder, den Cupido jemals verwundete, kann ſich meine Lage denken. Sie ward durch den Zuſammenſtoß meines Liebesfiebers mit den Hundstagen in der That etwas bedenklich. Aber ich brauchte Vorbauungsmittel. Ich brach vor allen Dingen mit dem muthwilligen Ovid, der nur Oel ins Feuer goß, allen Umgang ab, ſtudierte dafür die Algebra und die chaldäiſche Sprache, und kaſteyte meinen Leib mit Faſten und Holzſägen. So erhielt ich mich bey geſundem Verſtande, bis endlich gerade nach Ablauf der gefährlichen Zeit, am Tage Bartholomäi, den vier und zwanzigſten Auguſt, früh um acht Uhr, die ſehnlich erwartete Bothſchaft aus der Reſidenz eintraf. „Strick iſt entzwey, und ich bin frey!“ ſchrieb der Ohm. „Nun machen wir Hochzeit, Herr Magiſter! Halten Sie ſich zu jeder Stunde reiſefertig. Ihre Braut fährt durch Gimpelwalde, und wird Sie mit aufladen. Glückliche Fahrt!“

Man ſieht, daß der alte Herr ſeine Ausdrücke nicht vorſichtig gewählt hatte. Er war in den Kaufmannsſtyl hineingerathen, und behandelte mich wie einen Ballen Waare. Ein armer Schlucker, wie ich damals war, muß viel verſchlucken!

Mein Bräutigamsſtaat lag ſchon längſt in ſchönſter Ordnung bereit. Ich packte ihn unverzüglich in den Koffer, putzte mein Zimmerchen auf, nahm von meinen hohen Vorgeſetzten den benöthigten Urlaub, und holte in eigener Perſon vom Rathskeller eine Flaſche ſüßen ſpaniſchen Sect, um meine Braut damit zu bewirthen. So war denn, nach des Oheims Sprechart, der Bräutigams-Ballen zur Aufladung fertig, und erwartete die ſchöne Frachtführerin.

Ich ſchilderte deßhalb den ganzen Tag am Fenſter. Gegen Abend war ich ſo müde, daß ich auf dem Canapee ausruhen mußte. Ich nickte ſogar ein bißchen. Plötzlich weckte mich Wagengeraſſel. Ich ſprang auf, ſtürzte nach dem Fenſter, und zerſtieß mit der Stirn eine große Glasſcheibe, daß ſie in unzähligen Bruchſtücken auf die Straße hinab klirrte. Mehr als hundert Köpfe fuhren in der Nachbarſchaft zu Thüren und Fenſtern heraus. Am weiteſten ſtreckte der mir gegenüber wohnende Glaſermeiſter ſein ſtruppiges Haupt hervor, und ſchrie mir zu: „So recht, Herr Magiſter! Der Glaſer will auch leben.“ Ich ärgerte mich unausſprechlich, da beſonders meine Braut nicht ankam, ſondern ein von Fuſel berauſchter Bauer mit unſittlichem Jauchzen vorbey jagte.

Dieſer Vorfall beſtätigt den alten Erfahrungsſatz, daß die Liebe alles verändert, was ſie berührt. Ich, der vorſichtigſte Mann von der Welt, der zwey und dreyßig Jahre und ſechs Monate alt ward, ohne daß er von den tauſend thönernen Tabakspfeifen, die durch ſeine Hände gingen, nur eine einzige zerbrach — ich rannte jetzt, wie ein ſinnloſer Trunkenbold, mit dem Kopfe durch eine Fenſterſcheibe! — Ja, die Liebe iſt wahrlich ein Rauſch, den man erſt im Ehebette wieder ausſchläft. —

3.

Der hungrige Glaſermeiſter kam ungerufen herüber, erbot ſich zu willigen Dienſten, und lachte mich noch ins Fäuſtchen aus, daß ich ihm blechen mußte. Kaum war dieſer Verdruß ein wenig verſchmerzt, ſo brachte mir der Briefträger einen neuen. Meine Braut ſchrieb mir: ſie ſey jetzt mit Verſilberung einer Wieſe und ihres Hausgeräthes beſchäftiget, und wiſſe nicht, wenn ſie damit zu Stande kommen werde; ſie könne folglich den Tag ihrer Ankunft in Gimpelwalde nicht beſtimmen; ich möchte jedoch in jedem Augenblicke darauf gefaßt ſeyn.

Eine ſchöne Hiobspoſt! Ich ſtand auf Nadeln, ich ſaß auf Kohlen, und das dauerte ſieben Tage, bis zum erſten September. Da tönte früh um ſechs Uhr ein Poſthorn. Ich erſchrak, weil ich mich noch im Raupenſtande des Schlafrocks und der Nachtmütze befand. Aber ich verwandelte mich blitzſchnell, und war ſchon, nach meinen Gedanken, eine vollkommen artige Puppe, als meine Herzensgebieterin am Hauſe vorfuhr. Ich eilte fröh-

lich

lich hinab, und hob ſie aus dem Wagen; doch indem ich ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand küßte, ſah ich ſchaudernd, daß ich mit gelben Füßen, wie eine wilde Gans, vor ihr ſtand. Ein verdammter Streich meiner Eilfertigkeit! Ich entſchuldigte mich wegen dieſer unanſtändigen Pantoffelparade. Meine Braut lächelte hold und ſagte: „Es iſt ein Vorzeichen, daß Sie bald unter den Pantoffel kommen werden."

Dieſer Scherz begleitete uns die Treppe hinauf. Ich fand meine Braut liebenswürdiger als jemals. Aber ihre hohe, dem Palmbaum ähnliche Geſtalt veranlaßte in meinem Gemüthe einen ſtillen Hader mit der Natur, daß ſie von der mir gebührenden Mannslänge zwey bis drey Spannen inne behielt, und dieſe ganz überflüſſig meiner Trauten zutheilte. Die alte erfahrene Mutter hätte bedenken ſollen, daß ſolche Ungleichheiten bey Liebenden äußerſt unbequem ſind. Ich kann ein

Lied davon ſingen; ich brach beynahe darüber den Hals. Es wandelte mich nähmlich ein erlaubter Geluſt an, meine Braut zu küſſen. Da ſie aber gerade nicht ſaß, ſondern vor dem Bücherſchranke ſtand, und meine Bibliothek beſah, ſo lehrte mich das Augenmaß, daß ich einer Himmelsleiter bedurfte. Ich trug alſo unvermerkt ein Fußbänkchen herbey, ſtieg leiſe hinauf, und wollte ſo meine Schöne umarmen. Doch, gedankenvoll leſend, wußte ſie nicht, was um ſie her krabbelte, und ſah ſich mit einer ſo lebhaften Wendung darnach um, daß ich von ihrem rechten Lilienarme einen empfindlichen Stoß bekam, und ſammt meinem Fußgeſtelle die Länge lang rücklings zu Boden fiel. Erſchrocken kam ſie mir zu Hülfe, und fragte dringend, was ich auf der Hütſche gemacht habe. Es wäre mir ein Leichtes geweſen, meinem verliebten Vorhaben ein Mäntelchen umzuwerfen; aber nein, ich bekannte mit zärtlicher Schamröthe die Wahrheit. Gerührt ließ ſich meine Braut zu mir herab, und drückte mir, indem ſie mich aufhob, einen Kuß auf die Lippen. Das war ein Minneſold, den ich der Wahrheit verdankte. O, belohnte ſie alle ihre Bekenner mit ſolchen himmliſchen Labſalen, ſo hätte ſie unfehlbar mehr Freunde, als ſie jetzt aufweiſen kann.

4.

Meine Braut nippte nur, wie ein Vögelchen, von dem Weine, den ich ihr vorſetzte. Er ſchien ihr nicht ſonderlich zu munden, ungeachtet ich vom edelſten Gewächs gefodert und einen baaren Reichsthaler dafür bezahlt hatte. Auch dem Zwieback — der freylich in Gimpelwalde unter aller Kritik iſt — that ſie wenig Ehre an. Sie knapperte noch, wie ein Mäuslein, am erſten Scheibchen, als ſchon die friſchen Poſtpferde kamen, und die Reiſe fortging.

Die zwey nächſten Stationen, Rehfeld und Hellborn, legten wir ohne Anſtoß zurück. Aber im Städtchen Münchthal, wo wir gegen Abend eintrafen, ward unſer Reiſeglück wetterwendiſch. Der Poſtmeiſter erklärte uns, als wir Pferde foderten, kurz und rund: ſein Stall ſey eben leer; er könne uns nicht eher als am folgenden Morgen weiter bringen. —

„Ey! wie ſo?“ rief ich aus. „Ich kenne das Recht der Extrapoſten! Sie dürfen auf den Stationen, wo ſie eintreffen, nicht länger als eine Stunde, höchſtens zwey, aufgehalten werden. So verordnet das allergnädigſte Poſt-Mandat“.

„Was Sie mir ſagen!“ verſetzte der Poſtmeiſter, indem er mit der größten Gelaſſenheit eine Priſe Tabak ſchnupfte. „Sie verſtehen ja das Poſt-Mandat, als wär' es das ABC! — Aber was hilft's? Wir können doch keine Pferde vor Ihren Wagen heraus buchſtabiren.“

Hiermit ging er in ſeinen Schreibekäfich, und brummte vor ſich hin: „Wenn ſich doch ein ſolcher Kegel nicht mauſig machen wollte!“

Dieſer Ausfall auf meine Kleinheit ärgerte mich verdammt. „Kommen Sie, meine Wertheſte!“ ſprach ich laut. „Wir wollen in dieſer Herberge der Unhöflichkeit und Pflichtvergeſſenheit unſer Geld nicht verzehren.“

„Gehn Sie zum Henker!“ ſchnaubte der Bär in ſeiner Höhle, und donnerte mit der Fauſt an die Bretwand. Ich erſchrak, und machte mich ſchnell mit meiner Braut aus dem Staube.

Wir eilten nach dem Gaſthofe. Ein wüſtes Getöſe ſchallte uns daraus entgegen. Die Münchthaler Meſſe, die den folgenden Tag einfiel, hatte das Haus mit Krämern und andern Fremdlingen angefüllt. Der Wirth lächelte ſtolz, als ich zwey Zimmer, und in jedem ein Bett verlangte. „Welcher Gedanke!“ ſprach er. „Sehn Sie nicht, daß ich beynahe von Gäſten erdrückt werde? — Ich kann Ihnen nur ein Kämmerchen mit einem zweymänniſchen Bette einräumen; und das geſchieht bloß aus Achtung gegen Ihren ſchwarzen Rock und die Schönheit dieſer Dame: ſonſt würde ich Sie auf die gemeinſame Streu in der großen Schenkſtube verweiſen."

Meine Braut auf der gemeinſamen Streu! — Es war mir eine gräßliche Vorſtellung! Ich fühlte dabey die erſte leiſe Regung der Eiferſucht, und griff mit beyden Händen nach dem angebotenen Kämmerchen. Das zweymänniſche Bett trieb zwar mir und meiner Reiſegefährtin eine glühende Röthe ins Geſicht; wir mußten aber aus der Noth eine Tugend machen, und wir waren beyde tugendhaft genug, daß wir uns zutrauen konnten, das Abenteuer mit unverletzter Sittlichkeit zu beſtehen.

Der Wirth geleitete uns die Treppe hinauf, und öffnete das kleine Gemach. Das erſte, was mir in demſelben ins Auge fiel, war ein großes, an der Wand hängendes Schlachtſchwert. Ich bebte davor zurück. „Fürchten Sie ſich nicht vor dieſem Sarraß!“ ſagte der Wirth. „Er gehört einem Officier, der bey mir einkehrte, dann eine Land- und Jagdreiſe machte, und erſt nach acht Tagen wieder hier eintrifft.“ Das geſagt, ließ er uns allein.

Meine Braut warf einen ſchüchternen Blick nach dem breiten Bette; ich aber nahm mir vor, unſere Verlegenheit wegzuſcherzen. „Dieſes Schwert,“ hob ich an, „ließ uns ein guter Geiſt hier finden. Wir wollen es brauchen, wie mancher ehrenfeſte Ritter der Vorzeit das ſeinige, wenn ihn unabänderliche Umſtände zwangen, mit der Dame ſeines Herzens ein Lager zu theilen. Er legte dann ſein entblößtes Schwert zwiſchen ſich und ſie, und das hatte die Kraft, als wären ſie durch eine Felſenmauer geſchieden."

Mit dieſen Worten hob ich den Degen von der Wand, und wollte vom Leder ziehen; doch mein Arm war zu kurz; ich mußte meine Freundin zu Hülfe rufen. Ich legte hierauf das nackte Schwert in die Mitte des Bettes, und ſprach feyerlich: „Sey du der Schutzengel und Zeuge unſerer Tugend!" —

„Als Scherz mag dieſe Ceremonie gelten;" ſagte meine Braut. „Aber als ernſthafte Anſtalt wäre ſie komiſch; denn es verſteht ſich, daß wir unentkleidet ruhen, und was iſt es dann anders, als ſäßen wir im Wagen oder auf Stühlen beyſammen?"

Schweigend nickte ich ihr Beyfall zu, weil eben jetzt unſer Abendeſſen aufgetragen wurde.

5.

„Und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.
Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe geſtillt war,“

ging ich hinab zum Wirth, um mit ihm etwas zu beſprechen. *)

Ich konnte nirgend, als in der großen, von unzähligen Tabakspfeifen durchqualmten Schenkſtube bey ihm Audienz erhalten. Mit Widerwillen trat ich in den ungeheuern Rauchfang, ſah des Wirths breite Geſtalt mitten im Nebel ſtehen, und wollte ihn anreden; aber plötzlich verlor ich vor Schrecken die Sprache, als ich aus dem Getümmel, das die an drey langen Tafeln ſchwadronirenden Gäſte

---

*) Die oben mit ſo genannten Gänſeaugen oder Haſenöhrchen eingezäunten Worte ſind ein paar dem Sonnenadler Homer aufgezupfte Federn, die mir hier trefflich zu Paß kamen.

M. Zimpel.

machten, die rauhe Stimme meines Erzfeindes und vormaligen Nebenbuhlers, des Förſters Friſchling, hervorſchallen hörte. Zitternd ſchielte ich mit einem Auge nach ihm hin. Er ſaß glücklicher Weiſe ſo, daß er mir den grünen Rücken zukehrte. Ich ließ mein Geſchäft mit dem Wirth im Stiche, und ſchlich leiſe auf den Fußſpitzen davon.

„Gott! was iſt Ihnen begegnet?" rief meine Braut, als ich zurück kam. „Sie ſind todtenbleich, und zittern wie Aeſpenlaub!"

Ich meldete ihr mit ſtammelnder Zunge, was mich aus der Faſſung gebracht hatte.

„Nun, was geht uns Friſchling an?" antwortete ſie. „Wer wird ſich über ein ſolches Nichts ängſten!"

Ich wollte gründlich aus einander ſetzen, was für unfertige Händel uns der grobe Geſell anſpinnen könnte; aber, nicht darauf achtend, klopfte ſie mich lachend auf die Schulter, und ſagte: „Laſſen Sie das gut ſeyn, lieber Zimpel! Sie ſind fromm, wie ein Lamm, aber vom Löwen haben Sie keine Ader!"

Das verſchnupfte mich. „Sie ſollen ſehen, daß ich Muth habe!" rief ich lebhaft, und riß das Schwert aus dem Bette. „Er mag nur kommen; ich will ihn tapfer empfangen!"

Mit dieſer Heldenſprache legte ich den Degen, wie ein Reiter auf ſeinem Poſten, an die rechte Schulter, und ging mit großen, dröhnenden Schritten an der Stubenthür auf und ab.

Meine Braut lächelte auf eine Weiſe, die mir nicht gefiel. „Sie erinnern mich," ſagte ſie, „an den weiſen Junker Don Quixote, wie er in der Schenke, die er für eine Ritterburg anſah, Waffenwache hielt."

Ich ließ mich von meinem Poſten nicht wegſpotten. Sie bat mich nun mehrmals ernſt und ſanft, mich durch einige Stunden Schlaf zur

Fortſetzung der Reiſe zu ſtärken. Aber meine Antwort war immer: „Begeben Sie ſich zur Ruhe, und rechnen Sie auf meinen Schutz!"

Sie legte ſich endlich, da ich von der unternommenen Schirmwache durchaus nicht abſtand, züchtig auf's Bett, und ſchloß ihre Vergißmeinnicht-Augen.

Ich befand mich jetzt in einer unbehaglichen Einſamkeit. Dunkel und Stille herrſchten um mich her. Ein mattes Lämpchen, das auf dem Tiſche brannte, und jeden Augenblick verlöſchen wollte, war mir ein trauriges Bild der Sterblichkeit. Schauer auf Schauer liefen mir über die Haut. Doch ich ſtärkte meinen zagenden Geiſt durch allerley philoſophiſche Betrachtungen, die ich anſtellte. So hielt ich mich eine Weile noch wacker. Aber auf Einmal polterten ſchwerfällige Fußtritte, wie eines Berauſchten, die Treppe herauf, und Friſchlings widerwärtige Stimme ließ ſich deutlich vernehmen. Ich dachte nicht anders, er wolle uns überfallen. Die Unmöglichkeit, den mächtigen Nimrod zu überwältigen, ſprang in die Augen; mir entſank aller Muth, und als Wahrheitsfreund muß ich bekennen, daß ich mich eiligſt unter das Bett verkroch.

Der Würgengel meiner Ruhe und Herzhaftigkeit zog nun zwar bey unſerer Thür vorüber, quartierte ſich aber in einem Kämmerchen neben uns ein, und trieb darin viel unſittlichen Spaß mit einer Aufwärterin, die ihm heraufgeleuchtet hatte. Ich muß es ihr jedoch zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſeinen Liebkoſungen bald entfloh. Kurz darauf hatte ich das Vergnügen, ihn ſchnarchen zu hören. Ich wagte mich nun behutſam aus meinem Verſteck hervor, nahm leiſe Platz im Bette, und legte das ſcheidende Schwert zwiſchen mich und meine ſchlummernde Freundin.

6.

Auch mich umgaukelte ſchon der Gott der Träume, als ihn plötzlich ein ungeſtümes Klopfen an der Thür wieder verſcheuchte. „Holla! machen Sie auf, Herr Magiſter!" rief der Wirth, und eine andere männliche Stimme fluchte dazwiſchen. Der Schrecken ſchlug mir in die Glieder; ich konnte mich kaum aufrichten. „Was giebt's denn?" fragte mich meine erwachende Braut. Doch, wie vom Alpe gedrückt, war ich der Sprache nicht mächtig. Sie hingegen eilte muthvoll, wie eine amazoniſche Männin, zur Thür hin, und entriegelte ſie.

Ich hatte mich indeſſen, durch ihr heroiſches Beyſpiel angefeuert, ebenfalls auf die Füße gemacht und das Schwert ergriffen, um ſie im Nothfall gegen Gewalt zu ſchützen. In einer kühnen Stellung, erwartete ich, wer nach Oeffnung der Thür erſcheinen würde.

Ein junger Officier ſtand draußen, und wollte raſch, wie in Feindes Land, eindringen. Aber was ſtutzte der Fant, als er die ſchöne Thürhüterin erblickte! Er verbeugte ſich tief, und wagte ſich nicht über die Schwelle. Der Wirth nahm das Wort, und ſagte: der Herr Lieutenant, der eigentlich dieſes Kämmerchen bewohne, ſey unvermuthet angekommen, und bitte ſich ein Plätzchen bey uns aus. „Ich will nicht im geringſten läſtig werden;“ fiel der Kriegsmann raſch und höflich ein. „Gewähren Sie mir nur Obdach und einen Stuhl; das iſt mir genug.“

Was wollten wir thun? Wir mußten ihn herein nöthigen. Der Wirth zog jetzt, da er die Sache ſo weit gebracht hatte, den Kopf aus der Schlinge, und ging davon, wie die Katze vom Taubenſchlage. Der Lieutenant war ſo freundlich als ein Ohrwürmchen, und durchbohrte meine Braut gleichſam mit den Augen. Dadurch fiel er auf der Stelle bey mir in Ungnade. Mich anzuſehen, nahm er ſich kaum Zeit; und als er es endlich that, bemerkte er ſeinen Degen in meiner Hand, weil ich vor Aergerniß vergeſſen hatte, das Mordeiſen bey Seite zu legen.

„Wollen der Herr Magiſter den Lehrſtand mit dem Wehrſtande vertauſchen?“ fragte er witzelnd.

„Mit nichten, mein Herr Lieutenant!“ antwortete ich ernſt. „Ich will fortfahren, die Jugend zu bilden, und dadurch der heilloſen, aus den ewigen Kriegen entſpringenden Verwilderung des Menſchengeſchlechts entgegen zu kämpfen.“

Verlegen, ob er dieſe Worte als einen Angriff auf ſich ſelbſt verſtehen ſollte, biß er ſtumm die Lippen zuſammen.

„Es muß Sie aber freylich befremden, mich mit dieſem Degen bewaffnet zu ſehen,“ fuhr ich fort. „Er hing hier an der Wand, und ich griff faſt mechaniſch darnach, als ich un-

unbekannte Fußtritte vor der Thüre vernahm. Gehört er vielleicht Ihnen, ſo hoffe ich, Sie werden ihn dadurch nicht für entehrt halten."

Er betheuerte mit vielen Complimenten das Gegentheil, und wir waren fünf Minuten lang auf hofmänniſche Art gute Freunde.

Nun aber fing er ſein verdammtes Liebäugeln wieder an. Ich bedeckte meine Stirn mit drohenden Falten, ich zog die Augenbraunen wild auf und nieder, warf ſtechende Blicke um mich her, ſtampfte ſogar ein bißchen mit dem Fuße, und beantwortete jede ſeiner Fragen mit einem empfindlichen Tone; aber das alles ſchlug nicht an. Er drängte ſich, ungeachtet ich immer mit geſchickten Wendungen dazwiſchen trat, von Minute zu Minute näher an meine Braut, und ſagte ihr die zierlichſten Schmeicheleyen. Da ward es hohe Zeit, ihm einen Riegel vorzuſchieben. „Herr Lieutenant," ſagte ich mit Nachdruck, „Sie haben an dieſes Kämmerchen ein älteres

Recht als ich; ich hingegen habe auf das Herz dieſer Dame ein älteres Recht als Sie! Drum behalte jeder das Seine! Leben Sie wohl!"

Nach dieſer muthigen Erklärung nahm ich ſchnell meinen Hut, reichte meiner Braut ihren Strickbeutel und meinen Arm, und entführte ſie dem verſteinerten Helden.

„Aber wo wollen wir hin?" fragte ſie, als wir uns die finſtere Treppe hinab griffen.

„Ueberlaſſen Sie ſich getroſt meiner Leitung!" antwortete ich, und tappte mit ihr in den Hof, wo unſer Wagen ſtand. „Sehen Sie, das ſind unſere eigenen vier Wände! Da wollen wir uns hinein begeben, und hier ſoll keine Schmeichelkatze verſuchen, mein Mäuschen zu fangen."

„Sie haben wunderliche Einfälle, Herr Magiſter!" ſagte ſie froſtig, ſtieg aber ohne weitern Einwand in die bewegliche Burg.

„Ich bin dießmal mit mir zufrieden,"

verſetzte ich, indem ich neben ihr Platz nahm. „Bemerken Sie nun, Wertheſte, daß ich auch Muth habe? — Ich ſprach ein kräftiges Wort, ich führte eine männliche That aus. Kurz, ich bin vollkommen mit mir zufrieden.“

Schweigend hielt ſie ein Tuch vor die Naſe. „Mein Eigenlob ſtinkt wohl?“ fragte ich ſcherzend. „Es riecht in der That unlieblich um uns herum,“ antwortete ſie, und ich merkte nun ſelbſt, daß ſie Recht hatte. Die nachbarlichen Ställe fielen den Geruchsnerven äußerſt beſchwerlich. Wir hielten aber in dieſem widrigen Dunſtkreiſe ſtandhaft aus, bis der Tag anbrach. Da ſchickte uns der Poſtmeiſter ſchon Pferde, was ohne Zweifel nicht ſo frühzeitig geſchehen wäre, wenn ich ihm nicht durch meine genaue Kenntniß des Poſt Mandats den Daumen auf's Auge geſetzt hätte.

Ich ſtürmte den Wirth aus den Federn, und berichtigte die Zeche. Dann rollten wir ohne Verzug fort, und kamen gegen Abend wohlbehalten in der Hauptſtadt vor der Wohnung des Oheims an.

7.

Mit Beſcheidenheit und Ehrfurcht trat ich über die Hausſchwelle des reichen Mannes. Ein junges, wohlgebildetes Frauenzimmer flog mit Jubelgeſchrey die Treppe herab. Es war Mamſell Kobler, eine Verwandte des Oheims und ſeine Wirthſchafterin, die mir ſchon als ein ſehr lebhaftes und luſtiges Weſen geſchildert worden war. Stürmiſch umarmte ſie meine Braut, und küßte ſie ſo lange, daß fünf bis ſechs feyerliche Verbeugungen, die ich indeſſen machte, eine ganz vergebliche Arbeit waren. Endlich bemerkte ſie mich und meine Bücklinge, erwiederte dieſe mit einem kurzen Knicks, und walzte mit meiner Braut über die Hausflur hin.

Dieſer Wirbel, dem ich nicht ſchnell genug ausweichen konnte, drängte mich rücklings an die Treppe, die Beine gingen mir aus, und, wie man eine Hand umkehrt, ſaß ich auf der unterſten Stufe, als ob ich etwas feil haben wollte. „O, das iſt einen Thaler werth!“ rief die wilde Hummel, und lachte wie toll. Mir aber war die Sache gar nicht lächerlich, weil ich bey dieſer gewaltſamen Niederlaſſung meine Schnupftabaksdoſe, ein väterliches Erbſtück, zerdrückt hatte. Darüber betroffen, vergaß ich im erſten Augenblicke das Aufſtehen. Der Irrwiſch jagte mich empor, und trieb mich mit ſolcher Haſt vor ſich her, daß ich die Treppe mehr hinauf fiel, als ging.

Der Oheim erlaubte ſich, als ein reicher Mann, die Bequemlichkeit, uns in Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, mit der brennenden Tabakspfeife im Munde, zu empfangen; und gleich nach den erſten Begrüßungen ſagte er zu meiner Braut: „Du ſchließeſt eine Mißheirath, liebes Hannchen! Dein Geſpons iſt faſt eine Elle kleiner als Du! — Doch das hat ſeinen Nutzen. Du kannſt ihn, wenn er nicht folgen will, deſto eher mit dem Pantoffel bearbeiten.“

Ich zwang mich, den gnädigen Spaß zu belächeln. Aber wunderbar kam es mir vor, daß der kugelrunde Herr Oheim über meine Geſtalt ſpöttelte, da er doch ſelbſt nichts weniger als ein Goliath iſt.

Das Abendeſſen ſöhnte mich wieder mit ihm aus. Es war ungemein ſchmackhaft, und beſonders trefflich der Wein. Ich trank mir ein Jeſuiter-Räuſchchen, und war zuletzt froh, daß ich mit Ehren zu Bette kam.

Am nächſten Morgen ſagte der Onkel: „Sie danken mir's hoffentlich, Herr Magiſter, wenn ich Ihnen den Sprung von der Kanzel erſpare. Ich hab' es auf meine Koſten ausgewirkt, daß Sie, ohne Aufgebot, zu jeder Stunde getraut werden können, und das ſoll, geliebt es Gott, übermorgen geſchehen.“ — Freudig überraſcht küßte ich ihm dankbar die Hand, und er ließ es ohne bedeutende Weigerung geſchehen.

Ich war froh, daß ich mich nicht lange in der Reſidenz aufhalten mußte; denn es war mir ein peinlicher Ort. Meine Braut durfte nicht ans Fenſter treten, ſo gafften gleich junge und alte Gecken, mit und ohne Brillen, zu ihr herauf, und ſchwänzten vor dem Hauſe hin und her, bis es mir durch irgend eine feine Liſt gelang, ihnen den Gegenſtand ihrer begehrlichen Aufmerkſamkeit zu entziehen. Es iſt eine wahre Qual, die Augenbuhlerey ſolcher Schmetterlinge mit anzuſehen. Man möchte ſich bloß darum Blindheit, als ein Glück, wünſchen.

Mamſell Kobler neckte mich viel über meine Eiferſucht, und tummelte mich überhaupt weidlich. Da fuhr mir einmal, als ſie mir's gar zu bunt machte, das Wortſpiel heraus: „Sie ſollten nicht Kobler, ſondern Kobold, heißen!" Patſch! hatte ich eine Ohrfeige, die Scherz ſeyn ſollte, aber ernſtlich weh that, und mich ſehr verdroß. Ich liebe dergleichen Berührungen nicht wie der poſſierliche Dichter Scarron, der in die ſchönen Hände der damaligen Königin von Frankreich dermaßen verliebt war, daß er öffentlich in einem Gedichte den Wunſch ausſprach, Ohrfeigen von ihr zu bekommen.

Einige Stunden nach dem Empfange des Backenſtreichs ſpielte mir Mamſell Kobold einen verteufelten Rank. Ich befand mich mit ihr allein, und die kleine Zauberin, die wirklich ſchön iſt, bot alles auf, ſich mir angenehm zu machen. Ihrer unbequemen Luſtigkeit ganz entſagend, ſprach ſie ſanft, verſtändig und mit Empfindung. Wir gingen neben einander in der Stube auf und ab. Sie blieb ſtehen, ſah mir freundlich ins Geſicht, klopfte mich auf die Schulter, und nannte mich einen lieben, guten Mann. Gerührt küßte ich ihre Hand. Sie trat mir näher, und ſprach noch inniger und vertrauter als zuvor. Das Herz ward mir warm. Sie heitzte mit ſüßen Worten und zärtlichen Blikken immer mehr ein. Am Ende legte ich, von der reizenden Schlange verführt, meinen Arm um ihren Leib, hob mich auf die Zehen, und gab ihr einen Kuß.

„Ey, was ſeh' ich!" rief meine Braut, die plötzlich aus einem Nebenzimmer, mit dem Finger drohend, hervor trat. Ich erſchrak, als bräche der Boden unter mir ein. Die beyden Frauenzimmer erhoben ein ſchallendes Gelächter, und ich errieth nun, daß es ein abgeredeter Handel war, mir eine Falle zu ſtellen. „Merken Sie ſich den Kuß, Herr Magiſter!" ſagte Mamſell Kobold. „Und da Sie nun ſelbſt Werg am Rocken haben, ſo laſſen Sie ſich künftig ja nicht einfallen, Ihr Weibchen mit Eiferſucht zu plagen!" —

Tages darauf geſchah unſere prieſterliche Einſegnung, ohne alles Gepränge, im Hauſe des Oheims. Wir genoſſen Abends mit einigen Freunden ein anſtändiges Mahl, und begaben uns dann in die Brautkammer. Sapienti sat! —

8.

Von dem Herrn Oheim geſegnet und reichlich beſchenkt, und von Mamſell Kobler noch beym Abſchiede koboldmäßig geplagt, begab ich mich des folgenden Tages, mit meiner geliebten Gattin, auf den Weg nach unſerer Heimath. Ich prallte, wie ein ſcheues Pferd, einen Schritt zurück, als ich den Wagen beſteigen wollte. Er war inwendig mit ſo vielen Schachteln beſetzt, daß ich keine Möglichkeit ſah, ein Unterkommen darin zu finden. Aber der Kobold spornte mich hinein, gab mir einen pappenen Kaſten voll Putzſachen auf den Schooß, eine lange Papier-Rolle mit Hutfedern in die Hand, und rief: „Kutſcher, fahr zu!"

Jetzt rollten die Schachteln, wie ſchwimmende Eisſchollen, um meine Beine herum; ein Strohhut meiner Frau, der vom Wagenhimmel, wie eine Luftgondel, herab hing, tanzte mir auf dem Kopfe; und ich konnte das alles nicht abwehren, da ich mit der linken Hand den Putzkaſten und mit der rechten den papiernen Zepter halten mußte. Ich ertrug dieſe erſten Ungemächlichkeiten des Eheſtandes mit ruhiger Ergebung, und ſah meine Frau mit der zärtlichſten Freundlichkeit an, weil mich das betäubende Wagengetöſe auf dem Gaſſenpflaſter noch hinderte, ein vernehmliches Wort zu ſprechen. So bald aber vor dem Thore die Räder im Sande verſtummten, erhob ich meine Stimme, und ſagte: „Wie glücklich bin ich! Mich begleitet ein Engel unter mein Dach, und dieſer Engel iſt meine Johanna!“

„Ich bin kein Engel, aber ich bin gut!“ antwortete ſie. „Du ſollſt an mir kein Hausteufelchen finden, wie es mancher Andere vom Altare heimführt. — Doch warum nennſt du mich nicht Hannchen? — Johanna klingt gezwungen, und erinnert an die Päbſtin Johanna.“

„Deren Geſchichte noch tief im Dunkel liegt;“ fiel ich ein. „Und wäre ſie auch unwiderſprechlich erwieſen, ſo könnte ſie doch deinem trefflichen Nahmen, der aus dem Hebräiſchen abſtammt, und huldreich, holdſelig, bedeutet, keinen Eintrag thun. Erlaube mir alſo, ihn unverkürzt und unverſtümmelt auszuſprechen.“

„Recht gern!“ ſagte ſie. „Ich wäre ja des Nahmens von ſo ſchöner Bedeutung nicht werth, wenn ich das nicht bewilligen wollte.“

Ich freute mich im Stillen dieſes erſten, hausherrlichen Sieges. Einen zweyten zu gewinnen, gab es unter Weges keine Gelegenheit. Wir ſtimmten in allen Dingen, von welchen die Rede war, wie Schall und Wiederhall zuſammen. Ueberhaupt war die ganze Reiſe ſo glücklich, daß ich ſchadenfrohen Leſern, die mich gern in lächerliche Verlegenheiten gerathen ſehen, mit einer angenehmen Unterhaltung dieſer Art vor der Hand nicht aufwarten kann. Sie mögen mir dießmal vergönnen, unbeſchädiget und ungehudelt in meiner Wohnung zu Gimpelwalde anzulangen. Das geſchah am ſiebenten September 1811, Abends im Zwielicht.

In der heiterſten Laune faßte ich meine Frau, als ſie über die Schwelle unſerer Wohnſtube ſchreiten wollte, ſanft beym Arm, und ſagte: „Warte, mein Kind! Ich habe noch vorher ein Wort mit guten und böſen Geiſtern zu reden." — Sie ſah mich mit großen

Augen an; ich aber wandte mein Geſicht ernſt und ſtarr, wie ein Geiſterbeſchwörer, nach der Treppe hin, und rief mit einem erſchütternden Tone: „Weiche von uns, du Stifter aller häuslichen Uneinigkeit, du aus dem Büchlein Tobiä bekannter Eheteufel Asmodi!“ —

Und indem ich dieſen Nahmen herausdonnerte, und dabey mit dem Stock aufſtampfte, fuhr aus einem nahen düſtern Winkel ein ſchwarzer Unhold mit feurigen Augen hervor, ſchoß bey mir vorbey und die Treppe hinab. Ich entſetzte mich darüber, und mochte wohl ein Zerrbild des Schreckens darſtellen; denn Johanna ſchlug ein Gelächter auf, und jetzt erſt beſann ich mich, daß der fliehende Asmodi ein großer Kater war, der eigentlich nicht in meinem Hauſe wohnte, aber bisweilen die Jagdgerechtigkeit darin ausübte.

Ich ſammelte nun meine Gedanken wieder, breitete flehend die Arme aus, und ſprach mit zarter, melodiſcher Stimme: „Aber ihr Hausengel, Eintracht und Frohſinn, höret meinen Ruf, begleitet mich und die edle Gefährtin meines Lebens über dieſe Schwelle, und beſtreut uns mit Blumen den Weg bis zum Grabe!“

„Guter Mann!“ ſagte Johanna und küßte mich mit naſſen Augen. Arm in Arm hielten wir dann unſern Einzug, genoſſen einige köſtliche Ueberreſte des Hochzeitſchmauſes, die man uns in den Wagen gepackt hatte, und begaben uns hierauf zur Ruhe. Träumend wandelte ich die ganze Nacht, mit meiner Hauskönigin, durch paradieſiſche Gefilde. Einigemal ſchrak ich zwar aus dem Schlaf empor, weil abenteuerliche Männergeſtalten mit rothen, ellenlangen Naſen aus Myrtenhecken hervor ſahen, und mit Rieſenarmen nach meinem Weibchen griffen; doch niemals gelang es den Giganten, die ſchöne Beute zu faſſen, und das ſchien mir eine gute Vorbedeutung für mein ganzes eheliches Leben zu ſeyn.

9.

Am nächſten Morgen ſtand ich mit meiner Tabakspfeiſe wohlgemuth am Kaffeetiſche, wo Johanna ſaß, und mit zierlichem Anſtand die Schalen füllte. Ich that im traulichen Geſpräch einige raſche Züge, die einen ſtarken Dampf verurſachten. Sie fing an zu huſten, und ſagte: „Ihr Männer ſeyd doch ſonderbare Menſchen, daß ihr einen ſolchen anmuthloſen Genuß liebt! Doch giebt es auch Viele, die ihn verſchmähen. Mein ſeliger Mann rauchte nicht. Auch Goethe ſagt in einem ſeiner Epigramme: Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und noch ein Viertes, ſey ihm, wie Gift und Schlange, zuwider. Noch ſtärker erklärt ſich Lichtenberg dagegen. Er kenne, ſagt er irgendwo in ſeinen Schriften, kei-

keinen Mann von Genie, der Tabak rauche, und er möchte wiſſen, ob es Leſſing gethan habe."

„Unfehlbar hat Leſſing geraucht!" fiel ich triumphirend ein. „Denn Leſſing war Magiſter, und ich kenne keinen Magiſter, der nicht rauchte."

„So wünſchte ich, daß ich das Vergnügen hätte, den erſten an Dir kennen zu lernen," ſagte ſie mit ſchalkhaftem Lächeln.

Ich erſchrak über den verwünſchten Wunſch, machte jedoch gute Miene zum böſen Spiel, legte die Pfeiſe gelaſſen bey Seite, trat wieder an den Kaffeetiſch, und ſprach: „Hier ſteht der bekehrte Magiſter, der nicht mehr raucht."

„Iſt das wahr?" rief Johanna, und umarmte mich mit lebhafter Freude. „Ich geſtehe, daß du mir durch dieſe Bekehrung einen großen Gefallen thuſt. Der häßliche Rauch ſchwärzt Wände und Gardinen, dringt in die Kleiderſchränke, fällt einem auf die Bruſt, und iſt am Ende wohl gar deiner Geſundheit ſchädlich."

Ich gab ihr Recht, ging ins Schulhaus an meine Geſchäfte, war aber ſo mißlaunig, daß ich rechts und links, wenn Unarten vorfielen, Klappſe mit dem Lineal austheilte, ungeachtet ich ſonſt nichts weniger als ein mürriſcher Schulmonarch bin.

Indeſſen hatte Johanna eine Reiſe durch ihr kleines Hausreich gemacht, und ſich allerley darin vorzunehmende Veränderungen ausgeſonnen. „Lieber Zimpel," ſagte ſie bey Tiſche, „ich will dich deines Pfeifchens, das du ungern vermiſſen wirſt, nicht berauben; ich erbitte mir aber dagegen ein anderes gefälliges Opfer. Erlaube mir, deine Studierſtube in ein unentbehrliches Putz- und Viſitenzimmer zu verwandeln, und begieb dich mit deinen Büchern, Tabakspfeifen und Muſen hinab ins Parterre."

„Ach, Kind, da unten neben der Hausthüre werden mich die Muſen fliehen!" ſprach ich kläglich. „Sie lieben dergleichen geräuſchvolle, jedem Anlauf ausgeſetzte Pförtnerwohnungen nicht; und die Figuren, die dann von der Gaſſe herein auf meinen Schreibetiſch ſehen, das ſind leider keine Muſen!"

„Dagegen iſt Rath!" ſagte meine Frau. „Dieſes Gaffen verbietet man durch eine grüne Jalouſie."

Ich ward roth; denn ich dachte bey der grünen Jalouſie an den Förſter Friſchling. Ueberhaupt war mir das Wort anſtößig, weil mich Mamſell Kooler ſo oft der Eiferſüchteley beſchuldigt hatte. Dennoch miſchte ſich dieſe Leidenſchaft auch hier ins Spiel, und ſtellte mir vor, daß die Verſetzung meines Muſeums an die Hausthür den Vortheil habe, jeden bey meiner Frau ein- und ausgehenden Beſuch, wie ein Thorſchreiber, beobachten zu können. Ich entſchloß mich daher ohne weitern Widerſpruch, meinen bisherigen Muſenſitz zu räumen, und es ward gleich nach Tiſche damit der Anfang gemacht.

Am folgenden Tage ſchickten wir, nach großſtädtiſcher Sitte, ſtumme Bothen, nähmlich Karten, in der Stadt umher, um den angeſehenſten Perſonen des Orts unſere glücklich vollzogene Verbindung zu melden.

Der Onkel, ein gaſtfreyer und prachtliebender Mann, hatte uns befohlen, eine glänzende Nachhochzeit in Gimpelwalde auszurichten, und uns eine hinreichende Summe dazu geſchenkt. Wir mußten daher Anſtalten zu dem Feſte machen, und mietheten vor allen Dingen den großen Saal im Gaſthofe: denn obgleich der geduldigen Schafe viel in einen Stall gehen, und ſich unter den von uns einzuladenden Hochzeitgäſten viel Schäfchen befanden, ſo war doch unſere Wohnung für ſie zu klein.

„Aber ich bitte dich, Freund Zimpel," ſagte meine Frau, „nimm dich ja bey dieſem Schmauſe zuſammen! Du wurdeſt, nach deinem eigenen Geſtändniſſe, beym Jubelfeſte des Pfarrers ausgelacht, weil du ſo unglückliche Verbeugungen machteſt, daß du dabey den Amtmann auf den Fuß tratſt, und einigen andern Herren rücklings Stöße verſetzteſt. Drum iſt mir vor ähnlichen Auftritten bange. Oder haſt du vielleicht ſeit jener Zeit einen Tanzmeiſter angenommen, und kunſtmäßige Complimente gelernt?"

Ich mußte das leider verneinen.

„So komm her, ich will dein Tanzmeiſter ſeyn!" ſagte Johanna, und nahm mich ſo ernſtlich in die Schule, daß mir der Schweiß von der Stirne rann.

Es iſt doch eine lächerliche Gewohnheit, ſich vor einander zu krümmen. Lernten es die Menſchen vielleicht Anfangs von den Bäumen, die ſich vor dem Winde demüthigen? — Wir aber beugen uns täglich vor unſers Gleichen, die zwar oft windig genug ſind, doch nichts weniger als des Sturmes Gewalt haben. Und dieſe Bücklinge müſſen noch überdieß recht künſtlich und zierlich gemacht werden, ſonſt lacht ein Affe den andern aus. — O, wie manches unnöthige Joch hat ſich der Menſch aufgelegt! —

10.

Wir hatten dem Oheim den Tag unſerer Nachhochzeit gemeldet und ihn dazu eingeladen: er beehrte uns aber bloß mit einer Geſandtſchaft, in der Perſon der Demoiſelle **Pauline Kobler**, die am Vorabend des Feſtes, mit allen ihren Ränken und Schwänken, eintraf. —

Ich machte bey dieſem Gaſtgebote die Bemerkung, daß der Ausſpruch eines Dichters: „Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her!" ein ſehr wahres Wort iſt. Der

Herr Amtmann, der Herr Burgemeiſter, der Herr Stadtrichter — kurz, Alle, die ich bey dem Jubelfeſte durch Fußtritte und Stöße beleidiget hatte, ſetzten ihren Groll bey Seite, und ſtellten ſich zum Zuckernaſchen ein. Des Stadtrichters Figur fand die muthwillige Pauline höchſt komiſch. Der alte Junggeſell iſt, bey einer anſehnlichen Länge, ſo hager und dürre, daß man ihn nicht gern in der Sonne ſtehen oder einem Lichte zu nahe kommen ſieht; man fürchtet, er möchte in Brand gerathen. Dabey zeigt er ſich immer in einer ſo geſpannten Stellung, daß ſein Rücken einen nach innen zu geſchweiften halben Mond bildet, und ſein langer ſteifer Zopf ſenk- und lothrecht von dem rückwärts übergebogenen Kopfe herabhängt. Die äußerſte Spitze dieſes Perpendikels pflegt der Herr Stadtrichter, wenn er in Parade ſteht, mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand ſo nett zu umfaſſen, daß ſich dieſe beyden Finger zu einem Ringe geſtalten, und mit ihren zierlich ausgeſtreckten drey Brüdern eine liebliche Gruppe darſtellen.

Das alles fand Pauline ſehr ſchnurrig, und erſah ſich den drolligen Mann zum Ziel ihrer Schalkheiten. Sie ſtellte ſich, als hätte ſeine Perſon angenehme Empfindungen bey ihr erweckt. Da war er flugs mit ſeiner veralteten und eingeroſteten Galanterie bey der Hand. Er blinzelte aber immer nur mit Einem Auge nach Paulinen; das andere heftete ſich auf meine Frau, die dem lüſternen Hageſtolz noch beſſer, wenigſtens eben ſo gut, als das Mädchen, zu gefallen ſchien. Er befand ſich in der Lage jenes Eſeleins, das lange, mit gewaltigem Hunger, zwiſchen zwey ſchönen Heubündeln ſtand, ohne ſich entſchließen zu können, von welchem es zulangen wollte.

Das anhaltende Schielen nach meiner Frau beunruhigte mich; ich reitzte daher, wie zum Scherz, Paulinen an, den alten Lüſtling noch tiefer in ihr Netz zu locken. Sie brachte ihn auch ſo weit, daß er, etwas benebelt, vor ihr auf die Knie fiel. Als ſich aber die lachende Geſellſchaft zu dieſem Schauſpiele drängte, und er meiner Frau unter dem Häuflein anſichtig ward, ſprang er auf, that auch ihr einen Fußfall, und ſagte: „Ich bringe hiermit der zweyten Göttin meine Huldigung dar. Wenn ich aber, wie weiland Prinz Paris, der Schönſten einen goldenen Apfel darzubieten hätte: ich könnte ihn Keiner ganz zuwenden, ich müßte ihn theilen."

Da hatten wir nun das Eſelein zwiſchen den Heubündeln wieder! Und dieſe Rolle ſpielte der ſteife Galan bis ans Ende des Feſtes. Da ergriff er meine Hand, ſchüttelte ſie und ſprach: „Gute Nacht, werther Freund! Ich werde Sie künftig recht oft beſuchen." — Dieſe Drohung fuhr mir durch alle Glieder. Ich konnte vor Schrecken nichts als eine ſtumme Verbeugung dagegen aufbringen.

11.

Er hielt Wort, der Herr Stadtrichter! Schon am nächſten Abend erſchien er, und trieb ſein ſüßliches Getändel wie Tages zuvor. Pauline war fort; der neue Paris befand ſich daher in keiner Verlegenheit mehr, wem er den Preis der Schönheit zuerkennen ſollte. „Zimpel, was ärgerſt du dich?“ ſprach ich in Gedanken: „Johanna iſt treu; wenigſtens wird es dieſem eingedorrten Graukopf nicht gelingen, ſie zu verführen.“ Doch dieſe Vorſtellung beruhigte mich nicht. Meine Galle regte ſich bey jeder zärtlichen Grimaſſe des Süßlings.

iv.-Bibl.
nchen

Drey Monate lang verdarb er mir jeden Abend. Aber mit dieſen häufigen Beſuchen war er noch nicht zufrieden. Er ſtiftete heimlich an, daß er bald da, bald dort mit meiner Frau zu Gevatter gebeten wurde, und beſchenkte ſie bey jeder ſolchen Feyerlichkeit mit Bändern, Handſchuhen, Blumenſträußen und andern dergleichen Schnurrpfeifereyen. Ich hätte manchmal gern den Küſter die Treppe hinunter geworfen, wenn er mit einem Gevatterbriefe angeſtiegen kam, ſeinen weitſchweifigen Sermon hielt, und dabey ein Geſicht machte, als ob er uns die köſtlichſte Beſcherung brächte. Mein Aergerniß verdoppelte der Umſtand, daß dergleichen Solennitäten ſehr koſtſpielig waren: denn in Gimpelwalde iſt es nicht Sitte, das Pathengeld zu verbitten.

Noch mit mehrern verliebten Ränken, die ich mit Stillſchweigen übergehe, war der Herr Stadtrichter geſchäftig, ſich an mein Weibchen zu ketten. Allein der Krug geht, wie man ſpricht, ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Im Januar 1812 ſtellte mein Plagegeiſt eine Schlittenfahrt an, und erbat ſich die Ehre, meine Gattin auf dem Rennſchlitten zu fahren. Ich merkte gleich, daß ſein Abſehen auf das Schlittenrecht eines Kuſſes gerichtet war: ich wieß ihn deßhalb unter dem Vorwande, daß ich ihm einige Geſchicklichkeit im Umwerfen zutraue, mit ſeinem Geſuche rund ab. Da er jedoch Zeugen aufſtellte, daß er ein erfahrener Pferdelenker ſey, und ſich einige bedeutende Perſonen für ihn verwandten, ſo mußte ich die Sache geſchehen laſſen, und mich ſelbſt in einen großen Familienſchlitten einmiethen, um auf den Cicisbeo meiner Frau ein wachſames Auge zu haben. Ich bat und beſtach unſern Fuhrmann, immer ſo nahe als möglich hinter ihm her zu fahren. Er ritt, in eine Wildſchur gehüllt, auf der Pritſche des Rennſchlittens, und machte ſich mit den beyden Lenkſeilen, zwiſchen welchen Johanna, wie gefangen, ſaß, nicht hinter ihr, ſondern vor ihr, ſo viel zu ſchaffen, daß mir oft, ungeachtet es grimmig kalt war, brühſiedend heiß dabey wurde. Ich ſprang mehrmals auf, und rief durch ein ſtarkes Huſten ſeine verdächtigen Hände zur Ordnung.

Wir fuhren anderthalb Meilen weit an einen öffentlichen Ort, wo wir ein ſtattliches Mittagsmahl hielten. Es ward weidlich gebechert. Der argliſtige Stadtrichter ſetzte mir ſcharf zu; er wollte meine Wachſamkeit einſchläfern. Ich kann aber im Nothfall einen guten Stiefel trinken, ohne berauſcht zu werden; und ſo behielt ich auch jetzt meine Argusaugen hell offen.

Die Rückfahrt verzog ſich bis tief in die Nacht, und geſchah mit ſolcher Unordnung, daß ich von dem Schlitten des Stadtrichters, der ſich befliß, der Letzte in der Reihe zu ſeyn, weit getrennt wurde. Ich überſchrie Schellengeläut und Peitſchenknall: ich wollte die alte Ordnung wieder hergeſtellt haben. Meine Schlittengenoſſen, die nicht wußten, warum ich ſo lärmte, lachten mich aus; und mit Hurrah und Halloh ging's fort, wie das wüthende Heer, bis in unſer Städtchen hinein.

Dem Schlitten entſprungen, lief ich über Hals und Kopf zur Thür meines Wohnhauſes, um dem Stadtrichter, wo möglich, das Schlittenrecht zu Waſſer zu machen. Eben kam auch meine Frau in vollem Trabe gefahren. Der Vorreiter führte, wie bey der Hinfahrt, das Pferd am Leitzaume; aber hinten bey der Pritſche regte ſich niemand. Ich beleuchtete die todte Gegend mit einer Laterne; und ſiehe, da fehlte nicht nur der Herr Stadtrichter, ſondern auch die Pritſche. Wir erſtaunten. Meine Frau wußte kein Wort davon, wann und wie er abhanden gekommen war.

In der Frühe des folgenden Tages kam er hinkend zu uns. „Ey, wo waren Sie geſtern geblieben?" ſagte Johanna. „Wir wunderten uns unausſprechlich, als wir hier ankamen, und Sie uns mangelten."

„Erſt hier haben Sie mich vermißt?“— fragte er betroffen. „Das iſt überaus ſchmeichelhaft für mich!“ — ſetzte er mit einem höhniſchen Tone hinzu. „Die morſche, wurmſtichige Pritſche brach unter mir, als wir kaum fünfhundert Schritte gefahren waren. Halt! halt! ſchrie ich aus dem Schnee empor. Niemand hörte mich, oder – wollte mich hören. Ich raffte mich auf, ich lief ſo ſchnell, als es die ſchwere Laſt meiner Wildſchur und die unbehülflichen Pelzſtiefeln erlaubten; allein es war nicht möglich, die fliegenden Schlitten einzuholen, und mein Geſchrey verſchlang der Wind. So mußt' ich in meiner höchſt unbequemen Wanderkleidung, und mit den Bruchſtücken der Pritſche belaſtet, den langen Weg zu Fuße machen. Bedenken Sie die entſetzliche Strapaze! Ich brachte die ganze Nacht damit zu, und ging mich lahm, wie Sie ſehen. Aber mehr als alles ſchmerzt mich's, daß die Frau Magiſterin ihren Verehrer gar nicht vermißt haben. Das iſt ein trauriges Kennzeichen meiner Entbehrlichkeit, und ſo hab' ich denn die Ehre, mich zu empfehlen." —

Er humpelte fort, ohne meine Frau, die ſich entſchuldigen wollte, anzuhören. Ich lachte in's Fäuſtchen. „Was für ein Weſen trieb der Mann mit ſeinen Lenkſeilen!" ſagte ich zu Johannen. „Und dennoch ging ohne ihn die Rückfahrt glücklich von Statten. So giebt ſich mancher große Herr das Anſehen, als ob er allein vom hohen Seſſel herab den Wagen des Staats lenkte; aber er hat nur, wie unſer Stadtrichter, die Lenkſeile zum Schein in der Hand, und ſeine Vorreiter, die Subalternen, thun das Beſte."—

12.

Seit dieſem Pritſchen- und Freundſchaftsbruche ließ ſich der ſchmollende Stadtrichter

nicht

nicht wieder bey uns ſehen. Ich genoß einige Wochen lang einer behaglichen Gemüthsruhe. Doch auf dieſe Meeres-Stille folgte ein heftiger Sturm.

Ungefähr in der Mitte des Monats März 1812 entdeckte ich, daß Johanna heimlich Briefe ſchrieb und Briefe empfing. Ich bat ſie, mir ihren Correſpondenten zu nennen. Sie weigerte ſich mit unbiegſamer Beharrlichkeit, und nahm dabey in ihrem ganzen Betragen ein gewiſſes räthſelhaftes, mir äußerſt bedenkliches Weſen an. Ich machte Suſannen, unſere alte Magd, zu meiner Vertrauten, beſtellte ſie zur geheimen Aufſeherin meines ehelichen Harems, und befahl ihr, jeden verdächtigen Vorgang mir ſchleunig zu melden.

In der dritten Nachmittagsſtunde des erſten Aprils ließ ich eben meine Schüler das Verbum Amare (zu deutſch: Lieben) conjugiren, als Suſanne plötzlich die Thür der Schulſtube aufriß, mir winkte, und mir draußen ins Ohr keuchte: „Ach, Herr Magiſter! — erſchrecken Sie nicht! — Madame iſt fort — iſt entführt — ein junger Herr kam gefahren — ſie ſprang zu ihm in den Wagen, und, was die Pferde laufen konnten, ging's zum Mühlthor hinaus.“ —

Ich erſchrak über alle Maßen, war aber ſtehendes Fußes entſchloſſen, der Entflohenen nachzuſetzen. Meine Schüler ſtoben, durch einen Wink entlaſſen, aus einander. Ich lief zu einem Kaufmann, der mir oft ſein Reitpferd zu einem Spazierritt angeboten hatte; ich bat ihn, es mit möglichſter Geſchwindigkeit ſatteln zu laſſen. Er ſtarrte mich an, und ſagte: „Wollen denn der Herr Magiſter heute, bey Sturm und Regen, ſpazieren reiten?“ — Ich ſchützte vor: mein Körper bedürfe ſonder Aufſchub einer tüchtigen Bewegung. „Nun, es iſt mir recht lieb, wenn Sie das Pferd ausreiten;“ ſprach er. „Mein

Hausknecht ſollt' es thun; aber das Wetter war ihm zu ſchlecht."

Ich rannte nach Hauſe, und ſtürzte mich in ein Paar große ſteife Stiefeln, die noch von meinen akademiſchen Jahren herſtammten. Sie erinnerten mich an meinen erſten, als Student, unternommenen Ritt, der ſo unglücklich ablief, daß ich ſeitdem keinen zweyten verſuchte. Ich beſtieg damals ein altes, geſetztes Miethpferd, um nach einem Dorfe zu reiten, wo die Muſenſöhne fleißig die Hippokrene des Wirthshauſes tranken. Aber, den rechten Weg verfehlend, kam ich an einen Bach, über welchen ein ſchmaler Steg nur Fußgänger führte. Ich muthete meinem Fußgänger zu, mich hinüber zu tragen. Verſtändiger als ich, fand er die Sache nicht thunlich, und nahm Anſtand. Ich, ein junger, wilder Burſch, drohte mit Sporen und Peitſche. Er, durch den langen Umgang mit Studenten an Gehorſam gewöhnt, betrat furchtſam den Steg; wir erreichten glücklich die Mitte; jetzt aber glitt er rechts und links mit allen Vieren aus, und fiel ſo wunderbar, daß er auf den Steg zu reiten kam. Da ſaß er, wie todt. Ich glich einer Statüe zu Pferde, und erhob ein Zetergeſchrey, das einige Bauern von den nahen Feldern herbey rief. Sie rathſchlagten gemächlich, wie mir zu helfen ſey. Dann gingen ſie fort, um Leitern und Seile zu holen. Ich ſchwebte eine Stunde lang zwiſchen Leben und Tod. Am Ende ward ich zwar, ſammt dem Rößlein, ohne Beſchädigung an's feſte Land bugſirt, mußte jedoch während der Arbeit manche beißende Spötterey über tollkühne Studentenſtreiche anhören, und mit meiner ganzen bey mir habenden Baarſchaft die Rettung bezahlen.

Meine Stiefeln waren mir alſo ein ernſtes Memento mori, und die Haut ſchauerte mir, als des Kaufmanns Haus- und Stallknecht den geſattelten Gaul vor mein Haus brachte. Ich wollte vor Angſt an der rechten Seite aufſteigen. „Umgekehrt wird ein Schuh d'raus!" ſagte der Hausknecht, und wies mich auf die linke. Mühſam kletterte ich in den Sattel. Bedächtig, wie eine fromme Kuh, ſetzte ſich das Pferd in Gang. Dennoch ward mir ſo ſchwindelig, als ſäße ich auf der Spitze eines Thurmes, und er begönne zu wandeln. Doch kam ich wohlbehalten vor's Mühlthor.

Hier aber leuchtete mir ein, daß ich, wenn ich ſo fortſchneckte, den Entführungswagen nimmer einholen würde. Ich ſetzte mich daher ſo feſt als möglich, faßte mit beyden Händen den tröſtlichen Anker der ſchlechten Reiter, den Sattelknopf, und gab meinem Gaul zu verſtehen, daß Eile vonnöthen ſey. Da griff er raſch aus, und ſchnaubte durch Sturm und Regen dahin. Ich verlor die Steigbügel, und befahl Gott meine Seele.

Das Knäblein eines ehrſamen Bürgers, der mir begegnete, erſchrak dermaßen über meinen wilden Ritt, daß es ſich furchtſam hinter ſeinen Vater verkroch. Er grüßte mich mit Abnehmung des Hutes; aber meine Hände waren ſo feſt in den Sattelknopf eingewachſen, daß ich dieſe Höflichkeit nicht erwiedern konnte.

Ich überließ es der Vorſehung, mein Pferd auf den rechten Weg zu lenken. Nach einer halben Viertelſtunde ſah ich in der Ferne eine Kutſche. Doch eben jetzt war mein Renner des Laufens überdrüßig, und fiel in einen bequemen Bierwagenſchritt, aus welchem er ſich auf keine Weiſe bringen ließ. Da kam mir ein Bekannter entgegen, und rief mir zu: „Iſt's möglich? Sie reiten ſpazieren? — Es iſt ja ein Wetter, daß man keinen Hund gern vor die Thür jagt! Darum wundert' ich mich ſchon, daß ich in der Kutſche, die dort fährt, Ihre Frau Liebſte mit einem ſchönen jungen Herrchen erblickte.“

Ein Dolchſtich, und doch erwünſcht! Ich hatte die Flüchtlinge vor Augen; ſie konnten mir nicht entrinnen. Es beugte ſich, indem ich mit dem Manne ſprach, ein Kopf aus dem Wagen heraus, und ſchaute nach mir her. Gleich darauf verließ der Wagen ſeine Straße, machte einen weiten Bogen, und ſchlug einen Weg ein, der durch's ſogenannte Gänſethor in die Stadt zurückführt. „Aha!“ ſprach ich zu mir: „Sie ſehen, daß du ſie zu Pferde verfolgſt, ſie geben alle Hoffnung auf, zu entwiſchen. Nun, laß ſie nur ruhig fahren! Einem Feinde, der ſich zurückzieht, muß man goldene Brücken bauen.“ — Ich ritt ihnen alſo ſachte nach, überlegte hin und her, wie ich mich, als beleidigter Ehegatte, benehmen wolle, und ward mit mir einig, meine Hände zwar nicht mit Blut zu beflekken, aber andere ſtrenge Maßregeln zu nehmen.

Mit dieſen chriſtlichen Gedanken paſſirte ich durch's Gänſethor. Da fiel ein ungezogener Hund mein Pferd an; es ging bis an's Haus ſeines Herrn mit mir durch, und ward dort ſtätig. Der Kaufmann ſprang mit einer Hetzpeitſche aus dem Laden heraus, um es von dannen zu treiben. Ich bat ihn aber um Gotteswillen, mich abſteigen zu laſſen. Er half mir freundſchaftlich herab. Ich hatte mich bockſteif geritten, und taumelte in meinen ſchweren Courierſtiefeln, wie ein Betrunkener, nach Hauſe.

In der Thür ſtand Suſanne. „Die Ausreißer ſind wieder da, ſind oben in der Viſitenſtube!" ſagte ſie leiſe. Ich ſchlich die Treppe hinauf, ſpähte durch's Schlüſſelloch, und mit Entſetzen ſah ich mein Täubchen, in den Armen eines blutjungen Fäntleins, auf dem Sofa ſitzen. Da drückte ich den Hut tief in die Augen, riß die Stubenthür auf, ſtürzte mit grimmigem Geſicht und erhobener Reitpeitſche hinein, und fuhr den Burſchen an: „Wer ſind Sie? Was machen Sie hier?“ —

Er ſtand gelaſſen auf, verbeugte ſich, und ſagte ſehr ernſthaft: „Ich wollte Ihnen gehorſamſt melden, daß wir heute den erſten April haben.“

Stutzend ſah ich ihn ſcharf an, und — erkannte Paulinen.

Unter Gelächter und Händeklatſchen erfuhr ich nun, daß die loſen Weiblein die Poſſe mit einander gekartet hatten, um mich einmal mit meiner Eiferſucht recht anlaufen zu laſſen.

13.

Der Sommer verſtrich mir ohne bedeutende Vorfälle. Die Herren in Gimpelwalde wußten, daß ich, als Ehemann, keinen Scherz verſtand, und hütheten ſich daher, mir ins Gehäge zu kommen. Aber der Stadtrichter konnte ſeinen unbemerkten und unbeklagten Sturz vom Schlittenthrone nicht verwinden. Rachgierig verſchob er von Zeit zu Zeit die Auszahlung kleiner Geldpoſten, die ich durch ſeine Hand aus der Kämmerey zu empfangen hatte. Er wollte vielleicht die Feſtung, die ſich nicht freywillig ergab, durch Hunger bezwingen; ſie hatte jedoch mehr Lebensmittel, als der Belagerer.

Im October 1812 ſchenkte mir meine Frau ein Pfand der Liebe, einen muntern Jungen, den ſogleich Alle, die ihn ſahen, für das vollkommenſte Abbild meines Ichs erklärten. Die Wöchnerin brachte mancherley wunderliche, theils engliſche, theils altdeutſche Nahmen für den Täufling in Vorſchlag; ich aber, der jede ſclaviſche Nachäffung neuer Moden nicht leiden kann, ſagte kurz und feſt: „Er ſoll Theodor heißen!“ Und ſo heißt er.

Johanna's Schönheit verblühte ein wenig im Wochenbette, und erhielt auch nachher ihren vorigen friſchen Glanz nicht wieder. Mancher leiſe Seufzer ward darüber vor dem Spiegel verhaucht; ich aber betrachtete dieſen Verluſt als Gewinn: denn je ſchöner die Kirſchen am Baume leuchten, deſto lüſterner ſind die unzüchtigen Spatze darnach.

Im Frühjahr 1813 berührte das von Norden nach Süden ziehende Kriegswetter auch unſere Gegend, und ich ward, wie jeder andere, zum Landſturm aufgefodert. Ich bin nicht zum Helden geboren; der Ruf zu den Waffen war mir daher ein Donnerſchlag. Da jedoch ſogar Geiſtliche die kanoniſchen Bücher der heiligen Schrift bey Seite legten, und ſich den Kanonen entgegen ſtellen wollten, ſo konnte ich armes Schulmeiſterlein keine Befreyung verlangen. Ich erſchien demnach mit einer Lanze, die dreymal länger war, als ich ſelbſt, auf dem Sammelplatze der Landſtürmer. Doch wäre ich gern auf der Stelle deſertirt, da der Herr Stadtrichter als Exercitienmeiſter auftrat. Er hudelte mich nicht wenig; keinen Schritt, keine Wendung machte ich ihm recht; er ließ mich ſogar, wegen meiner vorgeblichen Ungeſchicklichkeit, noch eine gute halbe Stunde ganz allein exerciren, als ſchon meine ſämmtlichen Cameraden nach Hauſe gegangen waren. Dieſes Märterthum, in welches mich die Schönheit und Treue meiner Gattin verſetzte, dauerte jedoch nur einige Tage. Dann ſprach der einſichtsvolle Fürſt alle Prediger und Schullehrer vom Landſturm-Dienſte frey, und der geſtrenge Herr Exercitienmeiſter verlor die ſchöne Gelegenheit, ſein Müthchen an mir zu kühlen.

Doch bald nachher gewann er neue Macht und Gewalt, mich auf andere Weiſe den Stachel ſeines Zornes fühlen zu laſſen. Der Magiſtrat übertrug ihm das Amt, die fremden Kriegsvölker, deren Zug durch unſere Stadt begann, mit Quartieren zu verſorgen;

und kaum trabten die erſten Koſaken zum Thore herein, ſo erſchien einer zu Roß vor meiner Wohnung, und überreichte mir ein auf mich ausgefertigtes Quartierbillet. Der Stadtrichter hatte ſeinen Nahmen mit ſo freyen und muthigen Zügen unterzeichnet, daß man die Seelenfreude, die er dabey empfunden hatte, recht deutlich daraus erkannte.

Ich zitterte und erblaßte bey der Ankunft des langbärtigen Gaſtes, ungeachtet er mir gutmüthig die Hand bot, um mich zu beruhigen. Er führte ſein Pferd ins Haus. Ich verſuchte ſtammelnd, ihm in deutſcher, lateiniſcher, griechiſcher, hebräiſcher und ſogar chaldäiſcher Sprache begreiflich zu machen, daß ich keinen Stall hätte. Er verſtand mich nicht; er ging ſeines Weges fort in den Hof, deſſen engen Raum ein Hahn mit ſieben Weibern bewohnte, die insgeſammt ſchüchtern über die Mauer flogen, als der furchtbare Fremdling ihr Gebiet betrat. Ueberzeugt, daß er dort ſein Pferd nicht unter Dach bringen konnte, kam er zurück. Ich beklagte durch Geberden, daß es mir nicht möglich ſey, ihm die nöthige Bequemlichkeit zu verſchaffen. Mit liſtigen Augen überſah er die Hausflur, bemerkte die Thür meiner Studierſtube, und klinkte ſie auf. Ich ließ das ruhig geſchehen, weil ich hoffte, die darin aufgeſtellten Bücher würden ihn von ſelbſt belehren, daß er keinen Stall vor ſich habe. Er aber hatte kaum einen flüchtigen Blick in mein Muſeum gethan, ſo nickte er zufrieden mit dem Kopfe, und zog das Pferd hinein.

„O, welche Entheiligung!“ rief ich, und zerwühlte vor Schmerz mit beyden Händen meine Perücke.

Der Koſak war in der Stube ſogleich zu Hauſe. Er legte die Lanze aus der Hand, und ſchnallte das Gepäck hinter dem Sattel los. Dann gab er mir einen klaren Beweis, daß ſich ſolche Männer in Verlegenheiten zu helfen wiſſen. Er ſchuf in zwey Minuten meinen Schreibetiſch zu einer Krippe für ſein Pferd um. Die darauf liegenden Bücher und Schriften warf er herunter, zog aus dem Regal einige Folianten, umbaute damit, wie mit einer Wand, die Fläche des Schreibetiſches, und überſchüttete den innern Raum mit Hafer, den ſein Klepper ſofort in Beſchlag nahm, und mit herrlichem Appetit verzehrte. Ich ſah mit Verzweiflung zu, und ſeufzte: „O Krieg! o Krieg!“

Es war eben Mittag. Meine Frau ſah ſich genöthiget, die für uns zubereitete Speiſe dem Ruſſen anzurichten. Sie trat mit der Schüſſel in die Stube. Er ſchmunzelte ſie an, und wollte ihr die Wangen ſtreicheln. Da faßte ich mir aber ein Herz, lenkte ſeine Hand hinweg, und bedeutete ihn pantomimiſch, daß dergleichen Gemächlichkeiten nicht zu den Befugniſſen der Einquartierung gehörten. Lächelnd nahm er Lehre an, ſetzte ſich betend zu Tiſche, und genoß die reichliche Mahlzeit, ohne etwas davon übrig zu laſſen oder mehr zu verlangen.

Wir wußten nicht, wie lange wir die Ehre haben würden, ihn bey uns zu ſehen. Ich wünſchte wenigſtens, ihn zur Räumung meines Studierzimmers zu bewegen. Doch indem ich hin und her ſann, eine ſchickliche Auskunft zu finden, packte er ſchon wieder auf, und rüſtete ſich zum Abzuge. Vergnügt rief ich meine Frau. Sie kam, mit dem kleinen Theodor auf dem Arme, die Treppe herab. Der Ruſſe freute ſich des Kindes, und ſtreckte die Arme nach ihm aus. Aber ſchreyend ſchmiegte ſich das Knäblein an den Buſen der Mutter. Der gute Koſak wies auf ſeinen langen Bart; er wollte damit andeuten, daß ſich das Kind davor ſcheue. Dann drückte er uns die Hand, ſprach mit freundlichem Geſicht einige mir unverſtändliche Worte,

Worte, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt von dannen.

So ging alſo die furchtbare Erſcheinung ſchneller und glücklicher vorüber, als der Herr Quartiermeiſter wahrſcheinlich erwartet hatte. Er behielt mich auch nachher, bey jedem Durchzuge fremder Truppen, in hämiſchem Andenken. Aber es gelang ihm nie wieder, mich zu erſchrecken und in Verlegenheit zu ſetzen, indem ein gefälliger Nachbar gegen eine ſehr mäßige Vergütung die Mühe übernahm, die mir zugewieſenen Kriegsgäſte zu beherbergen und zu verpflegen.

14.

Mancher Leſer wird ſich wundern, daß ich öffentlich den Muth habe, mich ſo deutſch von der Leber weg über einen gewaltigen Mann zu beklagen. Solche Freymüthigkeit wird oft hart geahndet, koſtet bisweilen wohl gar den Hals; doch mir kann ſie keine Gefahr bringen: denn ehe meine häusliche Chronik unter die Preſſe kommt, bin ich aus der Preſſe des Herrn Stadtrichters heraus. Der Oheim meiner Johanna befreyte mich aus den Händen des Drängers; nur leider auf eine traurige Art — durch ſeinen Tod. Sanft verſchied er im Chriſtmonat 1813, und ſetzte Johannen zur Erbin ein. Die Krone der Verlaſſenſchaft iſt ein ſchönes Landgut, von deſſen Einkünften wir genügſamen Leute ſehr anſtändig leben können. Ich bin daher entſchloſſen, mein mühſeliges Schulamt niederzulegen, und als freyer Mann des Lebens zu genießen.

Meine Frau hatte Luſt und Verlangen, unſere Renten in der Hauptſtadt zu verzehren; ich aber befand es für nöthig, ihr dieſen Gedanken aus dem Sinne zu reden. Sie iſt in der That für jenen gefährlichen Ort noch zu ſchön: ſie würde überall und immerdar von frechen Buhlern umlagert werden, und ich hätte keine ruhige Stunde. Aus dieſem Grunde haben wir uns vereiniget, im nächſten Frühling unſer Gut zu beziehen, und dort ein ſo ſtilles und eingezogenes Leben zu führen, daß nichts, gar nichts davon zu erzählen ſeyn ſoll. Nur ein neuer Theokrit oder Geßner wird in unſerm ländlichen Paradieſe reichen Stoff zu Idyllen finden.

Mit der zierlichſten Verbeugung, die ich von meiner Tanzmeiſterin lernte, empfehle ich mich nun dem geneigten Leſer, und mit einer noch tiefern und ehrerbietigern den Herren Kunſtrichtern, die ich bey dieſer Gelegenheit dienſtlich erſuche, meinen flüchtigen Aufſatz nicht, wie eine ſchulgerechte Erzählung, zu muſtern, ſondern ihn, nach Maßgabe des Titels, als eine Chronik, die ſich etwas mehr Bequemlichkeit und Ungebundenheit erlauben darf, gelten zu laſſen.

III.

Die Reiſe nach der Löwenburg.

Geſchrieben im Jahre 1816.

1.

Rudolf Bach, in einer großen Stadt des ſüdlichen Deutſchlands geboren, kam als Rechtsgelehrter von der hohen Schule zurück. Seine Mutter, eine gute, häusliche Frau, die viel auf alte Sitten und Gebräuche hielt, ermahnte ihn ſchon am nächſten Morgen: „Kleide dich ſauber, mein Sohn, mache den Oberhäuptern der Stadt deine ehrerbietige Aufwartung, und ſprich ja recht zierlich und unterwürfig mit ihnen. Ein Sprichwort ſagt: Wer wohl kann ſprechen, kann Mauern brechen. So wirſt auch du die Herzen der Gewaltigen bewegen, daß ſie dich vaterloſe Waiſe mit einem Amte verſorgen. Du mußt dich nur keinen Gang, keine Mühe verdrießen laſſen. Gott giebt den Vögeln ihr Futter, aber ſie müſſen darnach fliegen.“

Emſig ſuchte ſie die feinſte Wäſche und des ſeligen Vaters hinterlaſſenen neuen Haarbeutel hervor, den Rudolf durchaus an ſeine kurzgeſchnittenen Haare, die ihr äußerſt mißfielen, befeſtigen mußte, ob er gleich dagegen vorſtellte, daß ein Beutel, in den man nichts zu ſtecken habe, ein unnützes Ding, und im gegenwärtigen Falle ein wahrer Windbeutel ſey.

Er machte denn, mit Armhut und Degen, die Runde, und Mütterchen trieb ihn in der Folge fleißig an, dieſe feyerlichen Bittgänge zu wiederhohlen.

Während der Zeit, als er auf ein Amt wartete, ging er eines Tages aus, um ſich eine Schrift, die er nöthig hatte, zu kaufen. Er war von dem Buchladen, den er in Nahrung ſetzen wollte, noch zwanzig Schritte entfernt, als ihm das Getöſe eines heftigen Zankes daraus entgegen ſchallte. Langſam ging er näher, öffnete die Thür, und ſah den Buchhändler und einen reiſemäßig gekleideten Fremden im hitzigſten Kampfe begriffen. Er wollte ſich, da bey dieſen Umſtänden an keinen Handel zu denken war, ſchon wieder zurückziehen, als ein junges, ſchönes Mädchen durch eine Thür im Hintergrunde des Gewölbes herbey flog, und ſich mit ſüßer Stimme bemühte, die Streiter zu beſänftigen und aus einander zu bringen. Aber, blind und taub vor Zorn, achteten ſie des Friedensengels nicht, und balgten ſich fort, bis endlich der ſtämmige Buchhändler ſeinen Gegner, der dürr und ausgetrocknet wie eine Mumie war, zum Weichen brachte.

Rudolf wäre froh geweſen, wenn der

Kampf einige Stunden gedauert hätte; denn indem ſich die beyden Männer in den Haaren lagen, weideten ſich ſeine Augen an der blühenden Anmuth des lieblichſten Mädchens, das er jemals geſehen hatte. Er genoß den ergötzlichen Anblick mit einer ſolchen Abweſenheit des Geiſtes, daß er es gar nicht bemerkte, als ihm die Schlägerey immer näher kam. Aber plötzlich flog ihm die zurückgeworfene Mumie auf den Leib, und ſie taumelten beyde zugleich auf die Straße hinaus.

„Verdammter Raufbold!“ rief der Beſiegte, und drohte mit geballter Fauſt nach dem Laden zurück. Dann wandte er ſich haſtig und ſagte: „Laſſen Sie ſich erzählen!“ Rudolf entfloh ihm aber mit den Worten: „Ich habe nicht Zeit!“ Er wollte mit dem Manne nicht ſprechen, weil er dadurch dem hübſchen Mädchen, das ihn leicht beobachten konnte, mißfällig zu werden beſorgte.

2.

Die Straße auf und ab gehend, ließ er dem Buchhändler Zeit, ein niederſchlagendes Pulver einzunehmen, und kehrte dann in den Laden zurück. Er glaubte, das Mädchen noch zu finden; aber der Buchhändler war allein. „Was beliebt Ihnen?“ ſprach er: „Ich erinnere mich, Sie ſchon vorhin an der Thüre geſehen zu haben.“

Rudolf foderte ein Buch, und erhielt es. Er ließ ſich noch mehrere geben, um ſein Geſchäft in die Länge zu ziehen. Doch ſeine Erwartung, das Mädchen indeſſen wieder zu ſehen, blieb unerfüllt, und er mußte für eine Laſt entbehrlicher Bücher gegen zehn Thaler bezahlen.

„Ich danke ergebenſt,“ ſagte der Buchhändler, indem er das Geld einſtrich. „Beynahe hätte mich der Nichtswürdige, den ich vorhin aus dem Laden warf, um einen werthen Kunden gebracht, wie er mir ſchon einige tauſend Thaler aus dem Beutel ſtahl. Sie kannten ihn wahrſcheinlich nicht. Es war der berüchtigte Nachdrucker Nickel Miteſſer, der — ich ſchäme mich's zu ſagen — mein naher Vetter iſt, aber deſſen ungeachtet kein Bedenken fand, drey meiner beſten Verlagswerke räuberiſch anzutaſten. Ich verklagte ihn bey ſeiner Obrigkeit, erhielt aber keine Hülfe. Da hegt' ich ſelbſt ein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn, und that ihm in meinen vier Wänden das Recht an, das ihm unter freyem Himmel widerfahren ſollte."

Er öffnete jetzt einen Schrank, und zeigte dem jungen Manne einen darin ſtehenden kleinen Galgen, an welchem eine männliche Puppe hing, mit einem Zettel auf der Bruſt und der Inſchrift: Nickel Miteſſer, der Erzdieb.

„Dieſes Hochgericht," fuhr er fort, „baut' ich in der Abſicht, daß der Galgenſchwengel ſeine Hinrichtung ſelbſt ſehen, und ſich, in der Diebsſprache zu reden, als Klöppel in der Feldglocke erblicken ſollte. Ich wußte, daß er, wegen einer Erbſchaftsſache, hier eintreffen und mit mir ſprechen mußte. Er kam; ich führte ihn zum Galgen und erwartete, daß er ſich entſetzen und mir auf den Hals fahren würde. Aber der ehrloſe Menſch lächelte ruhig und ſagte: Bin ich der Dieb, ſo ſeyd Ihr der Henker! — Schwapp! gab ich ihm, um ſein kaltes Blut zu erwärmen, eine heiße Ohrfeige, und wäre nicht Mariane, meine Stieftochter, ins Mittel getreten, ich hätt' ihm Arm' und Beine zerſchlagen."

So erfuhr doch Rudolf noch für ſeine zehn Thaler des Mädchens Nahmen und häusliches Verhältniß. Er ging vergnügt hinweg, und ſprach zu ſich: „Jetzt hat doch der Nachdruck einmal etwas Gutes geſtiftet!

Er entdeckte mir einen Schatz, der mir vielleicht nie zu Geſichte gekommen wäre, hätten ſich die Herren Vettern nicht um's liebe Mein und Dein die Köpfe gewaſchen."

3.

So bald er nach Hauſe kam, fiel er heftig über ſeine Papiere her, und ſuchte das Manuſcript eines Romans hervor, den er in ſeinen akademiſchen Erhohlungsſtunden ausgearbeitet hatte. Damals war er nicht geſonnen, ihn drucken zu laſſen; jetzt aber entſchloß er ſich raſch dazu, um ſich damit einen Weg zur nähern Bekanntſchaft mit dem Buchhändler und ſeiner ſchönen Tochter zu bahnen. Er fing ſogleich an, das Werkchen auszufeilen und abzuſchreiben. Das war aber ein langwieriges Geſchäft, und er ward um ſo weniger ſchnell damit fertig, da er täglich einige Mal, wiewohl immer vergebens, bey dem Buchladen vorüber ging, um Marianen zu ſehen.

So geſchah es, daß ſeine Mutter, indem ſie eines Tages ſein Zimmer in Ordnung brachte, über den hoffnungsvollen Roman gerieth. Sie las ein paar Seiten, ſchüttelte den Kopf, und empfing den Verfaſſer, als er wieder heim kam, verdrießlich und keifend: „Was für Tändelwerk treibſt du hier? Ich denke, du nährſt deinen Geiſt aus den Werken berühmter Rechtsgelehrten; aber ich ſehe mit Erſtaunen, daß du eine muthwillige Schrift unter der Feder haſt, worin Liebe und immer Liebe das dritte Wort iſt.“

Rudolf erzählte die Bewandniß der Sache, und geſtand aufrichtig, Mariane gefalle ihm ſo ſehr, daß er ſie, wenn er ein Amt bekommen habe, heirathen wolle.

„Du bauſt Luftſchlöſſer!“ ſagte die Mutter. „Schöne rothe Aepfel ſind nicht immer ſüß! — Ich kenne Marianen zwar nicht;

aber ihre Herkunft iſt mir bekannt. Ihre Mutter — Gott habe ſie ſelig! — war eine Ausländerin von adeliger Geburt, verplämperte ſich mit einem jungen bürgerlichen Habenichts, ließ ſich von ihm hierher entführen, und ein gutwilliger Landpfarrer traute ſie heimlich. Die Frucht dieſer mit Vaterfluch beladenen Ehe war Mariane. Bald nach ihrer Geburt ward ihre Mutter in den kläglichſten Witwenſtand verſetzt. Ihr Mann hinterließ keinen Heller, und das eiſerne Herz ihres Vaters, deſſen Nahme mir entfallen iſt, ließ ſich zu keiner Unterſtützung erweichen. Nun weiß ich nicht, wie ſie nachher mit dem Buchhändler Wolfgang bekannt geworden war; kurz er heirathete ſie in der Hoffnung, ſie mit ihrem reichen Vater auszuſöhnen, und dadurch ſelbſt ein reicher Mann zu werden. Als aber dieſer Plan mißlungen war, ſoll er kein zärtlicher Ehegatte geweſen ſeyn, und ganz verkümmert ſtarb ſie nach wenigen Jahren. Mariane iſt alſo ein blutarmes Mädchen, und ihren Stiefvater, deſſen Gnadenbrod ſie ißt, kennt die ganze Stadt als einen harten und geitzigen Mann. Du kannſt dir alſo an den Fingern abzählen, daß dir kein Glück in dieſem Hauſe blüht."

„Aber Mütterchen," entgegnete Rudolf, „wenn ich ein recht einträgliches Amt erhalte, ſo mag der Stiefvater ſo hart und geitzig ſeyn, als er will, was kümmert das mich?"

„Fange nur erſt den Fiſch, dann wollen wir an die Zurichtung denken!" antwortete ſie, und genehmigte zwar zuletzt, von Bitten und Vorſtellungen überredet, ſeinen Vorſatz, das Manuſcript dem Buchhändler und der Preſſe zu übergeben; doch legte ſie ihm dringend ans Herz, ſich mit ſolcher unnützen Schriftſtellerey nicht weiter zu beſchäftigen, weil ſeine hohen Gönner keinen Geſchmack daran finden würden.

4.

Rudolf wollte ſeinen Roman dem Buchhändler unentgeldlich überlaſſen, und bloß als Ehrenlohn das Vergnügen genießen, Marianen bey dieſer Gelegenheit zu ſehen, und ein Wörtchen mit ihr zu ſprechen. Schlau nahm er ſich daher vor, den Herrn Wolfgang um die Mittagszeit, wenn der Buchladen geſchloſſen war, in ſeiner Wohnung zu überraſchen. Er ging etwas zagend die Treppe hinauf, hörte Kaffeeſchalen klirren, und klopfte, von dieſen Wegweiſern geleitet, an eine Thür, die ſogleich der Buchhändler ſelbſt aufthat. Er erſchien mit einer langen Tabakspfeife in der Hand, und ſeine anſehnliche Breite füllte die ſpärliche Oeffnung ſo neidiſch, daß Rudolf nur durch eine ſchmale Lücke das am Kaffeetiſche beſchäftigte Mädchen erblickte. Der unartige Stiefvater nöthigte ihn nicht näher zu kommen, ſondern fragte

fragte kurz und rund: „Was ſteht zu Dienſten?" Rudolf glaubte, das Wort Manuſcript werde wie ein Zauberſchlag wirken, und ihn ſogleich zu Marianen verſetzen; er ſprach es daher mit Nachdruck aus. Doch, wie eine Säule, blieb Herr Wolfgang auf der Thürſchwelle ſtehen, und ſagte kalt: „Belieben Sie in einer Stunde wieder zu kommen; da werden Sie mich unten im Buchladen finden." Hiermit trat er zurück, und zog die Thür hinter ſich zu.

Mit verbiſſenem Ingrimm wünſchte ihm Rudolf, indem er die Treppe hinab ging, ein Rabenheer von Nachdruckern auf den Hals. Er faßte ſogar in der erſten Hitze den Entſchluß, ihn auf das angebotene Werk immer und ewig vergebens im Laden warten zu laſſen. Als er aber von der Straße nach dem verſchloſſenen Paradieſe hinauf ſchielte, Mariane vom Fenſter auf ihn hinab ſah, und ſeinen Gruß mit holder Freundlichkeit erwiederte, da verſchwanden Zorn und Rachluſt aus ſeinem Herzen, und er ſtellte ſich zur vorgeſchriebenen Zeit im Buchladen ein.

Allein Herr Wolfgang war gar nicht begierig auf das Manuſcript. Er ſagte vornehm: er pflege nur Werke berühmter Männer in Verlag zu nehmen. „Man hat zwar Beyſpiele,“ fuhr er fort, „daß ſpitzfündige Buchhändler dann und wann ein gehaltloſes, aus einer unbekannten Feder gefloſſenes Werkchen irgend einem bekannten Schriftſteller, wie einen Wechſelbalg, unterſchieben, und es frech auf ſeinen Nahmen taufen, um Käufer an ſich zu locken; doch ſolcher Kniffe bedient ſich kein rechtlicher Mann. Ich kann alſo, mein wertheſter Herr, von Ihrem geneigten Anerbieten auf keine Weiſe Gebrauch machen.“

Kurz angebunden wollte ſich Rudolf eben entfernen, als Mariane, mit einem weißen Löwenhündchen im Arme, herein trat, und ihn artig grüßte. „Was willſt du?“ fuhr Wolfgang auf. „Der kleine Schäfer verlangt zu Ihnen;“ ſagte ſie freundlich. „Er zerkratzte mir beynahe das Kleid, bis ich ihm willfahrte.“ Es war ihr Glück, daß der Hund nicht reden konnte: er hätte gewiß widerſprochen. Der grämliche Stiefvater ſchien auch einen leeren Vorwand zu wittern. Unſanft nahm er ihr den Hund vom Arme und gebot: „Laß uns allein!“ Sie neigte ſich mit Anmuth gegen den jungen Mann, und verſchwand.

Nun war es ihm nicht möglich, den Keim der ſchönen Bekanntſchaft wild zu zerſtören. „Ich beklage,“ ſprach er ſanft, „daß meinem Romane die Ehre nicht werden ſoll, in Ihrem Verlage zu erſcheinen. Er hätte dadurch von Haus aus eine gute Meinung von ſich erweckt; und bloß dieſer Wunſch leitete mich, ohne Abſicht auf Geldgewinn, zu Ihnen.“

„Sehr verbunden!“ ſagte der Buchhändler mit einer Verbeugung. „Ihre Höflichkeit beſtimmt mich, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Laſſen Sie das Heft hier. Ich will es mit Muße durchleſen, und Ihnen nach einigen Tagen meine Entſchließung eröffnen."

5.

Wolfgang hatte einen gelehrten Schauherrn auf der Seite, den er über den Werth oder Unwerth der ihm angetragenen Verlagswerke zu Rathe zog, wenn nicht ſchon der Nahme des Verfaſſers den Gehalt derſelben verbürgte. War es ein ernſthaftes, wiſſenſchaftliches Werk, ſo ward es dem Schauherrn zur bedächtigen Prüfung ins Haus geſandt. Romane hingegen veranlaßten gewöhnlich einen kleinen Abendſchmaus, zu welchem der Buchrichter, ohne Zuziehung anderer Gäſte, eingeladen wurde. Nach Tiſche ſtopften die Herren ihre Pfeifen, Mariane las das in Frage ſtehende Werklein vor, und gab auch zuletzt, wenn die Sache zum Spruch kam, ihre beyfallende oder verwerfende Stimme.

Vor dieſes Gericht ward Rudolfs Roman geſtellt. Mariane begann die Vorleſung mit Vergnügen, weil ſie ſchon für den Verfaſſer ein wenig eingenommen war. Als aber vollends die Geſchichte von Blatt zu Blatt anmuthiger ward, da griff die Vorleſerin oft der künftigen Urtheilsſprecherin voreilig ins Amt, und brach in Lobeserhebungen aus. Selbſt der ernſte Schauherr wiegte mitunter beyfällig ſein Haupt, und entſchied am Ende: der Roman ſey gut, und vollkommen würdig, aus der berühmten Buchhandlung des Herrn Balthaſar Wolfgang in die Welt zu treten.

Mariane, die ſonſt den Kunſtrichter nicht ſonderlich leiden konnte, fand ihn in dieſem Augenblicke ſehr liebenswürdig, und da ſie eben bemerkte, daß ſeine Pfeife ausgegangen war, ſo kam ſie ihm mit dem brennenden Wachsſtocke ſo ſchnell und freundlich zu Hülfe, daß er über dieſe Huld ganz erſtaunte.

„Der junge Mann,“ fuhr er noch im Anrauchen fort, „beſitzt ein treffliches Talent. Er verſpricht uns mit der Zeit einen deutſchen Fielding. Ich möchte ihn wohl von Perſon kennen lernen.“

„Dazu kann Rath werden,“ ſagte Wolfgang. „Ich lade ihn morgen zum Abendeſſen ein, und Sie nehmen auch mit einer Suppe bey uns fürlieb; ſo iſt die Sache gemacht.“

Mariane hätte ihn küſſen mögen, den lieben Mann, der dieſen Entſchluß veranlaßte. Zufällig zog er eben ſeinen Geldbeutel hervor, um dem Buchhändler eine kleine Auslage zu bezahlen. Schnell flog das dankbegierige Mädchen in eine Nebenſtube, hohlte ein zierliches, mit eigenen Händen gearbeitetes Geldnetz, und ſagte: „Mich dünkt, Ihre Börſe wird etwas unſcheinbar. Haben Sie die Güte, ſich künftig dieſer zu bedienen.“ Er ſtutzte, machte viel Umſtände, und betheuerte beſonders, daß er den Herrn Vater, für den dieſe köſtliche Gabe wahrſcheinlich beſtimmt geweſen ſey, nicht berauben wolle. „Nehmen Sie ohne Bedenken!“ ſagte Wolfgang. „Mir ſetzen die Nachdrucker ſo zu, daß ich bald keinen Geldbeutel mehr brauchen werde.“

6.

Rudolf hatte des folgenden Tages einen ſehr vergnügten Morgen und Abend. Früh erhielt er die glückweiſſagende Einladung, und bey der Abendtafel ſaß er, wie ein Bräutigam, neben Marianen. Dieſen angenehmen Platz, um den ihn mancher Nebengaſt beneidete, verſchaffte ihm der gefällige Schauherr, der des Mädchens Zuneigung zu dem jungen Schriftſteller bemerkte, und ſein dankbares

Gemüth, wegen des erhaltenen Geſchenkes, an den Tag legen wollte, ohne ſich mit einem Gegengeſchenke in Koſten zu ſetzen. „Grazien und Dichter gehören zuſammen!" rief er, indem man ſich zur Niederlaſſung an der Tafel anſchickte. Er faßte zugleich die jungen Leute rechts und links, und nöthigte ſie, neben einander Platz zu nehmen. Herr Wolfgang ſchien nicht ganz damit zufrieden. Die willkommene Freyſprechung vom Ehrenſolde ſchloß ihm zwar den Mund; doch gab er auf das nachbarliche Pärchen ſcharf Achtung. Das war ihm auch nicht zu verdenken. Er mußte kurz zuvor einen reiſenden Philoſophen vom Tiſche jagen, weil er ſich unſtatthafte Freyheiten gegen Marianen herausnahm. Darum war ihm bange, der Romanſchreiber möchte ſich noch unartiger betragen. Aber Rudolf war die Beſcheidenheit ſelbſt. Er ſah die ſchöne Nachbarin nur dann mit zärtlicher Sehnſucht an, wenn der lauernde Stiefvater ſein Glas Burgunder behaglich und langſam ausſchlürfte, und dabey, wie er ſich angewöhnt hatte, die Augen zudrückte.

Rudolfs Vorſicht war ihm ſehr nützlich. Herr Wolfgang führte ihn nach Tiſche vertraulich bey Seite, und ſagte: „Ihr Roman iſt gut; ich gebe ihn morgen in die Druckerey, und freue mich Ihrer Bekanntſchaft. Wird Ihnen einmal Abends die Zeit lang, ſo beſuchen Sie mich. Sie können zugleich die Correctur des Romans beſorgen. Einen Abend um den andern finden Sie einen Bogen hier, und meine Tochter, die ich zur Druckfehlerjagd abgerichtet habe, mag Ihnen helfen.“

Herrliche Ausſichten! Rudolf war von ſeinem Glücke ſo trunken, daß er ſich auf dem nächtlichen Heimwege verirrte, und bey ſeinem Mutterhauſe vorbey lief, um es am andern Ende der Stadt zu ſuchen. Beſſer fand er am zweyten Abende darauf den Weg nach Wolfgangs Hauſe. Mariane brachte ihm ſchon einen Correcturbogen entgegen. Welche doppelte Freude, ſeine erſte gedruckte Schrift in der Hand des geliebten Mädchens zu ſehen!

Gemeinſchaftlich machten ſie ſogleich Jagd auf das Schwarzwild des Setzers, und dieſes verdrießliche Geſchäft verwandelte ſich in ein fröhliches Spiel. Ungefähr in der Mitte des Werks gab Rudolf ein Strafgeſetz, daß ihm für jeden von Marianen überſehenen Druckfehler ein Kuß verfallen ſey; und wunderbarer Weiſe wurden ihre ſonſt trefflichen Augen gerade um dieſe Zeit ſo ſchwach, daß ſie oft in Strafe gerieth, die ihr der ſtrenge Geſetzgeber auch niemals erließ. Herr Wolfgang wußte kein Wort davon, daß dieſe Gerichtsbarkeit auf ſeinem Grund und Boden von dem jungen Fremdling ausgeübt wurde. Er befand ſich indeſſen gewöhnlich in einem Nebenzimmer, wo er Briefe ſchrieb, Rechnungen durchſah, Geld zählte, oder ſich, von des Tages Laſt ermüdet, in einen Lehnſtuhl warf und einſchlief.

Rudolf ärgerte ſich, daß ſein Roman nur aus zwanzig Bogen und nicht aus eben ſo vielen Bänden beſtand; denn da hätte doch die luſtige Arbeit ein hübſches Weilchen gedauert. Aber in zwanzig Abenden war ſie vollendet, und er mußte nun ſeine Beſuche klüglich einſchränken, um ſich nicht bey dem Alten in den Verdacht eines gefährlichen Hausfreundes zu ſetzen.

Der Roman war kaum aus der Preſſe, ſo ſtieß der Verleger in die Trompete, und kündigte ihn als ein Meiſterwerk in den Zeitungen an. Aber dem Verfaſſer, deſſen Nahme auf dem Titel ſtand, bekam das ſehr übel. Die hohen Gönner, denen er, ſeiner Mutter zu Gefallen, wöchentlich den Hof machte, empfingen ihn bey der nächſten Aufwartung mit finſtern Geſichtern, und fragten: ob er der Rudolf Bach ſey, der den in den Zeitungen angekündigten Roman geſchrieben habe. Er mußte das geſtehen. Da ſchlug der eine die Hände hoch zuſammen; der andere ſchalt: „Wie kann man ſich mit ſolchen Poſſen abgeben!“ der dritte ſagte gar: die Romane habe der Teufel erfunden. Zuletzt ſtimmten ſie ſammt und ſonders in der alten, einfältigen und ſchon tauſend Mal durch die That widerlegten Meinung zuſammen: ein Schriftſteller könne kein brauchbarer Geſchäftsmann ſeyn, und entließen ihn mit dem Beſcheide, ſie forthin mit ſeinen Geſuchen um ein Amt nicht weiter zu behelligen.

„Nun, wie wardſt du aufgenommen?“ fragte ſeine Mutter, wie gewöhnlich. „Sehr gut!“ ſprach er, um ſie nicht zu beunruhigen. So oft ſie ihn aber von jetzt an nöthigte, den Romanenfeinden zu höfeln, ging er zwar, mit Armhut und Degen, ohne Widerſpruch aus, aber ſpazieren.

7.

Ungefähr einen Monat nachher mußte er, eines Freundes wegen, einen noch weitern Spaziergang unternehmen.

Er hatte auf der Univerſität einen jungen Edelmann, Nahmens Bruno von Freywald, kennen gelernt und Freundſchaft mit ihm geſchloſſen. Es war ein luſtiger Wildfang. Er blickte nur in ſeine Bücher, wenn es ihm an einer fröhlichern Unterhaltung gebrach, lehnte ſich gegen jede Beſchränkung der akademiſchen Freyheit heftig auf, und war in allen Dingen ein geſchworener Feind des alten Herkommens, das er Philiſterey nannte. Er fiel oft ſeinen Freunden und Bekannten mit muthwilligen Streichen zur Laſt; doch keiner zürnte deßhalb ernſthaft und anhaltend auf ihn, weil er übrigens brav und gutherzig war, und ſich in alle ſeine Ränke und Schwänke kein Schatten von Tücke miſchte.

Als Rudolf, nach Ablauf ſeiner Univerſitätszeit, ſeinen Freunden bekannt machte, daß er ſich in ſeiner Vaterſtadt um ein Amt bewerben wolle, ſpottete Bruno über dieſen zahmen Entſchluß, und zeichnete auf der Stelle mit flüchtigen Strichen ein Zerrbild, wie Rudolf, mit Schlafrock und Nachtmütze, in einem Großvaterſtuhle ſaß, ein Windelkind auf dem Schooße hatte, und es mit Mehlmuß ätzte, während ſechs andere kleine Sprößlinge um ihn herum krabbelten, und ihn ein häßliches Weib mit dem Pantoffel zu ſchlagen drohte. — Er, der Zerrbildner, wollte die Welt durchſchweifen, und ſich, ohne feſten Reiſeplan, von Zufall und Laune bald vorwärts, bald rückwärts treiben laſſen. Der frühe Tod ſeiner Aeltern hatte ihn reich und unabhängig gemacht; dennoch nahmen ſich einige Oheime und Baſen oft die Freyheit, ihn zu meiſtern, und er lebte darüber mit ihnen in einer beſtändigen Spannung.

Er wußte, daß ſie ſeinen zweckloſen Ausflug in die weite Welt nicht billigen würden; darum gab er ihnen erſt dann, als er ihn ſchon begonnen hatte, Nachricht davon. Zugleich bat er: ſie möchten ſich, da er unter einem fremden Nahmen reiſe, nicht bemühen, ihn auszuforſchen; doch habe er, falls ſie ihm vielleicht über kurz oder lang etwas Wichtiges mitzutheilen hätten, die Einrichtung getroffen, daß Rudolf Bach ihre Briefe in Empfang nehmen und weiter beſorgen werde.

Vier oder fünf Monate nachher erhielt Rudolf einen an Bruno gerichteten ſtarken Brief, mit dringender Bitte, ihn eiligſt in deſſen Hände zu bringen. Das war nicht möglich, weil der Abenteurer, ſeitdem ſie ſich getrennt hatten, nichts von ſich ſehen und hören ließ. Der Brief blieb alſo liegen. Aber bald fragte der Einſender wieder an, ob er beſtellt ſey, und ſetzte hinzu: der Inhalt ſey ſo wichtig, daß Bruno, wenn er ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt nicht bekannt gemacht habe, durch öffentliche Blätter aufgefodert werden müſſe, ſich zu melden. Rudolf erließ denn die verlangte Vorladung, und nach einigen Wochen erhielt er von Bruno folgende Zeilen:

> „Was giebt's, daß Du mich in Zeitungen aufrufſt? Du haſt vermuthlich Scheltbriefe an mich. Bleib mir damit vom Halſe; ſonſt fliegen ſie ungeleſen ins Feuer. Willſt Du mich aber, als Freund, ſehen und ſprechen, ſo komm in die Löwenburg. Da findeſt Du mich, wenn mich nicht indeſſen das darin hauſende Ungeheuer verſchlungen hat.“ —

Rudolf ward aus dieſem Briefe nicht klug. Die Löwenburg, ein altes, wüſtes Schloß, das dreyßig bis vierzig Meilen von ſeinem Wohnorte lag, war ihm bekannt; er begriff nur nicht, wie ſich Bruno in dieſem Eulenneſte aufhalten und ihn dahin einladen konnte.

konnte. Gleichwohl ſah er, da der ihm zugeſandte Brief ſehr wichtig ſeyn ſollte, keinen andern Rath, als ſich ſelbſt damit auf die Beine zu machen, und den Sonderling zum Leſen zu zwingen. Nur die Weite des Weges war ihm verdrießlich, und er beſchloß vor der Hand, ſich einige Tage Bedenkzeit zu nehmen.

8.

An einem der nächſten Morgen ſchrieb ihm Wolfgang: „Beſuchen Sie mich ſo ſchnell als möglich; ich habe Ihnen etwas Erfreuliches mitzutheilen.“

Er eilte hin. Wolfgang war im Laden, faßte ihn aber ſogleich unter den Arm, und führte ihn die Treppe hinauf in ſein Wohnzimmer. Hier ſtand eine Mandeltorte zwiſchen zwey Flaſchen Wein. Daneben lag eine gelehrte Zeitung. Dieſe gab ihm Wolfgang in die Hand, und ſagte mit einem ſchalkhaften Geſichte: „Leſen Sie!“

Das Blatt enthielt eine ſehr ſchmeichelhafte Beurtheilung ſeines Romanes.

„Nun, wie iſt Ihnen um's Herz?“ rief der Buchhändler, als Rudolf die Zeitung wieder auf den Tiſch legte. „Ich wundere mich, daß Sie nicht vor Freude in die Luft ſpringen; aber nicht wahr, ein Glas Wein wird darauf ſchmecken?“ — Er ſchenkte ein und rief: „Ihr Kunſtrichter ſoll leben! — Ich wüßte nicht, wenn mir eine ſo geſcheidte Recenſion zu Geſicht gekommen wäre. Sie that auch bereits gute Wirkung. Geſtern Abend kam ſie hier an, ward im Muſeum geleſen, und dieſen Morgen verkaufte ich ſchon gegen zwanzig Exemplare des Romans. Gott geb' einen geſegneten Fortgang!“

Er trank dem Schriftſteller tapfer zu. Es war augenſcheinlich ſeine Abſicht, ihn zu einem fröhlichen Rauſche zu verleiten. Aber unruhig und verlegen ſaß Rudolf da, und wandte ſeine Augen oft nach der Thür.

„Was ſehen Sie denn immer dorthin?“ fragte Wolfgang mit lachendem Munde.

Rudolf wich durch einen ſchnellen Trunk der Antwort aus. Der Buchhändler ſchien ſie nicht zu vermiſſen. Er füllte die Gläſer raſch, und als er endlich ſeinen Mitzecher etwas benebelt ſah, überfiel er ihn plötzlich mit dem alten Trinkſpruche: „Was wir lieben!“

Der Jüngling erglühte wie Purpur, und vor Beſtürzung vergaß er, ſein Glas anzufaſſen.

„Nun, lieben Sie denn nichts?“ fuhr ihn Wolfgang ordentlich an.

„Ja!“ rief Rudolf, mit Weinmuth aufſpringend: „Ja, ich liebe Ihre Tochter, und erbitte ſie mir zur Gattin.“

„Das hab' ich gedacht!“ ſagte der Buchhändler mit liſtigem Lächeln. „Ich merkte lange, daß ihr euch liebt; aber die Heirath, mein Freund, läßt ſich hier bey der Flaſche nicht abſchließen. Indeſſen will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, der ſo gut als ein Jawort iſt. Schreiben Sie mir friſch hinter einander zwölf gute Romane, jeden von drey oder vier tüchtigen Bänden, und ſobald Sie den letzten vollendet haben, ſoll Mariane die Ihrige ſeyn.“

„Sie ſcherzen!“ erwiederte Rudolf. „Eh' ich dieſe herkuliſche Arbeit zu Stande brächte, wär' ich todt oder wenigſtens ein abgelebter Greis.“

„So muß ich wohl etwas nachlaſſen;“ ſprach Wolfgang. „Schreiben Sie mir — —“ Er hielt horchend inne, und ſagte: „Mariane kommt! Verrathen Sie ſich nicht, daß wir von ihr ſprachen. Sie ſoll und darf's noch nicht wiſſen.“

9.

Mariane trat herein, und bezeigte dem erröthenden Freunde ihr Vergnügen über das ihm zu Theil gewordene Lob. Er war beklommen und verlegen, und konnte kaum einen ſchicklichen Dank für ihren Glückwunſch aufbringen. Der Vater reichte ihr ein Glas Wein und ein Stückchen Torte. Sie ſetzte ſich, um die Süßigkeiten gemächlich zu genießen; er jagte ſie aber, auf den Romanhandel erpicht, ſogleich wieder vom Stuhle, drängte ſie, geſchwind zu eſſen und zu trinken, und gab ihr dann einen Auftrag, den ſie mit möglichſter Behendigkeit außerhalb des Hauſes beſorgen ſollte.

Kaum war ſie aus dem Zimmer, ſo fuhr er haſtig fort: „Ich will die Hälfte nachlaſſen. Schreiben Sie mir nur ſechs Romane; aber lauter Geiſtergeſchichten, je ſchauderhafter, je beſſer! Dem Leſer muß das Haar empor ſteigen; er muß, wenn er bey Nacht lieſ't, die Beine an ſich ziehen und es nicht wagen, in einen dunklen Winkel zu blicken. So will's die Welt, und ſo will ich's; denn mit ſolcher Waare macht man jetzt das meiſte Glück.“

„Sie fordern etwas Unmögliches von mir;“ entgegnete Rudolf. „Ich bin im Geiſterreiche fremd; ich forſchte nie nach alten Sagen, durchkroch keine wüſten Schlöſſer, und that überhaupt nichts, mich zu einem Mährchendichter zu bilden.“

„O, das läßt ſich nachhohlen!“ ſagte der Buchhändler. „Machen Sie eine Reiſe! Wir haben in einem Umkreiſe von dreyßig bis vierzig Meilen viel alte Raubneſter, worin es ſpukt. Uebernachten Sie in ſolchen Geiſterherbergen, laſſen Sie ſich einen Tiſch und ein Lämpchen hinein ſetzen, und arbeiten Sie an Ihren Romanen. Das muß Werke geben, die ſich gewaſchen haben! Aber freylich — Muth gehört dazu!“

„Den giebt die Liebe!“ rief Rudolf. „Und damit Ihnen das nicht als Prahlerey klinge, ſo gelob' ich heilig und feſt, mich nächſtens in drey oder vier wüſten Schlöſſern eine Nacht aufzuhalten, und darin einen Verſuch zu machen, ob ich fähig bin oder nicht, den ſonderbaren Preis, den Sie auf Marianens Hand ſetzen, zu entrichten.“

Wolfgang hatte den Vorſchlag dieſer abenteuerlichen Reiſe eigentlich nur im Scherze gethan, und wunderte ſich daher, daß Rudolf ſo ernſtlich dazu bereit war.

„Betrachten Sie es als eine Liebesprobe!“ ſagte der Jüngling. „Ich habe jetzt gerade die beſte Gelegenheit, ſie abzulegen, da ich ohnedieß nach der Löwenburg zu reiſen genöthiget bin.“

„Nach der Löwenburg?“ — fragte Wolfgang, und die plötzliche Veränderung ſeiner Geſichtsfarbe verrieth eine gewiſſe Beſtürzung und Unruhe, die ihn nicht eher verließ, bis ihm Rudolf ſein Geſchäft in der Löwenburg bekannt machte. Jetzt ward ihm wieder leicht um's Herz. Er ſchlug ein freudiges Gelächter auf, ermunterte den jungen Schriftſteller nochmals zur Ausarbeitung der ſechs Geiſterromane, und wiederhohlte ſeine Zuſage, daß er dann Marianen heimführen ſolle. Dieſen Vertrag beſiegelten ſie mit einem kräftigen Handſchlage, und Rudolf ſang und ſprang, von Wein und Liebe voll, nach Hauſe. Es kam ihm nicht in die Gedanken, daß ihm der eigennützige Mann eine kleine Bibliothek von Romanen ablocken, und am Ende den verſprochenen ſüßen Lohn verweigern könnte.

10.

Erſt auf der Schwelle ſeiner Wohnung fiel ihm ein anderer Stein auf's Herz. Er mußte ſeiner Mutter die vorhabende Reiſe entdecken, und ſein ehrliches Gemüth ließ es nicht zu, ihr den mit Marianens Vater geſchloſſenen Handel zu verſchweigen. Die erſtere Meldung vernahm ſie mit ziemlicher Ruhe und Gelaſſenheit. Sie verehrte die höhern Stände ungemein, und ſah daher auch die bedeutende Reiſe, die Rudolf in den Angelegenheiten eines Edelmanns machen wollte, für ein zwar ſchweres, doch ſchuldiges Opfer an. Als er aber furchtſam bekannte, daß er ſich, aus Liebe zu Marianen, gegen ihren Stiefvater verbindlich gemacht habe, ein tapferer Romanenſchreiber zu werden, und ſich dazu in einigen wüſten Schlöſſern zu bilden, da wollte ſie ganz aus der Haut fahren. „Ach, mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!“ rief ſie aus: „Du haſt, wie ein alter, ehrbarer Dichter ſagt, die Schwindſucht der Vernunft, ſo man die Liebe nennt!“

Er beruhigte das ſeufzende Mütterchen mit dem Verſprechen, daß er nur in Erholungsſtunden, die von andern Jünglingen auf Spiel und Tanz verwendet würden, an den Romanen arbeiten, übrigens aber der Rechtswiſſenſchaft treu bleiben, und nach der Rückkehr von der Löwenburg ſeine Bewerbungen um ein Amt mit verdoppeltem Eifer fortſetzen wolle.

„Nun gut!“ ſagte ſie. „Das iſt der rechte Weg zu Deinem Glücke. Verlaß Dich nur ja nicht auf den geitzigen Buchhändler! Du würdeſt ihm, wie Jakob dem Laban ſieben Jahre um die ſchöne Rahel diente, eben ſo lange um Marianen fröhnen, und Dich zuletzt, wie der gute Jakob, betrogen ſehen.“

„O, ich will wohl auf meiner Huth ſeyn, liebe Mutter!“ antwortete Rudolf, und machte nun Anſtalten zu ſeiner Fußreiſe, die er gleich des folgenden Tages antreten wollte.

Am Abend ging er in Wolfgangs Haus, um von ihm und Marianen Abſchied zu nehmen. Jener war ſehr froh, daß der Grundſtein der Romane, von welchen er ſich goldene Berge verſprach, ſchon ſo bald gelegt werden ſollte. Aber Mariane, die es nicht wußte, was die beyden Männer weiter verabhandelt hatten, bezeigte wenig Vergnügen über die abenteuerliche Reiſe, und der Nahme der Löwenburg ſchien ihr eben ſo unbehaglich, als ihrem Stiefvater, zu ſeyn. Rudolf hätte ſich gern dieſes Räthſel von ihr löſen laſſen; aber Wolfgang bewachte die jungen Leute den ganzen Abend, und ſie mußten ſich trennen, ohne daß ein Geſpräch unter vier Augen zu Stande kam.

11.

Nach drey kleinen Tagereiſen, die kein bedeutendes Ereigniß merkwürdig machte, kam der Wanderer Abends in ein Dorf, wo er die Nacht über bleiben wollte. Ein naher Jahrmarkt hatte das Wirthshaus mit Gäſten gefüllt. Ein Wettgeſchrey von hundert Stimmen durchtobte die Schenkſtube. An dem einen Tiſche ſaßen Pfefferküchler beyſammen, und zogen auf Napoleon los. Sie betheuerten: wenn er noch länger geherrſcht und die Sperrung der Häfen fortgeſetzt hätte, ſo wäre bald das ungeheuere Unglück entſtanden, daß die halbe Welt keinen Pfefferkuchen mehr zu eſſen gehabt hätte. — Eine lange Tafel hatten beurlaubte Soldaten eingenommen, und zwey Großſprecher, die einander zu überſchreyen ſuchten, erzählten ihre Kriegsthaten mit ſolcher Haſt, daß der Hauch ihres Mundes von Zeit zu Zeit die Lichter auslöſchte. — Am dritten Tiſche befanden ſich acht oder neun finſtre Schuſter, und mitten unter ihnen ein hochgelahrter Schulmeiſter, der ihnen den berühmten Jakob Böhme und den ehrlichen Hans Sachs als Zunftgenoſſen bekannt machte. — Am vierten Tiſche erzählte eben, als Rudolf hinzu trat, des Gaſtwirths alte Mutter den Schluß eines Mährchens, und nahm es ſehr übel, daß ihr ein naſeweiſer Dorfkrämer ins Geſicht lachte, und ihr ausgeſchüttetes Wunderhorn für einen Spreukorb handgreiflicher Lügen erklärte. „Nun, ſo ſprecht von Euren Pfefferdüten!“ ſagte ſie, und ſetzte ſich in einen Schmollwinkel.

Da erinnerte ſich Rudolf der bekannten Sage vom verſtorbenen Muſäus, daß er den Stoff ſeiner lieblichen Volksmährchen in Rockenſtuben eingeſammelt, und bisweilen zahlreiche Geſellſchaften greiſer Mütterchen zu ſich eingeladen habe, um ſich alte Wundergeſchichten von ihnen erzählen zu laſſen. Rudolf entſchloß ſich ſofort, aus gleicher Quelle zu ſchöpfen. Er nahte ſich der beleidigten Alten mit Ehrerbietung, und ſagte: „Liebe Mutter, Ihr erzähltet vorhin ein ſchönes Mährchen, wovon ich leider nur den Schluß vernahm. Ich liebe dergleichen anmuthige Geſchichten, und ich würde ſehr dankbar ſeyn, wenn Ihr mir die beſten, die Euch bekannt ſind, mittheilen wolltet.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ antwortete ſie. „Wollt Ihr mich vielleicht auch, wie jener Gelbſchnabel, verſpotten?“

Er betheuerte, ſeine Bitte ſey ernſtlich und arglos, und nun war ſie bereit, ihm zu willfahren. „Aber heute iſt's zu ſpät;“ ſagte ſie. „Auch beunruhiget das Getümmel der Marktleute das ganze Haus. Wir könnten ſogar in der abgeſonderten Stube, die Euch mein Sohn angewieſen hat, kein Wort von Bedeutung ſprechen. Habt Ihr aber Zeit, noch einen Tag hier zu verweilen, ſo will ich morgen Abend einige Weiber und Mädchen zuſammen rufen, und da ſollt Ihr die beſten Mährchen, die man hat, zu hören bekommen.“

Rudolf nahm dieſen Vorſchlag an, weil er ohnedieß ſeinen müden Füßen einen Raſttag geben wollte.

12.

Er brütete den ganzen folgenden Tag in ſeiner Stube über Entwürfen, des Buchhändlers Romanenhunger zu ſtillen. Abends hielt die Alte Wort. Sie führte drey oder vier betagte Weiber und einige Mädchen, unter welchen die ſchlanke, freundliche Tochter des Schulmeiſters hervorſtach, bey ihm ein. Er nöthigte die Geſellſchaft, Platz zu nehmen, und ſetzte ſich, in der Nähe der Jugend, an einen Tiſch, um die Sagen der Vorzeit, die man ihm erzählen wollte, nieder zu ſchreiben.

Freundlich wandte er ſich an das liebliche Kind, und bat um ein Mährchen; aber die redſeligen Alten fielen ihm gleich ins Wort, und eigneten ſich die Ehre zu, die Unterhaltung anzufangen. Zuerſt gab man ihm eine Geſchichte von einem verwünſchten Schloſſe, worin ein ſteinerner König herum geht, und immer ein Gefolge von Schlangen hinter ſich hat, die weiland ſeine Höflinge waren. — Das zweyte Mährchen handelte von den Launen einer tückiſchen Fee, die in einem diamantenen Pallaſte wohnt, und durch eine Inſchrift über der Pforte jedermann einladet, ſich eine Gnade zu erbitten. Da fehlt's denn nicht an Leuten, die anklopfen. Sind es Schelme, Dummköpfe oder windige Abenteurer, ſo reicht ſie ihnen große Körbe und Säcke voll Gold heraus; kommt aber ein verſtändiger und beſcheidener Biedermann, ſo beſtellt ſie ihn von einem Tage zum andern wieder, und beſchenkt ihn am Ende mit goldenen Seifenblaſen, die ihm unter den Händen zerfließen. — Einige andere Mährchen folgten dieſen, und ſo kam die Mitternacht heran, welche die Hausmutter mit einer dazu aufgeſparten, überaus fürchterlichen Geſpenſtergeſchichte feyern wollte.

Indem ſie die Rockenſtube damit in Schrecken ſetzte, entſtand plötzlich im Rauchfange des Kamins ein ſeltſames Geräuſch. Die Frauen und Mädchen fuhren beſtürzt zuſammen, und ſelbſt die Alte, die eben den Vortrag hatte, verſtummte. Aber ſie faßte ſich bald, und ſagte: „Sind wir nicht Kinder! Da fürchten wir uns vor einer Fledermaus oder Eule, die über den Schornſtein hinweg fliegt. Lachen Sie uns nicht aus, lieber Herr!“

Sie erzählte nun weiter; doch nach wenigen Minuten ließ ſich ein neues dumpfes Getöſe vernehmen, und gleich nachher fuhr ein gehörnter Popanz, mit einem langen Bocksbarte, aus dem Rauchfang herab. Todesſchrecken warf die zunächſt ſitzenden alten Weiber, mit ihren Spinnrädern, in einen Klumpen zuſammen. Das Geſpenſt ſah einen Augenblick ſtill aus dem Kamin hervor; dann gefiel es ihm, bärenhaft brummend, vom Herde niederzuſteigen. Da ſtürzte die ganze Spinnſtube, mit gällendem Geſchrey, zur Thür hinaus, und der Unhold verfolgte ſie.

Rudolf, der den Spuk ſtarr angeſehen hatte, ohne ſich vom Stuhle zu bewegen, ſtand jetzt auf, und ging mit einiger Vorſicht über die Hausflur; denn es war ihm vor Backenſtreichen bange, womit die Geiſter, wie bekannt, ſehr freygebig ſind. Doch kam er, ohne Anfechtung, in die Schenkſtube hinüber. Hier fand er den Wirth noch wach; die Spinnerinnen ächzten und wehklagten um ihn her; nur das ſchöne Mädchen hatte Kraft und Faſſung, den Vorfall zu erzählen.

Der Wirth ſchlug ein Hohngelächter auf, und ſagte: „Was gilt's? Das Jüngferchen hat einen Liebhaber, der uns aus Eiferſucht dieſen Spaß machte.“

Das Mädchen erklärte dieſe Vermuthung für einen grundloſen Scherz.

„Nun, ich will den leichtfertigen Vogel wohl finden!“ verſetzte Jener. „Das Haus iſt feſt verſchloſſen; er kann nicht entwiſchen.“

Hiermit nahm er zwey Lichter in die

Hand, und durchſuchte Haus und Hof. Der Bocksbart ließ ſich aber nirgends entdecken; er hatte ſich als Geiſt erwieſen, und ſich unſichtbar gemacht. Darüber ward der Wirth ganz kleinlaut, und Rudolf und die Frauen mußten ihm verſprechen, die Begebenheit zu verſchweigen, damit ſein Gaſthof in keinen übeln Ruf komme.

Der Romanendichter fand es ſchicklich und angenehm, des Schulherrn reitzende Tochter nach Hauſe zu führen. Er kehrte dann furchtlos in ſeine Stube zurück, und war für ſeine Perſon mit der Spukgeſchichte zufrieden, weil er durch die gehabte Gelegenheit, den lebendigen Ausdruck des Schreckens zu beobachten, eine brauchbare Ausbeute gewonnen hatte. Er ſchlief ungeſtört bis an den Morgen, und ſetzte dann ſeinen Stab weiter.

13.

Auf dem Wege nach der Löwenburg lagen zwey wüſte Schlöſſer, die er ſich, um das Gelübde der Liebe zu erfüllen, zu Nachtherbergen auserſehen hatte. Bey dem erſten kam er des folgenden Tages an. Er ging hinein, fand eine noch nicht ganz zerſtörte Halle, und wählte ſie zu ſeinem nächtlichen Studierzimmer. Da es aber noch nicht Abend war, kehrte er in dem nahe dabey befindlichen Marktflecken ein, aß und trank, und erſuchte den Wirth, ihm einen Tiſch und Stuhl, nebſt Papier, Federn und zwey Lichtern, in die Halle ſetzen zu laſſen. Stutzend trat der Mann zurück, und ſtarrte ihn an, wie einen Menſchen, der plötzlich anfängt, irre zu reden. Dennoch verſprach er ſogleich Gewährung, weil er ſich dadurch des bedenklichen Gaſtes am beſten zu entledigen glaubte. Aber der Hausknecht war kaum bey hellem

Tage zu bewegen, die verlangten Bedürfniſſe in die alte Burg zu tragen. Als er ſich endlich dazu bequemte, bat er ſich auf der Stelle ſein Trinkgeld aus; denn der vorſichtige Schlaukopf beſorgte, ſein Schuldner möchte von den Burggeiſtern erwürgt werden, und die gerechte Foderung dadurch verloren gehen.

Gegen Mitternacht kletterte Rudolf, mit einer Laterne, über die Burgtrümmer, und wehrte ſich mit Lufthieben gegen die Käuzlein und Fledermäuſe, die das ungewohnte Licht, wie menſchliche Finſterlinge, verfolgten, und heulend und pfeifend um ihn her flogen.

Er kam glücklich zu der ihm ſchon bekannten Halle, und öffnete die angelehnte Thür. Aber jetzt ergriff ihn ein Schauder, als die Lichter, die er erſt anzünden wollte, in der Mitte des langen Gewölbes ſchon brannten, und eine weiße, leichenhaft umhüllte Todtengeſtalt ſchreibend am Tiſche ſaß. Ungeſtört durch Rudolfs Ankunft, ſchrieb ſie noch ein Weilchen fort, erhob ſich dann, ſtieß dreymal mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf das beſchriebene Blatt, ging mit feyerlich abgemeſſenen Schritten die Halle hinab, und verſchwand am Ende derſelben im Dunkel.

Rudolf hielt es für rathſam, dieſen ruhigen Abzug nicht zu ſtören. Er ging an den Tiſch, um zu ſehen, ob der ſchreibende Geiſt vielleicht ſo gefällig geweſen ſey, ihm den Plan eines trefflichen Romanes aufzuzeichnen. Aber, ſtatt deſſen, fand er folgende Zeilen mit eckiger Mönchsſchrift geſchrieben:

Bethörter Jüngling, laß es bleiben
Das unglückſel'ge Bücherſchreiben!
Ich ſelbſt war, als ich lebt', ein Thor,
Der ſich's als Eg' und Pflug erkor,
Die Welt mit Schriften zu ergötzen.
Ach! warum ſtrebt' ich nicht drauf los,
In eines Amtes warmen Schooß
Mich ruhig und bequem zu ſetzen!
Ich ſchrieb manch fröhliches Gedicht,

Doch frohe Tage kannt' ich nicht. —
Drum ließ ich mir auf meinen Grabſtein äzen:
„Hier ruht ein Mann, der Andern Freude machte,
Sich aber ſelbſt um Glück und Freude brachte.“

Dieſe wehmüthigen Worte griffen dem beſtürzten Leſer ans Herz. Er zerbrach ſich den Kopf über den Schreiber. Die erſte und natürlichſte Vermuthung war die, daß es ein vermummter Menſch geweſen ſey. Doch woher wußte der Geiſteraffe, daß ſich Rudolf der Schriftſtellerey widmen wollte? Das war nur ſeiner Mutter und dem Buchhändler bekannt. Aber jene ſchlichte, redliche Frau, die mit geheimen Liſten nie umging, hatte gewiß keinen ſolchen Warner gedungen; und noch weniger konnte Wolfgang der Anſtifter ſeyn, weil er dadurch ganz gegen ſeinen Vortheil gehandelt hätte. Alſo mußte ſich Rudolf, ſo ſehr auch ſeine Vernunft dagegen ſtritt, zu dem Glauben bequemen, daß ſich der Geiſt eines alten verkümmerten Dichters die Mühe genommen habe, ihm mit guten Rathe zu dienen.

Die lange, finſtere Halle, von welcher ſeine Lichter kaum den vierten Theil erleuchteten, war ihm nun ein ängſtlicher Aufenthalt, und an Erfindung romantiſcher Geſchichten war nicht zu denken. Doch, ſeinem Gelübde treu, wich er nicht von der Stelle. Mariane ſtand ihm, wie ein freundlicher Schutzengel, immer vor Augen, und die Nacht verging, ohne daß ihm ein neues Abenteuer begegnete.

14.

Als er ſechs oder acht Meilen weiter gewandert war, lag das zweyte wüſte Schloß vor ihm. Er wäre gern um dieſe neue Schule der Herzhaftigkeit herumgegangen, wenn es ihm erlaubt geſchienen hätte, ſein Wort zu brechen. Damit er jedoch ſicher ſey, von keinem Menſchen darin geneckt zu werden, hielt er im nahen Städtchen, wo er einige Stunden ausruhte, ſein nächtliches Vorhaben geheim. Er kaufte gegen Abend eine Laterne, Lichter und Feuerzeug, und ging damit, von niemand bemerkt, ins einſam liegende Schloß.

Er fand in demſelben ein Gemach, deſſen verfallene Wände noch auf allen Seiten hoch genug waren, ein brennendes Licht gegen den Wind zu ſchützen. Hier ließ er ſich nieder. Ein breiter Stein war ſein Seſſel, und der rieſenhafte ſteinerne Rumpf eines Ritters, der, aus einer Blende herab geſtürzt, Arme und Beine gebrochen hatte, ſein Tiſch. Das war wohl dem rüſtigen Kämpen, der vermuthlich ſein Leben lang alle Federgeſchäfte ritterlich haßte, nicht an der Wiege geſungen worden, daß einſt der Rücken ſeines Standbildes einem jungen Romanendichter zum Schreibepulte dienen würde.

Rudolf hatte die Warnung des Dichtergeiſtes in den Wind geſchlagen, und begeiſtert von der jungen Muſe, die einſt ſeine Frau werden ſollte, begann er einen Roman, wozu er ſich ſchon im Wandern die nöthigen Zurüſtungen gemacht hatte. Er ſchrieb einige Blätter mit ſolcher Verſenkung in ſein Werk, daß er alles um ſich her vergaß.

Auf Einmal hallten Fußtritte durch das öde Gemäuer. Anfangs weit entfernt, waren ſie kaum hörbar; doch immer kamen ſie näher. Endlich trat ein geharniſchter Ritter, mit geſchloſſenem Helmfenſter, ins Gemach, und ſagte mit rauher Stimme:

„Bartloſer Fant, was haſt du hier im Sinn?
Berechneſt du den ſchimpflichen Gewinn,
Wenn ihr, wie euch der grimme Geiz gelehrt,
Die Mauern dieſer grauen Burg zerſtört,
Und das Geſtein verkauft, damit etwann
Ein Kramer ſich ein Luſthaus bauen kann?
Schon habt ihr vieler Berge ſtolzes Haupt
Der alten Krone frevventlich beraubt;
Ihr habt gehackt, geſchaufelt, bis das Schloß,

Das oben ſtand, in euren Seckel ſtoß.
War's wohl die Hand voll rother Heller werth,
Daß ihr deßhalb ein Alterthum entbehrt?
Ein Denkmahl aus der deutſchen Ritterzeit,
Von welcher ihr nur Schattenbilder ſeyd!
Ha! ſchatzen und bewahren ſolltet ihr
Der Burgen Reſt, als eine Landeszier,
Und durch den Anblick ſtarken euren Geiſt,
Der nicht mehr deutſch iſt, der nur deutſch noch heißt. —
Was ſtarrſt du mich mit finſtern Augen an?
Ich weiß die Thaten, die ihr jüngſt gethan!
Wie ein gequälter Stier zuletzt ergrimmt
Den Peiniger auf ſeine Hörner nimmt,
Und in die Luft, wie einen Ball, ihn ſchnellt,
Daß nieder ſturzend ſein Gebein zerſchellt:
So faßtet ihr des fremden Drangers Macht,
Und malmtet ſie in mancher braven Schlacht.
Doch euer Werth, der hoch im Felde ſtieg,
Wie kläglich ſank er nach erfochtnem Sieg!
Beſcheiden ſtill iſt achtes Heldenthum;
Ihr aber larmt mit eurer Thaten Ruhm,
Und macht mit Mund und Schrift euch machtig breit,
Was fur ein Kern- und Wundervolk ihr ſeyd.
O, dieß undeutſche Großthun ziemt euch nicht!
Iſt's denn genug, wenn man nur tapfer ficht?

Muß man nicht auch von ſchnöder Selbſtſucht rein,
Gut und gerecht und altdeutſch redlich ſeyn?
Das iſt der wahren Deutſchheit goldner Kern!
Den machet euch ganz eigen, liebe Herr'n!
Ringt euch beherzt von Stolz und Dünkel los,
Strebt, groß zu ſeyn, nur nennt nicht ſelbſt euch
groß!" —

Hier ſchwieg der Ritter, wandte ſich, und trat ab.

Rudolf ließ den Verdacht, daß er ein Finanzbeamter oder ein Steinhändler ſey, auf ſich ſitzen, und vertheidigte ſich mit keinem Worte dagegen. Des Eiferers Schritte verhallten nach und nach in der Ferne; die Burg ward wieder ſo ſtill als vorher; aber die gute Stimmung, in welcher ſich der Romanenſchreiber vor dieſem Auftritte befand, war verſchwunden; er brachte keine Zeile mehr zu Stande. Deſſen ungeachtet hielt er in den öden Mauern herzhaft aus, bis ihm der grauende Tag erlaubte, mit Ehren weiter zu wandeln.

15.

Dreyßig Stunden ſpäter ſah er die Löwenburg, die Königin der Ruinen, aus Felſen und Bäumen hervor blicken.

Da es eben Mittag war, ging er zuvörderſt ins nächſte Dorf zum Eſſen, und forſchte im Wirthshauſe, ob die Burg noch wohnbar ſey, und ob ſich jemand darin aufhalte. „Ja, leider!" ſagte der Wirth. „Es hauſ't drin ſeit Menſchengedenken ein Unbekannter, vor dem uns der liebe Herrgott bewahre! Es ſoll ein fürchterlicher Unhold ſeyn, der ein ſchönes Fräulein gefangen hält, und vermuthlich ſehr eiferſüchtig iſt; denn betritt jemand ſein Gebiet, ſo wirft er mit Steinen, und thut bisweilen Schreckſchüſſe: drum wagt ſich ſeit langer Zeit niemand mehr in ſeine Reſidenz, und ſo hört man jetzt wenig oder nichts von ihm."

Unbefriediget, weil er von Bruno nichts

erfahren hatte, begab ſich Rudolf nach Tiſche zur berüchtigten Burg, und fand ihren Anblick in der Nähe ſo wunderſchön, daß er ſich ihr gegen über ſetzte, um ſie zu zeichnen. Zufällig ging eben der Dorfſchulmeiſter, mit ſeinen Chorknaben, vorbey. Der Zeichner ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und fragte ihn, ob die Sage, daß es in den Ruinen nicht geheuer ſey, einigen Grund habe. Da blies ſich der Meiſter auf, lächelte vornehm, und entgegnete zierlich: „Ein Mann, wie ich, der aus dem Silberborne der Weltweisheit geſchöpft und getrunken hat, überläßt es den Hefen des Volkes, Geſpenſter zu glauben.“ Er hatte dieſe koſtbaren Worte kaum geſprochen, als ein beträchtlicher Stein aus der Burgpforte flog, und ihm zwiſchen die Beine rollte. Erblaſſend that er einen Angſtſprung, und ergriff, mit ſeinen Knäblein, eiligſt die Flucht.

Ungeſchreckt durch die Feigheit des Weltweiſen, ging Rudolf jetzt in die Burg, und wünſchte ſehnlich, ſeinen Freund, der ihn dahin eingeladen hatte, zu finden. Aber der ganze innere Raum war ſtill und todt, und es flogen nicht einmal, nach der Sage des Schenkwirths, Steine umher. Vergebens rief Rudolf den Nahmen Bruno oft und laut; vergebens klopfte er an eine verſchloſſene Thür. Er hielt es nun für entſchieden, daß ihn der muthwillige Menſch in den April geſchickt habe. Darüber aufgebracht, und der ſchauerlichen Nachtwachen überdrüßig, ging er ins Wirthshaus zurück, um dort gemächlich zu ſchlafen, und des andern Morgens ſeine Rückreiſe anzutreten.

Kaum eingeſchlummert, träumte ihm: Wolfgang ſtehe, mit Marianen, vor ſeinem Bette und ſage: „Sieh, da liegt der Weichling in den Federn, und prahlte doch, er wolle, Dir zu Liebe, in drey oder vier wüſten Schlöſſern bey Nacht an Romanen arbeiten!“ —

Darüber erwachte der Schläfer, ſtand beſchämt auf, kleidete ſich wieder an, und eilte ſtracks in die Löwenburg.

16.

Er richtete ſich zwiſchen den Mauernſchädeln — wie man in Oberdeutſchland die Ueberreſte alter Schlöſſer kräftig nennt — ſo gut als möglich ein. In der zwölften Stunde ſah er eine zwerghafte Geſtalt, mit einer Leuchte, auf ſich zu kommen. Sie winkte, ihr zu folgen. Er trug einige Minuten lang Bedenken; endlich entſchloß er ſich dazu. Der Kobold hüpfte, wie ein Froſch, vor ihm her, und führte ihn an die Thür, die er fünf oder ſechs Stunden zuvor verſchloſſen gefunden hatte.

Jetzt ſprang ſie, wie von ſelbſt, weit auf, und mit Erſtaunen und Grauſen erblickte er in einem hell erleuchteten Gemache den ſchrecklichen Unhold, von dem in der Dorfſchenke die Rede war. Mit einer Bärenhaut bekleidet, das Geſicht ganz mit Haaren bewachſen, und auf eine Herkuleskeule geſtützt, ſtand er hinter einem Tiſche, an welchem ein junges, blühendes Mädchen ſaß. Schaudernd trat Rudolf einige Schritte zurück; aber der furchtbare Mann ging auf ihn zu, ließ ſeine Haarmaske fallen, und mit freudiger Ueberraſchung ſank Rudolf in Bruno's Arme.

Als ſich Jener von ſeiner Verwunderung erhohlt hatte, machte ihm Bruno ſeine Geſellſchafterin bekannt. Sie hieß Ida von Dülmen, und war die Mündel eines Herrn von Löwenburg, deſſen Urväter die Burg gleiches Nahmens, als ihr Stammhaus, bewohnten. Aber ſchon ſein Vater verließ ſie, wegen ihres Alters Gebrechlichkeit, und baute ſich einige tauſend Schritte davon ein neues Schloß, das jetzt ſein Sohn beſaß. Dieſer, ein etwas rauher Mann, hielt ſeine Mündel unter ſtrenger Aufſicht, und dennoch hatte ſie im Bade zu Pyrmont, wohin ſie ihn in der Mitte des Sommers begleitete, hinter ſeinem Rücken mit Bruno zärtliche Bekanntſchaft gemacht. Der Vormund geſtattete keinem jungen Manne Zutritt in ſeinem Hauſe; die Liebenden vereinigten ſich daher zu heimlichen Zuſammenkünften in der einſamen und von jedermann geflohenen Löwenburg, wohin ſich das Fräulein faſt täglich begab, ſo bald der alte Herr zu Bette gegangen war. Niemand, als eine vertraute Zofe, wußte und beförderte dieſe nächtliche Auswanderung, die ſchon einen Monat lang unentdeckt geſchah.

Rudolfs Wegweiſer in der Burg war ein liſtiger, in Bruno's Dienſten ſtehender Knabe geweſen, der ſich zu einem Zwerge zuſammengeduckt hatte. Er hielt ſich oft Tage lang in der Burg verborgen, um Steine zu ſchleudern, wenn ein unberufener Gaſt erſchien; und er war es auch, der dem Geſpenſterläugner, dem philoſophiſchen Schulmeiſter, einen Denkzettel ans Bein gab.

Alles, was hier in beliebter Kürze berichtet ward, erzählte Bruno mit mehrern kleinen Umſtänden, deren Kenntniß dem Leſer entbehrlich iſt.

Nun rückte Rudolf mit ſeinem dicken Briefe heraus. „Himmel!“ rief Bruno, „das iſt kein Brief, das iſt ein vollſtändiges Lehrbuch der Moral, und enthält vermuthlich, als Anhang, mein ganzes Sündenregiſter. Das wird mir einmal gute Dienſte thun, wenn ich zur Beichte gehen will. So lange mag's ungeleſen bleiben.“

17.

Er warf das Päckchen eben uneröffnet auf den Tiſch, als der Knabe draußen anfing, ſehr lebhaft mit Steinen zu ſchießen. „Alle

Wetter! was geht da vor?“ ſagte Bruno, und fuhr in ſeine Bärenhaut, die er abgelegt hatte. Da ſtürzte der Knabe herein und meldete: es ſey ein ganzes Heer im Anzuge. Bruno that blinde Piſtolenſchüſſe zur Thür hinaus; aber die eingedrungene Schaar ließ ſich dadurch nicht abhalten, immer näher zu kommen. Er führte jetzt das Mädchen und ſeinen Freund in ein Nebengemach, und ſagte: „Laßt mich die Sache allein ausmachen!“

Kaum waren ſie bey Seite gebracht, ſo ſtürmte Herr von Löwenburg, der die Schleichwege ſeiner Mündel erfahren hatte, an der Spitze ſeiner zahlreichen, bewaffneten Dienerſchaft, in's Gemach, fuhr ſcheltend und tobend auf Bruno los, fragte nach ſeinem Nahmen und Stande, und foderte das Fräulein von ihm. Bruno entgegnete: er werde nicht eher auf irgend eine Frage antworten, bis man ſie höflich vortrage. „Was Höflichkeit!“ rief Herr von Löwenburg. „Wie kann ein ſo verdächtiger Nachtvogel auf Höflichkeit trotzen? Nennt Euch augenblicklich! Oder meine Diener ſtehen bereit, Euch ins Gefängniß zu ſchleppen.“

„Rührt mich an!“ ſchrie der Bär, und erhob ſeine herkuliſche Keule.

Beſorgt, daß blutige Händel entſtehen möchten, trat Rudolf hervor, um ſich ins Mittel zu legen.

„Ey, da iſt ja eine ganze Bande beyſammen!“ ſagte Herr von Löwenburg.

Ohne Antwort darauf bat Rudolf ſeinen Freund, ſich zu nennen. Bruno weigerte ſich; aber Jener, der ſich in dieſer mißlichen Lage zum Vormunde des Hitzkopfs berufen fühlte, nahm eigenmächtig den Brief vom Tiſche, zeigte dem Herrn von Löwenburg die Aufſchrift, und erſuchte ihn, ſein Betragen darnach einzurichten.

„Was beweiſ't dieſe Aufſchrift?“ ſprach

der zornige Mann. „Sie kann gemacht ſeyn, um als Blendwerk zu dienen.“

„Elendes Mißtrauen, das ich beſchämen muß!“ rief Bruno, und riß den Umſchlag des Briefes auf. Das erſte Wort, das ihm ins Auge fiel, war der Nahme Ida von Dülmen. Er las weiter, ſein Geſicht klärte ſich auf, und er ſagte mit freundlichem Lächeln: „Mein Herr von Löwenburg, hier erhalte ich eben zu gelegener Zeit die Nachricht, daß mir ein kürzlich verſtorbener Oheim, der General Freywald, funfzig tauſend Thaler unter der Bedingung vermacht hat, die Tochter ſeines vormaligen treuen Waffengefährten und Freundes, des Oberſten Dülmen, zu heirathen.“ — Er entfaltete zugleich das, in gerichtlich beglaubter Abſchrift, beyliegende Teſtament, und übergab es dem Herrn von Löwenburg zur Durchſicht.

Dieſer las die Urkunde mit großen Augen, winkte ſeinen Bedienten, ſich zu entfernen, und ſagte: „Verzeihen Sie meinen vorigen Ungeſtüm, Herr von Freywald: Ich konnte, als Vormund, nicht durch die Finger ſehen. Nun aber hat es nichts zu bedeuten, daß Sie ſich etwas voreilig dazu anſchickten, den letzten Willen Ihres Herrn Onkels zu erfüllen.“

Jetzt wagte ſich Ida aus ihrer Verborgenheit hervor, und ein reuiger Blick ihrer geſenkten Augen, wobey ſie ſchweigend die Hand auf's Herz legte, bat den Vormund um Vergebung. Er begnügte ſich, ihr mit dem Zeigefinger zu drohen, und freudig flog ſie in des Geliebten Arme.

Herr von Löwenburg fragte nach Rudolfs Nahmen, und lud ihn ein, des folgenden Mittags bey ihm zu ſpeiſen. Aber den Bräutigam, der ſich bisher den Tag über in der entlegenen Waldhütte eines Jägers aufgehalten hatte, nahm er mit ſich in ſein Schloß, um bis zur Hochzeit bey ihm zu wohnen.

18.

Des andern Tages wandte ſich Herr von Löwenburg, bey der Tafel, an Rudolf mit der Frage: „Kennen Sie den Buchhändler Wolfgang in Ihrer Vaterſtadt?“

Erröthend ſprach Rudolf ein leiſes Ja.

„So iſt Ihnen auch wohl ſeine Stieftochter bekannt?“

Rudolf erglühte noch ſtärker, und verbeugte ſich ſtumm.

Herr von Löwenburg ängſtete ihn mit noch mehrern, das Mädchen betreffenden Fragen, und trieb ſeine Verlegenheit auf's höchſte.

„Meine Neugier ſcheint Ihnen etwas beſchwerlich zu werden;“ fuhr er fort. „Ich muß Ihnen aber geſtehen, daß ich einiges Recht habe, nach Marianen zu fragen. Sie iſt meine Enkelin. — Ihre Mutter war meine leibliche Tochter; aber ich hörte auf, ihr Vater zu ſeyn, als ſie ſich in eine heimliche und höchſt unkluge Heirath einließ. Ich kümmerte mich daher auch nie um ihre Tochter: doch darüber mache ich mir nun Vorwürfe, da ich von einem Freunde, der ſie nur vor wenigen Tagen ſah und ſprach, mit Vergnügen hörte, daß ſie ein gutes, treffliches Mädchen ſey, und meine ganze Vaterliebe verdiene. Derſelbe Freund erzählte mir zugleich: es liebe ſie ein wackerer Jüngling, der eben ſo zärtlich wieder geliebt werde. — Nun, ich habe nichts dagegen. Gefällt mir der junge Mann, ſo mögen ſich die Leutchen in Gottes Nahmen heirathen, und mir hier auf meinem Gute, da mich Ida verlaſſen will, den Abend meines Lebens erheitern.“

Rudolf ward bald bleich, bald roth, und ſaß mit ſo ungewiſſer Haltung auf ſeinem Stuhle, als ob er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würde.

19.

„Ach! bald hätt' ich's vergeſſen, lieber Bach!“ ſagte Bruno. „Ich ſoll Dich von Marianen grüßen.“

Rudolf ſah ihn, wie verſteinert, an.

„In allem Ernſte!“ fuhr Bruno fort. „Ich habe ſie und Deine Mutter vor acht Tagen geſehen und geſprochen. Es iſt nun Zeit, daß ich Dir reinen Wein einſchenke.“

„Ich hatte meinen Brief, worin ich Dich in die Löwenburg einlud, kaum abgeſandt, als Ida mit ihrem Herrn Vormunde auf acht Tage verreiſen mußte. Um indeſſen nicht lange Weile zu haben, beſchloß ich, Dich zu beſuchen. Ich kam zu Deiner Mutter an eben dem Tage, da Du ſechs oder acht Stunden vorher Deine Wanderſchaft zu mir angetreten hatteſt. Die gute, treuherzige Frau ſchüttete ihr Herz vor mir aus. Ich erfuhr Deine Neigung zu Marianen, des Stiefvaters Gier nach Geiſtergeſchichten, die ihm nichts koſten ſollten, und Deinen Entſchluß, Dich zu dieſer Frohnarbeit in wüſten Schlöſſern vorzubereiten. Neugierig, Deine Geliebte kennen zu lernen, ging ich zu dem Buchhändler, und ſagte: ich hätte gehört, der berühmte Rudolf Bach werde in ſeinem Verlage eine Reihe von Romanen herausgeben, und ich wolle hiermit ſogleich auf hundert Exemplare von jedem derſelben unterzeichnen. Der Mann war außer ſich vor Freude, und bat mich, wie ich erwartet hatte, zum Abendeſſen. Da machte ich denn Bekanntſchaft mit Marianen, fand ſie allerliebſt, entdeckte ihr, daß ich Dein vertrauteſter Freund ſey, und erhielt von ihr den Auftrag, tauſend zärtliche Grüße an Dich zu beſtellen.“

„Des andern Tages kam ich auf den Einfall, Dich Geſpenſterſucher zu necken. Ich kaufte zu dieſem Behuf verſchiedene nöthige Dinge; andere lieh mir mein alter Bekannter, der Schauſpiel-Director. So ausgerüſtet fuhr ich mit Anbruch des dritten Tages Dir nach, und bekam Dich glücklich zu Geſicht, als Du gegen Abend in das große Dorf einwanderteſt, das zwey Gaſthöfe hat, die beyde mit Marktleuten beſetzt waren. Du zogſt vor meinen Augen in den erſten ein; ich fuhr in den zweyten, und ſchickte die Poſtpferde zurück. Als es ganz dunkel geworden war, begab ich mich, mit dem entliehenen Sonntagsrocke des Hausknechts angethan, in Deine Herberge, ließ mir einen Krug Bier geben, und ging mit einem verbundenen Auge, mit einem ſchiefen Munde, und auf einem Beine hinkend, immer vor Dir herum. Ich belauſchte Dich, wie Du mit der Alten die Rockengeſellſchaft verabredeteſt, die ſich des folgenden Abends in Deiner Stube verſammelte. Der Wirth, dem ich zwey Dukaten in die Hand drückte, erlaubte mir, im Rauchfange hinab zu fahren, hielt mir ſelbſt die Leiter dazu, zeigte mir einen Ort, wo ich mich nachher verſtecken ſollte, und ſpielte, als er zum Schein das Geſpenſt geſucht hatte, ſeine Rolle ganz meiſterhaft.“

„Ich verfolgte Dich nun, doch immer zugleich Dir ausweichend, von Ort zu Ort, und erſchien Dir in den zwey wüſten Schlöſſern als Dichter- und Rittergeiſt.“

„Auch bin ich, um Dir alle Räthſel zu löſen, der Freund, von welchem Herr von Löwenburg vorhin ſprach. Ich machte ihn zufälliger Weiſe, indem ich ihm heute früh meinen Beſuch bey dem Buchhändler Wolfgang erzählte, auf ſeine liebenswürdige Enkelin aufmerkſam, empfahl Dich ihm als den braven Mann, der Du biſt, warf mich zu Deinem Brautwerber auf, und erhielt ſein vorläufiges Jawort.“

Staunend und zweifelhaft ſah Rudolf den Herrn von Löwenburg an. Als aber Dieſer alles, was ihn und Marianen betraf, beſtätigte, ging des Jünglings ängſtliche Beklemmung in die ausſchweifendſte Freude über.

Herr von Löwenburg machte ihm nun bekannt, daß er, mit Bruno und Ida, entſchloſſen ſey, ihn des folgenden Tages in ſeine Vaterſtadt zu begleiten, und Marianen aus dem Hauſe ihres Stiefvaters abzuhohlen.

20.

Rudolfs Reiſegeſellſchaft trat in einem Gaſthofe ab; er aber eilte zu ſeiner Mutter, die ihm mit Thränen entgegen kam. Er fragte, warum ſie weine. Da erzählte ſie ihm: ſie habe, während ſeiner Abweſenheit, ſein Andenken bey ſeinen hohen Gönnern nicht erlöſchen laſſen wollen, und ihnen daher vor einigen Tagen, an ſeiner Stelle, die Aufwartung gemacht; ſie ſey aber vor Schrecken beynahe des Todes geweſen, als man ihr überall ins

Geſicht geſagt habe, daß ihr Sohn, der Romanſchreiber, nicht hoffen dürfe, mit der Würde eines Amtes jemals bekleidet zu werden.

„O, liebe Mutter,“ ſagte Rudolf, „wenn Ihnen kein größeres Unglück begegnete, ſo ſeyn Sie ganz ruhig! Mein Roman und die Reiſe nach der Löwenburg brachten mir mehr ein, als ich in hundert Jahren am Kanzelleytiſche gewinnen könnte.“

Er erzählte ihr nun alles, was wir ſchon wiſſen; aber ſie bezweifelte die Gewißheit ſeines Glücks ſo lange, bis zwey unverwerfliche Zeugen der Wahrheit, Herr von Löwenburg und Bruno, um ſie zu beſuchen, ins Zimmer traten, und ihre Traurigkeit in Freude verkehrten.

Die drey Männer gingen hierauf zum Buchhändler Wolfgang, der den Herrn von Löwenburg, mit welchem er vor langen Jahren einen unangenehmen Briefwechſel geführt hatte, nicht perſönlich kannte. Er hielt ihn, da er in Bruno's und Rudolfs Mitte erſchien, für einen guten Kunden, der vielleicht auch hundert Exemplare von Bachs künftigen Werken in Beſchlag nehmen würde. Aber wie hart fiel er aus den Wolken, als ſich ſein Schwiegervater nannte, und ihm mit kurzen Worten erklärte, daß er ſeine Enkelin abhohlen, und an den jungen Bach verheirathen wolle. Des Mannes Beſtürzung war ſo groß, daß ihm eine Weile der Mund offen ſtehen blieb. Dann wandte er ſich zu dem jungen Schriftſteller, und ſagte mit zitternder Stimme: „Aber es bleibt doch bey unſerm Vertrage, daß Sie mir vorher die bewußten ſechs Romane ſchreiben?“

„Das wird kaum möglich ſeyn;“ antwortete Rudolf: „denn über drey Wochen mache ich ſchon Hochzeit.“

„Dagegen thu' ich Einſpruch!“ rief Wolfgang. „Ich willige nicht eher in die Heirath

rath meiner Stieftochter, bis ich meine ſechs Romane gedruckt vor mir ſehe.“

Herr von Löwenburg belehrte ihn mit derben Worten, daß er über Marianen keine Gewalt habe, und noch weniger mit ihr wuchern könne. Kurz, er mußte ſich bequemen, ſie ohne Löſegeld zu entlaſſen. Aber, wie ein raubgieriger Plünderer, ſtürzte er jetzt in ihr Zimmer, und riß alle ihre Kleider und andere Habſeligkeiten, als ſein bezahltes Eigenthum, an ſich. Mariane, die ihr Großvater gleich beym erſten Anblick lieb gewann, und in ſeine Arme ſchloß, gab ihre kleinen Schätze mit Freuden hin, und verließ, wie ſie eben gekleidet war, das Haus ihres grämlichen Stiefvaters, der ihr, als ſie Abſchied nehmen wollte, den Rücken zukehrte.

Rudolfs Mutter freute ſich der guten und ſchönen Tochter, und vertauſchte ihren Wohnort mit dem Landgute des Herrn von Löwenburg, der ſie erſuchte, bey ihm und ihren Kindern zu leben. Als ſie nun dort faſt auf den Händen getragen ward, und Rudolfs häusliches Glück ihre Erwartung weit überſtieg, ſagte ſie oft: „Ende gut, alles gut! Wer hätte gedacht, daß ein Roman ſo große Dinge thun könnte! Nun mögen die hohen Herrſchaften, die meinem Sohne deßhalb keinen Biſſen Brod geben wollten, ihre magern Aemtchen behalten.“

IV.

Der blecherne Zopf.

Ein Schwank.

Ein kleiner Fürſt unterhielt eine ſehr kleine, nur aus dreyßig Köpfen beſtehende Leibwache, und ſie befehligte ein überaus, kleiner, kugelrunder Hauptmann, Nahmens Haberlieb, der aber einen ungeheuer langen Zopf hatte. Er ſchleppte ihn faſt auf der Erde, und ſteckte ihn deßhalb bey ſchlimmer Witterung in die linke Rocktaſche. Der Lieutenant und der Fähnrich der Garde trugen dagegen, wie jetzt jedermann, kurz verſchnittenes Haar. Doch im Dienſte durften ſie nicht ſo kahl erſcheinen. Sie verſahen ſich daher mit Scheinzöpfen, die ſie an die Bärmütze befeſtigen ließen.

Einsmals hatte der Hauptmann mit dem Fähnrich die Schloßwache. Der Fürſt rift aus; es ward ins Gewehr gerufen. Die beyden Offiziere ſtürzten aus der Wachſtube, verwechſelten in der Eile die Mützen, und die zuſchauenden Gähnaffen hatten das ergötzliche Schauſpiel, den Hauptmann mit zwey Zöpfen in Parade ſtehen zu ſehen, als ob er an ſeinem eigenen, der doch füglich für drey gelten konnte, nicht genug hätte.

Dieſen poſſierlichen Vorfall erfuhr in den nächſten Stunden das ganze Reſidenzſtädtchen, und wo ſich Herr Haberlieb blicken ließ, ward er darüber geneckt. Sogar die Straßenbuben zapften ihn laut und öffentlich an. Das verdroß ihn gewaltig; er ſchalt und fluchte links und rechts, doch das Geſpött war untilgbar, und ward ihm am Ende ſo läſtig, daß er von Herzen wünſchte, die unartige Stadt verlaſſen zu können.

Hierzu zeigte ſich bald eine glorreiche Gelegenheit. Der Fürſt mußte zur franzöſiſchen Armee, als ſie nach Rußland zog, funfzig Mann ſtellen, und ſeine ſchöne Leibwache mit dazu hergeben, weil er die bedeutende Heerſchaar nicht anders vollzählig auf die Beine bringen konnte. Haberlieb ſollte ſie, als Feldmarſchall, befehligen. Dieſer ehrenhafte Antrag ſchlug ihm aber dermaßen in alle Glieder, daß er auf der Stelle das Kanonenfieber bekam, und ſeinen Abſchied nehmen mußte. Um jedoch bey dem Kriege nicht müßig zu ſeyn, begab er ſich in die Dienſte eines größern Fürſten, als Kriegskommiſſär, weil er hinten bey dem Troſſe ſein Fieber beſſer abwarten konnte.

Geſund, reich, und mit noch länger gewachſenem Zopfe, kam er in die Stadt, wo er vormals bey der fürſtlichen Garde geſtanden hatte, aus dem Felde zurück, ließ ſich in der Hoffnung, daß über jene lächerliche Begebenheit längſt Gras gewachſen ſey, häuslich da nieder, und wollte ſich vermählen. Er warb um verſchiedene artige Mädchen; ſie ſtießen ſich aber ſämmtlich an ſeinen häßlichen, noch immer allgemein verſpotteten Haarzagel, und vergebens waren alle Bitten und Vorſtellungen ſeiner Freunde, ihn abſchneiden zu laſſen. „Er iſt ein Erbſtück;“ gab er zur Antwort. „Alle meine Voraͤltern hatten ſo lange Zöpfe; ſie wurden gleichſam unſer Familienwappen, und ich kann und will es nicht aufgeben. Wer weiß denn auch, ob ich nicht wie Simſon beſchaffen bin, daß nach der Haarſchur meine Kraft von mir wiche?“ — Dabey blieb er hartnäckig, und ließ ſich lieber fünf oder ſechs Körbe aufpacken.

Endlich war er ſo glücklich, daß ihm

Victorie, ein ſchönes und kluges Mädchen, nicht nur das Jawort gab, ſondern auch gegen ſein ſogenanntes Familienwappen, ungeachtet es ihr äußerſt mißfiel, keine Einwendungen machte. Sie verließ ſich auf ihre Schlauheit, das Ungeheuer über kurz oder lang, als regierende Hausherrin, bey Seite zu bringen. Darauf ging ſie mit verſchiedenen Zweiflern anſehnliche Wetten ein.

Die Sache ließ ſich aber nicht ſo leicht ausführen, als die neue Delila dachte. Sie bekam zwar alle Morgen den Rieſenzopf in ihre Gewalt, weil ſie aus argliſtiger Abſicht das Geſchäft übernahm, ihn mit Band zu bewickeln; doch mußte ſie vorher alle ſchneidende Werkzeuge, beſonders Scheeren, von ſich entfernen, und ihre Kleider, wie eine Gefangene, durchſuchen laſſen. Zu andern Tageszeiten war vollends kein Meuchelſchnitt möglich; denn Haberliebchen war aus Vorſicht der höflichſte Gemahl von der Welt, und kehrte ihr niemals den Rücken zu. Bey dieſen Umſtänden ſah ſie bald ein, daß ihr der vorhabende Streich nicht ohne fremden Beyſtand gelingen werde.

Eines Tages befand ſie ſich mit ihrem Eheherrn in einer Gartengeſellſchaft, und traf da zwey junge, muthwillige Freundinnen, die ſich mit ihr in die Verſchwörung einließen, den kleinen Mann unter freyem Himmel zu entzopfen. Wohlgemuth ging er eben mit einer dampfenden Tabakspfeife, die ſo lang war, als er ſelbſt, im Garten auf und nieder. Victorie, und eine der Mitverſchworenen nahten ſich freundlich, nahmen ihn Arm in Arm in die Mitte, und begannen mit ihm ein trauliches Geſpräch. Indeſſen ſchlich die dritte Spießgeſellin, mit einer großen Scheere, von hinten heran, ergriff leiſe den Zopf, und wollte ihn mit einigen herzhaften Schnitten vom Haupte trennen. Doch, indem ſie anſetzte, merkte das Männlein die drohende Gefahr, wehrte ſich raſend, und ſchrie aus vollem Halſe: „Gewalt! Gewalt!“ Erſchrocken eilten verſchiedene alte Herren und Frauen, die in einer nahen Laube am Spieltiſche ſaßen, mit ängſtlichen Geſichtern herbey, und ſprengten ſcheltend die Verſchworenen aus einander.

Dießmal gerettet, gerieth er bald darauf zu Hauſe noch ſchlimmer in die Klemme. Er ſtand auf der Schwelle eines großen Kleiderſchrankes, um etwas heraus zu langen. Plötzlich trat ſeine Frau hinter ihm in die Stube. Er fuhr, für ſeinen Haarſchweif zitternd, heftig zuſammen, der Schrank ſchlug mit ihm um, und der hohle Rumpf bedeckte ihn ohne Schaden; nur ſein Zopf, ſein unglücklicher Zopf guckte, wie das Schwänzlein einer gefangenen Maus, unter dem Rande hervor. Victorie ſchoß auf die willkommene Beute zu, und zerrte daran, um ein tüchtiges Stück zum Abſchneiden zu gewinnen. „Engel! Teufel! laß los!“ ſchrie der Geraufte. „Ich kaufe

Dir einen neuen Hut — ein ſeidenes Kleid — eine goldene Uhr — ein Paar diamantene Ohrgehänge.“ — Victorie lachte bey dieſer Steigerung, und zerrte mit verſtärkter Heftigkeit bey jedem neuen Gebote. „Gut!“ ſagte ſie zuletzt. „Ich nehme dieſe vier Stücke als Löſegeld an; doch damit iſt's nicht genug. Ich verlange noch einen franzöſiſchen Prachtſhawl, und ſo macht der ganze Braß ungefähr dreyhundert Thaler. Giebſt Du mir nun auf der Stelle darüber einen Wechſel, binnen zehn Minuten zahlbar, ſo behältſt Du Deinen Zopf.“ — Er ſtritt mit Händen und Füßen gegen dieſe Prellerey; doch Victorie gab nicht nach, zog den Zopf noch weiter an ſich, und klirrte furchtbar mit der Scheere. Das preßte dem zähen Geizhals die Zuſage des Geldes ab. Sie langte nun, ohne das härene Unterpfand aus der Hand zu laſſen, Papier, Feder und Tinte vom nahen Schreibtiſche her, ſchob alles unter den Schrank, und lüftete ihn ſo weit, daß der verhaftete Schuldner das zum Schreiben nöthige Licht erhielt. Bald darauf kroch ein vollzogener Wechſel unter dem Schranke hervor. Sie nahm ihn zu ſich, entließ den Zopf, und befahl dem herbeygerufenen Diener, ſeinen Herrn zu entkerkern.

Der Wechſel ward noch vor der Verfallzeit eingelöſ't. Der gute Zahler ging aber dann ſogleich aus, und kam nicht eher zurück, bis ihm ein geſchickter Klempner ein blechernes Gehäuſe über ſeinen Zopf gefertiget hatte. Dieſem Harniſch trug nun der verfolgte Liebling Tag und Nacht.

Ungefähr vier Wochen darauf ſah ſich *der Mann mit dem Blechzopfe* — ſo hieß er jetzt in der Stadt — zu einer fernen Reiſe genöthiget, und bediente ſich aus Geitz der öffentlichen Poſt. Am dritten Tage ſeiner Fahrt, als er ſchon dreyer Landesherren Gebiet hinter ſich hatte, kam er in ein Städtchen, wo umgeſpannt wurde. Der Poſtmeiſter ſah ihn ſcharf an, ging mit ſpähenden Augen um ihn herum, ſteckte ein Zeitungsblatt, das auf ſeinem Schreibtiſche lag, in die Taſche, und eilte fort. Nach einer Viertelſtunde kam er mit dem Bürgermeiſter zurück. Ihnen folgte der Stadtknecht mit Ketten in der Hand, und zwey alte, mit roſtigen Flinten bewaffnete Bürger, die ſich an die Thür, wie Schildwachen, ſtellten. Der Bürgermeiſter, ſeines Handwerks ein Schneider, zog eine Elle unter dem Rock hervor, und wollte ſie an des Hauptmanns Zopf anlegen. „Was ſoll das heißen?“ rief Haberlieb, und ſchlug ihm den Maaßſtab aus der Hand. „Reſpeckt gegen die Obrigkeit!“ ſagte der Bürgermeiſter. Sonſt ſind Leute hier, die werden Euch zahm machen thun.“ — Als ſich der Hauptmann aber dennoch gegen den wiederholten Meßverſuch grimmig wehrte, hielten ihn der Stadtknecht und die beyden

Schildwachen, wie Hetzhunde ein wildes Schwein. Der Bürgermeiſter maß indeſſen den Zopf, und ſagte: „Ganz richtig! Ihr ſeyd der Dieb, den ein Steckbrief verfolgt, und wir werden Euch ausliefern thun.“

„Raſet Ihr?“ — rief der Hauptmann. „Ich ein Dieb? — Wie wollt Ihr das beweiſen?“

„Durch gegenwärtigen Steckbrief!“ verſetzte der Bürgermeiſter, und las, nach aufgepflanzter Brille, aus der Zeitung, wie folgt:

> „Ein gewiſſer Menſch, Nahmens Liebhaber hat ſich, wegen eines bedeutenden Kaſſen-Diebſtahls, auf flüchtigen Fuß geſetzt. Er iſt ungefähr vierzig Jahr alt, ſehr klein, und ſehr dick, und zeichnet ſich beſonders durch einen ungewöhnlichen, beynahe zwey Ellen langen Zopf, den er bisweilen in die linke Rocktaſche ſteckt, unverkennbar aus. Alle Civil- und Militär-Behörden werden

„erſucht, den Entwichenen im Betretungs-
„falle zu verhaften u. ſ. w."

„Adlich von Kibitziſche Gerichte zu
Stoppelfeld."

„Nun, was geht mich der Kerl und der Steckbrief an?" ſchrie der Hauptmann. „Ich heiße Haberlieb; das beweiſet mein Paß."

„Ein pfiffiger Spitzbube!" ſagte der Bürgermeiſter lächelnd zu den Umſtehenden. „Liebhaber und Haberlieb, ein luſtiges Wortſpiel! Das hilft Euch aber nichts; wir halten uns an den Zopf, nicht an den Paß; denn mit dergleichen falſchen Papieren thun ſich verſchlagene Diebe ſorgfältig verſehen."

Der Hauptmann mochte ſagen, was er wollte, er ward von dem klugen Schneider nicht angehört, und der Stadtknecht raſſelte mit den Ketten, um ſie ihm anzulegen.

Da trat, wie ein Engel vom Himmel, ein alter verabſchiedeter Grenadier, der vormals unter Haberliebs Fuchtel geſtanden hatte, in die Stube. Die Kameraden erkannten einander ſogleich, und der graue Schnurrbart, der im Orte anſäſſig und dem Bürgermeiſter als ehrlicher Mann bekannt war, erbot ſich, für des Hauptmanns Schuldloſigkeit mit Haus und Hof zu bürgen. Jetzt geruhte die hohe Stadtobrigkeit, den bisher verſchmähten Paß des Anſehens zu würdigen, und geſtand mit einiger Beſchämung die Möglichkeit zu, daß zwey verſchiedene kleine Männer, mit langen Zöpfen und faſt ähnlichen Nahmen, in der Welt herum laufen könnten. Nach dieſer Ehrenerklärung zog der Bürgermeiſter mit ſeinem Gefolge wieder ab.

Aber der Hauptmann hatte durch dieſen verdrießlichen Vorfall ein ſolches Haar in ſeinen langen Haaren gefunden, daß er ſie ſich auf der Stelle von dem Grenadier abſchneiden ließ, um nicht nochmals für ſeinen umgekehrten Nahmensvetter, den Kaſſendieb, angeſehen zu werden.

Als die traurige Handlung vorbey war, nahm er Extrapoſt, und fuhr ſo ſchnell als möglich in ſeine Wohnſtadt zurück.

Dort angekommen, ging er ſogleich in die Zeitungs-Expedition, und ließ ſich die Handſchrift des Steckbriefes zeigen. Er kannte ſie auf den erſten Blick. Sie gehörte einem jungen Manne, der ſeit einiger Zeit Victoriens Verehrer war, und ſich als Hausfreund eingeniſtet hatte. Da ging dem Hauptmann plötzlich ein Licht auf. Er rannte in ſeine Wohnung, und fand den zärtlichen Krauskopf an Victoriens Seite. „Madam!“ ſprach er höhniſch: „Sie ſenden Steckbriefe gegen einen gewiſſen Liebhaber aus, und haben den Ihrigen in den Armen. Aber ich bedaure, daß ich ihm, dem Gerichtsſchreiber zu Stoppelfeld — das vermuthlich im Monde liegt — den Weg ins Zuchthaus bahnen muß.“

Beyde erſchraken; denn die Handſchrift, die Haberlieb vorzeigte, ließ ſich nicht abläugnen. Victorie wollte, nachdem ſie ſich etwas gefaßt hatte, die Sache als einen Spaß behandeln. Es ſey bloß ihre Abſicht geweſen, ſagte ſie, ihm durch den Steckbrief, den er unnöthiger Weiſe übel nehme, den garſtigen Zagel vom Kopfe wegzuſcherzen, und ſich nebenbey den Gewinn einiger darauf eingegangenen Wetten zu verſchaffen.

„Verdammter Spaß!“ ſchrie Haberlieb. „Ich ward als Dieb angehalten, man wollte mich in Ketten und Banden ſchlagen — Höll' und Teufel! ich ein Dieb! — Dieſen Schimpf kann nur Blut auslöſchen.“

Mit dieſen Worten riß er, wie ein Theaterheld, ſein Schwert aus der Scheide, und wollte damit gegen den Krauskopf ſpiegelfechten.

„Halt, Männchen!“ rief Victorie, und zog ihn an ein Fenſter, wo ſie ihm in's Ohr raunte: „Was lärmſt Du ſo, daß man Dich für einen Dieb anſah? — Du biſt ein Dieb! — Haſt Du mir nicht vertraulich geſtanden, daß Du die Kriegskaſſe um mehr als zwanzig tauſend Thaler bevortheilteſt? — Dieſes halsbrechende Geheimniß verſchwieg ich bisher, und will es auch ferner verſchweigen; aber ich mache mir drey Bedingungen: erſtens Schonung meines Freundes, zweytens Eheſcheidung, drittens baare zehn tauſend Thaler Unterhaltungsgelder, einmal für immer. — Entſchließe Dich zu dem allen auf der Stelle; ſonſt — Du verſtehſt mich!“ —

Erſchrocken, und nun ſelbſt zitternd und zagend vor dem Zuchthauſe, womit er vorher den Krauskopf bedrohte, bequemte er ſich ſogleich zu den ihm vorgelegten Bedingungen, und erfüllte die zweyte ſogar mit Vergnügen, weil er die ränkevolle Frau, die ihn auf eine ſo ſchändliche Art um ſein Familienwappen gebracht hatte, nicht mehr vor ſeinen Augen leiden konnte.

V.

Die drey Proben.

Der Gerichtshalter **Hebebaum**, ein gewaltiger Mann von Körper und Stimme, hatte die Bauern tüchtig geſchröpft, und ſpeiſ'te nach vollbrachter Arbeit ſelbander mit dem Gerichtsherrn. Er, der Gaſt, gab ſich aber ein ſo überlegenes Anſehen, als wäre **er** Gebieter im Schloſſe, und hätte einen jungen, von ſich abhängigen Menſchen aus vorwaltender Milde zu Tiſche gebeten. Herr **Tobias von Hopfenberg** befand ſich noch nicht lange im Beſitz ſeines Bartes, war übrigens ein ſtammhaftes Männlein, doch am Geiſte ziemlich ſchwach, und ließ ſich in allen Dingen von dem gebieteriſchen Gerichtshalter beherrſchen.

Beym Nachtiſch erhob der Rieſe ſein Glas, und rief: „Auf eine glückliche und ehrenvolle Vermählung!“ Junker Tobias that ihm freundlich Beſcheid. „Aber verſtehen Sie mich recht!“ ſagte Hebebaum. „Ich trank auf eine ehrenvolle Vermählung. Sie müſſen folglich der Jungfer Benedict, die Ihnen im Kopfe ſteckt, entſagen, müſſen ſich mit einem altadlichen Hauſe verbinden, und hierdurch gleich von der Wurzel aus einen makelloſen Stammbaum pflanzen, damit dereinſt Ihre Nachkommen, wenn ſie ſich um Hofämter bewerben, bey der Ahnenprobe beſtehen.“

Der Junker rieb ſich die Stirn, und

machte ein kindiſches Geſicht, als ob er eine gallenbittere Arzeney einnehmen ſollte.

„Nun, weinen Sie nur nicht etwa!“ fuhr ihn der Gerichtshalter an. „Es wehrt's Ihnen ja niemand, eine heimliche Liebſchaft mit Hannchen zu unterhalten. Laſſen Sie das artige Ding, mit einer ſtillen Ausſteuer, dem alten Krüppel, dem Verwalter, antrauen! Da haben Sie das junge Weibchen immer bey der Hand, küſſen und dahlen im Wirthſchaftsgebäude nach Herzensluſt, und die gnädige Frau erfährt in ihrem Paradezimmer kein Wort davon.“

„Das wär' eine kitzliche Sache!“ verſetzte der Junker. „Wenn ich aber durchaus ein adliches Fräulein heirathen muß, ſo nennen Sie mir ein Haus, wo ich anklopfen ſoll.“

„Gehen Sie nach Rothſtein!“ gebot Hebebaum: „Der Oberſte von Minden hat eine liebenswürdige Tochter.“

„Liebenswürdig?“ ſagte Tobias. „Von

der Geſtalt mag das zur Noth gelten; aber ihr Betragen gefällt mir nicht. Ich ſah ſie neulich auf einem Jahrmarkt, und ſaß bey Tiſche neben ihr; da ſprach ſie ſo geziert und gelehrt, daß ich ſie manchmal gar nicht verſtand, und der Vater tummelte mich mit allerhand gröblichen Scherzreden, die mir mein Leibgericht, Schinken mit Erbſen, ganz verſalzten.“

„Er meint's nicht böſe, der alte deutſche Degenknopf;“ ſprach der Gerichtshalter. „Aber Schnaken und abenteuerliche Streiche macht er gern; das iſt wahr.“

„Nun, wenn Sie glauben, daß mit den Leuten ein Auskommen iſt, ſo ſeyn Sie mein Brautwerber!“ bat Tobias.

„Nein, ich gebe mich nicht damit ab, Kuppelpelze zu verdienen;“ erwiederte Hebebaum. „Haben Sie aber einmal eine Eheſcheidung vor, da will ich bald los helfen. — Vor der Hand bemühn Sie ſich nur ſelbſt nach Rothſtein! Aber ich rath' Ihnen, daß ich Sie nach zwey oder drey Monaten, wenn ich von einer Geſchäftsreiſe ins Ausland zurück komme, als Bräutigam finde! Sonſt ſchelt' ich tapfer, mein junger Herr!"

Als der Geſetzgeber nach der Mahlzeit abgefahren war, verwünſchte Tobias ſeinen Adel, dem er des ehrſamen Dorfſchulmeiſters reizende Tochter aufopfern ſollte. Er machte nicht den geringſten Verſuch, den Pfeil der Liebe aus dem Herzen zu ziehen; er begab ſich vielmehr in Gefahr, ihn noch tiefer hinein zu drücken: denn er ging aus, das Mädchen zu beſuchen, und brauchte dabey nur die einzige Vorſicht, daß er ſich unter Weges immer ſcheu umſah, ob vielleicht der furchtbare Gerichtshalter wieder zurück käme, da es doch möglich war, daß ihm hinter dem Dorfe ein noch zu ertheilender Befehl eingefallen oder ein Rad gebrochen ſeyn könnte. Doch der Popanz erſchien nicht, und Tobias huſchte freudig ins Schulhaus.

Benedict, der durch das trübe Fenſter ſeiner Lehrſtube den hohen Gönner erblickte, eilte mit ehrerbietigem Schrecken hinaus, und empfing ihn mit der feyerlichen Anrede: „Dreymal willkommen, unter meinem Dache, gnädiger Herr! Wollen Hochdieſelben vielleicht die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte Ihrer jungen Unterthanen prüfen, ſo geruhen Sie herein zu treten in dieſen kleinen, dunkeln, ſeit zwanzig Jahren nicht ausgeweißten Weisheitstempel.“

Aber dieß künſtliche Wortſpiel ward überhört, weil eben Hannchen die Thür der gegen über befindlichen Wohnſtube aufſtieß, und ſagte: „Sie kommen wie gerufen, Herr von Hopfenberg! Sie können mir einpacken helfen.“

„Einpacken?“ fragte Tobias. „Sie wollen doch nicht verreiſen?“

„Ja, ich bin eben im Begriff, und mein Koffer iſt ſo voll, daß ich jemand brauche, der auf den Deckel tritt, damit ich zuſchließen kann.“

Hiermit ergriff ſie den jungen Herrn am Arme, und zog ihn in die Stube.

„Mädchen, Mädchen, Du ſetzeſt ja den ſchuldigen Reſpekt ganz aus den Augen!“ rief der ängſtliche Vater, und ging in ſeine ſchwarze Höhle zurück, um das innere Getümmel mit drohendem Herrſcherſtabe zu ſtillen.

Der gewichtige Junker brachte den widerſpenſtigen Deckel ſogleich zum Gehorſam. „Ach! ich hätte das nicht thun ſollen!“ ſprach er mit kläglicher Stimme: „Nun reiſen Sie fort, und ich ſehe das gar nicht gern.“

„Sie ſcherzen!“ warf ſie leicht hin.

„Wär' aber ein bischen Ernſt dabey, ſo ſag' ich Ihnen zum Troſte, daß die Reiſe nicht weiter geht, als nach Bienenfeld, zur Frau von Schönau.“

„Was wollen Sie denn dort?“

„Ich bin — wie das berühmten Leuten bisweilen begegnet — von freyen Stücken berufen worden, der guten Dame mit meinen Nadelkünſten zu dienen, und ihr, da ſie viel Langeweile hat, einige Monate Geſellſchaft zu leiſten.“

„Einige Monate?“ — rief Tobias, und ward vor Beſtürzung blaß. „O, die glückliche Frau von Schönau! Ich muß ſie beneiden.“

„Ich wüßte nicht, warum?“ ſagte Hannchen. „Wer ſo reich und unabhängig iſt, als Sie, Herr von Hopfenberg, der braucht niemand zu beneiden; er kann ſich jeden Wunſch gewähren.“

„Das denken Sie!“ ſprach er ſeufzend.

„Ich weiß am beſten, wo mich der Schuh drückt."

Indem er ſo ächzte, kam der Wagen, der Hannchen abhohlen ſollte. Der Kutſcher trat in die Stube, und ergriff den Koffer, um ihn auf den Wagen zu bringen. Hannchen wollte mit anfaſſen; doch der zärtliche Tobias bemächtigte ſich raſch der einen Handhabe, und trug, als Gehülfe des Kutſchers, den Koffer hinaus. Hannchen ſah ruhig zu, als wäre das ganz in der Ordnung. Aber mit Entſetzen ſtürzte Benedict aus der Schulſtube, bat tauſendmal um Verzeihung, wollte die unanſtändige Bürde dem Junker abnehmen, und ſchalt, als er zurück gewieſen ward, auf das Mädchen los: „Um des Himmels willen! wie kannſt Du das zugeben? Es iſt ein ordentliches Majeſtätsverbrechen, Dir von unſerm gnädigen Herrn aufwarten zu laſſen." — „Ich hab's ihm nicht geheißen;" ſagte Hannchen, „und er wartet mir gern auf, wie es ſcheint." — „Welche Einbildung!" rief der Vater. „Hüte Dich, Du Tochter eines armen Schulmeiſters, vor eitlen Gedanken!" —

Dieſes Gemurmel auf der Hausflur unterbrach des Junkers Rückkunft vom Wagen. Hannchens Abſchied von ihm fiel, wegen der Gegenwart des Vaters, kälter und trockener aus, als wohl ſonſt geſchehen wäre. Er hob ſie, trotz aller Einwendungen des Alten, in den Wagen, drückte ihr noch kräftig die Hand, und die Reiſe ging fort.

Verliebter, als er gekommen war, kehrte er in ſeine Wohnung zurück, und faßte den kühnen Entſchluß, ſich gegen ſeinen Tyrannen zu empören, und Hannchen zu heirathen. Aber in der Nacht träumte ihm, daß der große Knecht Ruprecht vor ihm ſtehe, und ihn mit geballter Rieſenfauſt warne, keinen dummen Streich zu machen, ſondern zu bedenken, daß er ein Edelmann ſey. Dieſer ſchwere Traum, deſſen er ſich am Morgen lebhaft erinnerte, löſchte das aufgeloderte Strohfeuer ſeines Muthes ſogleich wieder aus, und machte eine Anwandelung von Adelſtolz in ihm rege. Er ging, da es Sommer und ſchönes Wetter war, in den Garten, um die Art und Weiſe, wie er in Rothſtein als Freyer auftreten wollte, ungeſtört zu überlegen.

Indem er nun, luſtwandelnd und Tabak ſchmauchend, einen glücklichen Einfall zu erhaſchen ſuchte, kam er an eine Laube, und ſah mit einiger Verwunderung auf dem darin ſtehenden Tiſche ein Buch liegen. Aus ſeiner eigenen Bibliothek war es nicht; denn dieſe beſtand nur aus einer Anweiſung zum Bierbrauen und dem Haushaltungs-Kalender. Es mußte folglich ein benachbarter junger Edelmann, der Tages vorher zum Beſuch gekommen und, da er niemand zu Hauſe gefunden, in den Garten gegangen war, das fremde

Wunderding zurückgelaſſen haben. Tobias nahm den Fündling etwas linkiſch in die Hand, ſchlug das Titelblatt auf, und las: Goethe's Werke.

„Goethe?“ — ſprach er für ſich, und ſann über den unbekannten Nahmen ein Weilchen nach. „Wer iſt der Goethe? Ich habe mein Lebtage nichts von ihm gehört.“

Er blätterte hin und her, las hier und da eine Zeile, fand aber unter allen Gedichten des erſten Bandes, der ihm in die Hand gefallen war, kein einziges nach ſeinem Geſchmack. Endlich ſtieß er auf die Antworten bey einem geſellſchaftlichen Frageſpiele. Dieſe Ueberſchrift machte ihn aufmerkſam, und erweckte den Wunſch, aus dieſem Gedichte etwas zu lernen, womit er Ehre einlegen könnte, wenn er vielleicht einmal in ein ſolches Spiel verwickelt würde. Er ſetzte ſich daher in der Laube feſt, und las laut und mühſam, wie ein Leſeſchüler, die erſte, einer Dame in den Mund gelegte Antwort:

Was ein weiblich Herz erfreue?
In der klein- und großen Welt.
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt.

Er hielt inne, klopfte ſich an die Stirn, und ſagte: „Merk's dir, Tobias! Kleide dich, wenn du dem Fräulein aufwarteſt, ganz nagelneu, und kannſt du ſonſt noch etwas Neues, das man nicht bey jedem Menſchenkinde ſieht, erfinden oder auftreiben, deſto beſſer! Denn ſchau, eine Dame, die das Ding doch verſtehen muß, ſagt's hier klar und deutlich, daß den Weiblein das Neue gefällt. Da ſteht's gedruckt, und was gedruckt iſt, hab' ich immer gehört, das iſt wahr."

Begierig las er weiter, doch die nächſten Zeilen verſtand er nicht, und wußte ſich nichts daraus zu nehmen. Er fand erſt wieder Waſſer auf ſeine Mühle, als der Erfahrene ſpricht:

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

„Aha!" rief der freudige Leſer: „Nun kam ich erſt vor die rechte Schmiede! Man muß alſo Anfangs zärtlich ſeyn, wie ein Tauber, dann raſch und verwegen, wie ein ungezogener Maulaffe, und zuletzt, wenn das alles nichts hilft, kalt und gleichgültig, wie ein ſteifer Klotz. — Das ſcheint mir, bey meiner Treu! eine gute Lehre; und gelingt mir's damit, ſo will ich mich bey dem klugen Lehrmeiſter, wenn ich ſeinen Aufenthalt ausforſchen kann, ſchönſtens bedanken."

Er ließ nun vor allen Dingen aus der nächſten Stadt einen berühmten Schneider kommen, und beſtellte bey ihm einen roſenfarbenen Leibrock von Seide und papageygrüne Unterkleider dazu. Der Meiſter, ein Mann von Geſchmack, machte lächelnd den Einwand: die zarte Roſenfarbe würde zu den vollen, braunrothen Wangen des gnädigen Herrn keine gute Wirkung thun, und ein ſo bunter Anzug ſey überhaupt in ganz Europa nicht Mode. „Das iſt mir eben recht!“ verſetzte der Junker. „Mir gefallen ſie nicht, die ſchwarzen Jacken, die man jetzt überall ſieht. Mancher, dem etwa die Seele ſeines Geldbeutels ausgefahren iſt, hat wohl Urſache, in Trauer zu gehen: ich aber will mich gerade recht freudig und bunt kleiden, um etwas Neues und Sonderbares zu haben.“ — Der Schneider ſchüttelte den Kopf, nahm aber Maß, und beurlaubte ſich mit dem Verſprechen, die befohlene Arbeit nächſtens zu liefern.

Während der Junker darauf wartete, ſann er fleißig auf zierliche Redensarten, womit er des Fräuleins Ohren kitzeln wollte. Auch zerbrach er ſich viel den Kopf, wie er ſich, außer der glücklich erfundenen Neuheit ſeiner Bekleidung, noch auf irgend eine andere Art als ein liebenswürdiger Sonderling auszeichnen könnte.

Darüber nachdenkend ging er eines Tages vor ſeiner Burg auf und ab. Da ſah er eine Heerde Schweine die Straße herauf kommen, und hinter denſelben ein ſeltſames Fuhrwerk. Vier ſchwarze, ungewöhnlich große Eber zogen ein Wäglein, auf welchem ein dicker Mann ſaß, der ſie wie ein Geſpann Pferde lenkte. Mit offnem Munde ſtarrte der Junker die borſtigen Rappen an, die immer näher heran trabten.

„Ey, ſchönen, guten Tag, Muſie Tobies!“ rief der dicke Mann. „Was, zum Teufel, machen Sie hier?“

Herr von Hopfenberg fuhr zuſammen, und riß die Augen weit auf.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" ſagte Jener. „Ich bin Martin Schlau, der Ihrem ſeligen Vater manch ehrliches Schwein lieferte, und manchen Krug mit ihm trank. Ich ſehe Sie noch im Kinderkäppchen vor mir herum laufen. Sie verſteckten ſich immer hinter den großen Biertonnen, die im Hofe ſtanden, und beſchoſſen mit einer Spritzbüchſe die vorbey gehenden Leute. Mir ſelbſt thaten Sie dieſe Ehre bisweilen an, Sie loſer Musie Tobies!"

„Dieſen gar zu vertraulichen Hausnahmen muß ich mir verbitten, mein Lieber!" ſprach der Junker ſtolz. „Jene Zeiten ſind vorbey. Aus Kindern werden Leute."

„Sie haben Recht!" antwortete der alte Bekannte. „Nehmen Sie mir's nicht für ungut, Musje Stroh!"

„Auch dieſen Nahmen führ' ich nicht

mehr;" verſetzte Tobias verdrießlich. „Ich heiße jetzt Herr von Hopfenberg, und beſitze dieß Rittergut."

„Iſt's möglich?" rief der Schweinhändler, und zog ſchnell den Hut ab. „O, was für große Dinge kann das liebe Bier thun! Sie, den eheleiblichen Sohn des Bürgers und Brauers Stroh, hat's zum Edelmann gemacht. Gottes Wunder! — Nun, wahrlich an Ihnen war Hopfen und Malz nicht verloren! — Aber ſagen Sie mir, gnädiger Herr, warum haben Sie den väterlichen Nahmen, der doch in der That kein leeres Stroh war, von ſich geworfen?"

„Er klang zu bürgerlich;" ſagte der junge Edelmann. „Es ward mir von allen Seiten gerathen, ihn bey meiner Erhebung in den Adelſtand abzulegen. Ich nannte mich alſo Hopfenberg, und erkaufte dieſen Nahmen auch meinem Gute, das vormals Eſelsbrücke hieß."

„Mit Geld läßt ſich doch alles Krumme gerade machen!" ſprach der Schweinhändler. „Doch muß ich geſtehen, es waren geſcheidte Leute, die Ihnen den Rath gaben; denn Herr von Stroh auf Eſelsbrücke hätte nicht fein gellungen, und mancherley Gedanken erweckt."

„Laßt das!" fiel ihm der Junker ins Wort. „Ich kann Euer Fuhrwerk nicht genug anſehen. Wie ſeyd Ihr auf den ſchnurrigen Einfall gekommen?"

„Eine luſtige Schnurre ſoll's gar nicht ſeyn;" erwiederte Jener. „Die ernſthaft ſchlechte Zeit brachte mich auf dieſe Erfindung, die mir bey meinen Reiſen ein Paar Pferde erſpart."

„Aber laſſen ſich denn auch dieſe Wildfänge leiten und lenken?" fragte Hopfenberg.

„Schauen Sie!" rief der Dicke, und ſetzte ſeinen Poſtzug mit Zunge und Peitſche in Bewegung. Er fuhr links und rechts, und machte ſo geſchickte Wendungen, wie ſie kaum mit kunſtmäßig eingefahrenen Pferden gelungen wären. Dabey trugen ſich die Thierchen ſo zierlich, daß ſie mit gleichem Beyfall, wie bisher Pferde und Hunde, auf den vorzüglichſten deutſchen Bühnen hätten auftreten können.

Tobias klatſchte ſchon vorläufig in die Hände. Der Wagenlenker bot ihm ſeinen Sitz an, um ſelbſt eine Probe zu machen, und ſie ging trefflich von Statten. Da ſchoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, das Viergeſpann zu kaufen, und damit bey dem Fräulein vorzufahren, weil er durch die Neuheit dieſes Aufzuges unfehlbar ihr Herz zu erfreuen und zu gewinnen hoffte.

Martin Schlau faßte ſogleich, als ihm der Junker den Kauf antrug, den chriſtlichen Vorſatz, Ihro Gnaden weidlich zu prellen. Er ſtellte ſich Anfangs, als könnte er ſeine Zugthiere durchaus nicht entbehren, und ſchlug den Handel rund ab. Endlich gab er zwar dem dringenden Verlangen nach, foderte jedoch einen unmäßigen Preis. „Topp! es gilt!" rief Tobias hitzig, und zahlte ſtehendes Fußes die beträchtliche Summe, die er in Gold bey ſich hatte. Kaum war das geſchehen, ſo fuhr Martin, wie jene Teufel in die Säue der Gergeſener, unter ſeine Heerde, holte vier tüchtige, zum Ziehen ebenfalls ſchon abgerichtete Schecken heraus, ſpannte ſie vor das Wäglein, und rollte, ins Fäuſtchen lachend, davon.

„Verdammter Kerl!" brummte Tobias. „Du durfteſt dir nur, wenn ich dich vor Zeiten beſpritzte, deinen groben Kittel abwiſchen, ſo warſt du trocken: mir aber haſt du die Augen jetzt ausgewiſcht, daß ſie naß werden möchten. — Fahr' zum Teufel mit deinen vier Schecken!"

So ſchalt er dem Schweinhändler, der noch in der Ferne luſtig den Hut ſchwang, zwiſchen den Zähnen nach, beruhigte ſich aber bald, trieb hochſelbſt die theuer gekauften Rappen in ſein Schloß, übergab ſie einem Knechte, und befahl ihm, ſie ganz wie Pferde zu bedienen. Dann ließ er zierliche Kummte, mit Gold belegt, und ſeidene Stränge verfertigen, ſpannte die ſo glänzend angeſchirrten Eber vor ſeinen Whisky, und machte, zum Erſtaunen ſeines ganzen Hofſtaates, ums Schloß herum eine Probefahrt, die ſich prächtig ausnahm, und ohne Anſtoß gelang.

Indeſſen war auch das Papagayengewand angekommen. Er konnte nun die Brautfahrt beginnen. Doch, im Hauſe des Oberſten noch fremd, fand er für gut, ſeinen Leibjäger zuvor nach Rothſtein abzuſenden, und ſich auf den folgenden Tag zum Beſuch anmelden zu laſſen.

Herr von Minden freute ſich eben nicht,

mit dem neubackenen Edelmanne, deſſen Albernheit ihm kein Geheimniß war, in nähere Bekanntſchaft zu gerathen. Da er jedoch den Tag darauf ohnedieß Gäſte hatte, und es wahrſcheinlich war, daß ſich die Geſellſchaft auf Koſten des Einfaltspinſels beluſtigen würde, ſo ließ er ihn zur Tafel einladen.

Tobias ſah dieſe unerwartete Höflichkeit als eine gute Vorbedeutung an, und ſchmückte ſich freudig zum Gaſtmahl. Als der Papagey fertig war, und ſich noch nicht bunt genug dünkte, ließ er eine reichliche Blumenleſe aus ſeinem Garten in einen ungeheuern Strauß binden, und befeſtigte ſich ihn, wie ein ländlicher Bräutigam, vor der Bruſt. Den großen platten Federhut, den der neue Edelmann durchaus nicht entbehren konnte, nahm er unter den Arm, beſtieg ſeinen Triumphwagen, und ſteif, wie ein Pfahl, auf dem Mittelpunkte des hohen Sitzes thronend, ergriff er die Leitſeile der grunzenden Rappen. Den vierſchrötigen, jetzt als Jockey gekleideten Wärter derſelben, ließ er hinter dem Wagen reiten, und den Jäger voran.

Männiglich erſtaunte über dieſen glänzenden Aufzug, der das Dorf Hopfenberg vom Anfang bis zum Ende durchprangte. Nur die Bauerhunde mußten das Vergnügen dieſes Schauſpiels entbehren, weil der geſtrenge Junker ein Gebot ausgehen ließ, die Krakeeler ſammt und ſonders einzuſperren, damit ſie nicht mit ſeinen Schwarzen, die zu einer Balgerey mit ihnen keine Zeit hatten, unfertige Händel anfangen möchten.

Aber die ſchwarzen Brüder waren oft unter ſich ſelbſt uneins, zankten und biſſen ſich, oder wollten von ihrem Berufswege abweichen, und ſich in Gräben und Sümpfen gütlich thun; doch allen dieſen Unarten ſteuerte die Geißel des aufmerkſamen Gebieters, und er kam ohne den geringſten Unfall zum Schloſſe

Rothſtein, deſſen Pforte den geladenen Gäſten angelweit offen ſtand.

Rechts und links vor derſelben ſaßen, wie Thorwärter oder Güterbeſchauer, zwey große Hunde, die jedoch gar nicht darauf erpicht ſchienen, ihr Amt mit Strenge zu verwalten. Sie blickten den voraus ſprengenden Jäger ruhig an, und ließen ihn, weil er wie ein rechtlicher Mann ausſah, ungehindert einreiten. Aber mit gelaſſen warnender Stimme erhoben ſie ſich bey der Ankunft des Wagens. Die Schwarzen merkten, daß ihnen der Einlaß ſtreitig gemacht werden würde, und wollten umkehren; doch die mächtige Peitſche trieb ſie vorwärts. Sie wehrten ſich, als ſie von den beyden Thürhütern heftig angefahren wurden, mit ihren großen Hauzähnen, und ſchlugen ſich glücklich durch's Thor. Jene hetzten aber hinterdrein, und fielen ihnen grimmig in die Flanken. Die fliehenden Eber bemerkten einen hohen Düngerberg im Hintergrunde des Hofes, und in der Meinung, daß man ſie dort, in ihrem Elemente, unangefochten laſſen würde, rannten ſie drauf zu. Ihr zagender Beherrſcher, den die Furcht, ſeinen hochwerthen, im linken Arme ruhenden Federhut zu beſchädigen oder zu verlieren, bedeutend hinderte, die Zügel der Regierung mit gehöriger Kraft zu handhaben, konnte die Ausreißer nicht halten. Sie ſtürzten den weichen Berg ſeitwärts hinauf, der Wagen ſchlug um, und der unglückliche roſenfarbene Prinz fiel mit aller ſeiner Pracht und Herrlichkeit in einen ſchwarzen See, der den Fuß des Berges umgab.

„Sackerlot! das iſt eine ſaubere Geſchichte!“ rief der Oberſte, der mit ſtarken Schritten herbey kam, indem der vom Pferde geſprungene Jäger ſeinen ganz durchnäßten Junker wieder auf die Füße ſtellte.

„Seyn Sie froh, Herr Nachbar, daß der Burzelbaum noch ſo glücklich ablief!“ ſagte der Oberſte. „Sie wollten wohl mitten im Sommer einen Faſtnachtsſpaß machen? Oder ſcheint Ihnen vielleicht dieſer Poſtzug ſtandesmäßig, weil die Sau in der Jägerſprache das ritterliche Thier heißt?“ —

„Davon weiß ich nichts;“ verſetzte Tobias etwas mürriſch. „Ich weiß nur ſo viel, daß ich mein Leben lang mit den Beſtien nicht wieder fahre.“

Triefend und ſchlotternd ſtand er da, von allerhand Zuſchauern umringt. „Treten Sie ins Haus!“ ſprach der Oberſte. „Wir wollen Anſtalt machen, Sie wieder in ehrbaren Stand zu ſetzen.“

Er begleitete ihn, als er die neugierige Verſammlung durch einen Wink zerſtreut hatte, in ein Zimmer, ließ nur den zur Säuberung nöthigen Jäger mit hinein, und fragte drin den naſſen Gaſt vertraulich: was ihn denn eigentlich bewogen habe, ſich eines ſo poſſierlichen Fuhrwerks zu bedienen.

„Daran iſt niemand Schuld, als ein in Reimen geſchriebenes Buch;“ antwortete Tobias. „Da ſteht drin, daß den Damen das Neue gefalle, und ſo verblendete mich der Teufel, den Eulenſpiegelſtreich zu machen, weil ich mich einem gewiſſen verehrten Gegenſtande durch etwas Neues empfehlen wollte.“

„Geben Sie dieſe ſchöne Hoffnung nicht auf!“ ſagte der ſcherzhafte Oberſte. „Ich will Ihnen ſelbſt mit Rath und That an die Hand geben. Doch weiß ich freylich nicht, ob ſich die Dame, auf die Sie es gemünzt haben, unter denen befindet, die Sie heute in meinem Hauſe antreffen werden.“

„O, gewiß und wahrhaftig!“ erwiederte ſchmunzelnd Tobias.

„Nun gut!“ fuhr der Oberſte fort. „So wollen wir bey Ihrer nöthig gewordenen Umkleidung den Zweck der Neuheit und Sonderbarkeit zu erreichen ſuchen. Ich beſitze noch das prächtige und wohlerhaltene Bräutigamskleid meines Großvaters. Ziehen Sie das an! Ich leihe Ihnen dazu ein Paar Kourierſtiefeln, und in dieſer Figur werden Sie alle Damen bezaubern."

„Herr von Hopfenberg ließ ſich den wunderlichen Vorſchlag gefallen. Der Oberſte ſandte ihm ein breites ausgeſteiftes Kleid von ſchwarzem Sammt, mit großen, ſchon am Elbogen anfangenden Aufſchlägen von Goldſtoff, die, an der Seite aufgeſchlitzt, bey jeder Bewegung wie Fahnen wehten. Der Tropf legte dieß Alterthum an, und verſenkte ſich in die ſtarren, mit ungeheuern Spornen verſehenen Stiefeln, deren Stulpen ſo hoch über's Knie ragten, daß ſie die zum Bräutigamsrocke gehörige Weſte von geblümten Brockat berührten, und ſich mit ihr in einem beſtändigen Gränzſtreite befanden.

„O, da kommt die gute alte Zeit wieder!“ rief eine Dame, als der ſeltſame Gaſt in den Speiſeſaal trat, und ſich rechts und links mit ungeſchickten Kratzfüßen verbeugte. Er ging dann mit Donnerſchritten — denn er konnte ſich in ſeine zarte Rolle noch nicht finden — auf die Tochter vom Hauſe zu, und küßte ihr die Hand. „Willkommen, Herr von Hopfenberg!“ ſagte Roſalie. „Sie machen uns das Alte völlig neu, und trügen Sie noch des Großpapa's Allongenperücke, ſo wäre nichts zu wünſchen übrig.“

Man ſieht, daß Roſaliens Vater das erhaltene Geſtändniß ausgeplaudert hatte.

Tobias ſtiefelte jetzt zu ihm hin, und bat dringend um die noch vermißte Perücke. Der Oberſte gewährte; das unmäßige Lockengebäude ward gebracht, und dem Gimpel, unter dem Händeklatſchen aller Anweſenden, aufgeſetzt.

So ſaß er bey der Tafel, wie ein Faſchingsnarr, dem Fräulein von Minden gegen über,

über, und zwang ſeiner rohen Natur die möglichſte Zierlichkeit und Zartheit auf. Er aß nur, wie ein Vögelchen, lächelte Roſalien immerfort an, und nickte, wenn ſie ſprach, wie die kleinen Jaherren von Gyps, die man ſonſt häufig auf den Simſen der Schränke fand. Er war äußerſt mit ſich zufrieden. „Ich zeige mich zart, ich zeige mich neu; was will man mehr?" ſprach er in Gedanken, und es ahnte ihm nicht, daß ihm in der gegenwärtigen Geſellſchaft gerade die vollſtändigſte Neuheit, die ihm unbeſtritten eigen war, die Neuheit ſeines Adels, in den unbehaglichen Zuſtand der Eule unter den Krähen verſetzte. Ein Paar altadliche Krähen, männlichen Geſchlechts, hackten auch frech und immer frecher auf den dickköpfigen Uhu los, da er ſich aller Gegenwehr enthielt, um nicht unzart zu erſcheinen.

Er gewann aber mit ſeiner zuckerſüßen Artigkeit und Demuth keinen aufrichtig holden Blick von Roſalien. Sie ſchien ſogar blind und taub, als er ſich, mit dem Glaſe in der Hand, feyerlich vom Stuhl erhob, und ihr mit ſüßlich quäkender Stimme den Trinkſpruch: „Was wir lieben!“ zubrachte. Er mußte ſich unverrichteter Sache wieder ſetzen, und ein Rundgelächter ſchweigend erdulden. Dennoch verließ ihn nicht der tröſtliche Wahn, daß nur die auflauernde Geſellſchaft ſie abſchrecke, ihm entſcheidende Zeichen ihrer Zuneigung zu geben.

Darum ſchlich er ihr getroſt nach, als ſie nach der Tafel, mit einer Freundin, in den Garten ging. Er hielt es für gewiß, daß von ihm und ſeiner liebenswürdigen Zartheit die Rede ſeyn werde. Die beyden Fräulein bemerkten ihn Anfangs nicht. Er trat hinter einen Baum, und winkte Roſalien ſchalkhaft mit dem Zeigefinger, als ſie von ungefähr die Augen dahin wandte. Sie ſtellte ſich bey dieſer unbefugten Vertraulichkeit wiederum blind, ſprach aber nach einiger Entfernung mit ihrer

Freundin darüber. Dieſe rieth, den einfältigen Zierbengel gebührend anlaufen zu laſſen. Das ward beſchloſſen; die Mädchen trennten ſich, und Roſalie kam allein in die Gegend zurück, wo der Perückenſtock auf der Lauer ſtand. Plötzlich brach er hinter dem Baume hervor, warf ſich vor ihr auf die Knie, und ſtöhnte folgende, aus dem Munde eines wandernden Harfenſpielers aufgeſchnappte Worte:

„O Fräulein ſüß, o Fräulein mild,
Du allerliebſtes Wunderbild!“

Roſalie mußte lachen; doch ſogleich ward ſie wieder ernſthaft, und ſagte: „Herr von Hopfenberg, Sie haben heute einen ſchlimmen Fall gethan; es ſcheint dadurch einige Unordnung in Ihrer Hirnkammer entſtanden zu ſeyn. Begeben Sie ſich nach Hauſe, und ſorgen Sie für Ihre Geſundheit!“ — Damit eilte ſie fort.

Erſchrocken, erſtarrt, und mit erhobenen Händen, wie er ſie zu ihr empor geſtreckt hatte, blieb er auf den Knien liegen, und ſah ihr eine Weile ohne Bewegung nach. Endlich ſtand er auf, ſchüttelte verdrießlich die Perücke, und machte ſich mit Scham und Widerwillen auf den Rückweg nach dem Schloſſe.

An der Gartenthüre begegnete ihm ſein Jäger, der Kleider und Pferde aus Hopfenberg geholt hatte. „Wir wollen auf der Stelle fort;" ſagte Tobias, und ging wieder in den Garten, um ſich dort umzukleiden. Das that er in der nächſten Laube, ſchickte die erborgten Hüllen ins Schloß, ließ ſeinen Wagen an der Hinterpforte des Gartens vorfahren, und kehrte, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, in ſein Reich zurück.

Höchſt unzufrieden war er mit dem Dichter, der öffentlich ſein Wort gegeben hatte, daß man weibliche Herzen durch Zartheit gewinne. Dennoch entſchloß er ſich, den Worten des Lehrers noch einmal zu trauen, und es nun auch mit der empfohlenen Raſchheit und Verwegenheit zu wagen. Da ſich aber bisweilen der vernünftige Gedanke bey ihm regte, daß ſeine verunglückte Zartheit vielleicht nicht vom rechten Schrot und Korn geweſen ſey, ſo ward ihm bange, den zweyten Verſuch ebenfalls durch eine falſche Sorte von Verwegenheit zu verpfuſchen. Darum ſchien es ihm rathſam, die wahre, liebenswürdige Frechheit, die, dem Vernehmen nach, in der Hauptſtadt zu Hauſe ſeyn ſollte, aus der ächten Quelle zu ſchöpfen, und ſich deshalb einen Weg von zwanzig Meilen nicht verdrießen zu laſſen.

Er kam in der Hauptſtadt an, ſtieg in einem der vornehmſten Gaſthäuſer ab, und trat vor allen Dingen ans Fenſter, um die Muſterbilder, die er ſtudieren wollte, auf der lebhaften Straße zu beobachten. Da ſah er denn bald verſchiedene junge Männer ſeines

Alters, die mit ſichtlicher Selbſtzufriedenheit die Naſe hoch aufwarfen, und den Stempel der Verwegenheit an der Stirn trugen. Einige ſchoſſen vorbey, als hätten ſie die dringendſten Geſchäfte, ſtießen jedermann, der ihnen nicht ſchnell genug auswich, auf die Seite, und fuhren am Ende in den Laden eines Zuckerbäckers, der das Ziel ihrer Eilfertigkeit war. Andere pfiffen und ſangen laut, hieben mit ihren Stöcken oder Reitpeitſchen in den Wind, und lachten mit vollkommenſter Gemüthsruhe, wenn jemand bey ihrem Luftgefechte einen Schlag an den Kopf bekam, und ſich darüber beklagte. — Der lehrbegierige Schüler ſäumte nicht, dieſe Artigkeiten auf der Stelle nachzuahmen. Er übte ſich zuvörderſt vor dem Spiegel, die Naſe hoch zu tragen und verwegene Geſichter zu ſchneiden; dann lief er, mit dem Stocke fechtend, in der Stube auf und nieder, um den raſchen, hüpfenden Gang ſeiner Meiſter zu lernen.

Die letztere Uebung machte, wegen ſeiner mit Nägeln und Hufeiſen beſchlagenen Stiefeln, einen heilloſen Lärm, und es währte nicht lange, ſo erſchien ein Aufwärter, der ihn erſuchte, etwas ſanfter aufzutreten, indem eine unter ihm wohnende gräfliche Herrſchaft gefragt habe, ob über ihr ein Pferdeſtall oder eine Reitbahn ſey, und um gefällige Abſtellung des unleidlichen Getrampels höflichſt bitten laſſe.

„Zum Guckguck! ich bezahle meine Stube, und tobe darin nach Belieben!“ ſagte Tobias, und trieb den gräflichen Geſandten, der gegen die behauptete Befugniß etwas einwenden wollte, mit Aufhebung des Stocks in die Flucht.

Sehr vergnügt, daß er eine ſo gute Anlage zur Verwegenheit bey ſich wahrnahm, ging er aus, um ſich in dieſer trefflichen Tugend noch feſter zu ſetzen. Es begegneten ihm viel junge Leute, die mit vorgerecktem

Kopfe und funkelnden Gläſern vor den Augen jedermann, beſonders junge Frauenzimmer, ſtarr anglotzten. Das ſchien ihm recht hübſch frech, und er kaufte ſogleich eine Brille. Da er aber, ohne Wahl nach Beſchaffenheit ſeiner Augen, die erſte die beſte nahm, ſo ſah er weniger als zuvor, und rannte, wie blinde Kuh ſpielend, gegen männiglich an. Unter andern ſtieß er auf eine Kette von Studenten. Er wollte durchbrechen; aber die Muſenſöhne warfen ihn ſo derb zurück, daß er ins Taumeln kam, ſich unſanft auf's Pflaſter ſetzte, und in den erſten Augenblicken das Aufſtehen vergaß. „Wer mag der Stockfiſch ſeyn?" fragte einer der lachenden Geſellen. „Vermuthlich der Kaliban aus Shakeſpear's Sturm;" ſprach ein Anderer, und das Gelächter griff noch weiter um ſich.

Herr von Hopfenberg nahm die ſonderbare Art, wie man ihn auf öffentlicher Straße zum Sitzen genöthiget hatte, keineswegs übel; er ſah ſie vielmehr als eine werkthätige Unterweiſung in der Verwegenheit an; und da die jungen Meiſter, deren Stand er nicht kannte, zum Theil Bücher unter dem Arme trugen, ſo glaubte er, ſie lernten die freye Kunſt der Verwegenheit daraus, und es entſtand bey ihm der Wunſch, ein ſo nützliches Buch zu beſitzen.

In der Nähe war ein Buchladen, an deſſen Thür ein bejahrter Mann ſtand, der ſich nach Käufern umzuſehen ſchien. Tobias ging zu ihm, und fragte: „Verkaufen Sie Bücher?"

„O ja, mit Vergnügen;" antwortete der Eigenthümer vieler vergeſſenen und beſtäubten Ladenhüther.

„Nun, ſo geben Sie mir ein gutes Lehrbuch der Verwegenheit!" ſagte Tobias.

„Hör' ich recht?" ſprach der Alte: „Ein Lehrbuch der Verwegenheit? — Das hat man nicht; und wozu wär' es auch nöthig?

Unſer hochgeehrteſter Zeitgeiſt lehrt ſie uns durch lebendiges Beyſpiel. — Verwegene Schriften giebt es übrigens genug. Ich verſtehe darunter nicht bloß offenbar freche Lügen- und Läſterſchriften, wie ſie jetzt gang und gebe ſind, ſondern auch gutherzige Romane und Gedichte von Leuten, die kein Talent dazu haben — ferner kunſtrichterliche Urtheile der Einfalt oder unverſchämten Parteylichkeit — überhaupt alles, was wider Minerva's Willen und gegen die Wahrheit geſchrieben wird. — Ich glaube, Sie werden mir beyſtimmen, mein Beſter!"

„Von ganzem Herzen, mein Theuerſter!" antwortete Tobias, und verließ eilig den Buchhändler, deſſen Reden ihm böhmiſche Dörfer waren.

Er begab ſich hierauf in eine Schaubude, wo ein Elephant gezeigt ward, und ſtellte ſich, um das Licht ſeiner Verwegenheit vor den übrigen Zuſchauern leuchten zu laſſen, ſehr nahe vor den lebendigen Berg hin. Die dikken, ungeſchickten Beine feſſelten ſeine Augen zuerſt; aber der Rüſſel, der den Mangel der ihm vorzüglich gebührenden Aufmerkſamkeit übel zu nehmen ſchien, zog ihm, indem er jene betrachtete, den Hut vom Kopfe, und warf ihn rückwärts in den Hintergrund der Bühne, wo er unglücklicher Weiſe in einen Eimer voll Waſſer fiel. Ein ſchadenfrohes Gelächter brach aus. „Ey verflucht!“ knurrte Tobias halblaut: „Hier in der Stadt iſt doch alles verwegen! Menſchen und Vieh um die Wette!“ —

In der Folge beſuchte er Schauſpiele, Kaffeehäuſer und andere öffentliche Beluſtigungsörter, ſah und hörte überall Frechheiten in Menge, und machte dadurch in ſeinem Fache ſo gute Fortſchritte, daß er die hohe Schule, wo mancher luſtige Burſch in drey Jahren nichts lernt, ſchon nach drey Tagen hochgelehrt wieder verlaſſen konnte.

Kaum in ſeiner Heimath angekommen, ward er in das Haus eingeladen, wo er die erworbene Gelehrſamkeit anwenden wollte. Der Oberſte hatte die harte Antwort, die ſeine Tochter dem zärtlichen Großpapa im Garten gab, nicht gebilliget, weil er der Meinung war, daß man es mit dem unſchicklichen Betragen eines argloſen Dümmlings nicht ſo genau nehmen müſſe: er eilte daher, die Sache durch Einladung zur Feyer ſeines Geburtstages wieder gut zu machen.

Der verwegene Gaſt hielt dießmal ſeinen Einzug zu Pferde. Heran brauſend, wie ein Sturmwind, fand er die beyden Thürhüther, die vierzehn Tage zuvor ſein Geſpann ſcheu gemacht hatten, wieder auf ihrem Poſten, ſtrafte ſie rechts und links mit der Hetzpeitſche, und ſprengte knallend, wie ein Poſtillion, der eine Siegesnachricht bringt, in den Hof. Man kannte ihn kaum, als er ins Geſellſchaftszimmer trat: denn verliebt in die ſchönen großen

Backenbärte, die er in der Hauptſtadt ſah, und als ein herrliches Aushängeſchild der Verwegenheit anerkannte, hatte er ſich dort einen Kunſtbart der erſten Größe, der ihm das Anſehen eines Orang-Outangs gab, anleimen laſſen.

Er rannte auf Roſalien zu, riß ihre Hand zum Munde, und ſagte: „Na, ſchönes Fräulein, da bin ich wieder, friſch und geſund! Ich habe mein Hirnkämmerlein in Ordnung gebracht; es ſteht alles wieder auf dem rechten Flecke, und ich betrage mich gewiß und wahrhaftig als ein recht vernünftiger Menſch, indem ich Sie unterthänigſt verehre." — Dabey ſtieß er immer Sporn an Sporn, daß ſie fein klirrten, und wühlte zugleich mit der Hand in den Scheitelhaaren, wie er von den Zierbengeln der Hauptſtadt gelernt hatte.

Bey Tiſche nahm er mit mächtiger Stimme das große Wort. Er hatte an ſeiner Wirthstafel in der Reſidenz beobachtet, daß einige junge Helden, die den Feldzug nach Frankreich mitgemacht, und ſich einige Stunden in Paris aufgehalten hatten, Paris und immer Paris im Munde führten: das that er ihnen treulich nach, und nannte Einmal über das andere den Nahmen der Hauptſtadt, wo er geweſen war. Darin aber that er es Jenen zuvor, daß er, um die Geſellſchaft zu beluſtigen, die kreiſchenden Töne der alten Weiber, die er dort Fiſche, Rettiche, Beſen und andere bedeutende Waaren, ausrufen hörte, überlaut nachſchrie.

Roſalie hielt ſich die Ohren zu, und ſagte: „Erzählen Sie uns doch was beſſeres. Haben Sie nicht Künſtler und Gelehrte geſprochen, und Kunſtwerke geſehen?“

„Das verſteht ſich!“ ſprach er. „Die Gelehrten kamen zu mir auf die Stube; doch — daß ich nicht lüge — es war nur Einer. Wer ſind Sie? fragte ich die dürre, ſchmutzige Figur. Ich bin, ſagte ſie, der wohlbekannte Doctor Prello, deſſen zahlreiche Schriften in den Händen aller Welt ſind. Man läßt mir keine Ruhe, ich muß immer mehr ſchreiben, und ich habe daher jetzt wieder ein höchſt wichtiges Werk unter der Feder, das ich auf Vorausbezahlung herausgebe. Er nannte mir nun einen kauderwälſchen Titel, und überreichte mir ein dickes Nahmenbuch, mit gehorſamſtem Erſuchen, mich einzuſchreiben und zwey Reichsthaler für ein Exemplar zu erlegen. — Ich brauche keine Bücher, ſagt' ich; er ließ aber nicht nach, bis ich mich entſchloß, ein halbes Exemplar zu nehmen, und ihm einen Thaler hinwarf — —"

Ein unbändiges Gelächter erhob ſich. Tobias fragte, worüber man lache. „Ueber Ihr halbes Exemplar;" ſagte der Oberſte. „Das kommt mir gerade ſo vor, als ob Sie ſich bey dem Schneider einen halben Rock mit Einem Aermel beſtellten."

„Sie machten einen köſtlichen Bull, der den beſten iriſchen an die Seite zu ſetzen iſt;"

fiel Roſalie ein. „Doch weiter in den Text! Was ſah'n Sie von Kunſtwerken?“

„Eins der merkwürdigſten;“ antwortete Tobias: „einen hölzernen Mann, der ſprechen und prophezeyen konnte. — Blitz! was waren da für honette Leute, die ſich heimlich von ihm wahrſagen ließen!“

„Und Sie doch wohl auch?“ fragte ein Mitgaſt.

„Gehorſamer Diener, das that ich nicht;“ verſetzte Tobias. „Denn hätt' er mir ein gewiſſes Glück“ — er ſah dabey Roſalien ſcharf an — „abgeſprochen, ſo wär' ich entweder ohnmächtig geworden, oder hätt' ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er in tauſend Stücke zerfallen wäre.“

„Aber ich bitte Sie,“ ſagte Roſalie, „von ſolchen Gaukelpoſſen iſt doch gar nicht die Rede. Ich fragte nach Kunſtwerken. Sah'n Sie nicht, zum Beyſpiel, die Bildergallerie?“

„O, mehr als Eine!“ rief er triumphirend.

rend. „Ich ſah wohl zwanzig Ausſtellungen in verſchiedenen Gegenden der Stadt. Herrliche Bilder, und zu recht billigen Preiſen! Ich kaufte für einen Gulden ein ganzes Dutzend berühmte Feldherren zu Pferde.“ —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er wieder ausgelacht wurde; das hielt ihn aber nicht ab, ſich mit Tiſchreden von gleichem Schlage weiter vernehmen zu laſſen. Dabey trank er tüchtig, und ſteigerte dadurch ſeine Verwegenheit zu einem ſolchen Grade, daß er bey Aufhebung der Tafel den Damen rund herum die Mahlzeit mit Küſſen ſegnen wollte. Sie flohen in ein Nebenzimmer, und verſchloſſen es hinter ſich. Er drohte, Sturm gegen die Thür zu laufen; doch der Oberſte kam den Belagerten zu Hülfe, und entſetzte die Feſtung.

Abends ward getanzt. Der ungelenke Brauersſohn verſtand noch weniger davon als ein Tanzbär, wollte dennoch eine Hauptrolle dabey ſpielen, und machte den tollſten Wirrwarr. Beym Walzen ſtieß er dem Faſſe den Boden aus. Er hatte ſich Roſalien aufgedrungen, flog wie ein Wirbelwind mit ihr herum, ſtürmte in die vordern Paare hinein, prellte ſie aus dem Kreiſe, und fiel am Ende ſelbſt mit ſeiner Tänzerin zu Boden.

Zürnend verließ ſie den Saal. Auch die übrigen Damen tanzten nicht mehr, weil ihnen der ungehobelte Cavalier alle Freude verdarb. Als man ſeine Auffoderungen überall zurück wies, zog er die Flaſche zum Tanz auf, vollendete ſeinen Rauſch, taumelte zu einem Sopha, und ſchlief ein.

Die Geſellſchaft brach auf; das Geräuſch erweckte ihn nicht. Der Oberſte, dem bey der Ankunft des feinen Gaſtes aufgefallen war, daß er ein junges, rohes Pferd ſehr ungeſchickt ritt, machte ſich ein Gewiſſen, ihn mit dem Haarbeutel, den er ſich getrunken hatte, wieder aufſitzen zu laſſen, weil er auf dem finſtern Heimwege leicht den Hals brechen konnte. Er entſchloß ſich daher, ihm ein Nachtlager zu geben, und der aufgerüttelte Schläfer nahm mit lallender Zunge dieſes Erbieten an.

Er ward mit einem andern Gaſte, der auch über Nacht im Hauſe des Oberſten blieb, zuſammengebettet. Es war Herr von Schnabler, ein armer Teufel, der Jahr aus, Jahr ein von einem Ritterſitze zum andern zog, und ſich die nöthige Leibesnahrung durch Schmarotzen verſchaffte. Auch das Gut Hopfenberg gehörte ſeit einiger Zeit zu ſeinem Sprengel, und er trank gleich bey der erſten Abfütterung dem Burgherrn Brüderſchaft zu, um ſich für immer am Tiſche deſſelben Sitz und Stimme zu ſichern.

Junker Tobias, den das Schläfchen auf dem Sopha ſchon halb und halb ernüchtert hatte, ward jetzt durch einen kräftigen Thee, den ihm Roſaliens unverdiente Milde bereiten ließ, vollends in den Stand geſetzt, mit ſeinem Dutzbruder und Stubengeſellen ein vernünftiges Wort unter vier Augen zu ſprechen. Er geſtand ſeine Abſichten auf Roſalien; er entdeckte die poetiſche Quelle ſeiner Verfahrungsart; er offenbarte ſeinen Vorſatz, daß er nun, nachdem er mit Zartheit und Verwegenheit nichts ausgerichtet habe, mit eiskalter Gleichgültigkeit zu Werke gehen, und dann allenfalls die Reihe dieſer Verſuche wieder von vorn anfangen wolle. „Aber nun horch auf, Brüderchen!“ fuhr er fort. „Ich geſtehe Dir im Vertrauen, daß ich in die Prinzeſſin, um die ich mir ſo viel Mühe gebe, nicht ein bischen verliebt bin. Ich will mich bloß der Ehre wegen in ein altadliches Geſchlecht einheirathen; denn Hebebaum, mein Gerichtshalter, beſteht darauf, daß ich mich ſtandesmäßig vermählen ſoll. Was fragt' ich ſonſt nach der hagern, bleichen, immer ſpittelnden, immer ſtichelnden Roſalie? — Ich wüßte wohl ein anderes hübſches Mädchen, das ich für's Leben gern zur Frau nähme, wenn's der Gerichtshalter zuließe."

„Kenn' ich dieſes Mädchen vielleicht?" fragte Schnabler.

Offenherzig nannte Tobias ſein Liebchen.

„Alle Wetter!" rief Jener, der Hannchen einige Tage zuvor in Bienenfeld geſehen hatte: „das iſt ein herrliches Mädchen; das wär' einer Thorheit werth!"

„Gewiß und wahrhaftig!" ſeufzte Tobias. „Aber was hilft's? Ich muß dem Gerichtshalter folgen; denn ich erhielt nur noch geſtern von ihm einen Ermahnungsbrief, der wie mit einem Zaunpfahle geſchrieben, und mit ſo viel grobem Sande beſtreut war, daß ich für dieſe Laſt doppeltes Poſtgeld bezahlen mußte. Ich ſah hieraus den haſtigen Eifer, womit er geſchmiert hatte; daher muß ich zum Kreuze kriechen. Doch geb' ich Hannchen deswegen nicht auf. Ich werde Roſalien, als gnädige Frau vom Hauſe, verehren, und Hannchen lieben. Das gehe recht gut, ſagte der ſchlaue, mit allen Hunden gehetzte Fuchs, der Gerichtshalter. Ich könne, meint er, das Mädchen in aller Stille ausſtatten, und meinem alten, eisgrauen Verwalter antrauen laſſen: ſo hätt' ich das junge Weibel immer in der Nähe, und das Uebrige würde ſich finden."

„Das iſt ein Vorſchlag zur Güte;" ſagte Schnabler. „Zwey halbe Ehen machen eine ganze, und Du haſt dabey den Nebenvortheil, daß Du Dich als ein wahrer Weltmann zeigſt." —

Die Herren Brüder legten ſich hierauf zu Bett, und verſchliefen den Reſt der Nacht.

Am Morgen nahm ſich Tobias vor, noch einen recht verwegenen Streich auszuführen, und Roſalien beym Abſchiede unverſehens zu küſſen; aber ſie kam nicht zum Vorſchein, und der Vater entließ ihn mit ziemlich kalten Worten. Mißlaunig zog er ab, beſtieg ſeinen Gaul, und ſündigte dabey ſo ſehr gegen die Regeln der Reitkunſt, daß er das Pferd durch einen plumpen Ruck mit dem Zügel zum Aufbäumen reitzte, und rücklings herab einem Stallknechte des Oberſten in die Arme fiel. Das war dem ſchulgerechten Reiter, der aus dem Fenſter ſah, ein ſolches Aergerniß, daß er dem Stümper ohne Umſtände zurief: „Herr von Hopfenberg, wenn Sie zum Ritterſtande gehören wollen, ſo lernen Sie reiten!“

Bey dieſem ungeneigten Betragen ließ ſich kaum eine neue Einladung nach Rothſtein wieder erwarten, und ungerufen konnte Herr Tobias nicht einſprechen, weil er dadurch die Larve der Gleichgültigkeit, womit er Roſalien unter die Augen treten wollte, durchlöchert hätte. Wo ſollte nun die Gelegenheit herkommen, den letzten Verſuch anzuſtellen?

Aber ſchon nach drey oder vier Tagen ward dieſe Sorge gehoben. Ein Diener des Oberſten brachte eine Karte des Inhalts: „Herr von Hopfenberg habe die Güte, morgen Mittags bey mir zu ſpeiſen. Mein Sohn, der Dragoner-Officier, iſt auf Urlaub gekommen, und wünſcht unſers neuen Hausfreundes Bekanntſchaft zu machen.“

Sogleich ſetzte ſich Tobias auf's hohe Pferd, und ſagte kalt und mürriſch zum Diener: „Ich muß danken; doch — ich will mich beſinnen. Indeſſen meinen Empfehl!“

Er ſtellte ſich ein, und zwar zu Wagen, um ſich nicht wegen ſeiner elenden Reiterey wieder ausſchelten zu laſſen. Die ganze Familie empfing ihn freundlich; er aber befliß ſich einer ernſthaften, ſteifen, vornehm thuenden Höflichkeit, war beſonders gegen Roſalien äußerſt wortkarg, und aß bey Tiſche ſein

Brod mit Sünden, weil er wie ein Oehlgötze da ſaß, und nichts zur Unterhaltung beytrug, als höchſtens ein Ja oder Nein. Gefragt, was ihm fehle, ſchützte er Kopfſchmerzen vor; doch Trank und Speiſe ſchmeckten dem Kranken.

Nach Tiſche nahm er ſeinen Hut. „Wohin wollen Sie?“ fragte der Oberſte. „In den Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen;“ gab er zur Antwort. Allein er wollte durch ſeine Abſonderung von der Geſellſchaft bloß Kaltſinn gegen Roſalien zeigen. Man ließ ihn gehen. Er wandelte in den Schattengängen auf und ab, und ſagte ſich Schmeicheleyen, daß er heute ſeine Sachen vortrefflich mache.

Bald darauf erſchien Roſalie im Garten, ging mit geſenkten Augen vor ſich hin, und ſchlug einen Weg ein, der ſie ihm entgegen führte. „Ha, es wirkt!“ ſprach er freudig in ſeinem Herzen, und pfiff ein Liedchen, indem er ihr auswich. Sie ſeufzte tief.

Beyde ſetzten ihren Spaziergang fort. Roſalie bemühte ſich auf eine anſtändige Weiſe, ihm zu begegnen; er hingegen ſtrebte ganz unverhohlen, ſie zu vermeiden. Endlich trieb ſie, mit den Windungen des Gartens bekannt, den ſpröden Flüchtling in eine Art von Sack, wo er nicht heraus konnte, wenn er nicht, wie ein Eichhorn, die franzöſiſchen Heckenwände hinan laufen wollte. Er maß wirklich auch ſchon die Höhe mit den Augen, und machte mit Hand und Fuß Anſtalt zum Klettern. „Seyn Sie kein Kind!“ ſagte ſie lachend. „Stehen Sie mir Rede, wie ein geſetzter Mann, und erklären Sie mir das Aprilwetter Ihres Betragens. Ich ſehe Sie heute bey uns zum dritten Mal, und immer waren Sie anders. Erſt ſüß und zart, wie ein arcadiſcher Schäfer, dann rauh und ſtürmiſch, wie ein Wildfang, und nun ſteif und froſtig, wie ein ſchmollender Pedant. — Was ſoll das heißen?"

„Ja, ſo geht's!" ſprach er, und zuckte die Achſeln. „Wie man ins Holz ſchreyt, ſo ſchallt es wieder heraus."

„Mit dieſem Gemeinſpruche, der hier gar nicht paßt, wollen Sie nur Ihre Unart bemänteln;" verſetzte das Fräulein. „Sie ſind ein wetterwendiſcher Geiſt, und werden einſt ein wunderlicher Ehemann werden."

„Es kommt darauf an!" ſprach er mit ſchnödem Lächeln. „Machen Sie den Verſuch!"

„Nun wahrlich! dieſer ſpitzige Ton wäre ſehr einladend dazu!" ſagte ſie, und wandte ſich, als wollte ſie gehen.

Er merkte, daß er die Saiten nicht höher ſpannen durfte, und begann artiger: „Bleiben Sie, Fräulein, und laſſen Sie mich ein aufrichtiges Wort ſprechen. Ich unterſtand mich, Sie zu verehren, und ernſthafte Abſichten auf Ihre werthe Perſon blicken zu laſſen; aber Sie ſchreckten mich durch unfreundliche Begegnung zurück.“

„Seltſamer Mann!“ rief Roſalie. „Es kann wohl nur jemand, der den Weltlauf nicht kennt, von einem gebildeten Frauenzimmer verlangen und erwarten, daß es gleich auf den erſten Wink in dergleichen Abſichten eingehen ſoll. Beſonders, wenn dieſes Frauenzimmer etwa von einem Vater abhängt, der höher hinaus will.“

„Was das betrifft, das hätte nichts zu bedeuten;“ entgegnete Tobias. „Eigenſinnige Väter können zur Einwilligung gezwungen werden, ſagt mein Gerichtshalter.“

„Ich wäre doch neugierig, wie Sie das bey dem meinigen anfangen wollten;“ antwortete ſie. „Theilen Sie mir gelegentlich durch den Herrn von Schnabler Ihre Gedanken mit. Sie können ſich ihm ohne Bedenken anvertrauen; er iſt uns beyden ergeben.“

Mit dieſen Worten verließ ſie ihn ſchnell. „Es hat gewirkt!“ ſprach er fröhlich. „Vivat der Dichter!“

Des andern Tages wollte er eben den Herrn von Schnabler zu ſich entbieten laſſen, als Dieſer ſchon zur Thür herein trat, und mit ſcherzhafter Feyerlichkeit ſagte: „Ich komme als bevollmächtigter Vertrauter des Fräuleins Roſalie von Minden, und bin von Eurem Verſtändniß, daß ſich geſtern im Garten zu Rothſtein glücklich angeſponnen hat, vollkommen unterrichtet. Mit Roſalien, Herr Bruder, ſteht Deine Sache gut; doch der Vater wird Dir zu ſchaffen machen. Er ſpricht oft mit der Tochter vom Heirathen; aber ein gräflicher Schwiegerſohn iſt immer das dritte Wort. Daher darfſt Du nicht daran denken, auf dem gewöhnlichen Wege der Anwerbung zum Ziele zu kommen. Du haſt aber gegen das Fräulein geäußert, daß man einen väterlichen Starrkopf zum Jawort zwingen könne. Sage, wie willſt Du das machen?“

„Darüber muß ich mich erſt mit meinem Gerichtshalter berathen;“ ſagte Tobias.

„Geh mit Deinem Gerichtshalter!“ rief Schnabler. „Der würde den Brautkrieg mit der Feder ausfechten wollen, und das gäb' einen unſterblichen Proceß. Nein, ich weiß ein kürzeres Mittel; es heißt — Entführung.“

Der Junker entſetzte ſich, daß er zuſammen fuhr.

„Das Wort erſchreckt, doch die Sache iſt leicht;“ ſagte Schnabler. „Man hat von Rothſtein aus nur zwey Meilen bis über die Gränze. Einen Katzenſprung jenſeit, im Dorfe Fichtenhain, wohnt ein Pfarrer, der vormals bey dem Regimente, worin ich diente, Feldprediger und ein luſtiger Bruder war. Immer in Geldnoth, verbeſſert er jetzt gelegentlich ſeine Umſtände durch geheime Trauungen, die ihm gut bezahlt werden, und ſeine Obern ſehen ihm durch die Finger, weil er von den geringen Einkünften ſeiner Pfarre nicht leben kann. — Mit dieſem theuern Kirchenlehrer will ich den Handel für Dich abſchließen. Ihr fahrt hernach bey Nacht zu ihm hin, werdet getraut, kommt nach Rothſtein zurück, und ſtellt euch dem Oberſten, wenn er ſich am Morgen aus dem Bett erhebt, als Ehegatten vor. Er donnert und wettert euch an, griesgramt eine halbe Stunde, und läßt ſich dann, was nicht zu ändern iſt, in Gnaden gefallen.“ —

Dieſer Plan ſchien dem feigen Tobias ſehr kühn und bedenklich; als ihm aber Schnabler alle Einwendungen, die er dagegen vorbrachte, beherzt widerlegte, ward er am Ende ſelbſt muthig, und gab ſeinem Freunde Vollmacht, mit dem Fräulein in ſeinem Nahmen zu unterhandeln.

„Den Gefallen muß ich Dir freylich

thun;“ ſagte Schnabler: „Denn Du darfſt Dich vor der Hand in Rothſtein nicht weiter ſehn laſſen, damit der alte Herr nicht etwa Wind von der Sache bekommt.“

Der thätige Unterhändler ritt nun drey Wochen lang hin und her. In der erſten Woche wollte ſich Roſalie, laut ſeiner Berichte, noch gar nicht recht zur Heirath entſchließen; in der zweyten erſiegte ſeine Beredſamkeit das Jawort, und nur die Heimlichkeit der Trauung war noch dem Fräulein zuwider; in der dritten Woche gelang es ihm endlich, auch dieſen Stein des Anſtoßes bey Seite zu ſchaffen, und er überbrachte eines Morgens die Bothſchaft, daß nun jedes Hinderniß überwunden ſey.

„Nun rüſte Dich, Herr Bruder!“ fuhr er fort. „Denn ſchon die nächſte Nacht hat Roſalie zur Vermählung beſtimmt, und der Geiſtliche, von dem ich eben herkomme, wird zu rechter Zeit auf dem Platze ſeyn. Die

Trauung geſchieht in einem Zimmer des Gaſthauſes. Du ſchickſt auf den Abend Deinen Wagen an die Feldpforte des Rothſteiner Gartens, wo er eine Stunde vor Mitternacht bereit ſtehen muß. Die Braut nimmt mit ihrer Kammerjungfer darin Platz, und fährt gerades Weges nach Fichtenhain. Du aber reiteſt, um alles Aufſehn zu vermeiden, gleich von hier aus dahin, und erwarteſt ſie im Gaſthofe.“ —

Mit offnem Munde, vorgebogenen Knien und gefalteten Händen, hörte der zagende Bräutigam dieſe Vorſchriften an, und brachte ſie, weil er ſeinem Gedächtniſſe nicht traute, mit zitternder Feder zu Papier. Indeſſen eilte Schnabler ſchon wieder fort nach Rothſtein, um die richtige Beſtellung des Bräutigams und des Wagens dem Fräulein zu melden.

Herr von Hopfenberg kam, mit ſeinem vertrauten Leibjäger, nach Mitternacht in Fichtenhain an, und begab ſich ins Zimmer, wo die Trauung geſchehen ſollte. Hier fand er ſchon den Pfarrer, der ſich mit Punſch und Tabak die Zeit vertrieb, und ihn, nach ſchnell gemachter Bekanntſchaft, mit luſtigen Erzählungen aus dem Zeitraume ſeiner Feldzüge ſo angenehm unterhielt, daß er aller Angſt vor dem fürchterlichen Auftritte, der ihm in Rothſtein bevorſtand, vergaß.

Gegen drey Uhr kam die Braut. Er hob ſie aus dem Wagen, und führte ſie hinauf ins Zimmer. Sie und die Kammerjungfer hatten ſich vor den zudringlichen Blicken der Neugier, die ihnen auf der Hausflur auflauerte, mit Schleyern geſchützt, und legten ſie auch während der Trauung nicht ab. Die Braut ſchien ſehr verlegen und ängſtlich. Sie flüſterte dem Bräutigam nur ein paar unvernehmliche Worte zu, und die Trauung ging ſogleich vor ſich. Der Geiſtliche faßte ſich, wie es verlangt worden war, ganz kurz. Schon nach fünf Minuten war er beym Amen, und ſtattete ſeinen Glückwunſch ab.

In dieſem Augenblicke kamen zwey Reiter, denen ein dritter mit der Fackel vorleuchtete, in vollem Galopp vor der Thüre des Gaſthofes an, ſprangen von den Pferden, und eilten ins Haus.

„Iſt Herr von Hopfenberg hier?“ fragte unten die Donnerſtimme des Oberſten.

„Gott ſteh' uns bey!“ ächzte der todtenbleiche Tobias. Die Frauenzimmer flüchteten in ein anſtoßendes Kämmerchen. Der Geiſtliche drückte ſich in einen Winkel neben der Thür, und ſchoß wie ein Pfeil hinaus, als der Oberſte und ſein Sohn, mit Piſtolen in den Händen, herein ſtürmten.

„Da ſteht der arme Sünder!“ rief der Oberſte. „Da bebt er vor dem Zorne des Vaters, dem er die Tochter entführte! —

Doch ich will mein Blut nicht in Wallung bringen, damit meine Hand beym Schuß nicht zittert. Wählen Sie ſich hier ein Paar Piſtolen, und ſobald der Tag graut, wechſeln wir Kugeln. — Verfehlen die meinigen Ihr Herz, ſo haben Sie es auf der Stelle mit meinem Sohne zu thun."

Ganz zerknirſcht legte ſich Tobias auf's Bitten, und mit den heiligſten Betheuerungen verſprach er, ſich lebenslang als ein herzensguter Gemahl und gehorſamer Sohn zu betragen.

„Larifari!" ſagte der Oberſte. „Wir wechſeln Kugeln; dabey bleibt's. — Warum machen Sie ſolche Streiche! — Sie lieben, wie man ſagt, die Jungfer Benedict. Hätten Sie ſich das Mädchen antrauen laſſen, ſo könnten Sie Ihre Hochzeit in Fried' und Ruhe feyern."

„Ach Gott! wär' ich doch ſo klug geweſen!" ſeufzte Tobias.

Der Oberſte ſchien nicht darauf zu hören. Er ſah ſich im Zimmer um, und fragte mit lauter Stimme: „Wo iſt denn Frau von Hopfenberg?“

Mit gebeugtem Haupte trat ſie aus der Kammer hervor.

„Weg mit dem Schleyer!“ rief der Oberſte.

Sie ſchlug ihn langſam zurück, und freudig ſchrie Tobias auf: denn vor ihm ſtand — ſein Hannchen.

Der Oberſte, ſein Sohn und Roſalie, die das Kammermädchen vorſtellte, erhoben ein ſchallendes Gelächter. Tobias lachte mit ihnen um die Wette, und war ganz außer ſich vor Freude, daß nun der Zweykampf unterblieb. Er fiel, ohne ſich vor den Zuſchauern den geringſten Zwang anzuthun, Hannchen um den Hals, und ſagte mit natürlicher Herzlichkeit: „Liebes Kind, ſüßes Herz, Du biſt mein! biſt ganz und ewig mein! und kein Menſch ſoll uns trennen.“

„Sie ſind alſo mit dem Frauentauſche zufrieden?“ fragte Roſalie.

„Ja, wenn Sie mir's nicht übel nehmen, ſo bin ich's;“ verſetzte Tobias.

„Das freut uns;“ ſagte der Oberſte: „Das ſahen wir voraus, und ſpielten Ihnen deßhalb, um Sie glücklicher zu machen, als Sie es mit Roſalien geworden wären, dieſen frommen Betrug, da Sie ſelbſt nicht Kraft genug hatten, die Freyheit Ihres Herzens und ſeiner Wahl gegen Ihren herrſchſüchtigen Rathgeber zu behaupten. — Von dieſem Manne müſſen Sie ſich losmachen; wir wollen in Rothſtein weiter darüber ſprechen. Begleiten Sie uns jetzt dahin, und feyern Sie dort Ihre Hochzeit. Ihren Schwiegervater werde ich mit meinem Wagen abholen laſſen. Uebrigens habe ich, um Ihnen die Folter der gewöhnlichen Hochzeitſcherze zu erſparen, keine

Gäſte gebeten. Nur Herr von Schnabler wird da ſeyn."

„O, der Schalksfreund! der Plaudermatz!" rief Tobias. „Er verrieth, was ich im Rauſch ihm entdeckte, und daraus — das merk' ich wohl — entſtanden alle die Naſen, die man mir ſeit drey Wochen gedreht hat. Doch wer zuletzt lacht, der lacht am beſten, und das bin ich!"

Dabey ſprang er auf Einem Beine herum, und jubelte ganz ausgelaſſen.

Hannchens Vater wußte von dem ganzen Vorgange kein Wort. Er glaubte, ſie ſey noch in Bienenfeld: aber von dort hatte ſie Roſalie, die eine Freundin der Frau von Schönau war, ſchon ſeit vierzehn Tagen abgeholt, und mit ſich nach Rothſtein genommen, um ſie, zu ihrem eigenen Glücke, als Werkzeug der dem Herrn von Hopfenberg zugedachten Züchtigung zu brauchen; denn züchtigen, wiewohl ſanft, wollte man ihn dafür, daß er bloß in der Abſicht, ſeinen Papieradel zu veredeln, auf Freyers Füßen nach Rothſtein gekommen war, und drey verſchiedene Rollen ſchlecht geſpielt hatte.

Hannchen kämpfte lange gegen den Antrag, ſich ihm verſchleyert antrauen zu laſſen. Da man ihr aber die Sache von der beſten Seite vorſtellte, ſie ſich überdieß vom Junker Tobias geliebt wußte, und große Luſt hatte, eine Edelfrau zu werden: ſo gab ſie dem einſtimmigen Rath und Willen des Fräuleins von Minden und der Frau von Schönau nach, und verließ ſich beſonders auf den Oberſten, der ſich für den glücklichen Ausgang des Unternehmens verbürgte. Sie wollte nun ihrem Vater den geheimen Plan entdecken, und ſich ſeine Genehmigung erbitten; aber man erlaubte ihr nicht, ihm davon Nachricht zu geben, weil man beſorgte, daß des guten Mannes Aengſtlichkeit und Demuth alles verderben würde.

Des Junkers Leibjäger hatte ihm ſeines Herrn bevorſtehende Vermählung mit dem Fräulein von Minden im Vertrauen eröffnet. Er, ein allezeit fertiger Poet, arbeitete ſogleich ein Hochzeitgedicht aus, ließ es in der Stadt drucken, und erwartete eben mit Ungeduld die Rückkunft des zur Abholung dahin geſandten Bothen, als ein Wagen von Rothſtein ankam, deſſen er ſich, vom Oberſten zur Hochzeit eingeladen, bedienen ſollte. Er fiel wie aus den Wolken, und beſchuldigte den Kutſcher, er müſſe nicht recht gehört haben; dieſer aber, ſeiner Sache gewiß, ließ ſich nicht abweiſen. Während des Streites darüber kam der Eilbothe mit dem Gedichte gelaufen. Meiſter Benedict, der ſchon zur vorhabenden Fußwanderung nach Rothſtein feſtlich gekleidet war, ſetzte ſich nun, weil es durchaus nicht anders ſeyn ſollte, in den Wagen. Die Fahrt ging ſehr raſch, und er fand in dem fliegenden Kaſten nicht ſo viel Ruhe, daß er das poetiſche Päckchen öffnen konnte.

Erſt in Rothſtein, vor der Thüre des Geſellſchaftszimmers, riß er mit möglichſter Geſchwindigkeit die Hülle des Gedichtes ab, legt' es unbeſehen auf einen Teller, und trat mit zahlloſen Bücklingen vor die hohen Herrſchaften. Indem er aber dem Könige des Feſtes die Muſengabe überreichen wollte, warf er noch einen Blick darauf, rief mit Entſetzen: „Ach Gott!“ und taumelte, wie von einer Ohnmacht angefallen, zurück. Man kam ihm zu Hülfe, und fragte, was ihm begegnet ſey. „Ich bin des Todes!“ rief er aus. „Ein gräßlicher Druckfehler bringt mich ums Leben!“

Der Oberſte beſah das Titelblatt, und rief lachend: „Da ſteht gedruckt: Bey der hohen Verlähmung Sr. Hochwohlgebornen u. ſ. w. Aber" — er ſagte das dem Herrn von Hopfenberg ins Ohr — „der Fehler iſt allerliebſt, weil Ihnen wirklich bange war, daß aus der Vermählung eine Verlähmung entſtehen würde." — Er wandte ſich dann wieder zum Schulmeiſter: „Beruhigen Sie ſich, ehrlicher Alter! Der kleine Mißgriff des Setzers hat nichts zu bedeuten. Es wäre ſogar ein Hauptſpaß geworden, wenn Ihre Feder das Wort Verbindung gewählt, und man dafür Verblindung gedruckt hätte: denn ſehen Sie, lieber Benedict, das hier iſt des Herrn von Hopfenberg junge Gemahlin, die er ſich in der Meinung, daß es meine Tochter ſey, antrauen ließ." — Er entſchleyerte jetzt die Frau von Hopfenberg; Benedict erblickte das Geſicht ſeiner Tochter, fuhr zuſammen, als ſäh' er einen Geiſt, und ſtarrte ſie dann ohne Laut und Bewegung an. „Ja, Vater," ſagte Tobias,

„es iſt Euer Hannchen und meine liebe Frau! — Kommt mit uns in ein anderes Zimmer: wir wollen Euch alles erklären."

Der Alte trat mit ſeinen Kindern ab, kam nach einer Viertelſtunde wohlgemuth zurück, und nahm Theil an einem fröhlichen Mahle.

Bald nach der Hochzeit ſtürmte Hebebaum in Hopfenberg ein, und donnerte wie ein Gewitter. Tobias, den der Oberſte gegen ihn aufgeregt und mit Muth gewaffnet hatte, verbat ſich ſeine Verweiſe. Dennoch fuhr der Polterer damit fort, und erlaubte ſich ſogar, die Frau von Hopfenberg, die während des Wortwechſels ins Zimmer trat, mit groben Beleidigungen anzufallen. Darüber ward Tobias, der ſein Weibchen über alles liebte, plötzlich ſo wild, daß er ihm mit entſchloſſenen Worten ſein Gerichtsamt aufkündigte, und das von Rechts wegen.

VI.

Der Landſturm in Taubenfeld.

„Hurrah! der Feind kommt!“ ſchrie ein Bauer, der mit fliegenden Haaren, ohne Hut, auf einem ungeſattelten Pferde durch die Stadt ſprengte. Der Befehlshaber des Landſturms, der Bürgermeiſter Gundram, ſchauderte zuſammen. „Sattelt geſchwind!“ rief er in den Stall, und wußte vor Angſt nicht, wo er Leute genug hernehmen ſollte, ſeinen Adjutanten zu rufen, die Piſtolen zu laden, den Küſter zum Sturmläuten aufzufodern, und hundert andere dringende Befehle auszurichten. Indeſſen ſtürzte ſchon aus allen Häuſern die Bürgerſchaft mit langen Piken hervor, und verſammelte ſich auf dem Markte. Auch der Adjutant, der feurige Tanzmeiſter Häslein, kam in geſtrecktem Galopp. Er ſaß ſtraff und feſt, wie ein ſchulgerechter Reiter, zu Pferde; die metallene Säbelſcheide klirrte hell am Sporn, und ein fürchterlicher Schnurrbart drückte dem jugendlichen Geſichte den Stempel der Männlichkeit auf. So flog er den Marktplatz auf und ab, ordnete Reihen und Glieder, und ermahnte zur Tapferkeit.

Er verdankte die Adjutantenſtelle zwar eigentlich ſeiner Schecke, die er ſich, wegen einiger auswärtigen Tanzſchüler, hielt: doch verehrte ihn auch ganz Taubenfeld als den heldenmüthigſten Mann und wärmſten Vaterlandsfreund. Er trug die Nationalkokarde ſogar auf der weißen Nachtmütze, mit welcher er des Morgens eine Pfeife Tabak zum

Fenſter hinaus rauchte; und bey jedem Glaſe Wein, das er mit Freunden trank, donnerte ihnen ſeine mächtige Beredſamkeit ins Herz, daß man Gut und Blut dem Vaterlande weihen, und deſſen Feinde vom Erdboden vertilgen müſſe. Er trat faſt, wenn er über dieſen Gegenſtand ſprach, aus den Schranken der Menſchlichkeit, indem er mit ſchrecklichen Eidſchwüren betheuerte, daß er jeden feindlichen Krieger, der ihm vor die Klinge kommen würde, ohne Gnade und Barmherzigkeit niedermetzeln wolle. „O, nicht ſo grauſam, lieber Häslein!" ſagte dann immer Dorchen, Gundrams ſchöne Tochter, die ihn übrigens, wegen ſeines heiligen Eifers für Freyheit und Vaterland, innigſt liebte. Sie ſelbſt nahm an dem Schickſale des bedrängten deutſchen Volkes den lebhafteſten Antheil. Darin ſtimmte ſie ganz mit dem geiſtvollen Tanzmeiſter zuſammen, und er gewann ihr Herz, das ſie ſeinetwegen einem frühern Verehrer entzog.

Dieß war der Kaufmann Burkhard, ein junger, liebenswürdiger Mann. Er ſprach aber nie von Thaten, die er beym Landſturm thun wollte, und darum hielt ihn Dorchen für feige. Häslein machte ihn ſogar als einen lauen Patrioten und geheimen Anhänger des Feindes verdächtig, weil er ſich niemals in blutdürſtige Kriegsgeſpräche miſchte, und bisweilen laut und öffentlich behauptete, der Menſch müſſe immer Menſch bleiben, und auch mit Feinden menſchlich verfahren.

Häsleins flammender Muth hatte ſelbſt die vornehmſten Frauen und Mädchen der Stadt entzündet. Sie waren insgeſammt zum Kampfe für's Vaterland entſchloſſen. Die Seele dieſes kleinen Amazonenheeres war die verwitwete Fähnrichin Polteratzky, eine Frau von beynahe rieſenhafter Geſtalt, männlichem Antlitz und donnernder Stimme. Sie hatte ſich ſchon in einem frühern Kriege hervorgethan. Sie zog damals mit ihrem Gatten,

ten, dem bey ſeinem Regimente ſehr geachteten Feldwebel Polteratzky, als Marketenderin zu Felde, und nahm einsmals einen feindlichen Officier, der ſich bey Nacht und in der Trunkenheit von ſeiner Fahne verirrt hatte, mit eigenen Händen gefangen. Dafür empfing ſie eine goldene Ehrenmünze, die ſie nachher immer am Halſe trug. Auch der Herr Feldwebel hatte von der Tapferkeit ſeiner Ehegenoſſin den Vortheil, daß er nach geendigtem Kriege den Abſchied als Fähnrich und die Stelle eines Accis-Einnehmers in Taubenfeld erhielt. Seine rüſtige Gemahlin verbat ſich aber bey allen Leuten, mit welchen ſie umging, den bürgerlichen Titel: ſie ließ ſich nicht anders als Frau Fähnrichin nennen.

Als der Landſturm in Taubenfeld errichtet ward, wollte ſie Mannskleidung anlegen und als Officier angeſtellt ſeyn. „Ihr Entſchluß entzückt mich, Frau Fähnrichin!“ ſagte Häslein. „Sie könnten ſich aber auch ohne

Verläugnung Ihres Geſchlechts neue Lorbern erwerben. Die Frauen der Vorzeit beſchützten oft dadurch die Städte, daß ſie von den Mauern und aus den Fenſtern herab ſiedendes Waſſer auf die Köpfe der andringenden Feinde goſſen. Wir wollen, um dieſe Art von Vertheidigung noch zu verſtärken, unſere beyden Stadtſpritzen am Thore auffahren, und daraus glühende Ströme dem Feind' ins Geſicht pumpen. Dieſe naſſe Batterie wird unſtreitig große Wirkung thun, wenn Sie, Frau Fähnrichin, das Commando derſelben übernehmen."

Sie entſchloß ſich dazu, und warb zur Bedienung des ſeltſamen Geſchützes viele Frauen und Mädchen, mit welchen ſie einige Monate lang fleißige Uebungen anſtellte. Alle andere, die nicht bey der Artillerie dienen wollten, mußten ſich anheiſchig machen, beym erſten Ruf der Sturmglocke ſogleich Keſſel und andere große Kochgefäße ans Thor zu bringen, dort Feuer anzuzünden, und das benöthigte Waſſer dabey zu ſieden. Herr Häslein verbeſſerte nachher noch ſeine Erfindung durch den Vorſchlag, die Spritzen mit dünnem Mehlbrey zu laden, weil es, wie er ſagte, durch die Erfahrung entſchieden ſey, daß ein ſolches Mehlmuß nicht ſo ſchnell, als einfaches Waſſer, erkalte.

Und ſo, wie er das alles entworfen und vorbereitet hatte, ward es jetzt, da der Feind im Anzuge war, mit möglichſter Lebendigkeit ausgeführt. Raſche Weiber ſpannten ſich vor die Spritzen, und zogen ſie ans Thor; andere ſchürten Feuer an, und trugen Töpfe, Keſſel und Waſſer herbey. Die gewaltige Stimme der Dame Polterazky, die am Thore kommandirte, durchſchallte die ganze Stadt. Der Adjutant kam gejagt. „Alles gut! alles ſchön!“ rief er. „Nur die Spritzen noch ſo gerichtet, daß ſie das Thor mit einem Kreuzfeuer beſtreichen! Dann will ich wohl ſehn, wer ungebrüht herein kommen ſoll!“ —

Der Herr Oberſte — ſo nannte ihn die ganze Stadt — beſtieg indeß ſein hohes Schlachtroß mit Aechzen und Krächzen. Er war ein ſehr dicker Mann, und das wunderte niemand, der es wußte, daß er ein ungemein nahrhaftes Bier braute, und einen guten Theil davon ſelbſt verzehrte. Sein Brauweſen machte ihn auch beritten, indem das tüchtige Pferd, das ihn jetzt auf den Kampfplatz tragen ſollte, zu andern Zeiten den Bierwagen zog.

Als der Adjutant vom Thore zurück kam, ward Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, auf der Landſtraße bis an einen gewiſſen, von beyden Seiten mit Waldung umgebenen Ort vorzurücken. Dort ſollten ſich die Flügel des kleinen Heeres rechts und links an den Wald lehnen, und ſo völlig die Straße ſperren. Dieſen Kriegsrath hielt der Oberſte Gundram vor ſeiner Hausthüre mit allen ſeinen Officieren, unter welchen ſich auch Burkhard befand. Dorchen ſah horchend aus der Fenſter. Der Adjutant warf ihr Abſchiedsküſſe zu. Sie erwiederte dieſe Zärtlichkeit, und trocknete ſich die naſſen Augen. Burkhard ſenkte beſcheiden ſeinen Degen vor ihr. Sie dankte kalt.

Der Landſturm rückte nun aus. Da faßte ſie plötzlich den Entſchluß, eine Augenzeugin der Thaten ihres Geliebten zu ſeyn. Sie wollte ihm, wie Klopſtocks Thusnelda ihrem Arminius, zurufen:

„Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Feindesblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So ſchön war
Häslein niemals; ſo hat's ihm
Niemals vom Auge geflammt!"

Ihr Vorhaben ließ ſich ohne Schwierigkeit ausführen, da ſie durch die Hinterthür des väterlichen Hauſes unbemerkt ins Feld ſchlüpfen und auf Fußſteigen näher, als auf der Heerſtraße, zum erwählten Schlachtfelde kommen konnte. Raſch und muthig eilte ſie fort. In zehn Minuten war ſie auf dem Schauplatze. Da ſie aber auf Seitenwegen dahin flog, ſo entging ihr das Vergnügen, die erſte Heldenthat des Landſturms zu ſehen, die wir, ungeachtet ſie dem bekannten Ritterkampfe mit Windmühlen ähnlich war, nicht mit Stillſchweigen übergehen wollen.

Das Sturmheer hatte nur erſt tauſend Schritte weit die Stadt im Rücken, als ein ſcharfſichtiger Pikenier aufſchrie: „Potz Wetter! dort treibt ein Schnapphahn all' unſere lieben Kühe davon!“ — Der Adjutant blickte durch ſein Fernrohr, und ſah in der That einen Kerl, der des Feindes verhaßte Uniform trug, und die ſämmtlichen Stadtkühe vor ſich her geißelte. Häslein hätte ihn mit ſeinem flüchtigen Roſſe bald einholen und niederſtoßen können: er verſchmähte jedoch den gar zu leichten Sieg, und beorderte eine Abtheilung des Landſturms zum Angriff. Mit entſetzlichem Hurrahgeſchrey ſtürzten ſogleich zwanzig bis dreyßig grimmige Löwen auf den Feind, und warfen ihn zu Boden. „Herr Gott! was wollt Ihr?“ rief der Beſiegte. „Ich bin ja der alte Michel, der ehrliche Stadthirt!“ — Und er war es wirklich. Er hatte vor einiger Zeit eine fremde Montur von einem Trödler gekauft, hatte ſie gerade dieſen Tag zum erſten Mal angezogen, und war damit nach niemanden in der Stadt zu Geſichte gekommen: denn er wohnte vor dem Thore, und die Bürgerkühe waren ſo verſtändig, daß ſie jeden Morgen, wenn ihre Ställe geöffnet wurden, ohne Führer und Treiber den Weg nach ihrem Weideplatz antraten.

Als der Adjutant den vermeinten Plünderer überwältigt ſah, ritt er eiligſt dahin. Man erzählte ihm den lächerlichen Mißgriff; er aber fand die Sache höchſt bedenklich, und beſchuldigte den Hirten, er ſtehe mit dem

Feinde im Verſtändniß, und habe ihm die Heerde überliefern wollen. Der alte Michel vertheidigte ſich auf's beſte, mußte jedoch auf der Stelle die Uniform ausziehen, und der Adjutant hieb ſie mit ſeinem tapfern Säbel in tauſend Stücke.

Das Heer zog dann weiter, und ſtellte ſich auf der mit Gebüſch umgebenen Wahlſtatt. Die furchtbare Schlachtordnung war kaum vollendet, als ein voraus geſandter Kundſchafter meldete: es ſey im Walde rechter Hand nicht richtig; es hätten ſich ausländiſche Sprachtöne und Waffengeklirr deutlich darin vernehmen laſſen.

Der Oberſte wandte ſich zu dem Adjutanten, und ſagte: „Lieber Häslein, ich will Ihnen vor allen andern die Ehre gönnen, eine Probe Ihres Muthes abzulegen. Durchſtreifen Sie den Wald, und nehmen Sie ſo viel Mannſchaft mit, als Sie nöthig zu haben glauben."

„Ich möchte mich gleich vor den Kopf ſchießen!“ rief Häslein. „Ich bin außer mir, daß ich Ihrem Vertrauen nicht entſprechen kann! Man kommt in Waldungen zu Pferde nicht fort, und leider hab' ich mir geſtern den rechten Fuß verſtaucht, daß ich durchaus nicht zu gehen im Stande bin.“

„Das iſt doch Schade!“ ſagte Gundram, und überblickte ſeine Schaar, um einen andern tüchtigen Officier auszuwählen. Da trat Burkhard ungerufen heraus und bat, ihm den Streifzug anzuvertrauen. Häslein winkte dem Oberſten mit den Augen, um ihn daran zu erinnern, daß Burkhard ein Menſch von zweydeutiger Tapferkeit und Vaterlandsliebe ſey. Aber Gundram verſtand die Warnung nicht oder wollte ſie nicht verſtehen; er bewilligte Burkhards Geſuch und rief: „Freywillige vor!“ Muthig ſprangen zehn oder zwölf Mann aus den Gliedern; doch eben ſo viel mußten beynahe mit dem

Haaren herausgezogen werden. „Freunde,“ ſagte der Oberſte, „es iſt unnöthig, euch zur Tapferkeit anzufeuern. Ihr ſeyd Bürger von Taubenfeld, deren Vorfahren ſich oft im dreyßigjährigen Kriege mit Freybeutern wakker herum ſchlugen. Erneuert unſern alten Ruhm! Mehr ſag' ich nicht. Der Tapfere iſt von ſelbſt tapfer; wäret ihr aber feige Memmen, ſo möcht' ich euch noch ſo viel vorſchwatzen, es wäre doch Hopfen und Malz an euch verloren. — Zieht mit Gott!“

Nach dieſer Anrede (in welcher es der Feldherr nicht laſſen konnte, dem Bierbrauer einen Ausdruck abzuborgen) führte Burkhard ſein Häuflein friſch in den Wald. Bald darauf geſchah drin ein Schuß. „Sackerlot! es wird Ernſt!“ rief der Oberſte. Sein Adjutant ſchlotterte mit Zähnklappen im Sattel. „Freund, was fehlt Ihnen?“ fragte Gundram. „Es iſt dieſen Morgen verwünſcht kalt!“ ſtotterte Häslein.

Jetzt krachten wieder zwey Schüſſe rechts im Walde. Blitzſchnell ſprengte der Adjutant links in den Buſch. „Was wollen Sie dort? Rechter Hand ſteht der Feind!“ ſchrie Gundram mit der ganzen Macht ſeiner Stimme. Aber Häslein hörte nicht; er verſchwand im Gebüſche.

Unweit von dem Platze, wo ſein Pferd das Dickicht durchbrach, lauſchte Dorchen. Er bemerkte ſie nicht; ſie aber traute kaum ihren Augen, als ihr Held, mit einem todtenfarbigen und verſtörten Geſichte, ſo plötzlich hier ankam. Neugierig, was er beginnen würde, regte ſie ſich nicht. Er ſpornte ſein Roß, es ſollte tiefer ins Gehölz eindringen; da es aber von Geſträuchen aufgehalten wurde, ſprang er herunter, zog ſein Schwert, durchſägte haſtig damit den Zügel, ließ das Pferd ſtehen und kämpfte zu Fuß mit dem widerſtrebenden Gebüſche. Da faßte ihn ein Dornſtrauch heimtückiſch von hinten, und hielt ihn feſt. Er, in der Meinung, es habe ihn ein Feind ergriffen, that ohne Umſehen einen ängſtlichen Schrey, fiel auf die Knie, und flehte mit erhobenen Händen um ſein Leben. Als er keine Antwort erhielt, wagte er nach einigen Minuten einen furchtſamen Blick über die Achſel. Er ſah niemand hinter ſich, ſprang fröhlich auf, entdeckte die Stachelhände, die ihn erhaſcht hatten, und hieb mit dem Schwerte ſo wüthend auf ſie ein, daß ſie los laſſen mußten.

Er arbeitete ſich nun weiter fort. So kam er endlich auf einen freyen Platz, wo ein hoher, von Moos, Laub und Tangeln aufgeſchichteter Thurm ſtand, den man im gemeinen Leben einen Streuhaufen nennt. Geſchwind entſchloſſen, ſich in dieſe Feſtung zu werfen, ſtieg er mit Stiefeln und Sporen hinein, und übergoß ſich ſo lange mit Moos und Blättern, bis er völlig damit bedeckt war.

Mit Erſtaunen ſah Dorchen das alles,

und empfand gegen den elenden Wicht eine ſo herzliche, alle Liebe tödtende Verachtung, daß ſie ſich der freundlichen Zuneigung, die er ihr durch ſeine Prahlereyen abgeliſtet hatte, vor ſich ſelbſt ſchämte. Ihr Unmuth gab ihr in den Sinn, ſich an dem Großſprecher auf der Stelle zu rächen, und ihn ſpottend zu entlarven, damit es ihm nie wieder einfallen könnte, ſich das Anſehen eines Helden zu geben. Sie trat vor den Streuthurm, und mit verſtellter Stimme, der ſie einen tiefen, männlichen Ton aufzwang, rief ſie laut: „Herr Adjutant!“ — Er rührte ſich nicht. — „Herr Adjutant Häslein!“ rief ſie ſtärker und mehrmals; doch immer blieb er mäuschenſtill. Ungeduldig zerſtörte ſie nun den Streuhaufen, bis der Kopf des Mundhelden zum Vorſchein kam. Er ſtarrte ſie einen Augenblick mit Entſetzen an, hatte jedoch Geiſtesgegenwart genug, ſeiner ſchimpflichen Flucht ein ehrbares Mäntelchen umhängen zu wollen. „Himmel! Sie ſinds?“ — rief er. „Ihr Scherz verdirbt mir einen herrlichen Plan. Ich legte mich hier in den Hinterhalt, um wie ein Donnerwetter hervor zu brechen, wenn's die Feinde verſucht hätten, auf dieſer Seite durch den Wald zu ſchleichen, und unſern linken Flügel zu umgehen.“

„Still, ſtill, Herr Eiſenfreſſer!“ ſagte Dorchen. „Ich müßte, wenn ich Ihnen glauben ſollte, Ihre Flucht nicht geſehen haben.“

„Was reden Sie von Flucht?“ ſprach er aufgebracht. „Mein Pferd ward ſcheu, ging durch, der Zügel riß — —“

„Nachdem Sie ihn zerſäbelt hatten!“ fiel ſie ein.

Er ſchrak zuſammen und erblaßte. Doch augenblicklich gewann er wieder Faſſung, und ſagte mit einem wehmüthigen Tone: „Sie gehen hart mit mir um! Und ich ſchonte doch meines Lebens einzig und allein — für Sie!“

„Sehr unnöthig!“ verſetzte Dorchen. „Ich liebe keinen feigen Mann; wir ſind ewig geſchieden.“

„Wollen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen tödten ſoll?“ fuhr er auf, und riß den Säbel aus der Scheide.

„O, wenn Sie dazu Herz hätten,“ ſagte ſie lächelnd, „ſo wären Sie nicht geflohn!“ —

Der Schluß dieſes Auftrittes war, daß ſie ihm Verſchwiegenheit verſprach, und es ihm anheim ſtellte, ſeine Ehre zu retten. „Ja, ich will ſie retten!“ rief er entſchloſſen. „Ich flieg' in die Stadt, lege meinem Pferde einen andern Zaum an, komme zurück, und ſieg' oder ſterbe!“ —

Ganz mit Moos und anderm Unrath überzogen, ſtieg er, wie ein wilder Waldmenſch, aus ſeinem Neſte. Er nahm ſich keine Zeit, ſich zu ſäubern; er knüpfte ſchnell den zerſchnittenen Zügel zuſammen, warf ſich auf ſeine Schecke, und ritt über Hals und

Kopf davon, weil eben jetzt auf der andern Seite des Waldes das Gewehrfeuer wieder anfing.

Während der Zeit waren die Amazonen in der Stadt auf ihrer Huth. Die Frau Fähnrichin ſtellte außerhalb des Thores, bey welchem das ſchwere Geſchütz aufgepflanzt war, eine Schildwache aus, die nach allen Seiten hin aufpaſſen und jede feindliche Erſcheinung melden ſollte. Eine höchſt nöthige Vorſicht, weil ſich jemand längs der Stadtmauer heran ſchleichen konnte, ohne daß man es innerhalb des Thores, wo das Geſchütz ſtand, bemerkte. Die Befehlshaberin Polteratzky vertraute den Vorpoſten einem alten Mütterchen an, das durchaus mitkämpfen wollte, und doch, wegen ſeiner Kraftloſigkeit, zum thätigen Kriegsdienſte nicht brauchbar war. Aber ſchreyen, tüchtig ſchreyen konnte die Alte, und eine gute Brille hatte ſie auch; ſie

ſie war alſo, dem Anſehen nach, zum Schildern vollkommen geſchickt.

Indem ſie nun, mit einer Ofengabel im Arme, auf ihrem Poſten ſtand, und wie eine Wetterfahne, die von zwey einander entgegen blaſenden Winden getummelt wird, den Kopf rechts und links drehte, kam in der Ferne der Adjutant mit verhängtem Zügel geritten. Er war durch ſeinen Aufenthalt im Streuſchober ſo entſtellt, und die hochbetagte Schildwache, die ſich mit Tanzmeiſtern und der ganzen Tanzkunſt nicht abgab, kannte ihn überhaupt ſo wenig, daß ſie ihn für einen feindlichen Wagehals hielt, der die von Männern entblößte Stadt überrumpeln wolle. Sie ließ ſich und ihrer Brille nicht Zeit, die Sache genauer zu unterſuchen; ſie ſtürzte mit Zetergeſchrey, und mit Verluſt ihrer beyden Pantoffeln, ins Thor hinein. Eiligſt ward das Geſchütz mit ſiedendem Mehlbrey geladen. Die Zuſchauer flohen vor Angſt.

Der Adjutant kam in ſauſendem Galopp die Stadtmauer entlang, bog ſchnell ins Thor ein, die Fähnrichin kommandirte: „Feuer!“ — und in einem Nu ſchoß ihm die heiße Ladung beyder Spritzen auf den Leib. Er fiel, wie von einer Kanonenkugel getroffen, ſtöhnend vom Pferde.

Staunend ſahen die Artilleriſten, wen ſie zu Boden geſtreckt hatten. Sie umringten ihn; ſie fragten, was er in der Stadt wolle. Seine Antwort waren Flüche. Er verwünſchte das ganze Taubenfelder Artillerieweſen. „Herr, Sie verfluchen Ihr eigenes Kind!“ ſagte die Fähnrichin. „Sie ſelbſt erfanden dieſes Geſchütz, Sie ſelbſt ordneten das Kreuzfeuer an! Wer kann dafür, daß Sie auch ſelbſt hinein ritten? — Wir wollen über die Alte, die hier Schildwache ſtand, und Sie für einen Feind anſah, Kriegsrecht halten. Weiter läßt ſich bey der Sache nichts thun.“

Er lärmte noch viel; doch im Herzen war er froh, daß ihm die erlittene Niederlage einen guten Vorwand lieh, die Rückkehr zum Schlachtfelde, womit es ihm überhaupt kein Ernſt geweſen war, zu unterlaſſen. Mit Mehlflecken getiegert und von den Weibern verlacht, ging er nach Hauſe und zu Bette. Sein Pferd, das die Streiche ſeines Herrn unſchuldig mit ausbaden mußte, hatte gleich nach Abfeuerung der brühenden Batterie die Flucht ergriffen.

Unterdeſſen wurde das Waldgefecht immer heftiger; es mußte Hülfsmannſchaft nachgeſchickt werden. Doch ehe ſie den Tummelplatz erreichte, hatte ſchon Burkhard einen vollſtändigen Sieg erfochten, und kehrte, zweymal verwundet, mit zwölf Gefangenen zurück. Von Blutverluſt erſchöpft, ſank er um, indem er dem Oberſten Bericht abſtatten wollte. Dorchen, die das ſah, eilte mit wieder erwachter Liebe ihm zu Hülfe, und verband ſeine Wunden. Er drückte ihr gerührt die Hand; ſprechen konnte er nicht. Gundram ließ ſchleunig ſeine Kutſche holen, und ſie ward Burkhards Triumphwagen, in welchem er, an Dorchens Seite, ſeinen Einzug in die Stadt hielt.

Die Wunden waren nicht gefährlich, und der Balſam der Liebe heilte ſie bald. Kurz darauf endigte ſich der Krieg, und mit dem Friedensfeſte zugleich feyerten Burkhard und Dorchen ihre Verbindung. Bey der Einſegnung ſagte der Pfarrer unter andern zu dem Bräutigam folgende Worte: „Sie ſind ein lebendiger Beweis, daß der beſcheidenſte und ruhigſte Mann ſtets der tapferſte iſt, und daß man ein ſehr guter Patriot ſeyn kann, wenn man auch nicht immer und überall, wie ein Tieger, nach dem Blute des Feindes ſchnaubt.“ —

Das Hochzeitfeſt beſchloſſen fröhliche Tänze, bey welchen freylich mancher Fehler und

Wirrwarr vorfiel, weil ſich der gewöhnliche Lenker und Leiter ſolcher Luſtbarkeiten, der Herr Tanzmeiſter Häslein, ſchon geraume Zeit vorher aus Taubenfeld fortgemacht hatte.

Gedruckt bey Johann Friedrich Starcke.